Lieder.

Leipzig
Gedruckt im 1743sten Jahre.

Diese beiden Schwestern wurden nachher verehli-
chet, die eine, mit den Jubelierer und Goldschmidt
Weinhauer, die andere mit dem Dr. ~~Thom~~ Andreas Wag-
ner, Senior des Schöppenstuhls allhier, und waren
gebr. Sonnenkalb aus Naumburg

Von diesen Liedern s. Jördens Lexikon deutscher Dichter und
Prosaisten 2r Bd. S. 63. no. 2.

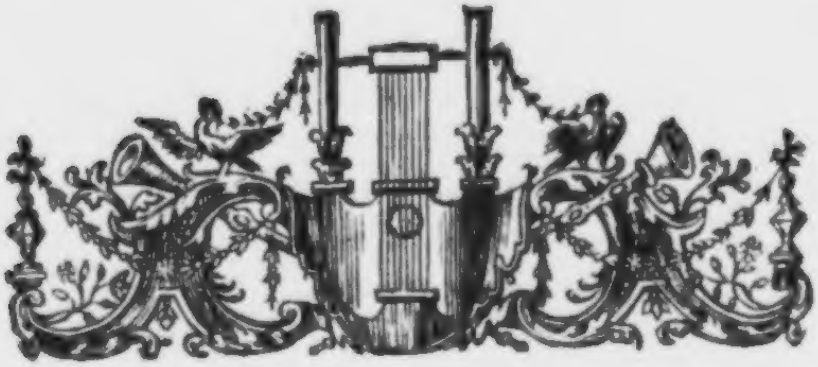
Den beyden
geschickten und klugen
Schwestern,

Willhelminen
und
Christianen,

übergiebt
diese Lieder

Der Verfasser.

Ex
Bibliath. Regia
Berolinensi.



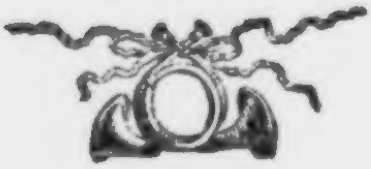
Geehrteste Freundinnen,

Ich habe Ihnen versprochen, ein Dutzend Lieder auf gewisse Menuetten und Polonoisen, die Sie vor andern lieben, zu verfertigen. Hier sehen Sie die Erfüllung meines gegebenen Worts. Es ist wahr, daß diese Texte eben nicht den Druck verdienen; allein ich habe sie auch nicht für die Welt, sondern nur etliche wenige Exemplare für Sie Beyde drucken lassen, damit ich Ihnen einige Beqvemlichkeit im Singen verschaffen möchte. Von einigen dieser Lieder bin ich schon versichert, daß sie Ihnen nicht misfallen haben, und ich will den übrigen, welche Sie itzt erst zu sehen bekommen, eben das gute Schicksal wünschen.

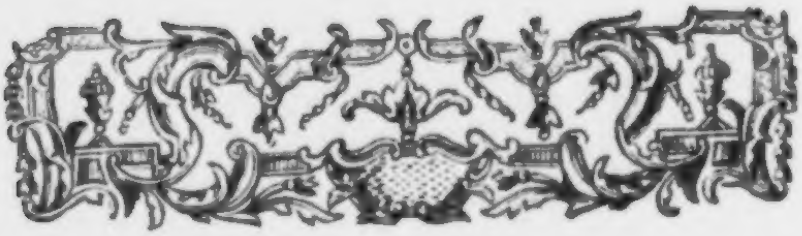
Wer diese Texte von Ihnen singen höret, dem wird die Zeit niemals dabey zu lang werden. Eine gute Musik und eine angenehme Stimme helfen der elendesten Poesie auf, und ein Poet kann seinen Versen nichts vortheilhafters wünschen, als daß sie stets von einem artigen Frauenzimmer mögen gesungen werden; denn es hört sich niemals besser zu, als wenn die Augen zugleich etwas dabey zu thun bekommen. Ich könnte Ihnen hier noch einige Lobsprüche wegen Ihrer Geschicklichkeit in der Musik ertheilen; allein es wäre etwas überflüßiges. So lange Wilhelmine nicht aufhöret, das Clavesin zu spielen, und dazu zu singen, und Christianchen das letzte nicht unterläßt: So sind Sie Beyde Ihr bester Lobspruch selber. Wenn ich wiederum ein Dutzend solcher Lieder beysammen habe: So will ich sie Ihnen ebenfalls drucken lassen; denn ich weis mir kein größer Vergnügen, als Ihnen zu dienen, und stets zu seyn,

Ihr ergebenster Freund

G.



I. Ver-



I.

Vergeßt, was uns am Herzen liegt,
Und seyd mit mir vergnügt.
Die Welt soll den
Noch erstlich sehn,
Den nie ein Wunsch betrügt.
Auf, nehmt die Zeit in Acht,
Deswegen sind wir nicht gemacht,
Daß Gram und Groll
Uns martern soll,
Drum, Freunde, scherzt und lacht!

Wer wird denn stets, zu seiner Pein,
Im Kummer sinnreich seyn?
Nicht wahr, mein Herz,
Durch Gram und Schmerz
Wird doch die Welt nicht dein?
Denn lacht auch mein Geschick
Nicht einen jeden Augenblick:
So seh ich zu,
Und bleib in Ruh,
Und werde selbst mein Glück.

Dem Zehnten ist die wahre Lust
Nicht einmal recht bewußt;
Ich finde sie,
Mit leichter Müh,
In meiner eignen Brust.
Mein Wunsch sieht stets sein Ziel;
Denn was ich habe, nenn ich viel,
Und was gebricht,
Das wünsch ich nicht:
So hab ich, was ich will.

Ich komme mit Gelassenheit
Doch allemal noch weit.
Ein andrer klagt,
Und fleht und zagt,
Und mehrt doch nur sein Leid.
Drum jeder sey, wie ich,
Ich lache, wenn auch alles wich.
Und wär auch ja,
Nichts anders da:
So lach ich über mich.

II.

Von allem, was ich schönes weis,
Behält die Freundschaft doch den Preis;
Und wer auf dieses Gut
Sich nichts zu gute thut,
Verdient kein ehrlich Blut.
Wär uns die Freundschaft nicht verliehn:
So würden Menschen, Menschen fliehn,
Und jeder suchte bald,
In Hölen, Fels und Wald,
Sich einen Aufenthalt.

Ein Freund, der unserm Wunsche gleicht,
Macht uns das Leben erstlich leicht.
Mein Glück sey noch so klein,
Hab ichs mit ihm gemein:
So wird mirs kostbar seyn.
Und hätt ich auch ein Königreich,
Und hätte keinen Freund zugleich:
So lies ich Kron und Land,
Und wählt aus freyer Hand,
Mir eh den Schäferstand.

Ihr Großen habt es nie geschmeckt,
Wie viel in Freundschaft Wollust steckt.
Wenn euch der Schmeichler küßt:
So küßt er voller List,
Blos weil er hungrig ist.
Ein Freund hat einen edlern Sinn,
Er liebt mich, weil ich redlich bin;
Wir sind einander gut,
Blos, weil ein ehrlich Blut
In unsern Adern ruht.

Gesetzt, mich drückt der größte Schmerz:
So stillt sich doch mein banges Herz,
Wofern ich dann und wann
Dem, den ich lieb gewann,
Mein Elend klagen kann.
Bleibt mir die Zahl der Freunde treu:
So ist mir alles einerley:
So sind ich jederzeit,
In ihrer Redlichkeit,
Genug Zufriedenheit.

III.

Welche Freude!
Wenn itzt zwo Seelen
Zärtlich sich wählen,
Liebreich verstehn;
Und bey dem Triebe
Der Freundschafts Liebe,
Sich zu gefallen, löblich vergehn.

Welch Entzücken!
Wenn Blick und Minen
Zu Rednern dienen,
Da jedes schweigt;
Und wenn das Süße,
Getreuer Küße,
Den Zug des Herzens feurig bezeugt.

Welche Wollust!
Itzt machen beyde
Sich Lieb und Freude
Durch Worte kund.
Aus Liebe blöde,
Steckt bald die Rede,
Da sagt ein Seufzer mehr, als der Mund.

Bidde Herzen!
Ihr sucht vergebens
Die Ruh des Lebens,
Mit kaltem Blut.
Lernt, sie zu finden,
Zärtlich empfinden:
So habt ihr erst das kostbarste Gut.

Ja gewinnet,
Gewinnt, ihr Prinzen,
Kron und Provinzen,
Mich rührts nicht sehr.
Ein Herz besitzen,
Ein Herz beschützen,
Das feurig liebet, heiß ich weit mehr.

Liebe höre!
Ich weis, das Schmerzen
Getreuer Herzen
Rühret dich noch.
Laß ihr Entbehren
Nicht lange wehren,
O Liebe, Liebe, höre mich doch!

IV.

Hügel an dem flachen Thale,
Wo die Unstrut mit der Saale
Sich vertraut zusammen schließt!
Möcht ich doch zu euren Ehren,
So ein Lied erklingen hören,
Welches euer würdig ist.

Berge voller edlen Kräfte,
Höhen, voller starken Säfte,
Steht doch ewig unverletzt!
Laßt den Saft unendlich wachsen,
Der den Mund der treuen Sachsen,
Und ihr Herz zugleich ergötzt!

Dessen Hand sey ohne Leben,
Welcher einen von den Reben
Einst aus Bosheit niederreißt!
Dessen Schimpf muß nie vergehen,
Der den Wein von Naumburgshöhen
Aus Verachtung schädlich heißt!

Völker in den fernen Zeiten,
Brecht ihr einst, mit Schwerd und Streiten,
Hier in unsern Gründen ein:
O so bitt ich, habt Erbarmen,
Schont mit den verwegnen Armen
Wenigstens den lieben Wein.

Zeiten, welche fruchtbar machen,
Lasset bald ein Jahr erwachen,
Da der Most so reichlich rinnt,
Daß die Keltern und die Fäßer,
Zu dem stärkenden Gewäßer:
An der Zahl zu wenig sind!

O wie froh werd ich, ihr Höhen,
Dann bey euren Pfälen stehen.
Reiches Jahr brich bald herein!
Mache, daß wir bey dem Lesen,
Niemals so vergnügt gewesen,
Als wir künftig werden seyn.

V.

Trift mein Wünschen anders ein:
So wünsch ich mir kein größer Glücke,
Als allein
Bey einer stillen Lebensart mein eigner Herr zu seyn.
Nie hab ich die Kunst gefaßt,
Daß ich mich niederträchtig bücke.
Diese Last
Bleibt mir, und jeder freyen Brust, bis in den Tod verhaßt.
Niemand will ich, als nur mir, von meinem Thun und meinem Leben,
Antwort geben.
Dieses Recht nehm ich in Acht.
Gnug Gewinn,
Wenn ich bey Freunden, Spiel und Scherze
Meine bin,
Und wenn mein eignes Herze
Mir keinen Vorwurf macht.

VI.

Freyer Sinn!
Du kannst mein Herz erquicken.
Wo ich bin,
Folgst du mir glücklich hin.
Gram und Pein
Mag meinen Feind bestricken.
Ich allein
Will ewig ruhig seyn.
Welt, beneide mich,
Ich lebe königlich;
Denn sein Herz zu erquicken,
Braucht man niemand, als sich.

Meine Ruh
Wird nie mir ganz entrissen.
Seht mir zu,
Seht, ob ich kläglich thu.
Muß ich gleich
Das Glück des Großen mißen.
Ich bin reich,
Mich macht der Neid nicht bleich.
Suchet mit Verdruß,
In Schätzen viel Genuß.
Froh, was man hat, genießen,
Ist mehr, als Ueberfluß.

Ehr

Ehr und Stand
Hat mich noch nie bethöret.
Keine Hand
Mach mich der Welt bekannt.
Ruhm genug,
Wenn mich ein Kluger ehret;
So ein Schmuck
Ist sicher für Betrug.
Schmeichler brauch ich nicht,
Ich thue meine Pflicht;
Und ohne, daß mans höret,
Bin ich mein Lobgedicht.

Ernst und Scherz
Soll täglich mich besiegen.
Kömmt ein Schmerz,
Ihn stillt des Freundes Herz.
Seine Brust
Erfüllt mich mit Vergnügen;
Seine Lust
Wird mir zugleich bewußt.
Theilt den Erdkreis [illegible]
Bleibt nur mein [illegible]
Mag ich davon [illegible]
Und will doch [illegible]

VII.

Vier Dinge nenn ich stets mein Leben,
Musik und Dichtkunst, Lieb und Wein.
Wem diese kein Vergnügen geben,
Der muß kein Mensch wie andre seyn.
Wo ich stehe,
Wo ich gehe,
Nimmt mich eins von diesen ein.

Auf! reget euch; geliebte Sayten,
Ich will den Ton, den ihr mir bringt,
Jtzt durch ein muntres Lied begleiten,
Damit es desto süßer klingt;
Wenn die Freude,
Durch euch beyde,
Doppelt stark ins Herze dringt.

Erst dank ich dir, ersehnte Liebe,
Daß ich ein Herz von dir gewann,
Das noch zum Zuge, sanfter Triebe,
Gelinden und zärtlich lieben kann.
Diese Triebe,
Deiner Liebe,
Seh ich, als mein Geschenke, an.

Auch

Auch dank ich dir, du Gott der Reben,
Für deinen Saft, der mich ergötzt;
Und dessen Ruhm muß ewig leben,
Der uns den ersten Stock gesetzt.
Laßt, ihr Wetter,
Stock und Blätter
Auf den Bergen unverletzt!

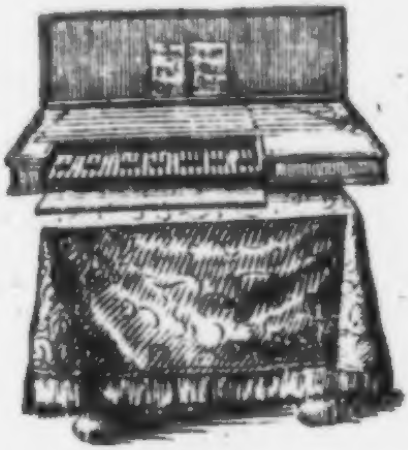
VIII.

Hofnung, du bist es auf der Welt,
Was mich stets erhält;
Und man sucht vergebens
Ohne dich, den rechten Trost des Lebens.
Mag mich doch mancher Wunsch betrügen,
Gnug durch dich kann ich mich besiegen;
Was nicht eingetroffen,
Steht mir frey, in Zukunft noch zu hoffen.

Streicht auch ein Augenblick dahin,
Daß ich traurig bin:
O so kann ich schließen,
Es wird bald ein froher folgen müßen.

In der Welt herrscht der Wechsel immer,
Auf die Nacht folgt ein froher Schimmer,
Und den Schmerz des Bösen
Weis die Zeit durch Gutes abzulösen.

Wären wir, zu all und jeder Zeit,
Von dem Gram befreyt,
Würden wir auf Erden
Selbst zuletzt der Freude müde werden.
Soll ein Trank unser Herz recht kühlen,
Muß man erst Durst und Hitze fühlen;
Und das Glück der Tage
Rührt erst recht nach einer kleinen Plage.



IX.

Ohne Leichtsinn fröhlich seyn,
Liegt mir schon im Blute,
Und mein Glück such ich allein
In zufriednem Muthe.
Ich bin sonder Reu
Mir selbst getreu.
Und ohne viel zu sorgen,
Streicht Mittag, Nacht und Morgen,
Vergnügt vorbey.

Dieses thut kein weises Herz,
Selber sich zu quälen.
Sorgen, Grillen, Gram und Schmerz
Sind für niedre Seelen.
Ich bin, wie sichs fügt,
Mit mir vergnügt;
Und lach in aller Stille,
Wenn Neid und Eigenwille
Die Welt betrügt.

Sterb ich einstens vor der Zeit,
Soll die Welt nicht sagen.
Daß mich Gram und Traurigkeit
In das Grab getragen.

Denn wenns darnach geht,
So leb ich spät.
Ihr, die wir Kluge heissen,
Lernt, daß der Stein der Weisen
In Lust besteht.

X.

Kommt raubt mir, was mir werth geschienen,
Entzieht mir Wünsche, Lust und Ruh!
Ich sehe, mit gesetzten Minen,
Dem Eigensinn des Schicksals zu;
Und seh, was ich nicht ändern kann,
Gelassen an.

Ich werde stets die Noth verschmerzen,
Die mich im Stillen drückt und quält;
Sie liegt allein auf meinem Herzen,
Und bleibt in meiner Brust verheelt;
Und klag ich, klag ich blos mein Leid
Der Einsamkeit.

Du Einsamkeit kennst meine Triebe,
Dir sag ich Namen, Stand und Ort;
Du weist, was ich verschwiegen liebe,
Geh Liebe, du verhaßtes Wort!
Denn zur Vertilgung deiner Pein,
Hülft fühllos seyn.

Ein ander Herz mag sich entschließen,
Und sich den Zärtlichkeiten weyhn:
Ein andrer Mund mag feurig küßen,
Und truncken von der Liebe seyn;
Ich weis es doch, kein zärtlich Herz
Bleibt ohne Schmerz.

Beruhigt euch, erregte Sinne,
Ich suche blos in mir mein Glück.
Hier werd ichs alle Stunden inne,
Hier hab ichs jeden Augenblick;
Und trotze durch Gelassenheit
Dem Lauf der Zeit.

XI.

Zur Wachtel, welche der Gefahr,
Dem Garne kaum entronnen war,
Lies sich der stolze Hensling nieder,
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder,
O sage, wie es immer gieng,
Daß du nicht flohst, und man dich fieng.

Mich lockte jene grüne Saat,
Indem ich nun in Ruhe trat:
So hört ich tiefer in dem Waitzen,
Ein süßes Tönen, süßes Reitzen;
Ich lief, kaum war ich bey dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn,
Dir Flattergeist ist recht geschehn,
Man muß, will man der Lust genießen,
Die Freyheit zu behaupten wißen;
Und wenn ich aus mir selber wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr.

Der

Der Hensling fliegt, die Wachtel weint
Kurz drauf erblickt sie ihren Freund,
Verzagt und nur mit halbem Leben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Wie, rief sie, kömmt es, lieber Gast,
Daß du dich hier gefangen hast?

Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah.
Die ich in diesem Bauer sah;
Aus Freundschaft, da ich nichts vermuthe,
Setzt sich mein Fuß auf diese Ruthe;
Nun weiß ich Aermster auf der Welt,
Nicht was mich hier gefangen hält.

O sprach die Wachtel, schweige still,
Es halte, was dich immer will,
Der Liebe reitzendes Entzücken
Kann uns auf tausend Art berücken;
Und säh es, wie die Freundschaft aus,
Die Liebe macht ein Garn daraus.

XII.

Cupido war für Freuden blind,
Und wollt einmal mit Rosen spielen,
Gleich mußte dieses lose Kind
Den Stich von einer Biene fühlen.

Das warme Blut floß aus der Hand,
Er fieng erbärmlich an zu klagen,
Er lief, er flog, den Jammerstand
Der Liebesgöttin anzusagen.

Ach Mutter! schrie er krank und matt,
Der Stich von einer kleinen Schlange,
Die Stachel, Gift und Fliegel hat,
Macht, daß ich meinen Tod empfange.

Ich sterbe - - das verfluchte Thier!
Der Bauer nennt es eine Biene.
Ach Mutter, hilf, und sage mir,
Ob ich dein Mitleid nicht verdiene?

Gleich nam ihn Venus auf den Schos,
Sie blies in seine leichte Wunde.
Ja freylich die Gefahr ist groß,
Sprach sie mit Bosheitsvollem Munde.

Doch macht die Biene solchen Schmerz,
Und weist du dich nicht abzukühlen,
Was muß nicht ein verliebtes Herz
Bey deinen scharfen Pfeilen fühlen!

DE POESI APOLOGORVM EORVMQVE SCRIPTORIBVS

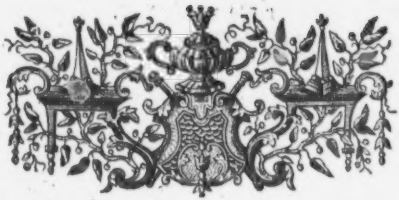
AMPLISSIMI
PHILOSOPHORVM ORDINIS
AVCTORITATE
DIE XX. DECEMBR. A. CIↃ IↃCC XXXXIIII.
DISPVTABVNT

CHRISTIANVS FVRCHTEGOTT
GELLERTVS,
A. M.
ET
IOH. ANDREAS CRAMERVS
IOESTAD. MISN.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

LIPSIAE
LITERIS BREITKOPFIANIS

A.T. 17 Q 100.



PRAEFATIO.

Si rationem tibi reddere debeam, B. L. cur aliquid ſcripturus exilem illam, vti tibi forſan videtur, materiam de apologis elegerim, inde factum eſſe ſcias, quia illam non exilem putaui. Qui ſi error ſit meus, tamen impenſe te rogo, ne mihi errorem eripere ſtudeas, qui tibi non officit, et me aeque delectat, ac te tuus. Scis praeterea, ſcripti pretium non tam argumenti raritate et nouitate abſolui, quam ratione, qua tractatur. Quae ſi tibi hoc opuſculo meo probabitur, ſatis mihi conſecutus videbor. Pro maculis, quas

- - *humana parum cauit natura* -

non deprecor. Earum enim veniam expetere, nihil aliud eſſet, quam addubitare de humanitate tua; hanc autem in dubium vocare, maius foret vitium iis omnibus, quae a me committi potuerunt hoc ſcripto.

Quod ad diſſertationis partem hiſtoricam attinet, ne tibi perſuadeas velim, ac ſi ex omni parte perfectam hiſtoriam fabularum pertexere in animo habuerim, potius conſpectum

tradere volui fabulatorum, et veterum, et hodiernorum, qui ex hoc ſtudio acquiſiuere famam aliquam. In his enarrandis, quoad fieri potuit, rationem temporis, quo vixerunt, habui. Et ne nuda nomina, et ſolas editiones afferrem, ſubiunxi mea qualiacunque iudicia de pretio his mythologis ſtatuendo. Quos ne temere aut laudarem, aut carperem, totos, vix vno alteroque excepto, perlegi. Plerosque igitur eorum, qui graece, latine, gallice et germanice conſcripſerunt apologos, hic reperies. Omiſi autem, qui idem fecerunt ſermone hetruſco, aut anglico, praeſertim ea de cauſſa, quod pauci eorum nobis innotuerunt. Ita enim inter Anglos, praeter viros ſummos et eruditos OGYLBI, ESTRANGE, cuius laudatiſſima fabularum collectio extat, (*) DRYDEN'S, GAY, et inter Hetruſcos, praeter duo veteres poetas, PETRVM TARGA et VERDIZOTI, ferme neminem, aut tamen paucos inuenire potui, qui fabulis operam nauarint. Italos autem praeterii eo lubentius, quod publice ſpes recenſendorum eorum facta eſt. (**) Si itaque b. l. quos omiſi, ſupplere, aut mihi permittere velis, vt id impoſterum efficiam, habebis quodammodo *bibliothecam aeſopeam.*

Haec praefationis loco mihi monenda videbantur. Ceterum ſi omnis hic labor leuior ſit, quam opto, non tamen eo totus offendi debes. Vnde enim tanta cum voluptate intelligere poſſes, quam praeclarae et ſolidae eſſent tuae curae atque meditationes, niſi aliorum extarent ſcripta leuidenſia aut mediocriter bona?

(*) *Eius prior pars germanice prodiit Lipſiae, 1714. 8. poſteriorem non ſecutam eſſe, dolendum,* Nuperrime adhuc Londini lucem viderunt *Fables for the female Sex. 8.*

(**) Vid. Neue Zeitungen von gelehrten Sachen. 1743. p. 834.

PARS

PARS I.

DE NATVRA ET CONSTITVTIONE APOLOGI.

Quis sit apologus?

Fictionem breuiorem et allegoricam ita instructam, vt delectando prosit, apologum dicimus. (*) Non omnibus probatum iri hanc definitionem, probe videmus, sed et sine pertinacia refellere et sine iracundia, vt Ciceronis verbis vtamur, refelli parati sumus. Nos summum fabulae munus fecimus fictionem, ii vero, qui repetunt fabulam a fine suo, fictionis notionem excludi voluit. Cum enim videant, rem aliquam veram idem praestare posse, quod ficta, posse nempe cum delectare, tum prodesse; idcirco putant, in definiendo apologo fictionis rationem nullam

(*) Discrimen odorari voluerunt non nulli inter apologum, ὦνον et μῦθον, de quo varia afferre, seu potius docte exscribere potuissem ex SCALIGERI *Idaeae cap. 54.* et VOSSII *Commentar. Rhetor.* L. IV. c. 11. sed rebus nullius aut parui pretii nolui molestus esse litteris. Neque varias apologorum species volui attingere, cum magis nomine, quam ipsa re, inuicem differant. Et quanquam Aphthonii Scholiasta ita distinguit fabulas, vt SYBARITICAS dicat, quae solum in animalibus ratione praeditis versentur, AESOPIAS, quae et rationalibus et ratione destitutis locum faciant; LYDIAS autem PHRYGIAS et LYBICAS, quae solum ratione carentia adhibeant; tamen videmus, has omnes formas in logis aesopiis promiscue obtinere, quod ipse Theon in Progymnasm. his verbis indicat: ἐν οὖσι τοῖς προειρημένοις ἐστὶν ἅπασαι ἐν ἑνίοις, in omnibus praedictis omnes istae sunt formae. Sed alia de caussa quaedam monere liceat ad illam distinctionem Aphthonii aliorumque in fabulas Sybariticas, Cilicias, Cypricas et Aesopicas. Videtur haec distinctio BAYLIO (*Dict. v. Esop. n. A.*) inepta, quia eius membra ἐπιφυλίνια et vnum a nomine viri, reliqua

lum habendam esse. Iam non negari potest, si res ad exempla abeat, inueniri in fabularum numero aliquas veri argumenti expositiones, in quas, fictione carentes, cum non quadret definitio mea, nimis angusta videbitur, quod non omnes mythi formas in se comprehendit. Neque tamen satis a me impetrare possum, vt eam ob causam consilium mutem. Ad quod enim, vti in reliquis, sic in fabula potissimum erit respiciendum? Nonne ad id, quod illi frequentissime inest? Verum pleraque argumenta fabularum, quas et veteribus et nostris hominibus debemus, mente tantum efficta, non autem ex rebus gestis depromta videmus. Quid igitur vetat, quo minus in fabulae notione, ex exemplis eruenda, maxime id sequamur, quod, paucis exceptis, fere omnes inter se commune habent? Aesopus quam raro veris, quam saepe fictis te detinet! Phaedrus, morem Aesopi imitatus, idem fecit, neque ferme, nisi in apologo, *de credere et non credere*, rem vere gestam tradere se confitetur,

Narrabo tibi memoria quod factum est mea.

Neque multum eiusmodi confessioni tribuendum sit, nisi alii testes extent. Fabulator enim, vt pondus accedat historiolae, eam pro vera astute venditat. Sed quo res magis pateat, duo attendenda sunt, scilicet in apologo et lectoris et poetae respectum habere possumus. Multa, si lectorem spectes, naturam fabulae induunt, quae si ad poetam referas, fabulae non sunt. Sume tristia fata reginae *Monimae*, ex infima puella vxoris Mithridatis factae, quae, cum ipsi mortis generis optio daretur, ex illo ipso diademate, quod causam miseriae suae recte putabat, se suspendit; refer hoc factum, nihil muta, nihil de tuo appone, et sic ex mente Cl. BREITINGERI, qui fabulam ait esse *miram rem*, *consilii plenam* (ein lehrreiches wunderbare (*) habebis apologum.

reliqua a nominibus populorum repetita sint. Inde et *S. Rev.* HEVMANNVS probabile reddere voluit, fabulas aesopias non ab Aesopo, sed forsan ab [illegible], quales vocabantur sapientes apud Orientis populos, nomen accepisse. Ego vero nihil absoni neque insoliti in illa distinctione deprehendo. Res enim facti, vt ita dicam, non agnoscunt leges distinguendi, quibus res artis adstringi solent. Nos, vt exemplum sit, dispescimus religionem in *Romanam*, *Caluinianam* et *Lutheranam*. Num autem posteri iure sibi persuadere poterunt, tanquam Romanam, ita et Caluinianam atque Lutheranam a populo nomen trahere, quia alias distinctio non esset satis accommodata?

(*) Crit. Dichtkunst, p. 166. Dedit quidem p. 194. aliam apologi explicationem (die Fabel ist eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Hand.

gum. Num autem eum, qui ex omni historia casus insigniores et ob admirabilitatem et raritatem fabulae affines, in vnum corpus colligeret et monito instrueret, num illum fabularum confectorem, aut relationes ipsius fabulas salutabis? Certe nunquam. Ex quo magna significatio fit, nos, quando fabulae, simul fictionis cogitationem habere;

Poeta fabulas cum cepit sibi,
Quaerit, quod nusquam est gentium, reperit tamen,
Facit illud verisimile, quod mendacium est. PLAVT.

Itaque mihi visum est, ideam fictionis definitioni fabulae addere, quo a re gesta satis differat. Scio quidem esse, qui ita distinguant munus historiae et fabulae, vt dicant, illam tradere res, quo modo euenerunt, neque curam habere verisimilium neque monitorum, fabulam autem in re exponenda respicere verisimilitudinem et ex multis id deligere, quod cum maxime ad credibilia accedat, tum etiam accommodatissimum sit ad vitam instruendam. Sed hoc in apologis non semper locum inuenit. Potest enim actio vera, sine auxilio poetae, esse mira, verisimilis et ad docendum apta, quae si fabularum numero inseritur, non ideo fit fabula, licet vsum fabulae praestet. Debet vim suam sibi ipsi. Contra fabula, proprie dicta, ab ingenio poetae vitam et potestatem accipit. Ast si res gesta immutetur aliqua parte, si noua accessio ei fiat, si res minutae, vulgo circumstantiae, quae aut non, aut alio modo aderant, ita adiungantur et in euentu copulentur, vt vnam actionem et totam absoluant,

lectorem delectando pariterque monendo

aptam, tunc tantum abest, vt fabulae titulo eam priuem, vt potius eo omnino dignam putem. Hoc valet et in maioribus fabulis, Tragoedia et Epopoeia, vbi ficta veris immiscentur, et vbi poesis sit fabrica euentuum, quos historia aut traditio ignorat quidem, finis tamen fabulae poscit. Recte apologum vocat, ex mente Mottii, epopoeiam in angustum redactam, Cl. Breitingerus; sed cum nemo vnquam epopoeiam sine fictione dixerit, consequetur, vt, quando contentio iusta esse debet, neque a fabulae minoris notione fictio exulare possit.

Fabula ea de causa instituitur, vt delectando prosit. Hoc ex duplici fine omnem disputationem nostram repetemus. Lum narratio, quae

Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung.) sed ipsi non addere placuit esse desumtam a Mottio, qui p. 13. *Discours sur la Fable*, dicit: *La Fable est une instruction deguisée sous l'allegorie d'une action.*

quae nihil in se continet, nisi quod omnes sciunt videntque, aegre delectabit. Ergo in fabula debet esse aliquid rari, noui, aut admirabilis. Hinc de admirabilitate fabulae edisseremus. Cum autem mira, nisi credibilia sint, non cum illecebra influant in animum auditoris; Inde de verisimilitudine fabulae disputandum nobis erit. Cum porro modus, quo res aliqua traditur, multum ad eius amoenitatem conferre possit: dicendum quoque erit de ornamentis fabulae in dictione positis. Denique cum vtilis esse debeat apologus, scilicet cum debeat apta imagine declarare aut virtutis praestantiam, aut vitiorum turpitudinem, inde de congruentia fabulae cum assabulatione, tanquam imaginis cum exemplari, pauca praecipi debent. Ante autem, quam haec interpretamur, dicemus

De eo, quod peperit fabulas.

Vereor, ne ii, qui finem fabulae simpliciter institutionem aliorum faciunt, exinde naturam eius satis declarare non queant. Nam

vt corrigatur error mortalium

non necesse est, vt mira narrem. Philosophus quoque de moribus praecipit, tamen longe alia via vtitur. Ergo finem apologi instructionem cum voluptate dicimus, et tali modo caussa mirabilium in voluptate quaerenda est, quae percipi solet ex nouis et insolitis rebus. Veteres scilicet, vt fabulas inuenirent, aut illis operam darent, his rebus adducti videntur. Cernebant multa vera in animum plebis, quam forsan stupidiorem sua aetas habebat quam nostra, parum influere, cuius rei caussas tres deprehendebant, negligentiam ad audiendum, inopiam intelligentiae et odium aduersus morum castigationes apertas. His malis medicina quaerenda erat. Primum attentio excitanda fuit, quae narrando et quidem, rara narrando, facillime comparatur, quia omnes desiderio nouitatis ducimur. Deinde suauiter afficimur narratiunculis, quia non nisi ingenium et memoriam exercent, neque cogitationem poscunt, quam naturali quadam desidia plurimi abhorrent. Vt autem imbecillitati intelligentiae consuleretur, genus docendi eligendum erat, quod omnibus, et quidem facile, intelligeretur. Nihil ad hunc vsum aptius erat, quam quidem imaginibus veritatem includere, et viuis quasi exemplis demonstrare,

Quid sit pulchrum, quidue vtile; quid non?

Simul

Simul ac enim cogitationes eo dirigas, vt via sensuum ad intelligentiam peruenire possint, tunc multitudini optimus eris Apollo. Et quod subtilissime edisserens Plato ipsi non persuadere potuit, Aesopus facili negotio obtinebit et aculeos in animis auditorum fabula relinquet. Sic Stesichorus apud Himerenses optimo euentu vsus est apologo de equo, hominem in dursum recipiente. Sic Menenius Agrippa, vna fabula de ventre et humanis membris, plebem a patribus alienatam, reduxit cum illis in gratiam (*).

Veteres porro videbant, impatientes esse homines censurae apertae. Partim enim philautia, quae nos a vitiis immunes pronuntiat, partim desiderium, quo boni, licet non simus, tamen videri volumus, occludit vt plurimum veritati viam ad animos nostros. Quid faciendum erat? Apte decipi multitudinem oportebat. Personam historici induebant inorum censores et magistrum hac arte occultabant, alias inuidiosum. Recitabant iucundas et admiratione dignas res, consilii sui optimas indices. Tali ratione in aliorum periculis, vitiis, virtutibus demonstrandis melius Chrysippo et Crantore docebant, caute, honeste et recte esse viuendum. Cum autem poetae in vita communi et vsu quotidiano imitando non satis materiae fabularum inuenirent, fines protulerunt in regnum bestiarum, easque beneficio poeseos, intelligentia atque sermone humano exornarunt. Abierunt eadem de causa et in habitationes coelitum, virtutum, vitiorum, eaque in fabulas suas adduxerunt. Imo vt vniuersa natura quasi hominum magistra foret, res inanimas in subsidium non nunquam vocarunt, iisque ingenium humanum quodam modo impertiti sunt. Homines hac ratione edocti non solum non irascebantur poetis, tam verecunde monentibus, sed quilibet potius, etiamsi de se narrari fabulam sentiret, acerbitatem censurae demulcebat voluptate, quam ex solutione fabulae percipiebat. Mire enim sibi placebat in apologi mente assequenda, non aliter ac si poetae ingenium esset suum ipsius. Non enim puto, veteres apologis suis, in concione et circulis recitatis, semper subnexuisse consilium. Satius erat explicationem fabulae, quae in rem aliquam, praesentem et vnam spectabat, populo ipsi diuinandam permittere, qui opinionem docilitatis, quam poetam ipsi tribuere videbat, tanquam in significationem grati animi, morem fabulae gerendo remunerabatur.

Quae

(*) Liv. Lib. II.

Quae sit fabulae verisimilitudo?

Si fictio fabulae sit ea, quae positis rebus, seu circumstantiis, commode fieri potuit, tunc verisimilis apud poetas censetur. Iam dispiciendum est, quemadmodum et quam recte de apologis talia dici possint. Est autem verium eorum genus, vel enim bestiae in scenam prodeunt, vel homines, Dii, genii, phantasiae, vel denique res inanimae. Nil attinet de singulis exponere, neque instituti nostri ratio patitur. Fabulae enim, vbi Dii et genii introducuntur, verisimilitudinem suam non quidem rei ipsi, sed erroris opinioni debent, quam poetae veteres sequebantur. Error enim, quamdiu creditur, idem poetae praestat, quam rei veritas. Quae itaque nostra aetate neque speciem veri habent, apud antiquos tamen iure locum inueniebant, nosque, si hodie eiusmodi fabulis operam damus, in illo errore, olim credito, refugium quaerimus. Quod ad fabulas spectat, vbi res inanimae, beneficio poetae, vitam et sensum communem accipiunt, omnino possibilia magis quam verisimilia redolent, qua de causa neque eas Aristoteles vult tolerare. Imo ad has fabulas non ante confugiendum esse statuo, quam in bestiis aut in vita hominum non inueniri queat imago satis apta ad consilium nostrum. Vt plurimum enim non maioris virtutis sunt, quam bonae similitudines, et ad has facili modo ferme omnes rerum inanimarum apologos reuocare poteris. Prosequamur ergo celebratiores, quae familiam ducunt, *bestiarum fabulae* et, quae in iis verisimilia sint, dicamus. Iam non *solum* non verisimile, sed potius absurdum videtur, vti bestias ingenio et sermone humano; ast neque hoc persuadere vult lectori fabula. Sufficit bestias rationis non omnino expertes esse. »Eas enim secundum fines quosdam agere, animique sui sensa vultu, voce, motuque corporis secum inuicem communicare posse, experientia docet. In hanc partem mythologus naturam sequitur, neque quicquam aliud facit, nisi vt excellentiori intelligentiae et sermonis genere bestias exornet, quae quidem licet in nostro orbe non reperiantur tales, eas tamen in alia quadam rerum serie eiusmodi esse posse, non repugnat. Eiusmodi itaque fictio non omni ratione destituta est, et si partem dimidiam existentiae suae ingenio poetae debet, alteram tamen particulam rei veritas sibi vindicat. Mihi certe poeta, quando bestiarum genus ad dignissem hominis euehit, non plus sibi sumere videtur, ac Stoici et qui ex eorum mente disputant, si virum bonum, sapientem, amicum fingunt, non qualis existit, sed qualis mentis opinione est. Neque difficilius est, canem loquentem in animo informare, quam hominem

ex omni parte perfectum. His praemissis dicamus ea, ad quae reuocanda est omnis probabilitas fabulae aesopiae, et quae in eo consistit, vt suam cuiusque bestiae indolem atque naturam accurate sequamur atque tueamur. Nam fabula non destruit naturam, sed pleniorem reddit, et cum bestiis affingit studia, voluntates, sermones, semper id deligit, quod cuique maxime conuenire potest. In hoc ergo probabilia quaerenda sunt. Poeta creat, sed non libere, potius ad exemplar; huius semper rationem habet, dum nouum addit, prouidens, ne incongrua coniungat. Sic nefas est, aliquid attribuere in fabula bestiis, quod extra fabulam, scilicet in natura rerum, illis aduersatur, aut facienda ipsis dare, quae nullo modo ab iis extra fabulam geri possunt. Inde Mottius non nullas Aesopi fabulas ob penuriam verisimilitudinis iure taxauit. Bestiae autem vel sermocinantur, vel agunt aliquid in fabula. In priori genere lex est, vt id potissimum loquantur, quod quaeque pro data occasione et vi ingenii sui locutura foret, si gauderet intelligentia. Adeo non omnia, quae in hominis ore pulchra sunt, bestiis decent. Et opera quae plus intelligens, quam ars et studium ipsius postulat, in fabulam inducitur, aeque incredulus odi, ac Dauum in comoedia, more Catonis loquentem. Actiones, quae suscipiant bestiae, aut fine poeta, aut poetae auxilio gerunt. Canis apud Aesopum, carnem dum fert, per flumen natans, non mutatus est. Potius potest natura tale quid facere. Ast quando

Tumens inani graculus superbia
Pennas, pauoni quas deciderant, fastulit,

non amplius graculum, vti est, sed qualis esse potest, donatum a poeta humana arrogantia, video. Prius fabularum genus peranguſtis limitibus circumscriptum est. Quanquam enim bestiae multa faciunt, quae imagines morum exhibeant poetae, tamen in fabulam non conferre potest ea, quia plurimis cognita sunt et itaque raritate atque admirabilitate carent. Duo canes, vni ossi adhaerentes et rodendo bellum mouentes, materiam fabulae suppeditant quidem; sed quis caperetur ea re, quam quotidie videmus? Vt itaque facta bestiarum noui quid nanciscantur, poeta aliquid iis immutat, et actiones belluarum, quas impera naturae instituunt, cum consilio et ratione euenire iubet. Sic fit secundum fabulae genus. Canis cum particula carnis manebat casta. Sed in Fontani fabula, de equo et lupo, res alia est. Lupus esuriens equo, in prato pascenti, insidias struit; equus cum vidit hostem, pede percussit.

Hoc vterque sine auxilio poetae efficere potuit, et itaque naturam sequitur fabula. Scilicet res, quae fit, in natura et indole bestiarum fundata est, modus autem, et tractatus rei in ingenio poetae vertitur. Et simul ac has duas belluas sensu communi et sermone praeditas cogitamus, omnia sane atque verisimiliter se habent. Sunt tertio loco fabulae, vbi actio non tam bestiae indole et studiis nititur, sed illi potius libere affingitur. Graculus se exornat pennis pauonis. Superbus est in fabula, cum tamen in moribus eius nihil tale reperiamus, vt adeo gallina nigra huic vanitati aeque apta videatur. Quaeritur, numne hae fabellae contra leges verisimilium impingant? Ego non ita puto. Quemadmodum enim in vita communi ad stultitiam aliquam admittendam, non necessarium est, vt illi aliquis natura totus sit deditus, et sicut homini abiecto abliquando in mentem venire potest superbum aliquod consilium; ita et in fabula graculus ad tempus elate se gerere potest, licet ingenio suo talis non sit. Attamen hoc apologorum genus, quod latissime patet, multas cautiones atque curas poscit, si approbationem mouere velit. Voluptas enim maxima, quam fabula parit, oritur, cum, quam similitudinem habeat bestiis velut imago, cum homine, tanquam exemplari suo, videmus. Si vero bestiis non suos mores relinquimus, sed nimium in homines transfundimus, tum similitudo, et cum ea voluptas perit. Fabula porro his duobus nititur: Homo multis in rebus neque rectius, neque prudentius agit bestiis, quas tamen se longe inferiores putat. Secundo: bestiae quas alto supercilio despicimus, non raro nobis praestant. Iam quoties illae nimis induuntur humana natura, haec duo non accommodare poteris fabulae, et quoties hoc fieri nequit, fabulae non multum pretii statuendum erit. Sed exemplis haec illustranda sunt, ne nimis lente disputare videamur. Id quod lupus apud Aesopum in fabula sequitur, et extra illam sequetur. Alligetur catenae atque largis dapibus nutriatur, tamen protinus ac se solutum sentiet, in sylvas reuertetur, libertatem abundantiae antepositurus. Et si cogitationes suas exprimere posset, non aliter puto locuturum esse, ac eum inducit Aesopus. Quae cum ita apte cum indole eius cohaereant, lector in locum lupi hominem, libertatem in primis habentem commode substituet, et de similitudine detecta sibi gaudebit. Sed prodeat nunc fabula aliqua, vbi contra fit. Sit illa Mottii de binis columbis. Hae literas amatorias perferunt, et sibi inuicem in itinere obuiam factae, vna ex altera satis lepide, si velis, quaerit, quid agat Amasia, num in deliciis adhuc habeat dominum suum Damonem? cui altera respondet hem quam argute!

En

En la voyant tirer,
J'observois avec soin Iris,
Ses yeux changeoient à chaque ligne:
Tantot ardents: quelquefois adoucis:
Je devinois à plus d'un signe
Sa pensée et ses mots; j'en sçai tout le précis,
Quelquefois c'est reproche; aussi-tot c'est excuse,
Projet de n'aimer plus, serment d'aimer toujours;
Crainte que Damon ne l'abuse
Et puis crédule espoir de fixer ses amours.

La Motte, Fab. 4. Liv. III.

Cur quaeso columbis hoc munus demandatum est? Naturane ad illud aptae? Nomine columbae sunt, re autem vera non item. Pone in earum loco duas puellas: omnia, sine vlla mutatione, agi dicique poterunt, ex quo apparet, nimium in homines transformatas esse columbas. Columbam enim, quae ex vultu scribentis epistolam et ex celeritate, qua exaratur, intelligere potest, quid in pectore lateat, non auiculam, sed hominem oculatiorem puto. Maior etiam fabulae vis fuisset, si par puellarum callidarum auium personam sustinuissent. Sane nihil facilius foret, quam fabulam docere, si ad eam struendam nihil requireretur, nisi vt mores hominum bestiis pro lubitu dares.

In fabulis quibus homines prodeunt, non tam facilis lapsus est. Si enim res, quas accidere finis, ita cum euentu conspirant, vt in iis causam huius deprehendas, apologum habebis verisimilem. Prouidendum ergo erit, ne circumstantiae, vti loquuntur, minus virtutis habeant, quam euentus postulat. Curandum porro, vt in ipso rei exitu fundatae sint: ne otiosa opponamus, et tertio, vt ex multis optimae eligantur, cum sciamus, eandem rem variis modis fieri posse. Sicuti autem multa in vita eueniunt, quae non ad verisimilia accedunt, licet maxime vera sint, ita poeta, quae fingit, non semper ad ea reuocare debet, quae fiunt aut facta sunt, nam exinde quidem fides historicorum paratur, non autem poetarum (*).

 De

(*) Vid. DU BOS *Reflexions sur la Poesie et la Peinture*, Tom. I. pag. 131. et celeb. GOTTSCHEDII Crit. Dichtk. Cap. 6.

De admirabili fabulae.

Continetur illud plus quam vna parte. Mox enim poetae dicitur mirum, quod excedit euentus quotidianos, quod fieri potest, non tamen saepe fit. Mox in eo collocatur, quod quidem nostra rerum serie accidere potest, non tamen virtute humana sed auxilio Deorum. Sic Philemon et Baucis, non nisi Iouis beneficio, vno eodemque temporis puncto obire et in arbores transmutari possunt. Tandem in eo mirum quaerunt, quod nullo modo contingit, tamen positis quibusdam, fieri posse, non repugnat. Huius est, vbi bestiae sermone humano vtuntur. Quae duo miri genera, veritate destituta, apud veteres satis praesidii in opinione Deorum habebant atque in errore, fuisse tempus, in quo bestiae humano more secum deliberassent atque locutae essent. Cum etiam datum sit poetis, vt voluptatis et vtilitatis ergo, quae mente existunt, tanquam in re essent atque natura, ob oculos ponant, haec, quae temere videntur admissa, in munere poetarum excusationem habent. Mira igitur fabula dici poterit, aut a personis, aut ab euentu, aut ab iis rebus, a quibus euentus deductus est. De personis fabulae aesopiae, bestiis imprimis iam constat. Non tamen statuendum, eas solum, quatenus ratione et loquela gaudent, admirabilitatem fabulae afferre, sed potius, quoad his viribus instructae aliquid inopinati aut magni gerunt. Quando tardiorem cochleam prius ad metam accedere videmus ciconia, ex personis potissimum reparare possumus mirum fabulae. Euentus autem rei praesertim admirationem mouet, si alius sit, ac ab initio futurus putabatur, et tunc in inexpectato vis eius posita est; aut per se singularis est, et sic raritate absoluitur. Prioris partis exemplum habes in fabula de equo et lupo. Hunc ab illo pede prosterni non mirum est, sed efficitur tale, quia equus, etsi ab initio fabulae fidem lupo habere sibique mortem accelerare videbatur, mortem tamen hosti infert. Ad posterius spectat, vbi mus, leone longe inferior, illum, corrosis laqueis in libertatem vindicat. Mox neque in personis neque in ipso euentu, sed in modo, quo res fit, admiratio est. Ceruum in potestatem venatoris venire, nihil mirum; sed cum Aesopus eum e manibus venatoris effugere, in vinea tuto latere, mox autem rodendo pampinos se ipsum detegere facit, satis inexpectati res nanciscitur. Patet igitur, illud mirum, inopinatum et nouum saepe tantum in consociatione apta rerum paruarum (circumstantiarum) consistere, quae singulae sumtae non multum valent, sed simul et in vnum finem collectae magnam vim ad fabulam habent, et

ei non raro vitam et splendorem afferunt. Tandem fabulae admirabilitas, praeter actionem, dicto aliquo inopinato comparari potest. Curru celerrime ab equis raptus, puluerem magnum excitat; musca axi adhaerens in verba erumpit: Quem puluerem excito! Actio in se non mira est, sed eo magis tumens muscae oratio. Senex, ligna in humeris sustinens, et onere atque longa via fessus, iis depositis, mortem vt veniat implorat. Mox adest mors et causam scisciteans, cur se vocasset, vt onus, ait Senex, elapsum mihi imponas. Hic omnis vis fabulae in mira responsione senis, vtriusque autem dicti potestas, in insigni stultitiae gradu sita est, quae insipientia solito maior in exemplo commonstrata, non potest non in admirationem rapere. Ex his, quae dicta sunt, viae aliquot possunt commonstrari, quibus itur ad hanc virtutem fabulae; sed cum facilis labor sit, ex positis consequentia deducere, vereor, ne lectorem offendam, si omnia persequar. Neque omnia huius loci regulis tradi possunt, sed multa cuiusque ingenio relinquenda sunt. Caput est artis, ait QVINTILIANVS dicere quae facias. Ita neque sine arte, neque totum arte tradi potest. Admonebat potius me res, vt declarata fabulae verisimilitudine et mirabilitate, de horum legitimo vinculo atque temperamento agerem. Vero autem huic muneri prorsus imparem me sentio, neque facile vlli datum erit, de rebus tam arduis et delicatis sat subtiliter disputare, nisi

Cui mens diuinior atque os
Magna sonaturum.

Quod optime vidit acutissimus DUBOS, ita differens (*): *Il ne me paroit donc possible d'enseigner l'art de concilier le vraisemblable et le merveilleux. Cette art n'est qu'à la portée de ceux qui sont nés Poetes et grands Poetes. C'est à eux qu'il est reservé de faire une alliance du merveilleux et du vraisemblable, ou ils ne perdent pas de leurs droits.* Iuno poetae in eu re feliciter versati sunt etiam deficientibus regulis. Licet enim verbis non satis declarari possit, quid in coniungendo verisimili et admirabili optimum sit, tamen magna ingenia illud probe sentiunt et quasi virgula diuina sibi suppeditatum habent.

De congruentia fabulae cum ἐπιμυθίοις.

Cum hac de re MOTTIVS et post eum BREITINGERVS multa praeclare disseruerint, tuto hunc locum praetermittere possemus, sed attingere eum liceat, ne instituto nostro aliquid deficere videatur.

ἐπιμύθιον

(*) Reflexions sur la Poesie etc. Tom. I. p. 132.

Επιμύθιον est id, cuius caussa fabula fingitur. Et cum antea cogitemus propositum, quam id, per quod efficiendum est; consequitur et morum consilia prius cogitatione adesse oportere fabulis ipsis. Cum porro media apta dicantur, quae fines afferunt; fabulae aptae erunt, quae ἐπιμύθιον ex se ipsis gignunt, seu lectorum mente eo ducunt, quo poeta voluit. Denique cum actio fabulae non nisi vna esse debeat, et vnam vnius fabulae, assabulationem esse debere efficitur. De qua re paulo post. Vinculum autem fabulae et consilii poscit, ne plus aut minus sit in fabula, quam quidem in ἐπιμύθιον. Fabula nihil aliud est, quam actio ficta, quae veritatem aliquam illustrare debet. Quodsi plura gerantur in fabula, quam sensus moralis poscit, otiosa habebis, sin pautiora, illud, quod debebat non satis illustrabitur. Itaque in vtramque partem fabulae vinculum laeditur. Et quemadmodum peccare dicitur sagitta, siue pergat vltra metam, siue infra eam consistat; sic et fabula. Si recedimus a sensu morali, eiusmodi apologus omnino elegans esse potest tanquam effigies nondum ad exemplar examinata. Sed si rationem effigiei cum suo exemplari habemus, eam solummodo rectam et pulchram putamus, quab illud accurate retulit, ita vt nihil sit allatum, quod non illo deprehendebatur, neque omissum, quod in eo fuerit. Huius vitii, cuius prouisionem esse volumus, accusari posse videtur MOTTII Fab. I. Lib. III. quae docet, discipulorum virtutes et rectos mores magistris, vt suos, adscribi (*). Esse plura puto in fabula, quam quidem in ἐπιμύθιον. Chironi iniungitur munus formandi ingenium Achillis, filii Pelei ex Thetide suscepti, qua prouincia ita bene fungitur, vt puerum omni virtute imbuat omnique vitio abstrahat. In quo etsi iracundiam, puero innatam, depellere non potuerat, nihilo tamen minus Chiron ob fidelitatem et curam in Achillem collatam, inter stellas refertur. Assabulatio itaque esse debuisset: Virtutes discipulorum recte adscribuntur magistris; non autem eorum vitia, quae quando innata sunt, vel maxima diligentia depellere nescit. Tali ratione omnis exhausta esset fabula, licet non negemus, excusari posse Mottium quodammodo. Fontani fabula (XVI.) XII
Lib. III. quae inscribitur *olor et coquus*, quoque cum assabulatione non satis conspirat. Olor a coquo, vino obruto, pro ansere arreptus et morti destinatus, incipit cantilenam suam funebrem:

L'oiseau prêt à mourir se plaint en son ramage.

Qua

(*) *Les efforts genereux, que nous leurs inspirons*
Nous sont comptez comme les nôtres.

Qua voce fustissima audita coquus mox consilium mutat, dicens:

Quoi ! je mettrois--un tel chanteur en soupe.

Ex his sponte fluit, praestantiam ingenii aut artis a periculis nos liberare posse, non autem, quod vult Fontanus, non nocere, in periculis procos adhiberi:

Ainsi dans les dangers qui nous suivent en croupe
Le doux parler, ne nuit rien.

Supra diximus, non nisi vnum ἐπιμύθιον esse debere fabulae, quod actio vna sit. Quaeritur ergo, num recte se habeant fabulae, quae duo simul docent. Ego ita fieri posse putarem et quidem salua actionis vnitate. Primum binae enunciationes fabulam sequi possunt, quae vno quasi genere continentur, et quarum altera alteri lucem affundit, sea ex altera per contrariam sententiam efficitur. Liberi non molliter educandi sunt, ergo duriuscule, sunt binae enunciationes, ob affinitatem tamen pro vnis habendae. Deinde etiam duo, maxime a se remota praecepta, in affabulatione locum inuenire possunt. Ita Mottius vna eademque fabula (*) docet: Fortissimum quemque vinci posse, porro: instinctibus naturae nos omnia debere, ergo non supprimendos esse, sed sapienter regendos. Nihil haec duo inter se commune habent, tamen ex vna actione commode sequuntur. Si enim balaenam spectas, prius in promtu est, sin hominem Americanum, qui amore in puellam eum interficere docebatur, posterius patet. Arctissima huius apologi affabulatio debuisset quidem ita comparari: Nihil amori imperuium est, sed Mottius eam plenioren reddidit, dum, quae amoris sunt, de omnibus animi appetitibus pronunciauit, quam artem amplificandi sensum moralem, nemo facile improbabit. Etiam ausus est laudatissimus mythologus, triga monitorum insignire fabulam 6. L. V. de virtute, ingenio et fama, neque laesit vnitatem fabulae, quae vna dicitur, non quod in vno versatur homine aut bestia, sed quod vnam vnius actionem totam et absolutam tradit. Sic quando culex, interprete Fontano, a victo leone redux factus, in operas aranearum incidit et ipse perit, non duplex videatur actio, quod ad duo respicit. Vna est, scilicet culex, leoni morte illata, ipse vitam amittit. Hanc fabulam (**) Fontanus iure suo duobus praeceptis ornauit, vt et multas alias. Ipse Phaedrus in apologo de *furc et lucerna*, *Lib. IV.* ternis monitis vsus est.

Quot res continent hoc argumentum vtiles
Non explicabit alius quam qui reperit.

Vna

(*) *Fab. IX. Lib. V.* (**) *Vid. Fab. IX. Lib. II.*

Vna tantum persona adest, et tamen diuersae affabulationes, itaque non a diuerso solum personarum respectu, sed ab ipsa multorum quasi articulorum actione, diuersa nasci possunt ἐπεισόδια. Si Mottius balaenam non loquentem induxisset, omnino non nisi vna fabulae sensus futurus fuisset, neque quicquam de vi sua amisisset apologus; ast fur apud Phaedrum plura simul semper commode monebit. Cum igitur actio allegorica plus quam vnam significationem saepe ferre, neque poeta omni adhibita arte impedire possit, quo minus duplicem patiatur, inde factum esse puto, vt in fine argumenti inmerent poetae, ad quod potissimum lectores respicere deberent. Alias enim bona fabula se ipsam explicare debet. Videtur scilicet eripi lectori voluptas quaedam, cum sensum fabulae apponimus. Sed videtur modo. Lectores enim ante, quam ad affabulationem peruenient, iam intelligere possunt, de quo narretur fabula, et si ex monito a fine verbis expresso, se recte sensisse vident, miram ex sua diuinandi facultate voluptatem percipiunt, non aliter ac si rem ipsi inuenissent. Cauendum tamen, ne fabulam per se claram longo monitorum comitatu stipemus. Offendimus lectorem, dum ipsi lucem apponere volumus quasi in meridie. Pauca attingenda; cetera relinquenda sunt vnuscuiusque acumini, et hoc ave lectores nobis obstrictos habebimus. Atque ex eadem ratione satius semper puto, explicationem fabulae in fine dare, quam ab initio, quod quidem Phaedrus frequentissime fecit, sed iure eum excusauit Breitingerus. (*) Praeterea prouidendum, ne illa veritas, quae sub inuolucro fabulae latet, aut per se omnibus cognita, aut ante nos lepidis commentis iam sit tractata. Si fabulator doctus sit, alterum esse amandum, lectori molestiam creaturus esset. Si vero imagine quadam comprobat, amicum, qui mea causa omnia velit, nisi prudens sit, illo ipso amore mihi damnum afferre posse, tunc nouitas moniti et ad gratiam fabulae et ad vtilitatem multum faciet.

De ornamentis fabulae.

Quanquam in ipsa fabulae actione nihil adesse debet otiosi, tamen ex alia causa quaedam accedere possunt, nonquidem facientia ad fabulae indolem, sed ad elegantiam exterius spectantia. In horum numerum refero, quae in versu regnare solent, descriptiones aptas, exaggerationes lepidas et sententias interiectas, tum festiuas, tum graues. De-

(*) Crit. Dichtk. p. 175.

Descriptiones vel longiores, vel breuiores esse possunt. Breuioribus multi, longioribus nos, si fas est de se ipso dicere, vti usi sumus. Atque ita equum arte subactum, philomelam, columbam, a formae aut artis praestantia multis versibus ante laudauimus, quam ipsam rem exposuimus. Quas descriptiones vt omnino pulchras putemus, longe abest, sed si tales essent, fabula de iis sibi potius gratulari, quam de eorum longitudine conqueri posset. Neque eae pro otiosis semper habendae sunt. Potest enim interesse fabulae, nobiliorem personae principis ideam suppeditari, vt exinde maius pondus ad assabulationem accedat. Si apologus persuadere vult in equo et vespa, eum, qui mihi prodesse nequeat, tamen obesse posse, consultius erit, generosum adhibere equum, quam miserum caballum. Tunc enim fabulae haec vis subiecta erit: Etiam illi, qui egregiis naturae aut fortunae donis est ornatus, periculum a minori imminere potest. Quod si nude diceres: equus formosus; parum rei consuleres. Euolue huius vocis notiones et equum ipsum ante oculos pone; sic magis capiet delectabitque fabula. Denique vbi argumentum fabulae breuissimum est, hae descriptiones longiores, vti et breuiores, vehementer aptae sunt, ad fabulam amplificandam, et lectorem commode detinendum, quo reliquorum fiat cupidissimus. Desiderium illud, quo flagramus, exitum rei intelligendi, suauiter nos afficit, quia noua speramus. Et qui scienter in hac spe aliquod tempus detinere nos potest, ipsam voluptatem nostram auget et producit. Hac arte vtuntur carmina heroica, quorum actio perbreuis, neque in primis lineis maior est fabula aesopia, sed episodiis, concionibus, descriptionibus, similitudinibus in iustam magnitudinem excrescunt. Nec video, cur fabula minor, aequa tamen proportione, beneficio maioris fabulae non frui debeat. Commodissime fieri poterit, modo poeta prudens rerum sit aestimator, neque in omnibus et notissimis, sed in iis rebus ingenium nobis probet, quae ob raritatem describi merentur. Si bouem, qualem quotidie videmus, versu suo depingit, parum placebit, sed si taurum, aestu et ira candentem, cum altero pugnantem, pede solum quatientem et rursus in altum se tollentem inducit, tunc et ingeniosior esse poterit et rariora apponet, quia bestias saepius tranquilliores, quam perturbatas animo videmus. Hagedornius, quando tractauit fabulam de simia et delphino (*), more Aesopi breuibus dicere potuisset: Simia, serena coeli facie, Athenas naui deportabatur, ast tempestate exorta nauique fracta, Delphini dorso excipiebatur, cetera.

(*) Versuch in Fabeln p. 64.

Sed ipsam coeli serenitatem, nauigantium gaudia, maris deinde exortam tempestatem, et quae his adiecta sunt, vigiuti versibus describit, et ita fabulae splendorem addit. Si vero fabula, quae luscinian in medium affert, amoenitatem sylvae, in qua consedit auis, susurrantemque sylvae adludentem riuulum multis describeret, merito rideretur, licet suauiter factum sit, nam hic non locus erat.

Ad breuiores et quasi inchoatas tantum descriptiones quod attinet, non dici potest, quantum gratiae fabulis concilient, praesertim cum sponte se obtulisse videantur. Huc pertinet illud Mottii ex fabula de Achille, vbi postquam Chironem a Diis in stellas relatum dixit, ita pergit:

Et c'est ce Sagittaire.
Qui du ciel encor nous eclaire.

Brevis est haec descriptio neque a re aliena, sed potius vberiorem afferens ideam. Cum autem maxime voluptatis causa, inspergantur descriptiones, consequitur vt aliquid iocosi, delicati aut salis secum habere debeant, ne fabulae magis oneri, quam ornamento sint. Mottius in fabula modo citata ait, Thetin in habitationibus coelestibus, nupsisse Peleo et deinde,

Neuf mois après leur vint un fils,
Tant l'amour menagea les heures.

Non facile arridebit cuiquam haec descriptio, tanquam non satis delicata, sed e longinquo arcessita. Quid enim lepidi, Deam, aeque ac vxorem hominem, nouem elapsis mensibus, foetum edidisse? Forsan melius: filium peperit, non satis autem certo scio, num mox post nouem menses. Sed cum tota fabula admodum serio argumento absoluatur, respuit plane iocosa. Inprimis iis descriptionibus debetur maximus honos, quae, vti Mottius monet, fabulam ipsam efficiunt. Ita Fontanus fabulam V. L. VI. elegantissimam fecit, cum murem infantem matri suae depingere finit formam atque mores felis et galli. Totus est ille in arte describendi. Non solum enim viuis coloribus res depingit, sed, quod magnum est, plerumque suo tempore atque loco. Quid suauius esse potest delineatione aulae, quam suppeditat fabula XIV. Part. III. Lib. II.? Phaedrus qui primus artem in fabellas contulit, non frequens est in descriptionibus, selectis tamen epithetis earum defectum suppleuit. Contra Fontanus, Mottius, et ex nostratibus Hagedornius, quod intentatum reliquerant veteres, mira arte suum fecerunt, et hoc veteribus praestare

nostrae

nostrae aetatis mythologos putarem. His intellectis ad comparationes pergo, quae ioci ergo afferuntur, et vt plurimum in re exaggeranda consistunt, vbi parua cum magnis contendimus. Delectamur scilicet, si, quae re diuersissima sunt, verbis copulata videmus. Quis non amoeni quid sentiet, intellecta Fontanii temeritate ingeniosa, qua agasonem cum imperatore Romano comparat?

Vn anier, son sceptre a la main
Menoit en Empereur Romain
Deux coursiers à longues oreilles.

Quod in epopoeiis similia efficiunt, id in apologis comparationes, quae, quo breuiores et minus expectatae, eo meliores et fortiores, tanquam illa Fontani, vbi vulpes in gallinario nocte caedem faciens cum Aiace, Vlyssem persequente; contenditur, et vbi cladem, gallinis illatam, lepidissime exaggerat.

On vid un étalage
De corps sanglans et de carnage.
Peu s'en falut, que le Soleil
Ne rebroussât d'horreur vers le manoir liquide.

Quae comparationes allusionesque cum non vbiuis locum inueniant, alia ratione siccitatem a fabula depellere ars docuit, inspergendis sententiis ὡς ἐν παρόδῳ. Adducuntur autem vel institutionis vel voluptatis caussa. De prioribus ita Mottius.

Heureuse la fable abondante,
Qui me dit quelque chose, auant qu'elle ait tout dit.

In vtramque partem curandum est, ne iusto frequentiores afferamus, animosque legentium magis obruamus, quam erudiamus aut delectemus. Si enim aliquem ad certum quendam locum, via amoena, per prata florentia strata, deduco et mox ad hunc vel illum florem decerpendum aberro, comiti vel amoenissimae viae taedium allaturus sum, vel eum ab eo loco, quo iter susceptum erat, abducturus. Eodem modo in fabulis peccari potest. Non omnia, quae pulchra, sed pulcherrima attingenda sunt. Non ita fabula exornanda, vt ingenii nostri vbertatem declaremus, sed parce et modeste, ne alteri videamur magis genio nostro indulsisse, quam voluptati suae in legendo studuisse. Phaedrus, licet ra-

ro, eiusmodi sententias intermiscuit, et rationem, cur in hoc abeat ab Aesopo, dedit ab initio L. II.

Siquidem omni cura seruabo morem finis;
Sed si libuerit aliquid interponere
Dictorum, sensus vt delectet varietas,
Bonas in partes lector accipiat velim.

Semper breuissimum hac parte eum videbis, vti in fabula L. III., soror ad fratrem inscripta, in qua ellipsis (quid enim?) eiusmodi est sententia.

Illa irascitur,
Nec gloriantis sustinet fratris iocos,
Accipiens (quid enim?) *cuncta in contumeliam.*

Cui ellipsi haec potestas subiecta est: Nulla re magis offenduntur puellae deformes, quam si eas non pulchras putabis, tunc enim omnia, quae ioci causa affers, in contumeliam accipiunt. Quod dictum festiuum et ex ellipsi, quam lingua latina adamat, et ex quaestione, qua id extulit Phaedrus, pondus suum habet.

FONTANVS iis sententiis, quae iocum, MOTTIVS quae grauitatem, et HAGEDORNIVS, quae sal et festiuitatem sapiunt, vbique referri sunt. Sunt praeter ea et alia, quae fabulae gratiam conciliant, et quae potissimum in dicendi genere quaerenda sunt. Sed nimis amplum foret singula persequi. Recte vero praecipi solet de stylo fabulae, vti sit facilis, fluidus, et is, qui non laborem anxium prae se ferat, sed sponte ex argumento natus videatur. Sed non nullos recentiorum male his decretis obtemperasse reor. Cum enim, ne exquisita fieret scriptio, omnem fugerent industriam in dictione deligenda, inciderunt in stylum negligentem et vitiosum. Sed quis vnquam nobis persuasit, hanc dictionem nulla diligentia egere? Nam vt in stylo sublimi, quae ex multis ad praesentem locum optima sint, videndum, eodem modo in dictione tenui procedendum et delectus instituendus est, ne dum humiles esse volumus, abiecti et sordidi fiamus. Alii contra tenuitatem et puritatem quidem temere, sed a sicco et frigido dicendi genere sibi non satis temperarunt.

Sectantem leuia, nerui
Deficiunt animique.

Alii

Alii denique optime videntes elegantiam a fabulis male abesse, in oppositum vitium delapsi videntur, artemque ita adhibuerunt, vt non satis celarent artem. Pulchra loquuntur, sed non omnibus dulcia. Sic acutis quidem hominibus cum voluptate leguntur, sed his solis fabula num scribitur? Vtrumque et artis intelligentem et inscientem fabula commouere potest et debet, illum, quod fabulam regulis artis respondentem intelligit, alterum, quod artem et vim fabulae sentit, licet nesciat, in quanam re potissimum posita sit. Supersedeo exemplis, cum vitiorum censura difficilis sit. Imo timeo, ne ad meas quascunque fabellas mihi abeundum sit, tanquam testes vitiorum huius generis locupletissimas. Mottius inter alia ad styli familiaritatem requirit, vt bestiis imponantur nomina et tituli hominum, ceu *Maitre Corbeau*, *Compere Renard*, *sa Maiesté Lionne*, sed nescio, quo iure. Imprimis eae denominationes improbandae videntur, quae ab affinitate aut peculiaribus cuiusdam prouinciae honoribus repetuntur. Certe nostra lingua si dicere cum illo auderemus, Junker Luchs, Staroste Rind, Frau Mausi, male ad opinionem pulchritudinis se commendaret fabula. Forsan Fontanus et alii qui primi in has denominationes inciderunt, non omnino displicuerunt, sed multa, quae noua grata sunt, amittunt gratiam trita. Sufficiant haec de ornamentis fabulae, quorum cum multiplex et varia ratio sit, cuiusque ingenio relinquendum est, quod eorum temperamentum potissimum adhibere velit. Regulae quidem aliquid, sed ingenii praestantia plurimum hac parte efficit. Et veluti pictor, quae sit lucis et vmbrae in effigie proportio iusta, quae sit colorum gratissima commixtio, non semper artis praeceptis monetur, vt potius iudicium oculorum ipsi audiendum sit: Sic et poetae in adornanda fabula saepe ad dictamen sensus boni seu saporis delicati abeundum erit. Cum tamen et ab hoc non raro destituamur, et multa, non quod sunt, sed quod nostra sunt, pulchra putemus: ad acriores et cordatiores pulchri aestimatores caussa deferatur, ita vt, quae duobus aut pluribus non probantur, ea immutemus, limemus, abiiciamus. Cui rei neglectio sine dubio in caussa est, cur non nullorum hodiernorum, qui tamen ad fabulam scribendam natura inuitantur, non aptiores et lepidiores extent apologi. Neque ab re erit, si quibusdam non eruditis, tamen naturali ingenii vi praeditis, recites fabulam. Si enim vno alteroque loco pulchro, et ad quem sentiendum neque artis neque historiae notitia requiritur, sed cuius pulchritudo per se in animum influit, nemo eorum suauiter afficitur: forsan culpa latet in dictione, quam, vt rei certior fiat, immutare, non

pigeat

pigeat poetam, qui semper in animo habere debet Horatii praeceptum:

Non satis est pulchra esse poëmata, dulcia sunto.

De vtilitate fabulae.

Pauca ad fabulae vtilitatem commentaturus, vti possem auctoritatibus summorum virorum, nisi ea ex ipsa fabulae indole satis puteret. Bonae fabulae est, vt delectando prosit, vt veritatem, sub ingeniose excogitatis et apte dispositis imaginibus, aliis tradat; hac autem via, compendiaria illa quidem sed tamen regia, ad animos pleroruque facillime iri, nemo negabit, qui humana ingenia diligenter scrutatus est. Videntur multi eam ob caussam fabulae parum tribuere, quia eius vtilitas non ad prudentiores, sed ad iuuentutem et inferioris ordinis homines spectet. Quid autem? Nonne hi maxime cautionibus et praeceptis vitae opus habent? Num semper eruditis scribendum est? Num saluti reipublicae plus interest, vt habeant doctissimi quique cumulum librorum, quibus ingenium et voluptatem eruditam exerceant, quam vt indoctis tradantur libelli, quibus mansuetudinem morum et integritatem vitae sequi discant. Et si ex multitudine, quibus inseruitur, accedit aliquid ad rei pretium, fabulae vel inde multum lucrabuntur, quod non oculatioribus scribuntur, qui semper paucissimi sunt. Concedamus soli iuuentuti prodesse, tamen insignis earum vsus foret, siquidem a bene formandis primae aetatis voluptatibus atque moribus tum vniuscuiusque tum reipublicae salus maxime pendet. Nonne plus vtilitati consulit, qui arbusculis regendis tuendisque operam dat, vt fructus eorum copiosissimi futuri sint, quam qui arboribus surculos immittit? Inde Plato, reliquis poëmatis a republica sua exclusis, fabularum tamen honestissimum locum fecit (*). Sed et ad aetate prouectiores fabulam pertinere liquet, scilicet vt firmentur iis, quae iamiam tenent, et praecepta morum vita exprimere discant. Vt enim alios doceam, non necesse est, vt semper nouis imbuam. Itaque maxima sexus sequioris et ex nostro illa pars fabula frui poterit, quae non literis vacat, sed reliquas vitae honestioris partes seruat, verbo, omnes, qui, quicquid verum, rectum, iustum, pulchrum atque decorum sit, facilius imaginibus, quam rationibus philosophicis intelligere possunt. Facile et cum illecebra influunt in animos hominum fabulae, quia res, in sensus incurrentes, tractant, ob eamque caussam

(*) L. II. De republica.

cauſſam et ob argumenti breuitatem ſtabiles in mente reſident, atque ita diu multumque prodeſſe poſſunt. Denique et perpetuitas vtilitatis apologorum conſideranda eſt. Comoediae veterum, quae etiam morum ſunt ſcholae, tamen ad noſtram aetatem ob diuerſiſſimos populorum mores non amplius ſatis valent, neque hodiernae omni tempore et omni loco vſum praeſtabunt. Aſſi Aeſopiis fabulis apud tot nationes fructus et honos manſit, et cuique bonae fabulae, quae non in peculiaribus cuiusdam populi moribus verſatur, ſemper manebit. Cum enim fabula ea ſequatur, quae natura recta, bona, decora aut his oppoſita ſunt, in quibus loco atque aeuo remotiſſimi populi, niſi omnem humanitatem depulerint, mire conſentiunt, inde perſpicuum eſt, quam late patere fabularum imperium atque vtilitas. In tot linguis leguntur Aeſopi fabulae, et delectabunt, quam diu hominum ingenia, ad quae expreſſae ſunt, non immutabuntur. Iam cum ita delectent, vt eo melius proſint, vtrumque ex altero nexum ſit, idcirco et vtilitas nunquam a fabula ſeparari poterit. Ne mihi quis obiiciat, non conſequi, vt fabula proſit, quia prodeſſe poſſit. Nam eodem fato, omnes modi, ſapientiam et morum doctrinam tradendi vtuntur. Sed pergamus ad partem de apologis hiſtoricam.

PARS II.

DE APOLOGORVM SCRIPTORIBVS.

Originem apologorum apud *Orientis* populos, *Arabes*, *Persas*, *Syros*, quaerendam esse, si dicamus, nemini mirum videatur, cui ingenia horum hominum cognita sunt. Praeceteris fluent in scriptis locutioni poeticae, sensaque animi non nisi imaginibus, allegoriis e longinquo petitis et abnormibus figuris exprimere solent, vt itaque omnem eorum dictionem non incommode appellaueris fabellam. Ad quod genus dicendi metaphoricum atque impetuosum ipsius regionis ingenium multum conferre, inde probabile fit, quod populi, frigidiori zona positi, parum ad illud imitantur. Hic mos, allegoriis atque parabolis loquendi, ab ipsis viris diuinitus afflatis praelare receptus est in vet. *Testamento*, quo praeter multa alia Dauidis atque prophetarum loca, inprimis *canticum canticorum*, et in sacris litteris noui foederis tot parabolae spectant ab ipso seruatore prolatae. Antiquissimum autem apologi vestigium sine dubio occurrit libro iudicum *, vbi Jotham fabulam de arboribus, regem eligentibus, recitat. Ex quo apparet, diu ante aetatem Hesiodi vsu venisse apologos, hunccque poetam falso eorum inuentorem salutari a Quintiliano **. Imo si Hesiodus ex communi doctorum sententia iunior sit Homero, hic vero tempore Samuelis et Sauli, Eusebio teste in Chronicis, vixisse dicatur, consequetur, fabulam Nathani de oue rapta quoque priorem esse apologis, in Hesiodo obuiis. Quae omnia nos adducunt, vt gloriam inuenti apologi potius *Orientis* quam *Occidentis* populis tribuamus.

Consecutus est autem inter illos magnam nominis celebritatem LOCMANNVS, quem Arabes, gente *Persam*, doctrina *Iudaeum*, perhibent atque in tempore Dauidis et Sauli ponunt †. Euincere voluerunt nonnulli ††, Locmannum et Aesopum eundem esse, et quidem ea de

(*) Cap. 9. v. 8. ff.

(**) *Institt. Orat.* L. V. c. 11.

(†) vid. *Herbelot.* voce *Locmann*, et *Th. Erpenium* in Praef. ad fab. Locmanni.

(††) Inprimis *Hottingerus* Hist. Orient. Lib. I. c. 3. p. 69-72. et ex eo cel. *Heumannus* in Act. Philos. T. II. p. 275.

de caussa, quia in vtriusque vita et fabulis aequalia quaedam obueniunt; sed cur sententiae eorum non subscribere possim, paucis monebo. Depromunt plerumque argumenta sua ex Planudis vita Aesopi et dicunt primum, *Aesopum apud Planudem ore et corpore deformem et quasi alterum Thersitem esse, Locmannumque apud Arabes eodem modo describi.* Sed vim huius argumenti non intelligo. Quod enim ad Aesopi deformitatem attinet, de ea altum silentium est apud veteres, et praeter Planudem nemo Phrygem monstrum fecit. Deinde *Zamchascerius* et alii Korani commentatores, qui Locmanno deformitatem corporis addicunt, longe ante Planudem vixerunt. Ergo ex Planude nihil hac parte probari potest. Statuimus potius, ex scriptis Arabicis, hoc, vt multa alia, mutuatum esse et in Aesopum suum detulisse Planudem. Vnde enim hausit historiolam de ficubus, quas deuorauerant duo serui, Aesopumque huius furti accusauerant apud herum? Veteres illam nesciunt. Legitur autem apud *Thaalebium* (*), praestantissimum Korani commentatorem, qui anno Hegyrae 427 obiit, et amplius ducentis annis Planude prior fuit. Quid itaque verisimilius est, quam Planudem hanc de Locmanno narrationem exscripsisse e Thaalebio? *Vterque fabulator nigri coloris fuisse fertur.* Planudes scilicet nomen Aesopi ab Aethiope deducit, et inde colligit, Phrygem nigro colore indutum fuisse. Ast quam leuis est haec opinio? Si enim Eustathium audiamus, qui nomen Aesopi a verbo αἴθω, αἴσω, radiare, et ab ὤψ, oculus, deriuat: Aesopus denotat luminum oculis radiantibus et lucidis. Labefactata autem deriuatione Planudis, euanescit Aesopi nigra facies, et itaque similitudo coloris inter illum et Locmannum. Quando autem Hottingerus *aetatis congruentiam* vrget, in quam ambo incidisse dicuntur, ita scilicet, vt Locmannus, secundum Elmacini calculum, aetate Iosiae regis circa annum mundi 3338 vixerit, Aesopo florente circa 3356, tunc hunc calculum repudio, et epocham Locmanni, quam Arabes tradunt, amplector, ex quorum sententia, regnante Dauide, et itaque quadringentis et pluribus annis ante Aesopum in vita fuit. Maximum denique argumentum petitur *ex congruentia vtriusque fabularum.* Iam non negari potest, in Locmanni 36 fabulis reperiri circiter octo, quae eodem argumento leguntur in Aesopi apologorum collectione ea, quam et seculi XVI. et nostrae aetatis praestantissimi Critici Planudi attribuunt. Sed neque de vi huius argumenti infringenda despero. Primum inter omnes codices manuscriptos,

(*) Vid. Almaraccii Koranum, Surata 31.

nuſcriptos, qui aetatem Planudis exceſſere, neque vnicus eſt, in quo inuentae ſint illae fabulae collectionis Planudianae, quae res non obſcure innuit, Planudem illas paſſim collegiſſe et collectas inuentis nouis, ſic et epimythiis ſuis, auxiſſe; quae eſt ſententia Vavaſſoris, Baylii, Bentleii et multorum aliorum. Deinde inter illas octo fabulas, quas Locmannus et Planudis Aeſopus eaedem habent, ferme nulla eſt, quae a veteribus Aeſopo adſcribatur. Et ſi quaedam eſſent, quid inde? Nonne Aeſopus, Locmanno longe poſterior, eas in Phrygia aut alibi ore hominum celebratas accipere, et ſecum in Graeciam deferre potuit? Cuius rei ne ſolus auctor videar, verba Leibnitii adducam ſequentia: *Il y a de l'apparence qu'elles (les fables d'Aeſope) ſont venues des Orientaux. Les Arabes les attribuent à un Locmann - - Eſope les peut avoir apportées en Grece* (*). Ergo Aeſopo tribui potuit, quod Locmanni fuit. Denique ex conuenientia fabularum Planudis cum aliquibus Locmanni nihil probari poteſt, eam ob cauſſam, quod diu ante huius monachi aetatem Locmanni fabulae iam iam in manibus Arabum verſatae ſunt. Potuerunt autem facile ſeculo IX. in quo Arabes litterarum graecarum cupidiſſimi fuerunt, a quodam transferri in linguam graecam et tali modo Planudi innoteſcere. Quae ſi coniectura eſt, tamen aeque firmam puto, ac eam, qua Locmanni fabulae ex Aeſopi graecis conuerſae dicuntur in linguam Arabum. Ex his omnibus fluere puto, nondum euictum eſſe, Locmannum et Aeſopum eundem fuiſſe hominem, vt potius appareat, omnem eorum ſimilitudinem, ſeu confuſionem, ortam eſſe a Planude, qui aut erroris opinione, aut conſilio Aeſopo affinxit, quae de Locmanno Arabes tradiderant. Multis rationibus hanc ſententiam firmare poſſem, ſi mihi animus eſſet, ex inſtituto de Locmanno agere, et vitam Aeſopi, a Planude conſcriptam, accurate ad ea omnia examinare, quae apud Arabes de Locmanno relata leguntur.

Vixit itaque Locmannus, ſi fides eſt penes hiſtoricos Orientis, tempore Dauidis et Salomonis, et, quoad ex fabulis 36, ipſi adſcriptis, colligere licet, non imprudens fuit morum cenſor. Ceterum tamen ipſum in inueniendis imaginibus neque ſemper ſatis ſubtilem, neque in affabulatione ſatis accuratum inuenies.

Ad Aesopvm pergo, qui apologum, barbaris inuentum et amatum, ſecum in cultas Graecorum manus deportauit et illo poliendo atque

(*) Vid. Felleri Otium Hanouer. pag. 3.

atque augendo (*) immortalem nominis gloriam sibi comparauit. A plerisque natione Phryx, et tempore Croesi atque Solonis floruisse dicitur. Cumque eius vitam a *Meziriaco* diligentissime conscriptam, et a vitiis anachronismi et Planudis ineptiis valde purgatam habeamus, ad illam lectores ablego (**). Scio quidem, nonnullos eruditione praestantissimos viros addubitasse, num vnquam fuerit in rerum natura Aesopus, inter quos praecipue nominandus est acutissimus Heumannus, qui erudita quadam diatriba (***) omnem Aesopum tollere annisus est. Sed pulchrius puto, cum Herodoto, Aristophane, Platone, Aristotele, Plutarcho et multis aliis errare, et Aesopum credere, quam eos omnes falsitatis arguere, et dubitandi cupidine ab iis abire. Si enim multa incongrua et incredibilia occurrunt in vita Aesopi, ea propter tamen non omnis certitudo de Aesopo concidit. Neque, quia aliquid non satis verisimile est, inde concludi potest, non esse verum. Quam multa olim euenerunt, et hodie geruntur, quae omnem verisimilitudinem excedunt, et tamen verissima sunt. Immo concedo, multa a Plutarcho et aliis magis ingeniose, quam vere de Aesopo dici, tamen haec non valebunt ad Aesopum e rerum natura exterminandum. Longe alia quaestio est, num *fabulae Aesopi* vnquam in volumen redactae fuerint, numque tulerint aetatem? Prius verisimile fit ex Aristophanis (†) *οὐ Κεκροπον πεπάτηκας*, nisi misere torquere velis hunc locum, sequo ac ex verbis Phaedri:

Librum exarabo tertium Aesopi stylo.

Sic et Demetrius Phalereus *λόγων Αἰσωπείων συναγωγὰς* in scriptis suis reliquisse dicitur a Laertio (††). Quin imo si testimonio Aphthonii, *τὸν Αἴσωπον -- συγγεγράφθαι τοὺς μύθους*, fidem adhibemus, Aesopus ipse fabulas suas conscripsit. Licet igitur ferme a nemine veterum citentur fabulae Aesopi, tanquam oculis visurpatae, tamen volumine aliquo com-

 prehen-

(*) Aesopum non fuisse fabularum primum auctorem praeclare docet Theon *in progymn.* p. 22. *Ἀκούσας δὲ ἐκεῖνος τὰ μύθου καὶ ἐπαίνου, ἀξ ὅτι Κεκροπιδῶν ἀρχαῖοι ἐφεύρετο τοὺς μύθους ἡμῖν, Ὅμηρος γὰρ καὶ Ἡσίοδος καὶ Ἀρχίλοχος καὶ ἄλλοι πολλοὶ ἀρχαῖοι γεγράφασι ἀπὸ Φοίνικος ἐπιτάφιοι καὶ δὴ καὶ Κύπρος ὁ Κλεῖδι, καὶ Θέων ὁ Σοφιστὴς, καὶ Κυβεῖοι δὲ ἐκεῖνοι μεγαλύνουσι ἀεὶ τοὺς αὐτοῦ μύθους, ἀλλ' ὅτι Κεκροπιδῶν πολλὰ μὲν καταλείπω καὶ ἐκεῖνοι ἐγράψαν.*

(**) Vid. *Memoires de Litterat.* T. I. p. 90. ff. et versionem huius vitae germanicam in *Actis Philos.* T. II. p. 253.

(***) Vid *Acta Philos.* Tom. I. pag. 944.

(†) *In nubibus* v. 387. (††) Lib. V. Sect. 80.

prehensas fuisse, innuunt loca adducta. Quis etiam sibi persuadere poterit, lepida ea figmenta, quae tantam, cum apud prudentes, tum apud plebem, approbationem mouebant, et ad mores rectos praeclare faciebant, litteris non esse consignata. An vero eae, quibus hodie vtimur, fabulae pro sincero Aesopii ingenii partu agnoscendae sint, valde dubium est. Puto potius eius apologis, vti antiquo, sic recentiori tempore, multa ab aliis adiecta esse. Quorum in numerum refero absurda et minus honesta commenta, tum in collectione, quae Planudem auctorem habere dicitur, tum in ea, quam *Nouelletus* ex quinque manuscriptis Palatinis dedit, non raro obuia, quippe quae potius veterum monachorum otiosa, et inculta ingenia, quam Aesopi acumen sapiunt. Quantum enim pretii hi homines eius fabulis statuerint, vel ex Burneti Itinerario patet, qui se vidisse ait in bibliotheca Gratianopolitana Aesopi fabulas, Apocalypsi Iohanneae affixas, quod manuscriptum aetatem quinque vel sex seculorum prae se tulerit? Ceterum desideraretur in illis duobus collectionibus non nullae Phrygis fabulae, tanquam illa de erinaceo, vulpi muscas abigente, quam Aristoteles, de aquila et scarabeo, quam Plutarchus, de cassita, quam Gellius tribuit Aesopo nostro. Sunt autem eius apologi ferme in omnes linguas notiores conuersi, qui honos, praeter scripturam sacram, vix vlli libro factus est. Integer libellus exarari posset, si quis de versionibus Aesopi, et solutis et ligatis, atque versionum versionibus exponere vellet. Ceterum quis nescit, virtutes plurimarum fabularum Aesopi in breuitate et mire aptis imaginibus consistere, quae sponte se explicent.

Comitem dabo in pagina Aesopo, quem neque vita, neque gloria habuit, scilicet PILPAEVM, Brachmanem, natione *Indum*, qui, regi *Dabschelim* (*) rem publicam Indicam gessit, et consilia, bene gubernandi prouinciis, aliisque morum praecepta fabularum integumento inclusit. Vtitur versione gallica, ex idiomate *Persico* hausta et *Paris.* 1709. in lucem emissa. Non est, quod in diiudicandis eius fabulis multi simus, cum hoc munus Mottius praeclare iam obierit. (**) Vno verbo vt dicam, longus et somnolentus est in argumento exponendo, in fingendo non raro naturam deserit, et imaginibus, vi quaesitis, consilia sua magis obscurat, quam declarat. Imo semper ignorare malleem artem regnandi, quam ex Pilpaeo, auxio fabularum artifice, addiscere. Hoc non eo dictum sit, ac si prorsus ingenio destitutus fuisset,

(*) vid. HVETII Origine des Romans p. m. 25.
(**) Discours sur la Fable.

set, neque micam salis habuisset Brachmanes noster. Minime; thesaurus sapientiae apud Indos, Arabes et Persas iure putatus est, sed nostris ingeniis, naturam et artem in fingendo desiderantibus, vix vno alteroque loco arridebit. Qui historiam huius fabularum voluminis intelligere cupit, in praefatione versionis gallicae, supra citatae, eam inueniet. (*) Supersunt etiam Indi cuiusdam, Sandaber dicti, parabolae et quidem non nisi lingua hebraea, quarum inspiciendarum nobis non data est potestas.

Quibus orientis fabulatoribus mox associamus SCHICH-SAADI, *Persarum poetam celebrem*, qui sec. XIII. parabolis claruit, ab Adamo Oleario germanice redditis. (**) Non contemnendus est in enarrando, varias potius artes adhibet, et interiectis multis similitudinibus et largiter sparsis dictis sententiosis, narrationes suas animare studet. Et si a turgida eius scriptione et quibusdam orationis monstris, nationi Persarum solemnibus, abieris, multa sana et lepida in libro eius, GULVSTANVS, germanice Rosenthal, inscripto, reperies. Narratio cum dicto morali vt plurimum bene cohaeret. Neque dubium est, si cultura eius ingenio accessisset, quin multum in suo genere praestiturus fuisset. Habemus et versionem gallicam Gulustani, ab *Andrea du Ryer* elaboratam, minus fidelem, quam ante Olearium germanice fecit *Ioh. Fridericus Ochsenbachius*.

Inter *Graecos antiquos*, praeter Aesopum, serme neminem accepimus, apologis conspicuum, nisi quod *Myro Rhodia* fabulas scripsisse perhibetur a Suida, sed quaeritur, quales, vtrum aesopeas, an alias? Sunt tamen, qui versibus exprimere Aesopum instituerunt, tanquam *Socratem*,

(*) Parum differt a PILPAEI opusculo liber antiquissimus, *Kalila va Dimna* dictus, et aut hunc ex illo, aut illud ex hoc esse confectum, magna adest significatio. Imo omne discrimen non nisi variis in varias linguas conversionibus ortum esse puto, ita vt interpretes pro ingenio suo suaeque nationis mox aliquid omiserint, mox adiecerint. Nam vtrumque scriptum ab initio sermone *Indorum* elaboratum et deinde in linguam Persarum atque Arabum translatum dicitur. Legitur fabularum liber *Kalila va Dimna* etiam hebraica et graeca versione, cuius posterioris auctor *Simeon Sethi* putatur. Prodiit *graece et latine* Berol: 1697. cura SEBASTGODOFR. STARKII. Extat et germanice ab EBERHARDO I. *Duce Würtembergico*, Vlmae 1485. fol. cum fig. Titulus est, **das Buch der Weisheit der alten Weisen, von Anbeginn der Welt, von Geschlecht zu Geschlecht** &c. quae editio deinde forma minori saepius repetita est.

(**) vide eius Persianische Reisbeschreibung in fine. Prodiit GULVSTANVS etiam separatim.

crates, teste Plutarcho de audiendis poetis, et *Babrias*; qui Aesopi fabulas versibus choriambicis exposuisse libris decem, a Suida (*voce Babrias*) dicitur. De recentioribus, APHTHONIO et IGNATIO, Diacono, vulgo *Babria*, infra patebit. Quod si itaque Phrygia Aesopum, et Thracia Phaedrum sibi vindicat, neque Graeciae neque Romae fabularum erit scriptor (*), vt adeo solis Barbarorum ingeniis apologi laus concessa videatur. Tamen nec Aesopus nec Phaedrus tam largam ingenii messem fecissent, nisi in litteratas illas prouincias deplantati et ibi exculti fuissent.

Floruit autem PHAEDRVS Tiberio, vti videtur, imperante. Sunt quidem, qui eum longe iuniorem volunt et sententiae suae praesidium in Seneca quaerunt, *logos aesopios intentatum Romanis opus* dicente. (**) Quem tamen locum ita explicandum puto, vt Seneca Phaedri ea de caussa non meminerit, quia ipsum tanquam interpretem, non vero conditorem apologorum considerarit. Cui haec coniectura non facit satis, illum ad alias explicationes huius loci ablego, quas Lipsius, Baylius (***) et Fabricius (†) instituerunt. Sufficit, Phaedrum fabulis suis in litterarum plausum iuisse, *latinis dum manebit pretium litteris*.

Eum non semper duce Aesopo, sed et suo Marte rem aggressum esse, satis patet libro V. vbi iam pridem reddidisse ait, quicquid debuerit Aesopo, et Aesopi nomen, vbi interposuerit, autoritatis gratia id fecisse confitetur. Vnde plusquam coniectura nitimur, si librum quintum, ceteris liberiorem, et quarti maximam partem Phaedro, tanquam autori materiae, adscribimus. Primus est, qui artem intulit in fabulas. Imo magis forsan arte et studio, quam ingenio factus est mythologus, quod

(*) Scilicet qui ex instituto fabulas scripserit. Eorum enim, qui in scriptis, aut alia data occasione, vno alterone apologo vsi sunt, multos videmus. Ita *Hesiodi* fabulam de accipitre et luscinia, *Archilochi* de vulpe, *Stesichori* de equo et homine, *Demosthenis* de vmbra asini habemus. Inter *Latinos* longe ante *Phaedrum* iam *Ennius* Aesopi apologum de cassita versibus quadratis composuit in Satyris, (teste Gellio Noct. Attic. L. II. c. 29.) vt nihil dicam de Horatio.

(**) *Consul. ad Polyb.* c. 27. Primus Phaedri mentionem iniecisse putatur *Auienus a Vossio et aliis, nisi forsan iam ante Auienum Phaedri meminerit Martialis*, Epigr. XX. Lib. III.

An aemulatur (Canius Rufus) *improbi iocos Phaedri?*

(***) Voce Esop. not. (M)

(†) *Bibl. Lat.* Vol. I. p. 317. nota (c)

quod contra fuit in Aesopo. Retinuit huius breuitatem, et eius indolem in suam quasi transfudit imitando. Videtur quidem primo intuitu sine ornamento prodire, sed artem modo celat, eamque potissimum ponit in naturali dicendi genere. In tractando argumento vtitur negligentia eleganti et admirabili prorsus, atque succi plenus vbique Aesopi siccitatem felicissime depellit. In descriptionibus neque nimis frequens, neque longus, naturae vero semper fidelis est. Quam pulchra est descriptio heri, bouile visitantis!

Haec inter ipse dominus a cena redit,
Et quia corruptos viderat nuper boues;
Accedit ad praesepe: cur frondis parum est?
Stramenta desunt? Tollere haec aranea
Quantum est laboris?

Tales amoenitates nescit Aesopus. Nude dicit: Venit dominus. Porro Phaedrus in epitheto deligendo incomparabilis est, quod splendorem saepe in omnem fabulam, tanquam lumen radios in totam diaetam, diffundit. Praeterea magis grauis et fluidus, quam laetus et iocosus. Gloriae cupidissimus fuit, vti ex multis fabellarum locis apparet, neque male in illum quadrant verba Ciceronis, quibus nullum ait, se vidisse poetam, qui sibi non optimus videretur. En modo poetam, de libro III. fabul. ita loquentem ad Eutychum:

Quem si leges, laetabor: Sin autem nolunt,
Habebunt certe, quo se oblectent, posteri.

Sordidam auaritiam quam vehementer abhorruerit, vel sola auari effigies, L. IV. data, testatur, qua nihil potest esse elegantius. Et ipse confitetur, se curam habendi penitus corde erasisse. Ornatus itaque litterarum graecarum scientia, subacto ingenio, delicato sapore, gloriae et recti moris amore, ferme omnia et poetae et fabulatoris propria tenuit. Optandum esset, vt quo tramite ire coeperat fabula, duce Phaedro, perrexisset sequenti tempore, sed hem! quam paucos riuales nactus est praestantissimus Thrax!

Mereri voluit de fabula, APHTHONIVS, Sophista et Rhetor seculi II. atque 40. numero apologos reliquit, quorum paucissimos inuenisse, plerosque ex Aesopo et Phaedro, aut aliunde collegisse videtur. Ita enim aliquot Phaedri et vnum Horatii de mure rustico et vrbano tractat, imo forsan ex sacro codice narrationem de vulpe, cui alligata fax est,

depromsit. In enarrando argumento prosse sequitur Aesopi siccam breuitatem, neque raro in assabulatione peccat. Ab Aphthonii aetate vsque ad sec. V. fabula, quantum constat, neminem nacta est, de quo gloriari possit, nisi quod in scriptis patrum, vti dicuntur, inprimis in Cyrilli, (*) Chrysostomi et Theophylacti operibus frequentes parabolae et allegoriae occurrant.

Theodosii iunioris, et sequenti tempore potronum inuenit apologus in RVFO FESTO AVIENO. (**) Elegis expressit 42. fabulas Aesopi (***) non iniita Minerua, sed ab elegantia Phaedri, quem in praefatione, vna cum Babria, nominat, tantum abest, quantum ab eius aetate. Magis rotundum versuum, quam legentium voluptatem in oculis habuit. Phaedri autem et operam adhibuit, vt naturam exprimeret, hic, vt suauiorem faceret versus. Breuis est cum Phaedro in argumento, sed in verbis abundans et otiosus. Ille selectissimis epithetis simplicitatem dictionis exornat, hic multitudinem epithetorum adiecit, quo metro, non quo rei satisfiat. De epimythiis nihil dicam, quod, suppositicia esse, et in codice Galei non inueniri, affirmat Bentleius ad Horat. p. 433.

Auieno adiunginus *anonymum* quendam, (†) cuius aetas non satis constat, allegatur tamen iam a scriptoribus sec. XIV. Vocatur a Iul. Caes. Scaligero Accius, ab aliis Romulus. Meo quidem sententia Auieno praestat, sed peculiari laboret morbo, repetitione scilicet eiusdem vocis et male ingeniosa oppositione. Exemplum dabo ex fabula de mure et rana:

Rana sibi murem sibi consociverat; audet
Nectere sunt pedem, rumpere fraude fidem.

Per

(*) Traduxit ex Graeco apologos Cyrilli *Rabbhofer Carderus*, Gallus, extant germanice iisdem: Cyrilli 95. Robein und Rhne Gleichnisse, in teutsche Reime gebracht; durch Daniel Holzmanns. Augsp. 1511. in 4.

(**) Auienum in hac aetate ponit Seruius ad I. Georg. p. 97.

(***) - - *Des fables qu'il a prises de Phedre*, dicit Baillettus *Iugem. sur les Poet.* pag. 475. Part. II. sed male, non enim ex Phaedro deprompsit argumenta, potius confitetur *Auienus* praefatione, *de quadraginta et duas fabulas, rudi latinitate compositas*, elegis explicare conatum esse.

(†) Meruit de hoc anonymo *D. Fried. Nilant*, qui 1709. *Lugdun. Batau.* eius edidit fabulas.

Pes exit ergo pedi, sed mens a mente recedit;
Ecce natant, trahitur ille, sed illa trahit.
Mergitur, vt secum mentem demergat, amico
Naufragium faciens, naufragat ipsa fides.
Rana studet mergi, sed mus emergit etc.

Si ab hoc ingenii lusu et quibusdam non satis latine dictis recedimus, multa laude dignus est, nescio num ea, qua illum Scaliger L. VI. c. 4. Poetices extulit. Fabulae, quas carmine elegiaco sat fluido donavit, sunt numero LX.

Evanescentibus litteris in occidente, etiam fabulae emigrarunt. Habemus nimirum intervallum sat magnum a sec. V. vsque ad XIII., in quo apud Germanos HVGO a TRYMBERG et alii apologis vacarunt, de quibus infra de fabulatoribus Germaniae Germanicis.

Nemo tamen innotuit intra hoc tempus, qui fabulis operam dederit, graece aut latine scribendis, praeter adductum anonymum, et Gabriam Graecum, cuius tetrastichа extant. Falso autem ea nomen Gabriae gerere, et potius infelicem IGNATII, Diaconi Constantinopolitani, esse foetum, manuscripta, a *Vossio* et *Neuclero* adhibita, testantur. Vixit Ignatius ille sub initiis sec. IX. et tetrastichis suis, sine dubio confarcinatis e veri Gabriae choliambis, insigne specimen mali sui saporis edidit. Omnes fabulas quatuor versibus absoluit, quo instituto quid potest esse absurdius et puerilius? Argumenta enim alia, aliis maiora, vni eidemque versuum numero alligare, aeque lepidum puto, ac omnes vestes in eadem limitibus circumscribere. Neque quicquam in hoc scripto mirabile est, nisi id tulisse aetatem. (*)

Seculo XIV. ADOLPHVS quidam fabulas conscripsit carmine elegiaco, parum latino et saepius in metrum impingente, sed haec et alia facile excusationem habent in seculo illiterato. Nam mox post seculi XIII. finem, scilicet

Annis millenis elapsis tri quoque centis
Nec non quindenis Adolphus fecit - -

(*) Tetrastichа Babriae expressit oratione ligata germanica *Malander* et malo exemplari vbique satisfecit simili conversione. Vide fin eius Aesopische Fabelgedichte PHAEDRI, in fine.

has fabellas, vti ex dedicatione patet, quae in fine libri legitur, et ad Vlricum quendam, diuini codicis apud Viennenses interpretem est directa. Argumenta a mulierum astutia, qua imponere solent maritis, desumta et sat ingeniose excogitata sunt. Neque ratio, qua tradit fabulam, insulsa est, modo dictio facilior esset atque latinior. Quin imo deprehendis in Adolphi elegis non obscura vestigia ingenii et vigoris poetici, cuius est sequens locus.

Nam regum corda flectuntur munere. Petri
Sedes precanti munera dat veniam.
Datque potestatem, dat honorem, pontificatum,
Iudicis excoecat lumina gaza potens.
Calcat virtutem. Sublimat et illa scelestum.
Dat genus et mores. Decipit illa probos.
* * * * * * *
Cum sacramentis venditur ipse Deus.

Eiusmodi episodiis et descriptionibus haud intempestiue exornat fabulas suas, quas ex manuscripto publici iuris fecit *Polycarpus Leyserus.* (*) Quis fuerit ille Adolphus, non liquet.

Referre hic possem eodem ex seculo IOANNEM BOCCATIVM nisi centum illis fabulis, quas, titulo *Decameronis*, 1348. lingua *Hetrusca* euulgauit, magis voluptatem, quam vtilitatem cordi habuisset, magisque Milesias quam Aesopeas fabulas esset imitatus. Cum tamen narrationibus suis non semper mille artes amantium exponat, sed et peruersissimos seculi mores multo sale perfricet, eum non prorsus omittere potui, tanquam illum, qui, reuiuiscentibus literis, fictionibus et fama inde acquisita, sine dubio multis in Italia auctor factus est ad tentandas fabulas. Ab his inde temporibus multi et Italiae et Germaniae viri docti, latina lingua florescente, fabulas in ea tradere coeperunt. Ita occurrunt in facetiis POGGII, *Florentini* et HENRICI BEBELII, Professoris quondam Tubingensis, porro in BERNHARDINI OCHINI, *Senensis*, libris III. apologorum, fabulae ab hominibus repetitae, quae licet morum praeceptis non sint instructae, tamen ad ea vim habent. Plerasque vero earum non ad lectorem monendum, sed delectandum, spectant. Et si hac parte consideres tres illos ἡμετέρους, sunt quidem prō genio aeui sui sat faceti, sed simul, quod etiam valet

(*) Vid. eius *Histor. Poet. et poemat. medii aeui*, p. 1107. ff. quaedam ADOLPHI fabulae germanice legunter in Aesopi vetustissima editione: Esopus, der poeterayndt fabelschyter. Augsp. 1487. 4.

valet de NICODEMO FRISCHLINO, facetiarum scriptore, sat sordidi et obscoeni, vt itaque vrbanitatem ioci non raro in iis frustra requires. Familias clericorum et sacrorum abusum vbique historiolis suis acriter petunt, inprimis Ochinus, qui monachus fuerat et, derelicta statione, in castra Protestantium abierat. Huius vt et Bebelii habemus versionem germanicam antiquam, Francof. ad Moen. 1599. 8.

Venio ad LAVR. ABSTEMIVM *seu* BEVILACQVAM (*), *Macratensem*, cuius ducentas, sermone latino prosaice scriptas, fabulas habemus. In praefatione se composuisse eas docet, sed si componere idém est ac inuenire, nimium sibi tribuit. Inuenit, imitatus est et congessit aliorum commenta, monitisque instruxit. Non semper vestigiis Aesopi et Phaedri insistit, et plus praestat in iis fabulis, vbi homines, quam vbi bestias in scenam ducit. In epimythiis saepe est insidus, imo ineptus. Ita docet fabula 130. *amentes seruos domi non habendos* esse, et 135, *res peragendas fatuis non committendas esse*. Miror, cur non et probarit imagine quadam, cultum non esse infigendum digitis. Interea ex eius ingenio sinum ditarunt multi. Clericos, more antecessorum, saepe et acerbe vexat, quorum quippe stupiditas, superstitio, et inhonesta vita nullius fere elegantis ingenii censuram tunc temporis effugere potuit. Monet quidem praefatione, ridicula multa studio se praeteriisse, quia nimis laciua fuissent, tamen non raro parum honesta, et viro graui haud digna, retulit, qualis est fabula de vidua, virum petente, cuius epimythium sit: *Nullum matrimonium esse felix, si clauus defuerit, qui virum et mulierem arctissime constringit*. En sententiam dignam, cui lux affundatur! Hunc in censum veniunt fabulae de *Heremita, virgine aegrotante, de viro zelotypo, de sene ob impotentiam, de vidua, operarium suum in agro sibi coniugio copulante, de sacerdote cum quinque libris*, et id genus aliae, quae in catalogo de expungendis fabulis locum merentur.

Non praetereundus est FRANCISCVS PHILELPHVS, poeta latinus, Tolentini in agro Anconitano natus. Fabulae eius metricae ab inuentione valde commendabiles sunt, imo magis forent, nisi non nunquam vltra fines verisimilitudinis esset progressus in fingendo. Nihilo tamen minus dolendum est, *cum non plures scripsisse apologos*, cum ingenio valuerit, quod ex paruo illo apparatu satis elucet. *Balduinus* et *Belligardus* eius fabulas gallica prosa conuerterunt, qui posterior adiecit

(*) Vid. Menagiana, Tom. III. pag. 401.

adiecit illustrationes morales non contemnendas et consilium fabulae cuiusque quatuor versibus inclusu. Obiit Philelphus 1480. summa paupertate. Vitam eius et scripta Foppius recenset. (*) Fabulatoribus *sec. XV.* etiam annumerandus est e Germanis, *Henricus ab Alckmar*, cuius *Reineke Vos* rythmis germanicis primum extat ab anno 1498. de quo infra.

Seculo XVI. magnus fabulatorum fuit prouentus, eorum scilicet, qui versu latino Aesopum et alios expressere. Inter quos tanquam inter minores stellas luna, eminet GABRIEL FAERNVS, *Cremonensis*, vir litterarum latinarum, pariter ac graecarum, admodum gnarus. Centum fabulas ex antiquis autoribus lectas et carminibus latinis explicatas ab eo habemus, *Romae* 1564. 4. et postea diuersis locis typis exscriptas. (**) Dolendum est, neque Faernum, neque reliquos nobis indicasse, ex quibus potissimum auctoribus argumenta sua hauserint, ita enim intelligeremus, quid ab ipsis, quid ab aliis inuentum esset. Sane, si quis alius, Faernus aptus fuisset, qui Phaedro, si cum illo in idem tempus incidisset, palmam fecisset dubiam, quod ex octo aut decem fabulis liquet, quas simul cum eo tractauit. Quod eo magis admirandum est, si verum sit, Phaedrum a Faerno nunquam inspectum esse, quam sententiam *Carolus Perraultus* in praefatione versionis huius poetae gallicae ligatae defendit. Serpit per omnem eius fabulam idem sine affectatione lepor et suauis in narrando simplicitas cum breuitate. Elegans est dictio (***) sine cincinnis, lecta sine quaesito colore. Satis laudatus erit, si eum post Phaedrum inter latinos optimum appellamus. Decessit Romae 1561.

Huic in eadem via, non vero eodem successu secutus est CANDIDVS PANTALEON, *Austriacus*, summus sacrorum antistes Ducatus Bipontini, qui CL. apologos vario versu latine reddidit, Francof. 1604. Non memini in alio aliquo ante ipsum legere fabulas de diabolo et foeneratore, de aucupe et auiculae praeceptis, de lupo saltante et ansere, de ceruo altero oculo capto, de fluctuum numeratore, quae si ab ipso inuentae sunt, non male eius ingenium commendant. Quod ad genus fabulam narrandi attinet, illud quidem non vitiosum, sed neque est

(*) Tom. V. Miscell. Lipsiens. Fabulae metricae *Philelphi* MStae adseruantur in Bibl. Paul. Lips. v. Felleri Catal. p. 291.

(**) Splendidissime prodiit Faernus hoc. anno *Londini*, 4. vna cum versione gallica. Perraulti.

(***) De stylo huius poetae latino vid. iudicium *Olai Borrichii* Diss. III. *de poet. latin.* p. 98. sq. et *Bailletum*, Iugem. sur les poetes.

est venustum. Malo autem, si vnum optandum est, aliqua vitia, multas inter amoenitates, quam nulla vitia nullaque venusta legere. Contendas modo inter se fabulam de *aranea et Podagra Pantaleonis*, atque *Fontani*, Galli, et intelliges, quam longe hic illum post se reliquerit. Satisfecit muneri suo Pantaleon, recte atque ordine rem narrauit, sed non lepide, non suauiter, vti Fontanus. Insertae quoque sunt eius fabulae Mythologiae metricae et morali, Hamburgi 1698. 8. editae, quippe *quas XV. fabularum auctores* exhibet. Nemo miretur numerosam hanc fabulatorum familiam. Si enim *Paulinus*, *Cencianus*, quorum vterque vnam, *Sabinus*, qui tres, *Lassus*, qui septem, *Baptista*, *Fiducius*, *Corga*, *Amulius*, qui octo aut decem fabulas tolerabili versu expresserunt, titulo mythologorum digni sunt, vel sexcentos asseram, pari iure albo Phaedrorum adscribendos. Horum tamen optimus videtur *Lassus*, cum ob argumenta selecta, tum ob dictionem natiuam et laetiorem. Omitto *Erasmum Roterodamum* qui aliquot fabulas profaice dedit in Chiliadibus adagiorum, et plures alios, tanquam *Angelum Politianum*, *Petrum Crinitum*, ceteros, quorum vnum alterumque apologum inuenies in collectione fabularum, Argent. 1519. edita, praefante *Martino Dorpio*. Maxima harum fabellarum pars ex Auieni ligata in solutam orationem latinam comersa est, nescio sane cui bono? Fabulae non parum profuerunt aeterna huius seculi ornamenta LVTHERVS et IOACH. CAMERARIVS, quorum ille aliquam fabularum Aesopi partem inverniculam transtulit, totum opus absoluere concatenatis laboribus impeditus, licet a Melanchthone ad id incitatus spe praemii mille florenorum, a Maecenate quodam huic operae praefixi (*) Camerarius vero omnes aesopios logos nitidissimo sermonis latini genere exposuit, iisque aliorum fabulosas narrationes, subiunctis morum praeceptis, addidit. Qui summi viri quantum apologis statuerint pretii, vix dici potest.

Locum hic facio Polyhistori seculi praeterlapsi, CASPARI BARTHIO, tanquam fere vltimo eorum, qui recentiori aetate integro volu-

(*) Vid. *Paschii* var. modos moralia tradendi, p. 164. ff. Opus LVTHERI inchoatum, vna cum MATTHESII et suis ex Aesopo aliisque germanice translatis fabulis centum, exhibet NATHAN CHYTRAEVS. Professor Rostochiensis, 1574. praemissa operi praefatione Lutheri de vtilitate apologorum. Conf. Fabulbaus, seu eine schöne anmuthige Predigt M. Johann Mathesii, durch Schuppium 1650. in quo scripto adducuntur fabulae quaedam a Luthero, Melanchthone et Matthesio confectae.

voluminae, et quidem versu latino, retulerunt fabulas Aesopi. Habenius ab eo *fabularum Aesop. libros quinque*, vario et nitido carmine exaratos, et editos Francof. 1623. 8. In argumento exponendo Aesopi breuitatem seruat, lepidas digressiones aliaque ornamenta nilcurans.

Sermone latino prosaico scripsit fabulas Io. WALCHIVS, *Schwandorfensis*, quibus titulus est: *Decas fabularum humani generis sortem mores, ingenia*, cetera, *adumbrantium. Argentor. 1609. 4.* Hos paucos numero apologos, quoad argumentum, non ingratos, tamen iusto saepe longiores, tot doctrinis ethicis et annotationibus politicis atque historicis stipauit auctor, vt totum volumen iis excreuerit. Inde non mireris, inuenire p. 178. historiam artis typographicae, tali enim modo libri molem commode augeri potuisse, quis non videt? Tandem attingendae sunt fabulae XII. FRANCISCI LELLI, inter *Arcades Nadiski Mantinei*, numeris elegiacis concinnatae, Romae 1741. 8. et laudatae ob dictionis gratiam in nou. litter. Lipsiens. anni 1742. Reperies etiam non spernendas fabulas metricas latinas in *Musis Rhetoricis, seu carminum libris sex*, Paris. 1732. 8.

Fabularum scriptores Gallici.

Praeetrito et nostro seculo multos in Gallia amatores nacta est fabula, quorum ingenii opibus adeo se diuitis, vt vix ornatior cogitari possit. Videamus separatim de illis. Primus sit AVDINVS, olim *Prior monasterii Termensis*, magis ob vitia quam ob virtutes memorabilis. Sunt eius fabulae, titulo *Fables heroiques*, *Tom. II. Parisiis 1548.* cum figuris aeneis editae. Ita rem gessit, vt ineptis fabulatoribus nihil mugarum reliquisse videatur. Et si Aesopus a Minerua, Locmannus ab angelis, vti dicunt, accepit fabulas, nescio a quonam malo genio suis retulerit Audinus. Inuentio ieiuna, elaboratio est anxia et omnis fabula, ceu monachus, capite in terram defixo, tristis incedit. Argumentum actione vacuum, sermonibus vero parum elegantibus refertum est. Quaeque fabula vno monito in fronte, non nullis in medio, et vno demum in calce circumsepta est. Quo facto tandem testibus et exemplis virorum principum et sanctorum, vi arcessitis, moralia illustrando obscurat. Recusae sunt neniae Audinae. Amstelod. 1720.

Sed offert se nobis, cui Musae assurgunt, Io. FONTANVS, Academiae Gallicae socius, alter Phaedrus, in quo fabula quid efficere posset,

poſſet, experiri voluiſſe videtur. Solus eſt, cui in ſuo genere plauſum denegauit nemo, non quo immunis ſit a vitiis, (eſt enim non nunquam abiectus et obſoletus in dictione, nimiusque in digreſſionibus et epiſodiis,) ſed quia tot tantisque venuſtatibus penſauit parua vitia, vt iis non magis offendamur, ac muſcis ſericis in facie puellae formoſae hinc inde ſtudio affixis. Non audeo characterem Fontani dare, cum id iam factum ſit a Mottio et aliis. Adducam potius pauca, quae indolem animi, et fata praeſtantiſſimi huius poetae declarent. Fuit animo ingenuo, ſimplex moribus, triſtis et mutus in converſatione, ita vt *inter homines minus homine, inter beſtias plus homine fuiſſe* dicatur a Mauuillio (*). Indulſit, eodem teſte, vino, memor quaſi illius Horatiani:

Nulla placere diu nec viuere carmina poſſunt,
Quae ſcribuntur aquae potoribus.

Fuit praeterea neque gloriae neque diuitiarum anxius, potius rei familiaris negligens. Praeſtantiſſimi ingenii foemina *de La Sablière* eius vitam munificentiſſime per viginti ferme annos tuita eſt, illumque domum ſuam recepit. Cumque illa aliquando omnes ſeruos ſeruisque abdicaſſet, *je n'ai gardé*, dixit, *avec moi que mes trois animaux, mon chien, mon chat et la Fontaine.* Quam laſciuus in ſcriptis, puta eius *Contes*, tam pudicus in confabulando fuit. Duellum ipſius cum Poigniano, vxoris amante, fame ridiculum, et multa alia Fontani fata et propria narrat Oliuetus (**). Deceſſit valde decrepitus valdeque pauper Pariſiis, *1695*. Prima pars fabularum lucem vidit Pariſiis, 1668. 4. Secutae ſunt, heu! quam multae editiones locupletiores, quarum forſan accuratiſſima Amſtelodamenſis 1705. Scripſit aliquot *operas*, vt dici ſolent, ſed parum venuſtas, et notatu dignum eſt, fere neminem apologorum confectorem bonum, in maioribus fabulis, comoediis, tragoediis aut epopoeiis aliquid magni praeſtitiſſe.

Non omnino male eodem tempore ad fabulas ſcribendas ſe contulit ANTONIVS FVRETIERIVS, Abbas, cuius apologi quinquaginta ſunt affixi eius libello, *Eſſai des Lettres familieres 1695. 12.* Dicho

(*) Melang. d'Hiſtoire et de Litter. Tom. II. p. 341. ſq.
(**) Hiſtoire de l'Acad. Franc. p. 216. ſq.

Dictio nihil gratiarum, nihilque luminum habet, quibus amicus ipsius, Fontanus, vtitur. Inuentio bene materiata, sed non satis vibrans ingenium lectoris. Praecepta morum, succincte expressa, bene cohaerent cum argumentis. Bestiae vero non raro atque ingeniosae in sententiis sunt, ac Furetierius (*) ipse. Exempli loco sit illud, quod *Fabula III.* profert *canis*,

La Valerie est telle,
Que si l'on faisoit histoire des Larrons,
On ecriroit histoire vniuerselle.

Sequitur NOBILIVS qui inuenta Aesopi et aliorum, more Fontani, elaborare, et spiritu poetico animare voluit (*). Optat in praefatione, vt in ipsum, cum Fontano comparatum, quadret:

Proximus huic, longo sed proximus intervallo,

quam tamen gloriam aliis relinquet. Scriptio vina, non tamen aeque natiua ac Fontani. In episodiis et allusionibus nimis exquisitus est et doctus. Exempli loco esse potest Fab. 16. Lib. I. in qua lupus ferme omnem materiam medicam tractat. Aut quis e. c. ferre potest muscas minas ad aurigam?

Vite coquin . . . .
On vingt coups de bâton vous te rompra l'échine.

Sed ita accidere nobis solet, imitantibus solemnia aliorum, quae nobis non data sunt. Fabulae sunt 107. antea insperfae partem libello: *Ecole du monde.* In praefationibus fabularum idem sibi habuisse propositum videtur, quod post illum

ANTONIVS HOVDART DE LA MOTTE, cuius in fabulas multa sunt merita. Non solum enim primus de fabula aesopia egit, et multa de natura illius, virtutibus atque vitiis eleganter disseruit, sed has ipsas regulas et cautiones non infeliciter fabulis suis, tanquam exemplis, expressit. Sub censuram eum vocauit Fuselierius, neque negari

(*) Mortuus est 1688. Vid. Hist. de l'Acad. Franc. pr. Mr. d'Olivet.

(**) *Contes et Fables mises en vers et diviss. en* II. Vol. p. *Mr. le Noble.* à Bruxelles. 1707.

gari potest, Mottium non nulla vitia, sibi perquam familiaris, habere, sed scriptori, in quo plus virtutis est, quam vitii, semper pretium manebit. Fontanum, si nulla alia re, tamen inuentione vicit. In eius fabulis sola natura, in Mottii ars, naturam imitans, regnat. Ille in narrando facetus et dulcis, hic pulcher et masculus. Mottius est 1731. multaque alia scripta praeter fabulas reliquit. Extat earum versio germanica ligata, in qua Mottium, puritatem et elegantiam poeseos, frustra quaeres. In multo tamen duriores manus incidit Fontanus, cuius versio prosaica, Aug. Vindel. 1708. cum fig. edita, vbique exemplar mentitur, et tanto incomtior est, quanto venustior Fontanus sua lingua.

Inter inuentores fabulae porro numerandus est BRVNIVS, cuius apologi (*), V. libris diuisi, tum quoad inuentionem, tum dictionem tersam et facilem, lectu sunt iucundi, sed cum permissum esse statuit, bestias loquentes et agentes introducere, *comme les hommes les plus spirituels et les plus raisonables*, facile intelligi potest, multis locis tuto laedere potuisse et laesisse leges verisimilitudinis. Imo puto, fabulas quinquaginta, a LAVNAYO etiam versu conscriptas, multis magis probatum iri. Reperiuntur vna cum eius comoedia, *la vertité Fabuliste*, in theatro gallico nouo (**). Est neque aridus in dictione, neque prodigiosus in acumine. Descriptiones ad naturam exigit, et Fontanii iocos temperat Phaedri grauitate. Fabulas Abbatis DV LARRY oculis vsurpare non licuit, legi tamen, cum plausu esse acceptas in Gallia.

Tentauit et hoc mare foemina explicatae mentis, VILLE-DIEV, quae multis scriptis romanensibus claruit. Exhibet Tom. I. operum suorum, p. 537. *Fables, ou Histoires allegoriques*, numero paucas et magis ab inuentione felici, quam a versus alacritate commendabiles. Non video cur his fabularum architectis non adscribi debeat celeb. ROVSSEAVIVS ob allegoriarum libros duo (***), nitidissimo versu conscriptos. Quae etsi magnitudine et elatiori dicendi genere fabulas aesopeas excedunt, tamen, quatenus allegoria forma est apologi, inter eas referri possunt, et elaboratae fictionis atque spiritus poetici plenae dici merentur.

(*) Les Fables de Mr. le Brun, 1717. 12. à Paris.

(**) Le nouveau theatre Francois, Tom. III. à Vtrecht, 1732.

(***) Oeuvres de Rousseau, Tom. II. p. 17. sq.

RICHERIVS (*), qui partem fabularum suo, partem aliorum ingenio debet, medium tenet inter Fontanum et Mottium, quippe minus facetus illo, et minus exquisitus hoc, neque tam verbosus, vti Nobilius. Epimythia bene aptat fabulis, et coloribus ita ornat, vt speciem nouitatis acquirant. Hinc et inde cum episodiis exornare voluerit fabulam, nescio, num effugerit notam affectationis. Ardor enim imitandi lepores Fontani, ipsum et priores multa, nescio num sit lepida, docuisse videtur. Factum est fernae in Gallia iucunda Fontani facilitate, quod apud nos Halleri ponderosa grauitate. Imitando arripuerunt formulas quasdam solemnes et dictionis externum habitum, putantes, se acquisiuisse ipsum modum et vim cogitandi magistrorum suorum. Emisit Richerius nuperrime alteram partem fabularum, priori non absimilem.

Agmen claudit *anonymus quidam*, cuius *Fables nouvelles et autres pieces en vers*, his ipsis diebus Parisiis ad nos venerunt. Natus ad hoc genus poeseos videtur auctor, neque repugno, si post Fontanum inter primos suae regionis mythologos eum colloces, praesertim si fabulae priores 32. ante tres annos ab ipso iam euulgatae mihique nondum inspectae, recentioribus inuentione iusta et dictione suami non cedunt. Sed et ex alia ratione mihi nominandus est. Instituit nempe in recens editis apologis un *examen critique des principaux fabulistes anciens et modernes*. Et cum idem argumentum iam iam tractassem, eo auidior in taberna libraria perlustrani eius iudicia, vna plagula fabulis praefixa, atque intellexi, nos quidem eandem viam ingressos esse, non tamen eodem consilio. Ille, praeter veteres quosdam, non nisi Gallicos, neque hos omnes attigit. Imo miraberis in theatro fabulatorum inuenire *Horatium*, ob fabulam de *mure rustico et vrbano*, et e suis *Ioannem de Meun*, auctorem sec. XIII, ob solam fabulam, *le Palmier et la Courge*. Si enim Plinianum illud, *ponderantur, non numerantur*, locum hic inuenire debet, cur non *Hesiodum*, *Archilochum*, centumque alios adduxit, qui vnum alterumue fecerunt apologum bonum? Quod ad iudicia attinet, hinc inde dissentientes nos videbit lector. Ita ille Mottium, quem nos suspicimus, totum abiicit, tanquam ineptissimum fabulatorem et Phaedri Fontanique contemtorem atque obtrectatorem. Quod praesertim posterius, quam vere dictum sit, docet Mottii *Discours sur la Fable*, vbi maximis laudibus vtrumque extollit, et Fontanum imitatione maiorem pronunciat.

(*) Fables nouvelles mises en vers par Mr. Richer à Paris. 1729. 8.

Hunc

Hunc copiosissimum fabulatorum proventum sine dubio Fontano acceptum debet Gallia. Et si magnorum ingeniorum nullum aliud esset emolumentum, vel hoc praestantissimum, quod, in celebritate et lumine posita, multos ex naturali sopore famae suae excitant, et ad paria litterarum studia eorum animos accendunt. Studio omisi *Palaidorium*, cuius *Festin Nuptial dressé - - au mariage d'Esope, de Phedre et de Pilpai avec trois Fées*, nil nisi Fontani et aliorum apologos, iam emissos, in se continet. Nihil reperies in ipso opusculo, quod titulum nuptiarum flagitarit, vt potius eodem iure, quicquid velis, inscribere possis. Extant etiam *Comoediae Gallicae*, fabulis ornatae, tanquam *Nobilii* Aesopus (*), *Boursaulti* Aesopus in aula (**), Fables d'Esope (***), *Fuselieri* Momus fabulator, *Lonayi* veritas fabulatrix, in quibus et Aesopi et nova occurrunt commenta, carmine expressa. Praeterea *l'Esope en belle humeur* et alias versiones Aesopi Gallicas, quas *Corrozet*, *Ballerdeus*, *Baudoin*, *Boissat*, *Bellegarde*, cuius opera praestat, et alii nobis dederunt. Sed mittamus exteros et separatim loquamur.

De Mythologis Germanicis.

Superfunt *ex seculo XIII. anonymi* cuiusdam, qui circa aetatem *Friderici* II. vixisse videtur, fabulae rhythmis inclusae, et maximam partem ex Aesopo haustae. Harum LI. ex manuscripto primum in lucem emisit vndecim in dissertationibus, Argentorati ab anno 1704, vsque ad 1710. habitis, *Io. Georgius Scherzius*, *Phil. Pr. P.* adiectis notis philologicis et moralibus. Vt veterum Germanorum mores, sic et eorum versus. Naturam videmus sine arte, simplicitatem amabilem, veneribus non exornatam, sed ita neque veneribus deformatam. Qui vetusta non abhorret, praeclara in his fabulis inueniet vestigia poetici lani saporis, qui sub imperio Friderici Barbarossae et Friderici II. adhuc in Germania regnauit, quippe quo tempore et principes poesi operam dare pulchrum putabant. Continentur huius anonymi fabulae manuscripto papyreo inb ibliotheca apud ciues Tigurinos, quod me docuit die Sammlung geistvoller Schriften, (7. St. 48 S.) Nesciuisse videntur eius editores harum fabularum tam magnam partem diu inde iam typis inscriptam esse.

(*) Comoedie en cinq actes, Theatre Italien de Gherardi, Tom. III.
(**) loc. cit. Tom. IV. p. 417. Versio huius Aesopi teutonica in Dom. a Reinhaben poetischen Uberſetzungen und Gedichten. Weimar, 1711. 8. p. 120.
(***) loc. cit. Tom. III. p. 305.

Vt autem eo melius de indole earum conſtet, apponam aliquam breuiorem fabulam de ſimia, nuces edere volente (*).

Hvgo a Trymberg. Huius liber, der Renner, prodiit Franof. ad Moen. 1594. fol. Quis fuerit ille Trymberg et quando vixerit, indicauit in epilogo,

Der diß buch gedichtet hat
Der pflag der ſchülen zu Thürſtat
Vierzig jar vor Babenberg
Und hieß Hugo den Trymberg
Es ward follendracht, das iſt war
Da tauſend und dreyhundert jar
Nach Chriſtus Geburt vergangen waren.

Meminit eodem epilogo, ſe ante, quam animum ad hunc librum ſcribendum appuliſſet, alium eiusdem ferme argumenti elaboraſſe, titulo der Sammler, cuius tamen periiſſet aliqua pars.

Da ward ſein eyne Qvintern verlorn
Dieſelbe Verluſt, die thät mir Zorn
Das ichs da nit follendrachte
Mit dem Sinne, als ich gedachte.

Quod ad librum, der Renner, attinet, ſui temporis ornamentum merito dici poteſt. Non ſemper, tamen ſaepiſſime tractat fabulas auctor, quas Mehren

(*) Ein aff einsmals kam gerant
Da er vil gütter nüſſe fant
Er hert die geſſen gern
Denn ime was geſeit, das der kern
Wer luſtblich und gut.
Beſchweret wart ſin tumber mut
Da er der hute bitterkeit beſant
Und das krachen danach zu hant
Begreiff der ſchalen hertigkeit
Von nüſſen iſt mir viel geſeit
Sprach er das iſt mir nit worden kunt.
Sie hant verhöner mir den munt.
Hinwarff er an derſelben vart
Die nuß der kern im mit entwart.
Demſelben affen ſind alle glich
Sie ſigent jung alt arm oder rich
Die durch ein kurzwile bitterkeit
Verſmehent lange ſüßckeit ꝛc.

Mehren dicit, et Aesopo et sibi debet. Harum praecepta dictis sacrorum profanorumque scriptorum firmat, atque exemplis illustrat. Magno impetu in omnium ordinum vitia inuehitur, et clericorum dissolutos mores malasque artes graphice depingit. Culpa itaque versus asperioris in seculum delata, laudem meretur haud vulgarem, quod feros aetatis suae mores carmine et fabulis, tanquam dignus Freydankii discipulus, emollire studuit. Iure flagitat:

In Schwaben, in Döringen, in Francken
Da sollen teutsche Leute mir dancken
Das ich viel frembder Lere in han
In Teutscher Zungen kundt gethan
Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutscher Sprache waren deuwer.

Optandum esset, ne editores scriptorum seculi XIII. poeticorum sibi sumsissent temere, vetustam orthographiam et Suevicae linguae genium, pro seculi sui indole, immutare. Eripuerunt nobis tali modo multa antiqua pulchra, male substituentes sua. Exemplum autem qui cupit fabulae Trymbergianae, sequentem breuiorem legat. (*)

Per-

(*) Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann
Das wasser dem rädelein entran
Und nicht hatte seinen sollen schwang
Mit jamer es umbgieng und sangk
Als ihm des wassers not gebot
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff sehr groß
Bey dem eyn krefftig wasser floß
Das dreib zwey räder fölligliche
Sie schnapten mit eynander glieche:
Hilff oder laß, Hilff oder laß,
Die erde sei trucken, oder naß,
So hant wir genüg tag und nacht
Uns wirt so mancher Sack herbracht.
Diese Mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich und arme Leute.
Unsern Herren ruffent die armen an ꝛc.

Pergimus ad HENRICI *ab* ALKMAR *Reincke-Vos*. Hoc scriptum diu inde in coelum vsque laudibus elatum, et a quibusdam reuelatio omnium Politices arcanorum aestimatum est, mihi tamen haec laus iusto maior esse videtur. Multa quidem in illo occurrunt, quae ad vitam aulicam et priuatam caute agendam faciunt, ast fabula ipsa parum ingeniosa, parum elaborata. Bestiae eius non bestiae, sed potius sunt homines nominibus bestiarum insigniti, agentes multa, quae per naturam agere nequeunt, et loquentes multa, quae cum earum indole non conueniunt. Quicquid dicatur hoc de libello, ego nil nisi disiecta fabulae membra in illo deprehendo, arte polienda, ordine coniungenda prius, quam satis placere possint. Fuit Alcmarus principis cuiusdam Lotharingici morum magister. (*)

Idem ferme iudicium ferendum est de GEORG. ROLLENHAGII *Froschmeuseler*, ex Batrachomyomachia (**), vulgo Homero attributa, consarcinato et rythmis publicato 1595. Multa in illo sunt lepida atque sana, sed multa quoque, si fabulae constitutionem sequaris, vana et incongrua. Non enim offendi debes, si e. c. ranarum rex *Bantbakius* omnia,

(*) Auctorem huius libri non fuisse *Nicolaum Bammannum*, sed potius *Alcmarum*, probat *Fr. Aug. Hahnmannus* programmate, quod praefixum est editioni *Gualterbyt. Reincke de Vos mit dem Koker*, 1711. 4. Adducere iuvat ipsa verba Alcmari, ex praefatione vetustissimae editionis ab anno 1498. deprompta: Ad *Konrad von* Alkmer Scholemeister und tuchterer des edelen koenigliken Werkes und Herren, Hertogen von Lotrengen . . hebbe dat ocarnoerdige Boeck uth walscher und französcher Sprake gerecht un umgeset in duische Sprake . . und hebbe dat sulve Boeck geboriert in veer part und hebbe dy eglick Capitel geset eine korte Uttreggunge un Meninge des selfsten Poeten, umme to verstaen den rechten sin des capittels.

(**) In imitationem Batrachomyomachiae conscripta est versibus graecis *Galeomyomachia*, seu pugna murinum et felis. Speciat hue etiam *Moschaea Merlini Cocaii*, seu *muscarum bellum contra furuncos*, carmine latino Macaronico expositum, cuius interpretatio germanicis rythmis, lecku non iucunda, extat ab anno 1800. Praefatio incipit ita:

Dieser Krieg ist vor vielen Jahren
Anfangs von eim beschrieben worn
Der sich genannt Cocalium
Mit einer Art der Carminum
Drum er vermischet welsch mit Latem
Wie dieser Vers den uns mag fron:
Hei mihi Strasburgum quod non quero schauuere carmun
Cunque bonin quod non possum zechare Gesellis.

omnia, quae a Circe euenerunt Vlyſſis comitibus, longa oratione refert, iuuenis enim hauſit ea, vti ipſe ait, ex libris. Neque mireris pios murium ruſticorum mores, qui, cum in comuiuium adhibent murem vrbanum, preces fundunt ante et poſt coenam. Haec enim et plura id genus ſi non ferre poſſis, totum libellum nunquam perleges. Imo vtrumque poema tum huius, tum Alcmari, ſiue pro carmine epico ludrico, ſiue pro fabularum aeſopearum ſerie habeas, vitiis non caret.

Burchardus Wellisius ſeu Waldisius fabulas Aeſopi aliorumque, tanquam Abſtemii, Poggii, Bebelii non nullas, carmine complexus eſt duriuſculo quidem et hiulco, tamen, ſi aetatem, qua ſcripſit, reſpicias, vltra mediocritatem exſurgente. Narrat autem non ſomniculoſe, ſed potius excitata vtitur dictione, inſperſis aliquando iocis et formulis feſtiuis, in quibus ſi multum politi et delicati requiras, plus cupias, quam ab initiis ſeculi decimi ſexti expectari poterat. Neque vbiuis breuitatem flagites: aliquot enim verſus, praeter neceſſitatem inferre, illa aetas non dubitabat. Ita et, quos dedit fabulae ſignificatus, non ſemper ſcrupuloſe examinabis. Excidit enim ſibi non nunquam bonus homo et permittit,

** * * vt placidis coeant immitia*

praeſertim libro quarto, vbi ſaepe narrationes perquam ridiculas et conſiliorum impatientes, praeceptis morum ſeueris et imperioſis inſtruit. Sed non obſtantibus his et aliis mentis, quos multis virtutibus redemit, et lectu dignus et iucundus eſt auctor. Fabularum eius ſunt quadringentae (*).

Fabulis etiam operam nauarunt notiſſimus *Iob. Sachſius* et *Euchariuſ Eyringius*, ille in poematis ſuis, hic in *Copiis prouerbiorum*, *Irlebiae*, excuſis 1504. 8. Sed nolo illis immorari, non magis ac libello, qui titulum gerit, die ſieben weiſen Meiſter, quippe in quo varii recitantur apologi, quoad inuentionem, non omnino inepti.

Ex recentioribus adducendus eſt G.P. Harsdoerferus. Edidit anno 1650. Nathan und Jotham, oder geiſtliche und weltliche Lehrgedichte. Nürnberg. 8. Pleraeque harum fabularum proſaicarum id vitii habent, vt ſenſus moralis, quem prae ſe ferunt, iis non tam inſit, quam inſeratur. Incidit quidem Harsdoerferus non nunquam in veſtigia egregia, verum ea perſequi neſciuit. Initia fabulae ſaepe bene excogitauit, modo tractum et fabulae ſolutionem mori potuiſſet.

** * * amphora coepit*
Inſtitui: currente rota, - vrceus exit.

Deinde

(*) Prodierunt 1545. titulo: Aeſopus ganz neu gemacht, und in Reimen verfaßt.

Deinde et allegoriam non tam in actione, quam dictione schematica posuit. Tandem lusibus verborum, quod eius aeui vitium erat, frequens indulget. Sic quando mederi vult *pestilenti morbo, paupertati*, facili negotio conficit medicinam allegoricam, eine Arzney in der Apotheken der Hoffnung von dem Manna des Gebets und von der Ebereuetz unverdrossener Arbeit zubereitet. Huius autem medicaminis copia miro quodam casu, vt ait fabula V. Part. II, facta est. Cum enim quidam exclamasset: *aro!* tunc echo argute respondit: *ora!* Sed adducam aliquem melioris notae apologum (*).

IVSTVS GOTTFR. RABENERVS, scholae prouincialis Misenensis olim Rector, centum fabulas prosaicas, titulo, Mißnische lehrgedichte, edidit 1691. 8. Multum ingenii ex his apologis elucet. Imagines enim, si abeo quod illustrare debent, separes, inuentionem produnt, sed si ad sensum moralem examines, refragantur, mox enim aut plus aut minus in se habent, quam est in exemplari, nempe ἐπιμυθίαν. Non raro etiam in frigidam, aetati suae per familiarem allegoriam abeunt. Neque tamen inanem putarem operam, si quis, relictis inutilibus, optimas deligeret et castigatas inuentuti traderet. Debemus hoc genus humanitatis Rabenero, qui, si nostrae aetati propior fuisset, sine dubio eandem ingenii elegantiam orbi erudito comprobasse, qua post illum non nulli familiae suae viri doctissimi litteras sibi deuinxerunt.

Non praetereundi sunt silentio duumuiri, quorum vnus *Iob. Fr. Riedererus* fabulas *Aesopi*, alter, ficto nomine *Melander* fabulas *Phaedri* carmine donare voluit. Melius est, vt commendentur suo ingenio, quam nostro praeconio. Loquantur ergo eorum musae (**).

Sed

(*) Fab. 131. Th. II. Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf einen Tag vier sehr abscheuliche Kinder zur Welt. Die Wahrheit, welches die älteste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Hass, ein ungestaltes Kind mit schebien Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Streit, eine Mißgeburt mit zweyen Köpfen, einen Leib und Schwanz gleich einer abscheulichen Schlangen mit Basilisken Flügeln. Die Sicherheit gebore auch eine Tochter, die nennete sie die Gefahr, diese wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertraulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft pflegen, also wollten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heurathete der Herr Hass das Fräulein Gefahr, und der Herr Stolz das Fräulein Verachtung.

(**) Riederers Fabuln Aesopi in teutsche Reimen nach ietziger Art und möglich-

Sed progredior ad mythologum et poetam, de quo sibi congratulari debet Germania. Cui enim non arrident Cel. FRIDERICI AB HAGEDORN fabulae (*) veterum quorundam et recentiorum, nitidissimo versu ornatae, et multis locis accessionibus artis et ingenii ita locupletatae, vt sua, non aliorum bona dici mereantur? Praeclare docent hae fabulae, quo modo simplicitati fictionis ponderosa et florida dictione succurrendum sit, et quo modo ars cum natura sit coniungenda.

Quantum pretium fabulis poeticis Clr. TRILLERI statuendum sit, apud alios iudicium esto.

Quod ad STOPPIVM attinet, optandum esset, vt res inanimas, inprimis res artis, non ita saepe in scenam produceret, sibique ab exuberante ingenio aliquid temperaret. Solet enim, hem quam facile accidere, vt cum iocosi esse velimus, ridiculi atque inepti fiamus. Sunt multi praeterea, qui eius stilum negligentiae et ieiunitatis accusant, et multa, quae familiariter voluit, abiecte dicta putant. Tamen ab ingenio laudem meretur, et multo maiorem adsequi potuisset, si diutius foetus suos lambere voluisset.

Der Deutsche Lockmann, seu gute Sittenlehren in lustigen und neuen Fabeln vorgestellt. Auctor huius Locmanni quis sit, non constat, sed neque posteritas curiose in eius nomen inquiret. Inuentio mediocris, elaboratio autem minus culta est, quam vt amatoribus aesopeae concinnitatis probari possit. Non quidem omnes descriptiones et digressiones e

 fabulis

ster Kürze gekleidet, Coburg, 1717. 8. fabula III. de rana et mure ita incipit:

Ein Mäußgen führte mit dem Frosche
Einst Krieg, sie waren sich contrar,
Nachdem der Streit, der nie verlosche,
Um eines Sumpffes Herrschaft war;
Die Schlacht, indem es puft und paffte,
War hefftig, aber zweifelhaffte.

Sufficiant haec pauca, nam et degustandae sunt Melandri deliciae.

Aus Hunger kam ein Fuchs in einen hohen Berg,
Und sah nach Appetit so schöne Trauben hangen,
Und konnte sie doch nicht, wie hoch er sprung, erlangen.
Drum gieng er wieder fort und sprach so überzwerg:
O sind sie doch nicht reif: der sauren mag ich nicht!
Wer, was er nur nicht kann, mit Worten niederschläget,
Und gleichwohl unmöglich darnach Verlangen träget,
Vor den gehöret auch gemeldte Lehrgeschicht.

Phaedri Esopische Fabelgedichte p. 50. Eisenberg, 1712. 8.

(*) Versuch in poetischen Fabeln und Erzehlungen, Hamb. 1738.

fabulis prosaicis pellendas esse puto, sed otiosam amplificationem quis ferre potest? Hae fabulae per septimanam singulae prodierunt Halae 1739. et numero 39. factae, typis interdictae sunt.

Restat der deutsche Aesop, bestehend in 324 lehrreichen Fabeln. Königsb. in Pr. 1743. Nihil est, quod Aesopus Phryx ab Aesopo Germanico sibi timeat. Magnus fabularum numerus iam earum indolem loquitur. Difficile enim est, centies cum successu vires in fingendo apologo experiri, multo minus ter centenis vicibus, quanquam, si ex scribendi genere aliquid colligere licet, diuersos auctores agnoscere videatur hic libellus. Fontani lepores, Hagedornii pondera et sales frustra hic requires, inuenies tamen non nunquam inuentiones bonas. Stylus praeter metrum ferme nihil secum fert, quod poeticum sit.

Ein halbes hundert neuer Fabeln durch L. M. v. K. mit einer critischen Vorrede des Verfassers der Betrachtungen über die poetischen Gemählde, Zürich 1744. Nescio, num quiuis in legendis his fabulis omnes illas virtutes deprehensurus sit, quas largiter iis attribuit auctor praefationis. Mihi parum actionis multusque otiose protractae orationes habere videntur. Et sincere confiteor, me sensum fabulae moralem, quem saepissime omittere placuit auctori, saepissime non assecutum esse. Quae si est imbecillitas ingenii mei, tamen accusari poterit mythologus, quod imbecillis, quibus maxime scribitur fabula, non melius consuluit, prudentioribus autem ansam suspicandi dedit, ac si ipse nesciisset, quid sibi vellet fabula. Res deferatur ad viros criticos, et a partium studiis alienos, qui si ita magnifice de his fabulis iudicarint, ac doctissimus vir, qui praefatus est, palinodiam publice canam.

Haec B. L. in variis apologorum scriptoribus legendis obseruaui, quae si leuia iudices, nihil contra dicere possum. Si autem ex me quaeras, cur non grauiora scripserim, dico, quia illa abs te expecto. Ceterum magnus fabularum numerus posset confici, si quis omnes colligere vellet, quae passim obueniunt in scriptis nostratium, tanquam in iis, quorum titulus, der Biedermann, die Tadlerinnen, der schweizerische Zuseher, der Pilgrim, aliisque. Ita in sola *Hamburgensis Matronae* parte tertia leguntur viginti quatuor; variae in *Ioh. Sam. Müllert, Ioh. Hamb. Rect.* colloquiis germanicis veterum philosophorum, et quidem parte II. non nullae in poematis *Menantis*, celeb. *Brokesii* et aliorum, de quibus singulis dicere, neque instituti nostri ratio patitur, neque tua patientia.

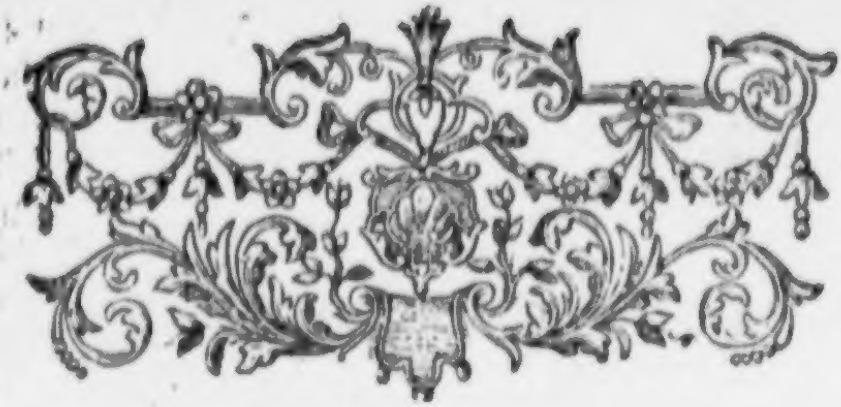
Fabeln
und
Erzählungen
von
C. F. Gellert.
Erster Theil.

115, 2933

Mit Röm. Kais. Königl. Pohln. und Churf. Sächs. aller gnäd. Privilegio.

Leipzig,
bey Johann Wendlern, 1748.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



Nachricht und Exempel
von
alten deutschen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unsere Vorfahren seit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, sind, meiner Meynung nach, eben nicht so geringe, daß sie nicht einige Aufmerksamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus setze, daß viele von meinen Lesern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, sich in den Fabeln unserer Alten umzusehen: so hoffe ich, es wird ihnen nicht unangenehm seyn, wenn sie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereicht der äsopischen Fabel überhaupt zur Ehre, daß sie fast bey allen Völkern, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie ist unstreitig die

älteste Spur des menschlichen Witzes. Sie war in den meisten Ländern, ehe die Wissenschaften dahin kamen, und sie vertrat in den Zeiten der Unwissenheit bey diesem und jenem Volke fast ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt sich bey ihrer Ehre, da die Wissenschaften aufgiengen; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch gesitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verschönert. Meine Leser würden Ursache haben, von meiner Dienstfertigkeit nicht zum besten zu urtheilen, wenn ich dieses erst erweisen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand läugnet, mehr thut, als daß er ihrer erwähnet, der muß entweder Lust haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre suchen, seine Belesenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der äsopische Witz, den das den Wissenschaften günstige Deutschland itzt liebt, ward von den Deutschen schon hochgeschätzt, ehe sie die Wissenschaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, ehe sie die Regeln der Kunst wußten. Dieses beweisen unter andern die sehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doctor und Professor der Philosophie zu Straßburg, Johann George Scherz, in zehn Disputationen, die er von 1704 bis 1710 gehalten, aus einem alten Manuscripte geliefert, und mit einigen kritischen und moralischen Anmerkungen versehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und funfzig Stücke herausgegeben *.

Es

* Eben diese Fabeln hat man in einem papiernen Manuscripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geistvoller Schriften. VII St. 48 S.

Es ist nach denen Umständen, die Herr Scherz angiebt*, sehr wahrscheinlich, daß dieser Ungenannte zu Kayser Friedrichs II Zeiten gelebet hat. Und wenn wir auch sonst keine Merkmale hätten: so würden uns doch die Beschaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren sich dieser Dichter bedienet, schon überführen, daß er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbarossä gelebet haben könnte. Damals war die deutsche Poesie nicht allein an den Höfen sehr gelitten, sondern auch selbst eine Beschäftigung der Fürsten und großen Herren; und hierdurch gelangte sie zu einer gewissen Stärke und Anmuth, deren sich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opitzens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte sich aus den alten Dichtern keiner besser zu einem deutschen La Fontaine geschicket, als unser Ungenannter, wenn er in unsern Zeiten hätte leben sollen. Einem Manne, der in der Art, die äsopischen Fabeln poetisch zu erzählen, vermuthlich unter seinen Landsleuten der erste gewesen ist; der also weder an einheimischen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beystand gefunden hat, und doch mitten in der Finsterniß so glücklich gewesen ist, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem solchen Manne, sage ich, kann man sehr leicht zutrauen, daß er in seiner Art vortrefflich müßte geworden seyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genossen hätte. Es gehet seinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeschliffenen Demante; er läßt, wie dieser, hin und wieder einige Stralen schiessen, und es hat, um ihn in seinen völligen Glanz zu setzen, nichts als

* S. *Scherzii* Philosophiae moralis Germanorum medii aevi specimen primum.

die Kunst gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen sollen. Wer also großmüthig genug ist, sich nicht durch die Beleidigung irre machen zu lassen, die seine schwäbische Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug ist, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Gesichts nicht entgelten zu lassen, daß die Haut mit vielen Sommerflecken besprenget ist; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte sieht, und ihn, indem er ihn liest, in Gedanken in unsere Sprache übersetzet, dem wird unser Fabeldichter bey aller seiner Einfalt vielleicht besser gefallen, als verschiedne, die vier Jahrhunderte später sich in dieses Feld gewagt haben. Ein abwechselndes Sylbenmaaß in langen und kurzen Füssen, ein ordentlicher Abschnitt, und andere in unserer Prosodie gebräuchliche Dinge, waren damals unbekannt. Man darf also dieses nicht von ihm begehren. Genug, daß er weit wohlklingender schreibt, als man vor Opitzen schrieb. Endlich muß man auch bedenken, daß wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck, und die Kraft vieler alten Wörter nicht genug verstehen; daß viele von solchen Wörtern, wenn sie auch heut zu Tage noch gebräuchlich sind, doch entweder mehr, oder weniger, zu bedeuten angefangen haben, und daß also oft eine alte Stelle, die uns matt und unkräftig, oder sonst nicht zulänglich ausgedrückt zu seyn scheinet, dennoch kräftig, poetisch und richtig gegeben seyn kann. Wer sich in alle diese Umstände setzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter liest, der wird ihre ungekünstelte Anmuth im Lesen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorstellungen sehen. Der Leser

mag

mag nunmehr aus folgenden Exempeln selbst urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobet habe. Das erste Exempel mag die Fabel von dem Löwen und der Maus seyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwischen setzen, damit man den Verstand leichter finden könne.

Eyns tages ein louvve sich erging
In ein vvalde, da er sing
Ein mufz, die vvolt er getöttet han.
Sie sprach: Herr louvve, lant mich gan!
VVas eren mag ein Kunig bejagen,
Ob von Ime ein knecht vvurt erslagen?
Des er gevvalt hat, vvan er vill,
Ist Im das ein ere? das ist nit vil.
VVas grosser künheit mag das gesin,
Ob ein louvve ein muselin
Ertöttet? der hat eren me,
Der geschaden mag, und nit tut vve.
Lossent ir mich Herr genesen!
Ich mag uch vvol nuz vvesen,
Und mag uch keinen schaden tun,
Noch minder dann ein arn * ein hün.
Der louvve liesz sin zurnen sin,
Und liesz gon das muselin,
Des vaart es innerlichen seo.
Ich vvil es uch dancken, sprach es do.
Nu vvart es nit lange gespart,
Das der louvve gefangen vvart
In ein garn, das vvas starck.
Er hett geben dusent Marg,
Das er darufs vver gevvesen,
Er vvonde scher, nit genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die mufz, ee dann der tag

* ar, Adler.

Uffging, zu dem louvven hin.
Sie sprach: Got grusz uch, herr myn,
VVas clageot ir? VVas ist uvver tot?
Ich bin gefangen uff den tot,
Sprach der louvve zu der musz.
Sie sprach, Herr ir koment vvol usz;
Ich hilff, das ir blibent by dem leben,
VVann * Ir hant mir das myn geben.
VVas sol ich uch nu me sagen?
Die musz geriet ** das garn nagen
Und mit den zenen bissen
Und ouch garn zerrissen
Einzvvey, da vvart das loch grosz:
Den louvven das nit verdrotz.
Vil balde er sich dannen macht.
Der musz det er acht †
Fruntlich er Ir dancken began,
Sie sprach, Ich hab gern getan.

Gedenkent vvie der gevvalt sy.
Dem miltikeit nit vvonet by.
Gevvalt erbermde †† sol han;
An gevvalt sol tugent stan.
Der grosz dem myndern sol vertragen,
Nutze mag er sin, der nit mag schaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unser Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas sehr angenehmes bey sich. Man sieht nichts gekünsteltes, und auch nichts frostiges. Er ist nicht so kurz, daß er ängstlich würde, und auch nicht so wortreich, daß er viel müßiges sagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Mine vor, und verbindet sie gut mit der Hand.

* Weil. ** Fieng an.
† Er bezeigte der Maus Hochachtung. †† Erbarmung.

Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, ist so kräftig, und schickt sich zu den gegenwärtigen Umständen so gut, daß man nicht sieht, was sie bessers hätte sagen sollen. „Herr Löwe laßt „mich gehn! Was mag wohl ein König für Ehre er„jagen, wenn er einen Knecht erschlägt? Daß er Ge„walt hat, wenn er will, ist ihm das eine Ehre? Mag „das wohl eine große Kühnheit seyn, wenn ein Löwe „eine Maus erschlägt? Der hat mehr Ehre, der scha„den kann, und es doch nicht thut.

Man höre dagegen die spitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateinischen Anonymus in eben dieser Fabel anstellet, und welche sich vermuthlich auf die Vorstellungen beziehen sollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus et muri coeperit esse decus?
Si vincat summus minimum, sic vincere vinci est.
Vincere posse decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus est; si laus, si vincere; laus haec
Et decus hoc, minimo fiet ab hoste minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Diese epigrammatische Rede des Löwen, diese künstliche Wiederholung der Worte in Gegensätzen, ist von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutsche seine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich reden läßt.

Man halte ferner diese alte Fabel gegen eine, die in unserm Jahrhunderte aufgesetzet ist, und sehe, ob

der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beschämet?

In Riederers Fabeln Aesopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen sind, wird die Fabel von der Maus und dem Löwen also erzählet.

Ein Löw, müd von der Hitz und Lauffen,
Legt sich im Schatten in das Grün,
Indem er schläft, so kommt ein Hauffen
Mäuß über seinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwischen seine Klauen brachte.

Die Arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Qvartier, und um Pardon,
Sie sprach: Was solch ein großer König
Der wider sie zürn, hab davon,
Sein Grimm sollt, den er nur mögt sparen,
Gleichwohl in größre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daß ihm diese
Nicht viel Respect und Ruhm verhieß,
Wenn er ein solch klein Thier zerriese,
Und sich sie etwan schmecken ließ,
Drum war er in sich selbst erbötig,
Und ließ sie gleich drauf loß und ledig.

In wenig Tagen drauf so rennte
Besagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brüllte, daß es wiederhallt;
Allein sein Versatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die

Die Mauß hört ihn erbärmlich brüllen,
Laufft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängst nun zu Willen,
Das sie bemerkte interim,
Kommt sie zum Garn, und sucht die Knöpfe,
Daß er immittelst Luft nur schöpfe.

Als sie dieselbe nun gefunden,
So naget sie sie hurtig ab,
Wodurch sie in denselben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm ist alsofort gelungen,
Daß er aus dem Arrest entsprungen.

Ist die Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meisterstücke, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daß der Leser das alte Schwäbische lieber zehnmal lesen wird, als das neue undeutsche Deutsche einmal. Dort höret man, ungeachtet der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeachtet des Sylbenmaaßes, nur einen Reimer.

Das andre Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchse seyn.

Ein fusz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein rap kam geflogen
Mit eim kese, den er einer frouwen
Genommen und gerobet da.
Des vvart der fusz ummassen fro.
Da Ine der fusz erst ersach,
Mit glatten vvorten er da sprach:

Got gruſz dich, lieber herr myn,
Uvver diener vvil ich ſin,
Und imer vvesen uvver knecht.
Das duncket mich billig und recht.
Ir ſint edel und ſo rich,
Kein fogel mag uch ſin glich
In allen kunigrichen.
Ich vvene * uch müſe entvvichen
Der ſpervver und ouch das ſelkelin,
Des habichs und ouch des pfovven ſchin.
Süſſe iſt uvver kelen ſchal.
Uvver ſtyme hört man uberal
In dem vvalde erclingen,
VVann ir geratten ſingen;
Des hab ich vvol genommen vvar,
Der rap ſprach, du ſageſt vvar,
Nu ſingent lieber herr myn!
Da ſprach der rap, das ſol ſin.
Er lieſz ſin ſtym uſz und ſang,
Das es durch den vvalt erclang.
In dem ſange empfile im do
Der keſe, des vvart der fuſz vil fro.
Des lobs mus der rap mit ſchaden entgelten,
Und im vvas das lob nit gut, als ein ſchelten.

Die Schmeicheleyen, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen recht artig. „Gott grüß euch, „mein lieber Herr, euer Diener will ich seyn, und im„mer euer Knecht bleiben.„ Was fehlt diesem Complimente? Nun fängt er an, ihn recht poetisch zu loben. „Ihr seyd edel und liederreich. Kein Vogel „mag euch in allen Königreichen gleich seyn. Nach „mei-

* VVenen, glauben, dafür halten.

„meinen Gedanken muß euch der Sperber und der „Falke weichen, die Schönheit des Habichts und des „Pfauen. Süß ist euer Kehlen Schall, eure Stim„me hört man überall in dem Walde erklingen.„ Dieses ist, wie mich deucht, eine sehr poetische Stelle. Man stelle sich vor, wenn der Dichter in unsern Zeiten geredet hätte, ob er nicht fast eben das gesaget haben würde, was La Fontaine saget?

Eh bon jour, Monsieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir si vôtre ramage
Se rapporte à vôtre plumage
Vous êtes le Phoenix des hôtes de ces bois.

Die Sitten seiner Zeit liessen es nicht zu, daß er sich so manierlich ausdrücken konnte. Indessen muß diese Stelle vor vierhundert Jahren eben so artig und munter geklungen haben, als des La Fontaine seine zu unsern Zeiten klinget. Damit man den Werth dieses alten Autors desto besser erkenne: so will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem Melander hersetzen, welcher 1712 eine Mythologiam Paraeneticam, das ist, die Fabeln Phädri in deutschen Versen, zu Eisenberg herausgegeben hat. Er läßt sich folgender Maßen gar annehmlich und deutlich vernehmen.

Als ein gewisser Raab den Käß vom Fenster stahl,
Und aß denselben gern auf hohem Baum zum Mahl,
So sahe den der Fuchs, und fieng so an zu reden:
O Raab! wie hast du doch so schöne Feder-Weden.
Wie herrlich steht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du sängst, gieng dir im Rang voran.

Allein

Allein da sich der Narr zu seiner Stimme schicket,
Verliehrt er seinen Käß, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reisset ihn mit List so fein begierig hin,
Da wurde erst der Raab der List des Fuchses in.
Und also wurde er zum Seufzen erst bewogen,
Daß ihn der schlaue Fuchs so schändlich hat betrogen,
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte stets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftlosen Art zu erzählen auf die Zeit schliessen wollte, in welcher Melander gelebet, sollte man, sage ich, nicht denken, daß er noch einige Jahrhunderte vor unserm Ungenannten sein Werkchen verfertiget haben müßte? Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden: so will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unserm Alten anführen. Ich muß übrigens erinnern, daß man bey ihm nicht lauter äsopische Fabeln, sondern auch Erzählungen antrifft, zum Exempel die Geschichte der Matrone zu Ephesus, welche die Herren Verfasser der schweizerischen geistvollen Schriften in ihr siebentes Stück eingerücket haben; die Erzählung von dem Fieber und dem Flohe; von dem Vater, dem Sohne und dem Esel, und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geschmacks mit Vergnügen bemerket.

Das letzte Exempel sey die Fabel von dem Wolfe und der Geis.

Ein Geisz vrolt uff ein vreide gon,
Da liesz sie in dem stalle ston
Ein junge geisz, Ir töchterlin;
Zu ir sprach sie, losz nyeman in,

Du

Du solt die ture bestossen lon;
Harufz solt du nit gon,
Blip darinn, das ist dir güt,
So bist du vor dem vvolff behüt.
Da die geisz bestossen vvart,
Vil schier ein vvolff kam uff die fart.
Er ging zu dem stall drugenlich,*
Und geborte sich glich
Der alten ge[illegible] valschheit,
An flyme, an vvandel, und seit **
Der jungen geisz: lots mich in,
Min trut liebes tochterlin!
Sie spach, vver bistu stant davor?
Ich ton nit uff des stalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das Ich nit ofz hin konne zu dir.
Ich kenne dich vvol, die flym ist falsch,
Dich hilffent vveder tutsch, noch vvelsch.
Du komest nit herin, somer got! †
Ich vvil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das Ich nyeman solt lossen in,
Du bist ein vvolff, das sihe ich vvol,
VVann du bist aller schalckheit vol.
Ach herrgot, vvie vil der ist
Uff erden, die denselben list
Erzöigent mit sussles honiges vvort,
Und ist schande, schade und mort
In ir hertze alle begraben. etc.

Unter

* betrüglich. ** sagt.

† Somer got, oder summer gott, ist eine Betheurung, die so viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe.

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebet haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moralisches Buch in Versen geschrieben, welches er den Renner nennet, und von welchem er saget:

In Schwaben, in Döringen und Francken,
Da sollen teutsche Leute mir dancken,
Das ich viel fremder Lere in han
In Teutscher Zungen kundt gethan,
Die manch jar vor und dan noch heuet
In Teutscher Sprache waren deuwer.

In diesem Buche sind verschiedne, theils äsopische, theils andere Fabeln enthalten; und wer weis, ob nicht einige darunter von seiner eigenen Erfindung sind. Man kann von seiner Schreibart mit keiner Zuverläßigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549 zu Frankfurt am Mayn in Folio herausgegeben hat, so besorgt gewesen ist, und die schwäbische Mundart des Trymbergs nach der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts verbessert, oder deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieser unzeitigen Sorgfalt sehen will, darf nur den Morhof, von der deutschen Sprache und Poesie, auf der 352 S. nachlesen. Es scheint wirklich, daß Trymberg die Sprache nicht so in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Ursache mag wohl diese seyn, daß er sich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er selbst saget:

Und

Und wiset, das ich wohl dreißig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein so gar
Geleit, das mir die Teutschen Reimen
" " "
So gar waren unbekannt
Als ob ich führe in frembde Land
Und wölte eine sprache lernen da.

Wie glücklich sind wir in unsern Zeiten, daß wir diese Entschuldigung nicht mehr nöthig haben! Unsere größten Gelehrten halten es für eine Ehre, sowol in der einen als in der andern Sprache zugleich schön zu schreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey seiner Geschicklichkeit in der griechischen Sprache auch in seiner Muttersprache vortrefflich schrieb.

Wenn nichts an unserm Trymberg zu loben wäre: so verdiente er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laster seiner Zeiten angreift, eine besondere Hochachtung. Er fürchtet sich vor dem geistlichen und obrigkeitlichen Stande so wenig, daß er beiden die Wahrheit ganz unerschrocken saget. Er folget hierinne dem Beyspiele des beherzten Freydanks, welchen er sehr oft mit großer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn sie sich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beschäftigen soll. Die Thorheiten der Großen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freyheit herrscht, auch die besten und kräftigsten Satyren angetroffen werden. Den poetischen Geist des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat gesunde und gute Lehrsprüche; aber hohe Gedanken

danken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in seinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indessen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, sondern als einen Fabelschreiber. Doch auch in dieser Betrachtung dürfte er wohl etliche Stuffen unter dem Ungenannten zu stehen kommen. Ich will eine Probe von seiner Art zu erzählen hersetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Müle mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hatte vor zeitten ein armer mann
Das wasser dem rädelein entrann
Und nicht hatte seinen follen schwang
Mit jamer es umbgieng und sangk
Als ihm des wassers not gebot
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff sehr groß
Bey dem ein krefftig wasser floß
Das treib zwey räder fölligliche
Sie schnapten mit eyander glieche;
Hilff oder laß, Hilff oder laß
Die Erde sey trucken, oder naß,
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird so mancher Sack herbracht.

Diese mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich, und arme leute.
Unsern Herren ruffent die armen an. ꝛc.

In

In dem sechzehnten Jahrhunderte hat sich **Burkard Waldis** um die Fabel verdient zu machen gesucht, und vierhundert an der Zahl in Verse gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn 1548 in 8tav im Drucke erschienen sind. Morhof gedenket seiner, in der deutschen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es scheint daher, daß er ihn für sehr schlecht muß gehalten haben. Es ist freylich leider bekannt, daß die deutsche Poesie nach den glücklichen Zeiten der Kayser aus dem schwäbischen Hause ein sehr schlechtes Ansehen bekommen, da sie durch die Unruhen des Krieges aus den Händen der Grossen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meistersänger geworden; allein so schlecht sie auch in dem sechzehnten Jahrhunderte ausgesehen hat, wenn man Sebastian Brands und Johann Fischarts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunst die Herren Verfasser der schweizerischen kritischen Schriften in dem siebenten Stücke gehandelt haben: so glaube ich doch, daß man unserm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwan mit Hanns Sachsen in eine Reihe setzen wollte. Er weis die weitläuftige und oft müßige Art zu erzählen, die man ihm mit Recht vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beschreibungen wieder gut zu machen. Und er ist mehr zu bedauren, daß er nicht zu einer bessern Zeit gelebet hat, als daß er den Schimpf seiner Zeit und seiner verstümmelten Sprache entgelten sollte. Vielleicht werden einige Exempel von seiner Arbeit seinen

Charakter besser machen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Esel lautet also:

Einsmals ein Pferdt gebunden stund
Und het einen schönen Zaum im Mundt
Der war mit gülden Buckeln beschlagen
Auff seinem rücken thet es tragen
Ein blancken Sattel schön gezierd
Ein Roßdecken mit Gold durchschniert
Es riß den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit grossem Geschrey,
Da kam ein Esel on gefehr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraß das Gebiß mit schaum
Sah zorniglich und sprach, gib raum
Wer hat dich solche mores gelert
Das du nicht weichst eim solchen Pferdt?
Geh weg, gib raum, oder wil dich schlagen
Das dich jr sechs von hinnen tragen
Der Esel erschrack von dem schnurren
Gab raum und durfft auch nit einst murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letst sichs on gefehr verrücht
Der wardt sein Herr von stundt gewar
Nam jm die schöne Rüstung gar
Verkauffts dem Fuhrmann in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das sahe der Esel lieff baldt zu
Sprach, grüß dich freundt, wie siehest nu?

Wo

Wo ist das Gülden und Seiden zier
Der sehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, so gehts auff Erden
So muß hoffart gestraffet werden.

Von einer Frauwen,

die ihren sterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wol gethan und schön von Leib,
Dieselb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein elend Krankheit an,
Das er sich legen must zu Bett
Die Kranckheit jn fast engsten thet,
Das er auch mit dem Todte facht,
Den hett die Frauw in guter acht.
Betrübt sich deß so mechtig sehr
Das sie auch kaum kundt reden mehr.
Da sprach jr Vatter, Tochter mein,
Bitt, wöllest nit so trawrig sein,
Würd dir jetzt schon der Mann absterben
Jch wolt dir omb ein andern werben,
Jch weiß auch das derselb für allen
Dir baß denn dieser solt gefallen,
Vnd dich wohl bald also gewehnen,
Das dich nicht darffst nach diesem sehnen,
Darab erzörnt die junge Frauw
Vnd sprach zum Vatter auf mein trauw,

Jr seht ich bin betrübtes herzen
Dennoch vermehrt jr mir den schmerzen,
Das jr mir sagt vom andern Man
Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines krancken Mannes Lieb
Ich mich gar hertzlich sehr betrüb,
Bald thet derselbig Man verscheiden
Darab der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen sie den Man beklagt
Daneben auch jren Vatter fragt,
Vnd sprach, ich bitt, mir sagen wöllen
Wie ists umb den jungen Gesellen
Von dem jr heut gesaget hat,
Jst er auch hie in dieser Statt?
Jhr seht wo mich der Schub jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.
Hie mag man sehen wie die Frauen
Jr Männer meynen mit all trauwen
Bey dem sie zwanzig Jar gesessen
Könntens in einer stund vergessen
Doch wissens viel davon zu waschen,
Jst gleich als wenn einr kaufft ein Taschen,
Vnd braucht sie lang bis sie wird alt
Vnd jm en all gefahr entfalt.
Geht hin zum Krämer kaufft ein neuw
So ists auch umb der Frauen reuw.

—

Ich

Ich übergehe hier verschiedene Fabelbücher, als den Reinecke Fuchs des Herrn von Alkmars, George Rollenhagens Froschmäusler, und den Mücken- und Ameisenkrieg, weil sie alle drey nicht sowohl unter die äsopischen Fabeln, als unter die scherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art sie, der harten und rauhen Verse ungeachtet, doch ihren Werth haben. Der Uebersetzer des Mückenkriegs ist nicht bekannt. Das Original ist von einem, der sich Cocalium genannt hat, in makaronischen, oder halb lateinischen und halb welschen Versen, aufgesetzet, wie die deutsche Vorrede saget:

Dieser Krieg ist vor vielen Jahrn
Anfangs von eim beschriebn worn
Der sich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Darinn er vermischt Welsch mit Latein
Wie dieser Verß bey vns mag seyn:

Hei mihi Strafsburgum quod non queo schavvere turnum,
Cumque bonis quod non possum zechare Gesellis.

Ich will aus dem ersten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwan die Versart dieses Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem sich der Bremen König Scannacaballa in der größten Eil auf seinem Rosse, einem Käfer, zu seinem Herrn Schwager Sanguileo, dem Könige der Mücken begeben, der unlängst eine große Niederlage erlitten hatte: so beschließt er seine lange Anrede also:

Ich schwer bey meiner Kron,
Ja bey deß grossen Jovis Thron,
Daß ich alßbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tausend man
Allhier bringen auff diesen Plan,
Der aller besten Bremen mein,
So sie in meinen Lande seyn,
Kriegshelden aller ehren wert,
Eins teils zu fuß, eins teils zu Pferd
Einen so wohl gerüsten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die losen Füchse dieser Welt, den Eselkönig und den Gänsekönig, welche aber auch im eigentlichen Verstande nicht zu den äsopischen Fabeln gerechnet werden können. Die losen Füchse dieser Welt sind nicht sowohl Fabeln, als Sinnbilder, in welchen die Füchse unter allerhand Gestalten und Trachten mit einer Beyschrift aus der Bibel vorgestellet werden, welche die Erklärung des Bildes seyn soll. Es mag nun Sebastian Brand, oder wer da will, der Verfasser dieses Buchs gewesen seyn: so bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man sieht darinnen wohl ein gutes Herz; aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdner Ausgabe von 1585 zu trauen ist: so wäre es schon im Jahre 1495 in brabandischer Sprache im Drucke erschienen, und also älter, als der Reincke Fuchs, weil wir von diesem

diesem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübeckische von 1498 in octav. Wenn diese Nachricht ihre Richtigkeit hätte: so könnte Doctor Luther, wie einige geglaubet, das Buch nicht verfertiget haben. Daß aber Doctor Luther ein großer Freund der Fabeln gewesen, sieht man daraus, weil er die äsopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechzehn Stücke übersetzt, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnigten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chytträus, ein Professor zu Rostock, 1571 in octav herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor Mathesius, Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken. „Ein alter Hirtenhund, der „seines Herrn vihe trewlich bewachte, gehet zu Abend „ein. Den pelfern die Polsterhündlein auff der gas„sen ahn. Er trabt für sich, und sicht sich nicht umb. „Wie er fürn Kuttelhoff kompt, fragt ihn ein flei„schershund, wie er dis gepelffer leiden könne, und „warum er nicht einen beim kamm neme. Nein sa„get der Hirtenhund, es zwacket und beisset mich kei„ner, ich muß meine Zeen zun Wölfen haben.

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und ver„antwortet nicht alles und lies St. Petrus und Ro„lands schwert in der scheiden stecken, der blieb lang „ungebissen und vertrüg viel sachen.

Eben dieser Mathesius erzählet in seiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wiesenthale über Tische vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt gesprochen. Sie ist etwas lang, und vielleicht hat sie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als sie uns Mathesius aufbehalten hat. Indessen verdienet sie doch gelesen zu werden, da sie von einem so großen Manne kömmt, gesetzt, daß auch die Erfindung nicht ganz seine wäre.

Der Welt Dank.

Eine grosse Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrie jämmerlich. Ein Bawr kompt zum Loch, fragt was da sey, sie bitt, er wölle jr heraus helfen. Traun nein, sagt der man, an bösen Thieren ist nichts gutes zu verdienen, ich sölte wol ein Schlang in meinem Busem aufziehen. Die Schlang helt an und verspricht dem Bawren, sie wölle jm bey jrem Gott, der einmal durch sie geredet, den besten lohn lisern, so die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und grosse verheissung bethoren auch die weisen. Der Bawr hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, daran wil sie jn zu lohne fressen. Hab ich das vmb dich verdienet? ist das deiner zusag gemeß? sagt der Bawr. Ich bin zweyzüngig, sagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt jn gemeiniglich wider daran. Wie der Bawr in engsten stehet, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilst, so wöllen wirs auf die nechsten zwey setzen, die uns begegnen, was die in dieser sachen spre-

sprechen, das sol vns beyden, wohl und wehe thun. Bald kompt ein altes Pferd, dem legen sie die sache für, der Scheidman spricht: Ich habe meinem Kerner funfzehen jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmschinder geben, die welt lohnet nicht anders. Des gleichen spricht der alte Hund, auf den sie auch compromittirn, ich hab zehn jar tag und nacht meinem Junckern jagen und viel Füchs und Hasen fangen helffen, ietz hat er seinem Weidman befohlen, er sol mich an eine Weide hencken, das ist der welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Füchslein daher, dem legt der Bawr sein Sach auch für, und verheist jm alle seine Hüner, er soll jm von dem bösen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet sich des Handels, beredt die Schlang, sie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienst gewesen sey. Man kompt zum loch, der Fuchs fert ein, die Schlang hernach, und zeigt jm alle Gelegenheit. Inn des wischet der Fuchs heraus, und ehe sich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr auss Fuchsen abred, wider ein grosse wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er soll jm auf n abend das Hünerhaus offen lassen. Der Bawr kompt heim, thut seinem weib relation, und was er dem Fuchs für seine Procuratorey sey anheischig worden. Die Bewrin sagt: Hüner und Gense sein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil sein Wort nachkommen, lest dem Fuchs das Hünerloch offen. Wie es die Frau gewar wird, wartet sie mit jrem Schiermeister, die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geschlichen kompt, verrennen sie jm das loch, vnd blewen auf jn zu, bis sie jn ergreiffen. Ach, sagt der Fuchs,

ist denn das recht, und der welt höchster lohn, für die größte wolthat, so bestettig ichs heut, armer schalck, dis welt recht mit meinem leben und balg.

Freilich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein sein wohlthat, sondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muß es endtlich alles bezalet werden, darumb vmb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, vmb jres vndanckes vnd vntrew willen nichts unterlaßen.

Nunmehr komme ich auf zween prosaische Fabeldichter, die sich von andern darinne unterscheiden, daß sie nicht als Uebersetzer, sondern als Erfinder das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erste ist **George Philipp Harsdörfer**, ein Rathsherr zu Nürnberg, und Mitglied der Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschaft, der bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gelebet hat. Er hat außer seinem Frauenzimmer-Gesprächspiele und verschiedenen andern Schriften, geistliche und **weltliche Lehrgedichte**, unter dem Titel, **Nathan** und **Jotham**, 1650 zu Nürnberg in octav herausgegeben. Diese Lehrgedichte, „welche er zu sinnreicher Ausbildung der wah„ren Gottseligkeit, wie auch aller löblichen Sitten und „Tugenden verfertiget,„ bestehen in hundert und funfzig geistlichen und eben so viel weltlichen Erzählungen. Wenn man diese Lehrgedichte kurz charakterisiren will: so darf man nur den Namen darüber setzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Gesellschaft geführet hat. Er hieß der **Spielende**; Und

diesen

diesen Namen hat er in seinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meistens auf eine frostige Anspielung oder gezwungene Allegorie, und nicht selten auf ein Wortspiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daß unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine schlechte und eine etwas bessere hersetzen. Die erste heißt die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas so sinnreiches nachmachen kann.

Die Armuth.

Es hat sich ein Pestilentzischer Lufft (die Armut) von den Leichnamen der erschlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuser und Stättlein angestecket, und so bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kisten, und aus dem Beutel geblasen, viel sind von einer Statt in die andere geflohen, viel sind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Artzney wider diesen gifftigen Lufft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wiederkommen, so viel und mehr sind unterwegs ersoffen. Weil nun diese Pestin sehr überhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu schaffen? Dafür hat sich in der Apothecken der **Hoffnung** eine Artzney gefunden, welche von dem **Manna** des **Gebeths** und von der **Eberwurtz** unverdrossener **Arbeit** gemachet worden. So viel ihrer diese Artzney mit vielen fasten und wachen gebrauchet, sind alle genesen, und hat solche den Gifft von den Hertzen getrieben, daß er ihnen nicht schaden können. Dieses

Mittel

Mittel ist durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen:

A R O,

hat der Wiederruff geantwortet:

O R A.

Es haben sich aber nicht wenig gefunden, so diese Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulsucht ihr Leben enden, daß sie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor sie erkranckt.

Tugend und Laster.

Es wohnten in einem Hause vier fromme Weibspersonen, welche sich zu gleicher Zeit schwanger, und sehr übel befanden. Als nun die Geburtsstunde herbey kame, brachten sie auf einen Tag vier sehr abscheuliche Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Töchter auf die Welt. Die Warheit, welches die älteste und schönste unter besagten Frauen ware, gebore den Haß, ein ungestaltes Kind mit schehlen Augen und spitzigen Klauen. Die Glückseligkeit, ein junges und freches Weib, brachte an das Licht den Stoltz, eine Mißgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwantz gleich einer abscheuligen Schlangen, mit Basilißken Flügeln, ꝛc. Die Sicherheit gebore eine Tochter, die nennte sie die Gefahr, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen sich anzuhalten. Viertens erledigte sich die Vertreulichkeit einer Tochter, die nennte man die Verachtung. Wie nun die Eltern gute Freundschaft flogen, also wolten sie solche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der

Herr

Herr Haß die Fräulein Gefahr, und der Herr Stoltz, das Fräulein Verachtung.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verflossenen Jahrhunderte ist **Justus Gottfried Rabener**, ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürstenschule zu Meissen 1699 gestorben ist. Seine Fabeln, die unter dem Titel, **Nützliche Lehrgedichte**, 1691 zu Dresden in octav herausgekommen, sind zu der Absicht, in welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fußtapfen des Herrn Harsdörfers zuweilen gefolgt zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeigen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebet hätte, wo man recht tapfer allegorisiren mußte, wenn man witzig seyn wollte: Wenn er sich ferner des **Johann Valentin Andreä** lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Straßburg unter dem Titel, Mythologia Christiana, 1619 herausgekommen, und nichts weniger, als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit größere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, daß man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Witzes, den ein kurzer und muntrer Vortrag belebet, stiften bey der Jugend und bey tausend Erwachsenen vielleicht mehr Nutzen, als große Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnet, mit einer tiefsinnigen Mine seicht, und mit einem

systemati-

systematischen Geschreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in vieler Händen ist: so will ich ein Paar Proben von seinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heissen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenst andern muthwilligen Knaben, wagete sich aber zu weit in den Strom, und wurde von demselben in eine gefährliche Tieffe geführet, in welcher er auch schon unterzusincken anfing. Als aber die andern Knaben hierüber hefftig anfiengen zu schreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, sprang mit grosser Gefahr in das Wasser, erhaschte den schon ertrinckenden bey den Haaren, und brachte ihn also mit grosser Mühe aufs trockene. An statt aber, daß der undanckbare Vogel die Wohlthat erkennen, und sich dafür hätte bedancken sollen, lästerte er den ehrlichen Mann, und warff mit Steinen nach ihm, daß er ihn gerauffet hätte. Also gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeistern, welche man mehrentheils mit Undanck und Schelt-Worten lohnet, wenn sie ihre Zuhörer aus denen vielen gefährlichen Lastern heben, und mit grosser Mühe heraus reissen.

Spectrum Mansvetudinis.

Es rühmte ein Hund seine Sanfftmuth gegen die andern, und vermahnete sie, daß sie ins künftige nicht mehr die unschuldigen fürüber gehenden Leute anfallen sollten. Diese verwunderten sich über seine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wusten,

daß

daß er für dessen die Wanders-Leute biß zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als sie aber genau auf sein Maul Achtung gaben, nahmen sie gewahr, daß ihm seine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworffen worden. Solches wird erzählet wider dieselben Heuchler, welche viel von ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu schaden, wiewohl es ihnen an dem bösen Willen nicht mangelt; vor solchen aber muß man sich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieses mag von etlichen deutschen Fabeln genug seyn. Ich weis nicht, ob ich allen Lesern mit dieser Nachricht einen so gar großen Dienst gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber gesehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet, und sie, nachdem sie es gewünschet, etweder recht unverschämt gelobet, oder recht kunstmäßig herunter gemachet hätte; aber zu beiden habe ich weder einen Beruf, noch die gehörige Geschicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber gewesen seyn, wenn ich einige poetische Ueberbleibsel von einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel hätte auftreiben, und sie mit einem historisch- philologisch- kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen können. Zum Exempel, wenn ich die Gränzen der Gelehrsamkeit mit einigen wieder hergestellten Versen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Häudellerche (cassita) handelte, und in versibus quadratis geschrieben war. Doch an Statt, daß einige deswegen Ursache haben sollten, auf mich zu zürnen: so sollten sie

mir

mir vielmehr danken, daß ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der sie ihre Gelehrsamkeit ohne Pralerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber gewesen seyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieser Stelle angebracht hätte; allein da Herr la Motte vor seinen Fabeln, Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst, Herr Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns diese Arbeit schon über sich genommen haben: so wird man die meinige sehr gut entbehren, und dafür diese Nachricht von einigen alten Fabeln lesen, oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, die ich dem Leser überliefere, weis ich nichts weiter zu sagen, als daß ich erwarte, ob sie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu mißfallen. Das erste wird die größte Belohnung seyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünschen kann; das andre die größte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen lassen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren, oder zu vergnügen. Leipzig, in dem Märzmonate, 1746.

Die

L. E. Schumann fecit Norimb. 90

Die
Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst,
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerinn nicht gnug bewundern konnte.

Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Ließ Philomele sich noch zweymal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing ich nur;
So bald sie nicht gebeut, so hör ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.

* * *

O Dichter, denkt an Philomelen,
Singt nicht, so lang ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.

Soll

Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren,
Und scheint euch die nicht mehr geneigt:
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit..
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

* *

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach welcher singt von beiden doch so schön?
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn läßt sich nicht zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muß es seyn, so wahr ich ehrlich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;
Dem andern sieht mans gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts kluges singen kann.

* * *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe schließt?

Wem

Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen:
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Minen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke;
Doch weil die Mine nichts verspricht:
So schließt man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perüke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

* *

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brodt ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald.
Und wo ein Bär den andern sah:
So hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als gieng er noch an seiner Kette,
Auf pohlnisch schön zu tanzen an.
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein an Statt, wie er, zu gehn:
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn:
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger seyn, als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

Sey

* * *

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch ie geschickter du vor vielen andern bist:
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ists, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

* *

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand,
Der Männer Schmuck, den Hut erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weis den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreyt: Nun läßt der Hut erst schön!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmehlt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.

Er

Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den dreyfach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie kommt es anders seyn?
Er gieng schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weisser Hut ließ lächerlich.
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heisse Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.

Nun geht er aus, und alle schreyen:
Was sehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß,
Und bey der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwerts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die Andern gegen ihn!

Er starb, und ließ bey seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und iedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

* * *

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buch sagen.
Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut, blieb alt.
Und, daß ichs kurz zusammen zieh,
Es gieng dem Hute fast, wie der Philosophie.

* *

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laß euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten;
Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das

* *

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieß Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daß es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaßnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die schwarzen Mähnen stolz hinan.

Allein

Allein wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück,
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebildet Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er ist zu meines Reuters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

* * *

Was wünscht man sich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

* *

Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
Und ihren Buhler recht zu kränken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief sie die Venus brünstig an,
Ihr einen leichten Tod zu schenken.
Vielleicht war dieß Gebet so eifrig nicht gemeynt.
Verliebt und jung zu seyn, und um den Tod zu flehen,
Wem dieß nicht widersprechend scheint,
Der muß die Liebe schlecht verstehen.
Doch mitten in der größten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört sie auf zu beten,
Und wünscht nicht mehr, entseelt zu seyn.
Er sagt ihr tausend Schmeicheleyen;
Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
O Chloris! laß dichs nicht gereuen,
Daß du noch nicht gestorben bist;
Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben!
Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit:
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfangen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.

Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! Nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Ists möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergnügen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch, als Taube, noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan;
Fängt Hals und Brust zu baden an.

Wie schön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was sie zu lachen macht?
Sie hat, als Chloris, schon oft über nichts gelacht.

Itzt

Itzt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Minen sich geübt,
Besieht den weissen Hals, bewundert ihre Flügel,
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngferlichem Stolz sich kostbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrübt,
Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.

Umsonst, spricht Venus, ist dein Flehn;
Zur Taube schickte sie sich schön,
Und niemals werd ich ihr die Menschheit wiedergeben.
Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich stets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.

O wenn sich nur die Göttinn nicht entschließt,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben so, wie Chloris, handeln!
Man sagt, daß sie es Willens ist.
Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

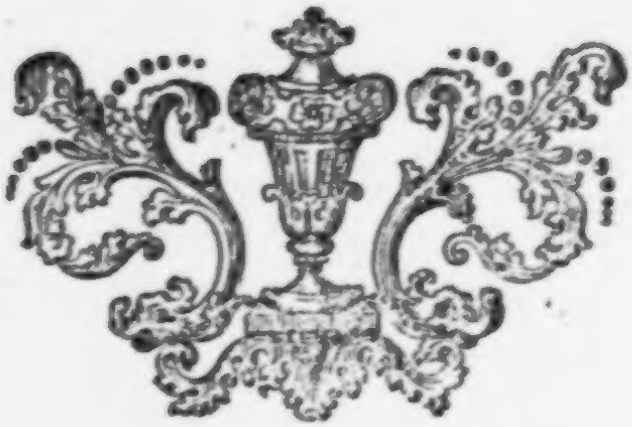
Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müßt euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau.
Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, so bald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läßt, Wandrer, dich sein Grabmahl lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und, daß man viel mit wenig Worten sagt,
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.

Hier

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmahl gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,

Ein Neuling und ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht.



* *

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O, wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit ich aus.
Was keines weis heraus zu bringen,
Bring ich durch meinen Fleiß heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.
Dürft ich, versetzt der Fuchs, mit Bitten dich beschweren:
So wünscht ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.
So, wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert, und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder,
Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.

Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.
Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken Sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hünern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sey ihr fünfter Fuß;
Und dieß, Herr Fuchs, war zu beweisen,

* * *

Ja dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu ich mich, daß es bey Thieren
Auch große Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

* *

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menschen fand.
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte;
Denn beides hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand;
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
Und gieng einher mit steifen Füssen.
Er gieng, ein ieder sah ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und ieder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht;
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen.
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht; Genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Blos, weil er klüger ist, als wir.

* *

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Hol; durch wilde Fluten fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
Der ungewissen See auf Bretern Preiß zu geben;
Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Dem Handeln war sein Witz, und Rechnen seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Christenthum und unsern Geiz gelehrt.
Er sieht Amerika; doch nah an diesem Lande
Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle soll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrtem Sinn,
Der Britten sich zuletzt bey einem Baume hin;

Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben nehmen?

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke fliegen?
O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
Sie sieht den Fremdling an; Sein rund und weiß Gesicht,
Sein Kleid, sein lockigt Haar, die Anmuth seiner Blicke
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inklen nimmt dieß Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu seyn,
Verräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe.
Ihr Auge sprach von Gunst, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Minen redt dieß Paar, durch Minen wirds vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte,

Und

Und zeigt ihm einen Qvell, vom Durst sich zu befreyn.
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu seyn.
Sie sah ihn zehnmal an, und spielt an seinen Haaren,
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockigt waren.

So oft der Morgen kömmt: so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit iedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage?
Sie bringt ihm manch Geschenk, und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie iede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel seyn?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne.
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süsse Lebensart, für Kostbarkeiten hat.

Er

Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hörts, und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
Dort, spricht er, kleid ich dich, und zeiget auf sein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden,
Sollst du in dieser Stadt beqvem getragen werden.

Vor Freuden weint dieß Kind, und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken.
Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados*; doch dieses war der Ort,
Wo

* Barbados ist eine von den carabischen Inseln, welche den Engländern zugehöret. Es wird ein großer Sklavenhandel daselst getrieben.

Wo Jnkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Jndien zurück;
Dieß war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurück zu kommen,
Die fürchterliche See, mit Müh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führt Yariko zum Sklavenhändler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie fleht, sie weint, sie schreyt. Nichts! Er verkaufet sie.
Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort zu klagen.
Bewegt ihn dieß? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yariko.

* * *

O Jnkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu
Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, daß für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriß, und ihrem Volk entsagte,
Mit dir das Meer durchstrich, und, bey der Glieder Reiz,
Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sey stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen.
Nie wird es möglich seyn, dein Laster nachzuahmen

Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fieng er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.
Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
Das, sprach der Staar, das weis ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

* *

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst geqvält.
Er ließ, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Characteren,
Und gab, in einem weissen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.
Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohlgefiel.
Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an zu schauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern:
Denn, eh der andre kam, so war er nicht mehr da.
Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las, der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.

Gut!

Gut! sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?
Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.
Der Geist erschrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weisse Geist verschwand,
Und ließ sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein jeder, der dieß Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daß kein Gedicht so elend ist;
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut:
So kann uns dieß zum großen Troste dienen.
Gesetzt, daß sie zu unsrer Zeit
Auch legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

* *

Der Selbstmord.

O Jüngling, lern aus der Geschichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyspiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Trost und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der Schönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er seufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden.
Umsonst! Climene heißt ihn fliehn.
Ja, schreyt er, ja ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er reißt den Degen aus der Scheide,
Und = = o was kann verwegner seyn!
Kurz, er besieht die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Minen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.

Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören.
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.

Geh nur, und hungre, wie zuvor.
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor,
Soll sie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?

Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie ißt, und schmehlt auf böser Zeiten Lauf;
Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brodt = =
„Geht, qvält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünstig schreyn und flehen.

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn, als Erbarmen?
Nein, nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weist sie zu Gebet und Fleiß,
Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.

Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen:
So eilt sie doch, dem Weibe beyzuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weis sich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun,
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?

Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?

Beate! laß die Lästrer schmähen,
Und laß sie aus Verleumdung sprechen,
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daß für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laß dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dieß für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, schweigt! Dieß kann nicht seyn;
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

* *

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefehr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daß du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschliesse dich, mich fortzutragen:
So will ich dir die Stege sagen:
So wird dein starker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

* * *

Du hast das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd er nur für sich allein
Und nicht für mich, bekümmert seyn.

Beschwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wußte,
Selber zweymal weichen mußte;
Diesen fiel ein Fieber an.
Alle Nachbarn gaben Rath,
Krumholzöl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgestanden,
War vergebens bey dem Vieh.
Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost,
Alle Brüder und Bekannten,
Phylax zu besuchen, rannten.
Pantelon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heissen Munde.
O, erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeynt?

 Ach!

Ach! rief Phylax, Pantelon!
Ists nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär ich wohl davon gekommen.
Sterb ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreyen,
Daß die vielen Arzeneyen
Meines Todes Qvelle sind.

Wie zufrieden schlief ich ein!
Sollt ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch geniessen.
Dieses macht mich kummervoll,
Daß ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist du treu:
O! so hole sie herbey;
Eines wirst du bey den Linden,
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreiß verborgen;
Aber friß mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey schwachem Muthe,
Noch den Dunst von seinem Guthe.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: Laß mir alles liegen!
Sterb ich, so sollst du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur so glücklich seyn,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich = = doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd ich wiederum gesund;
Will ich dir bey meinem Leben,
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst = = = Hier starb der Hund.

* * *

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben;
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der

* *

Der Proceß.

Ja, ja Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur.
Drum, Bruder, recht und streite nur;
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf,
Und laß dem Handel seinen Lauf.
Denn Recht muß doch Recht bleiben.

* * *

Was sprecht ihr, Nachbar? Dieser Rein,
Der sollte, meynt ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder sagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit : : :

Gevatter, ihr seyd nicht gescheit!
Versteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.

Ich

Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So saget Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Qveere.
„Ja, eh ich diesen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, stellt das Reden ein,
Sonst werd ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr
Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;

Der, denkt nur, spricht, der schmale Rein,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn, und helft die Sach entscheiden.

Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, seit zwanzig Jahren,
Von mir verlohren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reutet fort! Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach.

Wie

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt;
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weis zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Processe seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen,
„Doch . .

Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?

Dieß,

Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
O, ruft er, lernt von mir, den Streit aufs höchste treiben,
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, sprach er, kenn ihr christlich Herze;
Sie sorgen gern für andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächsten Elend Theil.
Ich weis, mein Flehn wird sie bewegen;
Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

• • •

Dieß ist die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn sie um unsern Beyfall flehn;
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verstehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpressen;
Nein, er verläßt sich blos auf unsre Billigkeit;
Doch daß wir diese nicht vergessen:
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beiden Händen Krieg und Streit.

* *

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weissen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog.
Sie leckte von dem weissen Schaume,
Der heefigt am Gebisse floß;
Geschmeiße! sprach das wilde Roß,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie darfst du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur: so mußt du zittern.
Es schüttelte; die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
Und stach den Schimmel in das Maul;
Das Pferd erschrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eisen stecken,
Und brach ein Bein; Hier lag der stolze Gaul.

Auf

* * *

Auf sich den Haß der Niedern laden,
Dieß stürzet oft den größten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er ließ genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
Ihm, würd er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beyzustehn.
Es war das deutlichste Gesetze,
Das iemals noch die Welt gesehn;
Doch weil die Meisten sich vor dieser Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst, und zur Beqvemlichkeit,
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er beqvem für seine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daß man gehorchen müßte.
Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.

Noch

Noch andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleißig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten; aber wenig Meilen,
Und meynten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Quaal;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurücke kommen würden:
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Ist nicht dieß Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dieß sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sey Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heissen kann?

Das Testament.

Philemon, der bey großen Schätzen
Ein edelmüthig Herz besaß,
Und, andrer Mängel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaß;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzustehen.
Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher, als sie.
Ist dieß nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
Nein, sprach er, laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.
Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: Ich will, daß einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaßnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dieß Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dieß Testament.
„Wie? komt ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles diesen beiden?

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu processiren,
Sonst hätten beide nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Seelgen nicht!
Er war die Großmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dieß des Testamentes wegen,
Denn eh er starb, war ers noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füssen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.

Arm hatt er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brodt, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung, ab,
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Seegens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuß ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daß uns der Reichthum wird verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht.
Du hungerst karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen,
Denn keiner wußt ihn recht zu nützen.

Damötas und Phyllis.

Damötas war schon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte seine Zärtlichkeit
Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
Er bat, er gab sich alle Müh;
Doch seine Spröde hört ihn nie.
Er sprach: Zwey Bänder geb ich dir.
Auch soll kein Warten mich verdrüssen.
Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
Mich diesen Sommer noch zu küssen.
Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
Sie lobt sie, und giebt sie zurück.
Er bot ein Lamm, noch zwey darauf,
Dann zehn, dann alle seine Heerden.
So viel? Dieß ist ein theurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden.
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finstrer Stirne sprach sie: Nein!
Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anitzt,
Mir iemals einen Kuß zu geben.
O! rief sie, fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür. -

Die

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey seinen Heerden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer stehn.

Wie roth, spricht Phyllis, ist sein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entschliessen.
O thäte nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.
Sie geht, doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreymal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschliessen;
Doch nein, itzt bückt sie sich geschwind,
Und wagts, Damöten sanft zu küssen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süsse muß ein Kuß nicht seyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder sich, als erst, zu scheun,
Und läßt sich bey dem Schäfer nieder;
Sie küßt und nimmt sich nicht in Acht;
Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng Damöt halb schlafend an,
Misgönnst du mir die sanfte Stunde?
Dir, sprach sie, hab ich nichts gethan,
Ich spielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es steht nicht fein,
Ein Schäfer, und stets schläfrig seyn.

Jedoch, was giebst du mir, Damöt?
So sollst du mich zum Scherze küssen.
Nun, sprach der Schäfer, ists zu spät,
Du wirst an mich bezahlen müssen.
Drauf gab die gute Schäferinn
Um einen Kuß zehn Küsse hin.

Die Widersprecherinn.

Jsmene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch diese, daß sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daß alle diese Tugend haben;
Doch wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht:
So halt ich doch für ein Gedicht,
Und sag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab es oft versucht, und manche schön genannt,
So häßlich sie auch war, blos weil ichs haben wollte,
Daß sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es fälsch, daß jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm ich wieder zu Jsmenen.
Jsmenen sagte mans nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bey Tische;
Sie aßen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel, ist mir recht:

So

So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab ich wohl gedacht,
So gut man auch die Anstalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
Ich sag es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So, wie dem welschen Hahn, dem man was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander treibet,
In beiden Augen blitzt, sich in den Flügeln streibet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel kehrt,
Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus ihm fährt:
So schießt Ismenen auch, da dieß ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O laßt sie doch nicht trinken!

Ihr

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie kommt es anders seyn? Gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus,
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hälts ihr vors Gesicht.
Umsonst! Umsonst! Sie riecht es nicht;
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann, er kömmt, und schreyt: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!
Ach, der verdammte Fisch! Gott weis, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben,
Blau war er, rief sie aus, willst du dich noch nicht geben?

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und schlecht bespannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bey diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum war,
Sprang drauf herab, und sprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt,
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr fort! den Dank will ich dir schenken.

* *

Semnon und das Orakel.

Sein künftig Schicksal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie spricht: Du wirst ein großes Glück geniessen;
Doch wirds dein Unglück seyn, so bald du es wirst wissen.

Ist Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich besiegt:
So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen.
So traut der Mensch, und traut zugleich auch nicht.
Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch gefraget;
Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen,

Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.

Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgrim kam, als Prinz, in Hoffnung, fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen;
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwerdt entblößen.

Allein so froh er war: so war ers nicht genug;
Er weis noch nicht, was er doch wissen wollte,
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
Die Ungewißheit wars, die ihn noch niederschlug.
Und, sprach er, wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen;
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nahn.

O Thor, versetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke,
Verbarg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.
So wisse denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben.

Er

Er that darauf im Kriege sich hervor,
Und stieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchsten Würd im Vaterlande,
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semmon ward, bey immer größerm Glücke
Der Liebling seiner Königinn.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wünscht er tausendmal sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn,
Sie giebt ihm heimlich Gift; Er stirbt vor ihren Füssen.

Sagt, Menschen, ists kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?

* *

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoß
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los,

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren?
Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
Ein neues Lustschloß aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen;
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laß dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reißt es bald mit Willen ein.

* * *

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So mußten auch die Dinge seyn.

Bey Gütern, die wir stets geniessen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd ein neu Vergnügen Statt?

* *

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geschlecht!
Die Liebe nicht von Herzen gienge?
Das Alter sang in diesem Ton,
Von seinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beyspiel an,
Das ich für alle Männer singe.
Du aber, die mich dichten heißt,
Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
Ein überzeugend Lied gelinge,
Und gieb mir, zu gesetzter Zeit,
Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
Als diese war, die ich besinge.

* * *

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dieß unglaublich scheint:
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubst dus doch,
mein Freund?

Clarine

Clarine kannte keine Freude,
Kein größer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er lieb gewann,
Was eines wollte, wollten beide;
Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
O, sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht ich mir!
Ja wohl! ich wünsch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er qvält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich, als meinen Mann.
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! Er hört es auch; er hört Clarinens Noth,
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! schreyt sie, lieber Tod,
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

* *

Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seyd,
Und nichts als Unbeständigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget!
O Weiber, überwindet euch,
Lest dieß Gedicht, und seyd zugleich
Beschämt, und ewig widerleget.
Wir Männer sind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns ist die Treu ins Blut geschrieben.
Beweist es! hör ich alle schreyn.
Recht gut! Es soll bewiesen seyn.

* * *

Ein liebes Weib ward krank, wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! Kein Kluger glaubt sie mehr.
Nein, nein, die Weiber siechten alle,
Wenn dieses Uebel schädlich wär.
Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten,

Und

Und giebt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war:
Und doch vermehrt sich die Gefahr.
Er ächzt, er weint und schreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, spricht die Frau, stell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen sterben,
Versprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, soll mich qvälen,
Wenn mich ein zweytes Weib besiegt.
Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
Der unsern Wittwer überfällt?
Er weis vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
Er opfert seiner Frau die allertreusten Klagen,
Bleibt ohne Speis und Trank, sucht keine Lagerstatt;
Er klagt, und ist des Lebens satt.
Indeß befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.

Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So müßt ich ja ein neues machen lassen.

Ihr Leute kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und laßt dem armen Wittwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?
Unwissender! läßt sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilet sie den trotzigen Bescheid:
So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die

* * *

Die Kunst sey noch so groß, die dein Verstand besitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiß denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als Andrer Müßiggang.

Der

Die Biene und die Henne.

Nun Biene, sprach die träge Henne,
Dieß muß ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh ich dich auch müßig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen;
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du andern viel zu nützen?
Genug, daß wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht so, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halse zehnmal schreye:
So, denkst du, wär ich ohne Fleiß.
Der Bienenstock sey mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?

Denn,

Denn, wenn wir auf den Blumen liegen:
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
Und schreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neste, heisch:
So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muß in Rost und Kuchen
Fleiß, Kunst, und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Damit wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern, und verachten wollen;
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

* * *

O Spötter, der mit stolzer Mine,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;

Und

Und willst du selbst die Henne seyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt, und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

* *

Der süsse Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein großer Schatz herauf.
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloß auf.
Sein Vorsal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läßt er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muß Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dieß ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?
Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daß sich sein Traum verliert.

Freund

Freund, ruft er, laß dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund, um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, daß mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewußt.

* * *

Oft qvält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Wer heißt euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt?
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als nützt.
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bey seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der größte Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfällt.

Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und läßt das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laßt ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zum Denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süsser Wahn.
Genug, daß wir dabey empfinden!
Es sey auch tausendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verschwinden:
So wär es schlimm, ein Mensch zu seyn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zevs läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt es heute seyn.

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daß Zevs mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet,
Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet:
So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh der Wald ihn aufgenommen:
So sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;

Er zielt, und faßt den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läßt Zevs sich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt ich dir Sonnenschein gegeben:
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
O Jüngling, ist die Furchtsamkeit,
Was helfen dir die süssen Triebe
Bey einer stummen Schüchternheit?
Du liebst, und willst es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu gestehn;
Was deine Lippen ihr nicht sagen,
Soll sie in deinen Augen sehn.
Im Stillen trägst du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wünschest, daß sie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht sagen kann.
Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
Und ehrst sie durch Bescheidenheit;
Sie fühlt, und läßt dich dennoch schmachten,
Und wartet auf Beständigkeit.
Sie läßt dich in den Augen lesen,
Wie viel dir dieser Vorzug nützt;
Erst liebt sie dein bescheidnes Wesen,
Und endlich den, der es besitzt.
Ein Jahr verfliegt; O lacht des Blöden,
Was hat er denn für seine Müh?
Er darf mit ihr von Liebe reden,
Und wagt den ersten Kuß auf Sie.

Ein Jahr! Und noch kein größres Glücke?
In Wahrheit, das ist lächerlich.
Warum rief er, beym ersten Blicke,
Nicht gleich? Mein Kind, ich liebe dich!
Da lob ich euch, ihr jungen Helden,
Ihr wißt von keiner langen Pein;
Ihr laßt euch bey der Schönen melden,
Ihr kommt, und seht, und nehmt sie ein.
Und euren Muth recht zu beseelen,
Den ihr bey eurer Liebe fühlt:
So will ich euch den Sieg erzählen,
Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

* * *

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu seyn;
Jesmin, sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
Er sah sie in dem Fenster liegen,
Ward schnell besiegt, und schwur, sie wieder zu besiegen.
Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
Er sann auf einen Liebesbrief,
Schlug die Romane nach, und trug die hellsten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
Der Brief ward fortgeschickt, und für sein baares Geld
Ward auch der Brief getreu bestellt.

Allein

Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, vom Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und schreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen seine Qvaal,
Er redt von strengen Liebeskerzen,
Von Augensonnen, heiß an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hoffnung Nordlichtschein,
Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht ge-
worden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.

Getrost, Jesmin! versiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief:
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verfliessen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen müssen.
Der Brief wird fortgeschickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;
Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
Das Mädchen muß ein Herz von Stal und Eisen haben;
Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Spröddigkeit ist ein verstelltes Wesen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
Wie könnte sie dem heissen Flehn,
Und, da sie ihn unlängst geputzt gesehn,
Der reichen Weste widerstehn?

Ich weis noch einen Rath, und dieser Rath wird glücken.
Durch Verse kann man sehr entzücken,
In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib an Sie;
Siegst du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fliessen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebahr!
Was konnte man auch anders schliessen,
Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied gelesen:
So kam auch schon ein Gegenbrief.
Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegen lief!
Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Innhalt bald zu wissen,
Und kan vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschliessen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er drückt den Brief an sich, er drückt und küsset ihn.
Die Magd kriegt ein Pistol, und schwört, ihm treu zu bleiben;
Allein was stund in diesem Schreiben,
Als es Jesmin froh auseinander schlug?
Kein Wörtchen mehr, als dieß: Mein Herr, Sie sind nicht klug!

Der

* *

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers seyn!)
Gieng, sag ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schliessen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doctor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh vier Wochen sich verlieren:
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach, spricht er, da der Geist erscheint,
Ach, darf ich, lieber böse Feind,

Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weist, zu dienen,
Und dieß erfüll ich auch genau;
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen:
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht beqvemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;
Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist:
So weis ich doch, daß Hannchen ärger ist.

Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geist,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heißt;
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daß Kluge närrisch werden sollen;
Ein solcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Besuch zu geben.
O, rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? Schlafen Sie denn nicht bey ihren Büchern ein?
So sind Sie denn so ganz allein,
Und müssen gar vor langer Weile lesen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich so geschwind.

Ich bin, sprach der Poet, noch nie allein gewesen,
Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.

Der

* *

Der Arme und Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden qvälten,
Das Glück um seinen Beystand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern bessrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und ließ ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreyt;
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er ißt,
Kömmt einer, der ihn durstig küßt,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert,
saget.

O Glücke!

O Glücke! rief Aret, soll eins von beiden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daß bey dem größten Glücke
Ein Wütrich iemals glücklich ist.
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genießt.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läßt ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluß an Volk und Gold erwies,
Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dieß Damokles einst gethan;
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.
Ein goldner Stul wird schnell für ihn herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beiden Seiten
Der Hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.

Von

Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dieß Wort vollstreckt zu haben.
Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hengt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daß der größte Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dieß Uebel sieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daß sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdringen läßt.
Ein einzig Mittel ist auf Erden;
Allein es ist unendlich schwer.
Die Narren müßten weise werden,
Und seht, sie werdens nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

* * *

Zween Hunde dienten einem Herrn;
Der eine von den beiden Thieren,
Joli, verstund die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.

Er

Er holte die verlohrnen Dinge,
Und spielte voller Ungestüm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
Oft biß er mitten in dem Streicheln:
So falsch und boshaft war sein Herz;
Gleich fieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt und schrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen:
Er hieß der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette;
Und beide theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.

Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch.. Da fließen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

* * *

So gilt ein Bischen Witz mehr, als ein gutes Herz.

* *

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag,
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag;
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt,
Und hätt ich ja was fordern sollen:
So hätt ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
Die kleinste Mine muß ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön, bis zum Entzücken;
So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm er sein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.

„Wer hieß ihn so viel Schmeicheleyen,
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
„Kurz, nehm er nur sein Bildniß hin;
„Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt er die Venus malen:
„Von dieser laß er sich bezahlen.
So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn es seyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häßlich sind,
Und die wir mit Gewalt für englisch halten sollen.
Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künstler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?
Er klagt. Selinde muß sich stellen.
Die Väter werden doch ein gütig Urtheil fällen!
O fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.
Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön.
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte;

Man

Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original;
Und jeder rief, sie ist getroffen.
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen!
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.
Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler kommt euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan,
Abbittend sollt ihr ihn bezahlen;
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seyd:
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.
O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden.
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
Und wärst du jung, verdientest du Selinden.
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

* * *

Je minder sich der Kluge selbst gefällt:
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! sprach er, um dich zu versorgen,
Hab ich vor langer Zeit einst einen Schatz verborgen;
Er liegt = = = Hier starb der Vater schon.
Wer war bestürzter, als der Sohn?
Ein Schatz! (So waren seine Worte,)
Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er schickt nach Leuten aus,
Die Schätze sollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.
Nach viel vergeblichem Bemühen
Heißt er die Fremden wieder ziehen,
Sucht selber in dem Hause nach,
Durchsucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Müh (wie groß war sein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, daß mancher eh die Wahrheit finden sollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit suchen wollte.

Und

Und mancher hätte sie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, sie wäre tief versteckt.
Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
Daß du der finstern Schriften Wust,
Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
Verlaß dich nicht auf fremde Müh,
Such selbst, such aufmerksam, such oft; du findest sie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menschen, glücklich macht,
Ward von der weisen Hand, die sie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.

* *

Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des
Verstands,
Erwarb Monime sich den Beyfall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke,
Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke.
Denn war Monime schön: so war ihr Herz zugleich
An Unschuld, wie ihr Blick, an Geist und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
Arm war sie von Geburt, und zart von Leidenschaft,
Mit Schmeichlern stets umringt; und blieb doch tu-
gendhaft?
Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ists, der große Mithridat,
Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
Wird nicht bey diesem Glück Monimens Tugend
wanken?

Prinz, fieng sie herzhaft an, du scheinst durch mich
gerührt,
Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
Ich

Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend,
Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kühn;
Sey tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur, als Gemahl, wirst du Monimens Herz gewinnen.

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen.
Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glück, von niederm Blut entstehn,
Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, großes Glück! wirst du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen;
Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
Rom setzt ihm siegreich nach, sein Land wird eingenommen.
Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen,
Eh dieß der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröffnet ihr, was Mithridat geboth.

So, ruft sie, raubt mir auch die Hoheit noch
das Leben?
Die für entrißne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?
Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzu-
bringen,
Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
Es reißt, und weigert sich der so betrübten Pflicht.
O, ruft sie, Schmuck! den ich zu meiner Pein getragen,
So gar den schlimmsten Dienst willst du mir noch ver-
sagen?
Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wuth darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

* *

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit;
Der Journalisten gütge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perüke
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
Und das Verzeichniß seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

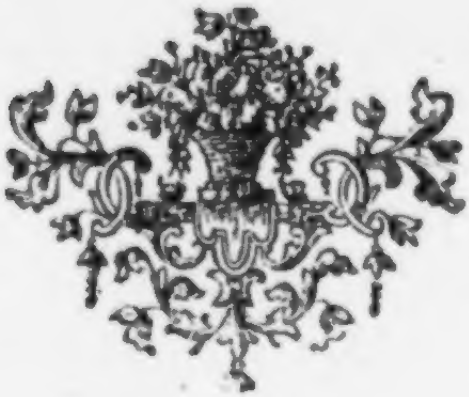
Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieß eine bange Trockenheit.

Der

Der Man war blos berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn gelesen.

* * *

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groß zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.



* *

Der grüne Esel.

Wie oft weis nicht ein Narr durch thörigt Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!
Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füsse hat!
Das muß die Chronick einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.
Man lief die beiden ersten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterinn mehr von dem schwarzen Schaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien:
So dacht itzt doch kein Mensch mit einer Sylb an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu: so nimmts den Pöbel ein.
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht;
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebiethrischen Gebehrden
Der Großen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?
Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heiducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.
Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,

Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam so gleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt, und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daß er des Argus Augen hätte.
Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bey seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum, hinterlassen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

* *

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr! sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem muß man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
Wie? sollt er auch Phileten hintergehen;
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein! hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch,

Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O, spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daß ich dir iemals Geld geliehn,
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weis es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkänntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
Dieß Glücke dank ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn:
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld,
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund. Das Geld ist dein;
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

* * *

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist!
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist!

* *

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch den Rathschluß zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?
Du siehst bey Dingen, die geschehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffest doch den Grund zu sehen,
Warum das, was geschah, geschicht?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dieß siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen:
So müßtest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn zu blöd am Geiste bist;
Und laß dich hier ein jüdisch Beyspiel lehren,
Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt,
Und, wenn dirs grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.*

Als

* * *

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt um größre Kenntniß bat:
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stund, hinab ins Ebne sehen.
Hier floß ein klarer Qvell. Ein reisender Soldat
Stieg bey dem Qvell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bey der Qvelle,
Der jenem hier entfiel, er nahm ihn und entwich;
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
Indessen kam der Reuter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und foderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint, der Reuter flucht und droht,
Und sticht zuletzt mit vielen Wunden,
Den armen Alten wütend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt.
Denn wiß: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieß Lisette,
Dieß Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weis man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte:
Denn laßt ein Weib schön, wie Citheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat: so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann, zu seiner größten Pein,
Und muß des kranken Weibes pflegen,
Ihr Küssen oft zu rechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beßrung flehn:
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weis ihm nicht zu rathen.
Vielleicht besinnt er sich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor andern längst bekannt gewesen.

Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wußte sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glück,
Daß du nicht sehen kannst, dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiß zur Wärterinn ernannt.
Ja wenn sie blos durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;

Sie

Sie wehrt sich ganz beqvem, beqvem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küßten gar zu laut,
Wie kommt es anders seyn? Lisette mußt es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach, spricht sie, lieber Mann, wie redlich meynts
dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verschwiegenheit.

O Doris, wärst du nur verschwiegen:
So wollt ich dir etwas gestehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen . .
Doch nein, ich schweige, sprach Tiren.
Wie rief die schöne Schäferinn,
Du zweifelst noch ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mirs sicher offenbahren;
Ich schwör, es solls kein Mensch erfahren.

Du kennst, versetzt Tiren, die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach, ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunst, und um mein Glück gethan;
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß . . . Dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren, sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich, du mußt verschwiegen seyn.

Daß

Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur, als ich und du, zu wissen.

Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, daß Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt,
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt?

Damöt! du weist ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, sonst würd ich dirs gestehn.
Er sagte mir . . . Verlang es nicht zu wissen;
Ich hab es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.

Damöt wird traurig, schweiget still,

Umarmt

Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erschrickt, daß sie Damötens Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
Du zürnest, ruft sie, mein Getreuer;
O zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergiebt sich dem Tiren,
Und hat ihm itzt in ihrem Leben,
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen seyn.

Damöt versprichts. Kaum ist Damöt allein:
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimniß zu bewahren.
Ja! fängt Damöt zu singen an:
Ich will es keinem offenbahren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt, und Küsse giebt;
Du, stummer Busch, nur sollsts erfahren,
Wen Sylvia verstohlen liebt.

Doch ach! In diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verrathen sah;
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft, und sucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach, wie wird dirs gehn!

Mich,

Mich, fängt sie an, so zu betrüben!
Dich, Plaudrer, sollt ich länger lieben?

Und kurz: Tiren verliert die schöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, spricht Damöt, ich muß es selber sagen,
Daß ich nicht wenig strafbar bin;
Allein, wie kannst du mich den größten Schwätzer nennen?
Du hast ja selbst nicht schweigen können!

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet,
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.
Die Ente wakelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen,
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieß dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?
Die Henne läuft mit strupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein,
Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum sie denn so ängstlich schreyt?

Was

* * *

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft
Vergnügen;
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloße Name, Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts vor dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt.
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

* *

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daß man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil fließen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? Vergißt ihr Blut den Lauf?
Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! doch läßt sich dieß erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieß nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattinn Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.

Er

Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint so gleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Mine gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Und läßt, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.
Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch ich ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.
Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muß der zweyte Doctor kommen.
Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte:
So ist sie nicht so schlimm, als eure Kur.
Geduld! Vielleicht genest sie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite,
Und eh die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?
Ach ungestümer Mann, du nöthigst sie zum Sprechen.
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattinn bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!
Wer pocht? Es wird der Doctor seyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu rechter Zeit;
Ist dieß vielleicht mein Sterbekleid;

Ja,

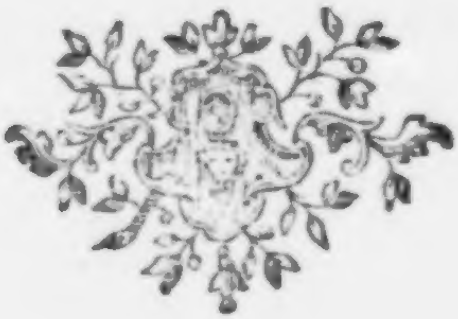
Ja, wie er sieht, so werd ich bald erblassen;
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds schon wissen,
Für meine Freundinn machen müssen;
Es ist nichts schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben:
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn,
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieß ist der Stoff, dieß ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach Engel, spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.
O! fängt sie an, so krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.
Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Kaffee.
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muß sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.



Der

* *

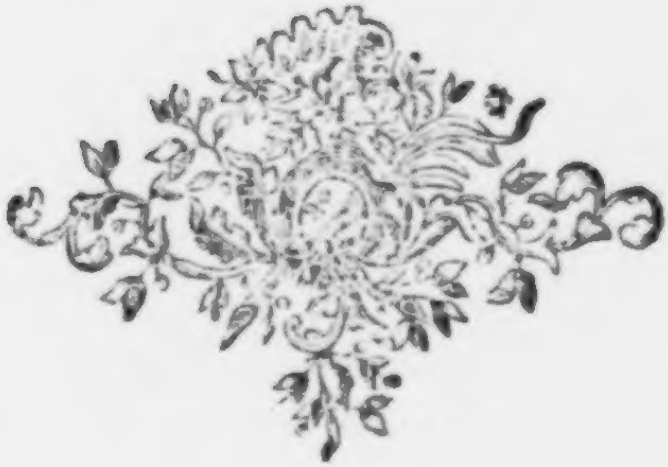
Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weis ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloß zum Vergnügen:
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe,
Bemüht euch um ein reiches Weib;
Doch strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun so vergeßt, daß beßre Mädchen sind,
Wählt eines großen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange;
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach, sprach der junge Mensch, das will ich ja
nicht wissen:
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen . . .

O, fiel der Greis ihm ein, da müßt ihr keine
nehmen.



* *

Die beiden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dieß ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut;
Sie hatt ein rund Gesicht, und eine zarte Haut;
Doch eine sehr gezwungne Mine.
So fest geschnürt sie immer gieng,
So viel sie Schmuck ins Ohr, und vor dem Busen hieng,
So schön sie auch ihr Haar zusammen rollte:
Só ward sie doch bey alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andre Schwester, Caroline,
War im Gesichte nicht so zart;
Doch frey und reizend in der Mine,
Und liebreich mit gelaßner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien, solche zu verlangen.

Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemeßne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er sah sie an, erstaunt, und hieß sie schön;
Allein sein Herz blieb frey, er wollte wieder gehn.
Kaum aber sah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung stehn.

* * *

Im Bilde dieser Frauenzimmer
Zeigt sich die Kunst und die Natur;
Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
Sie fesselt nicht; sie blendet nur.
Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
Läßt sich bescheiden sehn; und so gefällt sie allen.

* *

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meynung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich tratt ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er, bey dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt:
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält:
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Verzeichniß

der Fabeln und Erzählungen.

	S.
Die Nachtigall und die Lerche.	1
Der Zeisig.	4
Der Tanzbär.	6
Die Geschichte von dem Hute.	8
Der Greis.	12
Das Füllen.	13
Chloris.	15
Der Kranke.	18
Der Fuchs und die Elster.	21
Das Land der Hinkenden.	23
Inkle und Yariko.	25

Siehe den ersten Theil des Zuschauers, auf der 51 u. f. S.

Der Kukuk.	31
Das Gespenst.	32
Der Selbstmord.	34

Die

Die Betschwester. 35

Nach dem Inhalte einer Comödie, welche eben diesen Namen führet.

Der Blinde und der Lahme. 39

Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst auf der 232 S. anführet.

Der Hund. 41

Der Proceß. 44

Der Bettler. 49

Das Pferd und die Bremse. 50

Die Reise. 52

Das Testament. 55

Damöt und Phyllis. 58

Die Widersprecherinn. 61

Das Heupferd oder der Grashüpfer. 64

Semnon und das Orakel. 65

Das Kartenhaus. 68

Die zärtliche Frau. 70

Der

Der zärtliche Mann. 72

S. des Abstemius LX. und CIII. Fabel.

Die Spinne. 75

Die Biene und die Henne. 77

Der süsse Traum. 80

Der Reisende. 83

Der erhörte Liebhaber. 85

Der glücklich gewordne Ehemann. 89

Der gütige Besuch. 91

S. des Abstemius LXXV Fabel, de agricola & poeta.

Der Arme und der Reiche. 92

Damokles. 94

S. den Cicero, Lib. V. Tuscul. quaest.

Die beiden Hunde. 96

Selinde. 99

Der Schatz. 102

Monime. 104

S. den Plutarch in dem Leben des Luculle, auf der 503 S. a. edit. Wechel.

Der

Der unsterbliche Autor. 107

Der grüne Esel. 109

S. des Abstemius LXXX Fabel, de vidua & asino viridi.

Der baronisirte Bürger. 111

Der arme Schiffer. 113

Das Schicksal. 116

S. den Zuschauer im III Theile, auf der 332 S. u. f.

Lisette. 119

Die Verschwiegenheit. 122

Die junge Ente. 126

Die kranke Frau. 128

Der gute Rath. 133

Die beiden Mädchen. 135

Der Maler. 137

Fabeln
und
Erzählungen

von

C. F. Gellert.

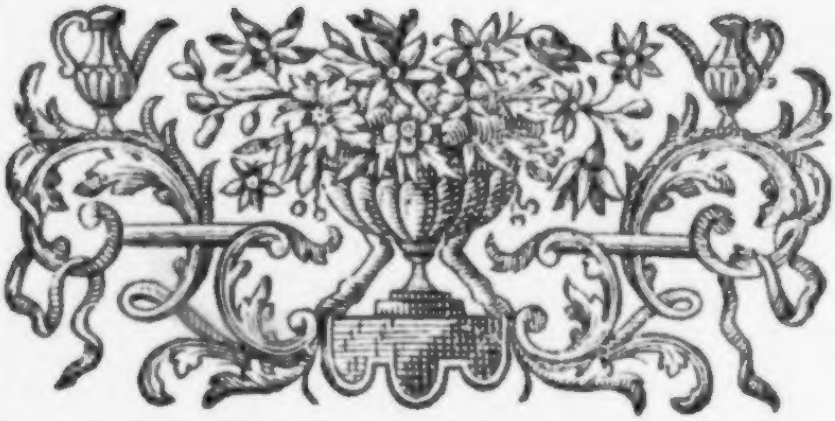
Zweyter Theil.

Zweyte Auflage.

Mit Röm. Kais. Königl. Pohln. und Churfl. Sächs. allergn. Privilegie.

Leipzig,
bey Johann Wendler, 1751.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.



Vorrede.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren heraus gegeben, sind so glücklich gewesen, den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieses Glück vergnügt mich unendlich; und ich weis nicht dankbarer dafür zu seyn, als daß ich dieses offenherzig gestehe. Man muß das stol-

ze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muß oft in Furcht gewesen seyn, diese Ehre nicht zu verdienen; man muß sich aller der Bemühungen bewußt seyn, durch die man seinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbesserungen, die uns oft mehr Arbeit gekostet, als das Ganze selbst, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, sie möchten für die Welt nicht schön genug seyn, mit widerstehenden Händen weggestrichen hat: kurz, man muß selbst ein Autor seyn, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine unschätzbare Belohnung, ja was dem Poeten schon eine zufriedne Mine, mit der sich ein vernünftiges Frauenzimmer bey die-

dieser oder jener Stelle im Lesen glücklich aufhält, für ein Lobspruch und für ein vollständiger Beweis ist, daß er die Natur nicht verfehlet, und bey seiner Munterkeit die Ruhe des Wohlstands und der Ehrbarkeit nicht gestöret hat.

So schmeichelhaft indessen dieses Glück ist: so ist es doch um desto gefährlicher, ie leichter man sich seiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig sucht. Werde ich das, was ich durch den ersten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben

so von diesem neuen Versuche urtheilen, als von dem ersten? oder würde es vortheilhafter für mich seyn, wenn er gar nicht zum Vorscheine gekommen wäre? Man halte dieses nicht für eine stolze Demuth; allein man schliesse auch aus meiner Furchtsamkeit nicht auf ein böses Gewissen. Ich habe eben den Fleiß auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die ersten gekostet haben; und man wird selten nachlässig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiß und die Behutsamkeit thun bey den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewisses Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen.

men. Dieses Glück ist uns oft entweder nur gewisse Jahre, oder nur zu gewissen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: so verläßt uns doch zuweilen der Geist der Lebhaftigkeit, ich weis nicht warum, wenn wir sie ausführen, und ihnen den unschuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewisse Theile zu verlangen scheinen. Bald verschlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald suchen wir sie gar zu mühsam auf. Bald können wir die natürliche, ungeschmückte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, so sehr wir auch unser Gedächtniß ausfragen. Mit einem Worte: man kann sich bey einer Schrift von dieser Art viele

Mühe geben, und doch kaum einige von den Schönheiten erreichen, welche den Charakter der Werke des Geschmacks ausmachen, den Vaniere * vortrefflich entworfen hat:

- - ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque semper
Resumas avida; sales novosque,
Quo plus triveris, crucns lepores.

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laboriosa
Lectorem brevitate nec fatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Vbertate gravet: rosae sed instar,
Quae formosior explicatiores
Nec frontes aperit, nec involucro

Suas

* Vaniere in *Opusculis* p. 208.

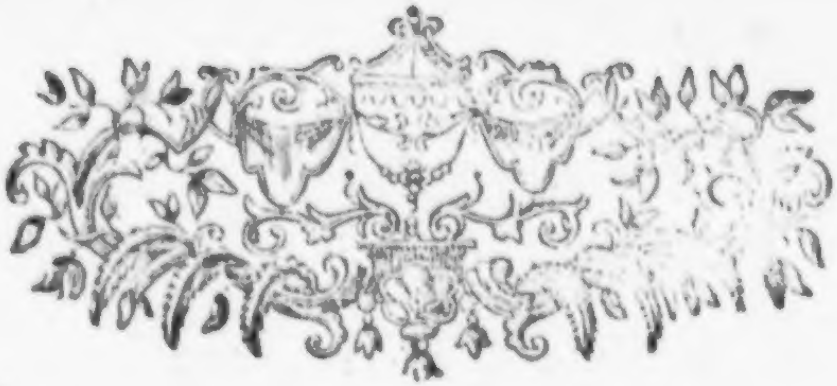
Suas celat opes iniquiori:
Sic nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquat, acri
Quod per se velit extudisse mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, daß die Fortsetzung solcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erste Versuch? Man ist mit dem, was der Autor eignes hat, schon bekannt, darum rührt es uns nicht so, wie das erstemal. Oder man hat sich in der ersten Sammlung für gewisse Stücke erklärt, und weil man für diese vortheilhaft eingenommen ist: so scheinen uns die neuen eben deswegen schlechter zu seyn, weil sie anders, als jene, sind. Doch ich will mein Schicksal erwarten, und mir von

meinen Lesern sagen lassen, ob ich meine Absicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreichen habe, oder ob ich dieses Amt lieber hätte niederlegen sollen. Leipzig, im Märzmonate 1748.

Fabeln
und
Erzählungen.

Zweyter Theil.



Die

beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzhaft an.
Nun, hieß es: sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?
Das weis ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,

Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzu-
zwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene, singen,
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine
schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

Ihr mittelmäßigen Scribenten,
O wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit
entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut, wie jener denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
So lange wir Mosheime haben:
So sehn wir ohne Schwierigkeit,
Daß ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen! o bleibt in Ruh.

Du demonstrirst wie er, und er so fein, wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

Von eine Stadt, mich deucht, sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserey,
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren.
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn,
Was muß das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schreyn.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth

Ihn

Ihn insgesamt um ihrer Männer Leben.
So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muß, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein Barbar,
Weis nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn sies von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht.
Ihr Schönen? Dieses glaub ich nicht.
Ein harter General wird nicht so liebreich sprechen.
Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
Genug er hats gesagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wissen können,
Daß man die Weiber allemal
Sie seyn es, oder nicht, kann meine Schönen nennen.

Ihr Schönen, sprach der General,
Ich schenk euch eurer Männer Leben;
Doch iede muß für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben.
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor diesem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiß der General war democh ein Tyrann.
Was halfs, daß er, ihr Schönen! sagte,
Da er die Schönen doch so plagte?

Doch

Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte:
So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieß noch nicht genug.
Er ließ nicht eh nach ihren Männern schicken,
Als bis sie einen Eid gethan,
(Der General war selbst ein Ehemann)
Bis, sag ich, sie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrücken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! Welch Entzücken!
Vergebens wünsch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfieng!
Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an seinem Auge hieng!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
Um ihren Feinden nachzusehen;
Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?

Noch nicht, mein Freund. Nach wenig Tagen
Entfiel den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich, und durftens doch nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens müd und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen,
der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erschrack und stutzte lange.
Ach Vater, hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort,
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiß durch seine Dummheit fort.

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf, mit Milch und schwarzem Brodte, saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fieng verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht ängstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreymal, und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach,
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen.
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein du Narr mußt in der Scheune stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Micke sehn.
Du bist noch jung, und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reiny und kann sich hübsch gebehrden:

So

So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden.
Alsdann ißt du dein Stücke Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre ...
O wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hanns noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefehr;
Allein sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hanns zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr. Nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.

Kaum

Kaum hakt er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf
entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüssen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank, als Schulz im Dorfe,
nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doctor nennt:
So wußt auch Hanns vor großer Freude
Nicht, wo er Händ und Füsse ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch, und thät den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle:
Denn welches Amt ist wohl davon befreyt?

Nach

Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf sich Herr Hanns verdrießlich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreyt,
Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze
wäre:
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben,
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heißt mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weis ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe.
Und straf ich nicht: so lachen sie mich aus.
Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und, wenn es niemand thut, so hunzt die Frau
mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande,
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stünd als Drescher auf dem Lande.

Wer

Wer weis, ob mancher Große nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weis, wie viele sonst zu Fusse ruhig waren,
Die itzund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weis, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daß ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt,
Lernt doch, daß die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen,
Was ich gewünscht, hab ich gesehen;
Ich sah ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen.
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie.
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stöhrt ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten; aber blos mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam blos ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verheelen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So liessen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuß von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wenn? -- Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dieß nur Fabeln seyn.

Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht,
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken;
Denn keiner brannte von dem Spahn,
Woran der andre sich den Taback angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man rieth und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da mußte sichs denn offenbahren,
Warum sie, seit so vielen Jahren,
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodtneid? War
ers nicht?

Nein. Dieser sang: **Verwahrt** das Feuer
und das Licht;
Allein so sang der andre nicht.
Er sang: **Bewahrt** das Feuer und das Licht.
Aus dieser so verschiednen Art
An die sich beid im Singen zänkisch banden;
Aus dem **verwahrt** und dem **bewahrt**
War Spott, Verachtung, Haß, und Rach, und
Wut entstanden.

Die Wächter, hör ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten große Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn.
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten,
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wut entzweyten?

Das

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im
Acker ziehn,
Und wieherte mit Stolz auf ihn.
Wenn, sprach es, und fieng an, die Schenkel schön
zu heben,
Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wenn bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laß mich ruhig
pflügen,
Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornähme Müßiggänger, wißt,
Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrach-
tet,
Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie ver-
achtet,
Auf ihren Fleiß gegründet ist.

Ist der, der sich und euch durch seine Händ ernährt,
Nichts bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest beßre Sitten:
So ist der Vorzug doch nicht dein.
Denn stammtest du aus ihren Hütten:
So hättest du auch ihre Sitten.
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,
Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daß alle Thiere denken können,
Dieß scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so mißgünstig seyn,
Und Thieren nicht dieß kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht?
Denk oder denke nicht, darauf giebt niemand acht.

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ewgen Stolze blickte,
Dich schnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;
In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
Saß eine finstre Flieg auf einem Stein und dachte.
Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,

Und oft die flache Stirne falten,
Kömmt blos daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So saß auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Zuge
Verfinsterten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist diß Gebäud entstanden?
Ist ausser ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut.
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne,
Und dieß beweist, daß ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz hönisch zu der Spinne.
Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefehr
Viel Steinchen einer Art hieher,

Und fiengen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der große hohle Stein,
In welchen wir uns beid erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meynung seyn?

✧ ✧ ✧

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein daß große Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefehr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht vor Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund) beschloß ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher reicher Mann,
Der seiner Mine nach die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon gieng vor mir. Ich geb ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weis.
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen:
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,

Sein

Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
Mit mehr als Rednerkünsten redte.
Ach, sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn.

So sprach der Greis; allein was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müßt ihr denn noch erst Brandwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spahrt, der darbt im Alter nicht.
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
Floß von des Alten Angesicht.
O Gott! du weists. Mehr sprach er nicht.

Ich

Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es ist ein gar zu großes Stück.
Ich bring euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben,
Ich seh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag an ihn.
Allein indem ich nach ihm frage,
War er seit einer Stunde todt.
Die Min auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brodt
Lag neben ihm auf seinem harten Bette.

O wem

O wenn der Geizhals doch den Greis gesehen
hätte,
Mit dem er so unchristlich redte!
Und der vielleicht ihn itzt bey Gott verklagt,
Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt.

So sprach mein Freund, und bat, die Müh auf
mich zu nehmen.
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig
nicht.

Calliste.

O Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die größte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz sich längst ein edelmüthig Chor
Entzückter Jünglinge bemühte,
Die stell itzt deinem Geiste dar,
Und fühl es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
Calliste, groß durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Ließ, weil sie sich nicht wohl befand,
Und weil der Dokter ihr den Aderlaß befohlen,
Des Königs ersten Wundarzt hohlen.

Er, dieser so berühmte Mann,
Der schmachtend ingeheim Callistens Reiz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein größer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.

Er

Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weissen Arm, und streift ihn ängstlich auf,
Und forscht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Callistens Freundinn sieht ihn zagen,
Und sagts ihr (heimlich sagt sies ihr.)
O, spricht sie: Lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
Und schlüg er zweymal fehl: so werd ich doch nichts sagen,
Ich weis, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt sprach noch, das wollen wir nicht hoffen,
Und schlug, und rief: O unglückseelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen,
Und taumelte, bis er danieder lag.

Sie, noch für den besorgt, (kann man was edlers denken?)
Der so gefährlich sie verletzt,
Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz gesetzt.

Doch

Doch dieß war nur geringes Leiden.
Die Aerzte sahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzu-
schneiden,
Weil sonsten keine Rettung war.
Und ohne sich darüber zu beklagen,
Reicht sie den Arm, den schönen Arm schon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schöne denn das Leben
Für den Verlust des Arms gegeben?
So war das Leben denn für so viel Schmerz der
Lohn?
Sieh nur den Doktor an, sein Schrecken sagt dirs
schon.
Er sieht den Brand, und spricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drey Tage
leben.

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist.

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
So, sprach sie, sterb ich denn? Wohlan! Er ist
nicht Schuld.

Er

Er würde gern für mich erblassen.
Gott hats verhengt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu sterben;
(Der Wundarzt trat indem herein,)
Sie aber, fuhr sie fort, setz ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein,
Sie möchten sonst unglücklich seyn.
Sie sprachs, und schlief großmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Misvergnügen,
Bald seinen Beyfall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bey des einen Zügen,
Und billigte darauf des andern seinen Schlag.

Der eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieß darauf an ihn
Und nickte, daß er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn dus so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe.
Den, jenen, oder diesen da,
Auf welchen ich den Finger habe?

Der

Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken Ja.

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bey deinem Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schliessen,
Daß sie nicht das Geringste wissen.

Der
Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, Trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So sag ich euchs, und jedem ins Gesicht,
Daß ich einst einen Hund bey = = Hag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
Der = = ja ich bin nicht ehrenwerth,

Wenn

Wenn er nicht grösser war, als euer größtes
Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig
seyn,)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An dem stößt man, wenn man denselben Tag ge-
logen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrack, so bald er dieß ver-
nommen.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr.
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel ge-
hören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes
Jahr;

Allein das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn!
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterliche Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrössert hätte:
So war er doch viel grösser, als ein Kalb.

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.

Du mußt es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg auch, und mehr, als er, und such ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was? bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüßte nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist?
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerte, daß August zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts, der eine macht,
Daß man bey Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate treflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,

Schlief

Schlief einst bey Tag im Louvre ein.
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn.
Man hat in Frankreich guten Wein.
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag ich weder Ja noch Nein.

Genug der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu versüssen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuß.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
Blaß, sprach die Königinn, blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Mißgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daß ichs kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind, (verzeih mirs Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind gebohren.
Die stolze Frau! Ich richte nicht;
Allein ich weis, daß nichts umsonst geschicht.
Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe;
Ich wünsch es selbst aus Menschenliebe;
Allein die Stadt erfährts, gedenken Sie an mich.
Indeß behalten Sie die Heimlichkeit für sich.

Frau

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden.
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und schmäht mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
Nein, denn sie fängt schon an sich bestens zu empfehlen.
Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie sollten dieß sich Weiber übel nehmen?
Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
Oft Tage lang von nichts mit großen Männern spricht.

So ist Frau Orgon schon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
Doch seht, sie kehrt sich um: Frau Schwester, noch ein Wort,
Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
Ob Sie ..? Lucinde .. Wie? Sie hätten nichts gehört?
Nichts, Gott vergieb mir meine Sünde,

Nichts

Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
Mit welcher sie die Welt beschwert?
Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte.
Ein Kind mit härigtem Gesichte,
Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
Allein Lucinde wills verheelen;
Drum sagen Sie nur weiter nichts davon.
Das arme Kind! Es ist ein Sohn.

Dorinde sagts ihr zu. Und doch soll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, so bald sie kann, erzählen.
Weil jene sie, zu schweigen, bat.
Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
Erst hat das Kind nur Hasenohren,
Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;
Allein Dorinden ists noch viel zu schön gebohren.
Und weil sie was verbessern muß,
Thut sie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beyde Hände Krallen.

Eh noch der Nachmittag verstrich,
Ließ das Geheimniß sich auf allen Gassen hören.

Die

Die alten Mütter kreuzten sich,
Und suchten schon recht mütterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.

So bald als dieß der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physicus nach dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden;
Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestalltes Kind,
An dem die Ohren grösser waren,
Als sie bey andern Kindern sind.
Das war die Mißgeburt, der man so mit gefahren.

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seyst du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnißvoll in alle Häuser fliegt,

Und

Und, wenn sies dreymal sagt, vom neuen dreymal lügt.
Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen?
Zumal, wenn es der armen Freundinn gilt.
Ein giftig Weib = = Doch nein, ich mag nicht schmälen;
Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt aus angebohrnem Witze
Der Spötterey unmöglich widerstehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrey und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab euch zugesehn.
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt ich euch nur fragen.
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen;
Allein du mußt mit mir spatziren gehn.

Ihr

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größere schmähet,
An ihnen tausend Fehler sehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daß an euch der Sumpf, indem ihr euch so blähet,
Dieselben Fehler auch versteckt.
Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben:
So laßt euch nichts daraus vertreiben.

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt des Albernen gewählt;
Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?
Till Eulenspiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an seinem Wanderstab
Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn sie berganwärts stiegen,
War Eulenspiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehst du bergan so froh?
Bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so.
Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faß ein Herz.

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken:
So lern so klug, wie Eulenspiegel, seyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Cleant.

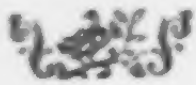
Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz loß processirte,
Half, weil man ihn um seinen Beystand bat,
Die Unschuld zweener Diebe retten,
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht so treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Itzt waren sie nun beyde frey,
Und dankten ihrem Advocaten,

Auf ihren Knien für seine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liqvidirt,
Noch einen Beutel mit Ducaten;
Und schwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beßre Zeiten kommen sollten,
Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen
könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtqvartier,
Weil sie so gut bezahlet hatten.
Dieß kam den Herren gut zu Statten;
Denn sie bedienten sich der Nacht,
Und knöbelten den lieben Wirth im Bette,
Und stahlen das, was sie gebracht,
Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen sie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.



Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräflichen Vermögen,
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beschwur es oft, allein durch Gottes Seegen.
Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hause stund, und heimlich überdachte,
Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte:
Gieng ein verschmitzter Freund vorbey.
Der Geizhals, der gern haben wollte,
Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
Fragt ihn mit freudigem Geschrey,
Obs groß genug für Arme sey?

Warum nicht, sprach der Freund, hier können viel Personen
Recht sehr beqvem beysammen seyn;
Doch sollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: so ist es viel zu klein.

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloß sich, that drey gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundinn liegen.
Dieß Grabmahl, sprach sie, will ich scheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrandte sich die kleinen Beine,
Und starb nach einem kurzen Ach.

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl, und laßt zu euren Ehren
Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in grosser Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschliessen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschiessen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergiessen;
Er ließ ihm lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,
Und fuhr ihn, denn dafür war er ein reicher Mann,
Bey jeder Post gebietrisch schnaukend an.

Dann fieng er an sich zu entschliessen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschiessen,
Und dieß Procent zog er gleich ab.

Indem daß noch der Reiche zählte;
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts, fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm, dieß wäre mir nicht lieb.
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört = = Und eilends gieng der Mann.

Amynt!

Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leyhn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieß würde mir ein ewger Vorwurf seyn.
Kurz, wollt ihr mich nicht, als ein Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken:
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zween Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brodt.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirst es mir verzeyhn.
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,

Wo-

Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du ein Gebot verletzen:
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
Was kann sich dir denn widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O merk es doch, noch unschuldsvolle Jugend,
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr, als eine Tugend,
Und als ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflichten,
Dich in und ausser dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagst, nur eins von den Gesetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:

So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung, oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! faß doch diese Lehren,
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du.
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
Sie wird bey widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
Und in die Welt der selgen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.

O Mensch! ist dir dieß Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt,
Und hieng an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute;
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib, dieß, Fürst, ist ein Verbrechen.
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.

Zur

Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariae Sohn;
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frey indeß Johannes auch gesprochen:
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt;
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dieß Herz noch lieben,
Und sich, daß ers nicht hat, noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.

Wenn

Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein;
Doch laßt nur einen Umstand kommen:
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht iemaſs allein.
Und du begiengst vielleicht, wie er, das größte,
Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstinn Tochter tanzt an einem Freudenfeste.

Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„Und bitte was du willst, für meine Lieb und dich
„Ist nichts zu groß, und nichts zu königlich.

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt, was soll ich bitten?
„Bitt um des Täufers trotzig Haupt.
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz, und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit?
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brunst, und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen.
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In einem Laster alle siegen!

Der Freygeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet;
Ihr, die ihr dem gehorsam seyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
Was sucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Ists möglich, sich so zu betrügen?
Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr sucht die Ruh, und findt sie in der Last,
Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heißt, um frey zu seyn, sich erst an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finstern Köpfen macht;

Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren Acht.
Der Pöbel ist der größte Hauf auf Erden,
Von diesem reißt euch los. Er weis nicht, was er glaubt,
Hält seinen Trieb für unerlaubt,
Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Mißsucht raubt;
Sonst würd er nicht so abergläubisch werden.

Drum faßt den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
Was ist die Schrift? Was lehret sie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räzel, die wir aufzuschliessen,
Erst der Vernunft entsagen müssen.
Was ist das mächtige Gewissen?
Ein Ding, das die Erziehung schafft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;

Doch

Doch die, die wissen, was sie reden,
Empfinden nichts von seiner Kraft.

Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen?
Als daß wir ihr gehorchen sollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und schuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein, ein weibisches Gedicht.
Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwätze.
Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetze.
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieß war der Witz, mit dem in seinem Leben
Ein Freygeist sein System erwies;
Die Tugend von dem Throne stieß,
Um nur sein Laster drauf zu heben.
Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.

Das Schrecken einer Ewigkeit.
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen
suchte,
Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und ließ von seiner frommen Magd,
Zu der er tausendmahl, du Christlich Thier, ge-
sagt,
Sich widerlegen und bekehren.

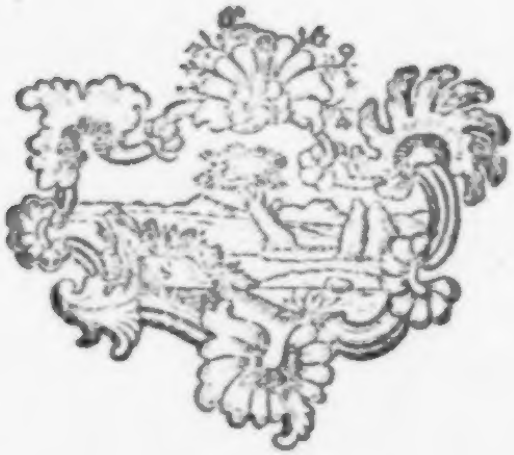
So stark sind eines Freygeists Lehren.

Das Vermächtniß.

Oront, der in der Welt das große Glück erlebt,
Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen;
Oront, der sich dieß Glück, so arm er war, erstrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
Daß keine Rettung möglich war,
Eröffnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Oront, der sich nunmehr dem Irrdischen entziehn,
Und frey im Geist den Tod erwarten wollte,
Bat, daß man seinen Freund ihm eiligst rufen sollte.
Sein Freund, sein Pylades, erschien.

Ach! sprach Oront, nach zärtlichem Umfassen,
Ich sterb, und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, sie zu ernähren;
Denn du verdienst, daß sie dir angehören.



Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn!
Und lieber minder sich ergetzen,
Als arme Brüder nicht erfreun.

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Seegen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein siecher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng und gab den Armen
Ein grosses Stück verschimmelt Brodt.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner laß sie durch, und laß sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verstand.
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum größten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die andern zu regieren.

Ach!

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn ich Sie; das Amt ist Ihre,
Und in der größten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier both der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein sprach der wackre
Mann,
Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage:
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen, es ist spät,
Der Hahn hat schon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten,
Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichte liebt,
Die wunden sich in ihren weichen Betten,
Und schwuren den verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schonen ihrer Rache

Kaum

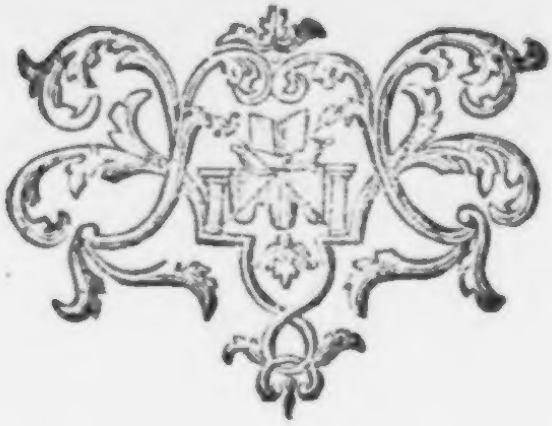
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh im Schlafe
störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es
wär;
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umge-
bracht.

Wärst

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn:
So würdest du dich nicht so oft genöthigt
sehn,
Die größern Uebel zu ertragen.



Epictet.

Epictet.

Verlangst du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunst, dich stetsch zu besiegen,
Und glaube fest, daß deine Sinnen trügen.
Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnügen.
So bald du dieses glaubst: so nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirst in der größten Pein
Noch allemal zufrieden seyn.
Das, sprichst du, kann ich schwer verstehen.
Ist auch die stolze Weisheit wahr?
Du sollst es gleich bewiesen sehen;
Denn Epictet stellt dir ein Beyspiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
Zweymal sehr heftig auf das Bein.
Herr, sprach der Philosoph, ich bitt ihn, laß ers seyn,
Denn sonst zerschlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerschlagen habe:
So soll es, rief der Herr, denn gleich zerschlagen seyn.

Und

Und drauf zerschlug er ihm das Bein;
Doch Epictet, an Statt sich zu beklagen,
Fieng ruhig an: Da sieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht gesagt, er würde mirs zerschlagen?

Dieß, Mensch, kann Zenons Weisheit thun!
Besiege die Natur durch diese starken Gründe.
Und willst du stets zufrieden seyn:
So bilde dir erhaben ein,
Lust sey nicht Lust und Pein nicht Pein.
Allein, sprichst du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieser Meynung seyn?
Das weis ich selber nicht; indessen klingts doch fein,
Trotz der Natur sich stets gelassen seyn.

Elpin.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
Als daß er vornehm trank und aß,
Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich große Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da stünde, wo sein Christoph steht,
Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
Je dreister sich sein Herz, Trotz seinem Stolz, erkühnt,
Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der große Mann,

Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelübd gethan,
Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder freyn.
Der Witwenstand ist ein betrübter Orden.
Elmire sahs und schritt zur zweyten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Daß es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem sie sich zur zweyten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun,
Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!

Fromm wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihm denn besser wünschen mögen!

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt.
Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
Doch nein, Elmire kömmt, und heißt, vom Zorn bewegt,
Die Mäurer aus einander gehen.
Wie! sollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
Das kann nicht möglich seyn, sie sind ja kaum getraut.
Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut.
Und ungefehr nach einem halben Jahre
Lag dieser Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!

Die Frau schwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn!

Und

Und doch war sie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muß ja vollendet seyn)
Bereits das drittemal versprochen.

O das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt er als Befehle.
Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen.
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt es selbst gethan.
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweymal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,

Ihr durch ein seufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen.
Wie freundlich sieht sie dießmal aus!
„Ach Meister, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb euch ja das Geld voraus.
„Laßt doch noch mehr Gesellen kommen.

Ey das geht gut. Ich kann mich nicht genug erfreun.
Das muß ein rechter Ehmann seyn!

Die Mäurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn.
Und nun läßt sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen,
Vielleicht sah sie die Mäurer müßig stehn;
Denn leider pflegts so her zu gehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn,
Das sollte mich doch selbst verdrüssen.
Itzt öffnet sie den Mund. Nun wird sichs zeigen müssen.

Ach,

Ach, fängt sie heftig an, zu schreyn:
Hört auf, und reißt den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Witwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou ließ einst ein Mann sein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort;
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die rothe Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
Und ruft: wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,

Die

Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren,
Nach weniger als sieben Jahren
Büßt sie das zweyte mahl ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite,
Und gieng gesetzt an seiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah;
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände,
Er rung mit Thränen beide Hände.
Ach, rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah.

Der Tarterfürst.

Ein Tarterfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daß er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daß kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daß sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müßten.
Der Chan fieng an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur,
Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn:
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
Die meisten fiengen an, dem Chan den Tod zuschwören.

Einst

Einst als der Tarterfürst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug es selbst, und säug es mir zur Lust,
Deswegen hab ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.

Der gute Tarterfürst erschrack,
Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den Europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach einger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daß nun der Oheim mit ihm redte:
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte.
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Casse;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
Nach so viel ängstlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müssen,
Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend ist,
Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende, geküßt,
Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem sie neidscher Freunde List
Und strenger Aeltern Zorn liebreich besänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher als Er, und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt besitzen können;
In einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
Ist, Menschen, dieß kein Glück zu nennen:
So muß gar keins auf Erden seyn.

Hier

Hier wett ich wohl, daß mancher heimlich spricht,
Der gute Mensch versteht es nicht.
Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein.
Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause seyn.

Ein unverhofftes Glück begegnet unsern Beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattinn scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.

Von heissen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.

Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
O Himmel! hör ich sie noch an dem Ufer flehn,
Bring meinen Mann gesund zurücke.

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: Bald, Doris, werd ich kommen.
Kaum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen:
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort,
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß, wider sein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müßte,
Eh er sie wiedersäh und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich,
Und gern am Ufer sich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,

Mit

Mit der sie stets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie redten. Und wovon? Erräthst du dieß noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht:
So bist du auch nicht werth, den Innhalt zu erfahren.
Nein, nein, verschweig es mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünsche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbahren,
Und für die andern schreib ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gastgebote sprach,
Das sie sich ausgesonnen hätte.
Indem sie noch von ihrer Erbschaft redte,
Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe störte,
Und den, der sie im Testament bedacht,

Mit

Mit dankerfüllten Thränen ehrte.
Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ,
Und mütterlich den Waisen sich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erqvickte,
Und den Gefangnen Hülfe schickte,
Indem sie dieß im Geist von ihrer Erbschaft
that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat,
Fieng ihre Freundinn an: Was schwimmt dort
auf dem Meere?
Ein Kästchen? Wie? wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht schön?
Allein ich sag es dir, ich habs zuerst gesehn,
Und kömmt es an den Strand geschwommen:
So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirst ja bald nieder kommen,
Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter
seyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert sich, fieng jene wieder an;
Doch wie erschracken sie, als sie zu ihrem
Schmerze
Fern einen Leichnam schwimmen sahn.

Wer weis, sprach Doris, welcher schon
Die Thränen in den Augen stunden,
Wer weis, ist der, der hier sein Grab gefunden,
Nicht grauer Aeltern einzger Sohn?
Wer weis, mit welcher trunknen Freude
Jtzt die verlebten alten Beide,
Jhn zu empfangen, fertig stehn?
Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die sie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten.
Gott geb es nicht, daß sie den Anblick sehn.
Wer weis, ward nicht durch seinen Tod
Der treusten Frau ein lieber Mann entrissen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
Jn Armuth wird beweinen müssen?
Wer weis, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch starb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieß sagte sie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.

Die

Die Freundinn sah ihn an, und schrie mit Ungestüm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.

Auf dieß Geschrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzustehn.
Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
Sie sieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und stirbt an seiner starren Brust.
Indeß erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
Hier bebte der, den man nie zittern sehn,
Und dem, der nie geweint, floß Wehmuth vom Gesichte,
Und niemand fragte, was geschehn.
Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigste Begebenheit,
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und schmeckt das Glück, um andre sich zu qvälen.

Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück
sehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieß Mitleid heiligt unsre Herzen,
Und heißt die Menschenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber
schön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Seegen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
Dort, sprach er oft, sey dir dein Glück bescheert.
Er nahm die Reise vor, und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unser Jüngling an,
Daß ich die Stadt schon sehen kann;
Allein der Berg ist steil. O wär er schon erstiegen!

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesichte.
O dacht er, weil ich doch sehr lange steigen muß:
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.

Er aß, und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack,
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil, und mühsam jeder Schritt.
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Vergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig leer, und steig beherzt, und gieb dir alle Müh;
Denn unser Glück verdienet sie.

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen müßte.
Ach Himmel! ach es war noch weit.
Er ruht und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh versüßte.

Er sah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, sagt ihm sein Verstand, bemüh dich um dein Glück.
Nein, sprach sein Herz, kehr in das Thal zurück;
Du steigst sonst über dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iß dich satt,
Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat.
Dieß that er auch. Er pflegte sich im Thale,
Entschloß sich oft zu gehn, und schiene sich stets matt.
Das erste Hinderniß galt auch die andernmale.
Kurz, er vergaß sein Glück, und kam nie in die Stadt.

✧ ✧ ✧

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,

Und sehn darauf nach ihren Lüsten,
Und nehmen ihre Lüste mit.
Beschwert mit diesen Hindernissen,
Weicht bald ihr träger Geist zurück.
Und auf ein sinnlich Glück beflissen,
Vergessen sie die Müh um ein unendlich Glück.

Erast.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterließ,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beschloß bey seinem Sterben,
An seines Vetters Statt Erasten zu erfreun,
Und setzte diesen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig tausend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Erast, der so rechtschaffne Mann,
Das Testament erschlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieß Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit schrecklichen Beschuldigungen,
Und mit Geschenken vor Gericht;
Allein so oft auch die das Recht erzwungen:
So siegten sie doch dießmal nicht.

Erast gewann. Doch dich, spricht er, zu überführen,
Ob ich das Testament mit List an mich gebracht:
So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Hälfte schenk ich dir, um dich zu widerlegen.
Zwey tausend Thaler sollen mein.
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geschenk für arme Waisen seyn.
Verdien ich noch den schrecklichen Verdacht,
Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?

Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Muth recht aus
den Augen sahn,
Gieng, stolz auf sich und seinen Mann,
Und stieß, (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt
gethan!)
Vor grossem Feuer einmal an.
Ein träger Esel sahs und lachte.
Wer, sprach er, würd es mir verzeyhn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und stoß an keinen
Stein.
Schweig, rief das Pferd, du bist zu meinem Un-
bedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wußte, was er machen sollte,
Und doch nicht müssig bleiben wollte;
Denn müssig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte;
Cotill gieng also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O schrie man, seht den jungen Laffen,
Der den Verstand verlohren hat!
Er macht die Hände gar zu Füssen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus.
Allein Cotill ließ sich dieß alles nicht verdrüssen.
Kurz, es gefiel ihm so, er gieng vors Thor hinaus.
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.
Ich möcht es doch bald selbst versuchen.
Er sagt es kaum, als ers schon that.

Nun,

Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der Dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

✧ ✧ ✧

Nimm alles vor, es sey so toll es will.
Heiß anfangs närrisch, wie Cotill;
Dein Beyfall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiß.
Ein Thor findt allemal noch einen grössern Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weis.

Der

Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwerdt davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daß er noch beym König Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, ie mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ists nicht ewig Schade?
„Der schöne lange Mensch! was für ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
„Die Straf ist in der That zu groß.

„Wer

„Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dieß Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst: so schenk ich dir das Leben.

Johann erschrack und sah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, sprach er, Euer Dienst ist groß;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ich seh Euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Qvaal auf einmal los.

Der

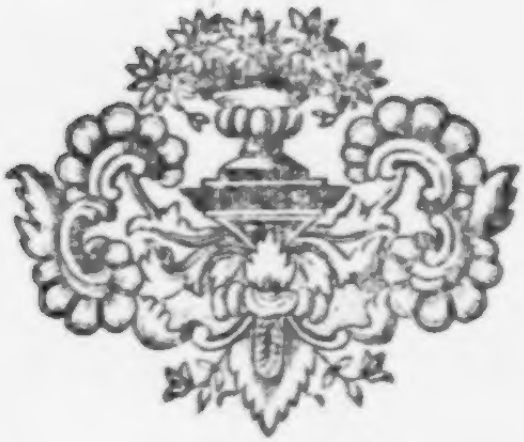
Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was großes schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorberkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein = = Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen:

So

So muß er sie noch zweymal lesen,
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag ers ja den Klugen nicht,
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heissen ihn die Zeitung lesen.



Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Daß er bey ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schliessen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen;
Allein umsonst bückt er sich nicht so tief vor mir.

Ist

Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?

Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfahre:
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn,
Sie ist zu jung; sie ist erst vierzehn Jahre.

Indem er dieß noch sprach, trat Fickchen selbst herein,
Und trug ein Essen auf. Was? fieng sie an zu schreyn,
Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
Ich sollt erst vierzehn Jahre seyn?
Nein, vierzehn Jahr und sieben Wochen.

„Ließ sie der Vater denn nicht freyn?
Das weis ich nicht; doch nein, ich wills nur sagen.
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl selbst junge Mädchen seyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig sagen:
Der Vater schämte sich und ließ die Tochter freyn.

Die
beiden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich ihr Informator schlief,
Geriethen beid an eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.
Ach Bruder, sprach der kleine Bube,
Was meynst du, ist das Loch wohl tief?
Ich hätte Lust - - Was? Lust hinein zu springen?
Du mußt doch ausgelassen seyn.
Versuch es nicht und spring hinein,
Du könntest dich ums Leben bringen.
Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden,
Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.

Und kömmst du drauf zum Vater naß hinein:
So hast dus da erst auszubaden.
Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
„Wer wird im Schnee denn gleich ersaufen?
Und kurz und gut, er sprang hinein,
Und ließ sichs wohl in seiner Grube seyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So sprang der Philosoph so gut, wie er, hinein.

✣ ✣ ✣

Dieß ist die Kunst der strengen Moralisten.
Bekannt mit dem System, und von Grundsätzen voll,
Beweisen sie das, was man lassen soll,
So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
Sie sind von besserm Ton als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse.
Uns Armen ist die Thorheit süsse;
Doch ihnen eckelt nur dafür.

Wir

Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
Aus gutem Herzen andern sehn,
Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
Begehn die That, die sie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.

Die
Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan:
So stund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschendiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben.
„So sagt doch nur, warum denn nicht?

„Er

„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr.
Der Amtmann widerspricht.
Der Suprintend ermahnt. Umsonst, sie hören nicht.
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihren Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert.

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Daß man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,

Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in
das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb ich den Bescheid,
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir
noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amt-
mann, ja!

Der

Der Freyer.

Ein Freyer bat einst einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
Ich will dir zwey, versetzte jener, sagen,
Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.

Die erste hat, nebst einem Rittersitze,
Ein recht bezauberndes Gesicht,
Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Witze,
Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.
Sie spielt den Flügel schön, und kann vortrefflich singen,
Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt.
Und in der Wirthschaft selbst giebt sie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth.
Allein bey aller Kunst und allen ihren Gaben
Hat sie kein gutes Herz.
Die andre sieht nicht schön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;

Doch

Doch bey Verstand und einem stillen Reize,
Der, ohne daß sies sieht, gefällt,
Besitzt sie, frey vom Stolz und Geize,
Das beste Herze von der Welt.
Was thätst du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dieß geschehen sollte:
So spräch ich zu der ersten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu seyn.

Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey seinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geschicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
Ward einst von einem Freund gefragt,
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm redte,
Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, daß man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt läßt leben,
Als daß man fragt: warum man mir ein Amt gegeben?

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleissigen Papa
Oft nach den Sternen guken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein er konnte nicht viel sehn.
Was heißt es denn, sprach drauf der Knabe,
Daß ich fast nichts erkennen kann?
Ha, Ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weis ich, was ich thu.
Und hurtig hielt er sich die Augen beyde zu,

Und sah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was sah er denn? Das alles, was
du siehst,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich
sehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der

Der Lügner.

Ihr Meister in der Kunst zu lügen!
Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen,
So viel ihr uns davon erzählt:
So wett ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug streitig machen.

In London saß ein böser Bube
Nebst einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube,
Und that auf seinen Leib dem einen ein Geboth (*).
Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
Eh er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

Herr

(*) Es ist in London der Gebrauch, daß die Aerzte den verurtheilten Missethätern ihren Leib abkaufen.

Herr, schrie der andre Delinqvent,
Sagt, wie ihr um den Kerl so lange handeln
könnt?
Laßt seinen magern Leib den Raben.
Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt
mich haben.
Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
Ich will es billig mit Euch machen,
Drey Gulden. Bin ich todt: so schneidet, wie
ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen:
So rief der witzge Delinqvent:
Gelogen! Herr, seht zu, wie ihr mich kriegen
könnt!
Ich werd in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geist.

Vor dem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Ließ sich ein Geist, in einer weissen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieß sie freundlich mit sich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein grosser Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht;
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand, zur gesetzten Stunde,
Die Nacht darauf, sich mit dem Grabscheit ein.
Nun die muß recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiß nicht ein,

Un

Und sollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund.
Und wenns der Geist recht ehrlich mit mir meynt:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen.
Sie schweigt und gräbt getrost. Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O seht, ein grosser Topf von lauter Golde voll!
O wenn sie doch dasmal nicht redte,

Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger
hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde
nehmen.
Ach, rief sie schnell, ich muß mich schämen,
Sie zu bemühn = = Weg war der Schatz!

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen
Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieß ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn.
Ich laß es herzlich gern geschehn.
Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?
Beständig tändeln, ewig lachen?
Und stets nach den Verehrern sehn?
Dieß wäre ja nicht auszustehn.

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft, und musterte das Haar,
Und besserte, wo nicht das mindste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Auter war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmehlte.

„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehn?
„Ich geb es zu, Ihr seyd sehr schön;
„Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,
„Verräth ein gar zu eitles Wesen.
Herr Autor, sprach sie, der ihr seyd,
Hebt mit mir auf; denn sich gern selber lesen,
Und gern im Spiegel sehn, ist beides Eitelkeit.

Alcest.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiß und Kunst sich elend sah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieß nicht nah,
Daß viele Kluge darben müssen,
Blos weil sie mehr, als andre, wissen.
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groß zu Praleren und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind?

O Freund, bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preßten;
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte;
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein Ach;

Er hört, so groß er ist, der jungen Raben Flehen;
Drum ist er nicht zu groß, auch dir mit beyzustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloß zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fieng schon an zu gehn,
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen

Nicht

Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er kreucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten,
Alcest erschrickt. „Gott! was soll das bedeuten?
Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf.

Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn qvälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Kummer auf der Welt.

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt ichs meinen Lesern an)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß: so fiel mir jähling ein,
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In den Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schu
geist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz
sehen?
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an

Mir kam, so bald er dieß gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heilgem Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen.
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreymahl küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sacristey
Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal; allein ganz kalt geküßt.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Minen fand,
Und alles schien sich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küßte mir zur Noth die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weilchen stehn.
Sie sahn mich an, und machten eine Mine,

Als ob sie sich an mir schon satt gesehn.
Und ungeküßt mußt ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände,
Hier warfen mir viel weisse Hände
Da einen Kuß, dort einen zu.
Ich ließ mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohnest du?
Allein man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen.
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und seht, sie küßte mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude.
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt:
So fühlt ich schon die seelgen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an die die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrüssen,
An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort, Willkommen, herzlich gähnte,
Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten = =

Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Qvartanten schrie, die er geschrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Mine.
„Und wer seyd Ihr, auch ein gelehrter Mann?
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene.

Ich

Ich habe nichts, als mich studirt,
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deß Tiefe sucht ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.

Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muß zuerst den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten Eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab ich mich schon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort und hörten nicht.
Indem ließ sich der Kukuk lustig hören,
Und er erhielt ein freudig Ach.
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem Deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.
Der Kukuk schrie sein Lied. Sie giengen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterinn der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne,
In einer sanften Melodey.

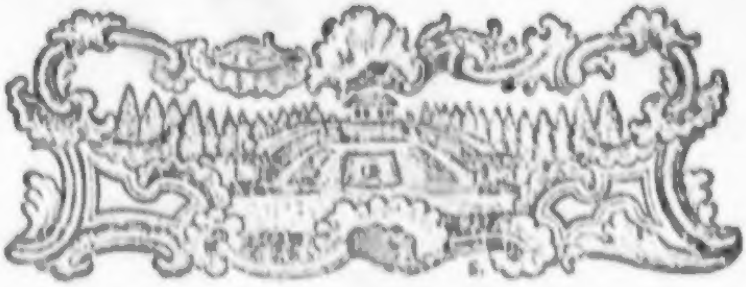
Sie

Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt steht still und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Ende der Fabeln und Erzählungen.

Der

Menschenfreund.



Der
Menschenfreund.

Wie selig lebt ein Mann, der seine Pflichten kennt,
Und, seine Pflicht zu thun, aus Menschenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienst der Welt verbindet,
Beruf, und Eid und Amt schon in sich selber findet!
Ihm wird des andern Wohl sein eignes Himmelreich;
Er fühlet meine Noth, als träf ihn selbst der Streich,
Und das, was ihn beherrscht, ist ein gerecht Bestreben,
So treu, als er sich lebt, der ganzen Welt zu leben.

Daß seine milde Hand dir Glück und Ruhe schafft,
Ist kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft:
Er sieht, du bist es werth, er sieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirst du durch ihn besitzen.
Nicht macht er dich beglückt, daß du sein Sklave seyst,
Und aus Erkenntlichkeit ihm dein Gewissen leihst
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf Weig schenkest,
Und wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubst und denkest.
Auch hilft dir nicht sein Herz; nur bloß aus Weichlichkeit,
Indem es iede Noth aus immer Wollust scheut;
Viel minder wird er dich mit seiner Gunst beglücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von seiner Huld vermehrt,
Von seinem Arm beschützt, damit man öfters hört:
„Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,

„Ich

„Ich sprach: er werde groß, und er ist groß geworden.
Nein, wenn der Menschenfreund sich um dein Wohl bemüht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der Erdkreis sieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verschweigen;
Gott und sein eignes Herz sind ihm die liebsten Zeugen.
Kein Stolz noch Eigennutz wirkt seine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfniß heischt, dieß reizet seine Triebe,
Auch ohne Ruhm und Lohn zu wahrer Menschenliebe.
Nie hält er sich zu schwach, dir hülfreich beyzustehn;
Sein Ansehn und sein Freund, sein Stand, sein Wohlergehn,
Sind Mittel deines Glücks; und kann er nicht durch Thaten,
So wird er durch Verstand, und durch Erfahrung rathen.

O spricht er bey sich selbst, mir gab der Allmacht Hand,
Bey Gütern und Gewalt, auch Willen und Verstand;

Die letzten wend ich an, damit die ersten Gaben,
Indem sie mir genützt, der Welt genützet haben.
Was soll der reiche Schatz? Wie soll er nur allein
Des Moders halber Raub und meine Marter seyn?
Und soll ich, als ein Thor, mein Herz und mein Gewissen,
Vergnügen und Verstand zugleich mit ihm verschließen?
Welch Elend ist mein Glück, wenn ich von Unruh voll
Als meines Schätzes Herr, den Schatz nur hüten soll!
Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
Damit ich reicher noch, als meine Väter, sterbe?
Ist dieß des Reichthums Frucht, daß ich, dem Geize treu,
Bey allem Ueberfluß selbst arm und dürftig sey:
So fluch ich auf mein Glück, und nenn es eine Bürde,
Und hielt ein Freudenfest, wenn sie gestohlen würde.
Der, der aus seiner Hand, die ihn mit Müh ernährt,
Und noch vom Fleisse schwitzt, sein schwarzes Brodt verzährt,

Und

Und sichs zufrieden gönnt, ists gleich das letzte Stücke,
Lebt besser ohne Glück, als ich bey grossem Glücke.

Zwar seh ich, wie Gargil sein reiches Gut gebraucht,
Wenn stets sein Speisesaal von zwanzig Schüsseln raucht,
Nie hebt die Tafel an, so zeigen neue Trachten,
Daß ihm die Väter nicht umsonst ihr Geld vermachten.
Wahr ists, Gargil lebt wohl, komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gast zu spät, wo stets der Mundkoch wacht.
Dich wird der liebste Wirth mit Speisen überladen,
Mit Gläsern auf dich gehn, und dich mit Weine baden.
Trink dich um den Verstand, du trinkst ihm nie zu viel.
Du taumelst, taumle recht, denn dieses wünscht Gargil;
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne streichest,
Und krank durch seine Huld, aus seinem Hause schleichest.

So braucht Gargil sein Gut, und legt der Schwelgerey,
Mit welcher ers verpraßt, der Großmuth Namen bey,
Und meynt, er lebe klug, und lebt, und schwelgt bethöret,
Bis sein Palast für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

O! denkt der Menschenfreund, Suffen mag Häuser baun,
Und sich, beym Leben schon, durch Stein verewigt schaun;
Was nützt die stolze Wand, als daß von seinem Segen
Die Enkel einst, in ihr, der Wollust sanfter pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt theure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen,
Den Künstlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm ertheilen.

Ich

Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn;
Es ist bequem genug, mich und den Freund zu fassen;
Der Freund besucht es gern, und wirds nicht gern verlassen.
Den Fremden, und dem Freund sey stets mein Tisch gedeckt.
Wenn ein gesund Gerücht mir und den Gästen schmeckt;
Was soll der Ueberfluß aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tisch und mir zur Last, vor meinen Augen stehen?
Macht mich ein kluger Freund, durch Reden voller Geist,
Bey wenig Speisen satt: so hab ich wohl gespeist,
Und tausche nicht mit dem, der hundert Schüsseln zählet,
Und doch bey jeder klagt, daß ihm der Hunger fehlet.

Die Welt hat recht genug zu meinem Wohlergehn.
Was ich nicht selbst bedarf, muß ihr zu Dienste stehn.
Für alle schuf der Herr die Güter dieser Erden,
Für alle, die da sind, und noch gebohren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt,
Und der, zum Greis versehn, vor Noth als Jüngling stirbt:
Daß mancher Vater ächzt, weil er bey Fleiß und Wachen
Nicht so viel Brodt erschwitzt, die Kinder satt zu machen,
Thut dieses die Natur? Giebt sie nicht reichlich gnug?
Verschwendung, Hoffart, Geiz, List, Eigennutz, Betrug,
Dieß macht den Erdkreis arm. O steinern Herz des Bösen,
Zum Retten hast du Kraft, und willst doch nicht erlösen!
So lange siecht Philet von Weh und Angst beklemmt.
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt.

Er

Er leidet ohne Schuld, und wäre längst genesen,
Wärst du zum Mitleid nicht zu kalt und karg gewesen.

So denkt der Menschenfreund; er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus, und freut sich, daß sein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert,
Und, wenn er längst verwest, noch manches Elend hindert.
Er hilft der Wissenschaft; weil, wenn er die beschützt,
Er auch der Wahrheit hilft, und auch der Tugend nützt,
Und ihrem größten Feind, der Gott und sie entehret,
Dem Sohn der Finsterniß, dem Aberglauben wehret.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geist, als Glück, verliehn,
Ist seiner Achtung werth; er sucht ihn aufzuziehn,
Durch Beyspiel, durch Verstand, durch Großmuth, Hülf und Wahrheit,
Klug, edelmüthig, treu, groß, und beglückt zu machen.

Was

Was kann er edlers thun, als daß er für die Welt,
Ein nicht von seinem Blut entsproßnes Kind erhält?
Er schenkt ihm Zucht und Kunst, der Vater gab ihm Leben;
Wer hat für diesen Sohn das meiste hergegeben?

Er setzt das ganze Jahr gewisse Gelder aus.
Für wen? frißt sie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er sich damit der Dichter Lorberreiser?
O nein! erröthet nur, er baut den Wittwen Häuser,
Wird zarter Waisen Gott, und schätzt sich dann beglückt,
Wenn sie durch seine Huld zum Dienst der Welt geschickt,
Den Zeiten nützlich sind. O spricht er, dieser Saame
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und später Name.

So wie der Wuchrer zählt, wenn itzt ein Jahr verläuft,
Wie hoch sein baares Geld sich durch die Zinsen häuft:

So zählt der Menschenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher seines Guts, das Wohlthun seiner Hände.
Er lacht des eitlen Staats; für das verschmißne Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege stehn, und ihm und seinen Pferden
Am Müßiggange gleich, und gleich an Geilheit werden;
Für dieß verpraßte Geld weis unser Menschenfreund
Den, der mit Jammer wacht, und auf dem Lager weint,
Aus Liebe zur Natur, bewegt von seelgen Pflichten,
Großmüthig zu erfreun, und göttlich aufzurichten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts, als ein gehorchend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Zepter in die Hand:
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groß, wie August, regieren.

Er

Er hält nicht Glück und Volk für sich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt von Gott hervorgebracht;
Ihm will er, als sein Bild, durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe sucht er dieß, und wirds durch Lieb erreichen.
Kein Undank schreckt ihn ab, dir noch sein Herz zu weihn.
Versuch es, sey sein Feind, du wirsts nicht lange seyn:
Durch Wohlthun wird er bald Haß und Verfolgung schwächen,
Und wenn du ihn bedrängst, sich nur durch Großmuth rächen.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund, sprich seiner Huld nicht gleich den Nutzen ab;
Der Landmann pflegt im Herbst den Acker feist zu bauen,
Und sein erspartes Korn den Hufen zu vertrauen,
Itzt sieht er keine Frucht, er sieht nach kurzer Zeit

Sein

Sein reich gestreutes Korn vergraben und verschneyt,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt sich sein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Das Grüne sproßt hervor, die Saat fängt an zu blühn,
Der Stengel eines Korns, so klein er erstlich schien,
Wird vielfach schon ein Halm; dann trägt in vollen Aehren
Ein einzig Korn oft Brodt, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohlthat Frucht sich nicht im Augenblick;
Itzt leget sie den Grund zu eines Waisen Glück.
Dieß scheint nicht viel gethan; was hilft das Glück des einen,
Wenn tausend gegen ihn ihr Unglück noch beweinen?
Doch warte kurze Zeit, der Waise wird ein Mann,
Der durch Verstand und Kunst und Güter dienen kann.
Er hilft, er dient, er nützt, sorgt, wachet und verbessert,
Und mehrt des andern Wohl, so, wie man seins vergrößert.

So keimt aus einem Glück oft ganzer Häuser Heil,
Und ganzer Häuser Wohl wird ganzer Länder Theil:
So nützt des ersten Hand, die dem das Glück gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.

O wollte doch der Mensch des Menschen Schutzgott seyn:
So wär das meiste Weh noch unbekannte Pein!
Belebte jedes Herz der Geist der Menschenliebe:
So wären Neid und Haß noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder schuff uns Gott, als Bürger einer Welt,
In der des einen Hand die Hand des andern hält.
Wir tremen dieses Band, und bleiben fühllos stehen,
Und bauen unser Glück auf andrer Untergehen.

Ein treu und redlich Herz wohnt bey Vernunft in dir;
Allein du denkst, du sprichst, du glaubst nicht so, wie wir:
So siehst du deine Qual in blinder Eifrer Händen,
Die redend heilig sind, und Gott durch Thaten schänden.
Aus Eifer für den Gott, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und stößt aus Heiligkeit

Dich

Dich schäumend von sich aus, und suchet durch Verheeren,
Durch Martern des Barbars dich christlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner Pflicht,
Rechtgläubig vor dem Herrn, ein heilig Blutgericht,
Zum Bau des Christenthums und Ketzern zum Verderben,
Die oft weit seliger, als ihre Henker, sterben?

So lieblos macht der Mensch den Menschen unglücksvoll,
Statt, daß er ihn als Freund mit Sanftmuth tragen soll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht und Menschenliebe galten!

Verzeichniß
der Fabeln und Erzählungen
im zweyten Bande.

Die beiden Schwalben. S. 3
Das Unglück der Weiber. 6
Der sterbende Vater. 11
Der junge Drescher. 12
Die glückliche Ehe. 17
Die beiden Wächter. 19
Das Kutschpferd. 21
Die Fliege. 23
Der arme Greis. 26
Calliste. 30
S. die Nachricht von dem Tode der Frau von Villacerse, im funften Theile des Zuschauers, auf der 273 S. f.
Der Asse. 34

Der

Der Bauer und sein Sohn. 36

S. Burcard Waldis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten Esopus, im dritten Buche, 178 Bl.

Der glückliche Dichter. 40

Er hieß Chartier. S. Jechers Gelehrten-Lexicon.

Die Mißgeburt. 42

Die Ente. 47

Till. 49

Cleant. 51

Der Wuchrer. 53

S. das kurzweilige Lusthaus, S. 7.

Der Tod der Fliege und der Mücke. 55

Amynt. 57

Herodes und Herodias. 60

Der Freygeist. 67

Das Vermächtniß. 71

Die Gutthat. 73

Der Candidat. 74

Die schlauen Mädchen. 76

S. Burcard Waldis, im ersten Buche seines Esops, Bl. 51.

Epicket. 79

Elpin. 81

Das Hospital. 83

Der betrübte Witwer. 88

Dictionaire de *Bayle*, v. *Asclepiade*, n. A.

Der Tartarfürst. 90

Der junge Prinz. 92

Elite de bons mots, T. II. p. 65.

Das neue Ehepaar. 93

The Tatler, Vol. II. n. 82.

Der Jüngling. 101

Erast. 105

Man erzählet eine eben so großmüthige Handlung von dem Herrn Saurin. S. Lettres serieuses & badines, p. 616.

Das

Das Pferd und der Esel. 107

Der beherzte Entschluß. 110

S. Burcard Waldis, im vierten Buche, 288.

Der junge Gelehrte. 112

Das junge Mädchen. 114

S. Zinkgrafs deutsche Apophthegmata im 3 Th. 314 S.

Die beiden Knaben. 117

Die Bauern und der Amtmann. 120

Der Freyer. 123

Emil. 125

Vaniere Opuscul. p. 213. (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae statuam)

Mihi mihi statuam cur non posuere, viator
Exquirat; quam si, cur posuere, roget.

Der Knabe. 126

Der Lügner. 128

S. das 504 Stück des Zuschauers im siebenten Theile.

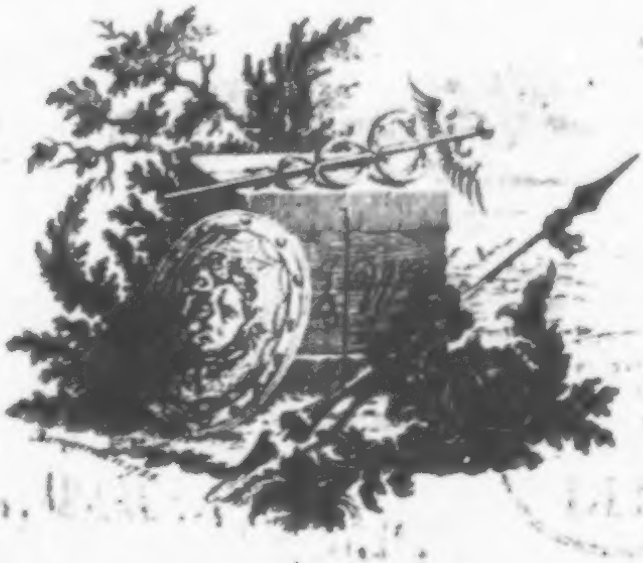
Die Frau und der Geist. 130

Philinde. 133
Alcest. 135
Der wunderbare Traum. 138
Der Polyhistor. 141
Die Nachtigall und der Kukuk. 143

Der Menschenfreund. 147

Leben der Schwedischen Gräfinn von G***

Erster Theil.



Dritte Auflage.

Mit Röm. Kais. Königl. Pohln. u. Churfl. Sächs. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
bey Johann Wendler. 1755.

Erster Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geschlechts eben so beredt oder geschwätzig, als andre, seyn, wenn ich anders viel zu sagen wüßte. Meine Aeltern sind mir in den zartesten Jahren gestorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländischen von Adel, weiter, nichts erzählen hören, als daß er ein rechtschaffner Mann gewesen ist, und wenig Mittel besessen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in seiner Jugend studiret hatte, nahm mich nach meines Vaters Tode zu sich auf sein Landgut, und erzog mich bis in mein sechzehntes

Jahr. Ich habe die Worte nicht vergessen kö
nen, die er einmal zu seiner Gemahlinn sagt
als sie ihn fragte, wie er es künftig mit mein
Erziehung wollte gehalten wissen. Vormittag
fieng er an, soll das Fräulein als ein Mann, u
Nachmittage als eine Frau erzogen werd
Meine Muhme hatte mich sehr lieb, zumal n
sie keine Tochter hatte, und sie sah es gar n
gern, daß ich, wie ihre jungen Herren die Sp
chen und andre Pedantereyen, wie sie zu re
pflegte, erlernen sollte. Sie hätte mich d
Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl w
nicht. Fürchten sie sich nicht, sprach er zu
das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Si
nur klug und gar nicht gelehrt werden. S
ist sie nicht, also wird sie niemand als ein
nünftiger Mann nehmen. Und wenn sie d
gefallen, und das Leben leicht machen helfen
so muß sie klug, gesittet und geschickt w
Dieser rechtschaffne Mann hat keine Kost
mir gesparet; und ich würde gewiß noch
Jahre eher vernünftig geworden seyn, wen
Frau einige Jahre eher gestorben wäre. S
mich zwar in Wirthschaftssachen gar nicht
send gelassen; allein sie setzte mir zu gleich
eine Liebe zu einer solchen Galanterie in de
bey der man sehr glücklich eine stolze Närrin
den kann. Ich war freylich damals no
alt; allein ich war alt genug, eine Eite
mich zu nehmen, zu der unser Geschlecht r

sehn zu seyn scheint. Aber zu meinem Glücke starb meine Frau Base, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich desto sorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöschen, welche ihr Umgang und ihr Beyspiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte also nicht sowohl wider meine Neigungen streiten, als sie nur ermuntern. Er lieh mir seinen Verstand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von solchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er sah, daß ich wußte, wie schön ich war; um desto mehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menschen kennen, und an solchen Eigenschaften einen Geschmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewissens, als durch eine allgemeine Bewunderung belohnet werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefsinnige Philosophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den grossen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in iedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode, und nach diesem Leben bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht so wohl in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen, die er mir bey-

brachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtinn betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unsern Verstand eben so vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Und viele Leute würden mehr Verstand zu den ordentlichen Geschäften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geschärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde. Mit einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Gesellschaft prahlen, oder wenn es hochkömmt, unsere Ehrbegierde einige Zeit stillen, sondern die von dem Verstande in das Herz dringt, und uns gesittet, liebreich, großmüthig, gelassen und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweisen, daß mein Vetter seine guten Absichten sehr schlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle diese schönen Eigenschaften beylegen, und sie als meinen Charakter den Lesern aufdringen wollte. Es wird am besten seyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leser ankommen lasse, was sie sich aus mei-

meiner Geschichte für einen Begriff von meiner Gemüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch so aufrichtig bestimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer stolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war sechzehn Jahre alt, da ich an den Schwedischen Grafen von G. verheirathet wurde. Mit dieser Heirath gieng es folgender massen zu. Der Graf hatte in dem Liefländischen Güter, und zwar lagen sie nahe an meines Vetters Rittersitze. Das Jahr vor meiner Heirath hatte der Graf nebst seinem Vater eine Reise aus Schweden auf diese Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter gesehen und gesprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu bestreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich also auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu fesseln, der sehr reich, sehr wohlgebildet, angesehen bey Hofe, schon ein obrister über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzeßinn willkommen war? Doch daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, ist unstreitig mein Glück gewesen. Ich that gelassen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf sein Herz machte, an statt daß ich vielleicht ein gezwungnes und ängstliches Wesen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte kostbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen

sehr wohl; allein so sehr ich mir ihn heimlich wünschen möchte: so hielt ichs doch für unmöglich, ihn zu besitzen.

Nach einem Jahre schrieb er an mich, und der ganze Innhalt seines Briefs bestund darinne, ob ich mich entschließen könnte, seine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeschreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anboth, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewisse Art, einem zu sagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd ist. Der Verstand thut nicht viel dabey, sondern das Herz redet meistens allein. Vielleicht wird man das, was ich sagen will, am besten aus seinem Briefe selber erkennen:

Mein Fräulein

Ich liebe Sie. Erschrecken Sie nicht über dieses Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreistigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erschrecken müssen: so bedenken Sie, ob dieser Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit seyn kann. Lassen Sie mich ausreden, liebstes Fräulein. Doch was soll ich sagen? Ich liebe Sie; dieß ist es alles. Und ich habe Sie von dem ersten Augenblicke an geliebet, da ich sie vor einem Jahre gesehen und gesprochen habe. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergessen, weil es die Umstände in meinem Vater-

terlande verlangten; aber alle meine Mühe ist vergebens gewesen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdiensten vollkommner zu überzeugen. Ist es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum sollte Ihnen die Liebe eines Menschen zuwider seyn, dessen Freundschaft Sie sich haben gefallen lassen. Aber werden Sie es auch gelassen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe schenken, ob Sie mir als meine Gemahlinn nach Schweden folgen wollen? Sie sind zu großmüthig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet lassen sollten, von deren Entscheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach liebste Freundinn, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Überlegen Sie, was Sie, ohne den geringsten Zwang sich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie seine größten Verdienste sucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich lasse Ihnen zu Ihrem Entschlusse so viel Zeit, als Sie verlangen. Doch sage ich ihnen zugleich, daß mir jeder Augenblick zu lang werden wird, bis ich mein Schicksal erfahre. Wie inständig müßte ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich bloß meiner Empfindung und meinen Wünschen folgen wollte! Aber nein, es liegt mir gar zu viel an Ihrer Liebe,

als daß ich sie einem andern Bewegungsgrunde, als Ihrer freyen Einwilligung, zu danken haben wollte. So entsetzlich mir eine unglückliche Nachricht seyn wird: so wenig wird sie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein hassen können; weil sie nicht Ursachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu schenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundinn, hochzuschätzen, und mich über mich selbst beklagen. Wie sauer wird es mir, diesen Brief zu schliessen! Wie gern sagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre gerinste Mine bey meinem Bekenntnisse Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach liebstes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geschrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünschen, daß ich sagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieses Bekenntniß vielen von meinen Leserinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder sich einbilden, daß ich weder schön, noch empfindlich gewesen bin, weil ich in meinem sechzehnten Jahre nicht wenigstens ein

Du-

Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme, oder zu meiner Schande gereichen: so kann man sich darauf verlassen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannspersonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich stand, da war er bey mir. Es war nichts schöners, nichts vollkommners, als er. Ich wünschte nichts als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu reden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkosungen, und ich weigerte mich mit einer verschämten Art, sie anzunehmen. Vielen wird dieses lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawieder einzuwenden. Eine unschuldige, eine recht zärtliche Braut, ist in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erstaunen betrachten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Minen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, ie sorgfältiger sie es verbergen will. Ich aß und trank bey nahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich sage es im Ernste, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor gewesen war.

Mein Vetter machte sich nunmehr mit mir auf die Reise nach Schweden. Es begleiteten mich

mich verschiedene junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abschied von ihnen ward mir gar nicht sauer. Unsre Reise gieng glücklich von statten; und es ist mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das Geringste begegnet, außer daß mir jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam also, wie ich gesagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf sich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber wußte ichs. Eine Person wird gemeiniglich in unsern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir sehen, daß sie uns liebt. Und wenn sie auch keine besondern Vorzüge hätte: so ist ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochschätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in andern? Und wo würde die Beständigkeit in der Liebe herkommen, wenn sie nicht von unserm eigenen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die ersinnlichsten Liebkosungen; und ich glaube nicht, daß man glückseliger seyn kann, als ich an seiner Seite war. Unser Beylager wurde ohne Gepränge, mit einem Worte, sehr still, aber gewiß sehr vergnügt voll-

zogen. Manches Fräulein wird diese beiden Stücke nicht zusammen reimen können. Dem zu gefallen muß ich eine kleine Beschreibung von meinem Beylager machen. Ich war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reise wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unserer Vermählung zu bestimmen. Ich versicherte ihn, daß ich die Ehre, seine Gemahlinn zu heissen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer seyn, als der, den er selber dazu ernennen würde. Wir setzten, ohne uns weiter zu berathschlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entschlossen wäre, heute seine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeschlagnen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kusse. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgesuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in diesem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er ist nach ihrem Körper gemacht, und sie machen ihn schön. Ich dächte, sie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich ihnen gefalle, mein lieber Graf, versetzte ich: so bin ich schön genug angeputzt. Ich war also in meinen Brautstaate, ohne daß ichs selber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichste mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und spielte eine halbe Stunde, und sang auf Verlangen meines Grafen und meines eigenen Herzens

dazu

dazu. Auf diese Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war schon lange gestorben, und die einzige Schwester auch) kam nebst meinem Vetter zu uns. Sie statteten ihren Glückwunsch ab, und sagten, daß der Priester schon zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward sehr bald vollzogen, und wir setzten uns zur Tafel, nämlich wir viere und der Prister. Die Tafel war etwan mit sechs oder acht Gerichten besetzt. Dieses waren die Anstalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armselig vorkommen. Gleichwohl war ich sehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder besser zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig seyn, weil mich nichts von dem rauschenden Lärmen störte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfesten zur Qual der Vermählten zu seyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir spatzieren, und zwar zu dem Herrn R:: der meinen Gemahl auf seinen Reisen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte diesen Mann ungemein. Hier bringe ich ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen lassen. Ist es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählet? Sie sollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen seyn; kommen sie, und begleiten sie uns wieder zurück. Wir fuhren also in seiner Gesellschaft wieder auf unser Landgut zurück, ohne uns

uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verstrich eben so vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundere ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beschrieben habe. Er sah bräunlich im Gesichte aus, und hatte ein Paar so feurige und blitzende Augen, daß sie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man sie allein betrachtete. Doch seine übrige Gesichtsbildung wußte dieses Feuer so geschickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus seinen Minen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachsen. Ich will ihn nicht weiter abschildern. Man verderbt durch die genaue Beschreibungen oft das Bild, das man seinen Lesern von einer schönen Person machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der schönste Mann.

Nicht lange nach unsrer Vermählung mußte mein Gemahl zu seinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmste Mann war, wollte mir die Abwesenheit meines Gemahls erträglich machen, und reisete mit mir auf seine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine sehr junge und schöne Frau an, die man für die Witwe des Oberaufsehers der Güter ausgab. Die Frau hatte so viel reizendes an sich, und so viel gefälliges und leutseliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den ersten Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundinn ward.

ward. Ich bat, sie sollte mich wieder zurück
ten, und bey mir leben. Sie sollte nicht mei
diente, sondern meine gute Freundinn seyn.
wenn sie nicht länger bey mir bleiben wol
wollte ich ihr eine ansehnliche Versorgung
fen. Sie nahm diesen Antrag mit Thrän
und schützte bald ihren kleinen Sohn, bald d
zu einem stillen Leben vor, warum sie mir
folgen könnte. Sie gieng mir indessen nic
der Seite, und bezeigte so viel Ehrerbietu
Liebe gegen mich, daß ich sie hundertm
mir zu sagen, womit ich ihr dienen könnte.
lein sie schlug alle Anerbietungen recht gr
thig aus, und verlangte nichts, als meine
genheit. Der alte Graf wollte wieder fo
indem mich die junge Wittwe an den Wag
gleitete: so sah ich ein Kind in dem unterst
häude des Hofes am Fenster stehen. Ich
wem dieses Kind wäre? Die gute Frau k
Schrecken ganz außer sich. Sie hatte m
redt, daß ihr Sohn unlängst die Blattern
hätte. Und damit ich mich nicht fürchten
so hatte sie mir ihn bey meinem Daseyn, un
tet meines Bittens, nicht wollen sehen lassen.
lein ich sahe, daß diesem Knaben nichts
und ich ließ nicht nach, bis man ihn vo
brachte. Hilf Himmel! wie entsetzte ich mi
ich in seinem Gesichte das Ebenbild meine
mahls antraf. Ich konnte kein Wort z
Kinde reden. Ich küßte es, umarmte z

seine Mutter, und setzte mich den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Bestürzung, und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniß. Die Frau, sprach er, die sie gesehen haben, ist die ehemalige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn sie dieses Geständniß beleidiget, so zürnen sie nicht so wohl auf meinem Sohn, als auf mich. Ich bin an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer besondern Art erzogen, die ihnen in manchen Stücken ausschweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht so wohl seinen Vater, als seinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verschwieg. Daher gestund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tausend Thorheiten abzuziehen, ehe er sie begieng, oder doch, ehe er sich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer vom bürgerlichen Stande liebte, welches meine Schwester als eine Wayse sehr jung zu sich genommen, und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit besaß, in der Gesellschaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen lassen. Mein Sohn hatte mir aus dieser Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er seine Reisen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieses Frauenzimmer, als seine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war

entweder zu schwach, ihm diese Bitte abzuschlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausschweifungen der Jugend durch ihre Gesellschaft abzuhalten. Und dieses ist eben das Frauenzimmer, das sie itzt gesehen, und nach der gemeinen Rede für eine Witwe gehalten haben. Sie besitzt sehr gute Eigenschaften, und ich habe ihr zehn tausend Thaler ausgesetzt, damit sie heyrathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewisses zu seiner Erziehung bestimmt. Und wenn ihnen diese Frau gefährlich scheint: so will ich sie binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter schicken, und ihr daselbst alle mögliche Versorgung verschaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehmalige Geliebte meines Gemahls zu hassen anfieng. Nein, ich liebte sie, und die Liebe besänftigte die Eifersucht. Ich bat, daß er sie mit einer anständigen Heyrath versorgen, und sie entfernen möchte. Bey unserer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl schon an. So sehr ich von der Gewißheit seiner Liebe versichert war: so konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltsinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu locken, das mein Herz nicht umsonst entdecket haben wollte. Er erschrack, und beklagte sich über die Unvorsichtigkeit seines Vaters, daß er mich an einen Ort geführet hätte, der

unsrer Zärtlichkeit so nachtheilig seyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieses Frauenzimmer nebst ihrem Sohne entfernen, und alles, was sie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen sollte. Dieses geschah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von seiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieser Sache auch nur einen Augenblick zu hassen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht frey sprechen will.

Er gestund mir, daß er dieses Frauenzimmer gewiß zu seiner Gemahlinn erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente sie dieses Glück so wohl, als ich. Ich sah bey nahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adlich gebohren war. Und wie geringe ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte sich gar nicht aus Leichtsinn ergeben. Die Ehe war der Preis gewesen, für dem sie ihm ihr Herz und sich überlassen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl seines Sohnes gebilliget. Sie kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit seiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das sich unter solchen Umständen in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe. Mein Gemahl

erzählte mir einen Umstand, der Carolinens Werth, so will ich seine Geliebte künftig nennen, sehr verschönert. So bald sie gesehen, daß er die Einwilligung, sich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabey sein Glück in Gefahr zu setzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: so hatte sie sich des Rechts auf sein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen seines großmüthigen Innhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf,

Ich höre, daß man Ihnen den Entschluß, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, sehr sauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weis, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben so viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe kostet, meine Ansprüche auf das edelste und großmüthigste Herz fahren zu lassen. Doch wenn ich einmal meinen Grafen verlieren soll: so will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebster Graf, ich opfere Ihrem Glücke und ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergesse das schmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlinn zu werden, auf ewig. Sie sind frey, und können sich zu einer Wahl entschliessen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur sehe, daß Sie

Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlinn erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verschaffen wollen. Dieses ist, wie der Himmel weis, mein größter Wunsch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines solchen Wunsches, als daß man Sie liebt! Ich mache Ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen stünde. Ich werde mich auch nie über mich selbst beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen, daß Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen also bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben; so traurig auch mein künftiges Schicksal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie sich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn. Diese Belehnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und lassen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweisen, wo ich nebst meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entschlusse, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entschlusse hatte ichs also zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte sich nach diesem Briefe nicht mehr, als noch einmal, von ihm sprechen lassen, und sich so gleich auf das Landgut begeben, wo ich sie antraf. Er versicherte mich, daß er sie seit anderthalb Jahren nicht gesehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreise nach Liefland noch einmal zu sprechen, wenn es der Wohlstand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte seine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weis, daß er der liebenswürdigste Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und gesittet gewesen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringste von dem Rohen und Wilden an sich genommen, das dieser Lebensart sonst eigen zu seyn pflegt. Er war die Gutheit und Menschenliebe selbst, und dennoch ward er im ganzen Hause so gefürchtet, daß der kleinste Wink an seine Leute die Wirkung des nachdrücklichsten Befehls that. Er schien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich mir etwas abzuschlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieser zärtlichen Unterthänigkeit wußte er sich bey mir in einer gewissen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller meiner Herrschaft nicht so

so wohl meinen Willen, als vielmehr sein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichste Mann in seinen Geschäften, und band sich doch selten an die Zeit. Er arbeitete, so bald er sich geschickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete so lange fort, als er sich in dieser Verfassung merkte. Allein er ließ auch von seinen Verrichtungen nach, so bald als er keine Lust mehr dazu verspürete. Daher war er stets munter, weil er sich niemals zu sehr ermüdete, und hatte stets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen zu arbeiten verschwendete. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek auf seinen Reisen gesammlet. Ich verstund Französisch, und etwas Latein und Italiänisch. Der Büchersal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmste Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die theils historisch, theils witzig, theils moralisch waren, die schönsten Stellen vor, und brachte mir seinen guten Geschmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal sagen konnte, warum eine Sache schön, oder nicht schön war: so war doch meine Empfindung so getreu, daß sie mich selten betrog. Unsere Ehe selbst war nichts, als Liebe, und unser Leben nichts, als Vergnügen. Wir hatten fast niemanden zu unserm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und

unser alter Vater uns alle beide. Dieser Mann von siebenzig Jahren vertrat die Stelle von sechs Personen. Seine Erfahrung in der Welt, seine brauchbare Gelehrsamkeit und sein zufriednes und redliches Herz machten ihn stets munter und belebt in seinen Gesprächen. Ich kann sagen, daß ich diesen Greis in drey Jahren fast keine Stunde unruhig gesehen habe; denn so viele Jahre waren in meiner Ehe verstrichen, als er starb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieses Mannes! Er bekam sieben Tage vor seinem Tode Schwulst in den Beinen. Diese trat immer weiter, und er sah mit jedem Tage sein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauern würde. Wahrscheinlicher Weise, antwortete dieser, über drey Tage nicht. Recht gut, versetzte der alte Graf. Gott sey gedankt, daß meine Wallfahrt so glücklich abgelaufen ist! Also habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenschaft geben soll? Ich werde sie nicht besser anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beyspiel gebe, wie leicht und glückselig man stirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er ließ darauf alle seine Bedienten zusammen kommen. Er rühmte ihre Treue, und bat sie, als ein Vater, daß sie die Tugend stets vor Augen haben sollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr und Aufseher gewesen. Der Tod hebt diesen Unterschied auf, und ich gehe

in eine Welt, wo ihr so viel, als ich seyn werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben so viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verspreche mir mit der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will. Er befahl darauf, jedwedem eine gewisse Summe Geldes auszutheilen. Er ließ diesen und den folgenden Tag die meisten von seinen Unterthanen zu sich kommen, und redete mit ihnen eben so, wie mit seinen Bedienten. Wem er Geld zu seiner Nahrung vorgestrecket hatte, dem erließ ers; und alle durften sich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war sehr klein; denn er hatte seine Wohlthaten und seine Vorsorge gegen die Unterthanen nicht bis an sein Ende versparet. Man kann sich die Wehmuth dieser Leute leicht vorstellen. Ein ieder beweinte in ihm den Verlust eines Vaters. Nach dieser Verrichtung fragte der sterbende Graf, ob noch iemand in seinem Hause wäre, der nicht Abschied von ihm genommen hätte. Ich sagte ihm, daß ich niemanden wüßte, außer die Soldaten, die mein Gemahl bey sich hätte. Auch diese, sagte er, sind mir liebe Leute. Sie brauchen am meisten den Tod kennen zu lernen, weil sie ihn vor andern unvermuthet gewärtig seyn müssen. Laßt sie herein kommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerschrockenheit

aus den Augen sah. Der alte Graf redete sie liebreich an, und er hatte kaum angefangen, so weinten diese dem Anscheine nach so beherzte und barbarische Männer, wie die Kinder. Er fragte sie, wie lange sie gedienet hätten. Sie hatten fast alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdient, daß ihr die Ruhe des Lebens schmeckt, weil ihr die Unruhe so lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abschied ertheilen. Und ihr sollt euch in meinem Dorfe niederlassen, und so lange ihr lebet, noch so viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von diesen Leuten hat nachdem meinem Gemahle einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

Die Nacht vor seinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmol um die Zeit seines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt seyn würde. Er foderte darauf zu essen. Er aß, und ließ sich auch ein Glas Wein reichen. Gütiger Gott! fieng er an, es schmeckt mir bey meinem Ende noch so gut, als es mir vor funfzig Jahren geschmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt: so würden meine Gefäße zu dieser Erquickung nicht mehr geschickt seyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen. Er schlief drey Stunden. Alsdenn rief er mich, und bat, ich

sollte

sollte ihm aus seinem Schreibetische ein gewisses Manuscript holen. Dieses war ein Verzeichniß seines Lebens seit vierzig Jahren. Und dieses mußte ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorlesen. Als wir fertig waren, so that er das brünstigste Gebet zu Gott, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen lassen, auf eine ganz entzückende Weise, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgestrebt, möchte vollkommen erreichen lassen. Er ließ seinen Sohn rufen, nahm uns beide in die Arme, und fieng an zu weinen. „Dieses, sagte er, sind seit vierzig und mehr Jahren die ersten Thränen, die ich vergieße. Sie sind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtsamkeit, sondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abschied von euch sehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben, das uns die Vorsehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geschenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen sollte, wenn unsre Ehe fruchtbar seyn würde. Und in eben der Bemühung, auch seine Nachkommen durch eine weise Vorsorge noch glücklich zu machen, starb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unserm Landgute.

End-

Endlich erhielt mein Gemahl Befehl am Hofe zu erscheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: so ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es schien, niemand schöner, niemand geschickter und vollkommner, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem süssen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir selber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marsche, und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich sollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu sehen bekam. Ich hatte meine ganze Philosophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und seinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwiesen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und schöne Frau, die den Hof zum erstenmale sah.

Ein gewisser Prinz von S··, der bey Hofe alles galt, der schon eine Gemahlinn, und unstreitig nicht die erlaubtesten Absichten gegen mich hatte, suchte sich die Abwesenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu sagen, die ich verabscheute. Dennoch

noch wußte ich der Ehrerbietung, die er stets mit untermengte, nicht genug zu widerstehen. Ich war so treu, als man seyn kann; allein vielleicht nicht strenge genug in dem äußerlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkosungen; doch bey der ersten Freyheit, die er sich heraus nahm, sagte ich zu ihm: Erlauben sie mir, daß ich es ihrer Gemahlinn darf melden lassen, daß Sie bey mir sind, damit sie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie ist schon in den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, ist auch bey mir, wenn er gleich im Felde ist. Darauf machte er mir ein frostig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieser Herr war, wird die Folge ausweisen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach seiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieses war die erste Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unser Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Ursache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tausend mal um Vergebung. Ich bin sehr wohl, sprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren sie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus gesehen, daß ihnen der Hof gefährlich seyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man

sie

sie bewundern, und daß ihr Herz der Versuchung der Lobsprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den ersten Augenblick widerstehen würde. Die erlittene Ungnade ist nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unserm Landgute so ruhig und zärtlich, als iemals. Und damit wir den Verlust unsers klugen Vaters desto weniger fühlten: so nahm mein Gemahl seinen ehemaligen Reisegefährten, den Herrn R.. zu sich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer grossen Gesellschaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war stumm und unbelebt, wenn er viel Leute sah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Personen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Belesenheit war außerordentlich, und seine Bescheidenheit eben so groß. Er war in der Tugend und Freundschaft strenge bis zum Eigensinne. So traurig seine Mine aussah, so gelassen und zufrieden war er doch. Er schlug kein Vergnügen aus; allein es schien, als ob er sich nicht so wohl an den Ergötzlichkeiten selbst, als vielmehr an dem Vergnügen belustigte, das die Ergötzlichkeiten andern machten. Sein Verlangen war, alle Menschen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu sehen. Daher konnte er die großen Gesellschaften nicht leiden, weil er so viel Zwang, so viel unnatür-

türliche Höflichkeiten und so viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen seinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenstellen fast gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren seine ärgsten Feinde. Und er glaubte, daß diese Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freygeister. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden, als einem vornehmen. Und wenn man ihn um die Ursache fragte, so sagte er: ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Lastträger seiner Meynungen, und zu einem Beförderer seiner Affekten erkaufen wollen. Er hatte einen geschickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht mehr, als etliche Stunden aufwarten durfte. Als er seinen Herrn in unsrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte; so sagte er: denkt ihr denn, daß ihr bloß meinetwegen und meiner Kleider und Wäsche wegen in der Welt seyd? Wollt ihr denn so unwissend sterben, als ihr gebohren seyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, so setzt euch hin, und überlegt, was ein Mensch ist: so werden euch Beschäftigungen genug einfallen. Er gab ihm verschiedene Bücher zu lesen. Und wenn er ihn auskleidete: so mußte er ihm allemal sagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer sich schämt, sagte er, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen,

weil

weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu seyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R==, als seinen Bruder, und wir beschlossen niemals etwas wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um diese Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marsche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr gieng mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen sollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und fast alle seine Mannschaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S==, der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieser gefährlichen Unternehmung bestimmt, um ihn zu stürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte seine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgesprochen. Gott, in welch Entsetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebste Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorsicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erschrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewissen suchte. Gerechter Gott! Ich soll durch das Schwerdt sterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vater-

terland geführet habe. Der Himmel weis, daß ich unschuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen seyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S **, den ihr durch eure Tugend beleidiget habet, ist ohne Zweifel die Ursache meines gewaltsamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es ist weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entrissen hätte. Lebt wohl meine Gemahlinn, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes so beherzt seyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden sind gefährlich. Wollte Gott, daß sie tödlich wären, und mich der Schmach entrissen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu sterben. In fünf Tagen soll mein Urtheil vollstreckt werden. Nehmet von dem redlichen R ** in meinem Namen Abschied. Er wird euch in eurem Unglück nicht verlassen. Ich habe den König in einem Bittschreiben ersucht, daß er euch meine Güter lassen soll; aber ich glaube nicht, daß es geschehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachstellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag schon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es ist eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebste Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine außerordentliche Schwachheit

in meinem Körper ... Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten daß er euch diesen Brief zustellen läßt. Faßt euch. Ich liebe euch ewig, und ich sehe euch in der künftgen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzes ausdrücken will. Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt gewesen bin. Alle Trostgründe der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungültig, und sie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich sah, daß sie solche nicht besänftigen konnten. Der angesetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fühlte den Streich mehr, als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen sollte Niemand stund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr R.. Er klagte und weinte mit mir, und erwarb sich durch seine Traurigkeit den Vortheil, daß ich die Trostgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Post, daß sein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an seinen Wunden gestorben wäre. Diese Nachricht

vergnügte mich, so betrübt sie war, doch unendlich. So ist er denn, als ein Held, an seinen Wunden gestorben? rief ich aus. So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltsamen Tode, welche ärger, als der Tod selber sind, nicht mit ansehen dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden bestattet hätte. Er sagte mir, daß dieses gar nicht hätte geschehen können, weil in der Nacht, da er gestorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen gesessen, genöthiget hätten, sich in der grösten Eil und mit Verlust zurückzuziehen. In eben dieser Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls Regimente hätte ihm Gelegenheit geschafft, mit einem Detaschement zurückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte selbst an mich geschrieben, und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden so bald zu verlassen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder seiner Wollust weiter ausgesetzt seyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unserer Güter war, wie ich erfuhr, schon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entschloß mich also zur Flucht, und bat den Herrn R.. Schweden mit mir zu verlassen. Wir gaben in unserm

Hause eine Reise auf die andern Güter vo
nahmen nichts, als die Chatoulle, in welc
wan tausend Ducaten waren, (denn mei
mahl hatte sein baares Vermögen der Kron
gestreckt) nebst dem Geschmeide und den K
dien mit uns. Alles Silbergeschirr liessen
Stiche, und kamen in Begleitung des vorh
dachten Reitknechts, und des Bedienten des
R.. glücklich über die Grenzen, Wir er
bald darauf, daß man die Güter eingezoge
daß man mir etliche Meilen hatte nachsetz
sen. Wir waren nunmehr in Liefland;
ich war deswegen noch nicht sicher. Der
wollte mich in seiner Gewalt haben. Mei
ter, der mich nach Schweden gebracht hatt
todt, und ich wußte nicht, welches Land ich
nem Aufenthalte aussuchen sollte. Me
treuer Begleiter sollte mein Rathgeber w
Er schlug mir Holland vor, weil er in Amst
Freunde hatte, und er versicherte mich, d
mir an diesem Orte gefallen würde. Hier k
sie sich, sagte er, ein Paar Jahre aufhalte
sich die Umstände in Schweden ändern.
leicht glückt es ihnen, daß sie durch Vorbi
der Zeit einen Theil von ihres Gemahls V
gen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinze
de zu fallen, machte mir alle Länder an
mer als mein Vaterland. Ich entschlo

also mit ihm nach Amsterdam zu gehen, und ich wünschte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet, denn wir bildeten uns ein, daß sie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R** reisete also dahin ab, um sich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, so brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daß er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, gesehen, aber nicht gesprochen hätte. Ich schickte ihn fort, und binnen wenig Stunden sah ich sie zu meinem größten Vergnügen bey mir. Sie hatte binnen den acht Jahren, da ich sie nicht gesehen, etwas von ihren äußerlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange verlohren. Ich erzählte ihr mein Schicksal, und fragte sie, ob sie mit mir nach Amsterdam gehen wollte. Sie vergoß tausend Thränen über mein Unglück, und über die Liebe, die ich noch gegen sie hatte. Sie verfahren, sprach sie, gar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die stärkste Gewogenheit und hätten doch vielleicht Ursache mich zu hassen. Ich halte es für mein größtes Unglück, daß ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin seit einem Jahre, denn so lange ist es, daß ich mich von ihres Gemahls Gütern an diesen Ort begeben habe, sehr krank gewesen, und sie werden mir es leicht ansehen, daß es mir unmöglich ist, eine so weite Reise mit ihnen zu thun.

Indessen schwöre ich ihnen zu, daß mich, wof
ich wieder gesund werde, nichts in der Welt
halten soll, ihnen nachzufolgen. Und damit
sie von der Gewißheit meines Versprechens d
stärker überführe: so will ich ihnen meinen S
mit geben, wenn er ihnen nicht zur Last wird.
ist bey mir. Ich habe mir für das Geld, das
Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und mei
Kindes Erhaltung ausgesetzet hat, ein klei
Landgut hier in diesem Dorfe gekauft, und ich b
es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, sond
mit dem größten Vergnügen zu ihrem Eigent
me an. Wollte Gott! sie blieben unerkannt
mir, wie ruhig wollten wir nicht leben!
Verlangen, ihnen zu dienen, sollte mich wieder
sund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Rit
sitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, kei
Ueberfluß da an; aber Ordnung und Beqvem
keit, die von dem gutem Geschmacke der Besitze
zeugten. Ich fand eine Menge schöner Bü
in ihrer besten Stube. Und sie war so bescheid
daß sie sagte, sie gehörten ihrem Sohne, da
doch leicht merken konnte, daß sie ihr selbet z
hörten. Es waren fast alle die Französisc
und Schwedischen Bücher, welche mein Gem
hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errat
wem sie diesen guten Geschmack zu danken h
Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß me

Gemahls. So bald sie merkte, daß mirs in die Augen fiel: so überreichte sie mirs zum Geschenke, und gestund mir, daß sie es selber gemalet hätte; denn sie konnte vortrefflich in Miniatür malen. Ich hielte es für eine Grausamkeit, sie um dieses Andenken zu bringen. Darum bat ich sie, das Bild noch einmal zu malen, und dieses so lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein sehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn schon in seinen zartesten Jahren einem geschickten Manne zur Aufsicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu sich kommen lassen, weil sie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie gestund mir zu gleicher Zeit, daß sie von meinem verstorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darnieder gekommen, und hätte sie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf sein Bitten, theils aus andern Ursachen zurück gelassen; dieses Kind aber wäre in seinem sechsten Jahre gestorben, wie ihr ihr Bruder geschrieben hätte. Ich wollte wünschen, fuhr sie fort, daß sie ihren Aufenthalt in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, so viel ich weis, ist er nicht mehr in den besten Umständen. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weis nicht, ob er sich von seinem starken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht?

Der Herr R.. kam unterdessen von seiner v
gebenen Reise wieder. Es war Zeit, daß w
uns von einem Orte weg machten, wo wir läng
nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe w
noch fortgiengen, so starb der Bediente des He
R.., dessen Verlust uns nicht wenig daure
Dieser redliche Mensch gab seinem Herrn vor
nem Tode vier hundert Stück Ducaten. Die
Geld, sagte er, habe ich in ihrem Dienste und du
ihre Freygebigkeit gesammlet, und ich bin fr
daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer G
te, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel h
ichs zu danken, daß ich itzt gelassen und freu
sterben kann. Wenn sie nur wieder einen M
schen hätten, auf den sie sich verlassen könnt
So gewiß ists, daß man auch den niedrigs
Menschen edelmüthig machen kann, wenn m
ihn nicht bloß als seinen Bedienten und Sclav
sondern als ein Geschöpf ansieht, das unsere A
sicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Z
cke nebst uns gebohren ist.

Wir verließen nunmehr Carolinen, in
gleitung ihres Sohnes. Sie versprach, so b
es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landg
chen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in A
sterdam an. Der Vetter des Herrn R.., b
dem wir uns aufhalten wollten, war zwar gest
ben, doch lebte seine Tochter noch. Sie kan
den Herrn R.., so bald sie ihn sah; denn er w
wie ich schon gesagt habe, mit meinem Gem

ehedem durch Holland gereiset. Sie nahm uns sehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienstfertiger Mann. Ich entdecke mich ihnen, und bat, daß sie meinen Stand nicht allein verschwiegen halten, sondern ihn auch vergessen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, sondern als eine unglückliche Freundinn betrachten möchten. Sie hatten von dem Schicksale meines Gemahls schon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenschaften gehabt hätte, mich bey diesen Leuten in Gewogenheit und Ansehen zu setzen: so war doch mein Unglück schon die beste Empfehlung. Ja ich erfuhr, daß ein grosses Unglück in den Gemüthern vieler Menschen fast eben die Wirkungen hervor bringt, welche sonst ein grosses Glück zu verursachen pflegt. Man schätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verlohren haben, und man macht unsern Unfall zu unserm Verdienste, so wie man oft unser Glück, ob wir gleich nichts dazu beygetragen haben, als unsre Vollkommenheit ansieht. Mit einem Worte, diese Leute erwiesen mir, ehe ich sie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hause zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich diesen gutthätigen Leuten nicht zur Last werden möchte: so entdecke ich dem Herrn R**, daß ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das

Geld in die Handlung seiner Frau Muhme zu le-
gen. Er sagte, daß er es mit seinen vier hundert
Ducaten, die ihm sein Bedienter gegeben, schon
also gemacht hätte. Mein dienstwilliger Wirth
verhandelte meine Juwelen für zwölf tausend
Thaler, und sagte, daß er mir keine Intressen,
sondern den ordentlichen Gewinnst davon abge-
ben wollte, der bey der Rechnung in seinem Han-
del auf dieses Capital fallen würde. Ich bat
ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, sondern
mich und meine beiden Reisegefährten, an statt der
Intressen, erhalten sollte. Ich lebte hier so ru-
hig, daß ich mir keinen andern Ort wünschte.
Herr R = = hatte den Sohn von Carolinen bey
sich. Weil er kein Amt hatte: so gab er sich sel-
ber eins, und zog diesen jungen Menschen mit so
vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann,
der in dem Bewustseyn edler Absichten und nützli-
licher Thaten seine Belohnung sucht. Und
wie sehr würden nicht die Grossen viele nie-
drige und unberühmte Männer beneiden,
wenn sie die Belohnung kennten, welche sol-
chen Leuten das Gedächtniß ihrer rühmlichen
Absichten und guten Thaten zu schenken pflegt!
Er unterrichtete den jungen Menschen in den
Sprachen und Künsten, und brachte ihm die edel-
sten Meynungen von der Religion und Tugend
bey. Was sein Unterricht nicht that, das rich-
tete sein Exempel aus. Der Schüler ward sei-
nem Lehrer ähnlich, und belohnte dessen Mühe

durch

durch einen fähigen Verstand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit meistens mit Studiren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieses von sich sagen kann. Ich redte des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unserm jungen Schüler, und suchte ihm das Wohlanständige beyzubringen, das junge Mannspersonen oft am ersten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich suchte sein flüchtiges und feuriges Wesen der Jugend durch meine Ernsthaftigkeit zu mäßigen. Ich that stets fremd gegen ihn, und stellte verschiedene Personen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und in meiner Gesellschaft immer etwas neues finden sollte. Mit der Tochter meiner Wirthinn, welche ein Mädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte sie französisch, zeichnen, sticken, und auch singen. Kurz, ich führte eine sehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und seine Frau bequemten sich nach meinem Geschmacke, und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen sie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in große Gesellschaften. Sie störten mich nicht in meiner Einsamkeit, als bis ich gestört seyn wollte. Ich durfte weder befehlen, noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unserm Hause für eine Anverwandtinn der Wirthinn. Und wer sonst mit mir umgieng, wußte es auch nicht besser. Mein verschwieg-

ner

ner Stand nöthigte mich also, nicht den glänz
den und sehr beschwerlichen Charakter ei
Standsperson in Gesellschaften zu behaupten, u
dieses zu meinem großen Vortheile. Hätte m
gewußt, daß ich eine Gräfinn wäre; so wü
man, an statt mich zu bewundern, nur m
gutes für einen nothwendigen Antheil mein
Standes angesehen haben. Oder wenn es ho
gekommen wäre, so würde man mich nur vereh
haben, da man mich gegentheils itzt zugleich v
ehrte, und liebte, und meinen Umgang suchte.

Vier Jahre hatte ich nunmehr in Amsterd
zugebracht, und zu verschiedenen malen an Ca
linen geschrieben, und sie an ihr Versprechen,
mir zu kommen, erinnert; allein sie blieb aus.

Ihr Sohn sollte sich nunmehr eine Lebens
erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Lust
dem Soldatenstande, und der Herr R= = war
wenig dawider, daß er seine Wahl vielmehr l
ligte. Gesittete und geschickte Leute, sagte er, s
nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es vi
Ungesittete giebt. Werden sie ein Soldat, u
zeigen sie, daß man unerschrocken, tapfer, stren
und doch auch weise, vorsichtig und liebreich se
kann. So lange sie die Religion und ein gu
Gewissen haben werden: so lange werden sie d
Tod zwar nicht gleichgültig ansehen; aber de
ohne Entsetzen erwarten, und nie aus Zagh

vermeiden. Dieses ist die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsstelle; und er gieng zu seinem Regimente ab, welches nachmals an die Grenze von Holland zu stehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach der Geburt und nach dem Range unter einander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verlohren gegangen, oder höchstens zum Theile nur so verloschen, wie die kleine Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und grossem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe leicht etwas eigensinnig seyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern seine Absicht erreichte: so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um dieser Herren los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschliessen. Diese Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bey mir selber vorwand, weil es mein Herz

ha-

haben wollte. Der Herr R = = kam a
Nachmittage zu mir auf meine Stube un
mich, ob ich mich bald der Ehe zum Be
schlossen hätte. Rathen sie mir denn, sp
daß ich wieder heirathen soll? Nicht ehe
te er, als bis ich sehe, daß es ihnen i
Herz gerathen hat. Sie kennen meine
tigkeit, und sie wissen, daß ich nichts für
halte, was man nicht verlangt und f
wählt. Unter der großen Anzahl Mä
sich um ihr Herz bemühen, gefällt mir kei
als der Herr von der H = =; nicht d
weil er sehr gelehrt ist; sondern weil er
nen Wissenschaften und seiner wichtige
tung sehr viele Vortheile hat, die ihm
werben, und ihn zur Liebe geschickt mach
habe gewiß Recht, daß er ein liebens
Mann ist; allein diesem Urtheile dürfe
um nicht trauen. Ich betrachte den M
nach einerley Begriffen mit ihnen, a
nach einerley Empfindungen. Ich
als einen Freund, und als ein Fre
er ihnen angenehm und liebensw
kommen, aber darum noch nicht als ein
Unser Herz ist oft so beschaffen, daß es
gegen eine ihm angenehme Person zu
so bald es auf das genaueste mit ihr
werden soll. Vielleicht, fuhr er fort,
nen einer von den andern Herren besser
ob ihnen dieser gleich zu einem guten F
nug gefällt.

Ich versicherte ihn, daß ich mich seines Raths bedienen würde, so bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen sie denn nicht? O, sagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umstände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philosophie sind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt nach allen Aussprüchen der Vernunft die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens. Zeigen sie mir nur eine Person, die mir anständig ist, und die ihnen die Versicherung giebt, daß sie mich zu besitzen wünscht: so werde ich sie, so bald ich sie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben so vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich ist. Und wenn es wahrscheinlich ist, daß es durch die Liebe geschehen kann: so sind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, versetzte ich, sie haben ja, so lange ich sie kenne, gegen unser Geschlecht sehr gleichgültig zu seyn geschienen; wie kömmt es denn, daß sie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, sprach er, vermengen sie die Bescheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weis, daß man dem andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann, als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Person, hub ich an, die sie liebt, und ich glau-

be nicht, daß sie ihnen misfallen wird.
deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eb
jenige ist, mit der sie das genaueste Ba
Liebe schliessen wollen. Er ward bestürzt
fragte mich wohl zehnmal, wer sie wäre.
hielt ihn lange auf, und endlich versprach ic
daß er sie Nachmittage zu sehen bekommen
Nachmittage schickte ich ihm mein Portrai
schrieb ein Billet ungefehr dieses Innhalts

So hat die Person in ihrer Jugend
sehn, die Sie liebt. Erst hat sie nur Freun
und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden.
Zeit und Ihr Werth hat diese Regungen i
verwandelt. Der liebste Freund meines Ge
hat das erste Recht auf mein Herz. Sie
großmüthig und tugendhaft mit mir umgeg
daß ich Sie lieben muß. Antworten S
schriftlich. Entschuldigen Sie sich ni
Ihrem Stande. Sie haben die Verdiens
geht die Vernünftigen die Ungleichheit des
des an? Um die Unvernünftigen dürfen n
nicht bekümmern, weil hier niemand von n
Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Un
der Mann, der so wohl bey meines Gemah
zeiten, als nach seinem Tode nie so gethan
als ob er mir eine Liebkosung erweisen
wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer

ständigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, sagte er, haben sie mir das Recht gegeben, ihnen mein Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann ich ihnen ohne Fehler das gestehen, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschweigen heissen. Ich habe an das Glück, das sie mir itzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß sie mich überzeugen, daß ich ihrer werth bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen. Kurz, wir giengen zu unserer Wirthinn, wir sagten ihr unsern Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne über diese unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Kapitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch einmal so viel vermehret, und wir hätten beide sehr gemächlich davon leben können. Allein unser freundschaftlicher Wirth wollte uns nicht aus seinem Hause lassen. Er behielt unser Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr R** mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr standesmäßig reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig versichern kann, ganz ausnehmend, und so zärtlich, als meinen ersten Gemahl. An Gemüthsgaben

war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewiss
Stücken übertraf. Aber an dem äusserlichen kam
ihm nicht bey. Er war wohl gewachsen; alle
er hatte gar nicht das Einnehmende an sich, da
gleich auf das erstemal rührt. Nein, man muß
ihn etliche mal gesehen, man mußte ihn gesp
chen haben, wenn man ihm recht gewogen se
wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, d
er sich für alle Frauenzimmer geschickt haben wi
de. Genug, er gefiel mir, und ich fand jed
Tag in seinem Umgange eine neue Ursache, i
zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, u
er hatte seit der Zeit, daß ich ihn bey meinem G
mahle kennen lernen, sich gar nicht von Per
geändert. Seine ordentliche und stille Lebens
erhielten ihn so gesund, als ob er erst zu leben a
fieng. Wer war glücklicher, als wir! Un
Glück fiel niemanden in die Augen, und deste
luger konnten wir es geniessen. Wir lebten
ne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. W
durften niemanden von unsern Handlungen R
chenschaft geben, als uns selbst. Wir hatt
mehr, als wir begehrten, und also genug, ande
wohl zu thun. Wir hatten eine Gesellschaft,
sich zu unsern Neigungen schickte. Wir leb
an dem volkreichsten Orte in der grössten Stil
Dieses war unser Verlangen. Wir konnten u
beide mit dem edlisten Zeitvertreibe, mit Le
und Denken unterhalten. Wir studirten, ob
daß uns deswegen jemand bewundern sol

Wir studirten zu unserer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal sage, wir wußten in unserer Ehe von keinem andern Wechsel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn sie die Liebe verehlichter Personen so zärtlich abgeschildert sehen, als die Liebe zwischen unverehlichten, weil man sieht, daß die meisten Ehen die Liebe eher auslöschen, als vermehren. Doch solche Leute wissen nicht, was Klugheit und Behutsamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch seine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es ist wahr, eine beständige und sich stets gleiche Zärtlichkeit ist in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden ist: so kann sie bis in die spätesten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unsere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein diese Abnahme heißt wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, so lange er so viel hat, als das Maaß seiner Empfindungen verlangt. Genug wir sind nach vielen Jahren noch so verliebt in einander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, daß wir an uns nur unsere Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut, als die Seele, zu unserer Natur.

Und wer uns beredet, daß er nichts als die
kommenheiten des Geistes an einer Person
der redet entweder wider sein Gewissen, o
weis gar nicht, was er redet. Die sinnlich
be, die bloß auf den Körper geht, ist eine Be
tigung kleiner und unfruchtbarer Seelen.
die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigen
ten der Seele gattet, ist ein Hirngespinste ho
tiger Schulweisen, die sich schämen, daß
der Himmel einen Körper gegeben hat, d
doch, wenn es von den Reden zur That
um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.

Ich komme wieder zu meiner Gesch
Wir lebten, wie ich gesagt habe, so ver
als man nur leben kann. Wir meldeten
nen, so hieß Carolinens Sohn, der Fähr
unsere Heirath, und baten ihn, daß er uns
chen sollte, wenn es möglich wäre; denn w
ten ihn nun wohl in vier Jahren nicht g
Er schrieb uns, daß er Lieutenant geworden
daß es ihm sehr wohl gienge, und daß er s
wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die
gefallen das Kloster heimlich verlassen, ve
thet hätte. Von ihrem Stande konnte
nichts sagen, weil sie in dem sechsten Jahre
Kloster gekommen, und darinnen bloß unte
Namen Mariane bekannt gewesen wäre.
möchte indessen von dem niedrigsten Herk
sein; so wäre sie doch so liebenswürdig,

sich nur einen hohen Stand wünschen wollte, um seine Geliebte darein setzen zu können. Denn Carlson wußte nichts weiter von seiner Geburt, als daß sein Vater ein Aufseher auf den Gütern meines ersten Gemahls gewesen und ihm jung gestorben wäre. Er bat uns unaussprechlich, daß wir nach dem Haag kommen sollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit, in dem Quartiere stünde. Diese Nachricht erschreckte uns fast mehr, als sie uns erfreute. Wir vermutheten bey dieser Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indessen schickten wir ihm etliche hundert Ducaten, daß er seine Umstände desto bequemer einrichten könnte. Wir versprachen auch, ihn so bald zu besuchen, als es die Jahrszeit und meine Umstände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiseten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unserm Carlson und seiner Frau ein Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz außerordentlich schönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar große blaue und schmachtende Augen, die sich zu schämen schienen, daß sie die Verräther von einem sehr zärtlichen Herzen seyn sollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Gesichts nicht so ausnehmend wohlgestalt und recht abgemessen gewesen wären: so hätte sie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verstande will ich nicht viel sagen. Sie

war in dem Kloster erzogen. Ihr unschuld
und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel
Witzes tausendmal ersetzt, wenn sie gleich wen
Einsicht gehabt hätte, als sie in der That ha
Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus
Kloster an; allein selbst diese Schüchtern
schickte sich so wohl zu ihrer Unschuld, daß ma
ungern würde vermißt haben. Ja ich sage
mehr, man liebte so gar an ihr die Schücht
heit; so wie oft ein Fehler unter gewissen Um
den zu einer Schönheit werden kann.

Ich suche die Worte vergebens mit de
ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beschre
will. Man stelle sich einen sehr einnehmen
feurigen und blühenden Mann, (denn dieses
Carlson) und dann ein von Natur zärtli
Frauenzimmer vor, die von Jugend auf
Nonne gewesen war, und bey der die süssen
pfindungen nur desto mächtiger geworden wa
weil sie an der strengen Lebensart und an
Regeln einer hohen Keuschheit einen beständ
Widerstand gefunden hatten: so wird man
innbrünstige und schmachtende Liebe dieser jun
Frau einigermaaßen denken können. Ich wo
wohl mit unsers Carlsons Wahl zufrieden,
mein Mann, und wir vergnügten uns an der
friedenheit dieses Paars so sehr, daß wir
wieder von ihm kommen konnten. Wir h
Geld aus Amsterdam kommen, und blieben

ganzes Jahr, und länger, bey diesen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlions redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es sich mit ihrer Gesundheit gebessert hätte, und daß sie im Stande wäre, bald zu uns zu kommen. Wir schickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Post von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er sie abholen und zu uns bringen sollte. Er hatte sie bereits unterwegs angetroffen, und sie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie hatte sich recht verjüngt, und sie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage beledter und munterer. Indessen versicherte uns diese rechtschaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß sey, als daß es lange Bestand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieses diente uns zu einer neuen Freude. Doch je mehr wir Ursache hatten, mit Marianen zufrieden zu seyn, desto begieriger wurden wir, etwas gewisses von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unsere angewandte Mühe vergebens, uns dieses Geheimniß zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloster heimlich verlassen, und wir mußten bey unserer Nachforschung sehr behutsam gehen, damit wir sie nicht in die Gefahr setzten, entdeckt zu werden. Im Kloster fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbe-

kannt wäre, daß sie in ihrem sechsten Jahre t
einem gemeinen Manne in das Kloster gebra
worden, der ein gewisses Geld zu ihrer Erzieh
da gelassen, und nichts gesagt hätte, als daß
die Tochter eines unglücklichen Holländers w
der sie nicht in der reformirten Religion erzie
lassen wollte. Vielleicht könnte er der Aebtiß
mehr vertraut haben, diese aber wäre todt. K
wir erfuhren nichts, und es konnte seyn, daß n
in dem Kloster selbst nichts gewisses von Ma
nens Herkunft wußte. Denn wie viele Kin
werden nicht unter einem fremden Namen in
Klöster gebracht, und durch unbekannte Hä
erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entschließ
wieder nach Amsterdam zurück zu gehen. Un
Umstände forderten diese Trennung. Caro
begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundi
sich hier, ob sie nicht iemanden antreffen kön
der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachr
geben könnte. Allein sie erfuhr nichts wei
als was wir schon wußten, nämlich, daß er n
seiner Frauen Tode unglücklich in seiner Handlu
geworden, und weil er sein Vermögen eingebü
hätte, mit einem Schiffe nach Ostindien gegan
wäre, sein Glück von neuem zu versuchen. W
blieben noch etliche Tage in dem Haag, und n
men unsere Reisegelder in Empfang. Und e
da wir fort wollten, ließ uns der Kaufma
der sie uns ausgezahlt hatte, sagen, daß in A

sterdam vor etlichen Tagen ein Ostindienfahrer, und auf diesem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm gewesen wäre. Diese Zeitung war zu wichtig, als daß wir unsere Reise hätten fortsetzen sollen, ohne den Herrn Andreas zu sprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unserm Leben nicht gesehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns. Carolinens erste Frage war, warum er ihr denn vor seiner Abreise nach Ostindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geschrieben hätte? Ist denn Mariane todt? rief er. Was willst du denn mit der Mariane? versetzte seine Schwester. Meine Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. Wo ist sie denn? Ist sie nicht todt? Ach wenn doch dieses Gott wollte! Ja doch, sprach Andreas, ich weis es wohl, sie hieß Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich sie an Kindesstatt angenommen hatte, nennte ich sie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber versprich mir, daß du mir auch alles vergeben willst. Meine liebe Frau starb mir, wie ich dir vor zehn Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt sie schon für verloren. Allein es besserte sich mit ihr. Indessen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu versuchen. Ich gieng nach Ostindien. Du weist, daß ich der Catholischen Religion zugethan bin. Ich liebte deine

Tochter oder vielmehr meine an Kindesstat
genommene Mariane recht väterlich. Um s
theils in meiner Religion erziehen zu lassen,
sie wohl zu versorgen: so nahm ich, was ich
hatte, und that dieses liebe Kind vor meine
reise, und ohne iemanden etwas zu sagen,
Kloster, an der Gränze der Oesterreichischen
derlande. Ich war eben im Begriffe da
reisen, um zu sehen, ob Mariane noch lebt
ich hieher gerufen ward. Ich kann nicht
warten, ich muß wissen, ob sie noch lebt.
mit, sprach er zu Carolinen. Wir wolle
Augenblick in das Kloster fahren. In dre
gen sind wir wieder hier. Und ohne ein
weiter zu sprechen, giengen sie beide fort.
Mann und ich hatten kaum das Herz uns
sehen, geschweige zu reden. Ein hein
Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott
soll das werden! fieng endlich mein Man
Mariane, das Kloster.. und nicht weit v
Gränze. Was sind dieses für entsetzliche
richten! Ach der arme, der unglückliche Ca
Möchte doch diesesmal unsere Muthmaßung
seyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder
er vielmehr nimmermehr wieder nach Euro
kommen! Seine Gegenwart wird uns ga
wiß das traurigste Geheimniß offenbaren
uns ewig hätte verborgen bleiben sollen.
nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu
se als Frau aus den Armen ihres eigenen

reissen müssen? Mit diesen grausamen Vorstellungen qvälten wir uns, bis Andreas mit seiner Schwester, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unserem Unglücke die Sache auf einmal errathen. Caroline zerfloß fast in Thränen. Sie that untröstlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äußerlich keine Traurigkeit spüren; allein er saß ganz betrübt. Wir konnten aus beiden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit einem Worte, in dem Kloster erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr, (Tag und Jahr traf beides ein,) in das Kloster gebracht wäre, vor anderthalb Jahren, dasselbe heimlich verlassen, und, so viel man wüßte, sich mit einem jungen von Adel verheirathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, an statt nach Amsterdam zu reisen, wieder zurück nach Carlsons Qvartier. Wir sahen alle viere nur mehr als zu gewiß, daß diese Nonne niemand anders, als Carlsons Frau seyn würde. Doch man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unserm Troste keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erschreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch so wahrscheinlich seyn, als sie will, so sind wir doch sinnreich genug, sie zweifelhaft zu machen. Sollte ich, sagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte sie es ver-

verlassen, da es kaum einige Monate alt gew
war. Ein junger von Adel, fieng mein M
oft unterwegs an, ein junger von Adel? W
hat sich denn Carlson dafür ausgegeben? E
viel zu bescheiden, als daß er sich einen Stand
dichten sollte, in dem er nicht erzogen worden
Nein, nein, sprach ich, das wolle Gott nicht! H
er sich auch für einen Edelmann ausgegeben, w
um hätte er nicht gesagt, daß er ein Officier
re? Vielleicht ist in eben dem Jahre noch
Kind in das Kloster gekommen, das eben
den Namen Mariane gehabt hat. Andreas,
der Philosophie wegen nicht nach Ostindien g
set war, meynte, es läge schon in der Natur,
ein Paar so nahe Blutsfreunde einander nicht
Mann und Frau lieben könnten. Ich gla
daß wir uns alle Augenblicke auf dieser Reise
dersprachen, ohne es zu merken. Voll Zu
und Hoffnung kamen wir also bey unserm C
son wieder an. Wir hatten uns vorgenom
recht behutsam zu gehn, und die Ursache un
Zurückkunft weder ihm noch ihr merken zu la
Wir wollten sagen, daß wir aus Vergnügen
die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit u
kehrt wären. Wenn auch, sprachen wir
Mariane, die rechte Mariane seyn sollte: so
den diese zärtlichen Eheleute doch beide in
zweifelung gerathen, wenn wir ihnen dieses
rige Geheimniß auf einmal entdeckten. N
fieng ich an, wir bringen Marianen auf dies

um das Leben. Ist sie die wahre Caroline: so will ich sie bitten, daß sie mir zu Liebe auf einige Zeit mit nach Amsterdam reisen soll. Ihr Mann wird ihr dieß Vergnügen nicht abschlagen. Ist sie einmal in Amsterdam: so wird es Zeit seyn, ihr das Geheimniß nicht so wohl zu entdecken, als es sie nach und nach selbst entdecken zu lassen. Weis es Mariane: so soll es Carlson auch erfahren. Er muß sie in seinem Leben nicht wieder zu sehn bekommen. Dieses wird der einzige Trost seyn, mit dem wir ihm in seinem mitleidenswürdigen Irrthume beystehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieser unglücklichen Ehe will ich erziehen lassen, damit Mariane den traurigen Beweis einer so zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieser Berathschlagung langten wir bey Carlsen an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unsere Gesichter so gut auf, als es möglich war, und sagten ihm, daß Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von seiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Ursache unserer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu seiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: so fiel er ihr um den Hals, und schrie mit einem entsetzlichen Tone: Ach das Gott erbarme, sie ist es, sie ist es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld!

Die-

Dieses war die Erfüllung von dem Vorsatze, b
der Sache behutsam zu gehen. Caroline lief
verzweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wol
sich von dem Andreas los machen; allein er li
sie nicht aus seinen Armen. Ich hatte nicht
viel Gewalt über mich, daß ich hingehen, und i
von ihr los reissen konnte. Carlson blieb auf
ner Stelle stehen, und fragte hundertmal, was
wäre. Mein Mann wollte es ihm sagen, u
kehrte doch bey iedem Worte wieder ein. M
riane kam endlich auf mich zu. Ich sollte ihr e
decken, was es wäre. Ich fieng an zu reden,
ne zu wissen was. Ich bat sie um Vergebun
Ich versicherte sie meiner ewigen Freundscha
Ich umarmte sie. Dieses war es alles. I
dessen kam ihr Mann, und wollte sie aus mein
Armen nehmen. Nein, nein, schrie ich, Maria
ist nicht ihre Frau, Mariane ist ihre Schw
ster. In diesem Augenblicke sank Mar
ne nieder, und ich erwachte darüber, u
aus einem unruhigen Schlafe. Ich und m
Mann waren am ersten wieder bey uns selb
Wir brachten Marianen auf ein Bette, und
erholte sich aus einer Ohnmacht, um in die ant
zu fallen. Wir brachten sie den ganzen Tag ni
wieder zu sich selbst.

Mein Mann war indessen nach Carolinen
gangen, die wir, seit dem sie aus der Stube
laufen war, nicht wieder gesehen hatten.
hatte sie in dem Gartenhause auf den Knien

getroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltsame unsers Affekts hatte sich gelegt, und sich statt dessen das Bange der Traurigkeit eingestellt. Thränen und Seufzer, welche die Bestürzung gestern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir suchten unsern Trost in Klagen und im Mitleiden. Carlson kam vor das Bette seiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzusehen, wie sich diese beiden Leuten gegen einander bezeigten. Die Religion hieß sie die Liebe der Ehe in Schwester und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeschreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und sie sollten dieses Band itzt ohne Anstand zerreissen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht gesehen, und also kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die sonst die Liebe unter Blutsverwandten auszulöschen pflegt. Ihre Natur selbst that den Ausspruch zu ihrem Besten. Wie konnten sie etwas in sich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da sie den Zug der Blutsfreundschaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Mariane einmal über das andere aus, verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückseliger Gemahl, fangt mich an zu hassen. Ich bin eure Schwester. Doch nein! Mein Herz sagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht

tren-

trennen. Ihr Gemahl war nicht besser g
Er hörte die Stimme der Leidenschaften, u
Befehl der Religion nicht zu hören. Er
sich genau, sie nicht seine Schwester zu n
Er hieß sie seine Mariane. Er war bere
unerschöpflich in Klagen, die bis in das
drungen, weil sie das Herz herbrachte.
fieng zuweilen mitten in seinen Klagen an
losophiren, und wie man leicht glauben
sehr eigennützig. Er erwies, daß ihre E
Gott erlaubt wäre, wenn sie auch die W
dammte. Und er that doch nichts, als
zehnmal nach einander sagte, daß sie öffentli
bunden wären, und daß nichts als der Tod
Bündniß trennen sollte. Er wünschte un
mal, in der Sprache des Affekts, daß Andr
storben seyn möchte, ehe er den Athem zur
ckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen
Dieser saß da, als ob er sein Todesurtheil
ren sollte. Ich glaube, daß er gern mit
Jahren von seinem Leben das zerstörte V
gen dieser Zärtlichen wieder erkauft hätte.
line trat endlich zu Marianen an das Bett
hieß Carlsonen weggehen. Meine Tochter
sie an, ich habe dich wieder gefunden, u
aus den Armen deines Bruders zu reissen.
te Gott, daß ich dieser betrübten Pflicht zei
hätte überhoben seyn können! Vielleicht
die Strafe, daß ich . . . doch Gott hat es
ert. Ihr seyd beide keines Verbrechens

dig. Eure Unwissenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut sie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabscheue euch, wenn ihr das Band der Ehe dem Bande des Blutes vorzieht. Die Anrede war sehr fromm; allein sie war zu heftig, und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beiden von neuem auf. Mein Mann erwählte einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu besänftigen. Er bediente sich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affekts eben so viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er sagte, es wäre eine Gewissenssache, die wir nicht entscheiden könnten. Wir wollten den Ausspruch verständigen Gottesgelehrten überlassen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch Statt finden könnte. Dieses war eine Arzney, welche die Wehmuth der beiden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerstand that. Sie entschlossen sich, sich dem Ausspruche der Geistlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Verlangen, desto ruhiger ihre Liebe fortsetzen zu können. Wir machten uns indessen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, so bald es ihre Umstände zuließen, nach Amsterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daß man von Rom Dispensation erlangen könnte. Ihr Mann sollte sich Urlaub auf ein halb Jahr ausbitten, und wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles

dieses ließen sich die beiden Leute gefallen. Es strahen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umständen, die Reise mit anzutreten. Indem wir uns dazu anschickten, so erhielt Carlson Ordre, sich unverzüglich, und bey Verlust seiner Stelle, zu dem Regimente zu verfügen, weil es marschiren sollte. Diese Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlson war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeschlagen. Kaum sah sie seine Zufriedenheit über diese Post: so machte sie ihm die grausamsten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu seyn wünschte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen solchen Verdacht fallen könnte? Allein was ist in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir sahen also leider nur mehr, als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie sie in ihrem Herzen nichts weniger beschlossen hatte, als ihn fahren zu lassen. Carlson versicherte sie mit den größten Betheurungen, daß er sie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marsche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit ansähe, die der Himmel bestimmt hätte, der Sache den Ausschlag zu geben. Vielleicht sprach er, verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer ist alsdenn glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer schätzen, als die Qual, euch zu sehen, und euch

zu

zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet seyn, als die Pein ausstehen, mich freywillich zu verlassen, und doch diese Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getrost, liebste Mariane! Komme ich wieder zurück: so ist es ein Zeichen, daß der Himmel unsre Ehe billiget. Verliere ich mein Leben: so ist es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann seyn sollte. Welche glückselige Dienste leistet nicht der Irrthum in gewissen Umständen! Und wie gut ist es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns selbst zu betrügen! Genug Carlsons Irrthum war in Ansehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und sie versprachen sich von diesem Richter nichts, als was sie wünschten. Sie flehten Gott um Beystand an, nicht anders, als ob ihnen die Menschen unrecht thäten. Kurz, sie waren voll Zuversicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlson reisete fort, als ob er in dem Treffen seine Mariane gewinnen sollte, und Mariane that so gesetzt, als ob sie ihn von sich ließe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, so folgte sie uns ganz getrost nebst ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amsterdam. Andreas, der sich in Ostindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem sei-

nen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte. Wir trafen unsern gütigen Wirth in Amsterdam noch in seinen vorigen Umständen an. Wir gaben Marianen für Carlsons Frau aus, und Caroline war seine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlson zwar nicht gegen den Feind sondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich, und mein Mann bedaureten ihn sehr; aber wenn wir an seine Ehe dachten, so war uns sein Tod eine erwünschte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache besser schlichten, als der Tod? Die Aussprüche der Geistlichen würden ganz gewiß wider diese Ehe gewesen seyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlassen, oder ohne einander das unglückseligste Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch sehr bange. Sie hatte sich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich schon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für sie ausfallen würde. Wir sahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte sie es erfahren. Wir ließen sie auf unser Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über sich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er

an,

an, sie errathen schon, was ich ihnen hinterbringen will? Erschrecken sie nur, denn sie müssen doch erschrecken. Hier ist ein Brief aus dem Lager. Sagen sie mir nichts mehr, versetzte Mariane. Ich kann den Innhalt des Briefs schon wissen. Mein Gemahl ist todt. Ich unglückselige Frau! Doch ich bin zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, sondern der Himmel entzogen hat. Nun sehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie ist er denn gestorben? Ist er im Treffen geblieben?

Wir erstaunten über diese unvermuthete Gelassenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich sah. Wir hatten uns auf die besten Trostgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indessen that sie gelassen, und betrauerte ihren Mann mehr durch stille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufschrift war Carlsons Hand. Soll ichs aufrichtig gestehen, so erschrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerst über seinen Tod erschrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieses wieder werden? Carlson wird seiner Krankheit wegen das Lager verlassen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz außer sich. Der Brief war an sie, und

sie brach ihn nicht etwan gleich auf. O nein, so viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man sich' zehnmal vorgestellet hat, wie viel darinnen seyn könnte. Da sie ihn endlich erbrach, so war der Brief schon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlsons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abschiedsbrief an Marianen. Ich will die Abschrift hersetzen.

Liebste Mariane,

Dieses sind seit vier Wochen die ersten Stunden, da ich mich besinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückselig bin ich, daß ich krank gewesen, und dem Tode so nahe gekommen bin, ohne beides zu wissen! Wie viel würde ich euertwegen binnen der Zeit ausgestanden haben, wenn ich meiner mächtig gewesen wäre! Gott sey für diese Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich sehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzusehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euren Mann, sondern als euren Bruder Trauriger Name! Verschweigt unserer Tochter

unser

unser Schicksal, wenn sie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich ist, vor euch selbst. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unserm Leben! Was sieht nicht unsere Vernunft, wie viel sieht sie nicht, wenn unsere Leidenschaften stille und entkräftet sind! Ja, ja, ich sterbe, ich sterbe getrost. Doch Gott! ich soll euch nicht wiedersehn? Ich soll euch verlassen, liebste Mariane? Ich soll sterben? Welche entsetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entstehen! Ach ich kann nicht mehr schreiben! ... So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat sich zum letztenmale geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine Mutter, und meine beiden großmüthigen Freunde. Mein liebster Freund, Dormund, den ihr so vielmal bey mir gesehen habt, ist itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlassen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entschließen, wieder zu lieben: so vergeßt nicht, daß euer sterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit eurem Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geschenkt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!

So bald sie gesehen hatte, daß es ein Abschiedsbrief war, und daß sie sich in der bey dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen, so gieng das Wehklagen erst recht an. Ich will ihre Trostlosigkeit und etliche schlimme Folgen, die für sie und uns daraus entstunden, nicht erzählen. Es sind Umstände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichsam darein geflochten waren. Sie waren in Ansehung unserer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel schließen, wenn ich glauben wollte, daß sie deswegen dem Leser merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es schien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte. Unsere Capitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone stehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieses Land denken durfte. Ueber dieses war es auch durch den Krieg ganz erschöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unsere Gemüther gleichsam aufgelöset, die Ruhe nunmehr desto stärker zu schmecken. Man dürfte fast sagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es ist wohl wahr, daß das Unglück an

und für sich nichts angenehmes ist; allein es ist es doch in der Folge und in dem Zusammenhange. Wenigstens gleichet es den Arzneyen, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder wird.

Mitten in unserer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlsons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht gesehen. Doch was brauchte er zu seiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unserm Carlson? Er war ein Holländer von Geburt, und von Person sehr angenehm. Er gewann unsere Vertraulichkeit sehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von seinen Renten für sich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht studirt; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewissen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutsch. Er ließ sich in Amsterdam nieder, und wir konnten seine Absicht leicht merken. Mariane war sein Wunsch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihretwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen schön. Das Unglück hatte ihr von ihren äußerlichen Reizungen nichts

entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugesetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erst achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte sich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte sie in dem Freunde ihres verstorbnen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig gewesen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelassen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne gewesen wär; allein so schickt sichs wohl nicht. Ich verstund diese Sprache sehr gut. Mariane, sagte ich, was machen sie sich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem sie unstreitig ihr Herz schon überlassen haben. Ich merke, sie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweisen, die das Ansehen einer Erkenntlichkeit haben sollte, ob sie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben sie mir die Uhr. Es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, die nicht studirt läßt, bey der ich sie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und sie schienen beiden einander zum Vergnügen gebohren zu seyn. Und wenn ja

Ma-

Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte, so geschah es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann schwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eifersucht, der erbliche Fehler unsers Geschlechts. Ich besinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete das größte Unglück von ihr zu hören. Allein was kam endlich heraus? Sie seufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von seiner Untreue gesprochen. Ich fragte nach der Ursache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeit. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geschrieben; Sie wäre zu ihm an den Tisch getreten; Sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküsset, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkusse, noch mit einem Blicke geantwortet, sondern immer fortgeschrieben, nicht anders, als wenn er sie nicht sehen wollte. Ach Gott! fuhr sie fort, wer weis, an wen der Untreue schreibt? Konnten sie denn nichts in dem Briefe lesen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer sollte wohl glauben, daß eine vernünftige Frau keine stärkere Ursache zur Eifersucht nöthig hätte, als so eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Gränzen der Vernunft! Und wenn dieser Schritt gethan ist, so hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entstehen wohl die meisten Un-

einig-

einigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im Anfange nichts; allein sie nehmen im Fortgange unsere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdenn wichtige Ursachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eifersucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwan drey Vierteljahre gedauert, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er stund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte sehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben so stark quälte, als die Krankheit. Er bat seine Frau oft mit Thränen, daß sie ihn verlassen sollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das sie mit Carlsonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann sollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Trost zusprechen. Er wollte getröstet seyn, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, vielweniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende schien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte selbst kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beide plötzlich zu sich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen und erpreßten Worten an, sich und die Liebe auf das abscheulichste zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte sich den größten Missethäter, den die Welt gesehen hätte. Ich

bin,

bin, schrie er, Carlsons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unsinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verloren. Ich sehe ihn, ich sehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er sollte sich besinnen, er würde in einer starken Phantasie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es ist mehr als zu gewiß. Mein Gewissen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines besten Freundes; ich Barbar! ich Bösewicht! Carlson besserte sich nach dem Abschiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir schon Hoffnung auf seinen Tod und auf Marianen gemacht hatte, so brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle seine Vernunft und Religion zu Hülfe, und suchte diesem Unglückseligen damit beyzustehen. Seine Verzweiflung wollte sich nicht stillen lassen. Er verlangte Marianen noch einmal zu sehen, und ihr seine Bosheit selbst zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen diese That nicht offenbaren sollte; er würde seinem Gewissen dadurch nichts helfen, und durch sein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe sie gerufen ward. Dormund redte sie an; allein sie hörte und sah vor Wehmuth nicht. Er nahm sie bey der Hand, und wollte das entsetzliche Bekenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu singen.

gen. Doch er schrie nur destomehr. Mariane mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte seinen Mord umständlich. Er berief sich auf den Regimentsfeldscheerer und auf den Feldmedicum, die Carlsonen, weil er es befohlen, nach seinem Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er sich selbst damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raserey. Sie stieß die grausamsten Namen wider ihn aus. Wir mußten sie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er schlief zween Tage und Nächte nach einander, ohne sich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte sich. Wir kamen zu ihm. Wir mußten ihn als einen Mörder hassen; doch die allgemeine Menschenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tausend Thränen um Vergebung. Er versicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entsetzen vor den Augen herum gehen, sondern sich den entlegensten Ort zu seinem Aufenthalte, und zur Reue über seine Schandthat aussuchen wollte. Er bat, daß wir ihm Marianen nicht möchten wieder sehen lassen. Diese war auch schon in unsrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu trösten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht besuchen. Doch hörten wir, daß es sich besserte. Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein Dormund

war

war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurück gelassen:

Ich gehe, so weit als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane soll mich nicht wieder sehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausstehen, als diesen Mord durch einen Selbstmord häufen. Verfluchen sie mein Gedächtniß in ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdecken sie meine Schande der Welt nicht. Ich bin bestraft genug, daß ich Marianen und ihre großmüthigen Freunde verlassen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter ist. Mein zurückgelassenes Vermögen soll Marianen. Wollte ihnen doch Gott die Freundschaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwiesen haben! Doch Sie haben sie ja einem Unmenschen erwiesen. Ich bin nicht werth, daß Sie mich bedauern. Ach die unglückselige Mariane!

Dormund war fort, ohne daß wir wußten wohin. Unsere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern schlagen lassen. Sie schlief in meiner Stube, und versicherte mich, daß ihr viel besser zu Muthe wäre,

re, und daß sie diese Nacht wohl zu schlafen l
Der Morgen wies diese Prophezeyung aus
warf kaum die Augen auf ihr Bette, so s
ganze Ströme Blut davon herunter laufen.
konnte ich anders vermuthen, als daß i
Adern im Schlafe aufgegangen seyn wü
Mariane lag in einem fühllosen Schlummer
vielmehr in einer Ohnmacht. Ich schrie
Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu.
entsetzlichste war, daß die Binden nicht abge
sondern mit Fleiß aufgemacht zu seyn sch
Mariane kam gegen Abend etwas wieder z
Sie gestund, daß sie die Binden, aus Lust zu
de, selbst aufgemacht hätte, und wünschte
mehr, als daß ihr Ende bald da seyn möchte.
küßte mich und sank, ohne ein Wort weiter
den, in einen Schlummer, und in etlichen S
den darauf war sie todt.

Mir gieng es, wie denen Leuten, die in
Gefahr heftig verwundet werden, und es
nicht eher fühlen, bis sie aus der Gefahr
So bald Mariane todt war, so gieng erst
Marter an. Ich hätte mir lieber die Schul
ihrem Tode beygemessen, weil ich dieselbe
nicht genauer auf sie Achtung gegeben hatte.
lein welche menschliche Klugheit kann alle
aus sehen! Ich hatte Marianen in der Th
Heirath mit Dormunden gerathen. Ich
daß dieser Mann Schuld an ihrem Selbst

war. Ich dachte an Marianens Schicksal in der andern Welt. Und ich würde noch tausendmal mehr ausgestanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verstattet hätte, sie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßener, als ich. Ich weis nicht, wem sie ihren Beystand zu danken hätte; vermuthlich der Religion. Sie sah alles für ein Verhängniß an, dessen Ursachen sie nicht ergründen könnte. Sie tröstete sich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es ist gewiß, daß der Beystand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer bessern Welt: so sehe ich nicht, womit sie sich aufrichten sollen.

Unser Unglück schien nunmehr besänftiget zu seyn. Wir schmeckten die Ruhe eines stillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehrten zu unsern Büchern zurück, und die Liebe versüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangnen ihre Stärke. Mein Mann schrieb um diese Zeit ein Buch: Der standhafte Weise im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode starb unser Wirth, und seine Frau hatte auch bereits die Welt verlassen. Dieser Todesfall machte eine grosse Veränderung in unsern Umständen. Wir mußten unsere Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlassenschaft

sehr hoch angewachsen waren. In der That
dieses eine grosse Last für uns. Weder ich,
mein Mann, noch Caroline wußten recht mit
Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir h
eher die Hälfte weggeschenkt, als daß wir
unserer Verwahrung hätten behalten sollen.
dreas, Carolinens Bruder, hatte wieder
Handlung in dem Haag angefangen.
schenkten ihm einige tausend Thaler, und von
übrigen Gelde bothen wir ihm die Hälfte in
Handlung an; mit der andern Hälfte beente
guten Freunden. Wenn die Vorsichtigkei
dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme is
muß ich sagen, daß wir oft nachläßig damit
giengen. Es war uns oft genug, es hinzug
wenn wir wußten, daß derjenige, der uns d
bat, ein rechtschaffner Mann war, der das
nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort gal
meinem Manne so viel, als ein Wechsel.
haben in der That auf diese Art viel Geld e
büßt; aber wir sind niemals darum betrogen
den. Unsere Schuldner hatten ein gutes
aber wenig Glück. Sie wollten gern wied
zahlen, ie mehr sie unsere Dienstfertigkeit
Und sie machten uns durch ihre Aufricht
freygebig, wenn wir es auch von Natur nic
wesen wären. Man glaubt es kaum, w
für ein Vergnügen ist, wenn man wackern L
dienen kann. Und es gehört, wie mich d
weit mehr Ueberwindung dazu, das V

gen, zu dienen, zurück zu halten, als es zu befriedigen.

Endlich verliessen wir aus verschiedenen Ursachen Amsterdam, und wandten uns mit unserer Tochter, nebst Carolinen und Carlsons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unser verstorbener Wirth hatte uns bey seinem Tode seine Tochter, als die unsrige, anbefohlen. Diese nahmen wir also mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amsterdam in guten Händen. Dieses Frauenzimmer, welches nunmehr etwan funfzehn Jahre alt war, sah eben nicht schön aus; sie hatte aber sehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß sie sich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein schönes Frauenzimmer, das nicht artig ist, oder ein artiges, das nicht schön ist, lieben soll: so wird man sich leicht für das letzte entschliessen. Ich kann ohne Prahlerey sagen, daß ich dieses Kind, welches Florentine hieß, meistens erzogen hatte. Und wenn ich gestehe, daß sie außerordentlich viel Geschicklichkeit besaß, so will ich nicht sagen, daß ich sie ihr beygebracht, sondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, sich solche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne sehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannspersonen, als unter ihrem Geschlechte aufgewachsen. Dieses halte ich alle-

mal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr ist, daß die Mannspersonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: so ist es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Gesellschaft klug und gesetzt werden. Ich meyne aber gar nicht solche Mannspersonen, die insgemein für galant ausgeschryen werden, und die sich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch ieden Blick, durch iede Bewegung des Mundes und der Hand von nichts als einer abgeschmackten Liebe sagen. Solche Leute müssen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daß eine junge Schöne keine Närrinn werden soll. Mir wäre es am wenigsten zu vergeben gewesen, wenn ich Florentinen nicht so wohl erzogen hätte, als es seyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und seit ihrem siebenten Jahre fast beständig um sie gewesen war. Ihre guten Eigenschaften machten sie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchsten Ehrenstellen bekleidete, und an dem sein Stand noch das wenigste war, was ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unserer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag, so lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unsern Andreas ein. Er bat uns, daß wir

wir mit an Bord gehen, und die Ladung ansehen möchten. Wir ließen uns diesen Vorschlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Period aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher gesagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beschreibe; so sehr weigert sich mein Herz, die Vorstellung einer Begebenheit in sich zu erneuern, die ihm so viel gekostet hat. Ich weis, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen ist, wenn man so erzählt, daß die Leser nicht die Sache zu lesen, sondern selbst zu sehen glauben, und durch eine abgenöhigte Empfindung sich unvermerkt an die Stelle der Person setzen, welcher die Sache begegnet ist. Allein ich zweifle, daß ich diese Absicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich gesagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf Deutsche Reisende auf demselben, und auch etliche Russen. Diese stiegen in unserm Angesichte ans Land, und gratulirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft seines Schiffes, weil sie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See stets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daß er wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, so

kömmt einer von den Passagieren auf mich zugesprungen, umarmet mich, und ruft: Ja, ja, sie sind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber sie sind meine liebe Gemahlinn. Er drückte mich einige Minuten so fest an sich, daß ich nicht sehen konnte, wer mir diese Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unsinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber ach Himmel, wen sah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in Russischer Kleidung, meinen ersten Mann, den ich zehn Jahr für todt gehalten hatte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward. So viel weis ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf stund und weinte. Er erblickte endlich seinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beiden habe ich kein Wort gehört, oder vor Bestürzung nichts verstehen können. Unser Wagen hielt gleich neben uns. Nach diesem lief ich zu, ohne meine beiden Männer mit zu nehmen, aber beide folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich ihm aber gesagt habe, das ist mir unbekannt. Wir waren nunmehr in unserer Behausung, und ich fieng an, mich wieder selber zu verstehen. Mein Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigsten vermuthet. Er sagte mir wohl tausendmal, daß ich noch eben so liebens-

bensswürdig wäre, als da er mich verlassen hätte. Sein Vergnügen war um desto stärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben so wenig gewußt, als ich von seinem Leben. Herr R** hatte uns verlassen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren also ganz allein. Mein Graf erzählte mir sein gehabtes Schicksal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wissen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen, antworten. Liebe und Schaam machten mich sprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen sollte ich verlassen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wissen will, was es heißt, von zween Affecten zugleich bestürmt zu werden, von denen einer so groß, als der andere ist. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für sich. Er hielt noch inständiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm sein Glück oder Unglück wissen lassen sollte. Aber umsonst. Was konnte ich ihm sagen, wenn ich nicht sagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich schwieg, ich seufzte; doch dieses war genug gesagt. Sind sie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als diese Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine klei-

ne Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer, und vermehrte meine Bestürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie sah mich weinen; sie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng sie an, daß sie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, sprach der Graf zu mir, sie sind verheiràthet! Ich unglückseliger Mann! Habe ich sie darum wieder finden müssen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer ist denn ihr Gemahl? Sagen sie mirs nur. Ich will sie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will sie gleich verlassen. Sie sind mir nicht untreu geworden. Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand ist an meinem Unglücke Schuld, als das Verhängniß. Vielleicht ist dieses die Strafe für die Liebe mit Carolinen. Ueberwinden sie sich und reden sie mit mir, fuhr er fort. Ich kann es von niemanden, als von ihnen anhören, wer ihr Mann ist. Ich sprang von dem Stuhle auf, und fiel ihm in die Arme, aber ich sagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, erweisen sie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene sie, das weis mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl kann ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schicksale und der Tugend mit meiner Liebe weichen. Durch dieses Geständniß

brach-

brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht herein käme? Er ist ja mit ihnen in dem Wagen gekommen, hub sie an. Er ist in seiner Stube und weint. Also, fieng der Graf zu mir an, ist mein liebster Freund ihr Gemahl? Dieses macht mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, daß sie ihren Papa rufen sollte. Allein er kam nicht, sondern schickte durch eben dieses Kind dem Grafen ein französisch Billet von diesem Innhalte.

Mein lieber Graf,

Sie dauern mich unendlich. Ich habe sie durch die unschuldigste Liebe so sehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind gewesen wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gemahlinn entzogen. Können Sie dieses wohl von mir glauben? Der Irrthum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Besitz ihrer Gemahlinn gegönnt; ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das sonst so tugendhafte Band. Sie sind zu großmüthig, und wir zu unschuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Hasse bestrafen sollten. Unsere Unschuld verringert Ihr Unglück; allein sie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu bestrafen ist, daß ich fliehe. Ich verlasse Sie, liebster Graf, und werde mich zeitlebens vor mir selber schämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abwesenheit und durch die

Marter, die ich ausstehe, Ihren Verlust ersetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen diesen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Ist es möglich, so denken Sie bey diesem Briefe zum letztenmale an mich. Sie sollen mich nicht wieder sehen.

Der Graf verließ mich, so bald er diesen Brief gelesen hatte, und suchte meinen Mann. Doch er war fort, und niemand wußte, wohin. Diese Nachricht setzte mich in eine neue Bestürzung. Mein ganzes Herz empörte sich. Ich hatte meinen ersten Manne wieder gefunden. Ich wußte, daß ich sie beide nicht besitzen konnte; allein welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grausamste Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen sollte. Ich gehörte dem letzten so wohl, als dem ersten zu. Und nichts war mir entsetzlicher, als einen von beiden zu verlassen, so gewiß ich auch von dieser Nöthwendigkeit überzeugt war. Der Herr R.. war indessen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er seinen Freund wieder sähe. Er schickte so gleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen sollte. Ich hatte ihm indessen erzählt, daß ich den Herrn R.. freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich seine großmüthige Freundschaft nicht besser zu belohnen gewußt hätte,

te, als durch die Liebe. Ich weis genug, fieng der Graf an, weder sie, noch mein Freund haben mich beleidiget. Es ist ein Schicksal, das wir nicht erforschen können. In wenig Stunden kam Herr N** zurück. Er war schon im Begriffe gewesen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichste, daß er ihn wieder hätte zurück rufen lassen. Ich will nichts, als Abschied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen und ihrer Gemahlinn. Gönnen sie mir diese Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben seyn. So gleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, sprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlinn, und verwandle meine Liebe von diesem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abschied nehmen; doch der Graf ließ ihn nicht von sich. Nein, sagte er, bleiben sie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlinn die zärtlichste Ehe wieder an. Sie ist mir noch so kostbar, als ehedem. Ihr Herz ist edel und beständig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein, mein lieber Freund, bleiben sie bey uns. Wollen sie mich etwan darum verlassen, daß ich nicht eifersüchtig werden soll, so beleidigen sie die Treue meiner Gemahlinn und mein Vertrauen. Bitten sie ihn doch, Madame, fieng er zu mir an, daß er bleibt. Ich hatte kaum so viel Gewalt über mich, daß ich zu ihm sagte: Warum wollen

len sie uns verlassen? Mein lieber Gemahl bittet sie ja, daß sie hier bleiben sollen. Und ich müßte sie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung gleichgültig seyn sollte. Bleiben sie wenigstens in Amsterdam, wenn sie nicht in unserm Hause bleiben wollen. Ich werde sie lieben, ohne es ihnen weiter zu sagen, und ob ich gleich aufhören werde, die ihrige zu seyn, so untersagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beständig Zeichen der Hochachtung und Freundschaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unser Bitten auch wirklich in Amsterdam. Er speiste oft mit uns, und seine Aufführung war so edel, als man nur denken kann. Wenn auch ich weniger tugendhaft gewesen wäre, so hätte mich doch sein großmüthiges Bezeigen tugendhaft erhalten müssen. Er that gar nicht, als ob er iemahls mein Mann gewesen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Mine durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, so gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundschaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des seinigen. Er war oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich so viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weis, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein stummes Bekenntniß von meiner

Liebe

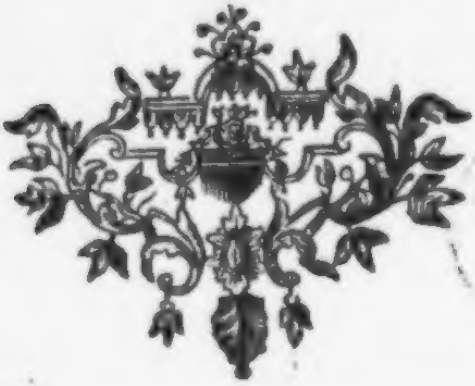
Liebe gethan habe; so gewissenhaft ich auch mit ihm umgieng, und so sehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erstaunte der Graf sehr. Er hätte es lieber gesehen, wenn sie unsere Wohnung verlassen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Gesellschaft nicht entziehen sollte. Können sie meiner Tugend trauen, sagte ich zu ihm, so müssen sie wissen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schicksal der beiden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeschlagen machte. Er führte sich indessen gegen Carolinen sehr liebreich auf. Er scherzte oft mit uns beiden; allein sein Scherz war so behutsam, daß er weder sie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abwesenheit noch kürzlich so viel erwähnen. Die Russen hatten von dem Dorfe Besitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelassen worden. Da er nach und nach wieder gesund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Rußland geschickt. Er hatte seinen Namen aus Furcht, daß man ihn desto eher an die Schweden ausliefern möchte, verschwiegen, und sich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittnen Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre

in Siberien hat zubringen müssen, damit will ich die Fortsetzung von meiner Geschichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausstehen müssen. Er starb. * * * Doch ich will itzt nichts mehr sagen.

Ende des ersten Theils.

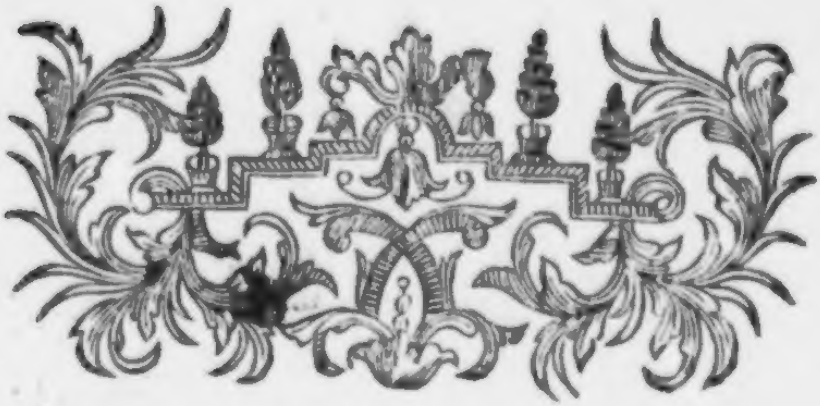
Leben
der
Schwedischen Gräfinn
von G***

Zweyter Theil.



Röm. Kais. Königl. Pohln. u. Churfl. Sächs. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
bey Johann Wendler.
1755.



Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgestanden, zu empfindlich, als daß ichs nach seiner Länge erzählen und in eine gewisse Ordnung bringen sollte. Allein ich brauche auch diese betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach seiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Den einen hatte er an einen Geistlichen auf seinen Gütern in Liefland addreßiret, der aber nichts von meinem Auffenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Verfolge der Erzählung sehen wird. Diese Briefe enthalten den größten Theil von dem, was ihm in Moskau und Siberien begegnet ist. Ich will sie also unverändert hier einrücken. Es ist immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn sie der selbst erzählet, dem sie zugestoßen ist. Sie werden über dieses

den edlen Charakter des Grafen und seine beständige Liebe gegen mich in ein grösser Licht setzen. Wie groß ist sie nicht gewesen! Und eben zu der Zeit, da er mich so brünstig geliebt, und alles für mich gefühlt hat, was nur sein Elend hat vergrössern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genossen. Wie viel tausend Thränen hat mich dieser Gedanke schon gekostet, und wie oft bin ich vor meiner unschuldigen Liebe zu dem Herrn R** als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erste Brief ist aus der Stadt Moskau geschrieben.

*** *** ***

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daß ihr diese Nachricht schon wüßtet, oder sie wenigstens durch diesen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueberfall, den die Russen drey Tage vor meiner angesetzten Hinrichtung auf das Dorf thaten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebste Gemahlinn, diese Vorsehung ist eine Frucht eurer Thränen und meiner Unschuld. Ich habe etliche Tage nach dem geschehenen Ueberfall kaum mehr gewußt, daß ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir selber kam, und mich in den Händen der Russen sah: so gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Capitain aus, und

nannte

nannte mich Löwenhoek. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in diese, bald in jene Festung, und endlich nach der Stadt Moskau geschleppt worden bin, sind nicht mehr, als zween Officiere, die mich kennen. Sie sind beide Engelländer von Geburt und die treusten und besten Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünschen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freyheit erhalten, einige von seinen Landsleuten, die hieher handeln, zu sprechen, und durch diese hat er mir einen Brief nach Liefland zu bestellen, die sicherste Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch schon in euren Händen Wäre! Wenn ich doch nur eine von den Thränen der Freude sehen sollte, die euch die Nachricht von meinem Leben auspressen wird! Wo habt ihr euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Ist mein Freund R * * mit euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlinn! Gönnt mir doch den Trost, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige eurer Tugend und eurer Liebe gegen mich zuschreiben darf. Nichts als diese Ursache ist vermögend, mir mein Elend zu versüssen, und mir die Schande, und das schreckliche Andenken eines gewaltsamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abwesenheit gelassen, ich bitte euch bey unserer Liebe, und hofft, wir werden uns ge-

wiß wieder sehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach wo weis ich denn, ob ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederschreiben kann! Nein, mein einziger Wunsch in der Welt, ihr lebt noch. Mein Herz sagt mirs, und es verspricht mir die Wollust, euch noch einmal, ehe ich sterbe, zu umarmen. Um diese Glückseligkeit bitte ich die Vorsehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelassen haben, als das ich noch einen Theil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zubringen soll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir schmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tausend Umarmungen sprechen, ehe wir uns satt reden und unser Herz und unser Schicksal einander ausschütten werden! Bekümmert euch nicht zu sehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elendes nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R** Erlauben es eure Umstände: so überschickt mir einen Wechsel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkstelligen kann. Ich bin seit meinem Arreste von allem entblößt gewesen. Ich habe alle Beschwerlichkeiten ausgestanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der

kum-

kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemeine Mitgefangne gesättiget hat, ist die ganze Zeit über gut genug für mich gewesen. Die Erbitterung der Russen gegen die Schwedische Nation hat uns das Elend, gefangen zu seyn, am beschwerlichsten gemacht. Sie nennen ihre Sorglosigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unsere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbarische Bezeigen, womit unser König, wie sie sagen, den gefangenen Russen begegnen ließ. Das Schrecklichste, was wir, nachdem wir über die Pohlnischen Gränzen waren, erfahren haben, ist der Mangel an frischem Wasser gewesen, weil wir oft, um die Moräste zu umgehen, einen Umweg durch sandigte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen seit meiner Gefangenschaft hat in zwanzig Thalern bestanden, mit denen mich ein gemeiner Schwedischer Soldat unlängst beschenkt hat. Er starb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marsche viele Dienste erwiesen, und ich belohnte seine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf sein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in seinem Brusttuche ein Goldstück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn seine Braut in Stockholm bey seinem Abschiede beschenkt. Dieses gab er

mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen sollte, seiner Braut seinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich schicke euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name steht. Wenn es möglich ist: so laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und schickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir und meinem lieben Steeley so viele Dienste gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, todt war: so schlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Flusse entgegen Wie erschrackt ihr, meine Liebenswürdige, wie schön entsetzet ihr euch, mich wieder zu finden! Ich erwachte über diesem Traume und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufstund, für diesen glücklichen Traum. Die Freundschaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von sechs andern gemeinen Schweden zu Wege, die bey seinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daß ich ihren Cameraden so wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn sie etwan auf dem Marsche sterben sollten; sie beeiferten sich recht von diesem Tage an, mir zu dienen, und darbten sich oft das frische Wasser ab, damit sie es mir und Steeleyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank und konnte nicht mehr

gehn,

gehn, so hinfällig war ich. Allein ehe mich meine sechs Landsleute zurück ließen: so trugen sie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binsen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über sich, zu der sie ausserdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieser Krankheit insonderheit den großen Unterschied gesehen, der unter den Diensten ist, die man uns aus Gehorsam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem andern aus einem geheimen Triebe der Freundschaft und des Mitleidens erweiset. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals sinnreich in Anschlägen, noch geübt in Gefälligkeiten gewesen waren, wurden sorgfältig, und sinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil sie es gern erhalten wissen wollten. Dieses ist die einzige Krankheit gewesen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugestoßen. Vor sechs Wochen sind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die ersten gefangnen Schweden in diesem Kriege gewesen, an denen die wilden Einwohner dieses Orts ihre rachsüchtigen Augen befriedigt, haben. Wir mochten unser wohl drey bis vier hundert seyn, die man in einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären. Indem wir

eine Zeitlang auf einem freyen Platze gestanden und tausend Schimpfreden, die wir aus den Geberden unsrer Feinde errathen konnten, angehört hatten, drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo sein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: was? hast du meinen Sohn umgebracht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wuth befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe gewesen seyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines Königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwede, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schicksal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu seyn, in einem Behältnisse, in dem ich, ausser der Gesellschaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weis, als von der, mich euer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat, wie ich euch schon

ge-

gesagt, durch ein Geschenke, das er dem Aufseher über die Gefangnen von dem Reste unsrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu sprechen. Diese haben ihm hundert Thaler vorgeschossen und alles für ihn zu thun versprochen. Durch dieses Geld hoffen wir uns von unserm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freyheit zu erkaufen; denn durch Geld lassen sie sich, wenn sie anders mitleidig seyn könnten, am ersten mitleidig machen. Er brachte mir bey seiner Zurückkunft eine Flasche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, sprach er, da er die Flasche aus der Tasche zog, daß ich bey meinen Landsleuten schon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erste Glas in eurer Gesellschaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekostet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unser Unglück einige Augenblicke vergessen und die Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorstellen, was wir wünschen. Wir tranken ein Glas. Welche Wollust war das für uns! Wir ehrten durch unsere Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geschenkt, unsere Herzen zu begeistern, und dankten ihm durch ein stilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir seit ganzen Jahren nicht genossen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unserer Flasche Wein zu. Wir woll-

ten nicht an unser ausgestandnes Schicksal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine grosse Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unsrer betrübten Begebenheiten übersehen sollten. Wir wiederholten sie einander, als ob wir sie einander noch nicht gesagt hätten. Wir richteten uns bey unsern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiser Gott dieses Schicksal über uns verhängt hätte, daß wir uns unser Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns seinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles was uns begegnen würde, mit einer uns anständigen Gelassenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünschen, diese Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unserm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieses nicht wollte, werden wir auch da gelassen bleiben? Wenn Gott dieses nicht wollte.. sprach ich, und konnte nichts mehr sprechen. Es ward finster in meinem Verstande. Ich sah keine Gründe zur Gelassenheit mehr, aber Ursachen genug, mich zu beklagen und euern Verlust zu beseufzen. Wir schwiegen eine Zeitlang still, als ob wir uns schämten, den Entschluß zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. Wie Gott will, fieng endlich mein Freund mit einem

To-

Tone an, der doch die größte Unruhe verrieth: ie Gott will! Ich will durch meine Gelassenheit ar nicht einen Anspruch machen, daß er seine Schickungen nach meinem Wunsche einrichten ll. Nein, er soll sie ordnen. Aber ist denn as Verlangen, unser Vaterland wieder zu sehn nd aus dieser Barbarey erlöset zu seyn, ein unerechter Wunsch? Sollen wir denn in diesem äglichen Zustande unser ganzes Leben zubringen nd nur den Tod hoffen? So sah es mit unserer Belassenheit aus, und so ist es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu seyn, nd wir am unzufriedensten geworden. Man eht, wenn man den Betrachtungen über die Vorhung nachhängt, die Unmöglichkeit, sich selbst zu elfen, deutlicher, als wenn man sich seinen Emfindungen überläßt; man sieht die Nothwendigit, sich ihren Führungen zu überlassen, und an will doch zugleich nicht von dem Plane seier eignen Wünsche abgehen. Man will ihn geiß, man will ihn bald ausgeführt wissen, und an sieht doch, daß die Umstände dazu nicht in nserer Gewalt stehn. Für diese traurige Entdeung will sich unser Herz gleichsam durch die Unfriedenheit rächen, und es umnebelt den Verand, damit es von seinem Lichte nicht noch mehr befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen efangnen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl ver-

verstattet man uns nicht die geringste Freyheit auszugehen. Mein erstes Geschäfte in meinem itzigen Gefängnisse ist dieser Brief, und daß wir keine Geschäfte haben, über denen wir uns zuweilen vergessen könnten, dieses macht unser Elend vollkommen. Wenn auch die Erlaubniß, die sich Steeley erkauft hatte, seine Landsleute einige Stunden zu sehn, uns nichts zu Wege gebracht hätte, als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: so würde sie uns doch schon kostbar genug seyn; denn dieses haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, ist zu unserm Unglücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden; und so elend wir beide daran sind: so muß es ihm doch noch weit kümmerlicher gehn, da er von allem Gelde entblößt ist. Steeley grüßt euch tausendmal und ist so sehr euer Freund, als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte: so würde mir die Gefangenschaft eine Hölle seyn. Er hat bey einem redlichen und zärtlichen Herzen gewisse Fehler, für die ich ihm recht verbunden bin, weil sie oft unsere traurige Stille unterbrechen und uns etwas zu thun geben. Er liebt die Verdienste seiner Nation auf Unkosten der übrigen Völker. Diese Parteylichkeit, ein natürlicher Ungestüm, und der Fehler des Widersprechens machen mir ihn nothwendig und zugleich schätzbarer. Seine Widersprüche kommen aus einer Fülle des Geistes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im

Dan-

Denken, aus einem Hasse gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberfluße der Aufrichtigkeit und leicht aufwallender Empfindungen her. In seinem Charakter und in seinem Munde verliert also das Widersprechen das meiste von seiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Gesprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenschaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir sind für einander gemacht. Seine Fehler sind von den meinigen das Gegengewicht, und machen seine guten Eigenschaften nur desto sichtbarer. Er ist sehr vortheilhaft gebildet, und seine Mine ist so lebhaft, als sein Herz. Er ist noch jung. Das Unglück in der Liebe ist Ursache, daß er sein Vaterland verlassen und wider seine Neigung, bloß aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienste angenommen hat. Ich will euch sein Unglück kurz erzählen, und ihm euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebst seinem Vetter Sidne die Universität zu Oxford verlassen, begiebt er sich auf seines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um desto ruhiger studiren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmanns bekannt, und fängt an, das erstemal zu lieben. Nach zwey Jahren, nach tausend besiegten Hindernissen, und nach tausend Beweisen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Aeltern das Ja,

und

und von seinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung mit seiner geliebten Antonia wird angesetzt. Sie soll Morgen auf seines Vaters Landgute vor sich gehen, und heute reist er mit ihm zu ihr, um sie nebst den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derselben soll die Rückreise erfolgen. Er sitzt mit seiner Antonia in der zärtlichsten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, daß die Wagen angespannt würden. Verlaßt mich einen Augenblick, fängt sie zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig ist: so holet mich ab. Er kömmt wieder und fodert sie zur Abreise auf. Nun bin ich, spricht sie, indem sie ihm die Hand reicht, bereit, euch zu folgen. Es war mir so bange, und ich weiß nicht warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in euern Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegen eile? Kommt, ich bin die Eurige. Er setzt sich darauf mit ihr in die Kutsche, und die Uebrigen folgen in zween andern Wagen nach. Die Liebe, die unschuldigste und seligste Liebe, ihr Ursprung, ihr Fortgang, alles was sie für einander gefühlt haben, ist in dem Wagen ihr Gespräch. Indem sie noch so reden, und etwan noch eine Stunde bis auf seines Vaters Landgut haben, zieht sich ein Gewitter auf. Im kurzen wird der ganze Himmel schwarz und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erschlägt eins von ihren Pferden. Antonia springt darauf in der größten Angst aus

dem

dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit ihr in das nächste Dorf zu eilen. Indem sie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen entsetzlichen Schlag, und er sinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu sich selbst kömmt, sieht er seine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödtet, lehnen, so wie sie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein größer Unglück seyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthiget ihn sein Vater, eine Reise vorzunehmen, um seine Schwermuth zu zerstreuen. Er thut ihn in das Gefolge des Englischen Gesandten, der nach Stockholm geht, und giebt ihm seinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieser Stadt entschließt er sich aus Schwermuth, und aus Verdruß gegen sein Leben, ohne Wissen des Gesandten, Kriegsdienste anzunehmen und muntert seinen Vetter zu eben diesem Entschlusse auf. Er hat nunmehr an diesen Gesandten geschrieben, und ihm sein Unglück und seine Gefangenschaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitains Loewenhoek, gebeten. Vielleicht vermag dieser Mann etwas zu unserer Befreyung. Addressirt eure Briefe nach der beygelegten Aufschrift an den Sekretair dieses Gesandten; er ist Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu schreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird euch denn dieser Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es und tröste mich schon mit einer Antwort von euch . .

Mein

*** *** ***

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allen dreymal an mich geschrieben. Zweymal aus Moskau und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau ist ganz verlohren gegangen. Er ist ohngefehr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geschrieben gewesen, in der es ihm in seiner Gefangenschaft am erträglichsten gegangen. Steeley hatte nämlich durch seine Landsleute und durch ihr Geld den Aufseher der Gefangnen immer mehr gewönnen. Er hatte es so weit gebracht, daß sein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beygesellet worden war. Durch den Beytritt dieses Unglückseligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten ist, war ihr Ungemach einige Zeit sehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von diesem Sidne nicht gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtsam gewesen, und bloß Steeleyn zu Liebe ein Soldat geworden. Er hatte nach seiner natürlichen Beschaffenheit die Beschwerlichkeiten der Gefangenschaft empfindlicher gefühlt, als sie beide; und so traurig er selbst gewesen war: so war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Muth verlohren hatten, aus Liebe für sie, gelassen und ihr Beruhiger geworden. Der Brief, den mein Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geschrieben, ist folgender.

Lieb-

Liebste Gemahlinn,

Ich hoffe, daß ihr noch lebt, weil es mein Herz wünscht, und ich hoffe so gar, daß dieser Brief, den ich in dem entferntesten und schrecklichsten Theile der Welt schreibe, gewiß in eure Hände kommen soll. Ein Pohlnischer Jude, der nach Tobolskoy handelt, und im Begriffe steht, wieder nach Pohlen abzureisen, ist mein Freund und großer Wohlthäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreyer aus der Gefangenschaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegnen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schicksals noch, wie andre Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten, und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und fast schon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieser Mann ist auf die edelste Art dankbar gewesen, und hat mir bewiesen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen giebt, das sie am wenigsten zu haben scheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er seines Reichthums wegen in Ansehn steht. Herr, sprach er, dieser Schwedische Officier hat mir, wie ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daß dieses nicht bey ihm stünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menschen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde, und bat,

daß er mir die beschwerlichen Dienste eines ins Elend Verwiesenen erlassen möchte. Der Gouverneur versprach ihm dieses, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Copicken für mich erlegen sollte. Mein Wohlthäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat sich zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern besuchen dürfte. Doch ehe ich euch meine itzigen Umstände weiter beschreibe: so muß ich euch erst sagen, wie mirs seit drey Jahren in Siberien gegangen ist, und wie ich in dieses Land gekommen bin.

Wenn ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: so werdet ihr wissen, daß Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte verwahret wurde. Das Geld, das Steeley von seinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte einige Monate zu, unsere äußerlichen Umstände zu verbessern. Wir durften nicht bloß von der elenden Kost leben, die man den Gefangnen reichte. Wir konnten wenigstens zu Mittage etwas bessers haben. Wir hatten dem Aufseher lange angelegen, uns einige Englische oder Französische Bücher zum lesen zu verschaffen; allein wir erhielten keine. Er gab uns etliche Rußische Chroniken, und einen Popen, oder Geistlichen, der uns diese Sprache lehren sollte. Wie froh waren wir, daß wir etwas zu thun bekamen! Es waren sehr mittelmäßige Bücher, und

und dennoch lasen wir sie wohl zehnmal durch. Wir konnten wenigstens, so lange wir sie lasen, nicht an unser Elend denken, und dieser Vortheil war groß genug für die Mühe, die wir anwenden mußten, wenn wir die Geschichte der alten barbarischen Fürsten in Rußland verstehen wollten. Unser Pope vertrieb uns durch seinen Unterricht in der Sprache alle Tage etliche Stunden für ein geringes Geld. Er brachte endlich einige kleine Bücher mit, welche von der Griechischen Religion handelten. Er war so unwissend darinne, als man nur seyn kann. Steeleyn widersprach ihm nach seiner Gemütsart sehr oft; und so wenig er noch das Rußische sprechen konnte: so konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun, weil wir nach und nach viel Bosheit bey dem Popen merkten. Da endlich unser Geld alle wurde und der Pope auf die letzt meistens betrunken zu uns kam: so dankten wir diesen Geistlichen ab. Dieses verdroß ihn. Er schalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das letzte Geld für seine Unterweisung auszahlte. Wir suchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillschweigen zu besänftigen; aber vergebens. Der Brandtwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und schrie, bis die Wache hereintrat. Sie fragte, was es wäre, und der Bösewicht beschuldigte uns, daß wir wider den Zaar und die Kirche gesprochen hätten. Die Wache

ward über diese Beschuldigung so rasend, daß wir in der Gefahr waren, umgebracht zu werden. Der Oberaufseher kam und versprach dem Popen Genugthuung; wir aber wurden gleich als die größten Missethäter geschlossen. Ach meine Gemahlinn, soll ich euch unsere damalige Angst beschreiben? soll ich euch alles sagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, dessen Wort unbetrüglich war, wiederholte seine Beschuldigung zuerst gegen Steeleyn. Mein Freund berief sich auf seine Unschuld; aber vor diesem schrecklichen Gerichte galt sie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbarischen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man ließ ihn niederwerfen und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen sollte. Er stund diese Marter vor unsern Augen standhaft aus und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloßen Leib schlugen, nicht die geringste Klage hören. Als seine Qval vorüber war, ohne daß man ihm ein Geständniß hatte abzwingen können, so kam die Reihe an den unglückseligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tausend Thränen und Bitten dieser Marter vergebens zu entgehn suchte, ward endlich niedergerissen. Ich wollte das Gesicht wegwenden, um seiner Qval nicht mit zuzusehn; allein die Wütriche nöthigten mich, der nächste Zeuge davon zu seyn. Er erduldete sie, ohne sie zu überleben. So bald man ihm die ge-

setzte Zahl von Streichen gegeben hatte: so lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geschirr Wasser und goß es ihm über das Gesicht, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieses befremdete unsere Richter um desto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieser Marter das Leben einbüssen. Steeley war wegen seines Unvermögens bey Seite geschafft! Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu seyn, mein Schicksal. Der boshafte Pope verlohr entweder mit dem Leben des Sidne seine Rachbegierde, oder er hielt sich von mir am wenigsten beleidiget. Er beschuldigte mich keiner Lästerungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich gestehen sollte, daß meine beiden Cameraden welche ausgestoßen hätten. Ich vertheidigte mich, daß ich von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde und fragte noch einmal, ob ich nichts gehört hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode bestürmten mich entsetzlich. Dennoch beschloß ich, eher zu sterben, als durch ein falsches Bekenntniß mir das Leben zu retten, und es Steeleyn vielleicht zu nehmen. Ich weis nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen bewegte; genug er bat für mich um Gnade und sagte, daß ich vielleicht die Lästerungen nicht könnte verstanden haben, weil ich nicht so viel Rußisch könnte, als die beiden andern. Man ließ mich

also wieder aufstehn und brachte mich in unser Gefängniß zurück, in welchem ich Steeleyn sinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geschlossen. Er sprach die ganze Nacht kein Wort und lag in einem fühllosen Schlummer. Der Morgen brach an. Ich redte auf meinen Freund und er schlug endlich zu meiner Freude die Augen auf, und reichte mir die Hand. Unser Aufseher kam und erkundigte sich, ob Steeley noch lebte. Er ließ mir die Banden abnehmen und schien uns beide zu bedauern. Ich versicherte ihn bey allem, was heilig ist, daß mein Freund so unschuldig wäre, als ich. Das hilft euch nichts, sprach er. Das Zeugniß des Popen, als eines Geistlichen, gilt, und ihr seyd beide verurtheilet, nach Siberien geschickt zu werden. Gott helfe euch! ich kann euch nicht helfen, sonst muß ich alles von dem Popen befürchten. Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halse geschnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwiesen werdet; denn dieses widerfährt denen, die wider den Staat, oder die Kirche gesprochen haben. Warum seyd ihr so unvorsichtig gewesen und habt den Popen beleidigt? In ein Paar Tagen wird man euch nebst andern Gefangnen nach Siberien schicken. Ich werde euch wohl nicht wieder sehn. Ich warf mich neben Steeleyn nieder, der immer noch in seiner Betäubung lag, und wenigstens

itzt glücklicher war als ich, weil er sich seiner nicht mehr bewußt zu seyn schien. An statt, daß der Aufseher mir einen Trost hätte zusprechen sollen: so foderte er für die grausame Nachricht, und für seine Dienste überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taschen, um für ihn etwas zu suchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen. Da der Aufseher kein Geld mehr sah: so schien der Schatten von seinem Mitleiden zu verschwinden. Er gieng mißvergnügt fort und ließ mich in einem Zustande liegen, den ich euch nicht beschreiben kann. Ich versank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menschen in meinen Gedanken verlassen, und feindselig im Herzen wider beide, schlief ich schrecklicher Mensch ein, indem ich mir den Tod tausendmal wünschte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerstörten und ermatteten Geister hatten eine lange Ruhe nöthig, wenn sie wieder zu sich selbst kommen sollten. Ich glaube, daß ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geschlafen habe. Ich erwachte und sah meinen Freund mit aufgeschlagnen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre; denn er war weggeschafft worden, ehe Sidne starb. Ich konnte ihm nicht antworten. Ist er todt? ach wenn doch Gott das wollte! so wäre er glücklicher, als wir. So ist er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich sagte ihm, daß er todt wäre. Ich

fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfä
de, und er fragte mich, ob ich sie noch sehr fühlt
denn er glaubte, daß ich seine Marter ebenfa
ausgestanden hätte. Also hat man euch v
schont? fieng er, nach meiner Erzählung, a
Nun bin ich doppelt zufrieden. *Sidne ist to
und ihr habt meine Qval nicht gefühlt. F
beides müssen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von uns
Verweisung nach Siberien nicht länger verschw
gen. Ich sagte ihm, was ich von dem Aufseh
gehört hatte. Er schien durch das erlittene U
glück schon so unempfindlich gewörden zu sey
daß ihn Siberien nicht mehr schreckte. Als
aber davon anfieng, daß man uns vielleicht no
grausamer begegnen würde: so rang er
Hände. Nein, nein, schrie er, lieber den To
tausendmal lieber, als jenes. Wollt ihr no
leben, wenn man euch so mißhandelt? Wir üb
liessen uns der Wut und der Verzweiflung v
neuen. Indem trat der Aufseher in unser G
fängniß und kündigte uns an, daß man u
Morgen früh nach Siberien abführen würd
Wird man uns, rief Steeley, noch etwas me
thun? Nein, sprach der Russe, nichts mehr,
seyd beide nur verurtheilt, nach Siberien zur A
beit verwiesen zu werden. Nun schien uns d
größte Elend geringe zu seyn, da wir nur hörte
daß man keine weitere Gewalt an uns ausüb

wo

wollte; und wir fanden in dem Verluste dieser Furcht eine Art des Trostes, den uns alles andre nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufseher noch eine Belohnung geben, allein sein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange gesucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er stund vor Freuden zum erstenmale von seinem Lager auf und sagte dem Aufseher, daß er seinen Reichthum mit ihm theilen wollte. Dieser war auch so menschlich, daß er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley fragte darauf, wo man den todten Körper des Sidne hingethan hätte, ob er ihn nicht noch einmal sehn könnte Der Russe antwortete, daß man ihn schon an dem Orte eingescharret hätte, wo die Missethäter begraben würden. Er liege, wo er wolle, fieng er mit einem thränenden Ungestüm an, er ist doch ein ehrlicher Mann und mein Freund: es ist ihm unrecht geschehn . . Ich rief ihm zu, daß er schweigen und sich aus Liebe zu seinem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen sollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von seinen Landsleuten zu sprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unser Aufseher Abschied. Wir dankten ihm unaussprechlich für seine Menschenliebe, ob wir sie gleich meistens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter thun würde. Er versicherte uns dieses mit dem größten Eide, den sie in ihrer Spra-

che haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu essen schaffen sollte; denn es war wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er großmüthig und sagte, daß er uns zu essen und auch ein Glas Brandtwein auf unsere traurige Reise, und Steeleyn ein Pflaster über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienste thun würde. Er hielt sein Wort und brachte uns, was er uns versprochen hatte. Wir assen den Abend ziemlich ruhig und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir sicher waren, daß uns fast nichts schrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte sich durch das empfangne Pflaster. Der Morgen brach an, ohne daß wir geschlafen hatten, und man foderte uns zur Reise auf. Der Aufseher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Siberien sollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr, meistens vornehme Russen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehn auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeleyn von mir trennte und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; also kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen We-

ge nichts, als einzelne Worte, mit ihm sprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Russen, und ihre Herzen waren so wild, als ihre Gesichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und sie schämten sich, daß sie, als Rußische Knees, mit einem Schweden und einem Franzosen, denn dieses war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen sollten. Der Franzose, der Major gewesen war, und sich unglücklicher Weise seinem Obersten mit dem Degen widersetzt hatte, ward bald mein Vertrauter, und wir waren um desto glücklicher, weil die Russen kein Französisch verstunden. Er hatte die edlen Meinungen einer guten Erziehung im Felde nicht verlohren; und so unterschieden seine Gemüthsart von der meinigen war: so machte uns doch das Unglück schon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Mißtrauen, das ich anfangs bey ihm merkte, verlohr sich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unserm elenden und beschwerlichen Wege so, wie ich ihn haben wollte, und wie er seyn mußte, wenn er mir Steeleys Verlust einiger massen ersetzen sollte. Je näher wir Siberien kamen, desto unfreundlicher wurden wir an denen Orten aufgenommen, wo man uns weiter fortschaffen mußte. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour, so hieß der Franzose, kaum mehr, mit denen man uns begegnete. Wir bleiben doch rechtschaffene Leute, sprach der Major im-

immer zu mir, wenn uns gleich der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vornehmen Russen, wir waren einer so arm, als der andre; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: so würde uns doch der Pöbel, oder unsere eigene Bedeckung nichts gelassen haben; so feindselig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien bestimmt zu seyn. Wir hatten nichts als trocknes Brodt, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meisten. Niemand empfand sie mehr, als der arme Steeley an seinem mißhandelten Körper. Nach ungefehr sechs oder sieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwiesen waren. Wir fanden, daß ichs kurz sage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Leben eines ins Elend Verwiesenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgestellt, und ich hatte das Unglück von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerley Schicksal auf, nämlich, die elende Beschäftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den Russischen Hof geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muß, der sich zu der niedrigsten Verrichtung verdammet sieht, der mit stumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder sie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen solcher Menschen stehen muß,

die nicht viel vernünftiger, und oft grausamer, als Thiere sind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Last verlöre; wenn nicht die größten Beschwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden, oder, daß ich mehr sage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich sind, nicht selbst ihr Schicksal durch ihre Unschuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewissens in gewissen Stunden erleichterte: so würde mein Zustand in Siberien ein Stand der Verzweiflung gewesen seyn. So elend ieder Tag verstrich: so fand ich doch wenigstens alsdenn eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour sehn und sprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm schon hundertmal gesagt hatte, in seine Seele ausschütten konnte. Ein Sklave zu seyn, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in diesem Elende zum Gefährten zu haben, ist zugleich die größte Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles ist ein Trost, der sich nicht ausdrücken läßt, alles ist Mitleiden; und was sucht ein unglückliches Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu seyn, unterworfen ist, mehr, als Mitleiden? Ich würde undankbar gegen mein Schicksal seyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeste noch in seinen Umständen zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge scheint sich, den Un-

glück-

glücklichen zu gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniß gewesen seyn würde, ward mir im Unglücke ein Trost. Ich habe, seit dem ich so glücklich bin, weniger ein Sklave zu seyn, diesen Spuren der Vorsehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächsten war, und in der Ferne einen andern Verwiesnen erblickte, in diesem Anblicke einen Trost gefunden. Der Tod selbst, der uns sonst so schrecklich scheint, ist mir tausendmal zur Wollust geworden, und der Gedanke von ihm, der uns sonst niederschlägt, hat mich unter der Last, unter der ich seufzte, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorstellung, daß ich in dieser oder jener Nacht vielleicht sterben könnte, oft so freudig eingeschlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünschte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: so brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich also drey Jahre in einer vollkommnen Knechtschaft zugebracht, und, gleich den andern Gefangnen, mir das Brodt aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewisse bestimmte Anzahl der Thiere, die wir fiengen, erkaufen müssen: so ereignete sich die Begebenheit mit dem Pohlnischen Juden. Dieser dankbare Mann, wie ich euch schon erzählt habe, hat mich durch seine Vorbitte bey dem Gouverneur und durch sein erlegtes Geld

von

von der Arbeit befreyt. Er hat es nach und nach so weit gebracht, daß ich in ein lichter und geraumer Behältniß gekommen bin. So bald ich dieses nur hatte: so suchte er mir meine Gefangenschaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir ein beqvemes Kleid und entriß mich dem groben und wilden Anzuge, in welchem ich nun schon so lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das noch hier vor meinen Augen hängt und mich an das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wiemohl mich diese Anfangs nur an dem Schlafe hinderten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hatte sie fast unnütz für mich gemacht. Er besuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Gutthat zu erweisen. So sehr mein Zustand von dem vorigen unterschieden war; so war er mir doch nicht angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeleyn, oder mit Remourn, theilen konnte. Von Steeleyn hatte mein Wohlthäter auf mein Bitten die Nachricht eingezogen, daß er nach Pohem, vierzehn Tagereisen von Tobolskoy, gebracht worden wäre, ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hatte mir ein Geschenk von einem Duzend Dukaten gemacht, damit ich in seiner Abwesenheit etwas zu meiner Versorgung hätte. Ich wagte es und bat ihn, daß er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige Erquickungen dafür schaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steeleyn auf. Er

that

that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denselben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelassen wurde. Ich theilete mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieses Vergnügen noch mehrmal zu geniessen; allein er ward darauf krank und starb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor seinem Tode die Erlaubniß ihn zu besuchen, da er kaum noch etliche Worte stammeln konnte. Der Jude setzte, wie er mir versprochen hatte, seine Besuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anschläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und sagte mir, daß er bey dem Zaar in grossen Gnaden stünde, daß er mit ihm in Deutschland gewesen wäre, daß seine Gemahlinn aus Curland gebürtig und eine Vertraute der Catharina gewesen sey. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein grosser Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunst verstünde, mir vielleicht gar seine Gnade erwerben würde. Dieß war mir eine sehr angenehme Nachricht. Ich sagte ihm, daß ich zeichnen und Risse zu Gebäuden machen könnte, und wenn er mir die nöthigen Sachen schaffte, so würde ich wenigstens eine Beschäftigung in meiner Einsamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich einige Wochen. So bald ich einen nicht ungeschickten Riß fertig hatte: so trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich schon zu ihm geholt. Er verstund zu mei-

meinem Glücke etwas von der Baukunst, und würdigte mich, als mein Befehlshaber, etlicher freundlichen Minen, und unterredte sich mit mir bald auf deutsch, bald im gebrochnen Latein Er erschrack, daß ich so fertig Latein sprechen konnte, und von diesem Augenblicke an schien er mich zu bedauern. Wenn es bey mir stünde, sprach er, so wollte ich euch die Freyheit schenken; allein ihr seyd auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts thun, als euch eure Gefangenschaft erträglicher machen. So lange ich lebe, soll euch alle Arbeit der Gefangnen erlassen seyn, ohne daß der Jude etwas weiter für euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden? Ich bedankte mich sehr ehrerbietig, und sah ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredsamkeit zusammen, um ihn zu bewegen, daß er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwiesen worden, und Steeley hiesse, eben die Großmuth erzeigen sollte, die er mir erwiesen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an, als mir zu thun frey steht. Ich will mich entschliessen. Itzt könnt ihr gehn und mir den Riß von dem Gebäude machen, von dem ich mit euch gesprochen habe. Indem er dieses noch sagte, trat ein sehr schönes Frauenzimmer mit einer viel versprechenden und großmüthigen Mine in das Zimmer. Wartet, rief er mir zu. Hier meine Gemahlinn, fuhr er fort, ist der unglückliche Schwede, von dem ich euch neulich gesagt ha-

be. Wenn es euch gefällt, so könnt ihr selbst mit ihm reden, und ihm etwas zu essen reichen lassen. Ich will ein Paar Stunden auf die Jagd reisen. Er gieng fort, und seine Gemahlinn redte auf eine sehr liebreiche Art mit mir, und sagte, daß sie Ursache hätte, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, weil ich, wie sie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie that tausend Fragen an mich und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerksamkeit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frey und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte sie lieber, als die vortheilhaften Beschreibungen, die ich ihr von euch machte, und die Wünsche, euch, meine Gemahlinn, wieder zu sehn. Ich bedaure sie, fieng sie an, nachdem sie wohl zwo Stunden mit mir gesprochen hatte; und ich würde ihren Verdiensten ein besser Schicksal anweisen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht ist es möglich, daß ich mit der Zeit noch etwas zur Rückkehr in ihr Vaterland beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die sie wider die Gewohnheit ihres Geschlechts für ihre Gemahlinn haben, und ihr Unglück, sind genug, mich zu ihrer Freundinn zu machen, und ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehn, wenn gleich ihre Gebieter ihnen als einem Sklaven begegnen. Gefällt ihnen mein Mitleiden: so beruhigen sie sich damit in einem Lande, wo die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten scheint. Ich würde diesen Mittag mit ih-

ihnen speisen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte. Darauf langte sie von der Tafel, die schon gedeckt war, eine Flasche Wein, und tranck mir eure Gesundheit zu. Ich ward von ihrer Großmuth bis zu den Thränen gerühret, und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Nahmen länger zu verschweigen. Ich warf mich zu ihren Füssen. Madame, fieng ich an, sie verdienen, daß ich ihnen auf den Knien für die Freundschaft danke, die sie mir Unglücklichem schenken. Ich muß ihnen alles sagen, wenn auch mein Bekenntniß mit der Gefahr meines Lebens verknüpft seyn sollte. Alles ist wahr, was ich ihnen erzählt habe, allein ich heisse nicht Löwenhoek. Nein, ich bin der Graf von G** und ich bitte sie bey ihrer edlen Seele und bey meiner Gemahlinn, meinen Namen nicht zu entdecken. Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Uglück bey der Armee. O Gott! rief sie, sind sie der Graf von G**? Mein Gemahl hat ihren Vater als Gesandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen sie ihm ja nichts davon. So viel ich Ursache habe mit seiner Aufführung gegen mich zufrieden zu seyn: so hat er doch gegen andre ein hitziges und rachgieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geschehn, daß sie ihn wider ihren Willen beleidigten. Begegnen sie ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdenn am allermeisten, wenn er am gnädigsten mit ihnen umgeht, ausserdem stehn sie in der Gefahr,

noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird gut für sie seyn, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geschenk macht. Ich habe kein Geld, fuhr sie fort, um ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weis, davon will ich ihnen einige holen. Der Jude ist ein ehrlicher Mann, und wird ihnen doch wenigstens die Hälfte so viel dafür geben, als sie werth sind; allein ich wollte es nicht gern, daß sie ihm sagten, von wem sie solche bekommen hätten. Sie brachte mir darauf zwo goldne Einfassungen, die wie ich muthmaßte, von ein Paar Portraits abgenommen waren. Sie waren mit kostbaren Steinen besetzt. Nehmen sie, sprach sie, dieses Geschenk als einen Beweis an, daß es mir nicht an dem Willen fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß ich iemals wieder die Gelegenheit erhalten werde, sie allein zu sprechen: darum wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung, und bitte sie, in mir auch alsdenn ihre Freundinn zu erkennen, wenn ich genöthigt seyn werde, die Person einer Gebieterinn anzunehmen. Begeben sie sich nunmehr wieder in ihren einsamen Auffenthalt. Ich will sehn, ob ichs bey meinem Gemahle so weit bringen kann, daß ihr Freund, von dem sie mir erzählt haben, zu ihrer Gesellschaft hieher verlegt wird. Gewiß kann ichs ihnen nicht versprechen. Gehn sie und leben sie wohl, armer Graf! Ich kehrte als im Triumpfe zurück, und hielt mich nunmehr

um-

unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; so sehr erfüllte das Mitleiden dieser so großmüthigen Seele mein Herz mit Hoheit und Hoffnung. Mein Jude besuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: so sagte ich ihm, daß ich so glücklich gewesen wäre, in dem alten Kleide meines verstorbnen Freundes, das er, da er bey mir war, zurück ließ, weil ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mich hingelegt hatte, einige Kostbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Kosten ersetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beiden Einfassungen mit Erstaunen, und schien mein Vorgeben zu glauben. Das sind fürstliche Kostbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht besser beweisen, als daß ich euch sage, daß sie fünf bis sechs tausend Thaler werth sind. Wollt ihr mir sie anvertrauen: so will ich sie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, sprach ich, der mir so viel Gutes erwiesen hat, wie ihr, verdient das größte Vertrauen. Allein, versetzte er, was wollt ihr mit so vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über lang oder kurz nehmen. Wißt ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft ist, niederlegen; er soll euch nicht um einen Groschen betriegen. Ich will ihm, und wenn ich binnen

acht Tagen wieder zurück nach Polen reise, auch dem Gouverneur sagen, daß ich euch als dem Erhalter meines Lebens so und so viel zu eurer Versorgung, und wenn es möglich wäre, zu eurer baldigen Befreyung zurückgelassen hätte. Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftausend Thaler, und brachte mir tausend baar und das Uebrige durch eine Anweisung mit. Ich bot ihm für seine treuen Dienste zwenhundert Thaler an; allein er nahm sie unter keiner andern Bedingung, als daß er sie bey seiner Abreise dem Gouverneur schenken wollte, damit er mir günstig bliebe. Dieß ist geschehn. Er hat mir durch meinen lieben Juden versprechen lassen, daß ich Steeleyn gewiß zu mir bekommen sollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunst verstünde. Der Jude selbst steht nunmehr im Begriffe fortzureisen. Ich verliere sehr viel an diesem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug ist, durch den ihr von mir, und ich von euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mirs auf die heiligste Art versprochen, weder mich zu verrathen, noch zu ruhn, bis er euren Aufenthalt in Liefland ausfündig gemacht. In dieser letzten Absicht hat er hundert Thaler zu Reisekosten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abschied nehmen und seinen Brief haben. Ich umarme euch, wo ihr auch seyd, mit der treusten Liebe. Möchten

ten doch meine Umstände so bleiben, wie sie itzt sind! so hoffe ich noch, euch wieder zu sehn und alle mein ausgestandnes Elend in euern Armen zu vergessen. Bittet den Himmel um diese Glückseligkeit. Ja, meine liebste Gemahlinn, er wird sie uns noch schenken.

P.S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zugegen ist, an seinen Vater nach Londen, und auch an den Englischen Gesandten nach Stockholm geschrieben, und unter dem Namen Löewenhoeck beiden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben.

*** *** ***

Dieses sind die beiden Briefe, die mein Gemahl in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Er hat von dem Abgange des letzten Briefs an, ungefehr noch anderthalb Jahre in Siberien zugebracht. Ich will das übrige so erzählen, wie er mirs mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreise, sprach er, ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demuth den Riß, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden; allein er war doch der Gouverneur und ich sein Gefangner. Kurz, er schämte sich, mir eine Art der Hochachtung äusserlich sehn zu lassen, die er mir vielleicht im Herzen

nicht ganz abschlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude so und so viel Geld zurückgelassen hätte, und ich beantwortete es mit Ja. Darauf befahl er, daß der Gefangne hereintreten sollte; dieses war mein lieber Steeley, den ich fast seit vier Jahren nicht gesehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur stund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er soll euer Gesellschafter seyn, fieng der Gouverneur an; allein wie lange, das kann ich euch nicht sagen. Ich verstund diese Sprache, und bat, ob er sich nicht wollte gefallen lassen, daß ich tausend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er sagte, daß er sie zum Pfande, daß wir seine Gnade nicht mißbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude, von dem ich die Anweisung bey mir hatte, ward gefodert, und bezahlte die tausend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, mich an statt des abgereisten Juden zu besuchen und mich mit dem Nothwendigen zu versehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts als etliche abgebrochne Worte zu mir gesprochen hatte, nach meinem Behältnisse eilen. Unsere erste Beschäftigung, als wir allein waren, bestund darinne, daß wir einander eine lange Zeit ansahn, ohne ein Wort zu sprechen. Alsdenn suchte ich ihm Wäsche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreise versorget hatte; allein er

war

war nicht vermögend vor trunckner Freude sich al-
lein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er sah
die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erstaunen
an, als ob er ihren Gebrauch vergessen hätte.
Da er endlich ungekleidet war: so betrachtete er
sich mit unersättlichen Augen und weinte. Ich
hatte ihn schon oft gefragt, wie es ihm gegangen
wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als:
wie es mir gegangen ist, mein lieber Graf, wie
es mir gegangen ist? Ja, ich würde ihm, unge-
achtet meiner Neugierigkeit doch nicht haben zuhö-
ren können, wenn er mir auch meine Fragen beant-
wortet hätte, so bestürmt war ich von den Trie-
ben der Freundschaft und der Freude. Ich reichte
ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich
nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in
Moskau damit tractiret hatte. Wir wurden
nach und nach unser mächtig. Wir hatten ein-
ander so viel zu erzählen, daß wir nicht wußten,
wo wir anfangen sollten. Unter diesen Unterre-
dungen verstrichen ganze Tage und Nächte, und
eben so viele unter den Wiederholungen unserer
Begebenheiten. Steeley hatte in seinem Elende
weit mehr erlitten, als ich. Ohne Mitleiden, oh-
ne Freund war er die ganze Zeit ein Sklave, und
was noch mehr ist, ein Gefährte des boshaften
Mitgefangnen, des Knees Eskin, gewesen. Die-
ses Ungeheuer hatte ihm seine Hütte des Abends
zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Last
der Sklaverey überstanden. Von tausend nie-

derträchtigen Streichen, vor welchen die Natur erschrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank worden und hatte sich etliche Tage nicht von seinem Lager aufrichten können. Er hatte sich also genöthigt gesehn, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurück gekommen, ihn zu ersuchen, daß er ihm das Gefäß mit Wasser reichen möchte, weil ihm sehr durstete. Also durstet euch recht sehr? spricht Eskin. Das ist mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedurstet, und ihr seyd gegen einen Fürsten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt er das Trinkgeschirr und trinkt, und alsdenn wirft ers Steeleyn vor die Füsse und lacht: da so viel gehört euch! Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als so einen Unmenschen um sich zu haben? Nach einer Zeit von einem Jahre, und nach unzähligen Beleidigungen, wird dem Eskin, der sich gegen einen von seinen Aufsehern in der Raserey vergangen, so übel mitgefahren, daß man ihn halb todt in sein Behältniß schleppen muß. Man entzieht ihm zween Tage das Brodt; aber Steeley ist so großmüthig und theilet das seinige mit ihm. Er reicht ihm, so oft er kann, das Trinken. Er wäscht ihm so gar die Wunden aus; und damals hat ihm der Russe die Hand gedrückt, und zu ihm gesagt: vergebt mirs, daß ich nicht eben so an euch gehandelt, als ihr an mir thut. Er hat ihm nach diesem weniger Verdruß angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in seiner Abwesenheit von mir be-

begegnet ist, besteht in einer kleinen Freundschaft, die ihm ein Cosakisches Mädchen in dem letzten Jahre vor seiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwiesen. Sie beweist, daß es auch unter dem wildesten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf seinem Revière um Pohem so glücklich gewesen, die gesetzte Zahl seiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte er sich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm und sieht ihn lange starr an. Endlich setzt sie sich nieder und trinkt mit der holen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt sie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley sagt, daß ers schon gethan hätte. Aber, spricht sie, wollt ihr denn nicht einen Trunk Wasser aus meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr dauert mich, so oft ich euch gehn sehe; und ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken, sondern um euch dieses zu sagen. Steeley erschrickt, und weis selbst nicht, was er sagen soll. Ach fährt sie fort, ihr wollt mir nicht antworten? Nun dauert michs, daß ich euertwegen hieher gegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wieder kommen. Er sieht sie darauf traurig an, und sagt, daß er ihr für ihr Mitleiden recht sehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit die Hand Diese drückt sie bald an den Mund, bald an die Brust. Sie spielt mit seinen schwarzen Haarlocken und wiederholt ihre

Lieb-

Liebkosung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehn. O spricht sie, wartet doch, ich kann mich an euch gar nicht satt sehn. Ich wollte, daß alle Männer in diesem Lande so aussähen, wie ihr, alsdenn würde es recht hübsch in Siberien seyn. Und wenn ihr ja gehn müßt, werdet ihr euch nicht bald wieder hieher setzen? Ich habe euch so viel zu sagen, und ich weis nicht, was es ist. Ich wußte es, ehe ich zu euch kam, und nun habe ichs über euren Haaren vergessen. Indem sieht sie in die klare Quelle und sieht ihr Bild darinne. Aber sagt mir nur, spricht sie, sehe ich denn wirklich so, wie hier im Wasser? Ich habe ja auch schwarze Augen, wie ihr. Eure gefallen mir, gefallen euch denn meine auch? Sind meine Zähne auch so weiß, wie eure? Ja, spricht er, ihr seyd schön; aber laßt mich gehn, ich bin ein unglücklicher Mensch. Darauf geht sie mit thränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in sein Revier geht: so sitzt sie schon an der Quelle und wartet auf ihn Sie nöthigt ihn, daß er sich niedersetzen und ein Stück Honig und Brodt aus ihrer Hand essen muß. Seht ihr, spricht sie, ich ässe gern selbst; aber ich gönne es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beschenkt haben. Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie sollen mir nun alle Tage welche schenken müssen, und ich will sie euch bringen. Seht mich doch freundlich

ich an. Ihr hört ja, wie gut ichs mit euch meyne. Sie spielt darauf wieder ganz bescheiden mit einen Haaren und bittet um eine Locke, und zeigt ihm eine Scheere, die sie zu dieser Absicht mitgebracht. Steeley, dem die treuherzige und doch ehrbare Liebe dieser wilden Cosakinn nicht mißfällt, erlaubt ihr diese Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freywillige Küsse und zeigt ihm von fern eine Hütte, welches die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt sie ein Blatt von einem Baume und bläst. Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn bestellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hättest: so hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er ist wie ich, er thut dir kein Leid. Siehst du, spricht sie, da der Bruder, ein Mensch mit einem ehrlichen wilden Gesichte, näher kömmt, das ist der Fremdling, dem ich so gut bin. Betrachte ihn nur, und sag es ihm, wie oft ich von dir mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Mühe die Zahl von Zobeln zusammen bringen kann. Ich will auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe eine Höle, oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig, und Fisch, und Brodt hineinlegen kann. Der Bruder verspricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weist ihm verschiedene Vortheile, und auch einen Ort, wie er seine Schwester verlangt hatte. Diesen hat sie zur Vorrathskammer von ihren kleinen

Wohl-

Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie ist oft ganze halbe Tage bey ihm geblieben, und alsdenn hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müssen. Da Steeley das vortreffliche Herz seiner Schönen wahrgenommen: so hat er sich alle Mühe gegeben, sie zu bilden, und ihre edlen Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, im kurzen seine Meynungen und seine Sitten angenommen, und so viel Verstand bekommen, daß er sich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu seyn. Allein dieses Vergnügen hat für beide nicht lange gedauret, weil Steeley nach drey Monaten, nebst etlichen andern Gefangnen, in eine andre Gegend zwanzig Werste von Pohem verlegt worden. Von da ist er nachdem nach Tobolskoy abgerufen worden, und hat also seine Freundinn nie wieder gesehn.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beysammen waren, unsre Lebensart so gut ein, als es unsre Umstände zuliessen. Der Gouverneur hatte mir ein Reiszeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntniß, die ich in der Mathematik hatte, seine Gewohnheit zu behaupten suchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von diesen Dingen wußte, und da er die Rechenkunst, die ihm sein eigener Vater beygebracht, noch sehr gut

it verstund: so war er in einem halben Jahre allen diesen Uebungen so geschickt, als ich. Wir arbeiteten also um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine grössere Strafe haben thun können, als wenn er uns befohlen hätte, rse Beschäftigung nicht zu treiben und müssig zu n. Allein er ließ es uns nicht an Arbeiten feh-n. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tau-nd alte Risse, die wir abcopiren mußten; und glaube, daß kein verfallenes Schloß in Sibe-n und ganz Moskau mehr war, das wir nicht gezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu h kommen; allein er besuchte uns fast alle Wo-en selbst einmal. Wir belohnten diese Gnade it der möglichsten Demuth, und er belohnte sich r seine Herablassung dadurch, daß er alles besser ußte als wir, und uns unmittelbar nach einem freundlichen Worte, das ihm entwischt war, mal gebietrisch anfuhr. Steeley, so sehr ihn ist der Geist des Widerspruchs und der Stolz ner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. r schwieg, sobald ihn der Gouverneur tadelte; lein damit war dieser nicht allemal zufrieden. ein, Steeley mußte reden und ihm in der un-ahrsten Sache Recht geben. Dieses ward ihm r sauer, und er that es mit einer so gezwungnen rt, daß ihm oft der Schweiß darüber ausbrach, nd daß ich würde haben laut lachen müssen, enn wir an einem andern Orte, als in Si-rien, gewesen wären. Einsmals traf er uns

an,

an, daß wir Schach spielten. Steeley hatte die Steine mit dem Messer geschnitzt, und sie waren freylich nicht gar zu sauber gemacht. Der Gouverneur besahe sie, und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu, und entschuldigte sich, daß er keine Instrumente gehabt hätte. Aber das half alles nicht. Wenn sie recht schön seyn sollten, sprach der Gouverneur: so müßten sie seyn, als wenn sie gedrechselt wären, und ihr seht doch wohl, daß sie nicht so sind, daß sie hier zu viel, dort zu wenig, mit einem Worte, grob und schlecht geschnitten sind. Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortsetzen, und Steeley zitterte auf die letzt vor dem Besuche dieses gebietrischen Pedanten. Er setzte sich oft, wenn wir zeichneten, neben uns, und stopfte sich eine Pfeife von unserm Tobacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetite aufgeraucht hatte: so warf er die Pfeife hin, und that einen grossen Schwur, daß unser Taback nicht das geringste taugte. Zuweilen pries er uns seine Wohlthat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlassen hätte, und nöthigte uns dadurch, ihn demüthig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu sagen, was geschehen war, und wir mußten seine unsinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unsere

ver-

verbesserten Umständen zum Theil zu danken hatten: so war er doch bey allen unsern Vortheilen noch unser beständiges Schrecken. Wir kannten seine unmäßige Gemüthsart, und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangnen zu stecken. Um diesem Unglücke zu entgehn, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geschenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verflossen, seit dem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte, und mir also leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieser Zeit nach Londen und an den Englischen Gesandten nach Schweden geschrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlinn des Gouverneurs hatte ich seit der Zeit, da sie mir das großmüthige Geschenk gemacht, mit einem Worte, seit dem ersten male nicht wieder gesehn. Alles dieses machte uns niedergeschlagen; und ie erträglicher unsere Gefangenschaft war, desto mehr meldete sich der Wunsch in uns, ihrer gar los zu seyn. Und mit was für Rechte konnten wir dieß hoffen, da der Krieg mit den Russen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich stand eben um die Mit-

tagszeit mit Steeleyn an unserm kleinen Fenster, als ich den Juden mit schnellen Schritten über den Hof durch den tiefsten Schnee laufen sah. Er pflegte um diese Zeit nie zu kommen, und ich schloß aus seiner freudigen Mine, daß er mir einen Brief von seinem Correspondenten, dem Pohlnischen Juden, bringen würde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlinn des Gouverneurs. Sie schrieb mir folgendes. Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch besitze. Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr,

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich ertheilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzusehn und zu geniessen. Sie sind frey. Der Befehl wegen Ihrer Befreyung ist gestern mit den neu angelangten Gefangnen angekommen, und sie sollen Morgen nebst vier andern Verwiesenen wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hieher gebracht worden sind. Alsdenn haben Sie die Erlaubniß, Sich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freyheit durch eine von meinen Freunddinnen bey Hofe ausgewirkt. Mein Gemahl weis es nicht, daß ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er soll es auch nicht wissen; auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daß Sie es wissen. Und vielleicht wäre mein Dienst viel

groß.

großmüthiger, wenn ich Ihnen solchen nicht selbst bekannt gemacht hätte. Ich war es Willens; allein ich war zu schwach; und ich sehe, daß es leichter ist, eine gute That zu unternehmen, als sie zu verschweigen. Vergessen sie diese kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Absichten selbst belohnt habe. Ich zweifle, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sprechen, wenigstens doch nicht allein. Ich wünsche Ihnen also mit der größten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlinn bald wieder zu finden. Wie wird sie mich lieben, daß ich ihr ihren Grafen wieder geschaft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklassen, will ich sorgen. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlinn angetroffen haben. Wenn meine Wünsche erfüllet werden: so hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechseln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beschliessen müssen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefschwester in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es ihre Umstände verlangen: so glaube ich, daß sie sehr gut bey ihr aufgehoben sind. Sie ist eine Witwe; dach habe ich seit zwey Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L**.

Diesen Brief las ich und taumelte vor Freuden in Steeleys Arme, und wollte ihm sagen, was darinne stünde; allein er wartete meine Entzückungen nicht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf seine Achsel, um die Bewegungen nicht mit anzusehn, die ihm die Nachricht von meiner Befreyung und seiner fortdauernden Gefangenschaft verursachen würde. Ihr seyd frey, fieng er an, und ich verliere euch, und bleibe noch ein Gefangner, und werde noch unglücklicher, als zuvor? Das ist schrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn ihr nicht mehr bey mir seyd. Ich weis, daß es euch unmöglich ist, mich zu vergessen. Nein, fiel er mir um den Hals, ihr vergeßt mich nicht. Ich konnte ihm vor Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillschweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn so hitzig, als ob ich schon die größte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ seinen Affekt ausreden, und nach einem kleinen Verweise, sah ich ihn beschämt und gelassen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freyheit ohne die seinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, daß er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reise geben und das Übrige für Steeleyn zurück behalten, und uns für seine Mühe, so viel er wollte, abziehn sollte. Der Jude war vor-

vorsichtiger, als ich. Er sagte mir, daß ich wenig baar Geld mitnehmen sollte; weil ich in der Gefahr stünde, auf der Reise nach Moskau zehnmal darum zu kommen. Er gab mir etwas weniges baar, und tausend Thaler und darüber in vier Wechseln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; so ehrlich handelte dieser Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank und kündigte mir meine Freyheit auf dem Bette, im Beyseyn seiner Gemahlinn, an. Er reichte mir die Hand und sagte: ich habe Befehl, euch wieder nach Moskau zu schicken, und es soll Morgen zu Mittage geschehn. Ich verliere euch zwar ungern; aber reiset mit Gott und seyd glücklicher, als ihr bisher gewesen. Ich küßte ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit und bat um seine fernere Gnade für Steeleyn. Wenn ich lebe, sprach er, so soll es ihm nicht schlechter ergehn, als zeither. Er hieß mich niedersitzen, (eine Ehre, die er mir zum ersten male erwies) und sagte, daß er noch viel mit mir zu reden hätte; allein seine Schmerzen meldeten sich so heftig, daß er mir winkte, ihn zu verlassen. Ich that es, und wiederholte seiner Gemahlinn im Herausgehn durch eine dankbare Mine die Grösse meiner Verbindlichkeit und ihre Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr, sprach sie, und wandte sich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. So bald ich wieder bey

Steeleyn war: so schrieb ich an meine Erretterinn, weil ich dieser großmüthigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdessen die Wechsel besorgt und mir Pelze und andere Nothwendigkeiten geschafft hatte, um mich vor der grossen Kälte zu schützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nur nach unsern verschiednen Umständen empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben so der Mittag, und wir hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weis nicht was, zu sagen. Der Jude kam, und sagte, daß die Schlitten, die mich nebst den übrigen Befreyten fortführen sollten, gleich zugegen seyn würden. Wir nahmen Abschied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er stieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen; allein man verschloß die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten und rief mir noch die freundschaftlichsten Wünsche nach.

Ich ward nebst drey andern auf einen Schlitten gesetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht sagen, was in den ersten Stunden, ja fast in den ganzen ersten

sten beiden Tagen in meiner Seele vorging. Ein Uebermaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überströmte mein Herz wechselsweise. Man begegnete uns an den Orten, wo wir frische Rennthiere bekamen, nicht so verächtlich, als damals, da wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Gesellschafter waren drey Russen. Sie hatten Geld und versorgten sich an allen Orten mit so vielem Brandtweine, daß sie auf der ganzen Reise fast nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indessen nie mit Willen beleidiget, und ich würde ihre Freundschaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzes in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt gesessen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelassen und bekam einen Paß, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechsel noch alle und begab mich nunmehr zu den Englischen Kaufleuten, welche Steeleyn vordem beygestanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tompson hieß, ein Billet von ihm. Er nahm mich sehr liebreich auf und sagte mir, daß ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwiesen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daß ers alsbald nach London an seine Freunde gemeldet und seit drey Jahren verschiedne Briefe an den Englischen Agenten in

Moskau erhalten hätte. Zu diesem giengen wir den andern Tag. Der Agent war der liebreichste Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichen Briefe, die Steeleys Vater an ihn geschrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bey dem Senate um meines Freundes Befreyung angehalten, und versicherte mich, daß er sie bey der Zurückkunft des Zaars, die bald erfolgen sollte, gewiß auszuwirken hoffte. Der Englische Gesandte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geschrieben und ihn gebeten, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen. Er gab mir die Briefe, die er aus Londen an ihn erhalten hatte, und Tompson führte mich nunmehr zu den Juden, um meine Wechsel zu heben. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir Tompson doch wenig Hoffnung gemacht hatte, und büßte nicht mehr, als einen Wechsel von hundert und funfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ihn bezahlen sollte, war in die elendesten Umstände gerathen, und seine Mitbrüder versicherten mich, daß sie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn ers nicht thun könnte. Ich zerriß darauf den Wechsel, und gab dem armen Juden noch zehn Thaler von dem übrigen Gelde. Ich bat sie, daß sie mir etliche Briefe an ihren Correspondenten nach Siberien, von dem ich die Wechsel empfangen, bestellen sollten. Sie sagten mir, daß drey von ihnen ihrer Geschäfte wegen selbst nach Tobolskoy reisen würden, und wenn ich

ich mich zween Monate hier aufhalten könnte: so wollten sie mir durch die Antwort beweisen, ob sie ihr Wort gehalten hätten. Ich schrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief fortgieng, ließ mich der Agent rufen, und sagte mir, daß er endlich so glücklich gewesen wäre, sich um seinen Landsmann verdient zu machen; seine Befreyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hätte das Versprechen erhalten, daß Steeley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien zurückgebracht und freygelassen werden sollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir diese Wohlthat selbst erwiesen hätte, und eilte, meinem Freunde diese freudige Nachricht zu melden. Die Juden reisten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe siegte über die Freundschaft, und das Verlangen euch zu suchen, machte mir meinen Auffenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wissen, wohin. Der Handel in die Schwedischen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dännemark, weil ich mir einbildete, daß ihr euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompson beredte mich, daß ich mit einem Holländischen Schiffe, dessen Ladung er in Commißion hatte, und das in Archangel segelfertig lag, nach Holland gehn sollte. Er gab mir eine Addresse an den Kaufmann mit, dem die Waaren des Schiffs gehörten, und versprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einschla-

gen wollte; ich aber sollte bey diesem Manne die Nachricht zurück lassen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bey seiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich gieng also in der sechsten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich so unvermuthet und glücklich zu euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ: so gab ich Tompson funfzig Thaler, um sie nach meiner Abreise unter etliche von meinen gefangnen Landsleuten auszutheilen.

Dieß ist das meiste von dem, was mir mein Gemahl, über seine schriftlichen Nachrichten, von seinem Auffenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wieder zusammen gezogen, und das, was zur Geographie oder zur Historie dieses Lands gehöret, mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reisebeschreibung machen wollen. Es hat sich auch seit der Zeit in diesem Reiche vieles verändert, besonders seit der Erbauung der Stadt Petersburg und den grossen Anstalten Peters des Ersten, die so wohl in die Natur des Landes, als in die Gemüthsart der Einwohner einen grossen Einfluß gehabt haben.

Ich eile nunmehr zu dem letzten Periode dieser Geschichte, nämlich zu dem, was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolgt ist. Wir lebten in unserer zweyten Ehe, wenn ich so reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl

schmeck-

hmeckte auf sein erlittenes Ungemach die Freuden er Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühte n meinen Armen wieder auf und bekam die erste ebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück inen grossen Theil entzogen hatte. Die ersten Monate verstrichen uns in der Gesellschaft der Mariane und des Herrn R** meistens unter wechelseitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einsmals meine Heyrath und die Geschichte meiner Ehe mit dem Herrn R** und war in dem Beyseyn desselben umständlich erzähen sollte. Der Graf hatte mich die ganze Zeit aber bey der Hand, als wollte er mir einen Muth einsprechen. Ich fieng die Erzählung mit vieler Dreistigkeit an. Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wußte, daß ich ihm niemals untreu geworden seyn würde, wenn ich nur die geringste Nachricht von seinem Leben gehabt hätte. Allein alles dieses langte nicht zu, mich in meiner Erzählung zu unterstützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutsam sprechen; und ie mehr ich redte, desto mehr fühlte ich, wie viel beleidigendes diese Geschichte für den Grafen in sich hatte, und wie viel kränkendes für mich und für den Herrn R**. Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die theuersten Versicherungen, daß er durch nichts beleidigt würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich sammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes

Herz

Herz weigerte sich, mich fortfahren zu lassen; ich schwieg. Nun sprach der Graf mit einer liebreichen Mine, diese kleine Marter, die ich euch itzt gemacht habe, das soll die Strafe für eure Untreue seyn, und umarmte mich. Und ihr mein lieber R** fuhr er fort, schlagt eure Augen immer wieder auf, und seht zu eurer Strafe eure vorige Gemahlinn in meinen Armen. Er küßte ihn, und ich mußte es auch thun. Nein, sprach er, sie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, so liebt sie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehn, sondern nur das Unglück vorzuwerfen. Mariane, (sie saß bey mir), seht nur, wie euch meine Gemahlinn betrachtet. Kann sie sich wohl besser an mir rächen, als durch eure Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu ersetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam selten von seiner Seite und sann bey jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweisen konnte, schon auf eine neue. Wenn wir unser Herz ausgeredet hatten: so las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr lesen konnte, so that ers. Diese glückliche Beschäftigung mit dem Geiste der besten Scribenten, die der Graf so lange entbehrt hatte, nahm uns den größten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unsere Gespräche, über unsere Mahlzeiten und über alle unsere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Gesellschaften

und

und fühlten doch nie die Beschwerlichkeit der Langenweile. Wenn wir mitten in unsern Vergnügungen recht empfindlich gerührt seyn wollen: so dachten wir unserm Schicksale nach. Diejenigen, die niemals unter grossen Unglücksfällen geseufzt haben, wissen gar nicht, was für eine Wollust in diesen Betrachtungen zu finden ist. Man entkleidet sich in solchen Augenblicken von allem seinen natürlichen Stolze; man sieht, indem man sein Schicksal durchschaut, sein Unvermögen, sich selber glücklich zu machen, und überläßt sich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken lassen. Der Graf setzte zuweilen ganze Tage zu dieser Absicht aus und wandte sie zu Werken der Gutthätigkeit an. Er erkundigte sich nach elenden und unglücklichen Personen; mit einem Worte, Arme, Kranke und Gefangne an diesem Tage zu erquicken und aufrichten zu lassen, das war seine Zufriedenheit. Oft ließ er auch einige von denen, die schon unter dem Elende grau geworden waren, zu sich rufen, und sie an einem Tische zusammen speisen. Es war ihm freylich lieb, wenn er wußte, daß es Leute waren, welche die Gutthat verdienten; allein er stellte deswegen nicht die strengsten Untersuchungen an. Vielleicht, sprach er, lassen sie sich durch die Wohlthaten bessern, wenn sie boshaft gewesen sind; laßt sie auch der Wohlthat unwerth seyn; sie sind doch Menschen. Wenn er hörte, daß sie mit dem Essen bald fertig waren: so gieng

er

er zu ihnen und ließ sich ihr Schicksal erzählen. Fand er eine Person darunter, die ein edles Herz hatte: so nahm er sich ihrer ins besondre an. R** war sein Gehülfe in dieser Tugend, und wem sie beide nicht als Wohlthäter dienen konnten, dem dienten sie doch als vernünftige Rathgeber. Wir fuhren gemeiniglich an diesen Tagen etliche Stunden in die Felder, oder in die Gärten, spazieren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bey dem Mondenscheine durch die Wiesen giengen und den Wagen am Wege halten liessen, ein jämmerliches Gewinsel. Wir näherten uns ungeachtet des tiefen Grases dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperson, welche die Schmerzen der Geburt kaum überstanden hatte und in einem hülflosen Zustande da lag. Herr R** der bey uns war, fuhr den Augenblick in das nächste Landhaus, um ein Weib und andre Bedürfnisse für die Geburt herbey zu holen, und ich machte mich indessen, um diese Unglückliche so gut verdient, als es die Nothwendigkeit erfoderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge schliessen, daß sie keine der Vornehmsten und keine der Geringsten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Theil von ihrem Schicksale zu erklären, weil sie selbst nichts, als etliche unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte. Herr R** kam mit einigen Weibern zurück, und wir liessen die unbekannte Elende auf unserm Wagen in das nächste Dorf brin-

bringen, und kehrten zu Fusse in die Stadt. Nun, sprach der Graf, indem wir zurückgiengen, dieser Spaziergang ist viel werth. Wie schön wird sichs in den Gedanken einschlafen lassen, daß wir zwoen Personen das Leben auf einmal erhalten haben! Das arme Mädchen ist vermuthlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weis, welcher Betrüger sie unter dem Versprechen der Ehe um ihre Unschuld gebracht hat. Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebst Carolinen auf das Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Thränen zerfliessen. Sie war nicht allein wohl gebildet, sie war ausnehmend schön, und eine gewisse schamhafte Mine entschuldigte ihren Fehler zum voraus. Die Liebe, sprach sie, oder vielmehr ein Liebhaber hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu seyn verdiene. Ich habe mich mit ihm seit zwey Jahren versprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich stehe und der mir sein eigen Herz aufdringen wollte, hat unsre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir versprochen, sich im Haag mit mir nieder zu lassen und die Handlung zu treiben. Als wir gestern Morgen in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, sah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genöthigt, vom Wagen abzusteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhabe führte mich in dem Felde herum, um mich

durch

die Bewegung wieder zu mir selber zu bringen. Ich mußte mich endlich niedersetzen, und sobald er sah, was mir für ein Schicksal bevor stund, verließ mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir iemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe also den ganzen Tag auf seine Zurückkunft vergebens gewartet und bin mehr durch das Entsetzen über seine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe, in den sinnlosen Zustand gekommen, indem ihr euch gestern meiner so großmüthig angenommen. Man kann keine grössere Bosheit begehn, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geschmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch hasse ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlassen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute = = Ich suchte sie zu beruhigen und versprach ihr, wenn ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wieder käme, sie zu mir zu nehmen und sie und ihr Kind zu versorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort, und ließ das Kind auf dem Dorfe erziehn.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey mir und hatte nicht das geringste Verlangen in sein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die Erlaubniß dazu wäre angeboten worden. Ueber dieses wußte er, daß der Prinz, dem er sein

Un-

Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem größten Ansehn stund; und was brauchte er mehr, als dieses zu wissen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er, auf alle seine Briefe an ihn, noch nicht die geringste Antwort erhalten, dieses beunruhigte ihn desto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus Londen schon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß sein Sohn durch die Bemühungen des Englischen Gesandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tausend Thalern, seiner Verweisung nach Siberien erlassen worden wäre, von ihm selbst aber hätten er und seine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indessen daß der Graf vergebens auf Steeleyn hoffte, begegnete ihm ein andrer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R** auf das Caffeehaus gegangen, wo die meisten Fremden einzusprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir sagen, er würde mir einen Gast mitbringen, für den ich ein Zimmer zu rechte machen lassen sollte. Er kam, und der Gast war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien so viele Menschenliebe erwiesen, und den seine Geschäfte nach Holland zu gehn genöthigt hatten. Mein Gemahl wahr ausserordentlich erfreut, daß er diesem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er selbst war eben so froh, daß er meinen Gemahl so unvermuthet und so glücklich angetroffen. Er überreichte

mir den Brief aus Siberien, den ich schon eingerückt habe, und versicherte mich, daß er sich in Liesland und Dännemark sehr sorgfältig nach mir erkundigt und doch nicht das Geringste von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich seiner ehrlichen und einfältigen Mine gleich, und seine Sitten gefielen durch sein Herz. Er war schon bey Jahren und sein grauer Bart und sein langer pohlnischer Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Ansehn. Die freundschaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen und ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeigen suchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erstemal von der Tafel aufstunden: so ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Ursache. Ach, sprach der Alte, wenn ich nur so glücklich seyn könnte, noch etliche Stunden bey ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein solch Vergnüegn gehabt, und niemand ist noch so großmüthig mit mir umgegangen, als sie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. Seht ihr, sprach er, meine Gemahlinn giebt euch ihr bestes Zimmer ein. Glaubt ihr nun wohl, daß ihr uns angenehm seyd? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlassen. Nicht wahr, ich wohne hier besser, als in Siberien? Dort habt ihr mich bedienet, und hier wollen ich und meine Gemahlinn euch bedienen. Wir thaten es, und wir alle, Caroline sowohl als

R** bestrebten uns recht, diese acht Tage unserm Gaste zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne untergieng, schlich er sich in sein Zimmer und blieb meistens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieses etlichemal geschah, um die Ursache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R** einmal überraschte und auf den Knieen betend fand. Als diese acht Tage unter tausend kleinen Vergnügen verstrichen waren: so bat er uns, unsere Wohlthaten einzuschränken und ihn wieder fortreisen zu lassen. Er verließ uns einen Tag, um seine Geschäfte zu besorgen, und kam den andern wieder, um Abschied von uns zu nehmen. Nun, sprach er, will ich mit Freuden fortriefen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reise danken, daß ich sie angetroffen habe. Ich bin alt, und ich werde sie alle in dieser Welt wohl nicht wieder sehn. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bey meinem Weibe sterben wollte: so würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlassen. Wir nahmen alle als von einem Vater Abschied von ihm. Ach Herr Graf, fieng er endlich ganz furchtsam an, sie haben mich für meine Dienste reichlich belohnt; aber ich bin gegen sie noch nicht dankbar genung gewesen, daß sie mir das Leben mit ihrer eignen Gefahr erhalten haben. Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Capital von zehntausend Tha-

lern zu heben. Erlauben sie mir die Freude, daß ichs ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen sie den Schein von mir an. Wir versicherten ihn, daß unsere Umstände so beschaffen wären, daß wir nicht Ursache hätten, ihm einen Theil von seinem Vermögen zu entziehn; allein er beklagte sich, daß wir seine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unsrer Tochter, und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, das ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich, und eilte alsdenn, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen. Der rechtschaffne Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke beßre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten, und sie nicht oft durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen. R ** begleitete den Alten etliche Meilen, und konnte gar nicht aufhören, seinen uneigennützigen und grossen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmahlen der Freundschaft, die wir ihm erwiesen, rührte ihn nichts so sehr, als dieses, daß ihn der Graf abmalen und das Bild in seine Studierstube setzen ließ.

Auf diese Freude folgte in einigen Wochen eine noch grössere und eben so unvermuthete. Andreas,

dreas, Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre seinen Geburtstag zu feyern. Er kam einstens sehr früh zu uns, und sagte, weil er genöthigt wäre, auf etliche Wochen zu verreisen, und weil sein Geburtstag morgen einfiele: so wollte er ihn heute feyern und uns bitten, uns gleich mit ihm auf eine Gondel zu setzen, und einmal einen ganzen Tag in seinem zu Hause zubringen. Wir liessen es uns gefallen, und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beschäftigt gewesen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geschickt: so baten wir den Andreas, uns nur so lange Zeit zu lassen, bis ich diesen Brief vollends laut hergelesen, und der Graf uns das, was wir noch umständlicher wissen wollten, erzählt hätte; denn Caroline und R** saßen bey uns. Ach, schrie er ganz ängstlich, daß könnt ihr in meinem Hause auch thun; nehmt den Brief mit, und verderbt mir meine Freude nicht, oder ich reise gleich heute fort und tractire euch gar nicht. Dieses treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in seinem Hause wider seine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in seine grossen Anstalten gar nicht finden. Ich weis nicht, sprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken soll. Wenn nur nicht etwan aus diesem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimnißvoll. Wir scherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf

eine Art, als ob er es gern sähe, daß wir seine kleine List erriethen. Leset nur euern Brief vollends durch, fieng er an, ich will indessen meine Braut holen, oder wenigstens meinen Flaschenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tausend Kleinigkeiten, welche die Gemahlinn des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefschwester nach Curland, mein Gemahl wieder zurück bekommen hatte, weil sie todt war. N** wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wissen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn stehn. Andreas trat aus der Nebenstube wieder herein, als wollte er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht genug beschrieben? sagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freylich sah er vortheilhaft aus, sonst würde ihm das Cosakische Mädchen nicht so gut gewesen seyn. Er hatte grosse schwarze Augen, wie ihr, und . . Indem öffnete Andreas, der nah an der Thüre stund, das Nebenzimmer und rief, nach seinen Gedanken, ganz sinnreich: sah er etwan wie dieser Herr aus? und in dem Augenblicke stund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Sessel aufstehen konnte, und wir sahen ihren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. Nun, schrie endlich Steeley, nun sind wir für alle unser Elend belohnet, und

riß

riß sich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit offnen Armen entgegen. Ach Madame, fieng er an, ich = = ich = ja, ja sie sind es = = und das war sein ganzes Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drey zugleich. O was ist das Vergnügen der Freundschaft für eine Wollust, und wie wallen empfindliche Herzen einander in so glücklichen Augenblicken entgegen! Man sieht einander schweigend an, und die Seele ist doch nie beredter, als bey einem solchen Stillschweigen. Sie sagt in einem Blicke, in einem Kusse, ganze Reihen von Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne sie zu verwirren. Caroline und der Herr R** theilten ihre Freude mit der unsrigen, und wir traten alle viere um Steeleyn und waren alle ein Freund. Dem Andreas mochte unsre Bewillkommung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen bey Seite. Ihr Leute, sprach er ganz bestrafend, vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer seyd und = Setzt euch alle nieder, sonst muß ich den ganzen Tag euern Umarmungen zusehn. Thut es, wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute lustig und nicht so niedergeschlagen seyn. Und damit mußten wir uns niedersetzen. Herr Graf, fuhr er darauf fort, habe ichs nicht listig gemacht? Wir merkten, daß er für seine Erfindung belohnt seyn wollte, und er war es werth, daß wir ihm unser eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte schon zehn Fragen an

Steeleyn gethan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. Seyd doch zufrieden, sprach er, daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geschafft habe. Ihr sollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdenn könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bey mir recht aufgeräumt seyn und recht laut werden sollt. Wir wünschten unstreitig alle, von unserm gebietrischen und uns so unähnlichen Wirthe bald entfernt zu seyn; allein wir mußten uns ihm aus Dankbarkeit Preis geben, und Steeley schien selbst itzt keine Lust zu haben, uns seine Begebenheiten zu erzählen, ausser daß er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. Und von seiner Gemahlinn, fuhr er zum Grafen fort, habe ich einen Brief an euch. Die großmüthige Seele! Ich will euch den Brief aus meinem Coffer langen. Er gieng, und Andreas mit ihm. Wir waren es zufrieden, daß uns Steeley einige Augenblicke verließ, nur damit wir das Verlangen befriedigen konnten, einander unsere Lobsprüche von ihm mitzutheilen. Ist er meiner Liebe werth, sprach der Graf zu mir, und gefällt er euch? Caroline ließ mich nicht zum Worte kommen. Herr Graf, rief sie, ihre Gemahlinn kann nicht urtheilen, sie ist nur von ihnen eingenommen. Fragen sie doch mich, ich wills ihnen aufrichtig sagen, ich und das Mädchen in Siberien, wir = = Hier trat Steeley, mit einem Frauenzimmer an der Hand, herein,

ein, aus deren Gesichte Anmuth und Freude lachten. Sie gieng in Amazonenkleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der Liebe. Ach Gott! rief der Graf, wen sehe ich? Ist es möglich, Madame? oder betrügen mich meine Augen? das ist zu viel Glück auf einen Tag! Madame, redte mich Steeley an, indem ich noch vor Erstaunen immer auf einer Stelle stund: Hier bringe ich ihnen meine liebe Reisegefährtinn, und bitte für sie um ihre Freundschaft. Ich wußte noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht sobald wissen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie selbst schien mich aus eben der Ursache in der Ungewißheit zu lassen. Glaubt es doch, rief mir endlich mein Gemahl zu, sie ist es, der ich meine Befreyung zu danken habe; sie hat mich euch wieder gegeben. Ja Madame, fieng sie an, für diesen Dienst suche ich itzt die Belohnung bey ihnen, und ich bitte nicht um ihre Freundschaft, sondern ich fodere sie von ihnen. Ist es ihnen denn recht lieb, daß sie mich sehn? Ja, ich sehe es, sie fühlen eben so viel, als ich, daß ich sie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, also sind wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen! Ihr Freund, den sie mir hinterlassen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier sah sie Steeleyn mit dem zärtlichsten Blicke an) und :: er mag es ihnen selber sagen. Aber fieng sie ganz sachte zu meinem Gemahle an, wer ist das Frauenzim-

mer und der Herr? (sie meynte Carolinen und R**). Der Graf erschrack und wußte nicht, was er in der Eil sagen sollte. Sie sind = = sie sind unsre Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand und führte sie zu ihr, und der Graf that mit R** eben das. Wir glaubten, daß Andreas das Geheimniß vor unserer Zusammenkunf schon verrathen hätte; denn die Verschwiegenheit war seine Sache nicht. Allein er hatte, entweder um uns zu schonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geschwiegen. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unsere Bewillkommung ganz anzuhören. Jtzt kam er wieder herein und half uns zum Theil aus unsrer Verwirrung. Das ist, fieng er zu der Fremden an, das ist meine liebe Schwester. In dem Augenblicke gieng R** mit niedergeschlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieser nach, ich will nichts sagen. Der Herr Graf wird es schon selbst erzählen. Ach, mein lieber Graf, sprach Steeley, was ist das für ein Geheimniß? Darfs ichs und die Madame nicht wissen? Wer ist der Herr R**? Er ist einer von meinen ältsten Freunden, und wenn ich ihnen alles sagen soll = = hier sahe er mich an und schwieg. Er war mein Gemahl, sprach ich zu meiner neuen Freundinn, ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie hassen mich doch deswegen nicht? Nein, Madame, ich verdiene ihr Mitleiden und

mein

mein Graf = = dieser liebt euch, fuhr er fort, eben so zärtlich, als iemals. Sie sah mich beschämt und eilte, mir durch eine mitleidige Umarmung diese traurigen Augenblicke zu verkürzen. Steeley schien wirklich bey dieser Nachricht etwas von seiner Hochachtung gegen mich zu verlieren. Er sah bald mich, bald den Grafen an. Ist sie denn nicht mehr eure Gemahlinn? sprach er ganz heftig. Sie ist meine Gemahlinn, antwortete ihm der Graf; beunruhigt euch nicht. Ich weis, daß ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag gefehlt. Hierauf gieng unsere Freude, wie vom neuen, an.

Unser stürmischer Wirth nöthigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkosung, und an statt zu essen, sahen wir einander an. Madame, fieng endlich Steeley zu mir an, ihre Augen fragen mich alle Augenbilcke etwas. Beneiden sie mich etwan wegen meiner liebenswürdigen Reisegefährtinn? Oder wollen sie wissen, warum sie nach Holland gegangen ist? Sie will die Juwelen wieder holen, die sie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daß wir ihn hier finden würden, und sie wird so lange bey ihnen bleiben, bis sie ersetzt sind. Ja, sprach ich, wir sind dazu verbunden; aber warum nehmen sie sich der Madame so eifrig an? Erfodert dieses die Pflicht der Reisegesellschaft? Sie hören wohl ver-

versetzte sie, daß er daß Geheimniß meiner Reise gern entdeckt wissen will. Ich soll ihnen sagen, daß ich ihn liebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und besitzt mein Herz, und ihm meine Hand zu geben, habe ich blos auf ihre Gegenwart versparet. Steeley stund auf und umarmte sie. Also sind sie meine Braut? rief er. Ja, sagte sie, und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreisen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück schuldig, denn ohne sie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem ersten Gespräche mit mir, so edel beschrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn sah. Die Vorsehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das seinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und sie, Madame, sollen das Recht haben, unsere Verbindung zu vollziehn, und einen Tag zu unsrer Vermählung anzusetzen, welchen sie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen; und ich, sprach der Graf, meine Gemahlinn von den ihrigen. Ich will mir sie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen lassen, und dieses soll an dem Tage geschehn, da sie ihre Verbindung vollziehn. Amalie, so hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaschenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen sie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich ihnen in Si-

be-

berien die Gesundheit ihrer Gemahlinn zugetrunken. Und aus diesem Glase und von dem Weine, der nicht weit von diesem Lande gewachsen ist, wollen wir sie zum andernmale in Hollend trinken. O wie gut wird mirs schmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich sah das Glas und den Wein an, und sah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichsten Umständen von einer großmüthigen Seele bedauert und geschützt; ich sah sie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben so gut geschmeckt, als dieser. Wir schwiegen vor Vergnügen alle still, bis Andreas endlich unser Stillschweigen unterbrach. Aber, Madame, fieng er lachend an, wie sah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor ihnen stund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig? Seine Mine, sprach sie, richtete sich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundschaftlich bedauerte: so sah er mich zur Dankbarkeit sehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen sein Elend schien: so warf er mir mein kaltes Herz mit einer stolzen Mine vor, die mich leicht errathen ließ, daß er aus Unschuld unglücklich und im Elende auch noch groß gesinnt war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter als ich wünschte. Ein deutsches Unterkleid, sehr abgenutzt, und ein schwarzer rußischer Pelz und ein Paar Halbstiefeln waren sein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes

nes Haar gab indessen seinem Gesichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus seinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerschrocknes Ansehn. Nie war er beredter und in meinen Augen grösser, als da er von seiner Gemahlinn sprach; und ich that von diesem Augenblicke an heimlich ein Gelübde, ihm die Freyheit auszuwirken. Aber ihr verstorbner Gemahl und der Herr Graf, sprach Andreas, waren wohl nicht allezeit die besten Freunde? Was dieser gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach vergeben sie ihm die Fehler seiner Gemüthsart und seines Volks, die ich ungeachtet seiner Neigung gegen mich mehr, als sie, empfunden habe. Unsre Ehe war ein Bündniß, das der Hof schloß, und das ich aus Gehorsam nicht ausschlagen durfte. Indessen ehre ich sein Andenken; so wie ich mein Schicksal an seiner Seite geduldig ertragen und mir, wenn ichs sagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein bessers verdient habe.

Andreas ward zu unserm Glücke durch seine Geschäfte von uns gerufen, und seine Abwesenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was seit seiner Abreise aus Tobolskoy vorgegangen; allein er stand alle Augenblicke vor gar zu grosser Empfindung still, und wir waren zufrieden, das wir diesesmal das Wichtigste von dem erfuhren, was uns Amalie nachdem umständlicher auf folgende Art erzählet hat.

We-

Wenig Tage nach des Herrn Grafen seiner Abreise, fieng sie auf unser Bitten an, starb mein Gemahl an dem zurückgetretenen Podagra. Ich berichtete seinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniß, nach Moskau zurück zu kehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit verschiedne harte Verordnungen aufzuheben, die mein Gemahl in Ansehung der Gefangnen ergehn lassen. Ihrem zurückgelassenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeiten verschaffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu versorgen, was er nöthig hätte, und ließ ihn muthmassen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damals waren meine Wohlthaten wohl blosse Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr, als einmal, und noch dazu in den traurigsten Umständen gesehn, als er auf ihre Fürbitte durch meinen Gemahl nach Tobolskoy zurück berufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude seine Danksagungen für meine Vorsorge überbrachte, und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bey den Unteraufsehern zu bewerkstelligen suchen. Er war in ein besser Behältniß gebracht, und ich hatte schon allerhand Mittel ausgesonnen, wie ich ihm bey meiner Zurückreise nach Moskau diese erträglichen Umstände dauerhaft machen wollte. Ungefehr nach vier Wochen kam ein Befehl an meines

nen verstorbnen Gemahl, daß Steeley frey seyn, und bey der ersten Gelegenheit, die man ihm verschaffen könnte, mit einem Passe versehn, und für sein Geld fortgebracht werden sollte. Ich ließ den Morgen darauf den Juden zu mir kommen, und sagte ihm, daß er Steeleyn eilichst zu mir bringen sollte, und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieses meldete, die Wache nachschicken wollte, ihn abzuholen. Er kam, und ich ließ ihn nebst dem Juden zu mir ins Zimmer treten. Er stattete mir die Danksagung für meine bisherige Vorsorge auf eine sehr ehrerbietige und gefällige Weise ab, und blieb an der Thüre des Zimmers stehn. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? ob er mit seinen Umständen zufrieden wäre? Er beantwortete das erste mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelaßnen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von seinem Schicksale zu machen. Er that es, und ie mehr er redte, desto mehr nöthigte er mir durch seine Worte und durch seine Minen Aufmerksamkeit und Hochachtung ab. Er sah weit besser aus, als vor zwey Jahren, und ich weis nicht, ob ich mirs beredte, oder ob es wahr war, daß ihm der Siberische Pelz recht schön ließ. Ich hörte aus seiner Art zu reden nunmehr sehr wohl, daß er ein edelmüthiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte: so war es vielleicht deswegen geschehn, weil ich bey meinem Zweifel gern widerlegt seyn

wollte.

wollte. Der Graf, dachte ich, hat Recht, daß er ihn so sehr liebt, und so sehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung und Mitleiden; und es ist deine Pflicht, einem so rechtschaffenen und unglücklichen Manne zu dienen. Ich merkte, ie mehr er redte, daß etwas in meinem Herzen vorgieng; allein ich hatte keine Lust, es zu untersuchen, und ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu stören. Ich nannte meine Regungen bey mir selbst, Wirkungen seiner Unglücksfälle, und setzte mich in Gedanken nieder, und ließ ihn lange fortreden, ohne ein Wort zu sagen. Als er mir die Grausamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sidne begangen: so fühlte ich weit mehr, als da sie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Thränen zurück zu halten, und ich wollte doch auch nicht, daß er meine Wehmuth sehn sollte. Ich fragte ihn in der Angst, wie alt sein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht gesehn hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnöthigte, nebst einigen Thränen bey seinem Vater anbringen konnte. Ich führte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umstände seiner Familie und seiner Jugend zurück. Er fieng endlich an, von der traurigen Begebenheit mit seiner Braut in Engelland zu erzählen, und ich ward so gerührt, daß ich recht gewaltsam von meinem Stuhle aufsprang, und ganz nah zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte schon

gewünscht. Er ward bey dieser Erzählung sehr weichmüthig, und endigte sich mit einem Ach Gott! das mir durch die Seele gieng. Er schlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich sie ihm wieder öffnen sollte. Er sah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Mine an, und ich erschrack, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen seiner Befreyung zu holen. Ich suchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich schämte mich vor meiner Unruhe, und glaubte zu meinem Troste, daß sie von den traurigen Erzählungen herstammte, und daß sie durch die Freude, die Steeley über seine Erlösung haben würde, sich bald verlieren sollte. Ich sah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich sah in jedem Blicke die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte indessen bey aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfputze zu verbessern; und mitten in dem Verlangen, Steeleyn seine Befreyung, anzukündigen, überlegte ich noch, wie seine unglückliche Braut ausgesehn hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichsam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öffnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daß mir der Athem fehlte, und daß ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in mei-

nem

nem Gedächtnisse gesammelt hatte. Ich that also an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. Ich will nicht länger ungerecht seyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nachricht vorenthalten, die sie vielleicht schon lange zu hören gewünscht haben. Verstehen sie Rußisch? Er antwortete mir ängstlich, ja, ja, und zitterte, und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich setzte mich nieder, und bat ihn, daß ers auch thun sollte. Er weigerte sich, und ich hielt mich für verbunden, ihm selbst einen Sessel zu reichen, und mich dadurch an dem mir schon beschwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm den Befehl vor, und sagte endlich zu ihm: von dieser Stunde an haben sie ihre Freyheit, und ich bin sehr vergnügt, daß ich die Person habe seyn sollen, die sie ihnen ertheilen muß. Sehen sie mich nicht als ihre Gebieterinn, sondern als ihre gute Freundinn an. Er sprang vom Stuhle auf und küßte mir mit einer unaussprechlichen Freude die Hand, und ich ließ ihn diese Dankbarkeit sehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurücke zöge. Er stammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch diese Sprache gefiel mir. Ich ließ den Aufsehern der Gefangenen Steeleys Befreyung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurück gehn. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis sie mit einer sichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren

können; allein meine Umstände scheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen schon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert seyn, so lange ich noch hier bin. Er nahm Abschied, und ich sah in seinen Augen, daß er mir weit mehr zu sagen hatte, als er sagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Diesem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen sollte. Also war dieser erste Besuch geendiget. Ich trat an das Fenster und wollte ihm nachsehn, und ich fragte mich in dem Augenblicke, warum ich dieses thäte; aber ich that es doch. Ich setzte mich zur Tafel und es reute mich, daß ich ihn nicht bey mir behalten hatte. Der Jude blieb mir schon zu lange, und ich hätte es sicher genung wissen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehen. Ich stellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute durch Hülfe des Juden in wenig Tagen von hier abgehn könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken schon, und wünschte, daß er in meiner Gesellschaft möchte zurück reisen können. Der Jude kam und versicherte mich, daß er seinen Gast sehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verstorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erschrack über diese Nachricht, als ob sie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich mit seiner Anstalt zufrieden. Ich rief den alten deutschen

Be-

Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehn, und sehn sollte, was der Herr, der heute aus dem Arreste gekommen, in seiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu seiner Abreise als eine Standsperson versorgt werden sollte. Er kam wieder und sagte mir, daß er, bis auf das weisse Geräthe und eine Madratze zum Schlafen, mit den nöthigsten Meubeln versehn wäre. Ich reichte ihm alles selbst, was er foderte, und zwar von jeder Art das Kostbarste, und war unwillig, daß der Bediente nicht mehr verlangte. Ich sagte ihm, daß er die Stücke genau zählen sollte, damit keines verlohren gienge, und mein Herz wußte doch nicht das Geringste von dieser wirthschaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaschenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort: so könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er so lange geblieben wäre. Ach, hub er in seiner treuherzigen Sprache an, man kann von dem Herrn gar nicht wieder loskommen. Es ist ein rechter lieber Herr; alles was er sagt, nimmt einem das Herz. O wenn sies nur hätten hören sollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenschaft errettet hat! Er mag recht fromm seyn, und ich weis

nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, sprach er, mein lieber Christian, gebt euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien selber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Ansehn. Wer weis, wie vornehm er von Geburt ist, und hat doch in diesem verwünschten Lande so viel ausstehen müssen! Wenn sie mirs erlauben, so will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohlgehe. Bey ihnen läßt er sich für alle Gnade, die sie ihm erzeigen, ganz unterthänigst bedanken, und um nichts als ein Buch bitten. Es wird auf diesem Zettel stehen. Dieser Zettel war ein Französisches Billet von diesem Innhalte:

Mein Glück scheint mir nur ein Traum zu seyn; und Sie überhäufen mich mit so vieler Gnade, daß ich gar nicht weis, wie ich dankbar genug seyn soll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden, und allen meinen Landsleuten, schon in Gedanken, daß ich das großmüthigste Herz in Siberien angetroffen habe. Ach, Madam, wodurch verdiene ich ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich sie in dem Reste meines unglücklichen Lebens verdienen? durch nichts, als durch Ehrerbietung . . .

Dieser kurze Brief gefiel mir sehr wohl. Ich brachte einen grossen Theil der Nacht mit einer ge-

geheimen Auslegung dieses Briefs zu. „Wo„durch soll ich ihre Sorgfalt in dem Reste meines „unglücklichen Lebens verdienen? durch Ehrer„bietung„. Ich gab diesem Worte eine Bedeutung, wie sie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daß der Tag schon da war. Ich eilte, und beschloß, Steeleyn des Mittags mit mir speisen zu lassen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermuthete, daß er bey seinem neuen Herrn seyn würde, und ich hatte Recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daß er mich bald über seinen neuen Herrn vergessen würde, und schickte ihn mit zwey französischen Büchern wieder an Steeleyn, und ließ ihn bitten, zu Mittage mit mir zu speisen. Ich ließ etliche wenige Gerichte nach deutscher Art zurichten, und ihn zu Mittage in einem Schlitten abholen. Ich hätte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm desto ähnlicher zu seyn; doch war ich sorgfältig genug gewesen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bey dieser Mahlzeit wollte ich, so zu reden, hinter mein eigen Herz kommen, und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundschaft wären. Mein Gast kam, und seine Mine war weit heitrer, als die gestrige, und wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war besser, ob gleich noch Rußisch, gekleidet, als gestern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redten aus ihm. Ich that, als ob meine Vorsorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und setzte mich ganz allein mit ihm zu Tische. Wir brachten über unsrer kleinen

Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es schien mir, daß sie ihm eben so kurz ward, als mir. Er konnte sich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame, und vornehm zu speisen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erschrecken; ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanständigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiste überlegen war. Er mußte mir seine Begebenheiten noch einmal erzählen, und sie rührten mich, als ob ich sie noch nicht gehört hätte. Wir sprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein so grosses Verlangen, ihn wieder zu sehn, daß ich lieber eifersüchtig geworden wäre. Mit einem Worte, mein Gast gefiel mir nach wenig Stunden so sehr, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, mich zu verstellen. Ich wünschte in denen Augenblicken, da uns unser Bedienter verließ, daß er mir etwas verbindliches sagen möchte, nur um zu wissen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der Ehrerbietung, und seine Augen redten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tische aufstunden, Abschied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben sollte, weil ich mich zu verrathen glaubte. Ich ließ ihn also wieder in sein Quartier bringen. Und nun wußte ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daß er mich schon verlassen hatte. Ich war unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, ie weniger

ger ichs seyn wollte. Ich stellte mir vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über diese Vorstellung kleinmüthig, und rächte mich durch Geringschätzung an mir selber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren lassen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beschloß, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieser Zeit, daß sein Herr in seiner Einsamkeit ganz tiefsinnig würde. Wie lieb war mir diese Nachricht! Ich war schwach genug ihn zu fragen, ob er nichts von mir gesprochen hätte. Er lobt sie über die maßen, sprach er, und fragt mich, so oft ich komme, wie sie sich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gast. Er kam, und die Unruhe hatte sich in alle seine Blicke vertheilet. Er hatte sich durch den Juden ein Kleid nach deutscher Art machen lassen, und sah noch einmal so jung aus. Ja, ja, dacht ich, er ist schön, er ist liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Gesichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Ursache fragte, warum er mich nicht so zufrieden sähe, als das letztemal. Ich erschrack über mein verrätherisches Gesicht, und

über die Aufmerksamkeit, mit der er mich betrachtete, und schob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubniß noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurück zu kehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet ihnen? Die Freude über ihre Befreyung herrscht nicht mehr in ihrem Gesichte. Ist es das Verlangen nach ihrem Vaterlande, das sie beunruhiget? Ja, Madame, sprach er, mit niedergeschlagnen Augen. O wie war mir dieses Ja angenehm, das der Ton, mit dem ers aussprach, zu einem Nein machte. Haben sie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in ihrem Vaterlande, die sie erwartet? Warum entziehen sie sich und mir das Vergnügen, von ihr zu sprechen? Ich gebe ihnen mein Wort, daß ich ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um ihre Reise zu beschleunigen und sie von meiner Freundschaft zu überzeugen. Er entwortete mir mit einem verschämten Blicke, und sagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit einem male wissen. Sie schweigen? Also haben sie eine Braut in Londen? Nein, rief er, Madame, der Himmel weis es, daß ich seit dem Tode meiner Braut ohne Liebe gewesen bin. Wie könnte ich ihnen etwas verschweigen? Ach wie könnte ich dieses? Ich bitte sie, vermindern sie ihre Gütigkeit gegen mich. Ich bin unruhig, daß ich sie nicht verdiene. Dieß ist die wahre Ursache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein

Herz

Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm eine entgegengesetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, ie mehr ich ruhig war. Ich redte fast allein, und ich studierte seine Augen und sein Herz aus. Er liebt dich, fieng ich zu mir selbst an, und nichts als die Gesetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen seiner Liebe ein Stillschweigen auf. Er ist verschämt, das wünschest du; und er wünschet, daß du ihn zu dem Fehler nöthigen sollst, dir deine Liebe zu gestehen; und dieses verdient er. Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne sie über die Schranken der Freundschaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein kostbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Gallerie einheitzen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bey mir zu behalten. Als wir in das gröste kamen, in welchem die Risse und Abzeichnungen von Festungen und Landschaften hiengen: so fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil von seiner Arbeit hier fände. Ich sah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, sondern auf mich Acht gab, und ich belohnte ihn gleich dafür. Ich will ihnen ihre Stücke zeigen, sprach ich; mein Gemahl hat mirs gesagt, daß die, unter welchen ein S. stünde, von ihnen wären. Er mag sie mit diesen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, sprach er, Madame, sie könnten mich für alle meine Mühe auf einmal belohnen. Aber nein ... Ich wußte in der That nicht, was er verlangte, und ich

ich bat ihn recht inständig, daß er mirs sagen sollte. Wollen sie mirs vergeben, rief er, wenn ichs ihnen gestehe? denn es ist eine Verwegenheit. Ja, sagen sies. Er öffnete darauf die Thüre von dem vorhergehenden Zimmer und wies auf mein Portait. Madame, dieses Geschenk wollte ich mir wünschen, wenn ich Siberien verlasse. Diese Bitte war mir das angenehmste, was ich von ihm gehöret hatte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich sie anhörte, das Recht, sie zu wiederholen, und er hatte schon das Herz, mich bey der Hand zu fassen und meiner Hand durch die seine, ich weis nicht was für verbindliche Dinge, zu sagen. Ich begab mich geschwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichsam der Gewalt zu entfliehen, die er meinem Herzen anthat. Er merkte seinen Sieg nicht, und glaubte vielmehr, mich beleidiget zu haben. Er war von der Zeit an fast ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine strenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gast, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheimniß unsrer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubniß alle Tage mit einander umzugehen. Wir durften uns vor Niemanden scheuen, als vor uns selbst. Alles stund unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten, zu groß, als daß ich von ihnen bemerkt zu werden hätte fürchten dürfen.

Dem

Dem ungeachtet schienen wir beide bey aller unserer Freyheit und bey unserm täglichen Umgange, an statt daß wir vertrauter hätten werden sollen, einander nur desto fremder zu werden. Er hütete sich, mir die geringste Liebkosung zu machen, und ich nahm mich vielmehr, als im Anfange, in Acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir sahn beide nicht, daß die Behutsamkeit, die wir in unsern Reden und in unsern Handlungen beobachteten, nichts als die stärkste Liebe war: oder besser, wir fühlten die Liebe so sehr, daß wir genöthiget wurden, uns strenge Gesetze vorzuschreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Bescheidenheit mir nach; und was war dieser Zwang anders als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieses einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniß von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehn oder zwölf Tagen so ausgeredet, daß wir fast nichts mehr wußten, und wir wurden desto ärmer an Gesprächen, ie weniger wir unser Herz wollten reden lassen. Wir spielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen ist, und das uns sehr beschwerlich gewesen seyn würde, wenn es uns nicht das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als ausserdem, zu beob-

ach-

achten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte, und ich ließ sie doch nur für seine Augen da. Unsere Spiele wurden alle bald aus. Ich verstund es wirklich besser, als er; allein ein Blick in seine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verschämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genung, mich zu dem einfältigsten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten diesen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden, und wir befanden uns so gut dabey, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unser Umgang hatte nunmehr ungefehr vier Wochen gedauert, und binnen dieser Zeit hatten wir einander nicht länger, als fünf Tage, nicht gesehen, und dennoch waren wir, so sehr wir einander gefielen, nicht vertrauter, als im Anfange; und wir würden unstreitig diesen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unsere Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude besuchte uns nämlich unvermuthet bey Tische und kündigte Steeleyn an, daß morgen eine Lieferung für den Hof nach Moskau abgehen würde, und daß er für so und so viel Geld sicher und ziemlich bequem mit fortkommen könnte. Ich erschrack über diese Nachricht, daß ich nicht ein Wort sagen konnte, und Steeley eben so sehr. Wenn, rief er, wenn soll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich

will

will gleich nachkommen. Der Jude verließ uns. Und nun gieng eine traurige Scene an. Ach Madame, fieng Steeley an, und schon liefen ihm die Thränen über die Wangen; ach Madame, ich soll schon fort? Morgen schon? = = = Und was macht ihnen denn ihre Abreise so sauer? Er entsetzte sich über diese Frage und gerieth in eine kleine Hitze. Sie fragen mich noch, was mir meinen Abschied sauer macht? Sie! Sie! Und auf einmal ward er still und suchte seine Wehmuth zu verbergen. Mit welcher Entzückung sah ich mich von ihm geliebt! Ich schwieg still, oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehn, und ich nahm ihn in der Angst bey der Hand. Wo wollen sie hin? Ich will mich, sprach er, für meine Verwegenheit bestrafen, die ich itzt begangen habe, und Abschied von ihnen nehmen und = = = Aber wenn ich sie nun ersuchte, noch nicht fortzureisen, wollten sie nicht bey mir bleiben? Wollten sie nicht ihr Vaterland, ihre Freunde, einige Zeit später sehn? Ach, Madame, rief er, ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlassen, für sie vergessen. Sagen sie mir nur, ob sie mich = = ob sie mich hassen? Ich liebe sie, fieng ich an, es ist nicht mehr Zeit mich zu verbergen, und wenn sie mich lieben: so bleiben sie hier, und reisen sie in meiner Gesellschaft. Nunmehr wagte er die erste Umarmung, und o Himmel! was war dieses nach einem so langen Zwange für ein unaussprechliches Vergnügen! Wie viel tausendmal sagte er mir,

mir, daß er mich liebte, und wie vielmal sagte ichs, und durch wie viele Küsse, durch wie viele Seufzer wiederholten wir unser Bekenntniß! Nun redte unser Herz allein. Er fragte mich, ob ich seine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geschichte unsrer Empfindungen, und unser Umgang war von dieser Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tausend Freuden zurück. Ich schickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniß zu meiner Abreise zu beschleinigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beysammen gewesen: so wurden uns nunmehr ganze noch zu unserer Liebe zu kurz. Er suchte meine Liebe, die er schon gewiß besaß, durch die bescheidene Art, mit der er sie genoß, erst zu verdienen; und ich, die ich acht Jahre vermählt gewesen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unschuldigsten Liebkosungen erst schätzen. Ich versprach ihm, wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in sein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubniß, dahin zurück zu kehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm insgeheim wegzubegeben. Bis auf diese Zeit, sprach ich, bin ich ihre Braut, und so bald wir uns an einem Orte niederlassen, ihre Gemahlinn.

Wir

Wir unterhielten uns mit den Vorstellungen von unserm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, als ich endlich die Erlaubniß und die Passeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurück zu begeben. Mein Liebhaber war gleich bey mir. Und wie eilten wir, aus diesem traurigen Lande zu kommen! Der Commendant von einem nah gelegenen Schlosse war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er sah sie nicht an. Ihr Gemahl, sprach er, war mein guter Freund und auch ein Freund des Hofs. Er wird schon gut hausgehalten haben, und ich bin alt genung, ihm bald im Tode nachzufolgen. Ich bat ihn, daß er Befehl zu meiner Abreise geben, und die Meubeln und das Haus meines Gemahls von mir zum Abschiede annehmen sollte. Ich nehme es an, sprach er; sie aber haben die Freyheit, was ihnen gefällt, mit sich zu nehmen; die ihrem Stande gemässe Bedeckung ist alle Stunden zu ihren Diensten.

Ich reiste also mit zween Wagen unter einer starken Bedeckung in der Mitte des Junius fort. Mein Gemahl hatte mir über hundert tausend Rubeln meistens an Golde und Juwelen hinterlassen. Die eine Hälfte nahmen wir auf unsern Wagen, und die andere auf den, wo unser Christian nebst einigen befreyten Gefangnen, saß. Steeley ließ, ehe wir abreisten, alle Gefangene, in und um To-

bolskoy herum, kleiden, sie drey Tage speisen, und jedem etliche Rubeln geben. Es mochten ihrer etliche funfzig seyn.

Wir kamen nach einer beschwerlichen Reise von fünf Wochen, die wir Tag und Nacht fortsetzten (weil die Nacht in den warmen Monaten fast so hell wie der Tag bleibt) glücklich in Moskau an. Ich wollte nicht öffentlich bey Hofe erscheinen, und ich suchte nichts, als der Geliebten des Zaars, deren Fräulein ich gewesen war, insgeheim aufzuwarten. Die großmüthige Catharina empfieng mich auf dem Lustschlosse Taninska sehr liebreich. Ich mußte acht Tage bey ihr bleiben; allein alle die Gnade, die sie mir unter dieser Zeit erwies, war mir ohne meinen Geliebten eine unerträgliche Last. Sie hörte, daß ich nichts wünschte, als das Glück, nach Curland zurück zu kehren, und sie verschaffte mirs, weil sie mir befehlen durfte. Ich eilte nach der Stadt zurück, und ließ meinen lieben Reisegefährten, der bey dem englischen Kaufmanne abgetreten war, aufsuchen. Mein Christian brachte mir die betrübte Nachricht, daß er krank und nicht im Stande wäre, zu mir zu kommen. Ich ließ mich den Augenblick zu ihm fahren. Seine Krankheit war nichts, als der Kummer um mich. Ach, rief er mir entgegen, habe ich sie nicht verlohren? Sind sie noch meine beständige Freundinn? Ich bewies es ihm, und blieb den ganzen Tag bey ihm. Er zeigte mir Briefe aus Londen, und insonderheit die, welche

che der Herr Graf an ihn zurückgelassen hatte. Es war wirklich mein Vorsatz nach Curland zu gehn, und nichts, als die Schwachheit meines Geliebten, hinderte die Abreise. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, sprach er zu mir, er hat seine Gemahlinn wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reisen? wie glücklich würden wir bey ihm seyn! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beschlossen, wir giengen nach Holland: Ich setzte mich mit ihm zu Ende des Augusts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgestanden, die uns nichts gethan, als daß sie uns ein Paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir sind schon vor vier Tagen ans Land gestiegen und gestern früh zu Lande hier angekomen.

Dieß war die Geschichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beiden ersten Tage verstrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Caroline kleideten unsere Braut an, und verliebten uns recht in sie, so reizend war sie; allein der, für den sie so reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten sie in sein Zimmer. Itzt, sprach sie, ist es noch Zeit, wenn sie Lust haben, eine andere zu wählen, und umarmte ihn. R** kam bald darauf

mit seinem guten Freunde, einem Prediger bey der französischen Gemeine, der sie vermählen sollte. Er hatte ihm die Umstände von beiden gesagt. Wir setzten uns nieder, und wir wußten nicht, daß unser Geistlicher eine Rede halten würde. Er that es mit so vieler Beredsamkeit und mit so vielem Geiste, daß wir alle ausser uns kamen, und uns keine grössere Wollust auf diesen Tag hätten erdenken können. Er redte von den wunderbaren Wegen der Vorsehung bey dem Schicksale der Menschen. Man stelle sich den Grafen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, seine Braut, mich, kurz, uns alle vor, wenn man wissen will, was diese vernünftige Rede für einen Eindruck in unsere Herzen machte. Unsere Seele erweiterte sich durch die hohen Vorstellungen, um den Umfang der göttlichen Rathschlüsse in Ansehung unsers Schicksals zu übersehn, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchsen mit unsern erhabnen Vorstellungen. Leuten, die niemals im Unglücke gewesen, Leuten, die zu frostig sind, andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieser Rede schöpften, als ein scheinheiliges Räzel vorkommen. Sie werden sich nicht einbilden können, wie sich solche ernsthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe schicken; allein sie werden nur auch nicht zumuthen, daß ich ihnen eine Sache beweisen soll, die auf die Empfindung ankömmt.

So vergieng der Vormittag, und Steeley und Ama-

Amalie waren verbunden, und unser Bündniß war auch wieder erneuert. Unser Geistlicher, der uns ein recht lieber Gast gewesen seyn würde, wollte nicht bey uns bleiben, so sehr wir ihn auch baten. Er sagte, daß er den Nachmittag bey einem jungen Menschen zubringen würde, der sich aus Schwermuth das Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbstmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbesserung seiner elenden Umstände etwas beytragen und ihn mit einigen Arzneyen versehen lassen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemühts durch ein verdorbnes Blut noch mehr unterhalten würde. Weil es schien, daß er die besondern Umstände dieses Menschen mit Fleiß verschwieg: so wollten wir nicht zur Unzeit neugierig seyn. Wir fragten also nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferinn, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er sich gestern durch ein Messer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir sagten ihm, daß er nicht bitten, sondern uns vorschreiben sollte, wie ers mit dem Kranken gehalten wissen wollte; weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unserm Vermögen zu dienen. Wir schickten ihm, sobald der Geistliche weg war, Betten, und andere Sachen. Unser Doctor mußte kommen, und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredt habe, und die itzt Aufseherinn in meinem Hause war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was

er für Anstalten wegen der Speisen und des Getränks machen würde, damit sie alles nach seiner Vorschrift einrichten könnte.

Wir setzten uns zur Tafel, und wir wären eines solchen Tages nicht werth gewesen, wenn wir ihn nicht zu geniessen gewußt hätten. Eins war zu dem Vergnügen des andern sinnreich; und Kleinigkeiten, die andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geschmacks, vorüber gehn, dienten uns in unserer Gesellschaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigsten Mittel der Freude am wenigsten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des Cosackischen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erschreckten, beseelten unsere Vertraulichkeit, und jeder unschuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufseherinn, die wir zu dem Kranken geschickt hatten, kam mit offnen Armen zurück und erzählte uns, daß sie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daß es der Elende selbst wäre, für den wir gesorgt hätten. Er, rief sie, hat mir alles mit tausend Thränen abgebeten, und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewissen hat ihn mehr als zu sehr bestraft. Er sagte mir, daß er sich, da er mich so boshaft verlassen, nach Harlem gewendet, und sich allen Ausschweifungen überlassen hätte, um nicht an das zu denken, was er gethan. Einige Monate sey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er sich der entsetzlichen Vorstellungen, daß er mich

und

und die Frucht unsrer Liebe durch seine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genöthiget, an den Ort zurück zu kehren, wo er mich verlassen, und da er weder das Herz gehabt, sich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er es thun sollte: so hätte ihn endlich eine alte Schifferinn auf eben der Wiese, wo er von mir gewichen, und auf der er schon zween Tage zugebracht, in der größten Verzweifelung angetroffen und ihn mit sich in ihre Hütte genommen. Hier hätte er, da er ohnedieß nichts mehr zu leben gehabt, sein Elend durch den Selbstmord endigen und sich zugleich für seine Bosheit bestrafen wollen. Es steht bey ihnen, fuhr sie fort, ob sie ihm durch ihre Wohlthaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidiget hätte; allein (hier sah sie mich an) sie zu verlassen, das kann ich nicht .. Sie verdiente unsere Gewogenheit und unser Vergnügen über ihr Glück. Wir liessen ihren Liebhaber in das Haus neben uns bringen und besuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, seine Geliebte wieder gefunden zu haben, hatte ihm so viel Lebhaftigkeit ertheilt, daß er mit uns sprechen und uns seinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzählen; allein wir waren mit seiner Reue zufrieden und erliessen ihm die Schaam, sein eigner Ankläger zu werden. Wir sahen in seinem zerstreuten und ausgezehrten Gesichte noch Spuren genung von einer angenehmen Bildung

und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, u. wegen seiner Jugend der Vergebung und des Mitleids desto würdiger.

Den Rest des Abends brachten wir mit einer Musik zu, die wir uns selber machten. Ich spielte den Flügel, und bald sang ich selbst, bald Amalie, oder Caroline, dazu. Meine kleine Tochter, die in das sechste Jahr gieng, war so verwegen, Steeleyn zu einem Tanze aufzufodern, und sie hätte uns bald alle zu dieser Lust verführt. Wir führten endlich unsre beiden Vermählten in ihr Schlafzimmer und überliessen sie den Wünschen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathschlagte, was wir unserm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat der Bediente herein und sagte, daß ein Engelländer meinen Gemahl sprechen wollte. Sobald er die Thüre öffnete, so sagte uns sein Gesicht, daß es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt; aber seine muntern Augen, sein rothes Gesicht, und trotziger Gang, widerlegten seine Haare. Ich suche, fieng er auf französisch an, meinen Sohn bey ihnen, oder da ich in meinem Leben wohl nicht so glücklich seyn werde, ihn wieder zu sehen: so will ich wenigstens hören, ob sie nicht wissen, wo er ist. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weis, daß er aus seinem Elende in Siberien hat sollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen so theuern Freund von meinen Sohne zu sprechen, bin ich in meinem neun und siebenzigsten Jahre noch einmal

zur

zur See gegangen. Ihre Reise, fieng mein Gemahl an, soll sie nicht gereuen. Ich habe Briefe von ihrem Sohne aus Moskau, und kann ihnen die erfreuliche Nachricht von seiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können sie sich hier aufhalten? Das ganze Jahr hindurch, sprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte seine väterliche Neubegierde mit einigen besondern Nachrichten, und ich eilte zu unsrem zärtlichen Paare, um zu sehen, ob sie angekleidet wären. Sie giengen beide noch in ihren Schlafkleidern, und ich ließ dem Grafen heimlich sagen, daß sie aufgestanden wären. Mein Gemahl, sprach ich, nach einigen kleinen Fragen, wird gleich kommen und sie zu einer Spazierfarth einladen. Indem öffnete er schon die Thüre und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblicke riß sich Steeley von seiner Gemahlinn, die ihn in den Armen hatte, los, und lief auf seinen Vater zu. Der Alte sahe ihn nach der ersten Umarmung lange an, ohne ein Wort zu sagen. Ja, rief er endlich, du bist mein Sohn, du bist mein lieber Sohn; Gottlob! nun will ich gern sterben. Mein Sohn, gieb mir einen Stuhl, meine Füsse wollen mich nicht mehr halten. Amalie langte ihm einen und wir traten alle vor ihn. Seine erste Frage war, wer Amalie wäre. Seit gestern, sprach sie, bin ich die Gemahlinn ihres Sohnes. Sind sie mit seiner Wahl zufrieden? Er nahm sie recht liebreich bey der Hand. Ist es gewiß, daß sie meine Tochter sind: so küs-

sen sie mich, und sagen sie mir, aus welchem Lande sie sind. Er machte ihr darauf die größten Liebkosungen, und that allerhand Fragen, die seinem ehrlichen Charakter gemäß und uns deswegen angenehm waren, wenn sie gleich nicht die wichtigsten waren. Es mißfiel ihm, da er hörte, daß wir nicht getanzt hätten. Nicht getanzt? fieng er an, wie traurig muß diese Hochzeit gewesen seyn! Nein, was unsere Vorfahren für gut befunden haben, daß muß man nicht abkommen lassen. An seinem Hochzeittage muß man froh seyn. Wenn wir nach Londen kommen: so will ich alles so anordnen, wie es an meiner Hochzeit war. Es sind Gottlob! schon funfzig Jahre verstrichen, und ich weis alles noch so genau, als ob es erst gestern geschehen wäre. Es ist wahr, sprach er zu Amalien, sie sehn viel schöner aus, als meine selige Frau an ihrem Brauttage sah; aber sie war viel besser angezogen. Er beschrieb ihr mit der Freude eines Alten, dem das gefällt, was in seiner Jugend Mode gewesen, den ganzen Anzug seiner Frau, und sie versprach ihm, wenigstens um den Kopf und den Hals einen Theil von diesem Staate nachzuahmen. Sie that es auch, und in einem engen Leibchen und grossen weißen Ermeln, drey oder viermal mit Bande gebunden, und in Locken, die bis auf die Schultern hiengen, gefiel sie ihm erst recht wohl. Sein Sohn mußte ihm sein Schicksal erzählen. Er weinte die bittersten Thränen, wenn Steeley auf eine betrübte Begebenheit kam; und mitten unter den Thränen machte er hier und da

noch

noch allerhand Anmerkungen. Er fuhr ihn z. E. bey dem Anfange seiner Geschichte recht väterlich an, daß er den Gesandten verlassen hätte und ein Soldat geworden wäre. Bald darauf umarmte er ihn, daß er so rechtschaffen an dem Grafen gehandelt hätte, als er auf dem Wege krank geworden. Da erkenne ich meinen Sohn, rief er. Gott weis es, ich hätte es eben so gemacht; das heißt seinen Freunden in der Noth dienen! Bey der Begebenheit mit dem Popen in Rußland machte er ihm keine Vorwürfe. Deine Liebe zur Wahrheit, sprach er, ist dir freylich übel bekommen, und ich wünschte, es wäre nicht geschehn; aber es ist doch allemal besser, seine Meinung frey heraus zu sagen, als mit einer niederträchtigen Furchtsamkeit zu reden. Ich sehe dich, weil die Sache von der Religion hergekommen ist, als einen Märtyrer an; und ich danke Gott für den Muth, den er dir gegeben hat. Bey den grossen Diensten, die der Graf Steeleyn in Siberien erwiesen, nahm er eine recht majestätische Mine an. Nun, sprach er, das ist Großmuth! mehr kann kein Freund an dem andern thun. Ach Herr Graf, sie haben noch ein redlicher Herz, als ich und mein Sohn. Ihnen habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich sie rühmen. Die Geschichte ihrer Liebe mit Amalien trug Steeley auf der Seite vor, wo er wußte, daß sie seinen Vater am meisten rühren würde. Er ließ alles Freundschaft in ihrem Umgange seyn, und die Liebe nicht eher, als kurz vor der Abreise aus Moskau, entstehen. Alles gefiel

fiel ihm, alles war schön an Amalien, und ie mehr er aus der ganzen Erzählung schloß, daß Amalie vor ihrer Vermählung seinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, desto freudiger ward er, und desto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendiget war, umarmte er Amalien noch einmal. Ach, sprach er, mein Sohn ist ihrer nicht werth. Er verdient eine liebe Frau; aber wodurch hat er sie verdient? Kommen sie mit nach Londen, ich habe ein grosses Haus, und es ist in der ganzen Welt nicht besser, als in Londen? Was, fieng ich an, als in Londen? und hier bey ihnen, fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch etliche Tage bey mir behalten, und mir seine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen lassen wollte. Er war wirklich bey allen seinen kleinen Fehlern ein rechter liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er sie begieng, machte sie angenehm. Er war dreist, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und seine Vorurtheile waren entweder unschuldig, oder doch dem Umgange nicht beschwerlich. Wir begiengen diesen und den folgenden Tag das Hochzeitfest nach seinem Plane. Er war auf die anständigste Art munter, und weckte uns alle durch sein Beyspiel auf. Sein Leibspruch war, man kann fromm und auch vergnügt seyn. Mein Sohn, sprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun soll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denselben Abend bis um eilf Uhr, und war gegen N.. und den Grafen, und gegen seinen Sohn selbst, ein Jüngling. Das heißt, fieng er an, recht ausgeschweift,

schweift. So spät bin ich seit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber ist doch das Tanzen keine Sünde. Wenn ich nun auch diese Nacht stürbe, so würde mir meine Freude doch nichts schaden. R** fragte ihn bey dieser Gelegenheit, wie er sich denn bis in sein hohes Alter so munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode besiegt hätte, da er ihm nach seinen Jahren so nah wäre. Daß ich noch so munter bin, sprach er, das ist eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den ersten Jahren an gewöhnet worden bin. Und warum sollte ich mich vor dem Tode fürchten? Ich bin ein Kaufmann, ich habe meine Pflicht in Acht genommen, und Gott weis, daß ich Niemanden mit Willen um einen Pfennig betrogen habe. Ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen, und Gott wird es auch gegen mich seyn. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser seyn ** Mußte man einen solchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinn umgegangen war, und doch ein so edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das grosse Vermögen, das Amalie besaß, keine besondere Freude. Mein Sohn, sprach er, du hast ein Glück mehr, als andre Leute; aber du hast auch eine Last mehr, wenn du dein Glück recht gebrauchen willst.

Nachdem er das Vergnügen eingesammelt hatte, das sich ein Vater in seinen Umständen wünschen konnte: so waren alle unsre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in sein Vater-

land

land abzuhalten. Ich will in Londen sterben, sprach er, und bey meiner Frau begraben werden; lassen sie mich reisen, ehe die See stürmisch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurück lassen und zufrieden seyn, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Steeley wollte seinen Vater nicht allein reisen lassen, und sich doch auch nicht von uns trennen. Mit einem Worte, wir entschlossen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach Londen zu begleiten und den Winter über da zu bleiben. Dieses hatte der Alte gewünscht; aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, stifteten wir noch ein gutes Werk. Wid, so hieß der junge Mensch, der seine Geliebte ehemals verlassen hatte, war völlig von seiner Krankheit wieder hergestellt. Er wünschte nichts, als seine Braut zu besitzen, und mit seinem Vater wieder ausgesöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geschrieben; aber er wollte nichts von seinem Sohne mehr wissen, und versicherte uns, daß er ihn, so geringe sein Vermögen wäre, doch schon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir sahen, daß er die Thorheit seiner Jugend in seinen männlichen Jahren wieder gut machen würde. Er hatte in Leiden bis in sein siebenzehentes Jahr studirt, und nachdem auf seines Vaters Willen in ein Contoir gehen müssen. Andreas war auf das erste Wort willig, ihn in seine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie stattete die Braut sehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben

ihm

ihm auch tausend Thaler. Wir streckten ihm überdieß noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles dieses seinem Vater, um ihn desto eher zu gewinnen. Wir überliessen also Carolinen unsre Tochter und unser Haus zur Aufsicht, und giengen zwölf Tage nach des alten Steeley Ankunft zur See. Der Wind war uns so günstig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von Londen waren. Wir trafen ein Paquetbot an, und um eher am Lande zu seyn, setzten wir uns in dieses; allein zu unserm Unglücke. Wir waren alle in dem Boote, bis auf den alten Christian der Amalie. Dieser wollte seinem Herrn die Chatoulle, in welcher der größte Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach; allein vergebens. Christian, es mag nun seine Unvorsichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes Schuld gewesen seyn, ließ vor unsern Augen die Chatoulle in die See fallen, und schoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er sich zu sehr über Bord gehoben hatte, selbst nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als funfzig tausend Thalern war in einem Augenblicke verlohren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalie zu ihrem Manne an, noch so lieb, als zuvor? Steeley betheuerte es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war sie zufrieden. Der alte Steeley, so wenig er das

Geld

Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergessen. Er hielt dem alten Christian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn sie getrost, sprach er, ich habe, Gottlob! so viel, daß sie beide nach meinem Tod ohne Kummer mit einander werden leben können. Den armen Christian kostete diese Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach Londen und starb bald nach unsrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine ausserordentliche Liebe für desen Menschen, und sie liessen ihn den verursachten Verlust so wenig entgelten, daß sie ihn vielmehr für seine Treue auf die großmüthigste Art noch auf seinem Sterbebette belohnten. Sobald sie vom Doctor hörten, daß wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig wäre: so liessen sie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht sichtbar zu überführen, daß sie nicht auf ihn zürnten; denn dieses war sein Kummer. Kurz vor seinem Tode besuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und setzte sich vor das Bette des Kranken, um ihn sterben zu sehn. Er hat ein sanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es seyn müßte, ich wollte gleich mit ihm sterben. Der Sterbende schien sich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem schoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Christian war todt. Bin ich nicht erschrocken? rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte sich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen lassen.

Laßt

Laßt mir meinen Großvaterstuhl bringen, fieng er an, in diesem will ich sterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stuhl, und er ließ ihn vor das Fenster, das nach dem Garten gieng, setzen, damit er den Himmel ansehen könnte. Er hub seine Hände auf und bat uns, (wir waren alle zugegen) daß wir ihn nicht stören sollten. Nachdem er sein Gebet verrichtet, rief er seinen Sohn. Ich fühle es, sprach er, daß ich bald sterben werde. Der gute Christian hat mich recht erschreckt; aber wer kann dafür. Hier hast du den Schlüssel zu meinem Schreibetische. Gott segne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlasse; es ist kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geschickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader, wozu der Alte anfangs gar nicht geneigt war. Doch es gieng kein Blut. Er schlug ihm eine an dem Fuße, und auch da kam keines. Sieht er, sprach der Alte, daß seine Kunst nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hoffnung? Keine, sprach der Medicus. So gefällt er mir, war seine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen sie sich, fuhr der Doctor fort, der guten Augenblicke, wenn sie noch einige Anstalten zu treffen haben. Der Alte lächelte: als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anstalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen,

wenn er will, ich bin fertig, bis auf das Abschiednehmen. Wo sind meine Kinder, und meine lieben Gäste? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbesondere Abschied. Ach, fieng er darauf an, wie schön wirds in jener Welt seyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werd ich von ihnen am ersten da umarmen? » » Es wird mir ganz dunkel vor den Augen; aber sonst ist mir recht wohl, recht » » Bey diesen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf starb er.

Der Anfang unsers Aufenthalts in London war also traurig, und das Geräusche der Stadt und der Besuch ward uns so beschwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entschlossen, den Rest des Herbsts, und den Winter selbst auf Steeleys Landgute, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daselbst sechs Monate recht zufrieden und meistens einsam, außer, daß wir zuweilen die Schwester von der ehmaligen Braut unsers Steeley besuchten, und wieder von ihr besucht wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entschlossen, niemals zu heirathen. Niemand, als sie wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Loewenhoeck. Dieses Frauenzimmer, die nichts weniger, als schön war, besaß doch die liebenswürdigsten Eigenschaften. Amalie,

lie, sie, und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schwester zu, und ehrten ihr Andenken mit unsern Thränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus Londen besuchten nunmehr das Land. Das nächste Gut an dem unsrigen gehörte dem Staatssecretair Robert. Dieser hatte mit Steeleyn ehmals in Oxford studirt, und Steeley war sehr begierig, ihn nach so vielen Jahren einmal wieder zu sehn. Er schrieb an ihn, so bald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniß, daß er ihn nebst seiner Frau, und noch ein Paar guten Freunden besuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurück gekommen war, schickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnsucht und Freundschaft, und zugleich seinen eigenen Wagen. N. war unpaß, und wir fuhren also ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präsentirte ihm meinen Gemahl unter seinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht. Unser Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungestört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergesetzt, und außer den Complimenten noch nichts gesprochen, als der Bediente des Staatssecretairs herein trat, und iemanden anmeldete, aber so sachte, daß wir

nichts, als das Wort, Abgesandter, verstehen konnten. Müssen wir denn gestört werden? fieng Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebst dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben sitzen, und erwarteten mit größtem Verdruß den neuen Gast; aber o Himmel, was für ein Anblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S.. herein geführet brachte! Wir sprangen beide von der Tafel auf, und wußten nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben sollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er seinen Augen nicht trauen wollte; indem sah er den Grafen, und erschrack, daß er blaß wurde. Robert merkte nichts von diesem Geheimnisse, und nöthigte den Prinzen und uns, die er seine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte sich, und sagte, daß er schon gefrühstückt hätte und nur gekommen wäre, sich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daß er ihm Gesellschaft leisten wollte; allein er nahm es nicht an. Geben sie mir ihren Jäger mit, sprach er ganz zerstreut; auf den Abend will ich gewiß ihr Gast seyn. Indem machte er uns allen ein Compliment, und Robert begleitete ihn. Ach, fieng mein Gemahl zu Steeleyn an, wo haben sie uns hingeführt? Wie wird mirs und meiner Gemahlinn ergehen? Das war der Prinz von S. Er wird in den Verrichtungen seines Königs hier seyn, und ich ch.. Robert kam mit einer unruhigen Mine wieder.

wieder. Ich weis nicht, sprach er, warum der Prinz so bestürzt war. Er muß iemanden von ihnen kennen, oder zu kennen sich einbilden. Er fragte insonderheit nach ihnen; (er meynte den Grafen) allein ich sagte ihm, daß ich mit meinen Gästen selbst noch nicht bekannt wäre. Er ist in den Angelegenheiten des Königs von Schweden seit kurzer Zeit hier, und wird vermuthlich bald wieder von hier zur Armee abgehn. Unser Wirth schloß aus unsrer Bestürzung auf ein Geheimniß, und bat, daß wir ihm die Sache entdecken sollten, wenn sie nicht von Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles sagen, fieng der Graf an, und zum voraus um ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G * * Mein Name wird ihnen durch mein Unglück vielleicht schon bekannt seyn. Ich bin vor zehn Jahren als ein Schwedischer Obrister so unglücklich gewesen, daß mir das Leben durch das Kriegsrecht abgesprochen worden ist Darauf erzählte er ihm das Uebrige, und wie er zu seiner Sicherheit, als ein Gefangener der Russen, den Namen Loewenhoeck angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, ist mein Feind, und meine Verurtheilung ist vielleicht eine Wirkung seiner Rache gewesen. Ich will ihnen die Ursache nicht sagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu suchen. Sie ist ihm vielleicht nachtheiliger, als seine Rache selbst. Ich schließe aus seiner Bestürzung, daß er mich für

todt

todt muß gehalten haben, und wer weis, ob nicht die Zeit seinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich, schloß er endlich, nicht so unschuldig, als ich ihnen gesagt habe: so lasse mich Gott noch durch die Verfolgung dieses Prinzen sterben. Unser Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Gesichte trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben sie bey mir, sprach er. Ich will alle mein Ansehn bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlassen sie sich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegen fahren, und ihn zurück holen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen sagen, was sie thun sollen. Erzählen sie mir indessen alles, was zu ihrem Schicksale gehört, denn ich sehe doch, daß wir itzt nicht essen können. Wir thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht sagen; ich will es ihnen aber beweisen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daß wir uns bis zu seiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten sollten. Wir erwarteten ihn daselbst zwischen Furcht und Hoffnung, und waren beynahe entschlossen, ohne seine Erlaubniß wieder zurück zu kehren. Endlich sahen wir ihn nebst dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte sich über diesen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederschlug, und umarmte ihn,

nach-

nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund, sprach er, wenn ichs auch nicht immer gewesen bin, und ich wünschte, daß sie der meinige werden möchten. Wir haben sie alle für todt gehalten. Ich weis, daß ihnen bey der Armee zu viel geschehen ist, und es kömmt auf sie an, was sie für eine Genugthuung fodern wollen. Keine, antwortete der Graf, als diejenige, die sie mir schon ertheilt haben, nämlich daß ich unschuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie sind ihrer so werth, versetzte der Prinz, daß ich ihnen in seinem Namen zweyerley zum voraus verspreche. Wollen sie mit nach Schweden und zur Armee zurück kehren: so biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieß wird die beste Ehrenerklährung für das seyn, was ihnen als Obersten Schuld gegeben worden ist. Wollen sie dieß nicht: so bleiben sie hier. Ich will es bey dem Könige so weit bringen, daß sie als Schwedischer Envoye bey meiner Abreise zurück bleiben sollen. Sagen sie ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, sie zu überzeugen, daß ich sie so hoch schätze, und das Vergangene wieder gut machen will. Der Graf schlug beides aus. Ich bin zufrieden, sprach er, daß sie mein Freund sind, und mich in die Gnade des Königs von neuem setzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen, und glücklich seyn, um

vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geschäffte beschliessen. Robert mengte sich endlich in das Gespräch, und unsere Furcht vor dem Prinzen verminderte sich. Es sey nun, daß seine Rache gesättigt war, oder daß ihn sein Gewissen gequält hatte: so bezeugte er den ganzen Abend eine ausserordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er so viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that so großmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidigt worden. Der Prinz nahm noch denselben Abend von uns Abschied, weil er sehr früh wieder zurück nach London wollte. Wenn sie mein Freund sind, sprach er zum Grafen, so besuchen sie mich noch diese Woche, oder ich komme zu ihnen. Der Graf versprach es ihm, allein er konnte sein Wort nicht halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andern male verlieren sollte. Denn in eben dieser Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unserm großmüthigen Wirthe auf unser Landgut zurück, und das Fieber ließ den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen so entkräftet, daß er die Hofnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von seiner Seite, und suchte mir ihn recht wider den Willen des Schicksals zu erhalten; so vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor seinem Ende wünschte er, daß ihn

der

der Prinz besuchen möchte. Wir liessens ihm eiligst melden, und er war den Tag darauf schon zugegen. Sehn sie, sprach der Graf, daß ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abschied von ihnen nehmen, und sie und mich überzeugen, daß ich als ihr Freund sterbe. Der Prinz war so gerührt, und zugleich so beschämt, daß er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette sitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit seinem Mitleiden. Der Graf ward so schwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen, ihn zu verlassen. Der Prinz gieng mit größter Wehmuth fort, und wagte es nicht, von mir Abschied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu sich selber. Amalie, Steeley und R. der doch selbst noch krank war, traten alle zu ihm. Bald, sprach er zu mir, hätte ich euch nicht wieder gesehn. Ach meine Gemahlinn, der Tod ist nicht schwer; aber euch und meine Freunde zu verlassen, das ist bitter. Ich sterbe; und ihnen, mein lieber R . . überlasse ich meine Gemahlinn. Er starb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über seinen Tod nicht beschreiben. Er war ein Beweis der zärtlichsten Liebe, und bis zur Ausschweifung groß. Ich fand eine Wollust in meinen Thränen, die mich

viele Wochen an keine Beruhigung denken ließ, und Amalie klagte mit mir, an statt, daß sie mich trösten sollte. R = = mußte die Zeit über das Bette hüten, und auch dieses vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein sann auf meine Ruhe, und nöthigte mich, da die beste Zeit des Jahres verstrichen war, mit ihm nach Londen zurück zu kehren.

Das erste, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe von Londen wegzugehen, und wagte es in Roberts Gesellschaft bey unsrer Ankunft mir die Condolenz abzustatten. Er wiederholte seinen Besuch binnen zweeen Tagen etliche mal, und begehrte, daß ich ihm eine Bittschrift an den König mitgeben und um die Ersetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten sollte. Ich gab ihm eine, bloß um ihn nicht zu beleidigen. Noch an eben dem Tage erhielt ich einen Besuch von dem Staatssecretair. Ich will ihnen, fieng er nach etlichen Complimenten an, die Ursache meines Besuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weis nicht, ob sie mich ohne Unwillen anhören werden. Wissen sie, daß ihm seine Gemahlinn vor etlichen Jahren gestorben ist? Er wünscht, sie als Gemahlinn mit nach Schweden nehmen zu können, und es ist nichts gewisser, als daß er sie auf das äusserste liebt. Mit einem Worte, er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf, oder nicht. Nunmehr

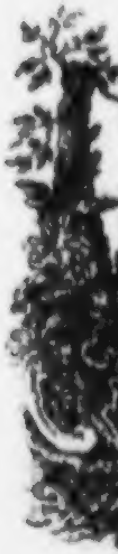
habe

habe ich ihnen alles gesagt, und sie dürfen sich bey ihrer Antwort nicht den geringsten Zwang anthun. Steeley und Amalia und R** waren zugegen, als er mir den Antrag that; und R** erschrack, als ob er mich schon verlohren hätte. Ich entsetzte mich selbst über die Verwegenheit des Prinzen, und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieses: Hier ist mein Gemahl, und wies auf den Herrn R**. In der That war er mir noch so schätzbar, daß ich ihn allen andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entschliessen können, mich wieder zu vermählen. Und vieleicht wäre ich, soll ich sagen, zärtlich, oder schwach genung dazu gewesen, wenn er länger gelebt hätte. Er starb bald darauf an seiner noch fortdauernden Krankheit, und die Betrübniß über seinen Verlust überführte mich, wie sehr ihn mein Herz noch geliebt hatte.

S

S

S



Mit Röm. K

in der

Sammlung vermischter Schriften

von

F. Gellert.

Erster Theil.

Kais. Königl. Poln. u. Churfl. Sächs. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
Weidmannischen Handlung, 1756.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

nen Lese
Erzählu
bessert, u
leicht ist
die ich i
sie mir e
Gesetzt,
sten Ve
reinigen
Fehler i
eine Not
kann ei
ne Schö
die Hau
in der
Farbe

* In d
Venta

Vorrede.

Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich *, obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meirn den größten Theil der Fabeln und ngen aus den Belustigungen, verind an vielen Orten geändert. Vielldiese Arbeit eine der undankbarsten, emals unternommen habe; so wie ine der unangenehmsten gewesen ist. es wäre mir geglückt, diese meine ersuche von den meisten Fehlern zu : so ist doch die Abwesenheit der n den Werken des Geschmacks mehr hwendigkeit, als ein Verdienst. Man ner Poesie durch Verbesserungen kleinheiten geben; das ist gewiß. Aber otschönheit, die in der ganzen Anlage, ungezwungnen Einrichtung, in der er Schreibart selbst besteht; wie

 kann

m 123 Stücke des Hamburgischen Correspon n.

kann diese einem Werke ertheilet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Mine noch nicht einnehmend.

Die wenigen neuen Stücke, die ich diesen verbesserten an die Seite gesetzt habe, sind schon vor vielen Jahren geschrieben, und würden ohne diese ihre Gesellschaft vielleicht nie öffentlich erschienen seyn. Sie sollen die Stellen der Erzählungen in den Belustigungen vertreten, die hier ganz und gar zurückgeblieben sind, weil sie keiner Verbesserung fähig waren.

Was die Critiken anlanget, die ich über einige von diesen Fabeln beygefüget: so habe ich in dem Eingange derselben meine Absicht schon erklärt. Sie sind für die Anfänger der Poesie geschrieben, und für Leser, die zu flüchtig, oder zu günstig zu urtheilen pflegen.

Das Band, ein Schäferspiel, erscheint, wie es war. Ich hätte die Fabel, die Charaktere, die Schreibart ändern müssen; und wie konnte ich dieses thun, ohne ein ganz neues Stück zu verfertigen? Indessen sind die Ursachen, aus denen es hier noch einen Platz bekom-

mmen, nebst den meisten Fehlern dieses
ichtes, in dem Vorberichte angemerket
den.

Statt der Oden, die in den Belustigungen
nur stehen, und die unter der Critik sind,
alten meine Leser ein Paar noch nie ge-
ckte, die Freundschaft und den Ruhm.
nd sie nicht die schönsten: so sind sie doch
gleich besser, als diejenigen, die ich durch sie
drängen will.

Da ich ferner, nach meinem gegebenen
orte, die prosaischen Aufsätze aus den Belu-
ungen, die in einigen Abhandlungen, Brie-
und einer Rede bestehen, verbessern wollte,
fand, daß ich sie mit gutem Gewissen nicht
zweytenmale drucken lassen könnte: so
hloß ich, nur die einzige Abhandlung: War-
es nicht gut sey, sein Schicksal vor-
zu wissen, beyzubehalten, und auszubes-
, die übrigen alten Stücke aber durch
ere Abhandlungen und Reden zu ersetzen.
m ich durch diese Vergütung den Druck
verworfnen Arbeiten nicht verhindern: so
ß ich mir die Gewalt der Presse, über die
t ein Haller wegen seiner jugendlichen
risten hat klagen müssen, gefallen lassen.
ung, daß ich nunmehr öffentlich diese meine

ersten Versuche gemißbilliget, und schon an drey verschiednen Orten, seit sechs und mehr Jahren, durch mein Bitten, und durch die Vorbitten meiner Freunde und Gönner, den Druck derselben zurück gehalten habe. Ich habe überdieß das Vertrauen zu der Billigkeit des Publici, daß es keine meiner Arbeiten, die ich nicht selbst in meine Schriften einrücke, als von mir gebilligt ansehen wird. Die Antrittsrede, die in dem zweyten Theile steht, ist von Herr Magister **Heyern**, einem meiner Freunde, dem Uebersetzer der Saurinischen Passionspredigten, aus dem Lateinischen übersetzt worden. Da diese Sammlung kein Werk für Gelehrte ist: so würde die Rede in der lateinischen Sprache am unrechten Orte gestanden haben. Sie hat das lateinische Ihr, vielleicht des Nachdrucks wegen, beybehalten; und ich glaube nicht, daß diese Kleinigkeit iemanden im Lesen beunruhigen wird.

Ich habe also diese ganze Sammlung mehr gezwungen, als freywillig herausgegeben; muß ich nicht vielleicht befürchten, daß der Dank der Leser auch so beschaffen seyn werde? Leipzig, in der Michaelismesse, 1756.

Verzeichniß

r in dieser Sammlung enthaltnen Stücke.

Erster Theil.

Fabeln und Erzählungen.

r Schäfer und die Sirene. S. 2
e Bienen. 6
r Held und der Reitknecht. 8
e Lerche und die Nachtigall. 10
r Knabe und die Mücken. 12
e Wachtel und der Hänfling. 14
r Hochzeittag. S. den Tatler, im zweyten Bande, N. 82. 16
e Elster und der Sperling. 19
r Geheimnißvolle. 21
e Lerche. 22
e beiden Wanderer. 23
as Glück und die Liebe. 26
r Affe. 30
e Wittwe. Ein Märchen. 32
r junge Krebs und die Seemuschel. 37
as Kind mit der Scheere. 39
e Affen und die Bären. 42
r Leichtsinn. 45

Der reiche Geizhals. S. 46
Das Testament. 49
Crispin und Crispinet. 51
Der Jüngling und der Greis. 56

Oden.

Die Freundschaft. 59
Der Ruhm. 67

Ein Schäferspiel.

Das Band; nebst einem Vorberichte. 73

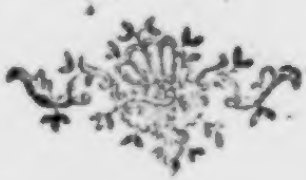
Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen.

Die Lerche. 117
Der Schäfer und die Sirene. 132
Der Sperling und die Taube. 149

Zweyter Theil.

Abhandlungen und Reden.

Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen. 165
Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten. Eine Rede. 187
Betrachtungen über die Religion. 209
Von den Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Academien. Eine Rede. 229
Von den Annehmlichkeiten des Mißvergnügens. 259
Wie weit sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poesie erstrecke. Eine Rede. 271



Der

Fabeln

und

Erzählungen.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In seinem stillen Hirtenstande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
d was er sang, war Fröhlichkeit.
n rührten keine Schäferinnen.
efiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
o konnte sie doch nichts gewinnen,
s daß sie flüchtig ihm gefiel.
n seltner Fall, daß ohne Schöne
n junger Schäfer glücklich war!
och seinem Herzen droht Gefahr.
elch eine reizende Sirene

Schwimmt dort! Kaum wird er sie gewahr,
So fühlt sein Herz Lieb und Gefahr.
Er steht, und will nicht stehen bleiben,
Erstaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden;
Der Schäfer hat für euch itzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Gebehrden
Der Schönen seine Zärtlichkeit;
Verspricht ihr alle seine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.
Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
Hört nichts von dem, was er verspricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als sähe sie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch schlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, singt sie, bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, sprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewähre,

ähr ich dir dein Unglück nur.
Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
lacht ihm weiter keine Flur.
oft Neptun am Strande fuhr,
wiederholt er seine Bitte.
ptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
mich entzücki, in seinen Schoos begraben?»
, rief der Gott, du sollst sie haben;
n du verlangst sie mit Gewalt.

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
eicht ihr seine Hand. »Komm, göttliche Sirene!»
h welch Entsetzen! Seine Schöne,
Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
Zittern floh Damoet vom Meere,
gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
unser liebster Wunsch oft große Thorheit
wäre.

. . . . . .

Die Bienen.

Zu einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O, rief die stachlichte Partey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer besser oder schlechter sey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und stets mit Kunst beschäfftigt sind,
Daß unser Rost von Honig rinnt;
Wer sieht es nicht, daß wir die Bessern sind?
Was braucht man also noch zu fragen?

So? fielen hier die andern ein,
Wo wird denn euer Honig seyn,
Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
Daß euer Stachel uns gebricht,
Dieß schadet unserm Werthe nicht.
Genug daß wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.

So

So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
So soll euch doch der Ausgang lehren,
Daß wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.
Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
Nun mußten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Brut verschmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser rief darauf den Rest der Unterthanen,
Um sie zur Eintracht zu vermahnen.
Der Unterschied in eurer Pflicht
Erzeugt, sprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treusten dienen,
Dieß sind allein die bessern Bienen.

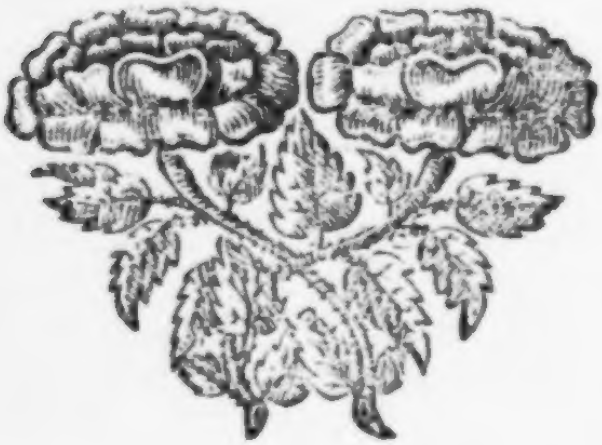
Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
Durch manch verheertes Land des Lorbers
werth gemacht,
Floh einstens, nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkom-
men,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von diesem frommen Mann,
Nebst seinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.

Ach, fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn sein Vieh getreu in Acht ge-
nommen.
Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muß in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In sieben Schlachten stets gesieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben
kann.

Der

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieß gethan?“
„Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu seyn.
„O, fiel der Eremit ihm ein,
„Deswegen mußtet Ihr so vieles Blut vergießen?
„Ich bitt Euch, laßts Euch nicht verdrießen,
„Ich sag es Euch auf mein Gewissen,
„Der Reitknecht, als ein schlechter Mann,
„Hat wirklich mehr als Ihr gethan.



. . . . . .

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft ließ, der Kunst und seinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarievogel hören,
Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
Die Lerche minder Kunst verrieth.
O, sprach sie, wenn ich doch ein Lied
Gleich seinen hohen Liedern sänge!
Und sang, indem sie dieses sprach,
Dem Nachbar eifersüchtig nach,
Verliebte sich in seine fremden Gänge,
Und quälte sich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Müh, zuletzt das Glück davon,
Canarisch fehlerhaft zu singen.

O, sprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich seyn gelehrt,
Und sich, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

El-

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
Cleanth schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu stehn!
Er sucht Cleanthen zu erreichen,
Und äfft ihn nach, und muß ihm weichen,
Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

. . . . . .

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So sagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieses sprach,
Von seinem Jugendglück gerühret,
Von seinem Philax angeführet,
Dem Vater schon von weitem nach.
Kaum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke stach.
Er schalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem bösen Schwarme zu entfliehn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, sprach er, stecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umsonst betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit seinen Ungeheuern:
Allein sie fanden nicht ihr Grab;
Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust zu stechen,
So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Ver-

Verwundet im Gesicht, auf beiden Händen
roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm seine Noth.
»O sehn Sie nur, das nenn ich stechen!
»Ich habs bald so, bald so versucht,
»Ich lief, ich schlug; und doch half weder Schlag
noch Flucht.«
Fritz, hub der Vater an, du hasts nicht recht ver-
sucht.
Geh ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich ste-
chen.
Ein kleiner Feind, dieß lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet seyn.
Und trittst du einst, gleich mir, ins große Leben ein,
Und wirst um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken;
Verfolge deinen Weg getrost, und denke fein
An die Geschichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
Mich dauert, sprach er, dein Gefieder.
O, sage, wie es immer kam,
Daß man dir deine Freyheit nahm?

Mich, sprach sie, lockte jene Flur,
Und ich, zu lüstern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreyde
Hört ich den Ton der Lieb und Freude.
Ich lief; kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon.

Das Netz, sprach dieser, nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück geniessen,
Die Freyheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär,
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf sieht sie den Freund, der ihr

Den

weisen Unterricht gegeben,
einer Vogelruthe kleben.
ich, rief sie, wie es immer kam,
ß man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundinn, sprach er, gieng mir nah,
ich in diesem Bauer sah.
rief, und durch das Glück bewogen
sie zu seyn, kam ich geflogen.
n weis ich nicht, durch welche List
in Fuß hier angefesselt ist.

Die Ruthe, sprach sie, nicht zu sehn?
Flattergeist ist recht geschehn.
n muß, will man ein Glück geniessen,
Freyheit zu behaupten wissen.
n lerne, wenn dichs nicht verdrießt,
e nah der Fall dem Sichern ist.

. . . . . .

Der Hochzeittag.

Vom Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen,
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb erweisen:
So fahrt, ich bin zu schwach, sonst würd ich mit euch reisen,
Aufs Dorf, und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein seelig Ehweib gab, ganz still zusammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.
Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in sein Gemach zurück,
Und

Und ieder Kuß und ieder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreyt,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er scherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grausamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst vor Eure Fenster kam,
Da Ihr mich Aermsten — — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestricken,
Mit Euern zauberischen Blicken,
Mit Euerm Haar, so festlich schön es ist.
Schieß her, spricht sie mit lächelnden Geberden,
Schieß her, wenn du so grausam bist.
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt todt zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein,

Und schließt die Thüre zu. »Wer lud mir die Pistolen?«
Ich thats, weil mirs zur Reise nöthig schien.
»Ich habe dirs doch nicht befohlen?«
Nein, Herr! Und gleich erschoß er ihn.
Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
Bin nach dem größten Glück, das ie ein Mensch empfunden,
Itzt der Unseligste der Welt.
O dürftest du doch niemals wissen,
Wie elend ich und du geworden sind — —!
Getödtet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füssen,
Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind.
Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
Was sollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
Wenns möglich ist, o so verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann — — —
Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die

Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken,
Und schluckte still die besten Beeren ein.
Die Elster sahs mit scheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloß ein ferner Zeuge seyn.
Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja gewiß,
„So reif, Herr Sperling, und so süß,
„Denn Sie verstehn sich auf die Trauben,
„War, was nun auch der Winzer spricht,
„Der Wein seit vielen Jahren nicht.“
Der Winzer hört der Elster Lobgedicht,
Und zwingt die Gäste fortzufliegen.
O, sprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehst du mir, du Schwätzerinn!
Willst du der Frucht in Ruh geniessen,
So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
Drum schweig und komm, den Berg noch einmal
durchzustreifen.

Sie thuts, und frißt mit ihm ganz still.
»Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
»Warum mirs itzt nicht schmecken will;
»Die Trauben sind ja reif. Doch still!
»Der Winzer läßt sich wieder hören.
»Drum weißt du, was ich machen will,
»Ich nehme von den blauen Beeren
»Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
»Komm mit mir unter jenen Baum.
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte sie den sichern Baum,
So schrie sie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich sind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam,
Und das gepriesne Glück ihr nahm.

• • •

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer, lern ein Gut geniessen,
Das, weil es wenig Neider wissen,
Uns sichrer bleibt, und süsser schmeckt!

Der

Der Geheimnißvolle.

Mit sehr geheimnißvollen Minen
Tritt Strephon in Crispinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Crispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
Die wichtigste Begebenheit.

»Mein Herr, hat sich was zugetragen?
»O reden Sie! Wir sind allein.
»Was giebts?« Umsonst sind alle Fragen.
Er wiederholt sein mystisch Nein.

O lern doch, unvorsichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen schreyt,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Crispin beschworen,
Das zu verschweigen, was er sagt:
So zischelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft sang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit desto stärkrer Stimme sang;
Saß itzt dem Spiegel gegenüber,
Und sang, und sah ihr eignes Bild,
Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
Von schmetternden Gesängen über;
Und bildete zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederschein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme:
Allein umsonst war Kunst und Müh,
Stets sang der Wiederhall, wie sie.
Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die

. . . . . .

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden,
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn.

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte.
Studirte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weis nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.

Sprich, Velten, ob du thöricht bist;
Du weist nicht, was ein Irrlicht ist?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders sagen.

Ists wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah an dreyßig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.

Den Drachen hast du doch gesehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreyd und Kälber ausgespien.
Das, was der Drach im Großen heißt,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da sie nur bey Nacht erscheinen,
So sind sie wohl kein guter Geist.

Nein Kunz, nein, sag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
Ich, ohne Kunz, dich, dumm zu nennen,
Muß die Gespenster besser kennen.
Ein Rübezahl, ein solches Thier,
Als zu Gehofen ehedessen
Die Küch im Edelhof besessen,
Dieß sind Gespenster, glaube mir.

Ein Irrwisch muß was anders seyn.
K. Wie, Velten, nennst du diesen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwisch. K. Ists erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?

Ein

Irrlicht heißts, kein Irrwisch nicht;
spricht man ja mein Lebetage.
So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,
ß alle Welt ein Irrwisch spricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
) hab es auf der Wanderschaft,
d, Bruder, ohne viel zu schwören,
en Meistern Irrlicht nennen hören.
) stritten sie noch lange Zeit
t um die Sach, itzt um den Namen,
s sie zuletzt vom Wege kamen;
d schimpfend schlossen sie den Streit.

• • •

So streiten unstudirte Velten
n Sachen, die sie nicht verstehn,
nd endigen den Streit mit Schelten.
ie Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
nd Kunzen in die Schule gehn!
ie streiten dialectisch schön,
nd ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
n Dinge, die sie ganz verstehn,
nd fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schulen gehn;
enn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb und Glück sich sichtbar überführen,
Wer stärker sey, des Menschen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
Ein Mann in seinen besten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was ie der Mensch geschätzt.
Was seine Sinne rührt, was ie sein Herz ergetzt,
Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er sah sich reich, und Marmor schloß ihn ein.
Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu seyn;
Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
Noch durch der Künstler kluge Hände;

Und

Und täglich wuchs im Speisesaal
Der Schüsseln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgesänge.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieß verliehn:
So zog das Glück durch seine Künste
Schon in den reichsten Lotterien
Für seinen Freund die Hauptgewinnste.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was sein Kux, bald was sein Schiff gebracht;
Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.
Er schlief, berauscht von Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden sich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und ieder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

Wer zweifelt, sprach das Glück, daß mir der Ruhm gebührt?
Ist Sennon nicht unendlich sehr gerührt?

Vielleicht, versetzt darauf die Liebe,
Rühr ich sein Herz durch stärkre Triebe;
Er soll Serinen sehn. Ihr unschuldsvoller Blick
Besiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!

Er

Er sah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Mine;
Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
Das Herz, das aus Serinen spricht.
Schon scheint der Glanz von seinen Schätzen,
Schon sein Pallast, schon Freund und Wein,
Schon die Musik ihn minder zu ergetzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erst mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht seyn!
„O Liebe lehre mich, dieß Herz mir zu verdienen,
„Und sprich: wodurch besieg ich einst Serinen?
Sey, spricht sie, kein Verschwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon ist er kein Verschwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Lust in stillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und bescheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu sehr.
Schon suchte Sennon stillre Freuden;
Schon ward er liebreich und bescheiden;
Serine floh ihn schon nicht mehr,
Serine gab ihm schon Gehör,
Und ward die Seele seiner Freuden.

Die Liebe, sprach das Glück, scheint Sennon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.

So

'viel ich ihm geschenkt, so viel sey ihm entrissen!
rd ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal versüssen?
s Glück verließ ihn drauf, und Semnons Gut verschwand.
in Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land.
ein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
d nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
ichts, als sein treues Weib; im widrigsten Geschick
ein Beystand und auf stets sein Glück.
urch Fleiß entrissen sie sich der Gefahr zu darben,
d froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.

Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entsagen wollte.
ein, rief er, wenn ich auch ein Crösus werden sollte,
ieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
ie Liebe läßt mich weiser seyn,
ls daß ich dich mir wieder wünschen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;
Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.
Ja, Semnon, ja, mein Herz ist dein;
Viel besser ohne Glück, als ohne Liebe, seyn.«

Der

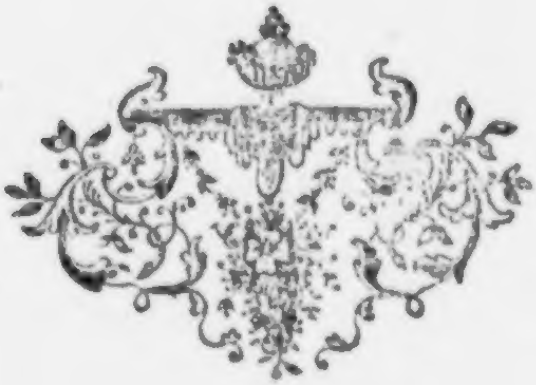
Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes comisches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab sein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu besehn.
In Wahrheit, sprach er, ich bin schön.
So viel ich mir geschmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.
Er kam. Der Aff erschrak, verzerrte das Gesicht,
Stieß an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht:
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närrisch haarichtes Gesicht
In einer struppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an
Pfuy, Spiegel, wie du lügst! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an,

Und

Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er sehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter.

Schon eilte Junker Fritz mit der Begebenheit,
Sie dem Magister zu erzählen;
Und diesem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
Er war gelehrt, sie zu beseelen.
Nun, sprach er, setzen Sie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
Verhüllt sie drauf in Dunkelheit,
Und schmeichelt sich, sie sey nicht helle.



Die Wittwe.

Ein Mährchen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den sie so lieb, wie sich, und wohl noch lieber hatte — —
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet hönisch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf gewiß zu seyn.

Genug, der Tod entriß Dorinden
Sehr früh den treusten, besten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect sie sonst auch finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was sie, die junge Frau, gefühlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Gesund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht lassen wollte.
Der Priester kam, der sie besänftgen sollte;
Die ganze Freundschaft kam; doch nichts bewegte sie.
Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.

Man

mußte mit Gewalt sie von dem Todten
bringen.
unaufhörlich Händeringen
alles, was sie that; und ein entsetzlich Ach,
alles, was sie trostlos sprach.
trieb sie länger noch als vier und zwanzig
Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
Mann, geschickt in Holz zu haun.
ah Dorindens Schmerz, und theils auf ihr
Begehren,
s als ein Freund den Seligen zu ehren,
seinem Untergang im Tode vorzubaun,
hloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
Werk in kurzem zu vollenden;
Stephan stund in Lebensgröße da.
Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
Volk lief zu und schrie, so balds den Stephan
sah:
Himmel, ach! das ist er. Ja!
t nur die lächelnden Geberden,
t nur den aufgeworfnen Mund!
n, ähnlichers kann nichts gefunden werden;
sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.

Man brachte den geschnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Trost verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und sie
Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein,
Und suchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um seiner ewig werth zu seyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann sagt,
Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach so viel bangen Wochen
Das erstemal, daß sie aus ihrem Fenster sah.
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit schlauen Minen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein schöner Herr, fast wie der selge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.“
Du kannst, sprach sie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfst ihn nur berichten,

wäre krank vor vielem Gram;
n ach! kein Wunder wärs — —
»Dieß geht nicht an, Madam,
hat Sie schon, indem er angekommen,
Ihrem Fenster wahrgenommen.
e müssen mit herunter kommen;
r fremde Herr ruht eher nicht.
hat was wichtigs anzubringen.
h dächte doch, Madam, Sie giengen.

Die junge Wittwe steht bestürzt,
armt mit einem schnellen Feuer
s Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,
nimmt den Fremden an. Wer wird er seyn?
Ein Freyer?
lleicht giebt uns die Magd Bericht.
horcht schon an der Thür; allein sie kann
nichts hören,
den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.
e Nachmittag verstreicht. Der Fremde geht
noch nicht.
llt er denn gar ihr Gast zu seyn begehren?

Dorinde kommt und zwar allein.
wird sich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
gd, fängt sie an, sprich, was wir machen sollen?
r Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend seyn.

Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen sieden.
»Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.«
Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angst geschwind heraus.
»Madam, ach lassen Sie sichs klagen,
»Es ist kein hartes Fischholz da.
»Soll ich das Bild herunter tragen,
»Es ist hart Holz, und es zerschlagen?«
Das Bild? Nein, nein — doch — — thus nur. Ja.
Was brauchst du mich denn erst zu fragen?
»Allein das Bild ist schwer, ich kanns allein nicht tragen.
»Zum Fenster gieng es wohl heraus.
Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zerschlagen,
Der Herr zieht künftig in mein Haus,
Da darf ich so nicht länger klagen.

Das Fenster öffnet sich; und Stephan fliegt heraus.

. . . . . .

er junge Krebs und die See-muschel.

er Muschel, die am seichten Strande
Ihr Haus bald von einander beg,
ld wieder fest zusammen zog,
h einst, mit Neid und Unverstande,
junger Krebs aus seiner Höhle zu.
Muschel, wie beglückt bist du!
daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
ld stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,
d bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
mst, wenn du willst, es öffnen und verschliessen.
ergönne mir nur einen Augenblick,
h weis, du gönnst mir dieses Glück,
deinem Schlosse Platz zu nehmen.
h, sprach sie, sollte mich zwar schämen,

In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That siehts itzt nicht reinlich aus,
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir sich zu verfügen.
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie schließt ihr
Schloß fest zu.
Mach auf, schreyt er, denn ich ersticke.
Bald, spricht sie, will ich dich befreyn;
Sieh erst der Mißgunst Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden seyn.

. . . . . .

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins mußt du mir
versprechen:
Die Messer und die Gabeln stechen;
Drum rühre keins von beiden an.
„Allein die Scheere, sollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sich niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verschönerten die Scheere.
Ja, spricht es zu sich selbst, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht so lieb,
So ließ ich sie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer ist mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu schönes Band.
Gesetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand,
So hätte dieß nicht viel zu sagen.
So klein ich bin, so hab ich ja Verstand,
Und also werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.

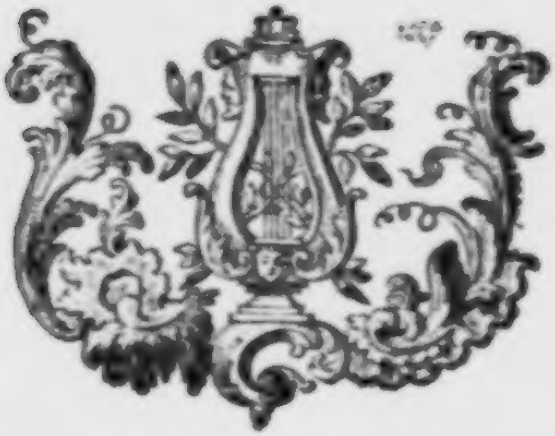
Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
O schöne Scheere, laß dich küssen!
Ich rühre ja kein Messer an,
So werd ich doch . . Schon griff es nach der Scheere.
Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
Da freylich schnitte mich die Scheere;
Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.
So sprachs, und schnitt sich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!
Ach, hub das Kind fußfällig an,
Es kränkt mich sehr, daß ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich sie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.

• • • •

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
Versehn mit billigen Gesetzen,
Die göttlich und uns heilsam sind,
Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
Wir unterlassen, wie das Kind,

Die

e Dinge, die wir wenig schätzen,
die zu thun, die uns am liebsten sind.
e Reue kömmt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
nn denken wir, dann beten wir als Kind.
as heißt in vieler tausend Seelen:
wahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!
as heißt es? Wehre mir das Wählen,
mit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.



Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
Sie möchten gnädigst sich bemühn,
Und ihnen doch die Kunst erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien;
Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
Die Jungen groß und stark zu ziehn.

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiseste bedächtig an,
Vielleicht, ich sag es voller Zittern,
Wächst unsre Jugend bloß darum so siech heran,
Weil wir sie gar zu wenig füttern.
Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
Sie sanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern schuld.
Vielleicht schwächt auch das Obst den Magen.
Vielleicht ist selbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
Wer kann sie vor der Luft bewahren?
Ein Gift in ihren ersten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.

Viel-

Vielleicht ist, ohne daß wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Pest.
Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Brust verrenken,
Wie sichs sehr leicht begreifen läßt;
Denn unsre Nerven sind nicht fest.
Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das sie so lang und herzlich an sich drückt,
Wie ihr geliebtes Kind erstickt.

Du, sprach die Bärinn, kannst noch fragen,
Warum ihr so bestraft mit kranken Kindern seyd?
Nicht liegts an Luft und Milch, und nicht an Obst und Magen.
Ihr tödtet sie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unsre jungen Haufen;
Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
Mit uns, in Hitz und Frost, durch Fluren und durch Wald,
So werden sie gesund und alt.

Was

* * *

Was macht viel Kinder siech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der

Der Leichtsinn.

er Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
ard von den Menschen einst verjagt,
eil alle seiner müde waren.
floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
um sah Mercur die lustige Gestalt,
o fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuspringen.
o will dich alle Welt verdringen?
u dauerst mich. Komm, hüpf auf meine Schwingen!
ich hoffe dich gut anzubringen.
omm, Paphos sey dein Aufenthalt!
hnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
er, Gott Cupido, fieng er an,
hickt Ihnen Zevs den angenehmsten Mann,
er schärfer, als Sie, sehen kann;
e sollen ihn zu Ihrem Führer haben.
er Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
as Amt, der Liebe vorzutraben,
nd soll, wie die gedachte Fabel spricht,
on dieser Zeit an, seine Pflicht
ehr selten unterlassen haben.

. . . . . .

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht sterben;
Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor schicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und also ließ ers lieber seyn.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Priester in sein Haus,
Und bat sich zu verschiednen malen,
Denn dafür durft er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.
Der Priester wollt ihn itzt verlassen,

Ich bet Er, sprach der Greis, Gott wirds zu Herzen fassen,
Und komm ich von dem Lager auf:
So geb Ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.

Ich weis nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird gerust. Ich weis wohl, sprach der Greis,
Was ich Ihm einst geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weis.
Hier seh er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig ihm nur die seltnen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werthe;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt ich hundert Jahre leben.

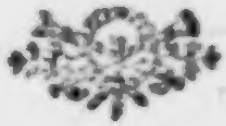
Will Er nunmehr die Silbermünzen sehn?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zusammen wiegen;
Allein sie mögen immer liegen;
Sie sollen alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweydrittel stehen,
Da les Er eins für seine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Seegen für mein Haus.

Das Testament.

ohn, fieng der Vater an, indem er sterben wollte,
e ruhig schlief ich itzt nicht ein,
nn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
bist es werth, und wirst es seyn.
r hast du meinen letzten Willen.
bald du mich ins Grab gebracht,
brich ihn auf, und such ihn zu erfüllen;
ist dein Glück gewiß gemacht.
rsprich mir dieß, so will ich freudig sterben.

Der Vater starb; und kurz darauf
ach auch der Sohn das Testament schon auf,
d las: Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
n setz ich dir zu deiner Nachricht auf.
in Wunsch war meine Pflicht. Bey tausend Hindernissen
fliß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
rstrich ein Tag, so fieng ich zu mir an:
r Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan;

Und bist du weiser, als am Morgen?
Dieß, lieber Sohn, dieß waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geschäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
Hast du genug, dacht ich, so hast du viel;
Und hast du nicht genug, so wirds die Vorsicht fügen.
Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück, der Welt genützt zu haben;
Drum sey vergnügt, wenn du dir dieß erwirbst.
So dacht ich, liebster Sohn, so sucht ich auch zu leben.
Und dieses Glück kannst du, mit Gott, dir selber geben,
Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
Ist ein rechtschaffner Mann zu seyn.



Cri-

Crispin und Crispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern schlecht vertragen,
ind leider schon sehr alte Klagen,
ie man uns oft zu lesen gab.
och daß die Männer bis ins Grab
o manche gute Gattinn plagen,
und dieß nicht auch gerechte Klagen?
och welcher Sänger singt sie ab?
aß oft die Frau zum Zeitvertreibe
em Manne zänkisch widerspricht,
rüber klagt manch Spottgedicht.
och daß der Mann mit seinem Weibe
t als mit einer Sklavinn spricht;
ie selten straft dieß ein Gedicht!
aß Weiber nicht zu folgen wissen,
rüber seufzt und klagt der Mann.
och sollte man daraus nicht schliessen,
aß Männer nicht zu herrschen wissen,
eil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
aß Weiber gern dem Staate sich ergeben,
d leben, um geputzt zu leben,

Darüber sorgt der Mann sich grau.
Doch daß die Männer sich dem Kaltsinn gern ergeben,
Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
Wie sehr beseufzt dieß manche Frau!
Daß bey dem Reiz der äußerlichen Gaben
Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieß ist vielleicht nicht selten wahr.
Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyspiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit sich beschweren,
Klingt in der That sehr wunderbar,
Und dennoch ists nicht selten wahr.

Drum, Männer, lest ihr, wie Crispine
So herzlich den Crispin gehaßt:
So legts nicht gleich mit einer Männermine
Der armen Frau allein zur Last.
Und seyd ihr selbst unglückliche Crispine,
So denkt, wenn euch Crispine hasst,
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und bessert euch. Vielleicht thuts auch Crispine.

Crispi-

* * *

rispine starb, und binnen wenig Tagen
auch Crispin, ihr Mann, schon nach,
war vor lauter Schmerz und Ach,
wir das Leichencarmen fragen.
viele wollten lieber sagen,
Zorn hätt ihn dahin gerafft;
der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

enug er starb, und ward, weil ers so haben
wollte,
sein Gebein bey der verwesen sollte,
hn gewartet und gepflegt,
iner Frau ins Grab gelegt.
g denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet,
niemand hätte das vermeynet,
nach der Zeit mehr, als zu oft, geschehn.
Frau ließ sich bey ihrem Grabe
Nachts im Sterbekleide sehn.
Küster und des Küsters Knabe,
wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
allemal ließ sich Crispine sehn,
wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagts den neunten Tag
ruft die sämtlichen Crispinen,

Macht dreymal erst das Kreuz, und sagt, wer ihm erschienen,
Und forscht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Seligen stören mag.
„Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“
Nichts, fieng die Freundschaft an, nichts als den Leichenstein.
Das, ruft der Küster, wird es seyn.

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und diese Schrift vom Küster ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue,
„Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig seyn?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr, und noch mit bängern Mienen,
Und lief dem guten Küster nach,
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach,
Dieß war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verkehrt,
ſo wie man ſie gelegt, ſo lagen ſie noch heute;
r Rechten er, und ſie zur linken Seite.
'in, ſchrie der Küſter, umgekehrt,
r, Todtengräber, ſeyd nicht werth — —

Der Sarg ward umgeſetzt; allein die Folge lehrte,
aß nicht der Rang des Weibes Ruhe ſtörte.
ich deucht, dieß iſt der Schönen Fehler nicht.
d iſt ers ja, wie mancher Spötter ſpricht:
o iſt ers doch im Grabe nicht.

Crispine ließ nicht nach, dem Küſter zu erſcheinen.
ie weinte ſo, wie Schatten weinen,
ies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
n Zeichen, das zuletzt der Küſter doch verſtand.
ließ noch dieſe Nacht den Todtengräber kommen.
er Mann ward aus der Gruft genommen,
d weit davon beſonders eingeſcharrt.
d noch in beider Gegenwart
erſchwand die Frau mit heitern Minen,
d iſt ſeitdem nicht mehr erſchienen.

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu schwingen?
Fragt einst ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, so viel ich weis.
Seyd tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durstig nach der Ehre war.
Seyd weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ists oft durch Witz und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beiden macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dieß sind die Mittel großer Seelen.
»Doch sie sind schwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
»Ich habe leichtere gehofft.
Gut, sprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So seyd ein Narr, auch Narren steigen oft.

Ende der Fabeln und Erzählungen.

Die

ie Freundschaft.

Die Freundschaft.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Trost und Muth im Unglück geben,
Und dich vertraut im Glück erfreun?
Wer wird mit dir dem Glück und Unglück theilen,
Dir, wenn du rufst, mit Rath entgegen eilen,
Und wenn du fehlst, dein Warner seyn?

Sprich nicht: Wo sind der Freundschaft seltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht! Es giebt noch edle Seelen.
Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
Genug auf Tugend und Verstand?

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil sein Umgang uns gefällt;
Das Herz ihm weihn, noch eh wir seines kennen,
Aus Eigennutz ihm unsre Zeit vergönnen;
Dieß ist nicht Freundschaft, dieß ist Welt.

Um

Um einen Freund von edler Art zu finden,
Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
Das dich der Liebe würdig macht.
Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte:
So sorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Läßt deinen Werth nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
Erst Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben;
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du mußt dich oft, ohn Eigennutz zu dienen,
Du mußt dich stets, gerecht zu seyn, erkühnen.
Und daß es andre sind, dich freun.

Ein Herz, das nie sich selbst mit Ernst bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigensinn gedämpfet;
Liebt dieses Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermüden!
Es fühlet sich, und stört der Freundschaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenschaft.

Hast

Hast du das Herz, mit dem du dich verbun-
den,
em deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
o thue, was die Weisheit spricht.
ie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
ie sehr du liebst, durch Thaten ihn belehren,
nd macht sein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, sein Gutes nachzuahmen.
u ahmst es nach, und du belebst den Saa-
men
er Eintracht und der Zärtlichkeit.
u sorgst mit Lust für deines Freundes Ruhe,
, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
d eure Treu wächst durch die Zeit.

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler
haben;
u duldest sie bey seinen größern Gaben,
d milderst sie mit sanfter Hand.
in gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
geistert deins, wenns minder rühmlich dächte,
d sein Verstand wird dein Verstand.

Wenn,

Wenn, ungewiß bey meiner Pflicht, ich wanke,
Wie stärkt mich oft der selige Gedanke:
Was thät Arist bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen.
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geistes höchste Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er, sind beid ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchste Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für sie sind wir vereint.

Ich eile froh, sein Glück ihm zu versüssen;
Doch daß ichs that, soll er nicht immer wissen;
Mein Herz belohnt mich schon dafür.
Und wenn ich ihm vor seinen Augen diene,
Entzieh ich doch dem Dienst des Dienstes Mine,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt

Theilt er mit mir die Last der größern Sorgen:
) bleibt von mir die kleinst ihm nicht verborgen,
d schwindet in Vertraulichkeit.
nun klag ichs ihm, was mich im Stillen drücket:
e hat sein Blick oft schon mein Herz erquicket,
) mich sein Mund mit Trost erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
nd wenn im Geist ichs ihm zu sagen eile,
Wird mir dieß Glück gedoppelt süß.
ntfernt von ihm drehn mir des Unglücks Pfeile;
nd wenn im Geist ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kummerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgewecktem Herzen,
Nach reifem Ernst, die Stund uns froh verscherzen:
So bildet der Geschmack den Scherz.
Den Witz, den Geist, die uns itzt scherzen lehren,
Beseelt die Lieb; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt

Sollt ie, ein Zwist der Freundschaft Ruhe
kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
Und meinem Freund ein Anstoß seyn:
So eil ich schon, den Fehler zu gestehen.
Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So ist es groß, ihn zu bereun.

Mensch, lerne doch dein Leben dir versüssen,
Und laß dein Herz von Freundschaft überflüssen,
Der süssen Quelle für den Geist!
Sie quillt nicht bloß für diese kurzen Zeiten;
Sie wird ein Bach, der sich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel ergeußt.

Dort werd ich erst die reinste Freundschaft
schätzen,
Und bey dem Glück, sie ewig fortzusetzen,
Ihr heilig Recht verklärt verstehn.
Dort werd ich erst ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir so glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

Der

Der Ruhm.

W

Wag
Gew
So
So

W
Der
Und
Alsd
Dan
Gros

W
Spri
Setz
Viell
Viell
Num

Der Ruhm.

as ist das Gut, nach dem du strebst,
Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
s, du sein Freund, ihn zu betrachten!
ährt er, was er dir verspricht,
leib ihm treu. Gewährt ers nicht,
lern ihn dreist verachten.

Welch Glück, wenn mich ein Großer schätzt,
Fürst an seine Seite setzt,
laut mir seinen Beyfall schenket!
nn wird mein Verdienst bekannt;
n denkt von mir das ganze Land
, wie mein Ehrgeiz denket.

Wer ist der Große, der dich ehrt?
ch, kennt er der Verdienste Werth?
ihn im Geist aus seinem Stande!
icht wird dir sein Beyfall klein;
icht hältst dus, ihm werth zu seyn,
nehr für eine Schande.

Wenn ist des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir spricht,
Und laut dich die Geschichte preisen;
Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
Dich für den größten Weisen hält;
Wirst du darum zum Weisen?

Wächst deiner Tugend etwas zu,
Gewinnet deines Geistes Ruh;
Wenn viele deinen Namen hören?
Bist du beglückt, in dir beglückt;
Wenn Thor und Thörinn auf dich blickt,
Und Länder dich verehren?

Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht;
Was wird dir Andrer Beyfall nützen?
Und hast du deinen Ruhm in dir;
Was sorgst du kummervoll dafür,
Den äußern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen liest,
Gleichgültig nennt, und dann vergißt;
Ist dieß ein schätzbar Glück zu nennen?
Ist dieß die Welt, die von dir hört;
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dieß des Nachruhms Ewigkeit;
Wenn ein Scribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget?
Und wenn dem Wandrer einst noch spät
Der Stein, vor dem er müßig steht,
Daß du zu früh starbst, saget?

Und ist das Glück so ungemein,
Von einer Welt gerühmt zu seyn,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
Die Wildheit Muth, den Unsinn Geist,
Und Ehrsucht Größe nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
Damit du ihren Ruhm erlangst.
Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
Doch welch unsichres Eigenthum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
Verlangst du ihren Beyfall bloß,
So such ihn still in ihrer Sphäre.
Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
Und bist du das nicht, was du schienst,
So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand,
Nicht, um sie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu besitzen.
Erwirb sie dir mit edler Müh,
Und halte dieß für Ruhm, durch sie
Der Welt und dir zu nützen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Wiederhall
Muß dich zu großen Thaten stärken.
Die Zeit, die Kräfte, großer Geist!
Die du so laut dem Ruhme weihst,
Die weihe still den Werken.

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht;
So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
Und wenn dein Werth ihn nicht erhält:
So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewissen.

Das Band,

Ein Schäferspiel.

den Belustigungen des V. und X.

vom Jahre 1744.

Vorbericht
zum Bande.

Da das Band einmal in der Frankfurtischen Sammlung steht, und ich sicher weis, daß es noch ne Liebhaber hat: so will ich ihm hier einen Platz verinnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen ie. Allein da ich nichts darinnen geändert habe: so ß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machn, damit dieses Gedicht dem guten Geschmacke in den chäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das ndleben überhaupt das Schäferleben der Poesie: so irde das Band ein recht gutes Gedicht seyn, dieß m ich ohne Eitelkeit sagen, und in seiner Art den erth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait . Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachinn; unter ihrer Tochter ein gutes ehrliches Bauerchen, in den Geschicklichkeiten der Wirthschaft wohl ogen, verstellen. Ihr Montan würde ohngefähr des hulzens oder Verwalters Sohn seyn, dessen Herz der hulmeister noch so ziemlich gebildet, und in den sich Galee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieser ssicht würden diese drey Personen, und auch die beiden

andern ihrem Charakter sehr ähnlich vorgestellt seyn; und ich wüßte nicht, wie sie anders hätten reden und handeln sollen. In dieser Aussicht würde das Stück ferner verschiedne lebhafte Beschreibungen der Landwirthschaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es also ein theatralisches Landgedicht nennen, so habe ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut seyn, daß sie solche hübsche Bänder wirken kann, die mancher Bortenwirker nicht besser machen soll; daß sie so haushältig ist, und ihr klares Garn, das an der Sonne liegt, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von Poley redt, der für das Kopfweh hilft, ihr vorwirft, daß sie gestern auf die Hitze getrunken, ihr befiehlt, daß sie auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern einnehmen soll; daß Daphne ihre Tochter examinirt, was sie mit dem Strauße machen will, den sie in der Hand hat, und ihre Galathee schlau fragt, warum sie bey dem Namen Montan roth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen so schönen Rechen geschnitzt, an dem oben Zinken stehn, und unten Zinken sind; daß er ihr einen Stab, geschnitzt auf beiden Seiten, gebracht, dessen eine Seite ihn, und die andre seine Chloris vorstellen soll; daß sie ihrer lieben Tochter zwar die Zärtlichkeit, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von seinem Staare redt, den

er

Namen Hylax und Chloris sprechen gelehrt; daß
n Montan die Amsel wegnimmt; daß Galathee in
ige oft in sehr schnippischen Sprichwörtern, und alle
nen oft in sehr kurzweiligen reden, daß sie sagen,
ie einander einen Streich gespielt, einander zu-
n zum Besten haben; daß Galathee zu ihrem
tan spricht: nun dieß gefällt mir noch, du hast
überley; nein diesmal bin ich taub; ich bin
ndia so, wenn ich nicht anders bin; gar auf
H rz zu pochen? bey Phyllis? bey der Stol-
So, jene spitzt sie zu, und die verschießt die
en? daß Myrill zur Galathee sagt: du bist auch
u arg; ich dachte, was dir wäre; daß er spricht:
ch und will den Hahn zur Sie in Bauer stek-
die Jungen bring ich dir, so bald die Alten
n; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit
lustig seyn, eine frische Milch zusammen essen,
im Kühlen um Pfänder spielen, und insonderheit
Spiel: Was macht die Liebe? spielen wollen;
dieses und noch hundert solche Züge mehr würden
an diesem nicht ungesitteten Landvolke gefallen. Al-
wenn das Schäfergedicht keine bloße Nachahmung
andlebens, oder doch nur die feinste Nachahmung ist;
n es mehr ein erdichtetes Schönes zu seinem Gegen-
e hat; wenn es das Mittel zwischen dem Land- und
deleben hält; wenn es sich von der Plumpheit und
Ekelhaften des Bauernstandes eben so wohl, als von

dem

dem Zwange und der List des Stadtlebens entfernen, das Land mit allen seinen Annehmlichkeiten, und abgesondert von allen seinen Beschwerlichkeiten, vorstellen muß; wenn die Schäfer Geschöpfe sind, die sich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, sondern durch eine liebenswürdige Einfalt derselben, nicht allein durch Offenherzigkeit, sondern durch eine unschuldige einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müssen; wenn ihre Liebe mit einem gewissen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geschenke der Natur, als eine Frucht mühsamer Arbeiten seyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünstelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen seyn muß; wenn ihre Beredsamkeit nicht darinne besteht, daß sie von ihrem Schäferstabe, von ihrer Tasche, von ihrem Philar, von Heerden, Milch und Obst reden; wenn gewisse Züge und Beschreibungen des Landlebens nur der Wahrscheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorstellung der Natur zu geben pflegt, in diese Gedichte eingeflechten werden, und gleichsam nur die Einfassung des Gemäldes abgeben; wenn dieses, sage ich, die Anfederungen des Schäfergedichtes sind: so wird man sehr viel bey dem Bande zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stückes einen Augenblick beleuchten. Galathee sieht ein Band, das sie selbst gewirket, das sie zum Zeichen ihrer Liebe ihrem Montan geschenket, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, sucht sich zu rächen,

und

erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Amsel, die
ntan von ihr bekommen hat, und die vortrefflich singen
. Der Knoten: Wird Galathee recht gesehen haben,
nicht? War es auch ihr Band? Die Auflösung:
hat sich geirret, und sie bittet dem Montan ihre Hitze
Eifersucht ab. Hat die Handlung genug Anziehen-
? Ich zweifle sehr daran. Was in dem Stücke ge-
, sind mehr eingeschaltete Nebenumstände, als die Sache
l. Der zweyte und achte Auftritt können bey nahe
den geringsten Verlust der Handlung weggenommen
den. Sie geht also nicht durch das Stück fort. Daphne,
Mutter, ist überhaupt eine müßige Person, und nicht
Bedürfniß des Stückes, sondern des Poeten, der, um
Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auf-
n ließ. Sie kömmt und geht, gleich einem frommen
penste, ohne daß man weis, warum? Die Auflösung
wenig Unerwartetes. Galathee kömmt in dem letzten
tritte, nachdem sie vermuthlich bey der Phyllis sich ge-
er wegen des Bandes erkundiget, und gesteht dem
ntan, daß sie sich geirret. Dieses wußten die Zuschauer
ge. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes
n ehrlich genug betheuert, daß er ihr Band nicht weg-
henkt hätte. Vielleicht wäre die Auflösung besser ge-
rden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber
ch eine List, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es
ntan wissen können, bekommen hätte, und selbst eine von
spielenden Personen gewesen wäre. Galathee drückt

aus

aus Rache gegen den Mentan einer armen Amsel auf dem Theater den Kopf ein. Ein sehr blutdürstiges Unternehmen für eine Schäferinn! Wo bleibt die schäferische Unschuld der Sitten? Ist das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Mentan, wenn er nicht so derbmüthig geredt hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber es ist ja natürlich. Freylich ist dieses Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferstandes. Von der Sprache habe ich schon geredt. Sie ist, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieses Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunst, sondern nur gegen gewisse andre Schäferspiele halten: so gebe ich gern zu, daß es seinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behauptet, und, ohne ihm zu schmeicheln, gewiß nicht den niedrigsten. Nachdem ich dieses Geständniß gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geschmack durch das Land leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyspiele dienen können, wie die Schäferspiele nicht seyn, und warum sie anders seyn sollen. Ich verweise sie ins besondre auf die Anmerkungen, die Herr Saint-Marb in seinen Reflexions sur la Poesie über das Schäfergedichte gemacht, auf die Stellen, die er daselbst aus dem Fontenelle anführt, und auf die schöne Abhandlung von dem eigentlichen Gegenstande des Schäfergedichts, welche in dem Anhange zu des Batteux Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, zu finden ist.

Das

Das Band.

Ein Schäferspiel

In einem Aufzuge.

Personen.

alathee.
arhne. Der Galathee Mutter.
ontan. Der Liebhaber der Galathee.
oris.
yrtill.

Erster Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Was machst du, Galathee? Du scheinst mir nicht vergnügt.

Galathee.

weiß es selber nicht, was mir im Sinne liegt,
bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirst doch etwas wissen,
s dir . . .

Galathee.

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begiessen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und stieß mich an das Holz, an dem ichs angemacht.
Da sich nur meine Hand.

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch, dieß bedeutet nichts; der Schaden ist zu heilen.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter schon einmal auf mich geschmählt.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein, wo ist Montan?

Galathee.

Sie läßt sich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und setz sie offen hin,
Da kömmt mein Lamm dazu, dem ich so günstig bin,
Und frißt sie glücklich auf. Nun muß ich andre lesen.

Doris.

Wer weiß, wie hungrig auch das arme Lamm gewesen!
Doch gute Galathee, du willst mich nicht verstehn;
Wo ist denn dein Montan?

Galathee.

Galathee.

Ach, Doris, laß mich gehn!
eis nicht, wo er ist; wer will die Schäfer hüten?
st, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

ll dich nicht so sehr; du zürnst, ich seh dirs an.

Galathee.

gn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

als ich je gedacht! Mir also mitzuspielen?
seiner Galathee? Er soll es schon noch fühlen.
t es nur einmal: Ich schenk ihm jüngst ein Band,
nüpf es ihm dazu noch selber um die Hand;
erstern seh ich gar = = Es ist um mich geschehen!
abe dieses Band um Phyllis Hals gesehen.

Doris.

Wahrheit, Galathee, dieß ist ein schlimmer Streich.
du irrst dich wohl; eins sieht dem andern gleich.

Galathee.

nn es gar zu gut. Ich trug er um die Stirne.
Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Faden liefen grün, zween roth, die andern blau,
eckicht, wie ein Specht; ich kenn es ganz genau.
r zween Finger breit, und zackicht an den Seiten.

Es war mein schönstes Band. Willst du noch lange streiten?
Ich hab es selbst gemacht; drey Wochen sind es kaum.
Mein Name steht darauf, und auch der Tannenbaum,
Bey dem mir einst Montan den ersten Kuß genommen.
Doch, Kind, versteckt dich; ich seh die Mutter kommen.

. . . . . .

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt fast gar zu sehr; man weis kaum, was man thut.

Daphne.

Izt schadt die Wärme nichts; sie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Witterung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich sahe meine Lust izt mitten in dem Gehn;
Der Lein steht schon so gut, er kann nicht besser stehn,
Und alles grünt und blüht: Doch wenn mirs nicht so scheinet,
So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du hast geweinet.

Galathee.

Geweinet? Nein, dieß nicht.

Daphne.

Daphne.

Was soll dir dieser Klee?

Galathee.

bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

albern bist du doch! Gewiß, du solltest dich schämen,
hilft dir nimmermehr; nein, Poley mußt du nehmen.
ch gestern, weißt du wohl, wer auf die Hitze trank?
ß ist die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.
weis, woven es kömmt; es kömmt vom Veilchen pflücken,
vielmal muß man sich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

m soll denn dieser Strauß?

Galathee.

Hier ist er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

darum band ich ihn.

Daphne.

Der Strauß ist wirklich fein.
leicht hat ihn Myrill von dir bekommen sollen.

Galathee.

Nein! da hätt ich ihn schon schlechter binden wollen.
ß unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan . . . ? Doch warum wirst du roth?

Galathee.

Dieß werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens Willen?
Doch warum wardst dus nicht zugleich auch bey Myrtillen?

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieß ist nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht so gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Fast täglich sag ichs ihm, er soll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir, ich heiß ihn freundlich gehn,
Und sags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er stehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es stünde gar nicht fein, wenn man so spröde wäre.

Daphne.

Was deine Schwester sagt, klingt anders.

Galathee.

Dirfts Kind?
Wer wollte Chloris traun? Man weis, wie Kinder sind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und sagen, was sie sehen.

Galathee.

Galathee.

Sie rede, was sie will; mir ist zu viel geschehen.
esetzt, daß auch Montan zuweilen mit mir treibt,
nd auf dem Rohre bläst, und mir die Zeit vertreibt;
esetzt, daß ich zugleich in seine Flöte singe;
Wird dieß wohl unrecht seyn?

Daphne.

Dieß sind erlaubte Dinge.
llein du sagtest ja, du hießt ihn öfters gehn.

Galathee.

a, dieses thu ich auch; allein er bläst so schön.
ch bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
as in dem Busche ruft, läßt er sein Rohr erschallen.

Daphne.

u wirst das Echo seyn. Das Singen mehr ich nicht;
ur fürcht ich, daß Montan mit dir vom Lieben spricht.

Galathee.

r denket nicht daran. Frey, spricht er, will ich leben;
s liebe, wer da will, mir ist es nicht gegeben.

Daphne.

ech warum sagt er denn, daß du so spröde wärst?

Galathee.

zt sagt er dieß nicht mehr; es war nur in der Erst,
enn ich ihm dann und wann die Antwort schuldig bliebe.
s ist gewiß andem, er denkt an keine Liebe.

Nur Freundschaft wünscht er sich, und diese gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich seine Freundinn seyn.

Daphne.

Was heute Freundschaft war, kann morgen Liebe werden.
Indessen wär mein Rath, er blieb bey seinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen seyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man sorget nie zu sehr für seiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

. . . . . .

Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr; du hastis gehört, sie hat nicht sehr geschmähet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Gala-

Galathee.

Da hab ich meine Noth!
und Wachholdersaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

weis noch nicht genug. Mich sollte sie nur fragen,
für dein Kopfweh hilft; ich wollte ihr besser sagen.
tan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
alsche Schäfer, der! So ehrlich sein Gesicht,
hlimm ist doch sein Herz. Er soll mich nicht mehr
fangen;
imal mich betrügt, hat stets mich hintergangen.

Doris.

ust ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittst ihn noch?
ll zufrieden seyn! Nicht wahr? Bedenk es doch!
and, ein Band von mir, an Phyllis zu verschen-
ken?
t sie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
auert jeder Kuß.

Doris.

Hast du ihn oft geküßt?

Galathee.

hr, als tausendmal! Du weißt ja, wie man ist.
ß- und andermal, da hielt er mir die Hände;

Ich drohte, doch zu schwach. Erräthst du bald das Ende?
Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
Wenn er zu blöde schien, oft selbst Gelegenheit.
Die Birken wissens noch. Wenn wir zusammen kamen:
So ward gewiß geküßt, bis daß wir Abschied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, so sehr vergaßt ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küßten uns zugleich.

Doris.

Allein, was sprecht ihr stets?

Galathee.

Wie kannst du doch so fragen?
Verliebe dich einmal; so darf ich dirs nicht sagen.
Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den Hals,
Und sprach: mein liebstes Kind! dieß that ich ebenfalls.
Ich hieß ihn, mein Montan; er mich, mein Herz, mein Leben;
So mußte, wie gesagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieß ist schon gut: Doch wurdet ihrs nicht satt?

Galathee.

Satt? Ja, da höret mans, wer nie geliebet hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beysammen trieben,
Und wußten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben;
So schnell verstrich er uns.

Doris.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
ie da ein Tag verstreicht, wenn man nichts weiter spricht,
s Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringst mich nicht zum lachen;
h! Doris, hör nur auf, du wirst mich böse machen.
Ir redten sonst noch viel, als vom beständig seyn;
ie lieb und unser Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

ut. Heute sprecht ihr dieß; was sprecht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laß andre sorgen.

Doris.

rzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeine,
Ir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

ezankt?

Galathee.

Ja! wird nicht auch der Himmel öfters trübe?
nd wie das Wetter ist, so wechselt auch die Liebe.
ft sahen wir uns nur, zu ganzen Stunden an;
ein Auge hieng an mir, und meines an Montan.

Doris.

So ist die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutseyn, Reden, Sehn, ein Küssen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was ist das?
Dieß hab ich nie gehört.

Galathee.

Es ist nun so etwas.
Man streichelt sich die Hand, man kneipt sich in die Backen,
Man schüttelt sich am Kinn, und klopft sich in den Nacken.

Doris.

Dieß habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das versteht sich schon.
Wie günstig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willst du den Schäfer lassen?

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich hassen.
Sprich, warum käm er nicht, wenn er beständig wär?
Seit gestern seh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vier-

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was hast du da, Myrtill? Versteck es nicht vor mir.

Myrtill.

ichts, liebe Schäferinn; es ist ein kleines Thier.

Doris.

in kleines Thier? Myrtill! Dieß brauchst du nicht zu sagen:
enn Wölfe wirst du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

ier ist es, sieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

u nimmst es übel auf, was man im Scherze spricht?

Doris.

ein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdriessen.
sey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wissen.
wiß, es kränkt mich nicht, daß du mirs nicht gesagt;
eß aber ärgert mich, daß ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

n, sey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen.
ch Doris, noch etwas: Versprichst du mir zu schweigen?

Doris.

Doris.

Ich schweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verschwiegen bist;
So sag ich dir, daß dieß Montanens Amsel ist.
Von seiner Galathee hat sie Montan bekommen.
Sie singt vortrefflich schön. Ich hab sie weggenommen.

Doris.

Was hast du nun davon, daß du Montanen kränkst?

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? Gewiß mehr, als du denkst.
Genug, Montan verdient, daß er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich gespielet.
Denn weißt du, wie er mich den letzten Herbst geneckt,
Und mir drey Tage lang den schönen Staar versteckt?
Dieß war ein rechter Staar, ich hatt ihn aufgezogen = =;
Und wer ihn einmal sah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, so oft ich Chloris sprach:
So rief er Hylax mit, und sagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und ließ zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, sich von dem Lamme tragen.

Doris.

Ja, ich besinne mich auf diesen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war:
Denn, weißt du noch Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daß ich für diesen Staar zehn Küsse geben sollte?

Allein

er Staar ist todt, und dieß erfreut mich sehr.
euer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr.
ne Amsel auch. Im Ernst, du solltst dich schämen;
mens Freund zu seyn, und ihm etwas zu nehmen!
ich besinne mich auf eine kleine List.
gte Galathee, du hättest mich geküßt;
ib mirs zweymal Schuld. Jtzt könnten wir uns rächen.
r den Vogel sehn, und sprich = =

Myrtill.

Was soll ich sprechen?

Dorie.

h: Siehst du, wie Montan an' seine Freunde denkt?
t mir heute früh die Amsel gar geschenkt.
nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

ß dich nur auf mich, ich wills schon listig machen.

Dorie.

hat ihn in Verdacht, und ist voll Aergerniß;
wenn du ernsthaft sprichst: so glaubt sies ganz gewiß.

Myrtill.

n gut, ich will es thun, vom kleinsten bis zum grössten;
hat das lose Kind zuweilen auch zum Besten.

Dort

Dort kömmt schon Galathee; sie kömmt. Montan kömmt auch.

Doris.

Geschwind verstecke dich hier hinter diesen Strauch.
Ich will zur Phyllis gehn; sie schläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

. . . . . .

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill versteckt.

Montan.

Du läufst so gar von mir? Was ist dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beständig so, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch so erzürnt gesehen.

Galathee.

Und nie geschah vielleicht, was gestern ist geschehen.

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich sage, laß mich gehn, und sieh mich nicht mehr an.

Montan.

Montan.

bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannst die Worte sparen.

Montan.

n du nicht reden willst; wie soll ichs denn erfahren?

Galathee.

, dieß gefällt mir doch, du hast Recht überley.

Montan.

ist denn mein Vergehn? Gesteh es doch nur frey.

Galathee.

ent ihn nicht einmal, er kann noch gar verlangen,
ich ihm sagen soll, wie sehr er sich vergangen.

Montan.

, ich erstaune ganz. Heißt dieß, du hast mich lieb?
bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb.

Montan.

bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
sachte, mein Montan, dieß war zu viel gesprochen.

Montan.

meine Galathee, mein Herz, mein liebstes Kind!

Gala-

Galathee.

Man höre nur einmal, was dieß für Reden sind!
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redst vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den schmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dießmal bin ich taub.

Montan.

So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und Laub,
Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es schon, Montan; du kannst vortrefflich schwören.

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt, so soll mich itzt = =

Galathee.

Halt ein!
Liebst du die Phyllis nicht: so will ich untreu seyn.

Montan.

Mit Phyllis quälst du mich? Dieß soll' ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falscher, geh nur hin, du kannst ihr wieder sagen.

Montan.

Montan.

h, meine Galathee, ich falsch? Dieß ist betrübt.
h habe dich so treu, dich wie mein Blut geliebt,
nd nichts so sehr gewünscht, als stets um dich zu leben,
nd einst in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
vey Jahre sind vorbey, seit dem kein Tag vergieng,
n dem ich dich nicht sah, nicht sprach, und nicht umfieng.
ern ließ ich alles stehn, vergaß mit Lust der Heerden,
nd ließ oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
veen Stäbe hab ich dir mit eigner Hand geschnitzt,
nd auch ein Trinkgeschirr, auf dem ein Waldgott sitzt,
em ich, damit es dir in allem wohlgelinge,
m schon so manchen Bock gebückt zum Opfer bringe.
er Becher quälte mich fast auf ein halbes Jahr;
st hast du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
itleidig abgewischt, bedauert und verbunden.
Zeit! wo bist du hin? Du bist zu schnell verschwunden!
Kind, ich bitte dich, beym Göttern unsrer Flur,
er raubt mir deine Gunst? Wer ists? Gesteh es nur!
enn dich mir treu zu sehn, will ich das Größte wagen.

Galathee.

frage nur dein Herz, diesi wirds am besten sagen.

Montan.

ein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbestand.

Galathee.

So, so; wo hast du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem . . .

Montan.

Es ist um wenig Schritte:
So hol ich dir dieß Band; es liegt in meiner Hütte,
Gleich bey dem Nelkenstraus, den ich von dir empfieng,
Als ich das erstemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es ist ja bald geschehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen sehen.

. . . . . .

Sechster Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da siehst du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebstes schenkt er mir; dieß thut so leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geschenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe besser!

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Myrtill.

Nein! Es ist noch etwas grösser.
Die Amsel, siehst du wohl?

Galathee.

Was gabst du ihm dafür?

Myrtill.

Nichts, a's ein gutes Wort. Genug er gab sie mir.

Galathee.

Er hat sie ja von mir; wie kann er sie verschenken?
Wie? Thut er dieß vielleicht, um mich dadurch zu kränken?

Myrtill.

Was fragst du doch so schlimm? Weswegen wird er's thun?
Mir zur Gefälligkeit, mir was zu schenken.

Galathee.

Nun!
Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieß zur Ehre?
Ich habe schon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre.
Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn seyn?
Wenn mir die Amsel wird, so bleibt Montan doch dein.
Ich geh, und will den Hahn zur Sie in Bauer stecken;
Die Jungen bring ich dir, sobald die Alten hecken.

Galathee.

Weis her!

Myrtill.

Nimm dich in Acht; sie fliegt dir sonst davon.

Galathee.

Ja, ja! sie ists, Myrtill; sie ists, ich seh es schon.
Das Thierchen ist recht fett.

Myrtill.

Du mußt sie nicht so drücken.
Ganz locker halte sie, sie möchte sonst ersticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amsel wieder.)

Die Amsel ist erstickt; und dieß hab ich gewollt.
Ihr Schäfer wißt kaum mehr, wie ihr uns quälen sollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch besinnen;
Denn wenn ihr Schäfer seyd, so sind wir Schäferinnen.
Nun soll sie dein, Myrtill; vergiß die Jungen nicht!
Ein Schäfer hält es stets, was er einmal verspricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du bist um viel gekommen!
Verstohlen hab ich ihm die Amsel weggenommen.
Wie thöricht war ich doch, daß ich sie nicht verbarg!
Wer hätte das geglaubt? Du bist auch gar zu arg.
Ich weis mir keinen Rath, zeitlebens wird michs reuen;
Der Schade ist zu groß, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmst sie heimlich weg?

Myrtill.

Myrtill.

Ja freylich, heute früh.

d da mich Doris sah: so . .

Galathee.

Nun, was sagte sie?

Myrtill.

hat mich angestellt, dich also zu betrügen.

Galathee.

t, merke dirs, Myrtill! dieß ist die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

gar empfindlich seyn, das steht doch auch nicht schön!
r Andre necken kann, muß wieder Scherz verstehn.

Galathee.

ß geb ich alles zu. Wer heißt dich solche Sachen?
kann nicht anders seyn, du mußt mich böse machen.
war schon aufgebracht: drum glaubt ichs vom Montan.
reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

Myrtill.

wird bey Phyllis seyn.

Galathee.

Bey Phyllis? bey der Stolzen?
jene spitzt sie zu, und die verschießt die Bolzen.

. . . . . .

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, so ganz allein?
Wo ist denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis seyn.
Ich soll, bis daß sie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Ist Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit, sie ist im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünscht ich dich! Es war ein rechter Zank;
Da sollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,
Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, so gar verschenket haben.
Es war ihr ganzer Ernst.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein . . .

Myrtill.

Myrtill.

Ein Wort, Montan! Ich bitte dich, mein Freund,
Bey allem, was du liebst . . .

Montan.

Was willst du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, so sollst du alles kriegen,
Nur meine Amsel nicht, um die du letztens . . .

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts; du sollst mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, sey doch kein Kind; was soll ich dir vergeben?
Du hast mir nichts gethan.

Myrtill.

Versprich bey deinem Leben,
Daß du nicht böse wirst! Ich habe was gethan,
Das dir dein Lebelang kaum schlimmer träumen kann.
Ich deine Galathee . . .

Montan.

Nun werd ichs bald errathen:
Du hast vielleicht gethan, was ich und sie nur thaten?
Geküßt? Drum wird sie auch davon gelaufen seyn.
War dieß ein Scherz, Myrtill? Und soll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieß ists nicht, Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wissen,
Was du für Räthsel hast.

Myrtill.

Ach laß dichs nicht verdriessen!
Ich that es nicht allein; auch Doris ist mit schuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.
So sags doch nur einmal; ich will nicht böse werden.

Myrtill.

Ich selber würde mich recht ungestüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh
Nehm ich die Amsel weg, und Doris siehet sie.
Drauf spricht sie, nimm sie mit; und sprich zu Galatheen,
Montan hat mich beschenkt.

Montan.

Mich so zu hintergehen!

Myrtill.

O! dieß ist nicht genug.

Montan.

Was ist denn noch dabey?

Myrtill.

Laß sehn, spricht Galathee, obs auch die meine sey?
Sie nimmt die Amsel weg.

Montan.

Montan.

Und giebt sie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, sie streichelt sie, geht einmal auf und nieder;
Ich seh mich um, sie spricht, das Thierchen ist recht feist,
Darauf ,, ,,

Montan.

Ich merk es schon, ich weis, der Vogel beißt.

Myrtill.

Ach nein, sie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, sprach sie, armes Thier, geh, du gehörst Myrtillen.
Ich gab nicht Acht darauf, und möchte fast vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieß muß ich gestehn;
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieß heiß ich, gar zu sehr auf meine Kosten scherzen.

Myrtill.

Ich sah es nicht voraus; sonst wär es nicht geschehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muß auf die Sache sehn.

Myrtill.

Nun sey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
So schön du sie verlangst, du sollst die besten kriegen.
Ich schenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf,
Am Bauche weiß, und blau an Flügeln, Schwanz und Kropf.

Montan.

Behalte, was du hast; die Amsel ist verlohren.
Ich bin zum Aergerniß und zum Verlust gebohren.

Myrtill.

Damit du wirklich siehst, daß mich die Sache kränkt;
So sey der Bienenstock zur Hälfte dir geschenkt,
Für den mein Vater einst sechs Lämmer ausgeschlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders sagen.

Montan.

Ich bin so geizig nicht, und sagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
Sie hat mich in Verdacht, und läßt sich nicht bedeuten:
Ich habe ja das Band; was will sie länger streiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlasse dich auf mich;
Sie liebt dich gar zu sehr, und darum zankt sie sich.
Komm nur, wir suchen sie.

Montan.

Wir mußten auch so zaudern!
Sieh! Dort kömmt Daphne her; nun wird sie mit uns plaudern.

Achter

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

r Kinder, treibt das Vieh doch besser in den Klee.
h hier ist kein Damöt, und keine Galathee;
sind sie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir bleiben bey den Schaafen.

Daphne.

möt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird schlafen.
war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

nein, er ist nicht weit, und das weis auch Montan.

Montan.

ist dort an dem Fluß, und putzt und hackt die Weyden.

Daphne.

ß gienge schon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
ß er die Heerde läßt, und stets was anders thut.

Montan.

hmähle nicht auf ihn! Damöt ist warlich gut;
übertrifft uns stets an Fleiß und an Geschicke.

Daphne.

red ihm nur das Wort.

Montan.

Montan.

So oft ich ihn erblicke:
So wird er fleißig seyn. Bald flicht er Bast und Stroh;
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er diesen so,
Damit er Sonne kriegt; bald schneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er sie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daß nicht das Gras ersäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er ist nicht ungeschickt, ich muß es selber sprechen;
Es geht ihm von der Hand. Jetzt braucht ich einen Rechen:
So gleich läuft mein Damöt, und schnitzt ihn ganz geschwind,
Daß oben Zinken stehn, und unten Zinken sind.
Jüngst bracht er einen Stab geschnitzt auf beiden Seiten.
Damöt, so fang ich an, wen soll denn das bedeuten?
Stellts deine Schwester vor? Nein, spricht er lächelnd, nein!
Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Chloris seyn.
Ich macht ihn ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze;
Wenn Mütter strenge sind: so sind sies oft im Scherze.
Er sey ihr immer gut; und wenn er mit ihr spricht:
So ists ihm unvermehrt. Nur lieben soll er nicht.

Montan.

Montan.

amöt ist nicht verliebt.

Daphne.

Dieß hab ich auch erfahren.

Montan.

och günstig war er ihr, seit seinen ersten Jahren.

Myrtill.

st das ein Unterschied, verliebt und günstig seyn?

Montan.

a. Bist du recht verliebt: so bleibst du nicht mehr dein.
u wünschest, sinnst und denkst, und träumst bey hellem Tage,
ist andern eine Last, und dir die größte Plage,
ar Arbeit träg und faul, bey guten Freunden stumm,
nd siehst dich, wenn du siehst, nur nach der Liebsten um.
er erste finstre Blick schlägt deinen Muth darnieder;
ann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
u bist Myrtill zugleich, und bist auch nicht Myrtill.
rzum; du lachst und weinst, so wie die Schöne will.

Daphne.

, ey, Montan, Montan! Du magst die Liebe kennen!

Montan.

kenne sie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

as ist denn, günstig seyn?

Montan.

Montan.

O, günstig seyn ist schlecht;
Man ist einander gut, und ist es doch nicht recht.
Man sieht einander gern, und wünscht sich oft zu sehen:
Doch gehts nicht immer an; so läßt mans auch geschehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander seyd,
Was ists? Verliebt seyn?

Montan.

Nein. Nur bloße Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht! Dieses kann ich auch von meiner Tochter glauben.
Das Zärtlichseyn ist gut; dieß will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir ist Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wißt ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?
Sprecht lieber, günstig seyn, sprecht, Freundschaft und dergleichen.
Genug. Ich muß nun gehn; die Zeit wird mir verstreichen.

Neun-

. . . . . .

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen sie! Ich weis nicht, wie mir wird.

Galathee.

Herzlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Nur ein andres Band. Die besten Augen trügen;
Geb mir ein Versehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Fehler, wie du weißt, ist Hitz und Eifersucht.

Montan.

Fehler duld ich gern; er ist der Liebe Frucht.
Weis, du thustis nicht mehr, und wirst dich besser fassen.

Galathee.

Geb es oft versucht, und kann es doch nicht lassen.

Myrtill.

Myrtill.

Ja, für die Eifersucht hilft nichts in unsrer Flur.
Euch Schäferinnen, euch, euch quält sie von Natur.
Von außen haßt ihr sie, und liebt sie doch im Herzen,
Und würdet ihr sie los, ich glaub, ihr stürbt vor Schmerzen.

Doris.

Myrtill, laß deinen Spott! Denn weißt du . .

Myrtill.

Was denn, Kind,
Daß stille Wasser gern am allertiefsten sind?
Genug ihr seyd . .

Doris.

Und was?

Myrtill.

Halb Eifersucht, halb Liebe.

Doris.

Ich wollte, daß dir auch nicht eine günstig bliebe!
Dir, der die Amsel nimmt!

Galathee.

Ach weißt du denn, Montan,
Was ich und was Myrtill . . . Du siehst mich sauer an?

Montan.

Montan.

Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat scherzen wollen;
Der Schlaue hätts nicht thun, und dus nicht glauben sollen.
Drum traue nicht so leicht. Ich weis, du kennest mich;
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.
Du und Myrtill seyd schuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laßts geschehen seyn, ihr bleibt noch gute Kinder.
Und siehst du, Galathee, hier ist das böse Band.

Galathee.

Montan, ich schäme mich: o thu es aus der Hand!
Ich sprach mit Phyllis itzt; mein Band hat ihr gefallen,
Sie hat eins nachgemacht, und dieß ist schuld an allen.
Drum sey nur wieder gut; ich bin Zeitlebens dein,
Mein Herz und dieser Kuß, die sollen Zeuge seyn.

Myrtill.

Sie, lose Galathee? Einander gar zu küssen?

Galathee.

Es ist ja mein Montan: wie kann dich das verdriessen?

Myrtill.

Doch Kinder, wißt ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute lustig seyn;

Wir essen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen . .

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

Einmal um Pfänder spielen.

Montan.

Ich schließe mich nicht aus.

Dorio.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

Wenn mein Montan mit spielt; so bin ich auch dabey.

Myrtill.

Kannst du das Spiel, Montan? Man fragt:
Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt sich, weil sie sonst nicht neu und süße bliebe.

Myrtill.

Was macht sie, Galathee?

Galathee.

Dieß weis mein Band so gar;
Verdacht, wo keiner ist.

Myrtill.

Und dieses Band redt wahr!

Beurtheilungen
einiger Fabeln
aus den Belustigungen.

Beurtheilungen
iniger Fabeln aus den Belustigungen.

Damit diejenigen Leser, die meine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut halten, prüfen nnen, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung n: so will ich drey derselben, die noch gar nicht die lechtesten sind, wählen, und sie beurtheilen. Ich hoffe, gleicher Zeit Anfängern in der Poesie einen Dienst zu un, und sie an meinem Exempel zu lehren, wie sie ihre gnen, oder ihrer Freunde Versuche beurtheilen, und sich cht so fort mit den Gedanken schmeicheln sollen, daß sie r die Welt schreiben können, weil sie schreiben können.

Die erste Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, e darinne begangen sind, um das Müßige, Undeutliche, eitläuftige, und Gereimte zu zeigen, soll die Lerche n, weil ich dieses Stück, zu der Zeit da ich es verfertit, mit einer besondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer
Dem lieben Wirth ein Morgenlied.
Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang
Das ganze Haus erfüllt durchdrang.

2.

Einst lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thürchen nicht beym Füttern an,
So, daß sie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt, und sang sie vormals sehr,
So sang sie itzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln ist die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie sitzt so, daß sie gegenüber
In Damons großen Spiegel sieht.
Sie sieht sich selbst, und meynt dabey,
Daß dieses Bild die Schwester sey.

4.

Sie stutzt und regt die kleinen Schwingen.
Bald will sie fort, bald bleibt sie hier;
Dann fängt sie schmetternd an zu singen.
Drauf öffnet Damon bald die Thür.
Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zurück.

5.

Sie läßt sich zwo Minuten stören;
Die Ehrsucht martert ihren Geist.
Sie meynt die Schwester selbst zu hören,
Die ihr der falsche Spiegel weist.
Drauf läßt sie sich mit sich allein
Betrogen in den Wettstreit ein.

6. Sie

6.

Sie singt aus ehrsuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, sie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle starke Stimme
Auf hundert und auf tausend Art.
Umsonst ist ihre ganze Müh;
Stets singt das Echo so, wie sie.

7.

Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden.
Sie singt, und will zu ihrer Pein
Eh sterben, als nicht überwinden,
Eh siegen, als am Leben seyn.
Sie singt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf schießt sie bey dem letzten Zuge,
Die so bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem schnellen Fluge
Nach der verhaßten Freundinn hin,
Und stößt sich in der Raserey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt sie Damen aus der Stube.
O! spricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdest du wohl manchem Held,
Und manchem Weisen beygesellt.

Zuerst will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche singt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einst macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit sie herausfliegen kann; und nun singt sie noch stärker, setzt sich gegen den Spiegel über, und sieht ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie singt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt also ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läßt sich mit ihm in einen Wettstreit ein, bis sie endlich, da sie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und sich den Kopf zerstößt.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, sagt Damon, in eine Grube kämen, so müßtest du bey manchem Helden und Weisen liegen.

Die Handlung an und für sich betrachtet, scheint das Anziehende zu haben, in so weit sie selten, unerwartet, und doch wahrscheinlich, und endlich ein sinnliches Bild des menschlichen Ehrgeizes ist: Betrachtet mit der Moral, scheint sie gewisse Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einsehen kann. Die Lerche sieht sich selbst im Spiegel, und hält sich für eine fremde Lerche. Recht gut. Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch

gut.

nt. Die Lerche kann beides in der Fabel thun, weil sie s außer der Fabel zu thun scheint. Ich setze nunmehr inen ehrgeizigen Menschen an die Stelle der Lerche. Er ry ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, urch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; iese zu übertreffen, strengt er seinen Ehrgeiz so lange an, is er darunter erliegt. Ist alles richtig in dieser Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu aben, oder hat er sie nicht wirklich? Er hat sie; und vie der Thor immer noch einen größern Thoren findet, er seinen Werth bewundert: so findet der Ehrsüchtige nmer einen noch Ehrsüchtigern, der mit kleinern oder größern Kräften ihn zu übertreffen sucht. Also harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder sie scheint in Körper zu seyn, der seiner Seele, der Moral, nicht genug angemessen ist. Was ist das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Ansehung des Ehrgeizigen? Das weis ich itzt eben so wenig, als ich es damals nag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die inzelnen Theile betrachten, aus denen sie zusammengesetzt st. Ist alles, was vorgeht, so beschaffen, daß der Erfolg hne dasselbe nicht wohl hätte geschehen können, oder daß ie Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es st offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils ie nothwendigen mit Zierrathen beschweret sind, welche ie nicht heben, sondern nur belästigen.

Warum muß die Lerche erst im Bauer seyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen lassen? Das erste deswegen, damit sie Damon herauslassen kann; und das andre deswegen, damit sie in dem Zimmer frey sitzen, und sich im Spiegel sehen kann. War das nöthig in Ansehung des Erfolgs? Nein, sie durfte nur gleich frey im Zimmer seyn, und dem Spiegel gegenüber sitzen. Dieses ist also der Punct, wo die Handlung hätte anfangen sollen, damit sie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich sind beynahe die drey ersten Strophen müßig. Die andern Theile sind zwar nothwendig, aber mit verschiednen kleinen Umständen beladen, welche das Stück nur erweitern, ohne es zu verschönern. Hieher gehört insbesondere die siebente Strophe.

Aus diesen Critiken lassen sich die übrigen von der Art zu erzählen größten Theils schließen. Sie ist weitschweifig, und eben deswegen matt. Sie will sich durch eingeschaltete Beschreibungen beleben; aber diese Beschreibungen sind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Gesinge der Lerche, das eben nicht schön beschrieben ist.

In der Schreibart selbst fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt, wenn auch ihr Inhalt noch so gut wäre? Ist es nicht Fehler genug, ängstlich, und gezwun-

gen

n zu erzählen? Sie ist, wie viele andre aus den Be-
stigungen, in dem Versmaaße der Ode erzählet. Ich
ill gern zugeben, daß diese Versart zuweilen von dem
nhalte, zumal von einem ernsthaften, oder dem man
s Ansehen des Ernstes geben will, verlanget werden
nn; und wir haben gute Exempel von dieser Art. Al-
in in den meisten Fällen verträgt sich der Zwang der
trophen, der sich immer gleichen Zeilen, der bestimmten
uhepuncte in den Strophen, nicht mit den Tugenden
r Erzählung. Man darf, um sich davon zu überzeu-
n, nur einen Versuch mit einer guten Fabel, die in
eyen Versen erzählet ist, machen, und sie in das Vers-
aaß der Ode übertragen; wie bald wird man sehen, daß
e besten Stellen verloren gehen, daß dieser Gedanke in
ner längern Zeile gesagt seyn will, daß er oft, wenn er
ur ein Wort verliert, nicht mehr so natürlich, oder
erzhaft klingt; daß selbst die Länge und Kürze der Zei-
n bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen
fördert! Und wo ist in der Strophe der Platz zu den
ebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen an-
brachten Spötterey, zu gewissen Wiederholungen und
ndern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreib-
t nunmehr im Kleinen geben.

Erste Strophe. Bey manches Morgens; sehr
rt und rauh. Hellem Schimmer; hell, ein über-
flüßiges

flüßiges Beywort. »Die Lerche sang bey manches Mor»gens hellem Schimmer froh bemüht dem lieben Wirth »ein Morgenlied.« Was heißt froh bemüht? Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es ist gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Besten gesagt. Eben dieses gilt auch von dem Schimmer des Morgens, der seine Existenz hier dem Zimmer zu danken hat. Das Morgenlied scheint mir hier auch nicht schön zu seyn, ob es gleich gewiß ist, daß die Lerchen des Morgens am stärksten singen; man denkt dabey an das Abendlied. »Und ruhte nicht, bis daß ihr Klang das »ganze Haus erfüllt durchdrang.« Klang; unnatürlich. Es sollte Gesang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einem oder in dem andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, so wie es hier steht? Niemals. Also ist es undeutlich, oder wider die Grammatik; und sollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: so ist es doch überflüßig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen schon enthalten ist.

Zweyte Strophe. »Einst lehnt ihr Damon zum »Vergnügen das Thürchen nicht beym Füttern an.« Anlehnen ist nicht der rechte Ausdruck, oder es sollte heißen: er lehnte es nicht wieder an; besser; er ließ die

die Thüre offen. Aber so hätte der folgende Reim, kann, nicht bestehen können. »So, daß sie aus dem »Bauer fliegen und in der Stube flattern kann.« Das so, daß, ist sehr demonstriret, ist zu gezwungen, oder doch prosaisch. Wenn sie aus dem Bauer fliegt, so weis ich schon, daß sie in der Stube flattern kann; und wenn sie das Letzte thut, muß das Erste geschehen seyn. Ein Umstand ist überflüßig. In der Stube flattern, sagt man auch nicht, sondern lieber herumflattern. Flattern soll hier ein lachender Ausdruck seyn, thut aber keine gute Wirkung. »Und sang sie vormals sehr: so singt sie itzt »noch dreymal mehr.« Mehr, harmonirt mit dem sehr nicht, sondern mit dem Reime. Es sollte heißen: noch dreymal stärker. Die ganze Strophe ist prosaisch und gedehnt.

Dritte Strophe. »Auch Vögeln ist die Freyheit lieber als Kerker, welche Gold umzieht.« Diese Sentenz steht nicht an ihrem Orte. Kerker paßt zur Freyheit nicht gut. Es sollte Sklaverey heißen. Sie sitzt so, daß; prosaisch. Damons großer Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel iemanden anders gehören? Es wäre besser, der Spiegel hätte gar kein Beywort. »Sie sieht sich selbst und meynt dabey, daß dieses »Bild die Schwester sey.« Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieses Bild; was für ein Bild? Es ist ja noch keines da gewesen, auf welches dieses gehen

hen könnte. Also ihr eignes Bild, oder das sie ist sieht. Die Schwester. Warum Schwester? War es eine Sie? und war die singende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt ist der Familienname Schwester hier nichts artiges, denke ich.

Vierte Strophe. »Sie stutzt und regt, vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen.« Klein, ist hier ein sehr überflüßiges Beywort. Bald will sie fort; Wohin? Bald bleibt sie hier. Es sollte wohl heißen: Bald will sie auffliegen, bald hält sie sich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald ist geflickt. Die Thür, statt der Thüre, da die folgende Zeile sich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! »Da dringt der »Schall im Augenblick aus dem gewölbten Saal zurück.« Da, ist hier prosaisch. Im Augenblick, scheint gereimt zu seyn. Aus dem gewölbten Saal; Ist dieser Saal ein Vorsaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davonfliegen können?

Fünfte Strophe. »Sie läßt sich zwo Minuten »stören.« Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Ist zu arithmetisch bestimmt. »Die Ehrsucht »martert ihren Geist.« Der Geist der Lerche, vielleicht auch das Martern, ist sehr poetisch und gezwungen. »Sie »meynt die Schwester selbst zu hören.« Die Schwester;

weg

weg damit! Selbst ist überflüßig und nur des Versmaaßes wegen da. »Die ihr der falsche Spiegel weist.« Der falsche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetisch richtig seyn; allein ein falscher Spiegel heißt auch so viel, als ein Spiegel, der den Gegenstand nicht getreu darstellt. »Drauf läßt sie sich mit »sich allein betrogen in den Wettstreit.« Drauf ist kurz vorher da gewesen. Betrogen; dieses Participium steht hier an keinem guten Orte, und verursacht eine Dunkelheit. In den Wettstreit; nicht den, sondern einen; ist wider die Sprache.

Sechste Strophe. »Sie singt aus ehrsuchtsvol»lem Grimme.« Grimm scheint zu viel für das Singen einer Lerche zu seyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieses würde man eher sagen. »Sie zieht, »sie trillert, mengt und paart der hellen Kehle starke »Stimme, auf hundert und auf tausend Art.« Diese drey Verse betrügen auf dem ersten Anblick, und scheinen harmonisch zu seyn. Sie zieht und trillert; gehen diese Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht seyn. Aber sie stehen doch so, und also sind es ambigue dicta. Sie mengt die Stimme der Kehle und paart sie. Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne auf hundert und tausend Art

gar

gar nicht gefallen. Man sagt auf hunderttausend oder tausenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieses richtig ist, so ist es doch ganz prosaisch. Der Poet muß sich von der Prosa zu entfernen wissen, auch da, wenn er den niedrigsten Styl redet.

Le Stile le moins noble a pourtant sa noblesse.

Siebente Strophe. Noch läßt sie sich nicht kraftlos finden; ist gezwungen gesagt. Es soll heissen: dennoch fährt sie herzhaft fort. Sie singt und will zu ihrer Pein eh sterben, als nicht überwinden, eh siegen, als am Leben seyn. Sehr heroisch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will also zu ihrer Pein sterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, singen, sollte nicht die Redensart entgegen gesetzt stehen, am Leben seyn, sondern leben. Es ist natürlicher und verhältnißmäßiger. Wer sieht nicht, daß die Reime Pein und seyn wider das Natürliche dieser Stelle sich empört haben? Aber der Reim ist der Sklav, und der Poet der Herr.

La Rime est une esclave, & ne doit qu'obéïr.

»Sie singt; allein zu ihrer Schmach.« Schmach ist nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder so etwas. »Das Echo wacht;« wacht ist unnatürlich. »Und thut es nach;« thut, ist platt; warum nicht, spricht, singt u. d. gl.?

Achte

Achte Strophe. »Drauf schießt sie bey dem »letzten Zuge, die so bethörte Sängerinn, mit aufgebrach»tem schnellen Fluge, nach der verhaßten Freundinn »hin.« Drauf, schon wieder! Bey dem letzten Zuge; was ist das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder steht Zug statt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem sie den letzten Ton singt, schießt sie nach dem Spiegel? Wer wird so erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört ist kein gewähltes Wort. Mit schnellem Fluge kann man sagen, aber wohl nicht ohne Gewaltsamkeit mit aufgebrachtem schnellen Fluge. Die verhaßte Freundinn ist langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war sie eine Freundinn von ihr? Sie sah sie ja itzt zum erstenmale. Das Oxymoron, verhaßte Freundinn, ist also hier ein Spielwerk. »Und stößt sich in der Raserey am Spie»gel Kopf und Hirn entzwey.« In der Raserey; wer wird dieß von der Lerche sagen? Sie ist ja kein Tieger. In der Hitze stößt sie sich also am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erstlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf heißen. Alsdenn Hirn für Gehirn ist unerträglich. Und warum muß sich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey stoßen? Ich dächte, das erste wäre genug gewesen. Das Gehirn ist unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich sagt man nicht, sich das Gehirn entzwey stoßen.

Neunte Strophe. »Hier trägt sie Damon aus der Stube.« Wozu wird das Leichenbegängniß er-

wähnt? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug sie Damon aus der Stube? Warum warf er sie nicht zum Fenster hinaus? Müßiger Umstand! O, spricht er, da er nachgedacht. Er muß also erst nachdenken, ehe er seinen Sittenspruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O, kämen sie in eine Grube. Das doppelte O! scheint mir zu wichtig für diesen Fall zu seyn. Aber wem sagt er diese Betrachtung? Sich selber, oder sind Leute um ihn? Sollte Damon so figürlich mit sich selbst reden? Das ist nicht wahrscheinlich. Genug er sagt: »O kämen die in eine »Grube, die Ehr und Schatten umgebracht, so würdest »du wohl manchem Held und manchem Weisen beyge»sellt.« Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Ansehung der Lerche, und den figürlichen in Ansehung des Helden und Weisen; ist also zweydeutig. Manchem Held ist wider die Grammatik; manchem Helden. Beygesellt, lieber zugesellt; wiewohl auch dieses Wort noch nicht das bequemste ist. Die ganze Betrachtung ist zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man sie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür sollte sie natürlicher und nicht so spitzfindig gesagt seyn.

Dieses sind also die Fehler in Absicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo sind denn nun die Eigenschaften

der

er dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr sagen können, wenn ich strenger hätte critisiren wollen. Indessen wird dieses hinlänglich seyn, den Geschmack und die Beurtheilungskraft r Anfänger zu schärfen, und diejenigen Leser, welche eine Fabeln in den Belustigungen immer noch für gut, nd mich für eigensinnig gehalten haben, weil ich sie nicht abe herausgeben wollen, zu belehren, daß sie zu flüchg, und darum zu günstig von diesen Arbeiten geurtheilt. Dieses gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis seyn, ß ich sie aus Hochachtung für das Publicum und den eschmack nicht habe sammeln wollen. Sie waren mir der Zeit, da ich sie schrieb, leicht zu vergeben; und es ein weit größerer Fehler, daß ich sie damals habe ucken lassen, als daß ich sie nicht besser gemacht be.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrsis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelassenheit.
Sein treuer Hund war sein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war seine Lust,
Und außer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewußt.

Er kannte weder List noch Feind,
Und schlief vergnügt auf seiner Matte;
Er wünschte nichts, als was er hatte,
Und war sich selber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte sie nichts mehr gewinnen,
Als daß sie ihm einmal gefiel.

Doch seiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beste Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Lust gewahr.
Er sieht, und will nicht stehen bleiben;
Er sieht, verliert den freyen Sinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die schmachtend voller Wollust brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten sie nicht Muth genug;
Halb stolze, halb verschämte Minen,
In denen Ernst, Gefahr und Lust
Einander zu begegnen schienen,
Durchdrangen unsers Schäfers Brust.

Vom runden Kinne bis zur Hand,
Von weißen Hüften bis zur Stirne,
Entzückt ihn diese Wasserdirne,
An der er tausend Anmuth fand.
Nie wird sie reizend gnug beschrieben;
Der beste Riß bleibt ein Versuch.
Kurz: Sie zu sehn und nicht zu lieben,
War, wie man sagt, ein Widerspruch.

Der gute Schäfer steht zerstreut,
Vergißt sich selbst und seine Heerden,
Und klagt mit ängstlichen Geberden
Der Schönen seine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich soll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du sollst mein Herz besitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.

Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwo feisten Ziegen
Soll dich, Neptun, sogleich vergnügen,
Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, spricht Neptun, mein Kind zu geben?
O spare Seufzer, Wunsch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.

Der arme Thyrsis seufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erscheint.
Gut, spricht Neptun, du gleichst den Knaben;
Dich blendet eine Scheingestalt.
Gut, gut, du sollst dein Unglück haben;
Denn du verlangst es mit Gewalt.

Die Nacht befördert Thyrsis Ruh,
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die nasse Schöne
Entzückt nach seiner Hütte zu.
Er weis sein Glück kaum gnug zu schätzen,
Sein mattes Herz wird wieder frisch.
Der Tag erscheint. O, welch Entsetzen!
Sirene war halb Mensch, halb Fisch.

O Fabel! meynst du nicht die Welt,
Die früher liebt und eher brennet,
Als sie das Kind zur Hälfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fisch uns schreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unsrer Wahl entdeckt.

Auch diese Erzählung hat viel Müßiges, viel Mat-
es, und einen gewissen Firniß, der das Auge blendet.
Ein Arkadischer Schäfer sieht eine Sirene auf der See,
erliebt sich in sie, hält bey dem Neptun um sie an, und
ekömmt sie. Dieß sind die Haupttheile der Erzählung,
elche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kürze billiget.
Diese Theile sollen nun ausgebildet und verschönert wer-
den, damit sie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins
Auge fallen, iedes nach seinem Bedürfnisse, nach der
Wahrscheinlichkeit; aber auch nach der Hauptabsicht.
Der Schäfer, die erste Person der Handlung, was will
man von ihm wissen? Wie ruhig und zufrieden er mit
seinem Stande war? Nein, man will ein Zuschauer von
der Begebenheit seyn, wie er die Sirene erblickte, und sich
in sie verliebte. Wäre also die Beschreibung von seiner
schäferischen Zufriedenheit auch noch so schön: so würde
sie doch eben deswegen wieder nicht gut seyn, weil sie hier
nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht be-

fohlen wurde, und die Aufmerksamkeit zu lange auf sich zog.

Que jamais du sujet, le discours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant *.

Die zweyte Hauptperson ist die Sirene. Was will man von dieser wissen? Wie schön sie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beschreibung unsre Erwartung übertreffen, daß sie nicht alltäglich seyn, daß sie nicht durch ihre Länge einschläfern muß. Die eingeschaltete Beschreibung der Sirene ist nicht neu; sie ist lang und starr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers ist das Merkwürdigste, was man wissen will, und worauf man, wenn man von so einer Handlung ein Zuschauer wäre, am meisten Acht haben würde. Dieses Verhalten würde sich durch ihre Minen und Geberden, durch ihre kleinen Listen, daß sie thäte, als merkte sie den Schäfer nicht, daß sie sich auf der See mit einer gewissen angenommenen Sorglosigkeit etwas zu thun machte, daß sie bald ihre Locken zurückschlüge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß sie mit ihm so redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn desto gewisser zu fesseln. Dieses Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender seyn, als die todte Beschreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weißen Schultern; würde aus der Materie selbst entsprossen seyn, und nichts als Wahl und Feinheit

* BOILEAU A. P. Ch. I. v. 180.

einheit erfodern. Auf diese Weise hätten die beiden auptgegenstände der Erdichtung schön gezeigt werden nnen; und so hätte zugleich die Erzählung, anstatt der nsthaften Mine, die ihr nicht läßt, die lachende und untere, die sie verlangt, bekommen können. Der Theil r Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und ieder bittet, ist in der Fabel mit kleinen Umständen be- hweret, die nicht einnehmen. Man will wissen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man will es ld wissen. Wie es uns in der Natur als Zuschauern ürde beschwerlich gewesen seyn, wenn der Schäfer und eptun ein langes Gespräch mit einander gehalten, und ıfrer Neugier Gewalt angethan hätten: so wird es auch der Nachahmung beschwerlich. Und das heißt eben eschmack, stets das Gehörige, das Beste zu wählen, cht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu sagen, was s Vorzüglichste war. Ich will es zugeben, daß die Er- hlung hin und wieder einige feine Züge hat. Aber wie enig ist das, wenn die Hauptschönheit fehlt?

C'est peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent,
Des traits d'ésprit semés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque chose y soit mise en son lieu;
Que le début, la fin, répondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces assorties
N'y forment qu'un seul tout de diverses parties *.

* Ebendas. V. 175.

Dieses gilt von iedem Werke des Geschmacks, und von der kleinen Fabel so wohl, als von der größern; ja von der kleinen um desto mehr, ie geschwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Den Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen sieht, wer seine Sirene war, will ich nicht tadeln, da er schon so lange von andern ist getadelt worden *.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem sie gewendet wird. Man kann sagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, ist nach derselben oft ein schönes Ungeheuer. Man kann sagen: Wir treffen die Wahl bey unsrer Liebe sehr übereilt; wir sehen auf den äußerlichen Reiz, und untersuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böses Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und sagen: Wenn uns die Götter stets unsre Wünsche gewährten, so gewährten sie uns nicht selten unser Unglück. Oder: unsre liebsten Wünsche sind oft die größten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beste seyn, die am natürlichsten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es ist wahr, der Lieb-

* Der Engländer Denis (S. *Select Fables* by Mr. Charles Denis. London 1754. auf der 203 S.) hat eben diesen Fehler begangen. Er sagt von dem Schäfer:

And now possest of all her charms,
He thinks himself the happiest man in life:
But oh! at morn he found within his arms
A monster for a wife.

haber führt oft in seiner Braut, übereilt durch seine
ihl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein
kleidetes schönes Unthier nach Hause. Aber so wahr
seyn mag, so würde ich doch diese Bedeutung der Fabel
t wählen; entweder weil es zu wahr ist, oder weil es
n so wahr ist, daß sich die Liebhaberinnen mit ihren
haben oft nicht weniger betrügen. Es scheint mir
o eine Art der Ungerechtigkeit in dieser Klage enthalten
seyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der
genehmen Braut bald eine kleine Furie wird, scheint
r mit der Erzählung nicht genau übereinzustimmen,
nn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager
dichten will. Es würde folglich nach meinem Ge-
macke die letzte Moral die vorzüglichste seyn, nämlich daß
sre feurigsten Wünsche im Grunde oft Thorheiten sind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den
edruck und Ton der Erzählung. Sie ist wieder in
n Versmaaße der Ode abgefaßt, und um wohlklingende
trophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche
Erzählen vernachläßiget.

Erste Strophe. »Ein Schäfer aus der goldnen
eit, ein Thyrsis im Arkaderlande;« die zweyte Zeile ist
ßig, und das ein Thyrsis, das dialogisch schön seyn
l, eben nicht schön. Würde man gern in Prosa er-
len: Ein Schäfer, ein Thyrsis in Arkadien, trieb öf-
s — Giebt es außer Arkadien auch Thyrsis? Oder
hten wir unsre Schäfer, wenn wir welche schaffen,

nicht

nicht in dieses Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man sagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrsis geben; nun so heißt ein Thyrsis, der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß steht in der ersten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut gesagt, so wie man nicht sagen würde, im Sicilerlande. Kurz, man erinnert sich bey dem Arkaderlande an das alte Lied: Der tapfre Fürst im Bayerlande. »In ruhiger Gelassenheit.« Dieser Vers ist sehr nachgeschleppt; er sollte in den Gedanken hineingeschoben seyn, und also vor dem Meeresstrande stehen. Gelassenheit ist zu wenig; Zufriedenheit sollte das Wort seyn. Durch das Wort ruhig wächst die Idee der Gelassenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt ist Gelassenheit nicht das rechte Wort. »Sein treuer Hund war sein Gehülfe u. s. w.« Diese vier Zeilen, und die nächstfolgenden viere aus der andern Strophe sind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört. Der Schäfer mochte das seyn und haben oder nicht, was in dieser Beschreibung steht: so konnte er sich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich setzt man voraus, daß ein arkadischer Schäfer ein zufriednes Geschöpf ist; man muß es daher nicht weitläuftig erweisen, sondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Absicht der Materie besonders befiehlt. Es mag also diese Beschreibung, einzeln betrachtet, noch so gut seyn: so ist sie es hier doch deswegen nicht, weil sie nicht das Bedürfniß des Stücks, sondern des Poeten ist, der seine Geschick-

schicklichkeit im Beschreiben ohne Ruf hat wollen sehen lassen; das heißt Quintilian lasciuiam ingenii, wenn er den Ovid von dieser Seite her tadelt. Was überflüßig ist, ist allemal verwerflich, wenn es auch noch so schön wäre; und diese Beschreibung ist unstreitig überflüßig, und zu lang.

. - - - Recideret omne quod vltra
Perfectum traheretur - - -

sagt Horaz* vom Lucil, wenn er wieder aufstehn und seine Gedichte verbessern sollte. Endlich verräth das Rohr von Schilfe den Reim zu sehr. »Er kannte weder List noch »Feind.« Das versteht sich. In Arkadien betrügt und verfolgt man sich nicht. »Er schlief vergnügt auf seiner »Matte;« ist wenig gesagt. »Er wünschte nichts, als »was er hatte« Diese Beschreibung würde genug zu dem Character des Schäfers gewesen seyn, wenn sie richtiger gesagt wäre. »Und war sich selber Glück und »Freund.« Was soll Freund hier heißen? Er liebte sich selbst am meisten? Nein, und also dieses: er brauchte und suchte keine Freunde. Das ist wider die Natur, und also auch wider die Natur der Schäfer. Thyrsis wäre ein Anachoret, und kein Schäfer gewesen, wenn dieser Umstand wahr seyn könnte.

Dritte

* L. I. Sat. 10. und BOILEAU A. P. Ch. I. v. 61.
Tout ce qu'on dit de trop est fade & rebutant:
L'esprit rassasié le rejette à l'instant.

Dritte Strophe. »Doch seiner Ruhe droht Gefahr! Das Meer zeigt ihm die beste Schöne.« Das Beywort beste ist matt. »Er wird die nackende Sirene »mit niegefühlter Lust gewahr.„ Mit niegefühlter Lust; worauf bezieht sich diese Lust? Ueberhaupt auf alle seine Lust, die er ie empfunden? Oder soll er sonst schon die Sirene gesehen, und nie so viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es ist also zweydeutig; redarguet ambigue dicta. Er verliert den freyen Sinn, anstatt seine Freyheit, ist gezwungen und unrichtig.

Die vierte und fünfte Strophe enthalten wiederum eine gedehnte Beschreibung der Sirene. »Zwo »blauer Augen Blick und Zug, die schmachtend voller »Wollust brannten, sich nach dem Angriff zaghaft wand»ten, als hätten sie nicht Muth genug.« Zwo blauer Augen; nicht zwo, sondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey schöne blaue Augen? Kann sie derselben wohl mehr oder weniger haben? Ein paar blaue Augen, ja, das spricht man. Der Blick und Zug dieser blauen Augen durchdrangen die Brust des Schäfers. Was ist der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heißen, so ist es erbärmlich gesagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Brust durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben, sonst würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke seyn.

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément *.

Diese

* Ebendas. V. 153.

Diese Augen brannten voller Wollust; gut. Sie brannten schmachtend voller Wollust. Geht schmachtend auf voller Wollust, oder bezieht es sich aufs Brennen? — »Sich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten sie »nicht Muth genug.« Erst sind die Augen Flammen, nun werden sie so gleich Streiter. »Halbstolze, halbverschämte Minen, in denen Ernst, Gefahr und Lust einander zu »begegnen schienen.« Welches Gemälde der Minen! Halbstolz, halb verschämt, dieß läßt sich denken, und also auch malen. In diesen Minen ist über den Stolz und die Verschämtheit erstlich Ernst. Was heißt Ernst hier? Eine ernsthafte Mine? Diese ist schon im Stolze. Oder heißt Ernst, weil Gefahr darauf folgt, gar so viel als Mut? Oder ist es dem Scherze entgegen gesetzt, und heißt also: es war den Minen ein Ernst, den Schäfer zu rühren? Das weis ich nicht, und mag es auch nicht wissen. In diesen Minen begegnen also erst der Ernst, und dann die Gefahr, und auch die Lust einander. Was ist Lust? Heißt es Freude, Vergnügen, Reiz, oder Wollust? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun diese personificirten Begriffe einander? Brust, anstatt Herz, ist sehr hoch bey dieser Gelegenheit, und durchdringen ist eben nicht schön. Ihre Blicke, ihre Minen durchdringen meine Brust. Hört man keinen Zwang bey diesem Ausdrucke? Diese Wasserdirne, ein garstiges Wort, des Reims wegen herbeygezogen, »entzückt ihn »vom runden Kinne bis zur Hand, von weißen Hüften

»bis

»bis zur Stirne.« Nicht viel Idee, und sehr viel Worte. So verliert sich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beschreibung vom Kinne an zu visiren, bis auf die Hand? Man sagt vom Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieses die äußersten Theile sind, die einander entgegen stehen; aber das Kinn und die Hand sind es nicht. Das Kinn, in so weit es bloß rund ist, ist eben noch nicht schön; ich kann eben so wohl der runde Arm sagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: so sollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. »Von weißen Hüften bis zur Stirne.« Erstlich fehlt der Artikel den, von den weissen Hüften, der nach den Sprachgesetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner ist das Beywort weiß wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort. Sind nur die Hüften weiß? Nicht auch die Hand und die Stirne? Endlich sollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne stehen auch in keinem Verhältnisse, und das Wort Hüften ist wider den willkührlichen Wohlstand. »An der „er tausend Anmuth fand.« Nachdem schon die Wirkung, das Entzücken, vorhergegangen, kömmt endlich die Ursache hintennach geschlichen, daß er tausend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieses ist das finden, und das tausend sehr prosaisch. »Nie wird sie reizend gnug be»schrieben.« Das sieht man aus der Beschreibung selber,

ber. »Der beste Riß bleibt ein Versuch.« Riß für Abriß, Abbildung; nicht gut. Versuch; es sollte hier unstreitig heißen unvollkommnes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verse stehn der folgenden wegen da: »Kurz, sie zu sehn und nicht zu lieben, war, wie man sagt, »ein Widerspruch.« Kann ich sagen: Ich sah das Frauenzimmer, sie war außerordentlich schön, und es war ein Widerspruch, sie zu sehn und nicht zu lieben? Oder würde man nicht sprechen: und es war mir unmöglich, sie zu sehen und nicht zu lieben? Im Präsenti kann der Ausdruck richtig seyn: sie zu sehen und nicht zu lieben, widerspricht sich; und doch würde ich nicht sagen, ist ein Widerspruch, lieber, etwas widersprechendes.

Sechste Strophe. »Der gute Schäfer sieht zer»streut, vergißt sich selbst und seine Heerden.« Erst die Heerden, und dann sich. Wenn ich mich vergesse, so ist es nichts neues, daß ich das vergesse, was um mich herum ist. »Und klagt mit ängstlichen Geberden der »Schönen seine Zärtlichkeit.« Aengstlich ist zu hochgetrie»ben; und ängstliche Geberden rühren auch nicht sehr. »Warum nicht lieber schüchterne, furchtsame Geberden? Diese sind der geschwinden Liebe eigen.« Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?« Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne also, oder das schöne Kind, und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, ist sehr romanmäßig; eben so wohl als das, an deiner Seite

ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht gesagt, daß sie an seiner Seite ruhn soll; warum ist sie so voreilig? Sollte eine Sirene nicht schlauer antworten? Ich dächte es.

Siebente Strophe. »Der Schäfer ruft zum Gott der See: Ein Opfer von zwo feisten Ziegen.« Warum feist und nicht fett? und warum ein Opfer von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Neptun eingesährter maßen Ziegen, oder werden ihm nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und warum zwo? »Soll dich, »Neptun, so gleich vergnügen.« Das so gleich ist sehr pünctlich, contractmäßig, und verräth eine große Meynung von seinem Opfer; und das vergnügen ist sehr gezwungen, und wegen der Ziegen aufgesucht. »Wofern »ich nicht vergebens flehe;« klingt zu drohend. »Dir, »spricht Neptun, mein Kind zu geben?« Neptun redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Ist Sirene seine Tochter? »O, spare Seufzer, Wunsch und Harm.« In dieser Zeile drückt sich Neptun poetischer aus. Er redet in der Figur, die man Gradation oder Cumulation nennt; aber sie ist ihm nicht recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wünsche, hätte er sagen können; aber spare deinen Harm, dieß hat er des Reims wegen gesagt, sonst würde er das undialogische Wort nicht gebraucht haben. »Ich gäbe dir und deinem Leben ein »ewig Unglück in den Arm.« Daß er ihm das Unglück in den Arm gäbe, wäre schon genug: aber seinem Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts gesagt.

»Der

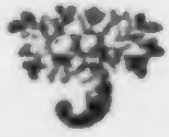
»Der arme Thyrsis seufzt und weint.« Thränen
hte Thyrsis wohl vergiessen, nur nicht weinen. »Und
gt mit manchem bangen Schalle sein Leid dem nahen
iederhalle, bis wiederum Neptun erscheint.« Mit
nchem bangen Schalle, ist gereimt und hart. Dem
en Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der
, oder auf der Flur? »Bis wiederum Neptun er-
eint.« Wenn ich auch die Versetzung des wiederum
t tadeln will, so ist es doch wenigstens kein Wort für
Poesie. In wie langer Zeit ist Neptun nicht wieder-
erschienen? Hat der Schäfer stets dem Wiederhalle
Leid indessen geklagt? Die Antwort des Neptunus ist
Versen nach gut, dem Inhalte nach sehr philosophisch
docirend.

»Die Nacht befördert Thyrsis Ruh.« Ist Ruhe
der Schlaf, weil die Nacht die Ursache davon ist,
heißt es Vergnügen, Glück? »Neptunus giebt ihm
Sirene.« Auf was für Weise? »Der Schäfer
t die nasse Schöne entzückt nach seiner Hütte zu,«
merkt es also nicht, daß sie halb Fisch ist? nicht eher,
bis der Tag erscheint? »Sein mattes Herz wird
der frisch.« Gezwungen, und mehr noch, als ge-
ngen.

»O Fabel! meynst du nicht die Welt, die früher liebt
eher brennet.« Welt, es gehet ja nicht auf die
Welt, sondern nur auf die Mannspersonen. Das

brennet ist kein schönes Wort, und sagt ohnedem nichts mehr als das liebet. »Als sie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn für göttlich hält.« Das Kind anstatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; ist unedel ausgedrückt. Aug ohne Artikel, und statt die Augen, ist hart. »Man liebt der Schönen Mund und »Stirne.« Hier sind die Theile für das Ganze, für das Gesicht gesetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch sagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne sind nicht die vornehmsten Theile; und wenn sie noch so schön wären, und das Gesicht wäre mit einer ungestalten Nase bedeckt, so würde es wohl nicht gefallen. Indessen will ich dadurch nicht läugnen, daß man sich in einzelne Theile, in ein paar schöne Augen, in einen schönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne zu Liebe da steht, dieß ist offenbar.

Ich will es genug seyn lassen. Glaubt man, daß ich zu strenge gewesen bin, so antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu strenge seyn kann. Nur alsdenn verdienen wenige und kleine Fehler Nachsicht, wenn sie durch große Schönheiten vergütet werden.



Der

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverschämter Zucht,
Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht,
n Sperling half den frommen Tauben
t ihre Kost vom Schlage rauben.
üh, wenn beym ersten Sonnenschein
er Hauswirth sang und Futter streute,
nd er sich an des Schlages Seite
ehr frech als scheu zum Frühstück ein.

2.

Die Tauben sagten erst kein Wort;
ann scheuchten sie den Fremdling fort;
och kam das schelmische Gefieder,
o heute nicht, gleich morgen wieder.
rauf nahm sich aus dem Taubenchor
e ältste von den stillen Thieren,
es Unrechts ihn zu überführen,
ehr redlich, als gekünstelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
Hals und Brust wie Schnee so weis,
n blauen Schwanz und blauen Flügeln
hien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.
ie trug die Brust gewölbt und frey,
e schönsten Latschen an den Füßen;
e konnt auch alt noch zärtlich küssen,
ar schön, und doch dem Manne treu.

4. Noch

4.

Noch grössre Dinge zierten sie.
Sie hatte mit geschickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm sie zeitig mit ins Feld,
Sie ließ sie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte sie, sind euch bestellt.

5.

Von dieser wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungestüm und auch nicht blöde
Setzt sie den fremden Gast zur Rede.
Bist du, so fragt sie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden
Nimmst du, was mir und den beschieden?
Dieß ist der Bösen Eigenschaft!

6.

Der Sperling ward so gleich gerührt;
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Ansehn, oder Sagen,
Zu diesem Siege beygetragen.
Die Ueberzeugung war geschehn;
Ihm fällt das Korn aus seinem Munde.
O, spricht er, gleich von dieser Stunde
Sollst du mich nun verändert sehn!

7.

Er hält sein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüsterne Natur;
Und ob er öfters füttern sahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten stillten seine Lust;
Denn junge Schoten anzureißen,
Die besten Kirschen anzubeißen,
Hat nie ein Spaz so gut gewußt.

8.

Einst frißt er in der schönsten Ruh.
Da sieht ihm unsre Taube zu,
Und spricht: Wie klug weißt du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen!
Der Sperling hüpft so gleich empor:
Nun, schreyt er, kannst du mich noch hassen?
Hab ich mein Laster nicht gelassen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? Rief die Taube nach.
Du bist noch eben deine Schmach,
Du bist, wie sonst, der geile Fresser,
Und scheinst dir nur vergebens besser.
Dir wohnt dein böser Trieb noch bey;
Du stillst ihn nur mit andern Dingen,
Und suchst dir schmeichelnd beyzubringen,
Daß deine Brust gebessert sey.

10.

Bald, Plato, trifft dein Ausspruch ein:
Die Tugend scheint ein Tausch zu seyn;
Ein Laster wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt sich fromm und klüger.
Wer ist der listigste Betrüger?
Ists nicht des Menschen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm seine Unbilligkeit vorzustellen. Er verspricht Besserung. Sie sieht ihn darauf auf einem Kirschbaume sitzen; und er fragt, ob er nicht sein Wort gehalten hätte, und frömmer geworden wäre? Sie antwortet ihm: Nein, denn du hast noch die vorige Neigung, und stillst sie nur mit andern Dingen. Die Moral. Unsre Tugend ist die meistenmale ein Tausch. Man verläßt ein Laster, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Gesetzt, diese Erfindung wäre richtig und sinnbildlich genug: so würde sie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegorische scheint ihr auch zu fehlen. Was soll z. E. der Sperling fressen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht berauben soll? Und wenn er dieses thun darf, so ist seine Handlung kein Bild einer unerlaubten menschli-

chen

m Handlung. Ich sage: »Der Weichling flicht den
eilen Scherz, wird karg und nennt sich fromm und klü-
ger«. Dieses Exempel hat keinen Gegenstand an dem
perlinge. Der Sperling hat seine Neigung mit keiner
dern vertauscht. Er ist immer noch genäschig. Er
lt seine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge.
ber dieß alles bey Seite gesetzt; ist die Ausführung, die
rt zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung
t wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E.
Beschreibung der Taube in zwo Strophen. Es ist
ner zu weit bey der Erzählung ausgeholt. Ein Fehler,
n viele meiner Fabeln in den Belustigungen haben!
nders zu reden, die Fabel ist nicht kurz genug, weil
nstände eingeschaltet sind, ohne welche man das Folgen-
hätte verstehen können. Sollten diese Umstände ja
thwendig scheinen, so mußten sie munter und lebhaft
sagt werden; und alsdenn hätte man sie des Muntern
gen ungern entbehrt. Dieß habe ich nicht gethan.
s ist trockner Ernst. Alles was in den ersten vier
trophen und in der Hälfte der fünften steht, sollte, wenn
r Anfang der Erzählung aus dem Gesichtspuncte der
sicht bestimmt wird, so eingerichtet seyn: Ein Sper-
g fraß oft den Tauben das Futter mit weg. Eine
n den Tauben redte ihn deswegen also an. Ich weis
ch nicht, warum der Redner eben eine Taube, und kein
uber ist. Der letzte scheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie ist zu trocken
d schwerfällig. Sie ist nicht munter, nicht naif. Fehlers

genug! Sie ist gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaaße, selten von der Sache erzeugt.

Erste Strophe. »Ein Vogel unverschämter Zucht.« Eine gezwungene Beschreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverschämten Geschlechte, oder soll Zucht, Sitten bedeuten? »Der lieber stiehlt, als Arbeit sucht;« sollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht. »Ein Sperling half den frommen Tauben oft ihre Kost »vom Schlage rauben.« Half rauben, anstatt er raubte, ist der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo steht etwas davon? Soll der Leser mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzusetzen? »Früh wenn »beym ersten Sonnenschein der Hauswirth sang und Fut»ter streute, fand er sich an des Schlages Seite mehr frech »als scheu zum Frühstück ein.« Beym ersten Sonnenschein; nicht gut gesagt, zu prosaisch; ferner nicht nöthig, außer weil der Reim ein den Sonnenschein verlangte. Der Hauswirth sang; dieser kleine Umstand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigstens nicht so vorherlaufen, sondern lieber durch singend angegeben werden sollen. Futter streute; fütterte, wäre natürlicher, aber so hätte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als scheu. Welcher Gegensatz! Welches Gedrechselte! Warum nicht lieber dreist, unverschämt? Er fand sich zum Frühstück ein. Das sich einfinden und das Frühstück, welches die Sprache munter machen soll, sticht zu sehr gegen den Ernst der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine dunkle

Farbe

Farbe gleich eine sehr helle erscheinen lassen, ohne daß sie sich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe ist nicht nöthig. Und wenn der Umstand nöthig wäre, müßte er kürzer zusammengezogen seyn. Fremdling ist nicht das rechte Wort. Der Sperling ist der Taube kein Fremdling. Schelmische Gefieder. Was ist hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor ist sehr poetisch. Im Scherze gieng es an. »Die älteste von den stillen Thie»ren.« Wer wird die Tauben durch stille Thiere beschreiben? So kann ich die Hüner, die Schaafe und alles ebenfalls stille Thiere nennen. Lieber nichts gesagt, als die Idee von den Tauben beschwerlich gemacht. Aber ich mußte auf überführen reimen. »Mehr redlich als gekünstelt vor.« Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünstelt eine Satyre auf die schlechten Redner seyn? Wer konnte sie hier erwarten? Wie sind redlich und gekünstelt einander entgegen gesetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers. Wie kann ich mir gekünstelt etwas vornehmen? Das weis ich nicht. Gekünstelt etwas thun, das geht an, und die ganze Fabel ist ein Beweis davon.

Nun kömmt die langweilige Beschreibung der Taube. Gesetzt, sie wäre überhaupt gut: so ist sie doch an diesem Orte zu lang. Der Leser wird aufgehalten und ermüdet. Daß ist nicht die Absicht der Beschreibungen. Wer schmückt kleine Theile so aus, daß sie das Auge von den größern und wichtigern Theilen abziehn? War der Schmuck hier nöthig? Die Taube mochte schön seyn oder nicht; sie konnte sagen,

was sie saget. Ihr sittlicher Lobspruch in der folgenden Strophe scheint sich mehr mit der Absicht zu vertragen. Einer Taube, die einen so guten bürgerlichen Character hat, läßt es am natürlichsten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum straft sie ihn? Darum, daß er ihr das Futter vom Schlage wegfraß. Braucht man, dieses zu thun, einen moralisch guten Character? Endlich, ist die Beschreibung schön? Sie kann es nicht seyn, wenn sie zu lang und außer ihrem Orte ist. Wir wollen sie nach ihren einzelnen Zügen durchgehn, und nach den Farben. »An Hals und Brust wie Schnee so weiß.« Sie hatte also einen weißen Hals. »Im blauen Schwanz und blauen »Flügeln schien sich ihr Mann oft zu bespiegeln.« Sie hatte blaue Flügel und einen solchen Schwanz, in dem sich ihr Mann (warum Mann?) oft zu bespiegeln schien. Warum nur schien? That ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum spiegeln zu Flügeln haben? »Sie trug die Brust gewölbt und frey.« Die Brust frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Tauben. »Die schönsten »Latschen an den Füßen.« Sie trug also Latschen, und zwar an den Füßen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man die Taube hat Latschen an den Füßen, oder sie trägt? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Bärlatschen oder Filzschuhe. »Sie konnt auch alt noch zärtlich küssen, »war schön, und doch dem Manne treu.« Ist treu zu seyn eine große Tugend für Alte? Wozu also dieser doppelte Umstand? Soll es Satyre seyn? Oder ist es nur Ueppigkeit des

Witzes,

Witzes, da man einen Einfall nicht zurückhalten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt? »Noch größre Dinge zierten sie.« Die Dinge schicken sich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daß sie einen weißen Hals und blaue Flügel hatte? Sind das Dinge, daß sie ihre Kinder mit ins Feld nahm und sie nicht zu Schaden fliegen ließ? Mit geschickter Müh, ist gezwungen. Wohl; ist hier matt, prosaisch. Zwanzig Kinder; nicht schön. »Die Körner, die »in Furchen liegen, die, lehrte sie, sind euch bestellt.« Das lehrte sie, ist hart, gezwungen. Sind euch bestellt, anstatt sind für euch, ist Reim, ist Undeutsch. In Furchen; nein, in den Furchen. Nicht ungestüm und auch nicht blöde. Wieder ein frostiger Gegensatz des Verses und Reims wegen! »Bist du, so fragt sie, tugendhaft?« Die ganze Rede ist schlecht. Ich hätte besser gethan, ich hätte keine so schöne Taube auftreten lassen. Tugendhaft ist zu menschlich, zu philosophisch. »Was mir und den beschieden,« nämlich ist, das hier nicht fehlen kann. Und wer sind die den? Vermuthlich die Umstehenden, also denen, diesen; Undeutsch, wider die Grammatik! Du nimmst, was mir und den beschieden ist; hätte es trockner gesagt werden können? Ist es nicht schon wieder der Reim? Dieß ist der Bösen Eigenschaft. Herzlich matt, trocken, gereimt.

»Der Sperling ward so gleich gerührt.« Darüber kann man sich mit Recht wundern. Doch die Sperlinge sehen vielleicht nicht auf die Beredsamkeit, sondern auf die Sachen. »Nur bin ich noch nicht überführt, ob mehr ihr Ansehn oder

»Sagen

»Sagen zu diesem Siege beygetragen.« Es scheint als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Taube nichts taugt. Aber ich hätte doch den schläfrigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt auch fühlen sollen, um ihn wegzulassen. »Ob mehr ihr Ansehn oder Sagen.« Das Sagen anstatt ihre Rede, ist hier eine Freyheit, die der Reim entschuldigt. »Zu diesem Siege beygetragen.« Beygetragen ist nebst dem ob mehr durchaus matt, prosaisch; und Sieg schickt sich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geschehn. Da schon der Sieg erwähnet worden, so ist dieses sehr kraftlos. »Gleich von dieser Stunde.« Das gleich ist nicht schön. Nun in der folgenden Zeile, ist ein leeres Wort. »Er hält »sein Wort auch ohne Schwur.« Ohne Schwur; wieder der Reim! »Und ob er öfters füttern sahe.« Das ob er, anstatt ob er gleich, ist unrichtig und matt. »Kam er doch »nie dem Schlage nahe;« nahe, es sollte wohl nah, oder zu nah heißen. »Einst frißt er in der schönsten Ruh;« schönste Ruh, schlecht gesagt. Großer Verdacht, daß es der Reim sagt, und nicht der Autor. »Da sieht ihm unsre Taube zu.« Schläfrig verbunden! »Wie klug weißt du im Sitzen.« Im Sitzen, merkwürdiger Umstand! Endlich warum nicht sitzend? »Der fremden Frucht bequem zu nützen.« Harter, unnatürlicher Ausdruck! Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge gesagt? Wäre es nicht besser: wie gut läßt du dir die fremden Früchte schmecken? Aber auf schmecken war gleich kein Reim da. »Der Sperling hüpft so gleich empor. Hüpft empor, wo war er? Er saß. Wo saß er? In den Kirschen oder in den

Scho-

choten? Er hüpft also in die Höhe, und nicht empor. Dieß fremd. Und warum hüpft er empor? Ist es nöthig? Ist Umstand gebraucht worden? »Hab ich mein Laster nicht lassen.« Mein Laster; zu arg! Frömmer als zuvor, nicht die rechte Sprache. »Du frömmer? rief die Taube h.« Warum nach? Ist es nicht an rief genug? Sieht Leser nicht, daß du frömmer? eine Wiederholung ist? Du bist noch eben deine Schmach.« Das ist sehr poetisch edt, bis auf das eben; das schickt sich in den fremden n, du bist deine Schmach, nicht recht gut. Der geile ester ist sehr niedrig gegen: du bist deine Schmach. Ist zu b geschmält. Das heißt die Natur ergreifen, nicht schön hahmen. »Dir wohnt dein böser Trieb noch bey.« Beyhnen; ein böser Trieb wohnt mir bey; ist das die Sprache Lebens? Es ist wohl gar keine Sprache. »Und suchst dir meichelnd beyzubringen.« Beyzubringen; gereimt, att dich zu bereden. Dieß war das Wort. »Daß deine rust gebessert sey,« Brust, sehr poetisch anstatt Herz.

Die Moral hat überhaupt eine sehr gelehrte Mine, und die Mine, die sie nicht haben soll. »Bald, Plato, trifft n Ausspruch ein, die Tugend scheint ein Tausch zu seyn.« hrt! Plato hat es gesagt. Warum trifft die Sache nur ein? Ich dächte, sie träfe oft ein. Ist also nicht richedacht, oder nicht recht geredt. »Ein Laster wird itzt getrieben.« Austreiben ist platt; vertrieben sollte es n. »Der Weichling flieht den geilen Scherz.« Was geile Scherz? Vermuthlich die Wollust. Heißt die ust ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird sich vermuthlich

muthlich mit Herz schließen. »Wird karg und nennt sich »fromm und klüger.« Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heißen sollen: Wie oft ist unsre Tugend ein Tausch mit unsern Lastern! Eins lassen wir, ergreifen ein andres, und bereden uns, besser zu seyn. Wie sehr betrügt sich das menschliche Herz!

Das sind die vornehmsten Fehler, und wo sind denn die Schönheiten? Gesetzt, alle diese Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum schön seyn? Sie könnte noch mittelmäßig, das heißt elend seyn. Wo ist wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunst zu erzählen so gefällt; das die Seele der Erzählung, das die Nachahmung des schönen Dialogischen ist? Wo ist die Kürze, die sich mit der Deutlichkeit, Vollständigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo ist der Saft, der sich in einem Werke des Geschmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfrischen und beleben muß? Wo sind die Stellen, von denen der Leser sagt: Das war trefflich! O wie schön, wie ungezwungen! Hätte man es anders sagen können? Wo sind die Stellen, die sich auswendig behalten lassen? Wer liest so eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt sich das letztemal noch, gleich dem ersten?

So fehlerhaft sind die meisten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Belustigungen. Darf sich wohl iemand wundern, warum ich sie nicht habe zusammendrucken lassen?

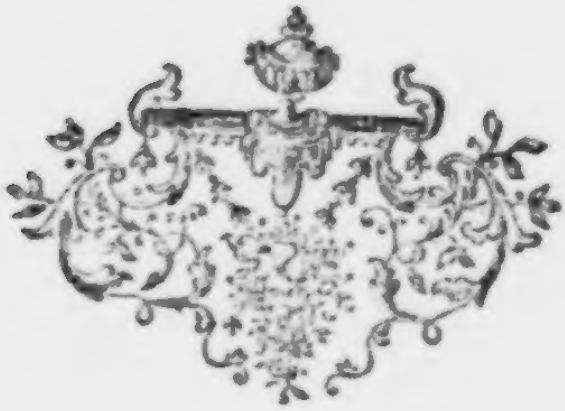
Ende des ersten Theils.

Sammlung vermischter Schriften

von

C. F. Gellert.

Zweyter Theil.

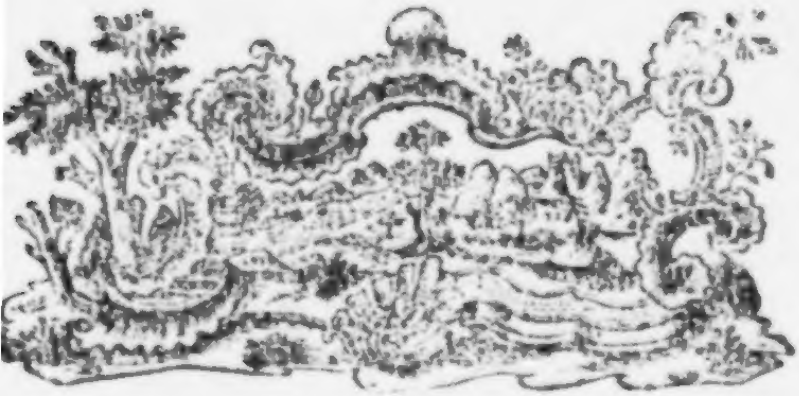


t Röm. Kais. Königl. Poln. u. Churfl. Sächs. allergn. Privilegiis.

Leipzig,
i der Weidmannischen Handlung, 1756.

Warum es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen.

Eine Abhandlung.



Warum
es nicht gut sey, sein Schicksal vorher zu wissen.

Nichts scheint leichter zu seyn, als sich zu überführen, daß es nicht gut seyn würde, wenn wir unser Schicksal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunsch, sein Schicksal zu kennen, den meisten Menschen ein angenehmer Wunsch. Eben diejenigen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels sey, sein Glück und Unglück nicht voraus zu sehen, wünschen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft sich unsern Augen verborgen hat, wegfallen, und ihr Schicksal sich ihnen auf einmal darstellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieses Verlangen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich sehe

nicht, warum nicht auch viele gute Triebe diesen unzeitigen Wunsch in uns hervorbringen können. Die Begierde glücklich zu werden, ist ein unentbehrlicher Theil unsrer Natur, und die Begierde, andre glücklich zu machen, die edelste Wollust eines rechtschaffnen Mannes; beide aber können uns oft zu dem Wunsche verleiten, unser Schicksal zum voraus zu wissen.

Ich verstehe unter dem Schicksale eines ieden die guten und widrigen Begebenheiten seines Lebens. Wenn wir diese vorhersehen sollen, so können wir sie entweder stückweise und unbestimmt, oder im Zusammenhange sehen. Stückweise nenne ich, wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als gesund seyn würde; daß ich einen großen Reichthum erlangen, und ihn nachher wieder verlieren würde, ohne daß ich zugleich die Ursachen dieser Zufälle wüßte. Im Zusammenhange sein Schicksal vorhersehen, heißt alle Umstände und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen unser Leben zusammengesetzet ist, der unglücklichen so wohl, als der glücklichen. Also müßte ich, in Ansehung der Liebe und der Ehe, nicht bloß wissen, daß ich mit der Zeit mich verehlichen würde; sondern ich müßte zum voraus sehen, durch was für Umstände und zu welcher Zeit dieses geschehen, und ob meine Gattinn schön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böser

Ge-

müthsart, und wenig oder viel Jahre mein seyn würde. Diese vollständige Wissenschaft von seinem Schicksale würde, wenn sie möglich wäre, schreckliche Uebel nach sich ziehen, wie sich in der Folge zeigen wird. Die erste Art hingegen scheint die leichteste und bequemste zu seyn; doch sie würde uns wenig nützen, und unsre Neubegierde mehr erwecken, als stillen. Denn etwas wissen, und nicht alles wissen, ist eben so viel, als durstig seyn und zu einem verschloßnen Brunnen geführet werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! Dieß ist mir angenehm. Allein, wenn werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der Tod, oder ich mir selber, oder die Bosheit der Menschen? Werden diese aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner, oder Neider seyn? Werden sie es mit Fleiß, oder aus Unvorsichtigkeit thun? Tausend solche Fragen werden entstehen, wenn ich mein Schicksal nur stückweise kenne; und wie sehr werden sie mich beunruhigen, da ich mir dieselben beantworten zu können wünschte, und doch nicht beantworten kann! An statt, daß eine solche Wissenschaft mein Verlangen befriedigen sollte: so wird es durch sie nur desto stärker gereizet werden; denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geiz durch den Zusammenfluß der Reichthümer,

die Ehrsucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, sondern steigt: so wird auch das Verlangen, sein Schicksal zu kennen, durch eine summarische Nachricht nicht so wohl gestillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in seinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerksamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geschickt ist, diese Wahrheit in sich zu fühlen, der wird weit weniger geschickt seyn, sie in einem Beweise zu verstehen. Ja, sagt man vielleicht, es ist wahr, ich weis auf solche Art nicht genug; aber ich weis doch etwas! Ich weis, ich werde groß, geehrt, reich, alt werden. Dieses sind angenehme Erwartungen; und ist eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht besser, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein Unglück, sondern nur mein Glück vorher zu wissen. Dieser Vorschlag läßt sich denken, aber vielleicht schwer erfüllen. Denn wenn es auch möglich wäre, sein gutes Schicksal, ohne sein böses, kennen zu lernen: so fürchte ich doch, daß der meiste Theil der Menschen, wenn er sein zukünftiges Glück vorher erführe, nichts als ein Unglück, nach seiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieses deutlicher machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unsrer Wünsche, betrachten: so sind die Meisten unglücklich. Wenn wir also unser Glück vorhersehen sollten: so würden wir, wenn wir es gegen unsre Wünsche hielten, entweder etwas sehr geringschätziges, oder ganz etwas anders, als

wir

wir wünschen, und also nach unsern Gedanken kein Glück sehen. Es ist ein Glück, wenn ich zeitlebens bey einer gehörigen Arbeit ein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die Meisten durch eine Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen sollten: so würde er diesen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmüthigen, die Geizigen, die Wollüstigen für einen Trost schmecken, wenn sie dieses ihr Glück voraus wüßten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und also wüßten sie, an statt ihr Glück zu wissen, nichts, als daß sie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und sage ihm, daß er bestimmt sey, ein großer General zu werden, und mit der größten Gefahr erstaunliche Thaten auszuführen. Er wird erschrecken, und über diese Nachricht mehr Angst ausstehen, als er wirklich fühlen würde, wenn er, durch die Umstände genöthiget, sein Leben vor dem Feinde wagen sollte, und vielleicht durch die Gewohnheit getrost, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indessen wird er es zu der Zeit seiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder sich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf diese Art sieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unserm Wunsche, nur unser Glück, außer seinem Zusammenhange mit unserm Unglücke, offenbaret werden sollte, wir doch nicht ruhig, sondern viel unruhiger werden würden, als wir sind, da wir es nicht wissen.

Und wenn soll uns denn endlich unser Glück vorher verkündiget werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen nachzudenken, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Aber man vergesse nicht, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in unsre Neigungen haben, daß wir mit iedem neuen Zeitlaufe unsers Lebens unsre Wünsche ändern, und das gering schätzen, was wir erst hoch geachtet haben, und hoch schätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es nun mit unsrer Beruhigung werden? Diesen jungen Menschen quälet der Ehrgeiz. Es wird ihm angekündiget, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen besteht sein Glück. Hilf Himmel, wie wird er sich entsetzen! Er hoffte wenigstens ein vornehmer Staatsbedienter in seinem Vaterlande zu werden; und die Stelle eines Pachters ist das ganze Glück, mit welchem er sich nach so prächtigen Träumen soll begnügen lassen? Er sieht in seinem Glücke seine Wünsche nicht; und diese wollen wir doch eigentlich erfüllt sehen, wenn wir unser Glück voraus zu wissen begehren. Man urtheile selbst, ob dieser Jüngling sich über sein Schicksal erfreuen, oder nicht vielmehr beklagen werde. Würde es nicht vortheilhafter für ihn seyn, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihn hat treffen sollen? Denn vielleicht haben die Umstände der Zeit und der Welt in zehn Jahren seine hohen Gedanken so ermüdet, daß ihm diese Bedienung sehr wohl

gefällt.

gefällt. Die junge und feurige Celia, die nichts so sehr wünschet, als sich zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu sehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wissen. Sie sieht zu ihrem Entsetzen, daß sie ihrem Damon nicht zu Theile werden, sondern an der Seite eines finstern und schon bejahrten Mannes ihr Leben beschliessen wird. Dieß ist ihr Glück; und unglücklich würde ihre Ehe gewesen seyn, wenn der unbeständige Damon seine Absichten auf sie erreicht hätte. Allein in ihrer itzigen Verfassung wird sie, wegen dieser Nachricht, die Hände ringen, und sich für die unglückseligste Person in der Welt halten.

Wenn es also auch möglich wäre, unser Glück so vorher zu sehen, daß uns unser Unglück unbekannt bliebe: so würden doch die meisten Menschen sich nicht wohl dabey befinden, weil die Wenigsten, wenn wir die Sprache der Welt und nicht der Philosophen reden wollen, Glück haben. Denn bey den Meisten ist das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige, was prächtig in die Augen fällt, Ueberfluß an Gütern, Wollust, hohe Ehrenstellen, ausgesuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die Wenigsten diese so genannten Glückseligkeiten in der Art, wie sie solche wünschen; und also würden die Wenigsten ihr Glück, die Meisten in ihrem Glücke ihr Elend voraussehen. Folglich wird dieses Verlan-

gen,

gen, seine Zukunft zu wissen, auch wenn es sich nur auf die angenehmen Begebenheiten einschränkt, dadurch nichts weiser werden.

Ferner besteht das Glück der Meisten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; sondern unsere vergnügten Zufälle sind mit mißvergnügten durchflochten, und unsre heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangne trübe. Und wenn der Mensch diese nicht weis: (diese will aber der nicht wissen, der nur sein gutes Schicksal zu sehen verlangt) so wird er, was in dem Zusammenhange ein großes Glück war, außer dem Zusammenhange für ein kleines, oder für gar keines halten. Doch wir wollen diese Art, sein Glück in einem Auszuge vorher zu wissen, nicht weiter berühren, noch von dem Schaden, der daraus fliessen würde, ins besondre reden. Er wird sich leicht aus dem schliessen lassen, was wir von der andern Art, sein Schicksal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wissen, sagen werden.

Diese Art kann man sich ungefähr so vorstellen, wie die Nativitätsstellungen sind, in welchen man dem leichtgläubigen zu zeigen verspricht, was ihm von Tage zu Tage begegnen wird, und zwar mit seinen Ursachen. Die Ursachen unsrer Begebenheiten sind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menschen

gegrün-

ründet. Und sein Schicksal mit seinen Ursachen vor-
sehen, heißt sehen, was die Natur oder die Einrich-
ig der Welt, was wir selber durch unser Thun und
sen, oder was andre Menschen zu unserm Vergnügen,
r zu unserm Verderben beytragen werden. Würde
e solche menschliche Allwissenheit, wenn ich mich also
sdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches seyn? Auf
se Art wären wir von der Furcht, die unser Herz so
gstiget, auf einmal befreyt, und könnten tausend Un-
nehmungen, bey denen wir itzt zittern, getrost und
ne Unruhe wagen. Unsere Hoffnung würde stärker
d süsser werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und ie-
, wenn er wüßte, worzu er zeitlebens bestimmt wä-
, würde sich zu seinem Berufe, zu seiner Lebensart
ser anschicken. Diese drey Vortheile mögen wohl bey
n Meisten die süsse Nahrung des Verlangens seyn, ihr
künftiges vorher zu sehen. Und wenn diese Vortheil
gegründet wären: so würde nichts gerechter seyn, als
en dieses Verlangen. Wir wollen sie prüfen.

Ist es wahr, daß unsre Furcht fällt, wenn ich weis,
as mir in meinem Leben bevorsteht? Nichts weniger!
enn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten ha-
n, und das Böse wird mir bis zu seinem Anbruche
e beständige Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir
r mögliche, oder wahrscheinliche Zufälle. Von dieser

Furcht

Furcht sind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewisse Uebel. Ist dieses ein vortheilhafter Tausch? Wird mich ein gewisses bevorstehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewisses? Ich sehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattinn, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenschaft zubringen muß; werde ich diese Gefangenschaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausstehen, ehe ich in dieselbe gerathe? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück, mit seinen Umständen, in seiner Ordnung weis. Also werde ich entweder wissen, daß mir diese Gefangenschaft aus verborgnen Ursachen von der Vorsehung zugeschickt wird; oder, daß ich, durch mein Versehen, oder durch meine Redlichkeit, daran schuld bin; oder, daß andere Menschen mich in dieses Unglück stürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung ist mir benommen, meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch stets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Diese will befriedigt seyn, und es ist doch unmöglich, sie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich nicht den Himmel bestürmen! Welche bittere Verweise werde ich mir selbst geben, wenn ich schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin; mit welcher Feindschaft werde ich gegen diejenigen eingenommen werden, die mirs verursachen? Werden mich nicht alle diese Vorstellungen um meine

Ruhe

uhe bringen, deren ich genossen hätte, wenn ich das
ebel nicht voraus gesehen? Werden sie mir nicht binnen
r Zeit, ehe das Uebel kömmt, alles Vergnügen, das sich
ir zum Genusse anbeut, verbittern?

Aber verfährt der gerecht, könnte man mir antwor-
n, der die Sache allein von der schlimmen Seite
sieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das
wisse Unglück vermehret wird, die Hoffnung hingegen,
rch das gewiß bevorstehende Glück, um eben so viel ver-
irket werden muß. Dieses läßt sich nicht so leicht ent-
eiden. Denn wenn man Glück und Unglück verglei-
en, und, so zu sagen, gegeneinander aufheben will: so
üssen sie ein gewisses Verhältniß haben. Mein Unglück
ag izt der Verlust meines guten Namens, und mein
lück, das ich darauf erhalte, der Besitz großer Reich-
ümer seyn. Diese beiden Dinge lassen sich nicht ge-
n einander abwägen, in so fern man auf die Menschen
d ihre Art sieht, die Güter zu beurtheilen, die durch
orurtheile und das Temperament bestimmt wird. Denn
Kraft, mit der sie mich beide, das eine durch die Furcht,
s andre durch die Hoffnung, zum voraus rühren wer-
n, liegt nicht so wohl in ihnen selbst, als in meinem
emüthscharakter, und in dem mir eignen und natür-
hen, größern oder kleinern Verlangen nach Ehre oder
eichthum. Wenn ich von Natur ehrgeizig bin, und
sehe zum voraus, daß ich in zwey Jahren mit allem
meinem

meinem Ruhme ein Märchen seyn, aber auch darauf, oder zuvor, zehntausend Thaler erben werde: so wird diese Hoffnung gegen den Eindruck, den die Furcht der zukünftigen Schande in mir verursachen wird, sehr gering seyn. Und wenn ich Gutes und Böses, und ihre Begleiterinnen, Furcht und Hoffnung, vergleichen will: so müssen sie einerley Trieb in mir zum Grunde haben. So ist der Trieb nach Ehre, und der Trieb keine Schande zu haben, an und für sich eins, und nur durch unsre Art zu denken getrennet. Daher müssen wir Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Wollust und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwischen der Größe der Hoffnung anstellen wollen. Allein so verfährt unser Schicksal nicht. Wer Schande zu befürchten hat, und ehrsüchtig ist, der hat nicht allemal wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig ist, und sein Vermögen verliert, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Also wird es selten wahr seyn, daß das Vergnügen durch die Hoffnung eines gewissen Guten, das ich zum voraus sehe, um eben so viel wachsen sollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachsen war.

Und wo weis ich denn, wie viel von dem, was mein Wunsch für Vergnügen hält, meinem Leben zufallen wird? Wie, wenn es wenig Glückseligkeit, und desto mehr Unglück in sich enthält? Und solch ein Leben voraus zu sehen, muß ich in Gefahr stehen, so bald ich mein Schicksal

weis?

weis? Wie glückselig schätze ich mich, daß mirs der Schöpfer verborgen hat! Aber es müßte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen seyn, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorstehenden Glücke in meinem Gedächtnisse mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattinn zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir diese Jahre verstreichen? Ich zweifle sehr daran. Meine Hoffnung würde mir selber zur Last werden, weil ich sie nicht gleich stillen könnte. Und wie uns das Unglück allezeit zu früh kömmt: so kömmt uns das Glück, so zeitig es auch kömmt, doch allemal zu spät.

Ich glaube so gar, daß derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch das umständliche Vorherwissen unsers irrdischen Glücks geschwächt werden würde, wenigstens bey den Meisten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünschen und hoffen, ist gemeiniglich größer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann sagen, daß die Grenzen unsrer Hoffnung unsre Wünsche sind. Wie weitläuftig, wie unbestimmt sind diese nicht! Wenn wir nun unser künftiges Glück wissen: so steht es nicht mehr bey uns, was und wie viel wir hoffen wollen, sondern unsre Hoffnung wird alsdenn von unserm Glücke regiert. Ist dieses klein, oder

wenigstens nach unserm Wunsche gerechnet, klein: so wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unser Schicksal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Vorschmack unsers Glücks, nicht weiter untersuchen. Wir wollen vielmehr sehen, ob wir nicht selbst an dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuß des Glücks giebt, etwas einbüßen, wenn wir es vorher wissen. Mir scheint es so. Es giebt eine gewisse Furcht, die eben das bey unserm Vergnügen ausrichtet, was eine scharfe Würze bey gewissen Speisen thut. Sie macht nämlich, daß wir das Vergnügen desto lebhafter schmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ichs genieße, so sehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtsamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr besiegt habe. Ich würde aber nicht so viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichsam in volle Bewegung gesetzt hätte. Dieses fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weis. Es ist ferner wahr, daß ein unverhofftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorhergesehnes, wenn die Umstände von beiden gleich sind. Endlich würden wir, wenn wir unser Schicksal voraussähen, auch wahrnehmen, daß wir es die meisten male nicht uns, nicht unsrer Geschicklichkeit, nicht unsern Verdiensten, sondern oft dem Zufalle, und andern Menschen, zu danken hätten. Und auf diese Art würde unsrer Eitelkeit ein großes Vergnügen entgehen, mit dem

wir

: in unsern itzigen Umständen die guten Begebenheiten
fers Lebens gemeiniglich unsern Verdiensten zuschrei-
, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irr-
m seyn; dennoch kann uns auch ein Irrthum vergnü-
, so lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen
noch immer unser Schicksal vorher wissen?

Es ist noch ein Einwurf übrig. Ich würde, so
chte man denken, mich desto mehr zu meiner Lebensart
bereiten, wenn ich wüßte, wozu ich bestimmt wäre.
halte dieses für einen Betrug; und wie viel läßt
nicht darauf antworten! Ich will aber nur eines be-
ren. Wenn ich von Natur zu dieser Lebensart, die
n Glück in sich hält, nicht Lust habe: so werde ich
h nur um desto weniger zu derselben anschicken; denn
Glück ist mir ja gewiß. Was brauche ich also mei-
Bequemlichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Ver-
nste werde ich zu dem Stande, der mir einmal beschie-
ist, ebenfalls gelangen. Bin ich aber aus Neigung
diesen Stand eingenommen: so werde ich mich zu
nselben vorbereiten, wenn auch mein Vorwitz sein künf-
es Schicksal nicht erfahren hätte. Was hilft mir also
ine Einsicht in dieses mein Schicksal?

Bis hieher haben wir nur untersucht, was einem
en ins besondre entgehen könnte, wenn er sein Schick-
vorher wüßte. Aber wir müssen uns nicht bloß von
dern abgesondert betrachten. Wir müssen auch sehen,

was im Ganzen, in der Welt, in dem Zusammenhange der Dinge entstehen würde, wenn ieder wüßte, was ihm begegnen sollte. Ich, für meine Person, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menschen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schicksal vorher wüßten. Dieses müßte ganz anders beschaffen seyn, als es ist, da wir es nicht wissen. Eine einzige Handlung eines Menschen hat oft einen Einfluß in das Schicksal vieler tausend Menschen. Die Triebfedern unsrer Handlungen sind Hoffnung und Furcht. Wenn man diese verändert, oder wegnimmt: so werden auch unsre Unternehmungen verändert, oder aufgehoben werden. Unsre Hoffnung aber und unsre Furcht würden anders seyn, wenn wir vorher wüßten, was geschehen sollte; also würden auch unsre Handlungen, in so weit sie auf unsern freyen Willen ankommen, anders beschaffen seyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeschickt haben, wenn er zum voraus gesehen hätte, was er am Ende sah? Es ist nicht zu glauben. Alle diejenigen Menschen, welche auf dieser Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewisse Art glücklich geworden sind, würden also ein andres Schicksal gehabt haben, als sie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf diese Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt seyn würden, wenn ein ieder sähe, was für einen Ausgang sein Unternehmen haben würde. Lasset sie an-

ders

ders seyn, wird man einwenden. Es müßte doch so viel Böses, das von dem freyen Willen der Menschen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hineindringen, und den Verlauf der Sachen einsehen könnten. Wie zweifelhaft ist dieses! Wenn wir bey unserm Vorhersehen die Begierden und Leidenschaften behielten, welche wir izt haben: so würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieses oder jenes Böse unterließen: so würden wir dafür ein andres begehen. Ich will annehmen, daß wir die Laster, die sich selbst bestrafen, unterließen; würden wir auch die übrigen fliehen? Was würde aber aus der Freyheit und Tugend im ersten Falle werden? Die Völlerey ist ein Laster, das sich bey vielen selber bestrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk sich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, ersehen hätte, daß dieses geschehen würde: so hätte ers vielleicht unterlassen. Und also wäre ein Uebel weniger in der Welt. Es ist wahr. Allein wäre dieses Freyheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorstellung, du wirst nothwendig eher sterben, wenn du viel trinkst, eben so stark seyn, als wenn einer mit dem bloßen Schwerdte vor mir steht, und mich von dem, was ich ohne diesen Zwang ausgeführet haben würde, gewaltsam hält? Wäre dieses nun Zwang, oder Freyheit? Endlich sehen wir, daß viele Trunkenbolde, viele, welche die größten Ausschweifungen in der Wollust begehen, doch

das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen, und äußerlich immer glücklich dabey leben. Wodurch sollten also diese von ihren Lastern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unsers Todes für Unheil stiften? Was würden die guten Zufälle, was die bösen, welche unwidertreiblich wären, und solche würde es allezeit in der Liste der Begebenheiten unsers Lebens geben, für Folgen nach sich ziehen? Hier würden ganze Häuser wegen des bevorstehenden Unglücks wehklagen. Dort würden Trunkne vor Freude und Vergnügen wegen des nahen Glücks herumtaumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner das gemeine Beste befördern wollen. Wie oft würde man aus Verzweiflung sich selbst, oder andern das Leben nehmen! Der Vater würde seinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreyßigsten Jahre auf dem Rabensteine, sterben sähe. Den Freund, der uns morgen unser Glück rauben sollte, würden wir heute aus dem Wege räumen; und morgen hätten vielleicht Andre uns aus Rache, oder wir aus Reue, uns schon selbst umgebracht. Kurz, die Welt würde nicht lange bestehen können, wenn wir unser Schicksal umständlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüte ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß sterben, oder als Schlaftrunkne, die nicht viel zu befürchten hätten, einschlafen. Jtzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unser Gutes bald kommen werde; und so streicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin.

Wir

fürchten ungewisse Uebel, und auf diese Art bleiben
mmer noch gelassen und geschickt, sie abzuwenden.
würden die Menschen ihr Schicksal einander ge-
ßig entdecken, wenn sie es vorher wüßten; und was
e daraus für Neid und mit demselben für Unheil
gen! Was würde Cäsar gethan haben, wenn er ge-
hätte, daß man ihn auf dem Rathhause umbrin-
würde? Würde Cicero so viel Gutes gestiftet ha-
Würde er, ungeachtet seiner Ehrbegierde, wohl
ls Consul geworden seyn, wenn er zum voraus ge-
hätte, daß der Lohn seiner patriotischen Thaten ein
ltsamer Tod seyn würde? Würde mancher nach ei-
Glücke gestrebet haben, wenn er alle die Arbeiten
Beschwerlichkeiten zum voraus gewußt hätte, die er
Jahre hinter einander, ohne es selbst wahrzunehmen,
wunden hat? Wer würde eine große, eine löbliche
unternehmen wollen, wenn ihm durch die Wissen-
t seines Schicksals die Hoffnung zur Belohnung
mmen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Un-
e Gott vertraun und zu ihm um Hülfe rufen? Wer
e im Glücke, das ihm nicht entgehen könnte, mäßig
dankbar gegen die Vorsehung, demüthig und lieb-
gegen die Menschen seyn? Würde nicht durch ein
ändliches Vorherwissen Tugend und Religion bey-
gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Mensch wünscht auf eine oder die andre
etwas Widersprechendes, wenn er sein zukünftiges

Schicksal nach allen seinen Umständen vorher zu wissen verlanget. Er wünscht entweder, Begebenheiten vorher zu wissen, die nie Begebenheiten seyn werden, so bald er sie weis, und so lange er bey seinem Vorherwissen noch eben die Neigungen, Begierden und Leidenschaften, noch eben die Freyheit des Willens behält, worinnen ihr seine Natur besteht; das heißt, er wünscht zu wissen, daß etwas erfolgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Widerspruch! Oder sollen die Begebenheiten erfolgen können, so wünscht er entweder die gegenwärtige Einrichtung seiner Natur, oder seine Freyheit zu verlieren; das heißt, er wünscht ein Mensch, und auch kein Mensch zu seyn. So widersprechend und thöricht ist der neugierige Wunsch, sein künftiges Schicksal umständlich vorher zu wissen. Und gesetzt, er wäre bloß nicht: so wird er doch stets einer der feindseligsten Wünsche seyn, die der Mensch wider sich selbst thun kann. Gesetzt, die Welt und die menschliche Natur könnten dabey bestehen, welche Hölle würde die Welt seyn, und welch schreckliches Glück das Glück, ein Mensch zu seyn! Ja sollte es Menschen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schicksal voraus zu sagen: so bitte und beschwöre ich sie, mir ihre unselige Weisheit zu verschweigen. Pest, Hunger und Schwerdt sind große Landplagen; aber Nativitätsteller, wofern es welche gäbe, Nativitätsteller für das ganze menschliche Geschlecht, würden noch weit fürchterlicher, als alle diese Uebel, seyn.

Von

Von dem

Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten.

Eine Rede,

bey dem Antritte der Profession.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Antrittsrede.

Ich würde höchst undankbar, und eben so unfähig seyn, den Werth einer Wohlthat zu empfinden, als sie zu verdienen, wenn ich den heutigen Tag, den mir die Gnade des preiswürdigsten Augusts zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der schönsten und glücklichsten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen Empfehlungen betrachten, die ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnadigen, oder die Würde dieses Amtes selbst, oder den Ort, wo ich es führen soll: so finde ich überall Ursachen, mir Glück zu wünschen, die Gnade des Königs zu preisen, und den im Stillen anzubeten, der alle unsre Schicksale lenket. Allein eben diese königliche Gnade, eben dieß rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen soll, erfüllen mein Herz mit einer gewissen Furchtsamkeit, von der ich mich nicht anders zu befreyen weis, als wenn ich sie aufrichtig bekenne. Habe ich auch dieß Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wissenschaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen, werde ich die Fußtapfen so würdiger Vorgänger, Eure Fußtapfen, Ihr Väter und Lehrer dieser Academie, mit Ruhm betreten können? Haltet, theuerste Commilitonen,

halter

haltet dieses nicht für die Sprache einer stolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen stets zu wohl gekannt, als daß ich je nach diesem Amte gestrebt hätte. Ich habe es nicht gesucht, als bis man mir befohlen, es zu suchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, stets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienste sucht, für eine gerechte Strafe des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtsamkeit dieses academische Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich stolz genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienste anzusehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwiesen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinste Theil übrig ist; wird nicht zureichen, sie zu verdienen; aber kein Theil soll davon verstreichen, an dem ich sie nicht mit allem Eifer zu verdienen streben werde. Euch, würdige Lehrer und Väter dieser hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines heutigen Versprechens, und rufe die Vorsicht an, daß sie meine Bemühungen segne, und mich das selige Glück erfahren lasse, durch Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weisheit unter den Menschen befördert zu haben.

Um aber die erste Pflicht meines Amtes zu beobachten, so erlaubet mir, daß ich diese Jünglinge, meine Freunde, und der künftigen Zeiten Ehre, zur Liebe gegen die schönen Wissenschaften aus einem Grunde ermuntre,

der

mit der Würde des Menschen so genau verbunden
daß ich ihnen den Einfluß zeige, den sie in das Herz
Menschen, in die Sitten, und in das gemeine Leben
l.

Niemand läugnet, oder sollte doch läugnen, daß die
rn Wissenschaften den Verstand schärfen, die Ein-
ngskraft beleben, und das Gedächtniß mit einer
ge von Kenntnissen bereichern, ohne die man sich
eder in den göttlichen noch in den menschlichen Wis-
aften, weder in den öffentlichen noch in den häuslichen
äften, über das Mittelmäßige erheben wird. Ich
e unser Jahrhundert entehren, wenn ich dieß weit-
g beweisen wollte. Sehet, edle Jünglinge, sehet
ine ehrwürdige Versammlung von Kennern und
n in allen Arten der Wissenschaften, deren Bey-
stärker beweisen, als alle Gründe des Redners!
welche Wege sind sie bis zu dieser Größe empor-
en? Wodurch erwarben sie sich alle die Verdienste
e höhern Wissenschaften, die wir an ihnen verehr
Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so
cht, Gründlichkeit, und Anmuth zu geben? Da-
daß sie die engen Schranken gewisser Compendien
Systeme ängstlich durchliefen; daß sie ihr Gedächt-
it einer Menge leerer und trockner Sätze beschwer-
Oder dadurch, daß sie sich eine genaue Kenntniß
prachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten er-
warben;

warben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorgfältig erlernten; daß sie sich mit den Meisterstücken sowohl der Poesie als Beredsamkeit bekannt, und den Geist und die Schönheit der alten und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken und Nachahmen sich eigen machten? Es ist wahr, der Name eines großen Gelehrten wird nicht durch Studieren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunst und Nachtwachen allein erworben; es wird Genie, es wird eine gewisse natürliche Größe und Lebhaftigkeit der Seele erfodert, die den Menschen zu allen großen Unternehmungen begeistern muß. Allein was vermag das beste Genie ohne Unterricht, ohne Kunst, ohne Uebung? Was wird der größte Geist treffliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wissenschaften gebildet, noch nicht mit einem Vorrathe schöner und nützlicher Gedanken ausgerüstet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeschmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert ist? Wird man wahr, genau, schön und mannichfaltig denken, wird man sich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menschen rühren können, wenn man sich nicht einen guten Geschmack, eine Kenntniß nützlicher Wahrheiten, und besonders die Kenntniß des menschlichen Herzens erworben hat? Diese Vortheile schenket uns die Erlernung der schönen Wissenschaften. Aber wie? Sind sie bloß von dieser Seite liebenswürdig? bloß darum so schätzbar, daß sie den Saamen einer reichen

chen Erndte nur in unsern Verstand, nicht aber in unser Herz ausstreuen? daß sie uns nur richtig, schön, und erhaben denken und schreiben, nicht aber gut, schön und edel empfinden und begehren lehren? daß sie uns nur mit feinen und großen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Gesinnungen; nur mit schönen Ausdrükken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur schön, was recht, was tugendhaft ist, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtschaffenheit, für das Edle und Erhabne erfüllen? Wenn der Nutzen der schönen Wissenschaften nur auf die Studierstube und den Autor eingeschränkt ist; wenn er uns nicht in die Welt, in die Gesellschaften, in die Geschäfte des Lebens und unsrer Häuser folget; wenn sie unsern Geist nur aufklären, ohne ihn mit guten und edlen Empfindungen zu beleben; wenn sie uns bey einem angebautem Verstande ein rohes und ungebildetes Herz lassen: so höret, Jünglinge, meine Ermahnung, diese Wissenschaften zu erlernen, höret sie nicht; haltet sie für die Sprache der Parteylichkeit, für die verdächtige Stimme des Lehrers, der das nur rühmet, womit er sich beschäftiget, und darum rühmet, weil er sich damit beschäftiget; der nur das anpreist, was seinem Stolze und seiner Eitelkeit schmeichelt. Aber wenn ich Euch, so weit es die engen Schranken einer Rede, und die kostbare Geduld geleyrter Männer erlauben, wenn ich Euch beweise, daß eine gründliche Erlernung der schönen Wissenschaften

einen

einen großen Einfluß in unser Herz, in unsre Sitten, in das gemeine Leben hat: so versaget Eure Liebe und Euren Fleiß diesen Künsten nicht.

Wenn man die schönen Wissenschaften wohl und fleißig studieret, so erwirbt man sich einen gewissen guten Geschmack; das ist, eine zarte, geschwinde und treue Empfindung alles dessen, was in den Werken des Geistes so wohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig, schön, edel, harmonisch; und auf der andern Seite alles dessen, was fehlerhaft, was matt, was kindisch, was abentheuerlich und mißhellig ist. Diese feine Empfindung, die in dem ersten Falle von einem geheimen Vergnügen, und in dem andern von einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dieser gute Geschmack wird uns durch den Gebrauch so natürlich, daß wir ihm nicht allein in unsern Schriften, sondern auch in unsern Gesprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet sich nicht nur über unsre Art zu denken, sondern über unsern ganzen Charakter aus. Er wachet, gleich einem getreuen Aufseher, über alle Pflichten unsers Lebens, und lehrt uns unvermerkt die gute Art, mit der wir sie verrichten sollen. Er machet uns nicht tugendhaft; aber er giebt unsern Tugenden einen Werth und eine Anmuth, die sie ohne ihn nicht haben würden. Wodurch soll ich Euch dieses beweisen? Durch Gründe, die aus der Natur der Seele und

der

r schönen Wissenschaften hergenommen sind; oder durch
ugnisse und Beyspiele?

Stellet euch einen Freund der schönen Wissenschaf-
n vor; einen Mann, der die Meisterstücke der Alten
nd Neuern liest, und mit Empfindung liest; der das,
as in ihnen schön, edel und groß ist, nicht nur bald ent-
ckt, sondern dieß Schöne, dieß Edle und Große selbst
hlet, und desto stärker fühlet, ie mehr ihn der rührende
on und die lebhaften Bilder, in denen er es ausge-
ückt sieht, entzücken; der die großen Beyspiele der Men-
enliebe, der Zärtlichkeit, der Freundschaft, der Dank-
rkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuthes,
wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken
Geistes entdeckt, nicht nur bemerkt, sondern tief, und
o tiefer in sein Herz eindrückt, weil er sie in der lie-
swürdigsten Gestalt, in ihrem schönsten Lichte erblik-
; stellet euch einen Mann vor, der so die schönen Wis-
schaften studieret, so die geistvollen Werke der Alten
d Neuern liest, und sprechet, ob der Nutzen von seinem
tudieren nur in seinem Verstande bleiben, oder ob er
bt auch in sein Herz, in seine Sitten, in sein Leben
rgehen werde? Wird derjenige, der den Werth der
rundschaft, die Heiligkeit des gegebnen Wortes, das
rgnügen einer edelmüthig erwiesenen, oder dankbar an-
nommenen Wohlthat so oft empfand; der so oft sich
einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitlei-

den durchdrungen, so oft in einem erhabnen Beyspiele zu großen Entschließungen begeistert fühlte: wird der im gemeinen Leben so leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beschwerlicher Ehmann, ein treuloser Freund, ein unangenehmer Gesellschafter, ein kalter und müßiger Zuschauer bey dem Unglücke andrer seyn können? Wird ihn nicht sein Herz, durch die schönen Wissenschaften zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt, in seinen Handlungen, in seinen Gesprächen, kurz in allen Verrichtungen seines Lebens, wird es ihm hier nicht eben so, wie im Lesen oder Schreiben durch eine geheime Stimme lehren, was bey einem iden Vorfalle, an iedem Orte, in iedem Verhältnisse schön, gut und wohlanständig, was zu viel und was zu wenig sey?

Ich behaupte hierdurch nicht, daß die Erlernung der schönen Künste uns die Tugend selbst einflöße, sondern nur, daß sie die Tugenden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache. Welcher Vortheil für das gemeine Leben! Um ihn desto deutlicher einzusehen, so stellet Euch den Freund der schönen Wissenschaften, stellet Euch noch einmal einen Mann vor, der aus dem Lesen der Autoren weis, wie viel eine Sache durch die Art, mit der sie gesagt wird, gewinnt, wie man sie vortheilhaft wenden, und dem Andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälligen Seite zeigen könne; einen Mann, der

aus dem beständigen Umgange mit guten Schriften die Kunst gelernt hat, alles was in dem Gedanken oder in dem Ausdrucke niedrig, schmutzig, hart und beschwerlich ist, zu vermeiden, oder zu verbergen, und überall den Wohlstand zu beobachten. Wird dieser Mann, wenn er mit seinen Freunden, mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit Gönnern, mit Clienten, mit Fremden spricht und handelt, wird er nicht dieser Empfindung des Wohlstandes, die ihn immerzu gleich einem wachsamen Freunde erinnert, unvermerkt gehorchen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tugend und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht selbst diesen Pflichten einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend seyn, wenn er scherzet, mürrisch, wenn er tadelt, gebietrisch, wenn er befiehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in seinen Gesprächen bäurisch und niederträchtig, in seinem äusserlichen beschwerlich und ekelhaft seyn? Er, der durch eine feine Empfindung gelehrt, so wohl weis, was in den Werken des Geistes edel, groß, natürlich, frey, was schön und nicht schön sey?

Man glaube also nicht, daß die Erlernung der schönen Künste nur in so weit gut sey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derselben werden, als man selbst ein Redner, ein Dichter, ein Geschichtschreiber seyn will. Nein, ihr Geist wird uns als ein treuer Gefährte in alle Verrichtungen des Lebens, in die Geschäfte des Hau-

ser, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den Cicero beseelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beseelen, wenn er regieret, wenn er das Feuer der Zusammenverschwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schicksal einzelner Personen und ganzer Länder entscheidet. Eben der gute Geschmack, der in seinen Reden herrschet, wird auch da herrschen, wenn er mit seinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe schreibt. Eben der Geist der Ordnung, der Klugheit, der Symmetrie, der den Paul Aemil eine Armee vortheilhaft stellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Fest für ganz Griechenland mit einer anständigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den Plinius belebt, wenn er der Lobredner Trajans ist, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob seiner Gemahlinn erzählt, wenn er ihr von seiner Liebe schreibt. Eben der Geist der Menschlichkeit, der ihn bewegt, wenn er bey dem Trajan für seine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Christen erzählt. Eben der gute Geschmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geistes liest, wird ihn auch in seinen Handlungsgeschäften angenehm und beredt, und in seinen Erfindungen neu und sinnreich machen.

Aber, höre ich einige sagen, wenn die Kenntniß der schönen Wissenschaften einen Einfluß in das Herz, in die

Sitten und Handlungen des Menschen hat; woher
nnen unter denen, die ihr ganzes Leben diesen Kün-
n gewidmet haben, so viel Ungesittete, Mürrische, Zank-
ptige, Stolze, Wollüstige, woher so viele Pedanten?
ie viele, denen man das Verdienst der Gelehrsamkeit
ht absprechen kann, haben nicht durch die ärgerlichsten
erke, die sie geschrieben, durch die schandbarsten Zänke-
en die guten Sitten entehret? Muß man nicht aus
n Schriften auf ihren Charakter schließen? Es ist
hr, dieser Vorwurf beschämt die Liebhaber der schö-
Wissenschaften, aber er schadet meiner Sache nicht.
habe den schönen Künsten keine Zauberkraft zuge-
ieben, die ihre Verehrer auch wider ihren Willen ge-
t machte, und ein iedes unedles Herz in ein edles
wandelte. Es ist auch nicht schwer, die Ursachen zu
ecken, warum viele von denen, die sich diesen Künsten
ben, oft von dem Aeußerlichen und demjenigen, was
den eingeführten Wohlstand nennt, so verlassen
. Begierig auf ihre Künste, verschließen sie sich auf
Studierstuben und fliehen den Umgang, auf den sie
Kenntnisse sollten anwenden lernen. Sie bleiben
ndlinge auf dem Schauplatze der Welt; ist es zu ver-
dern, daß sie ihre Rolle schüchtern und ängstlich spie-
wenn sie denselben so selten betreten? Ist es zu ver-
dern, daß sie bey dem Geschmacke, den sie besitzen, und in
llschaften nie genützt haben, Männer ohne Geschmack

zu seyn scheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzustellen, oft Pedanten werden? So gewiß es ist, daß der Umgang allein, ohne Einsicht, ohne Geschmack, uns nichts, als den Ton des Wohlstandes lehret, und blendende Stutzer oder höfliche Gecken zeugt: so gewiß ist es auch, daß der Geschmack in den schönen Künsten, wenn er nicht auf das gemeine Leben und die Gesetze des Wohlstandes durch den Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet. Eben so leicht ist es, die Ursache zu finden, warum diejenigen, die sich diesen Künsten widmen, bey einem gebesserten Verstande immer noch ein ungebessertes Herz behalten, und so leicht stolz und eitel werden. Sie studieren, um viel zu wissen, um tadeln zu können, um andre zu übertreffen; und sie belohnen sich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was sie treiben, sondern stets an sich. Sie studieren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, sondern um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen. Nicht die Wissenschaften also, sondern ihr fehlerhafter Gebrauch zeuget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht viele selbst die Lehren der Religion, die sie mit ihrem Verstande vollkommen gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieses zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menschliche Weisheit die Kraft hat,

Herzen

Herzen zu bessern? Wie unentbehrlich ist das Licht unsern Augen, und wie gewiß ist es dennoch, daß zuviel Licht blendet! Wird der Wein deswegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft zu betäuben, und weil ihn viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deswegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köstliches Geschenke der Natur zu seyn? Wenn ich also behaupte, daß die schönen Wissenschaften einen Einfluß in unser Herz, und in unsere Sitten haben: so behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, iede tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein lasterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden; sondern nur die Kraft, unser Herz guten und edlen Empfindungen aufzuschließen, und unsre Tugenden zu verschönern, indem sie unsre Einsicht verschönern. Man stelle mir die geizigen Senecas entgegen, die so vortrefflich von der Verachtung der Reichthümer geschrieben haben! Ich will es glauben, daß sie geizig gewesen sind; ich behaupte aber zugleich, daß sie es ohne Wissenschaft noch mehr, oder auf eine niederträchtigere Art gewesen seyn würden. Aber dein Cicero, der große Kenner und Beförderer der schönen Wissenschaften; Er, dessen Geist größer war, als die Herrschaft Roms; war er nicht eben so stolz als gelehrt? Hat er nicht in seinem Briefe an den Lucceius ein ewiges Denkmaal seiner Eitelkeit hinterlassen? Ja, ich gebe es zu. Aber man sey so groß

wie Cicero, man habe so viel Rühmliches verrichtet, so viel Göttliches geschrieben, so viel für sein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrscht: und dann, dann wird diese Begierde nach Ruhm wenigstens ein sehr verzeihlicher Fehler seyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht viele gebe, welche ohne ie die schönen Wissenschaften studiert zu haben, sehr gesittet, und oft gesitteter sind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden? Ich räume es ein, es giebt ihrer viele. Aber man frage zugleich diese Gesitteten nach dem Umgange, nach der Erziehung, die sie gehabt, nach den Büchern, die sie gelesen; und man wird finden, daß ihre Eltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der schönen Wissenschaften vertreten haben. Nicht der, welcher alles gierig gelesen, alle Schätze der Weisheit stolz in sich aufgehäuft, alles was mit der Mine der Gelehrsamkeit schmeichelt, mühsam untersucht, tausend verwickelte Fragen entschieden, tausend philosophische Spitzfindigkeiten erforscht hat; nicht der ist es allemal, der mit Recht sich rühmen kann, die schönen Wissenschaften studieret, für sein Herz studieret zu haben. Ein Andrer, der nur etliche, nur die besten Bücher, fleißig, mit Aufmerksamkeit, mit Empfindung gelesen, so gelesen, daß er sich oft bis zum Schreiben begeistert fühlte; oder der aus dem Umgange

mit

nit gelehrten Freunden den Nutzen des Lesens selbst ge-
ogen hat; auch der hat aus den schönen Wissenschaften
geschöpft, auch der hat aus ihnen sein Herz und seine Sitten
gebildet. Ja ich werde mich nicht verwundern, wenn ein
einziges gutes Buch, wenn eine Clarissa oder ein Gran-
dison dem aufmerksamen Leser mehr gute und edle Em-
pfindungen einflößet, als eine ganze Bibliothek morali-
scher Schriften dem Gelehrten nicht giebt, der sie nur
liest, um sie gelesen zu haben, um davon reden, und mit
einer Belesenheit schimmern zu können. Es bleibt al-
so gewiß; auch bey dem, der sich nicht ganz den Wissen-
schaften widmet, wird eine fleißige Bekanntschaft mit
den Werken der Beredsamkeit und Poesie, insonderheit
derer, welche für das Herz geschrieben sind; mit den
Werken, die uns entweder die Tugend in ihrer liebens-
würdigen Gestalt, oder das Laster von seiner abscheuli-
chen oder lächerlichen Seite zeigen; auch bey ihm wird
eine solche Bekanntschaft das Herz nicht nur empfindlich,
sondern auf sich und seine eignen Fehler aufmerksam
machen. Und so werden die guten und bösen Charaktere
in dem Heldengedichte, in der Tragödie, in der Comödie,
in dem Romane; so wird eine Fabel, eine Erdichtung besser
als Cratippus und Crantor lehren, ie weniger sie die
Miene des Lehrers verrathen; und einen desto tiefern und
dauerhaftern Eindruck zurücklassen, ie mehr sie im Lesen
entzücken.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch; überall werdet ihr die schönen Künste von einer feinen Lebensart und von gesellschaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten sproßten, wie die Rosen unter den Füssen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den schönen Wissenschaften kam die Höflichkeit und Leutseligkeit nach Rom; und nie erschienen sie einem Volke, wo sie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem sie die Einsichten des Volks verbessert, auch ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieß anders seyn? Es ist ein allgemeines Gesetz, eine ewige und unveränderliche Richtschnur für unsern Geist, alles, was ihm unangenehm und beschwerlich ist, von sich zu entfernen, und das zu suchen, was ihm angenehm und schön dünket. Eben die Empfindung von der Ordnung, dem Anstande, der Uebereinstimmung, welche wir in den Werken der Künste, in regelmäßigen und prächtigen Gebäuden, in dem Anblicke vortrefflicher Schildereyen, in dem Lesen geistreicher Schriften immerzu wahrnehmen; eben diese Empfindung, die sich hier unvermerkt in unsre Seele eindrückt und in ihr festsetzet, folget uns sodann in die gesellschaftlichen und häuslichen Angelegenheiten, und lehret uns auch hier, ohne daß wir daran denken, die Regeln des Wohlstandes, der Ordnung, der Natur, be-

ebach-

obachten, das Rauhe und Gezwungene aus unsern Sitten eben so, wie aus unsrer Art zu denken, verbannen, und wenigstens die äußerliche Gestalt der Gefälligen, der Leutseligen, der Ordentlichen annehmen, um den Beyfall der Andern zu erwerben.

Und was beweise ich viel? Werde ich nicht vielleicht durch meinen Beweis die Gewißheit der Sache geschwächt haben? Ist es das erstemal, daß man einer Wahrheit geschadet hat, weil man sie zu deutlich machen wollte, da sie sich doch mehr empfinden, als beweisen ließ? Das sicherste Mittel, geliebteste Jünglinge, das sicherste Mittel, wie Ihr Euch von der Wahrheit meines Satzes überzeugen könnet, ist, daß Ihr fortfahret, Euch mit allem Eifer den schönen Wissenschaften zu widmen. Ja, verehret sie, liebet sie, ergebet Euch ihnen ganz; und Ihr werdet nicht allein gelehrte und berühmte Männer werden, sondern wie Ihr itzt die wohlgeartesten und liebenswürdigsten Jünglinge seyd, so auch durch Euer ganzes Leben rechtschaffne und zärtliche Freunde, gütige und liebreiche Väter, dienstfertige und großmüthige Gönner, angenehme und gefällige Collegen, beredte und freundliche Hausväter seyn, und dem guten Geschmacke in iedem Alter, in iedem Stande, in ieder Gesellschaft, bey ieder Gelegenheit Ehre machen.

Ich weis, welche Genies, welche Herzen ich ermuntre. Ich weis, meine Bitten, die Beyspiele so viel

großer Männer, die Ihr hier versammelt seht; der würdige Lohn, den die schönen Wissenschaften unter ihre Verehrer austheilen; die edlen Vergnügungen, welche sie begleiten, haben Euch gewonnen. Ich weis, Ihr seyd meine Freunde, und das Exempel Eures Freundes ermuntert Euch. Ist es wahr, daß ich so glücklich gewesen bin, Euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, Euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den schönen Wissenschaften, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, ich habe also Eure Freundschaft selbst ihnen zu danken. Glaubet Ihr, daß ich so glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieser ehrwürdigen Männer zu genießen? Ich habe sie der Liebe zu den schönen Künsten, der Liebe zu dem, was rechtschaffen und edel ist, zu danken. Glaubet Ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleiße in den schönen Wissenschaften zu danken, die sie schützen und belohnen. Treibet, treibet sie fleißig, und Ihr werdet erfahren, wie wahr es ist, was Cicero zu ihrem Lobe saget: Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; sie verschönern das Glück, und mildern das Unglück; sie sind ein angenehmer Zeitver-

treib

treib auf unsern Zimmern, ohne uns ein Hinderniß in unsern Geschäften zu seyn; sie übernachten mit uns, reisen mit uns, fliehen mit uns vom Geräusche der Stadt zur Stille des Landlebens *. Treibet sie, und Ihr selbst werdet die vortrefflichsten Beweise seyn, wie wahr der Gedanke des Poeten ist **:

Treu sich den Künsten weihn,
Macht unsre Sitten mild, und lehrt uns menschlich seyn.

Endlich komme ich zu der wichtigsten Pflicht, die mir der heutige Tag auferlegt, und verehre noch einmal mit lautem Danke die Gnade unsres Königs, die mir dieses Amt anvertrauet hat. Die Vorsicht erhalte ihn und seinen glorwürdigen Erben, und lasse Beide die Belohnung der Tugend, der Menschenliebe und Gerechtigkeit, schon auf Erden in einem langen Leben, und in dem Flore ihrer Länder und Häuser, schmecken. Sie segne die Königinn, und das ganze königliche Haus. Sie mache

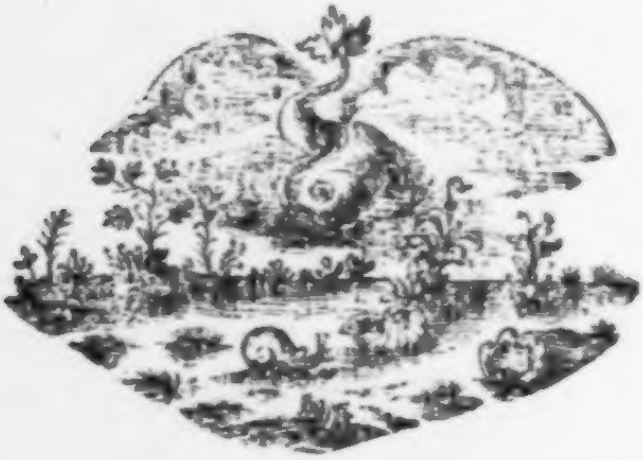
* Haec studia adolescentiam alunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, aduersis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.

Or. pro Archia c.

** Didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Ouid. El. 9. L. II de Ponto.

mache die Prinzen und Prinzessinnen zu Beschützern der Weisheit und Tugend, zu Wohlthätern vieler Reiche, und zur Freude des menschlichen Geschlechts. Sie segne die Minister des Königs, und alle seine Räthe, und ihr Name müsse ewig bey den Namen der Rechtschaffnen, der Weisen, und der Menschenfreunde gefunden werden. Sie erhalte die würdigen Lehrer dieser hohen Schule, und gebe, daß ich in ihre Fußtapfen trete. Es blühe diese Academie, sie sey eine Quelle der größten Geister, der schönsten und liebenswürdigsten Sitten; und ewig sey der Name dieser Stadt, der Name Leipzigs, Sachsens Zierde, und fremder Länder Bewundrung!



Betrach-

Betrachtungen
über die Religion.

Betrachtungen über die Religion.

Es giebt viele, welche die Religion verachten und sie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit ehr, die sie hochschätzen, und sie doch nicht kennen. Ich eis nicht, wer sie mehr beschimpft, ob die ersten durch re Verachtung, oder die andern durch ihre äußerliche ochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größ- n Schaden thut: so kann man dreist antworten, daß die letzten sind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, e uns weise, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht r durch alle seine unverschämten Beschuldigungen, durch e seine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Maje- it, und selten einen von ihren vernünftigen und wah- n Verehrern. Man haßt seine Frechheit, und sieht n als einen Feind des menschlichen Geschlechts an, r mit dem verwegensten Stolze der allgemeinen timme der Vernunft und der Empfindung wider- richt, und betrachtet ihn, indem man ihn verabscheut, gleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfin- ngen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten nd Bösen, welche der Allmächtige den Herzen der Menschen eingedrückt hat, sind, so schwach sie auch

durch das Verderben der Natur und durch unsre Schuld geworden, noch viel zu stark, als daß sie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Frechheit, den ein Unverschämter in unsern Seelen machen will, oder auch zuweilen macht, ganz könnten vertilget werden. Er kann ein gutes und unschuldiges Herz zuweilen überraschen, und die Wahrheit durch seine falschen Gründe auf einige Zeit in demselben verfinstern; aber er kann, und wenn er auch der Verschlagenste wäre, durch alle Kunstgriffe das Gefühl des Gewissens, und den Saamen der Wahrheit und Tugend nicht in uns ausrotten. Der in uns ist, ist mächtiger, denn der in ihnen ist. Sollte der Herr denen, die nicht reich an Verstande oder Wissenschaft sind, keinen Schild durch die innerliche Empfindung gegeben haben, der sie wider die Anläufe der Ungläubigen in Sicherheit setzte? Man lasse die großen Geister, oder wenn ich den Namen der Schrift brauchen darf, die Thoren behaupten, daß kein Gott, keine Religion, kein wesentlicher Unterschied unter Tugend und Laster sey. Man lasse sie über das Heiligste kühn herfahren, und die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lippen lästern; die Religion behält doch ihren Glanz, die Tugend behält doch ihre Reizungen, wenn wir sie nur recht kennen. Nicht der allein, der im Himmel wohnt, lacht dieser scharfsinnigen Thoren, nicht allein der Herr spottet ihrer. Nein, er hat

unter

iter denen, die er geschaffen hat, gegen einen Unsinni-
n, der ihn verunehret, tausend, die ihn mit dem Geiste
rherrlichen, in welchem sie die ehrwürdigsten Spuren
ner Gottheit wahrnehmen. Herr, ist nicht schon ein
lick, den wir auf die Werke deiner Allmacht werfen,
rk genug, die tiefsinnigsten Beweise eines Freygeistes,
dich uns entreißen will, zu widerlegen? Du, Gott,
test nicht seyn? Und ich kann nicht mich, nicht die
rke, die um mich sind, betrachten, ohne eine ewige
ache der Weisheit, der Allmacht, der Ordnung, der
acht und Schönheit zu denken, die in mir und in
en Werken herrschen? Du, Gott, solltest nicht
? Und gleichwohl sind so viel tausend Beweise da,
du bist? Ich bemühe mich, eine Welt ohne eine
che zu denken, und ich fühle einen unbezwing-
n Widerstand in meiner Seele. Bist du aber der
derbare Urheber der Menschen und der übrigen Welt,
ich dein Geschöpf, habe ich alles, was ich habe, von
solltest du denn mich und den Gebrauch meiner
te der Seele und des Leibes, mir selber, meiner Will-
überlassen haben? Ich kann diese Kräfte so und
s anwenden; sollte es einerley seyn, wie ich sie an-
e? Ob ich sie zum Verderben meiner Brüder, oder
em Besten, zu meiner Ruhe, oder zu meiner Pein
uche? Ich höre, wenn ich die Begierden schweigen
eine Stimme in mir, die mir sagt; dieses sey

gut, und jenes böse. Von wem kömmt diese Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, so irre ich mit Vernunft. Aber nein, diese Stimme spricht zu göttlich, als daß sie die Stimme des Irrthums seyn sollte; sie sagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren soll. Hierinnen besteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, sie bestätiget diesen Ausspruch, und verwandelt das noch schwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt so viel Stralen von der Majestät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöden Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer Gott ist, und was ich bin. Er ist Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; er ist alles. Und was ist der Mensch? Ein Werk seiner Hände, das sich bemühen soll, so viel von diesen heiligen Eigenschaften an sich zu nehmen, als es fähig ist, und eben dadurch als ein Geschöpf glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer selbst selig ist. Schaue, Sterblicher, in diesen Spiegel der Gottheit. Du siehst so viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig ist; sieh nur aufmerksam hinein. Du bist für die Ewigkeit geschaffen, und dieses Leben ist der Vorhof derselben. Diese Welt ist das Land der Prüfung. Deine Jahre sind die Tage des Gehorsams, die du dem Schöpfer schenken sollst, damit du der Herrlichkeit würdig werdest, die er für dich bestimmt, und dir

durch

durch das Verdienst, durch die Gerechtigkeit und durch das Blut des göttlichen Erlösers, seines eignen Sohnes, hat erkaufen lassen. Du siehst noch Wolken, die sich vor die göttlichen Geheimnisse dieser Offenbarung ziehen. Aber laß dich dadurch nicht erschrecken, noch auf die Verwegenheit bringen, das volle Licht entdecken zu wollen. Womit willst du es thun? Mit deiner Vernunft? Laß ab, die unerforschlichen und ewigen Rathschlüsse des Unendlichen zu ergründen! Wer bist du? Denke an dein Nichts, und sey ehrerbietig gegen den Plan seiner Erbarmung! Die Geheimnisse unsers heiligen Glaubens sind höher, als unsre Vernunft. Du sollst sie nicht glauben, weil du sie begreifen kannst; sondern deswegen, weil du ihre Beweise begreifen kannst, und weil dir diese sagen, daß jene göttlich sind. Erstaune und zittre, wenn du an einen göttlichen Erlöser denkst, der ein Mensch war, wie du, die Sünde ausgenommen, der die Schwachheiten und die Bedürfnisse der Natur eben so fühlte, wie wir, der eben, wie wir, von den Versuchungen zum Bösen beunruhiget wurde, der als ein gemeiner Sterblicher umhergieng und wohlthat, und doch nicht so viel hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte; den zu verachten und zu verfolgen, die Klugen und Blöden, die Weisen und die Thoren, die Mächtigen und Geringen sich vereinigten; der endlich unter den Geisseln seiner boshaften Geschöpfe, und doch zugleich seiner Brüder, die Schmach der Tugend fühlte; den man mit dem Hauche lästerte, den er

selbst in dem Munde der Lästrer erhielt; den man mit der niederträchtigsten Verspottung belegte, der ein Spiel der Barbaren, und zuletzt, nach seiner Strafe zu urtheilen, ein unglückseliger Missethäter war, der so gar das Glück der größten Bösewichter nicht genoß, das traurige Glück, unter seinen Martern bedauert zu werden; der selbst am Kreuze ausrief: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Erstaune über alle diese Gegenstände, und fange an zu zweifeln, ob er von Gott gesandt war. Aber sieh nunmehr auf die Unschuld seines Lebens, auf die Vortrefflichkeit seiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle diese Schmach, alle diese Leiden ertragen; sieh auf die übermenschliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern sich seiner Henker noch annimmt: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Siehst du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen? Sieh auf die Wunder, mit welchen er in seinem Leben, in seinem Tode, und nach dem Tode seine Lehre und unsern Glauben bekräftigte, und sage, siehst du nichts Göttliches? Er stirbt als ein Mensch, wenn du auf sein Kreuz blickest. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum gehen die Todten aus ihren Gräbern hervor? Ist der Heiland immer nichts mehr, als ein Mensch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in seinem Leben prophezeiht hatte; wenn er endlich, nachdem

er

r vierzig Tage sein neues Leben bewiesen, in einer Wolke
vor den Augen seiner Brüder die Erde verläßt, und den
Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingst-
feste den verheißnen Geist der Wunder zu seinen Apo-
teln herabsendet, und sie durch ihn mit übernatürlichen
Gaben ausrüstet; wenn er einige Zeit darauf bey Da-
mascus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, selbst wie-
der erscheint, und aus seinem eifrigsten Verfolger seinen
muthigsten Bekenner macht? Ist die Erfüllung so vieler
Prophezeihungen von ihm, durch die alle, auch die beson-
dersten Umstände seines Lebens, so viele Jahrhunderte
vorher abgezeichnet wurde; sind seine eignen Prophe-
zeihungen, die er uns von der Verwüstung der Stadt, in
der er ermordet worden, von der unseligen Zerstreuung
des Volks, das ihn umbrachte, und von seiner fortdau-
ernden Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllet; sind die
Wunder, mit welchen eine Hand voll elender und verach-
ter Menschen, denen von allen Enden widersprochen
wird, die Lehre von dem gekreuzigten Erlöser in alle Welt
ausbreiteten, die Lehre, die den natürlichen Neigungen
wegen ihrer Reinigkeit, die sie fodert, die den Vorur-
theilen der Heiden und Jüden, dem eingeführten Götzen-
dienste, der Weisheit der Klugen, dem Stolze der Natur
sehr zuwider war; die, ohne die Waffen der Beredt-
samkeit und Gewalt, ohne Hoffnung zu irrdischen Ver-
theilen, Hoheiten, Reichthümern, Wollüsten, unter der
Erwartung und der Vorherverkündigung der Schmach,

der Verfolgung, des Todes, sich dennoch so viele tausend Bekenner erwarb; sind diese und andere Beweise nicht begreiflich und stark genug, dich zu bewegen, das Geheimniß einer Erlösung zu glauben, die du auch alsdenn noch nicht verstehen würdest, wenn du gleich den Verstand der Seraphinen besäßest? Findest du einen Widerspruch in dem Glauben, daß der Erlöser ein Mensch, und doch auch Gott war: so verlache ihn; denn Gott kann dir nichts aufdringen wollen, daß der Vernunft, die er dir zur Wegweiserinn gab, widersprechen sollte. Findest du aber nur, daß dir diese Vereinigung unbegreiflich ist: so denke daran, daß du ein Mensch bist, und daß du nicht begreifen kannst, wie dein Geist in deinem Körper wohnen kann, ob du gleich fühlst, daß er darinnen wohnt. Wie viel mehr wird dir die Vereinigung der Gottheit und Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben müssen! Findest du eine Sittenlehre, die mit der Vollkommenheit deiner Natur, mit der Ruhe der Welt, mit deinen unauslöschlichen Wünschen nach einer beständigen Zufriedenheit besser übereinstimmt, als die Lehre Christi; findest du eine Lehre, die dir im Glücke mehr Mäßigung, im Elende mehr Trost geben, die das Gewissen, das Schrecken der Laster, die Furcht des Todes, des Gerichts, der Ewigkeit, besser stillen kann; findest du ein Mittel, das dich von deinen thörichten Einbildungen, von deinen stürmischen Lüsten, von Stolz und unseliger Eigenliebe, von der Tyranney der Sinne besser befreyen, vor den Vorurtheilen

der

der Unverständigen und Frechen sicherer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewissern Erfolge weise, tugendhaft, gelassen, zufrieden, und hier und in Ewigkeit glücklich machen kann: so verachte die Religion. Sie ist gewiß nicht von Gott, wenn noch ein besseres Mittel vorhanden ist, uns zur Glückseligkeit zu bringen. Aber, wenn du auch kein seliger Mittel findest, und doch dieses verachtest, das alle Kennzeichen eines göttlichen Ursprungs hat: so bist du schon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen so wenig kennst und in Acht nimmst, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber nur die Mühe, welche die Erkenntniß und Ausübung der Religion fodert, die Religion zu verachten: so verachte doch alle menschliche Künste und Wissenschaften; denn kein Mensch fasset und treibt sie ohne Mühe. Du denkst vielleicht, du würdest glücklicher seyn, wenn dir Gott eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß, und das Gegentheil der itzigen wäre. Ist dieses dein Ernst? Möchtest du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todtschläger, Trunkenbolde, Verläumder, Unverschämten und Geizigen wohnen? Glaubtest du in der Gesellschaft solcher Menschen zufrieden und glücklich zu seyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßtest, daß nach diesem Leben nichts mehr vorhanden wäre? Würdest du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden seyn, daß du gelebt hättest, oder würdest du nicht im

Tode der Schande deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirst: so wirst du sehen, daß, wenn die Religion ein Mittel seyn sollte, die Menschen in diesem Leben und in dem zukünftigen ruhig und glückselig zu machen, daß sie uns, sage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottseligkeit, und der Liebe führen mußte. Und dennoch siehst du die Religion mit Verachtung an? Du mußt dich und sie wohl nicht kennen.

Eine Sache verachten und sie nicht kennen, ist lächerlich. Aber eine Sache hochschätzen und sie nicht kennen, ist dieses weniger unvernünftig? Es giebt Leute, die der Religion alle äußerliche Ehre erzeigen, die sie mit ihren Lippen und Geberden ehren und vertheidigen, die man kaum durch Martern der Henker dahin bringen würde, zu behaupten, daß sie nicht von Gott wäre, und die sie dennoch in ihrem Herzen und mit ihrem Wandel mitten unter ihrem Eifer schänden. Ist es möglich, daß diese Leute die Religion kennen, so muß es auch möglich seyn, zugleich sehend und blind zu seyn. Die Absicht der Religion besteht darinne, daß sie unsre falschen Begriffe reinigen, die Neigungen unsers Herzens bessern, in Ordnung bringen, und sie und unsre Handlungen den Gesetzen der Vernunft und Tugend unterwerfen, uns mit uns selber eins, Gott ähnlich, und uns daher zufrieden machen soll. Wer diese Absicht bey der Religion nicht sieht, der

kennet

ennet sie ganz gewiß nicht, so, wie eine Religion gekannt
ryn will; er habe auch alle ihre Lehrsätze und Gebothe
n dem Gedächtnisse. Allein, wie viel Menschen giebt es
ücht, wenn wir auf ihr Verhalten sehen, welche die Re-
igion für nichts als einen Trost ansehen müssen, dessen
nan sich zuweilen erinnern soll, und den man sich auch
urch den Teufel nicht soll rauben lassen, und sonst für
nichts weiter! Heißt aber dieß die Religion kennen, so
ist nichts leichter in der Welt zu fassen, als sie, und nichts
lächerlicher, als die Mühe, die man sich um sie giebt.
Denn den Gedanken, daß mich Gott durch den Erlöser,
ungeachtet daß ich ein Bösewicht bin und bleibe, doch
selig machen wird, diesen Gedanken in sich zu erhalten,
kostet wenig Schwierigkeit, und alle Menschen können
sich die Seligkeit gewiß versprechen, wenn nichts weiter,
als diese betrügliche Ueberredung dazu nöthig ist. Man
darf nur ein wenig die Welt und das Herz der Menschen
kennen, wenn man wissen will, wie viel diese unheilige
Hochachtung der Religion dem Wachsthume der Wahr-
heit und Gottseligkeit Schaden thut.

Aber, warum kennen doch so wenig Menschen die
Religion? Man kann tausend, und vielleicht so viel be-
sondere Hindernisse finden, als Menschen sind. Eine
von den ersten Ursachen ist unstreitig die geringe Mühe,
die wir bey erwachsenen Jahren auf die Religion wen-
den. Die Wissenschaft der Seligkeit hat das mit allen

menſch-

menschlichen Künsten und Wissenschaften gemein, daß sie zuerst mit dem Verstande gefaßt werden muß, ehe sie durch die Anwendung unser wahres Eigenthum wird. Wer hat aber iemals die leichteste Wissenschaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in seinen Verstand gebracht? Oder wer vergißt sie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus sie besteht, nicht immer seinem Geiste von neuem verhält, und die Lücken, die in derselben durch die Zerstreuungen des Lebens entstanden sind, wieder ausfüllt? Warum will man dieses Recht nicht ebenfalls der Religion wiederfahren lassen? Verdient sie es nicht, oder hat uns Gott versprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einsprache einzuflößen, und uns ohne unsere Mühe in der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten zu erhalten? Ist es genug, sie sich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu lassen? Ist es denn bey aller Unterweisung wohl möglich, daß wir in dem Alter, in welchem wir fast nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtnisses und einer rohen Einbildungskraft haben, ist es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einsehen lernen? Und wenn es auch möglich wäre; wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerstreuungen des Lebens bald in unsern Seelen verlohren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch so viel tausend fremde Vorstellungen nach und nach verlöschet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit der

Religion

Religion immer in einem Geiste lebendig bleiben, der durch so viel tausendfache Sorgen, Absichten, Wünsche und Begierden bestürmet wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet sind, als auf Weisheit und Tugend? Man habe einen noch so reichen Schatz von Erkenntniß und Weisheit; unser Geist, so lange er mit dem Körper verbunden ist, bleibt stets ein Geist, der durch die Schmeicheleyen der Einbildung, durch die Gewalt seiner Sinne, durch die Süßigkeiten der Lüste, durch das Geräusche der Welt, durch Ehre und Schande, durch Reichthum und Armuth, durch Arbeit und Müßiggang, durch Vergnügen und Schmerz, durch alles, was uns angeht, mit einem Worte durch ein Nichts, in der Ueberzeugung von unsichtbaren Dingen und in den Bemühungen der Tugend gestöret werden kann. Dieß lehrt uns die Schrift, das Beyspiel der größten Männer unter den Gottseligen, und unsre eigne Erfahrung sagt es uns alle Tage. Warum wollen wir denn dieser Erfahrung nicht gemäß handeln, und uns beständig in dem Erkenntnisse der Religion üben, weil wir fast beständig in den Geschäften dieses Lebens etwas davon einbüßen? Wie einfältig und begreiflich ist diese Wahrheit: Ein Gut, dessen ich leicht verlustig werden kann, und das mir doch zu meiner Ruhe unentbehrlich ist, muß ich sorgfältig bewahren; ein Gut, dessen Werth sich verringert, so bald ich mich nicht mehr bemühe, es zu vermehren, muß vermehret werden, wenn ich anders

weis-

weise handeln, und durch den Besitz desselben glücklich werden will! Der Blödeste unter den erdenklichen Menschen richtet sich nach diesen Regeln in dem gemeinen Leben. Warum wollen wir denn diese unwandelbaren Gesetze der Vernunft nicht in dem Leben der Christen gelten lassen? Weil die Religion, das wichtigste Geschäfte der Sterblichen, nur träge und unaufmerksame Seelen haben, da doch die niedrigste Beschäftigung unsers Lebens Fleiß und Aufmerksamkeit erfodert? Ein Kluger schenkt keiner Sache seine Bemühungen lieber, als derjenigen, die ihn am meisten belohnt. Warum wenden denn die Klugen nicht mehr Fleiß auf die Religion und Gottseligkeit, welche doch die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, der größte Gewinn, aber auch ein solcher Gewinn ist, den niemand erhalten wird, als der darnach ringt, und das, was er hat, fest hält, wie die Schrift redet, damit ihm niemand diese Krone, diese selige Hoffnung auf die Gnade des Allmächtigen raube?

Eines der schlimmsten Vorurtheile wider die Religion ist der fürchterliche Gedanke, daß sie eine traurige Lehre sey, die uns das Vergnügen dieses Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme. Man glaubt, man müsse sein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu seyn, und aufhören ein Mensch zu seyn, um ein Christ zu werden. Aber wer kann sich Gott so grausam denken?

denken? Ist er denn ein Peiniger der Menschen? Oder will er, daß sie so zufrieden seyn sollen, als es möglich ist?. Der Gott, der mich in eine Welt gesetzt hat, die mit so vielen Schönheiten prangt, und mich so gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerührt werden, der sollte haben wollen, daß ich in dieser Welt allen angenehmen Empfindungen absagen, und mich in ein fühlloses Bild verwandeln sollte? Wer kann dergleichen Widersprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbietet uns die Religion so viel Vergnügungen! Ich läugne dieses nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, die mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Gesellschaft und unserm ewigen Glücke nicht bestehen können. Man sehe sich nur stets als ein Geschöpf an, das mit einem unsterblichen Geiste begabt ist, das auf dieser Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet; und alsdenn untersuche man, ob uns die Religion das Leben bitter, oder angenehm mache. Die Wollust, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verläumdung, der Stolz, der Geiz; alle diese Leidenschaften sind uns verboten, und ich gebe es zu, daß alle diese Laster mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft sind. Allein er muß sehr blöde seyn, oder durch seine Lüste geblendet werden, der nicht sieht, daß die Unlust, die mit diesen Lastern bald oder spät verknüpft ist, unendlich größer sey, als jenes flüchtige Vergnügen, das sie gewähren. Entzieht

zieht uns nun wohl die Religion die Vergnügungen des Lebens, wenn sie diese unruhigen und wütenden Begierden dämpft, die eben dadurch wachsen, daß wir sie sättigen? Sie verbietet uns die Unkeuschheit, und preist uns eine vernünftige Liebe an. Ist dieß eine rauhe Religion? Sie verbietet uns den Geiz, und heißt uns nur so weit nach den Gütern dieses Lebens streben, als sie uns das kurze Leben leicht und angenehm machen. Ist dieß eine traurige Religion? Sie will nicht, daß wir unsre Ehre bloß in den Meynungen der Sterblichen, die eben so wohl Thoren und Blöde sind, als wir, suchen. Sie gebietet uns, nach dem Zeugnisse eines guten Gewissens, und nach dem Beyfalle der hohen und seligen Geister, der tausend mal tausend zu streben, die vor dem Throne des Höchsten in Weisheit und Gerechtigkeit stehen; nach dem Beyfalle unsers Erlösers, der die Vollkommenheit ist, und die Vollkommenheit allein kennt; mit einem Worte, nach der Ehre bey Gott zu streben, und unsern Ruhm in der Beobachtung unsrer Pflicht, in edlen Absichten und Neigungen, in nützlichen Thaten, und nicht in vergänglichen und nichtswürdigen Dingen zu suchen. Kann man eine solche Religion der Grausamkeit beschuldigen? Herr, öffne uns doch die Augen, daß wir die Wunder an deinem Gesetze erkennen, und durch die Tugend und Ordnung gerühret werden, die du uns darum befohlen hast, weil sie uns glücklich macht, und weil du ohne sie selbst nicht Gott seyn könntest!

Alles

Alles genau gegen einander abgewegen, so sind die
nnehmlichkeiten, die uns die Religion entzieht, nichts
gen die göttlichen Freuden, mit denen sie uns erfüllt. Sie
ntzückt nicht allein den Verstand durch ihre Schönheit;
in, die Religion läßt sich empfinden, und eben deswegen
sie ein Mittel, alle Menschen an sich zu ziehen, weil alle
Menschen ihre Kraft und den Frieden, den sie dem Herzen
ebt, schmecken können. Alles genau gegen einander ab-
wogen, so sind die Beschwerlichkeiten der Tugend nichts
gen die Plagen und Mühseligkeiten, welche das Laster
it sich führt. Es sey ein großes Opfer, seinen liebsten
leigungen abzusagen! Bringen wir denn der Tugend
eses Opfer nur als elende Sklaven, die einem tyranni-
ben Gebieter gehorchen? Oder geben wir ihr ein kleines
nd flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dau-
haftes und unendliches bekommen? Wird denn also ein
erz, das sich durch die Religion heiliget, in einem so trau-
gen und elenden Zustande seyn, als uns unsre Einbildung
reden will? Und wird nicht vielmehr ein solches Herz alle
e Annehmlichkeiten dieses Lebens erst darum recht schmeck-
n, weil es seines ewigen Vergnügens vollkommen versi-
ert ist? Sollte denn die Ungebundenheit, nach seinen Lü-
en zu handeln, ein so großes Vergnügen seyn, wenn wir
n derselben von der traurigen Möglichkeit gequält werden,
ß wir vielleicht ewig unglückselig, und der Rache eines
Gottes ausgesetzt sind, der kein Gott wäre, wenn er nicht
unendlich gerecht wäre, als er gütig ist; eines Gottes,

der uns versichert hat, daß es ihm unmöglich sey, einen Menschen glücklich zu machen, der ihm widerstrebt? Ein Vergnügen, bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken ansehen kann, ist bey der Vernunft kein Vergnügen; und nur Vergnügungen dieser Art entziehet uns die Religion. Wollen wir sie immer noch für eine Tyrannim halten? Nachdem sie uns das Leben süße gemacht hat, hilft sie uns endlich den Tod, der der Natur so schrecklich ist, leicht, und warum soll ich nicht sagen, angenehm machen. Wir müssen alle sterben, wir zittern alle vor dieser Nothwendigkeit, wir müssen sie alle Tage und Stunden gewärtig seyn; und wir wollen uns die Religion nicht zu eigen machen, die uns die Bitterkeit des Todes versüßen, und den Himmel ersiegen hilft? Wem der Tod nicht schrecklich ist, dem muß alles andre erträglich und leicht seyn. Zu dieser Hoheit des Gemüths, zu diesem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunst und Fleiß nicht schaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollten sie ein trauriges Geschäfte heißen, und sie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerksamkeit, den Fleiß, die Untersuchung, die Uebung schenken, die wir dem einzigen Mittel zu einer immerwährenden Zufriedenheit schuldig sind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meisten Menschen die Religion nicht kennen, und deswegen nicht kennen, weil sie nicht wollen.

Von

Von den

Fehlern der Studierenden bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Academien.

Eine Rede,

bey dem Beschlusse der öffentlichen Vorlesungen gehalten.

S

. . . . . .

Meine Herren,

Ich wage es, bey dem Beschlusse meiner Vorlesungen, vor Ihnen von einer Sache zu reden, die ht angenehm, nicht neu ist, und die wegen ihres Inltes geschickter zu seyn scheint, nur ihre Aufmerksamt, die ich doch wünsche, und ihre Gewogenheit, die ich lange zu verdienen gesucht habe, vielmehr zu entziehen, zu erwerben. Ich will Sie von einigen der vernehmsten Fehler unterhalten, die man bey der Erlernung der Wissenschaften, insonderheit auf Acanien, zu begehen pflegt. Verrathe ich dadurch ht einen Verdacht wider Sie, und erwecke ich nicht gleich bey Ihnen einen wider mich? Warum wähle ich n diese Materie? Bringt mich vielleicht mehr die Berde zu tadeln, als das Verlangen zu bessern, auf se Wahl? Ist es der Stolz des Lehrers, der mir hier Inhalt eingegeben hat? Der Stolz eines Lehrers, Fehler findet, weil er sie finden will, der sie redneh vergrössert, um sie schön zu besenfzen? Ich weis, ine Herren, daß Sie zu gut von mir urtheilen, als Sie sich diesen Verdacht erlauben sollten. Ich bealdige Sie der Fehler nicht, von welchen ich reden l; und wenn Sie auch einige derselben an sich fän-

den: so werde ich eben dadurch, daß ich Sie davon befreyen will, mehr wahre Hochachtung für Sie bezeugen, als wenn ich Sie durch Lobsprüche über alle Fehler im Studieren hinwegsetzte. Und wie könnte Personen von Ihrem Charakter der Inhalt meiner Rede zur Last seyn? Die Ausführung kann Ihnen mißfallen, wenn ich nicht Einsicht, nicht Erfahrung, nicht Beredsamkeit genug habe, meine Rede lehrreich, lebhaft, und ihrer Aufmerksamkeit werth zu machen; aber der Inhalt nicht. Nur kleine Geister, die zu träge und unmächtig sind, Lob zu verdienen, werden erbittert, wenn man sie tadelt; aber edle Gemüther, wie die Ihrigen, verlangen, daß man ihnen die Fehler zeige, um sich vor denselben zu hüten, oder sie rühmlich abzulegen. Ich kann also ohne Furcht reden, wenn ich mit der Aufrichtigkeit rede, welche ein Lehrer seinen Commilitonen schuldig ist, und mit der Liebe zur Wahrheit, ohne welche der beste Redner ein Schwätzer wird, und, indem er nur für seine Eitelkeit, und nicht für seine Sache spricht, die Ehre des Verstandes dem Ruhme des Witzes aufopfert.

Es ist schwer, ja es ist unmöglich, alle die Fehler zu bestimmen, oder zu sammeln, die man bey dem Studieren auf Academien zu begehen pflegt. Ein ieder kann nach dem Genie, das ihm eigen ist, nach den besondern Umständen, darinn er sich befindet, nach dem Stande, in welchem er gebohren ist, auch dgne und besondre Fehler

an

sich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufsu-
, und bis auf ihre Quellen zurückgehen. Man fehlt
in der Absicht und den Bewegungsgründen, bald
er Ausführung, oder der Art, mit der man studieren
, bald in beiden zugleich.

Die besten Absichten, das Verlangen, unsern Ver-
d mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, unser Herz
gesinnt und rechtschaffen zu machen, uns zum Dienste
Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieses Ver-
gen sollte uns unstreitig bey unserm Studieren bele-
. Die Vorstellung, daß es unsre Pflicht ist, die
fte unsers Geistes zur Ehre seines Urhebers zu ver-
den, sollte uns regieren, uns die Mühe des Fleißes,
Nachdenkens, versüßen, welche die Arbeiten des Ver-
des kosten. Der Gedanke, du banest dein eigen Glück,
schaffest deine eigne Zufriedenheit, du beförderst die
nung, die Ruhe der Welt, indem du studierest, sollte
am Morgen beseelen, wenn wir in das Feld der
nste und Wissenschaften eilen, und uns am Abend be-
en, wenn wir aus demselben zurückkehren. Die Ue-
eugung von unsern Fähigkeiten zum Studieren, die
erzeugung, du kannst in dieser Beschäftigung, vermö-
einer natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig
meisten Nutzen stiften, die Stelle eines Mitbürgers
er Welt am würdigsten behaupten; das geheime
ühl des Schönen an den Künsten und Wissenschaf-

ten, sollte uns in unserm Fleiße stärken, sollte uns die tausendfachen Hindernisse überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehrsamkeit aufstoßen, sollte uns beruhigen, wenn wir das nicht so bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, sollte uns beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu besiegen, sollte uns sorgfältig machen, die Zeit sparsam einzutheilen, klug, den Verführungen müßiger Freunde und dem Eindrucke des schlimmen Beyspiels auszuweichen.

Aber sind dieses wohl die Triebfedern, die uns bey dem Studieren in Bewegung setzen? Legen wir uns in unsern jüngern Jahren deswegen auf die Wissenschaften, um unsern Verstand und unser Herz zu bessern, oder mehr um den eitlen Namen und die Freyheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deswegen, um der Welt mit unsrer Wissenschaft zu nützen, oder, um damit zu pralen, und uns groß zu machen? Ist es die Stimme der Pflicht, der innerlichen Neigung, die uns zu den Künsten ruft, oder die Stimme des Vorurtheils, des Beyspiels unsrer Freunde, des Eigensinns der Eltern, der Vortheile, des Vorzuges, den die Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Ist es die angestellte Prüfung unsrer Kräfte, das Urtheil der Verständigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichsten werden können, ist es dieses, was uns denselben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt? Oder ist es die Liebe zur Freyheit, zur

Unge-

Ungebundenheit, zur Bequemlichkeit, die wir bey dem Geschäfte des Studierens am ersten zu befriedigen hoffen? Wie oft studiert der Arme und Niedrige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme, um noch reicher, noch vornehmer zu werden, oder um den Vorwurf nicht zu dulden, daß er nicht studiert hätte! Dieser widmet sich der Gelehrsamkeit, weil es die Mode mit sich bringt, jener, weil er seines Vaters Amt wünschet, ein andrer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht ist die Anzahl derer nicht klein, welche es thun, ohne zu wissen warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von sich und den Wissenschaften, um zu wissen, ob sie Geschicklichkeit dazu haben; sie studieren aus Blindheit. Viele halten eine bloße Lust zu den Büchern für das Genie zu dem Studieren; und hintergehen sich. Viele werden von unwissenden Lehrern und Freunden für geschickt zum Studieren erklärt; und lassen sich betrügen.

Alle diese unedlen Absichten haben einen schlimmern Einfluß in die Wissenschaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen sie herrschen, als man denkt. Und warum, sagt man? Was liegt der Welt an den Absichten, aus welchen wir etwas nützliches unternehmen; genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man sonst Genie hat, nicht immer hoch in den Wissenschaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus

Ehrgeiz, aus Gewinnsucht studiret? Ist derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wissenschaften werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieselben zu wenden, als ein andrer, der aus Geschmack, aus Liebe, aus Pflicht studiret? Sind unsre Leidenschaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu großen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kann man etwan kein großer Redner, kein gründlicher Weltweiser, kein kluger Arzt, kein trefflicher Rechtsgelehrter werden, als aus Liebe zur Welt? Nein, ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen in den Wissenschaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studierenden ohne alle Leidenschaften seyn soll; dieses ist stoischer Unsinn. Sie sind uns und der Welt nützlich; und Geschenke der Vorsehung müssen wir nicht von uns werfen; aber wir müssen sie auch in der Absicht zu gebrauchen wissen, zu der sie bestimmt sind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleißes, kann uns im Studieren beleben; aber sie soll uns nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von andern für rühmlich erkläret, die doch weder gut, noch nützlich, ja die der Welt oft schädlich sind. Was ist, um nur ein einziges Beyspiel zu geben, die fruchtbar-

ste Quelle der Freygeisterey und des Scharfsinns, den man angewendet hat, die Religion zu bestreiten? Meistentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Ansprüche eines großen Verstandes, der, zu stolz, sich von gemeinen Meynungen regieren zu lassen, die Einsichten ganzer Nationen übertreffen will; eine Begierde, sich alles zu erlauben, und bey dem Kützel der Ungebundenheit noch die Ehre eines großen Geistes zu erlangen.

Leute, die aus den gewöhnlichen Absichten studieren, bestrafen sich in ihrem künftigen Leben oft selbst. Die Bewundrung, der Beyfall der Welt, sind nicht allzeit ein so zuverläßiger Lohn der Gelehrsamkeit; und man versagt denen die Ehre am ersten, die es am meisten verrathen, daß sie dieselbe suchen, und daß sie bloß aus Ehrgeiz die Wissenschaften getrieben haben. Ihre Absicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken, über; und ein stolzer Ton verräth gemeiniglich den Geist eines solchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Wie unruhig müssen wir nicht am Ende werden, wenn wir sehen, daß uns die Gelehrsamkeit nicht zu den Stufen der Ehre oder des Reichthums erhebt, die wir beständig im Auge gehabt haben! Werden wir nicht die Welt hassen, weil wir sie für undankbar ansehen; und werden wir nicht gelehrte Menschenfeinde werden, weil wir nach unsern Gedanken so unglücklich sind, ohne Belohnung gearbeitet zu haben? Gesetzt aber, daß man seine

End-

Endzwecke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unsres Fleißes in alle unsre Kenntnisse einfließen, und sie vergiften; und wenn sie auch uns nicht schadet, doch der Welt schaden? Ein stolzer, ein geizziger, ein eitler Gelehrter, ist ein beschwerliches, und für die Ruhe seiner Mitbürger gefährliches Geschöpf. Er verhindert den Nutzen, den seine Wissenschaften stiften konnten, indem er sie verhaßt, oder verächtlich macht; und sein Beyspiel verführt nur desto mehr, ie mehr seine gelehrten Verdienste schimmern. Wie oft werden wir endlich unsern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichsten Dinge wenden, wenn wir bloß unsern Leidenschaften bey dem Studieren dienen! Wie leicht werden wir unser Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wissenschaften, zu der es uns neigt, anwenden, bloß weil wir bey einer andern unsre Absicht gewisser, oder eher zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: diese Wissenschaft ist die Modewissenschaft unsrer Zeiten, diese Kunst lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derselben verspricht uns frühere Ehrenstellen, die Schwierigkeit einen größern Namen; dieser Gedanke wird uns der Ruf werden, sie zu wählen. Wir werden also bald nicht das thun, was wir thun sollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun sollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unsrer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meisten, die sich aus unedlen Absichten dem Studieren widmen, wenig, oder

ur kein Genie haben. Verlassen von dem, was man
Geschmack an den Wissenschaften, was man Neigung zu
nen nennt, dringen sie nie in das innre Wesen dersel-
n; und wie könnten sie das, da sie keinen Reiz an ih-
n finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehr-
mkeit; sie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und
Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verstand dadurch
ebildet, oder angebauet wird. Und was brauchen sie
ihren Absichten mehr, als die Figur der Wissenschaft,
s die Mine der Gelehrsamkeit, eine geringe Kenntniß
er Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn
e nur für dieses, oder jenes Amt, für diese reiche Pfrün-
e, für jene Gerichtsstelle, für diesen Titel, für jene Ver-
indung mit einem angesehnen Hause, für den Hunger,
der für die Eitelkeit studieren? Also, dürfte man sagen,
rauchen wir keine mittelmäßigen Gelehrten? Also sol-
en nur die besten Köpfe studieren? Einbildung! Wie
ollen geringe Aemter besetzt werden? Mit großen Gei-
ern? Würden sich diese dazu schicken? Und wo sind
enn die großen Geister?

Ich will erstlich zugeben, daß die Welt mittelmäs-
ge Gelehrte nöthig hat, weil sie geringe Aemter hat.
lber gelangen denn die Gelehrten dieser Art nur zu nie-
rigen Aemtern? Haben sie nicht oft das Glück, oder
lnglück, in höhere zu rücken, zu denen sie keine Eigen-
haft, als die Verwegenheit, besitzen? Ringen nicht die-
jenigen

jenigen am meisten nach großen Stellen, die am wenigsten wissen, was Kunst und Wissenschaft ist; und haben sie nicht in ihrer Unverschämtheit, oder Niederträchtigkeit die stärksten Mittel, wichtige Aemter an sich zu reißen? Sie entziehen andern, die geschickter und bescheidner sind, als sie, die Stelle, zu welcher sie gebohren waren, und in der sie den größten Nutzen würden gestiftet haben. Ist es denn ein geringes Verbrechen gegen die Republik, ein Amt zu verwalten, das man nicht verwalten kann?

Es ist auch so gewiß nicht, daß zu geringen Aemtern nur mittelmäßige Gelehrte gehören. Dürfen diejenigen, die das gemeine Volk öffentlich lehren, nur Halbgelehrte seyn, weil sie ungeschickte Zuhörer unterrichten? Oder sollten sie nicht aus diesem Grunde um so viel mehr Einsicht, Gründlichkeit, Verstand und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um die Wahrheiten der Religion desto glücklicher in den Verstand solcher Menschen überzutragen, die ihn selten geübt haben, und ihn deswegen nicht gebrauchen können? Kann man behaupten, daß zu dem sorgfältigen Unterrichte der Jugend auf Schulen, nur ein düstrer Kopf mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die Verständigsten unter den Gelehrten sollten zu diesen Bedienungen gezogen, und durch Belohnungen von aller Art darinnen erhalten werden.

Ohne Genie, und aus niedrigen Absichten studieren, heißt die Wissenschaften verunehren, sich selbst beschimpfen,

pfen, die Ordnung der Natur und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackrer Soldat geworden seyn. Er studierte, ich weis nicht, warum, und er ist ein elender Gelehrter. Er will seinem Amte ein Gnüge thun, und er peiniget sich selbst, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studieren eine Last ist, und vernachläßiget seine Pflichten. Viele solcher Elenden bleiben beständig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Last. Sie sind zu verdrossen, zu alt, etwas anders zu ergreifen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszustehen, oder zu eitel, eine Beschäftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und so beschweren sie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu studieren begehen, unsre Absichten mögen edel seyn, oder nicht, sind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unsern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten studieren müssen, auf die Academie. Unsre Kenntniß in den Sprachen und Geschichten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrsamkeit sind, ist oft sehr seicht. Eben zu der Zeit, da wir sie uns erwerben sollten, hielten wir uns durch

eine

eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unsrer Muttersprache, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Wißbegierde, so viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu lesen; und wir sahen nicht, daß wir nur für unsre Eitelkeit, für unsern Zeitvertreib, für unsre Bequemlichkeit lasen, und uns durch diesen übel verstandnen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihrer Werke der Beredsamkeit, der Poesie, und der Geschichte hätten verwenden sollen. Anstatt diese Kenntniß auf den Academien zu vermehren, unterlassen wir nichts, uns derselben, als einer beschwerlichen Last, wieder zu entledigen, in der stolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortrefflichsten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclassen gehören, zu verachten, und rächen uns durch diese Verachtung für die unglückliche Mühe, die sie uns auf der Schule gekostet haben. In eben den Jahren, da unser Verstand reifer wird, und da wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden, und durch ihren guten Geschmack unsern Geschmack schärfen sollten, werfen wir die schönsten Schriften hochmüthig und unwissend aus den Händen, und mit ihnen alle die Vortheile, die uns die Kenntniß dieser Werke in den höhern Wissenschaften und in unserm Leben hätte verschaffen können.

nen. Es ist wahr, die Sprachen der Alten sind die lehrsamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit gefüllt haben, man kann von Jugend auf gewöhnt rden seyn, Latein zu reden und zu schreiben, und man n eben so unwissend, eben so schlecht, so unrichtig, so ser denken, als diejenigen, die nur ihre Muttersprache wissen, ja vielleicht noch schlechter, weil diese den Verand weniger erstickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richte und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres ondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Al nicht mit Nutzen lesen, und nicht mit Gründlichkeit slegen können. Nur alsdenn verstehen wir eine chrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was Schriftsteller dabey gedacht hat. Die Worte sind ichen der Gedanken; aber wenn ich diese Zeichen nur lb, wenn ich sie falsch verstehe, mir weniger, oder mehr bey vorstelle, als ich soll, werde ich meinen Schriftstel wohl verstehen? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm en Verstand anzudichten; oder werde ich die Richtigt seiner Vorstellung einsehen können? Diese Sorgt vergessen wir nur gar zu sehr. Wir lernen, wenn r auch alte Sprachen lernen, sie nur halb, und ihre orte aus den Worten unsrer Muttersprache erklären. statt daß wir uns gewöhnen sollten, bey den Worten d Redensarten einer todten Sprache, den Begriff zu

denken, und ihn zu bestimmen: so gewöhnen wir uns, Ausdrücke aus unsrer Muttersprache, die einige Verwandschaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unsern Gedanken an ihre Stelle zu setzen. Wir vertauschen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieses oder jenes Wort in unsrer Sprache gebunden hat. Die schlechte Anführung in unsrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unsre Bequemlichkeit bestärken uns in diesem kindischen Fehler. Ist es erlaubt, ihn in einem Beyspiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero die Beschreibung der Philosophie lese, daß sie eine Wissenschaft diuinarum humanarumque rerum sey, und ich denke im Lesen die Ausdrücke diuinae humanaeque res, durch göttliche und menschliche Dinge, das heißt, durch einzelne und allgemeine Wörter meiner Muttersprache, die einige Verwandschaft mit jenen haben; und so verfährt der bequeme Leser sehr oft: so denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und also verstehe ich ihn nicht; und also kann man eine Sprache wissen, und sie nicht verstehen, weil man sie nicht richtig weis. Wenn ich daher nicht weis, daß die Alten unter diuinis rebus in der Philosophie meistens die Physik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verstandes und Willens, die Dialectik und Moral verstunden: so denke ich ein Räthsel. Ich beschuldige entweder meinen Autor eines Mangels

des

ts Verstandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Lesens durch eine falsche Meynung.

Gesetzt, wir haben uns eine grammatische Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; sind wir deswegen in Stande, sie zu lesen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten versetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntschaft stehen, wenn wir ihr Land und seine Geschichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die historischen, geographischen und chronologischen Kenntnisse werden wir die Schriften der Alten nur im Dunkeln lesen. Wir sollten sie besitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen. Es ist zu spät, sich um dieselben zu bekümmern, wenn wir den Autor schon in den Händen haben. Wir halten uns auf, indem wir das Orakel der Noten und Erklärungen um Rath fragen; und es ist so ungetreu, daß es uns oft gar nicht, oft falsch antwortet. Wir können nicht leicht, nicht geschwind, nicht ununterbrochen lesen, und dieß erweckt uns entweder einen Ekel vor dem Lesen selbst, oder wenn wir ihn auch überwinden: so verhindern uns doch diese Ursachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug lesen, nicht ihr Ganzes übersehen, nicht alle ihre Schönheiten entdecken können.

Wie wahr dieses sey, beweist die Liebe zu den Uebersetzungen. Warum lesen wir eine halb getreue Ueber-

setzung lieber, als das Original, da wir doch sicher wissen, daß sie den Autor verunstaltet zeigt? Deswegen, weil man leichter, geschwinder fortgeht, und weil man im Lesen gern für die Mühe des Lesens durch eine baldige Einsicht in das ganze Werk belohnt seyn will. Die Begierde zu wissen und zu empfinden, ist der Sporn des Lesens. Je weniger sie Hindernisse findet, ie reichlicher sie befriediget wird, desto mehr wird sie uns in der Aufmerksamkeit und im Fleiße erhalten; und desto mehr also sollten wir die Sprachen treiben.

Wer die Schriften der Alten mit Nutzen lesen will, der muß sich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß ist die Verfassung, in die man sich bey dem Lesen setzen sollte. Hierzu sollte man sich auf Schulen und Academien vorbereiten, um in seinen übrigen Jahren darinnen fortzufahren.

Man wundert sich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht absprechen kann, Männer, die beweisen, daß sie die Alten bey nahe im Gedächtnisse haben, und auch verstehen, warum, sage ich, solche Männer, wenn sie eine Schrift entwerfen, so kraftlos, so verlassen von Geist und Geschmacke, denken und sich ausdrücken? Warum werden sie denn nicht durch den Geist der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vor-

nehm-

hnisten Ursachen diese seyn, daß sie sich in ihren ersten
ahren nicht bestrebt haben, die Schönheiten der Alten
Ansehung der Einrichtung und Anlage, der Ausfüh-
ng und Schreibart zu bemerken und zu fühlen; daß
sich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks
d seine Colorite wahrzunehmen? Man kann den Ho-
r sorgfältig gelesen haben und verstehen; und man
nn weder den Werth der Einrichtung der Ilias, noch
Tugend einzelner Stellen, und die Schönheit und
inheit der Gedanken einsehen und empfinden. Man
n die Oden des Horaz im Gedächtnisse haben, man
n sie loben und bewundern, sie überhaupt dem Ver-
nde nach richtig erklären, und doch weder die Kunst,
ch die Natur, die in ihnen herrschet, sehen und fühlen.
as wird uns diese Kenntniß der Alten nützen? Was
ft sie uns, wenn sie uns ein Werk des Geschmacks
ht anlegen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? Und
kann sie dieses, da wir die Alten nie, oder sehr wenig,
n dieser Seite betrachtet haben? Die besten Gedanken
lieren, wenn sie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter
t, nicht mit Bescheidenheit und Klugheit, kurz, nicht
Geschmacke angebracht werden. Mein Gegenstand
ß sie mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich
eden darf, und mein Genie ist nur der Zunder, der sie
fängt. Meine Einsicht muß es mir sagen, wie viel
von diesem Lichte zu meiner Absicht, zur Gründlich-

keit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen soll, oder nicht. Gesetzt nun, wir hätten durch vieles Lesen einen Vorrath der besten Gedanken der Alten eingesammelt; was wird uns dieser Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wissen? Wenn wir uns ihre Klugheit und ihre Feinheit der Schreibart nicht zugleich eigen gemacht haben: so können wir bey aller unsrer Einsicht in ihren Verstand, und bey allem Genie, in unsern Werken gezwungen, unnatürlich, und abentheuerlich schreiben. Wir können Praler, Verschwender, Pedanten, Kinder in der Schreibart werden. Wir können Sklaven, furchtsame Sklaven im Ausdrucke werden, und eben dadurch das größte Verdienst, die natürliche Anmuth und Ungezwungenheit aus unsern Schriften verdrängen.

Was wird es also nützen, wenn man die Werke der Alten liest, und sie nicht nach den Regeln der Kunst, ich möchte bald sagen, nach den Regeln der Natur; denn was sind alle Regeln der Kunst anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die größten Geister gehört, verstanden und ausgeübt haben? wenn man sie, sage ich, nicht mit Einsicht in die Regeln, und mit Geschmack, oder Empfindung liest? Pope spricht: Mit eben denselben Geiste, mit welchem sie der Autor geschrieben hat *.

Dieser

* A perfect Judge will read each work of Wit
With the same spirit that its author writ.

Essay on Criticism. v. 233.

Dieser Fehler ist gemeiner, als man denkt. Man nehme, daß ich nur bey den einzelnen Gedanken und ihrem Ausdrucke stehen bleibe, die Uebersetzungen und Auslegungen gelehrter Männer über die Alten, solcher Männer, die alles gewußt haben, was zum Verstande des Originals gehört, und die doch das Schöne daran oft nicht empfunden haben. Hätten sie das, was in der Grundsprache in Ansehung des Gedankens, seiner Wendung, seines Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur halbgezeigt ist, wohl ganz zeigen, oder plump ausdrücken können, wenn sie mehr, als den groben Verstand des Originals gefühlt hätten?

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verschiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künstliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht sieht und nicht fühlt, der liest nicht mit Geschmacke. Es ist wahr, daß eine gewisse richtige Empfindung der Natur zu dieser Art des Lesens erfodert wird. Allein man kann sich dieses Gefühl auf gewisse Weise durch Sorgfalt und Aufmerksamkeit, durch die Anmerkungen großer Kenner, und durch die Einsicht in die Sprache und Sachen geben. Thun wir dieses wohl in den Jahren, da wir studieren?

Was heißt Einsicht in die Sprache, was heißt Aufmerksamkeit im Lesen, um mit Empfindung zu lesen?

Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die besondre Sprache meines Autors verstehen, vornehmlich, wenn die Sprache, in der er geschrieben, itzt eine todte Sprache ist. Wie kann ich diese verstehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal, oder etliche male, nach einander lese, um mich mit den Bedeutungen seiner Wörter und mit seinem besondern Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdenn mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und bey nahe mit eben der Sorgfalt lese, mit der man schreibt; wenn ich ihn nicht mit einer Einsicht in seinen Endzweck, in seinen Plan, fast auf ieglicher Seite lese? Alsdenn werde ich die Schönheiten finden; sie werden meinem forschenden Auge in den Theilen, im Ganzen begegnen. Ich werde sehen, mein Autor mag ein Geschichtschreiber, ein Redner, ein Poet seyn, ich werde sehen, wie alles zu seinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrscheinliche um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel ist, eben so wohl vermeidet, als was zu wenig ist; wie er die allgemeine Deutlichkeit und Richtigkeit in seinen Gedanken überall herrschen läßt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verstande der Menschen und der Natur der Sache gemäß ist, seinen Ausdruck nach richtigen Vorstellungen abmißt; wie seine Schreibart, gleich den Stralen der Sonne, die Gegenstände zwar aufklärt, aber nicht verändert; wie er Schönheiten anbringt, wo sie die Sache rechtfertiget; wie er die Hauptschönheit, nämlich Einfalt und Wahrheit,

it, nie durch gesuchte Nebenschönheiten überlädt, noch
as Bedürfniß der Sache und des Unterrichts über der
Begierde nach Zierrathen vergißt. Ich werde sehen,
ie er deutlich denkt und spricht, ohne in das Matte und
ere zu fallen, wie er fein, ohne in das Gezwungene,
chläßig, ohne in das Ekelhafte, edel, ohne in das Pra-
rische, und nachdrücklich spricht, ohne in das Gesuchte
h zu verlieren.

Aber dieses, wird man sagen, sind schöne Träume.
Bozu wird mirs nützen, daß ich die Sprachen und
Schönheiten der Alten auf diese Art gefaßt habe, wenn
nicht ein Lehrer auf Schulen oder Universitäten wer-
n will? Was werden mir alle diese Kenntnisse helfen,
enn ich in öffentliche Geschäfte komme, die ganz andre
Einsichten voraussetzen? Was werden sie nützen, als daß
sie unter tausend nöthigern Arbeiten vergessen, und
verlohrne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staats-
ann, ein Gesandter, ein General, ein praktischer Rechts-
lehrter, können tausend andre Bediente des Staats
s dieser Weisheit der Alten einen andern Vortheil ziehen,
daß sie Pedanten werden? Sollen sie diese Beschäf-
ungen in ihren Aemtern zu ihrem Vergnügen noch
iben, und dadurch ihre Pflicht verabsäumen? Man
ll also wissen, was uns alle diese Gelehrsamkeit nützen
rd? Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn alles
f beiden Seiten gleich ist, glücklicher arbeiten, als an-

dre, die sie nicht besitzen; wir werden mit mehr Einsicht, mit mehr Klugheit, mit mehr Geschmacke große Geschäfte besorgen, in unsern schriftlichen, oder mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit, mehr Kürze beobachten; wir werden in dem gesellschaftlichen Leben beredter, gesitteter, leutseliger seyn; wir werden da sprechen können, wenn andre verstummen; wir werden der Gesellschaft, dem Hofe, unvermerkt unsern guten, unsern richtigen Geschmack mittheilen; wir werden in unsern Häusern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der Unsrigen besser besorgen; wir werden andern durch unsern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten weniger zur Last werden, weil wir durch das Lesen alter und neuer Schriften unser Vergnügen erschaffen, oder selbst etwas niederschreiben können, das würdig wäre, von den Alten gelesen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäsars nützen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfließen? Waren es nicht zugleich Weltweise, Redner, Geschichtschreiber? Und würden sie in ihren Aemtern so groß geworden seyn, wenn sie in ihren jüngern Jahren die Gelehrsamkeit weniger getrieben hätten? Würden sie das, was sie geschrieben, so vortrefflich haben schreiben können? Wenigstens beweisen solche Beyspiele,

spiele, daß man in den größten Bedienungen noch Zeit zum Studieren, und in den erlernten Wissenschaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf der Academie Zeit, auf diese Weise die Alten zu studieren? Wenn wird man die Neuern lesen können? Wenn wird man die höhern Wissenschaften treiben, wenn wird man das, was in der Gelehrsamkeit praktisch ist, ausüben können? Wenn man das wird thun können, fragen Sie? Vielleicht alsdenn, meine Herren, wenn man auf den Schulen, wenn man in den ersten Jahren die Sprachen und ihre Hülfsmittel nicht so nachläßig und unzulänglich gefaßt haben wird; wenn man mit besserer Zurüstung, mit mehr Neigung für die Wissenschaften, mit mehr Fleiß auf die Academien zieht; wenn man sich einige Jahre länger auf denselben aufhält; wenn man die Zeit weniger verschwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Lesen und Studieren nur in die Grenzen der Jahre des Jünglings eingeschlossen sey; wenn man das Vorurtheil ablegt, man könne auf Academien gelehrt werden; wenn man sich stärker überzeugen wird, daß man an diesen Orten nur den Grund zur Gelehrsamkeit lege, daß ein Jüngling auf Academien den Saamen einsammle, der in seinem Genie künftig tragen soll, der aber Zeit zur Reife, Wartung und Sonne erfodert, und der

künf-

künftig aus seinem eignen Boden die Nahrung ziehen muß, um Früchte zu bringen. Sie fragen, wo man bey einer solchen Art zu studieren, Zeit zu den höhern Wissenschaften auf Academien gewinnen wird? Man wird sie schon gewonnen haben, wenn man die Sprachen und Geschichte auf diese Art getrieben hat. Man wird in den Rechten, in der Gottesgelahrheit, in der Medicin schneller und glücklicher fortgehen. Man wird weniger Hindernisse finden, mehr Muth haben, wenn man sieht, daß man die Quellen schon kennt; man wird die Lehrer besser verstehn; man wird das, was man in seinen Lehrbüchern findet, besser überdenken, richtiger ausfüllen können, weil man sich gewöhnt hat, nicht Worte ohne Sachen zu denken, weil man schon einen Vorrath vieler Kenntnisse besitzt, weil man die besten Schriften ohne Mühe und Angst, und ohne sich auf den bloßen Ausspruch seines Lehrers zu verlassen, zu Rathe ziehen kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erlernung der Philosophie hernehmen will? Vielleicht daher, daß man sie nützlicher und vorsichtiger treibt. Die Philosophie, so heilsam sie an und für sich den Studierenden ist: so schädlich wird sie doch vielen durch die Art, mit der sie dieselbe treiben. Seinen Verstand in Ordnung bringen, die allgemeinen Gesetze der Vernunft und Wahrheit, die Wege kennen lernen, auf welchen unser Verstand zur Deutlichkeit und Gründlichkeit seiner Urtheile gelangt, die Richtigkeit und Fehler der Schlüsse und Beweise kennen lernen; was

kann

nn vortrefflicher seyn? Aber sollen wir dieses allein
rnen, um es zu wissen, um es mit tausend Spitzfindig-
iten andern wieder herzusagen, um nur das System
nsers Lehrers in unserm Gedächtnisse aufzubehalten?
lein, um unserm Verstande die gehörige und natürliche
ichtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu den-
n und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch
bessert, daß wir unser Gedächtniß oft mit einer unzäh-
gen Menge von Regeln und Kunstwörtern überladen,
e unsern Verstand strezender, aber nicht stärker und
sünder machen, die von uns nur halb, und von andern,
e unsre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verstan-
n werden? Ist die Kenntniß der Philosophie nur die
enntniß der Sätze und Kunstwörter, die unsre Lehrer
fgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen
eder verschwunden seyn werden? Eine gründliche Ver-
unftlehre fassen, und sie bald anwenden lernen, ist eine
rtreffliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen
d ersten Pflichten sich erwerben, damit man sie aus-
en und andern beybringen könne, ist unsre unumgäng-
he Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die
under der Natur kennen lernen, damit wir ihren Ur-
er verehren, und durch Gehorsam und Ordnung in
sern Handlungen preisen und anbeten, und die Vor-
ile des menschlichen Lebens vermehren, ist das heilsam-
Geschäfte. Aber aus der Philosophie eine müßige
eisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrsätzen
anfül-

anfüllen, die dem Verstande keine Nahrung, sondern nur Arbeit verschaffen, diese oder jene Methode, als das Wesen und den Kern der Weltweisheit viele Jahre studieren, und einige Verbesserungen, oder Aenderungen des Systems für die noch unerfundne, noch nicht gedachte Wahrheit ansehen, und mit grosen Kosten der Zeit und des Fleißes fassen; dieses heißt sich im Studieren aufhalten, und aus Ehrerbietung für die Philosophie seine Vernunft blenden. Ich vergöttre die Alten und ihre Philosophie insonderheit gar nicht; aber das weis ich, daß sie ihre Weltweisheit praktischer getrieben haben; das weis ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo die Philosophie und die Beredsamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde. Wir, die wir gemeiniglich in der trokkensten und dunkelsten lateinischen, oder deutschen Sprache, die von der Sprache der Alten, und von der Sprache der Welt so sehr entfernt ist, philosophiren lernen, was werden wir anfangen, wenn wir Redner auf den Kanzeln, auf der Catheder, Scribenten der Geschichte und der übrigen Wissenschaften seyn sollen? Werden wir nicht mit vielem Stolze auf unsre Ungeschicklichkeit armselig und barbarisch sprechen?

Ja, meine Herren, daß wir so viel Zeit auf die Erlernung der Regeln, und so wenig Fleiß und Zeit auf

Aus-

Ausübungen derselben wenden, daß wir unsre Kraft zu denken, und unsre Gedanken auszudrücken, so wenig durch schriftliche Versuche stärken, dieses ist der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unvorgeblicher Fehler! Was ist die Beredsamkeit überhaupt, als eine Kunst seine Gedanken deutlich, ordentlich und schön vorzutragen? Was nützt alle Wissenschaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Versuche, durch Nachahmungen schöner Beyspiele, durch die Anmerkungen der Verständigen, können wir uns diese Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unsre Gewalt bringen. Und wenn stellen wir diese Versuche an? Wenn hören wir die Kritiken der Kenner, wenn verbessern wir unsre Aufsätze nach ihren Anmerkungen? Es ist einem Studierenden nothwendig, sich in der lateinischen Schreibart zu üben; es ist seine Schande, und oft Zeitlebens seine Schande, es nicht genug gethan zu haben. Doch brauchen wir für die Geschäfte des gemeinen Lebens, für die Kanzeln, für die Gerichtsstuben, brauchen wir nicht auch die Muttersprache? Etwas von der Grammatik wissen, so viel Deutsch wissen, als man im täglichen Umgange hört, das heißt nicht seiner Sprache mächtig seyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Ge-

walt

walt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andre schriftliche Aufsätze ihre Gedanken in der Muttersprache abfassen sollen; und wir vernachläßigen sie, und beschimpfen künftig die Beredsamkeit und unsre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten öffentlich vortragen sollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Muttersprache durch sorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig ist, ob wir dunkel oder helle, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den heiligsten Wahrheiten in einer elenden, gezwungnen, niederträchtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unser Vaterland zur Aufnahme des Geschmacks, der Sitten, der Künste schreiben; und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir diese öffentlichen Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man sie nöthigen soll zu schreiben, ehe sie denken können, daß man sie bey ihren Arbeiten in dem unmündigen Stolze, sich gedruckt zu sehen, bestärken soll. Muß alles so fort im Drucke erscheinen? Kann man unsre Schreibart nicht reif werden lassen; und kann man sich nicht üben, seine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen,

und

nd junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu
nachen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu
elcher mich die Liebe zur Wahrheit verleitet hat. Ver-
eben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen
abe, da ich von den Fehlern der Studierenden geredet.
Machen Sie den Wissenschaften, der Weisheit und Tu-
end, dem Geschmacke und Ihrem Namen dadurch Ehre,
aß Sie sich vor den Abweichungen hüten, von welchen
gesprochen habe. Berechtiget Sie Ihr Stand nicht,
r Ihr Glück zu studieren: so befreyt Sie doch Ihr
tand nicht von der Pflicht, durch Wissenschaft der
Welt ein Seegen, und Ihrem eignen Herzen ein Glück
werden. Ich weis es, Sie haben diese edlen Absich-
n. Und Sie, meine Herren, welche sich zu den Aem-
n der Schulen, der Academien, der Gerichte, der Kir-
vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmli-
n Eifer, in der gründlichen Erlernung der Sprachen,
Geschichte, der Philosophie, der Beredsamkeit und
esie, zum Besten der höhern Wissenschaften, durch
e Rede bestärkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr
ück, nicht für das Amt, sorgen Sie für die Verdienste
Amte, und für die Kunst, Ihre Geschicklichkeit an-
nden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und
e es die Welt nicht thun: so wird Sie Ihr Gewissen
hnen. Und was sage ich so wenig? Der wird Sie

belehnen, der unsre Absichten, unsre Aufrichtigkeit, unsern Fleiß, unsre Klugheit bey unsern Handlungen, und nicht bloß die Größe der Wirkungen ansieht. Von wem haben wir unsern Geist, der die Wissenschaften faßt? Sollten wir sie nicht zur Ehre des Vaters der Geister und der Menschen erlernen und anwenden? Und was ist die Ehre Gottes? Die Ausbreitung der Weisheit, der Tugend, der Glückseligkeit seiner vernünftigen Geschöpfe.

Von den

Annehmlichkeiten des Mißvergnügens.

An

W

men,
In s
Mißv
ten,
nach
gend
unsre
Art d
klage
ein tr
befre
daran
drüßl
des V
aus s
gnüg
von V
sen,
so we

. . . . . .

Von den nehmlichkeiten des Mißvergnügens.

Wir beschweren uns oft über einen gewissen Gemüthszustand, den wir das Mißvergnügen nen und thun doch nichts, uns desselben zu entledigen. hr vielen Fällen ist es Absicht. Wir dulden das vergnügen, weil wir ohne dasselbe unsre Leidenschaf- der unsre Pflichten aufgeben müßten, ja nach und verwandeln wir es zuweilen durch Kunst oder Tu- so gar in Anmuth, indem wir es zur Nahrung r edlen oder unedlen Begierden machen. Von dieser es Mißvergnügens rede ich eigentlich nicht. Nein, wir n oft über einen gewissen Unmuth, über Unruhen, über auriges und verdrüßliches Wesen, von dem wir uns en könnten, und unterhalten doch, ohne daß wir selbst denken, diesen Unmuth, diese Unruhen, dieses ver- ehe Gefühl so sorgfältig, als ob wir ein natürli- Verlangen darnach hätten. Sollte man nicht dar- ßließen können, daß wir entweder nicht stets ver- sey n mögen, oder daß wir in gewissen Regungen Mißvergnügen eine Art des Vergnügens finden müs- und zu gewissen Zeiten die Unruhe des Geistes eben hl lieben, als zu andern Zeiten die Ruhe desselben?

Denen, die das menschliche Herz nicht aus ihren eignen Empfindungen und aus der Erfahrung, sondern bloß nach gewissen Grundsätzen ihres Systems beurtheilen, muß diese Meynung wunderbar vorkommen. Was? Ein Mensch sollte in der Unlust seine Lust finden können, und mißvergnügt werden, um vergnügt zu seyn? Welcher Widerspruch! Andre werden nur schlechtrin die Erfahrung läugnen. Wenn, werden sie sagen, wenn fühlen wir wohl den Vorsatz, mißvergnügt zu seyn? Und wenn wir diesen nicht haben, was behauptet man für Erdichtungen? Wollen die Letztern bedenken, daß wir oft selbst nicht wissen, was in uns vorgeht, daß wir oft etwas wollen, ohne uns deutlich bewußt zu seyn, daß wirs wollen; und daß wir von der Gegenwart dieses oder jenes Verlangens oft durch nichts, als durch unsre Handlungen versichert werden können: so wird ihr Zweifel vielleicht bald gehoben seyn. Cleon ist voll Verdruß, weil ihn Dorant heute hat besuchen wollen, und doch nicht gekommen ist. Er schilt, und lärmt, und wollte viel verlieren, wenn er sich nicht so ärgern dürfte. Indessen kömmt ein guter Freund und versichert den Cleon aufrichtig, daß Dorant aus keiner andern Ursache ausgeblieben sey, als weil ihm befohlen worden, bey Hofe zu erscheinen. Wäre es dem Cleon ein Ernst, nicht länger verdrüßlich zu seyn: so müßte ihn diese Entschuldigung besänftigen. Allein er mag sie nicht einmal anhören. Er mag nicht wissen, warum Dorant nicht gekommen

kommen ist. Er will böse, er will verdrüßlich seyn. Er lärmt immer noch mehr in seinem Hause. Man schlägt ihm gewisse Vergnügungen und Zeitvertreibe vor, die ihm sonst angenehm sind; aber er verwirft sie alle, und bleibt bey seinem Unmuthe. Ich urtheile daraus, daß dem Cleon mit seinem Verdrusse gedienet sey, und daß er ihm lange nicht so beschwerlich fallen muß, als er vergiebt. Ich urtheile, daß er ihn heimlich verlangen muß; und seine Aufführung sagt mir viel gewisser, was itzt in ihm vorgeht, als es ihm sein Herz sagen kann. Wer einen sauern Wein vor sich stehen hat, und doch immer ein Glas nach dem andern hineintrinkt, ohne daß ihn iemand nöthiget, der wird mich umsonst zu bereden suchen, daß er diesen Wein ohne alles Vergnügen tränke. Er muß doch noch etwas angenehmes für ihn haben, es mag nun bestehn, worinnen es will. Warum setzt er denn nicht den Wein bey Seite; warum nimmt er nicht dafür ein andres Getränke? Sejus klagt, daß er diesen Abend nicht aufgeräumt sey, ohne zu wissen, warum? Seine Freunde wollen die dunkeln Wolken vertreiben, die sich in seiner Seele aufgethürmet haben. Er liebt Musik, Scherz und muntere Erzählungen. Man versucht alle diese Mittel, ihn zu beruhigen, und Sejus wird nur trauriger und mürrischer. Er nimmt es übel, daß man ihm sein Mißvergnügen rauben will. Muß er also diesen Abend nicht verdrüßlich seyn wollen? Und

würde er dieses wollen können, wenn sein Verdruß nicht etwas angenehmes für ihn hätte?

Aber wie kann uns denn ein Mißvergnügen ein Vergnügen geben? Kann denn unsre Seele, indem sie den Verdruß schmeckt, der eine widrige Empfindung ist, an dem Gefühle dieser widrigen Regung einen Wohlgefallen finden? Warum nicht? Unter gewissen Umständen scheint mir dieses sehr natürlich zu seyn. Mit allen unsern Empfindungen sind gewisse Vorstellungen verbunden, wir mögen uns ihrer nun allemal deutlich bewußt seyn, oder nicht. Sie erzeugen die Empfindungen, und die Empfindungen hinwieder erhalten und stärken sie zugleich. Es kann also kommen, daß uns gewisse unangenehme Regungen lieb werden, weil wir gewisse Vorstellungen gern haben wollen, welche ohne jene nicht gegenwärtig, oder nicht recht lebendig bleiben. Ich werde einige Stunden traurig, weil ich nicht habe, was ich wünsche, und was andre haben. Diese Traurigkeit ist eine unangenehme Empfindung, und eine Wirkung meines Gedankens, daß ich nicht glücklich bin. Gleichwohl widersetze ich mich ihr nicht, ob sie gleich unangenehm ist. Warum nicht? Sie belohnet mich für den Zutritt, den ich ihr zu meinem Herzen erlaube. Sie hilft mir auf die glückliche Vorstellung, daß ich ein weit besseres Schicksal verdiene, und eben so viel, oder noch weit mehr werth bin, als andre Leute. Sie unterhält meine

Eigen-

igenliche, und ich sehe mein trauriges Wesen, als einen
Beweis an, daß ich weit glücklicher seyn sollte, als ich
in, ob es gleich nur ein Beweis ist, daß ich nicht glück-
ch bin. Man kömmt und will mich in dieser Traurig-
it stören. Aber nein! Ich will nicht darinne gestört
yn. Ich fühle, daß, wenn ich sie verliere, auch die
Vorstellungen von meinen Verdiensten und andrer Leute
ren geringen Vorzügen etwas von ihrer Kraft verlie-
en. Daher lasse ich mir meine Traurigkeit nicht neh-
men, und fange an, sie zu lieben. Viele, welche so hef-
g auf das Mißvergnügen in der Welt zürnen, würden
st über Unglück klagen, wenn man die mißvergnügten
Stunden aus ihrem Leben herausnehmen könnte. Sie
würden sehen, daß man ihnen sehr viel angenehmes ent-
ogen hätte, indem man ihnen das Bittere entrissen.
Der Hunger ist an und für sich etwas beschwerliches;
ber er ist doch zu gleicher Zeit dasjenige, was uns die
Speisen schmackhaft macht. Und man würde es dem
enig Dank wissen, der uns außer den Stand setzte, den
unger jemals zu fühlen. Und wenn auch mit dem
Mißvergnügen keine Lust zugleich verbunden wäre: so
ann es doch vielleicht als eine scharfe Würze entweder
em vorhergegangnen oder dem folgenden Vergnügen
ne stärkere Annehmlichkeit ertheilen, und durch das
unkle Gefühl, daß es unsre Freuden versüße, beschützt
erden. Man gebe nur Acht, ob die Freude, welche
nf eine Unlust folgt, nicht empfindlicher ist, als die Freu-

de auf eine Reihe von Freuden. Als Menschen, wie wir itzt sind, und da es zur Natur der Freuden dieses Lebens gehört, daß wir ihrer zeitig satt werden, würden wir, deucht mich, in der Welt bald einschlafen, wenn wir gar kein Mißvergnügen hätten. Wir würden das Vergnügen auf keine Weise so lebhaft fühlen, weil wir es nie entbehrten. Wir würden uns der vergangnen Lust nie mit so vieler Annehmlichkeit erinnern, weil die Spuren des vorigen Vergnügens gleich durch die Ankunft eines neuen ausgelöschet würden. Wie viele Unlust entsteht nicht, daß ich nur ein Beyspiel anführe, aus der Gemüthsbewegung, welche wir die Furcht nennen! Aber wie matt würde der angenehme Trieb der Hoffnung in uns seyn, wenn er von gar keiner Furcht begleitet würde! Der wirkliche Genuß des Vergnügens würde uns nicht so erfreuen, wenn die Furcht, oder die vorhergegangne Vorstellung, wir würden dasselbe verlieren, unser Verlangen darnach nicht in eine starke Bewegung gesetzt hätte.

Will man das Mißvergnügen als eine Vermischung von Lust und Unlust ansehen, wo bald das eine das andre überwiegt, bald beides einander gleich ist: so darf man sich nicht wundern, warum wir zuweilen eine mißvergnügte Gemüthsbeschaffenheit nicht gegen eine vergnügte vertauschen mögen. Eine gemischte Empfindung hat, gegen eine einfache gehalten, etwas neues und etwas

sehr

sehr rührendes, weil eine Regung die andre durch ihren Widerstand erhöht; und darum gefällt sie uns. Finden wir nicht zuweilen mehr Geschmack an einer Mischung des Süßen und Sauern, als an dem Süßen allein? Eben so stelle ich mir auch vor, daß eine gemischte freudige und traurige Regung dem Herzen oft willkommner seyn kann, als eine freudige allein.

Ja ich sehe nicht, warum ein Mißvergnügen, als ein Mißvergnügen, nicht einige Zeit sollte angenehm seyn können. Ich will nicht sagen auf das erstemal, sondern wenn wir es verschiednemale empfunden haben. Das Bittere verursacht uns im Anfange einen widrigen Geschmack, und wenn wir es oft zu uns nehmen, so finden wir endlich etwas angenehmes darinne. Warum kann das bey dem Geschmacke der Seele nicht eben so wohl möglich seyn, was bey dem körperlichen Geschmacke wahr ist? Wer dieses läugnen will, der mag uns erklären, warum gewisse Leute so gern sich ereifern, so gern zanken, und zwar mit einer heftigen Erschütterung ihres Blutes und ihrer Lebensgeister. Im Anfange können sie schwerlich zum Vergnügen gezankt haben, weil der Zorn etwas sehr gewaltsames bey sich führet. Aber nach und nach sind sie dieser Gewalt gewohnet worden, und nun vergnügt sie das stürmische und tobende Wesen, weil es sich für ihre angenommene Beschaffenheit schickt, welche bey ihnen die Stelle der Natur vertritt.

Vielen

Vielen wird vielleicht das Mißvergnügen, wegen einer natürlichen Trägheit, zum Vergnügen. Ihr träges und schweres Blut kann die heftige Bewegung der Freude nicht wohl vertragen; daher ist ihnen ein gemischter Gemüthszustand von Lust und Unlust weit lieber. Sie können ganze Tage verdrüßlich, traurig und stumm seyn, ganze Stunden weinen und klagen. Sie hängen dem nach, was sie in ihrer Unlust unterhält, und fliehen alles, was zur Freude geschickt ist. Würden sie dieses wohl thun, wenn sie sich nicht bey ihrer Traurigkeit wohl befänden? Ihr Mißvergnügen ist das, was der Schlummer ist. Sie mögen nicht wachen, und sind doch zum Schlafen nicht müde genug. Sie sind mit dem Schlummer, mit der Hälfte von Ruhe und Unruhe, zufrieden. Klagen, Thränen, betrübte Minen und andre äußerliche Zeichen der Traurigkeit bedeuten bey ihnen das gar nicht, was sie bey andern zu erkennen geben. Sie klagen und weinen aus Wollust. Sie haben die Ruhe, den heitern Geist eines Fröhlichen nicht. Sie sind gegen diesen gehalten unruhig und traurig; und doch sind sie in ihrer Art so vergnügt, als jener. Sie haben den Zustand, den ihre Gemüthsart und Leibesbeschaffenheit ins besondre begehrt; und also können sie bey ihrer Unruhe immer ruhig seyn, und sich eine Gefälligkeit erweisen, indem sie weinen. Man stelle sich zween Leute vor, von denen der eine Wasser, der andre Wein trinkt. Dieser fühlt die

geisti-

geistigen Bewegungen seines erwärmenden Getränkes, und der Wassertrinker fühlt sie nicht. In so weit muß ihm etwas fehlen, was jenen zufrieden macht. Aber man setze dazu, daß der Wassertrinker kein Verlangen nach dem Weine, oder gar eine Abneigung vor demselben hat, wird er wohl nach seiner besondern Beschaffenheit ein Vergnügen entbehren? Wird er nicht in seiner Art so zufrieden bey seinem Wasser seyn, als jener bey seinem Weine ist? Auf eben diese Weise kann ein von Natur Schläfriger bey seinen schwermüthigen Stunden oft eben die Anmuth finden, die ein Munterer in freudigen Augenblicken antrifft.

Vielleicht bleiben viele darum zuweilen mißvergnügt, weil es ihnen Mühe kosten würde, sich vergnügt zu machen; und auf diese Art wird ihnen eine Unruhe lieb, weil ihnen die Ruhe Arbeit kostet. Sich aus einem Gemüthszustande in den entgegen gesetzten, aus dem Verdrusse so gleich in Freude zu setzen, kostet mehr, als ein bloßes Wollen. Lucia ist sehr unzufrieden, weil sie ihre Freundinn in einem neuen Putze gesehen hat, der ihr fehlt. Ihr Mann schickt gleich fort und läßt ihr denselben holen, ohne daß sie es weis. Lucia sieht den Putz an, und bleibt verdrüßlich. Es geht ihr wie denen, die plötzlich aus einem dunkeln Zimmer in das volle Licht kommen. Sie schlagen die Augen zu, ob sie gleich das Licht gern sehen möchten. Lucia fühlet einen Widerstand, daß sie auf einmal aufhören soll, verdrüßlich zu seyn,

und

und sie bleibt lieber ohne Mühe mürrisch, als daß sie dem Vergnügen Raum geben, und durch neue Vorstellungen die alten verdrängen sollte.

Mich deucht also, daß es für viele ein Verlust seyn würde, wenn nichts in der Welt wäre, das zum Mißvergnügen diente. Da sie nicht stets vergnügt seyn können, oder mögen: so sehe ich nicht, womit sie sich unterhalten wollten, wenn ihre Seele nicht durch Unlust in Bewegung gesetzt würde; denn ganz unthätig mag unsre Seele nie seyn *. Da endlich die meisten Arten von Mißvergnügen entweder zu einem Vergnügen werden, oder doch bey ihrer Bitterkeit noch mit einiger Anmuth vermischt sind, oder das darauf folgende Vergnügen desto schmackhafter machen, oder, in so weit sie die Seele anstrengen und erschüttern, sich doch für uns schicken, weil wir nach einer langen Unthätigkeit angestrengt seyn wollen, und den Eindruck des gewohnten Vergnügens nicht genug fühlen, um dadurch bewegt zu werden: so scheint es, daß wir selbst in dem Mißvergnügen eine Art von Wollust finden können. Deswegen wird es immer eine Thorheit bleiben, sich mit Fleiß dem Mißvergnügen zu überlassen; denn wie viele Dinge hören darum noch nicht auf, Thorheit zu seyn, weil sie uns natürlich und angenehm sind!

Wie

* S. den Abt du Bos, von der Nothwendigkeit, beschäftiget zu seyn, in s. Reflexions sur la Poesie & la Peinture, zu Anfange des ersten Theils.

Wie weit

sich der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit

und Poesie erstrecke.

Eine Rede,

ey dem Beschlusse der öffentlichen rhetori-
schen Vorlesungen gehalten.

Meine Herren,

Es ist nothwendig, sich zu überzeugen, wie weit der Nutzen der Regeln in der Beredsamkeit und Poe: sich erstrecke; man verfällt sonst gar zu leicht in eine ertriebne Hochachtung oder Geringschätzung der Re: ln, und schadet sich eben so leicht durch einen abergläu: schen Gebrauch derselben, als durch eine kühne Ver: htung.

Die Natur der Regeln und die Erfahrung sollen s ihre Bestimmung lehren. Ihre innerliche Beschaf: heit wird uns zeigen, daß sie zu wissen nöthig sind, ß wir ohne die Kenntniß derselben wenig, oder nichts richten können. Aber eben ihre Beschaffenheit und Erfahrung werden uns auch lehren, daß man die Re: n dieser beiden Künste wissen, und doch wenig Vor: il davon haben kann. Wenn man nicht Genie, nicht lehrsamkeit besitzt: so werden uns die Regeln in der arbeitung zu nichts helfen, als daß sie uns die kunst: ßige Einrichtung einer Rede, oder eines Gedichts, ent: fen und beurtheilen lehren. Haben wir Genie, so nen uns die Regeln viel nützen; aber sie können uns die Anwendung nicht lehren. Diese kömmt auf e Einsicht, auf unsern Geschmack an. Die Regeln nen selbst ein Genie noch immer fehl führen. Sie

sind

sind allgemein, sie sind nicht stets nothwendig, sie sind unvollkommen. Wie viel ist uns also bey der Arbeit selbst noch übrig gelassen, wenn wir auch die Regeln noch so gut wissen; und wie oft werden sie uns zweifelhaft, furchtsam, sklavisch machen können, wenn wir nicht einen Schutzgeist in unsrer eignen Einsicht, oder in den Beyspielen schöner Werke haben!

Gute Regeln sind Vorschriften der gesunden Vernunft, die sich auf die Natur der Sache und auf die Erfahrung gründen. Regeln der Poesie und Beredsamkeit sind Gesetze, welche durch die Absicht dieser Künste bestimmt werden. Man will nützen und vergnügen; man will unterrichten und überzeugen, gefallen und rühren. Man will Menschen unterrichten und vergnügen, welche eben die Natur haben, die uns gegeben ist. Unser Verstand, unser eignes Herz, wird uns also sagen, was wir thun sollen. Die Erfahrung wird es bestätigen, ob wir gute Mittel ausgesonnen haben; sie wird bald die Wahl der Mittel, bald ihre Anwendung billigen, verbessern, oder auch verwerfen. Unsre Empfindung wird uns lehren, wie die Gegenstände beschaffen seyn müssen, welche unsern Verstand aufklären, ihm gefallen, und unser Herz nöthigen sollen, Antheil daran zu nehmen. Sie wird uns lehren, wie diese Gegenstände von dem Verstande bearbeitet werden müssen, damit sie die Einsicht und Aufmerksamkeit befördern. Auf diese Weise kann man sich vor-

stellen,

lellen, wie die guten Werke der Beredsamkeit und Poesie her, als die Regeln, haben seyn können. Männer von iefer Einsicht und einem großen Geiste redten und schrieen, ohne die Regeln der Beredsamkeit zu kennen. Sie olgten den Eingebungen ihres Verstandes und der Empfindung. Sie redten glücklich. Ihre Exempel wurden zu Regeln. Männer von glücklichem Genie dichteten, um zu vergnügen und zu nützen. Sie folgten den Eingebungen ihres Genies, ihres Geschmacks. Sie erichten ihre Absicht; und ihre Exempel wurden zu Regeln.

Man kann also mit dem Quintilian sicher sagen, daß Werke der prosaischen und poetischen Beredsamkeit ter sind, als die Regeln dieser Künste; und daß sie, in ter Form betrachtet, nur Anleitungen sind, die man s den Meisterstücken gezogen hat. Aber man kann ch von einer andern Seite behaupten, daß die Regeln er sind, als die Meisterstücke. Sie waren in dem Geiste oßer Männer zugegen, ehe sie redten und dichteten; e würden wir sie sonst in ihren Arbeiten antreffen nen?

Aus dieser Erklärung der Regeln läßt sich ihr Werth en bestimmen. Sind sie nicht Vorschriften des Eisinns, sind sie Befehle der Vernunft und der Empdung, was werden wir denn ohne sie ausrichten kön? Wollen wir auf gut Glück in der Beredsamkeit

Poesie arbeiten? Wollen wir weder an eine Anlage, noch an ihre Ausführung, weder an die Erfindung, noch an die Ausbildung unsrer Gedanken denken? Das heißt, wollen wir Absichten ohne Mittel erreichen? Wollen wir, ohne die Gesetze der Ordnung, der Deutlichkeit, der Gründlichkeit zu beobachten, unterrichten und nützen; ohne Anmuth, ohne Schönheit gefallen; ohne Nachdruck, ohne Stärke, das Herz rühren und bewegen? Oder will man sich darauf verlassen, daß unser Verstand uns die Regeln bey unsern Arbeiten schon eingeben wird? Ja, die Regeln sind später, als die Werke selbst. Sie sind von den Alten gefunden worden; wir können sie auch finden. Aber sie sind nicht auf einmal, sie sind nicht von einem allein, sie sind durch eine lange Uebung, durch viel Erfahrung entdecket, bewähret und brauchbar gemacht worden. Was hofft ein Verächter aller Regeln, der nur seinem Genie folgen will? Hofft er nicht, daß ihm das allein glücken soll, was vielen nach und nach kaum geglückt ist? Besitzt er den großen Geist, den jene besaßen, welche durch ihre Exempel der Welt die Regeln in diesen Künsten entdeckten? Ist er in so glückliche Umstände gesetzt, wie jene, sein Genie zu versuchen, zu üben und zu bilden? Muß er nicht erst den Ausspruch der Welt, oder vielmehr der Klugen erwarten, ob seine Wege die richtigen, ob sie die besten sind? Gesetzt, man könnte ohne Wegweiser in ein entferntes Land gelangen, wird

man nicht sichrer, nicht geschwinder und gewisser die Straßen treffen, wenn man die Kenntnisse, die andre sich erworben haben, zu Hülfe nimmt? Es ist Stolz und Unwissenheit, sich keine Kenntniß der Regeln erwerben mögen. Es ist Undank, sich die Anmerkungen der geistreichsten Männer nicht zu Nutze machen wollen. Es ist Verwegenheit, sich auf sich selbst verlassen, und doch nicht läugnen können, daß die Natur in vielen Jahrhunderten nur wenige, nur etliche Geister hervorgebracht, die sie mit einer außerordentlichen und göttlichen Stärke des Verstandes, der Einsicht und des Geschmacks begabt hat? Es ist Thorheit, von andern gefundne Schätze nicht gebrauchen wollen, in der Hoffnung, daß man sie auch finden könne. Es ist Einfalt, sich kühn auf das Wasser begeben, und die Anweisung derjenigen, welche die Erfahrung die Vortheile des Schwimmens gelehret hat, deswegen nicht hören wollen, weil die ersten diese Vortheile auch ohne Anleitung, und auf ihre eigne Gefahr gefunden haben.

Die Regeln der Poesie und Beredsamkeit lehren uns, wie wir verfahren müssen, die Welt zu überreden, ihr zu gefallen, sie zu rühren. Sie lehren uns, wie vortreffliche Männer in solchen Umständen sich verhalten haben. Sie lehren uns, daß diese ihre Absicht dadurch erreicht haben; in so weit sind die Regeln nützlich, nothwendig. Sie sind das Echo unsrer eignen Vernunft

und die Stimmen der Natur; und sie nicht hören, heißt taub seyn.

Die Regeln der Poesie und Beredsamkeit lehren uns die Weisheit und Ordnung der Natur, ihre Vortrefflichkeit in der Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen, nachahmen. Sie lehren uns die Einheit in unsern Werken beobachten, damit das Auge des Verstandes sich nicht verirre. Sie lehren uns aus Theilen, die sich zusammenschicken, das Ganze erbauen, das die Absicht befiehlt und das Beyspiel der Natur billiget. Sie lehren uns die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit dieser Theile, dem Ekel vorzuwehren. Sie lehren uns die Ausbildung und Vollkommenheit dieser Theile, damit sie in das Auge des Verstandes genug eindringen. Sie lehren uns das Ebenmaaß und die Ordnung derselben, damit sie der Verstand bemerken, vergleichen, und stufenweise von dem einen zum andern fortgehen könne. Sie lehren uns, den Verstand anstrengen, ohne ihn zu ermüden, seine Wißbegierde nähren, ohne sie auf einmal zu sättigen. Sie lehren uns, durch die Einbildungskraft unsern Gedanken diejenigen Gestalten geben, in welchen sie sich dem Geiste der Leser und Zuhörer am geschwindesten und tiefsten eindrücken können. Sie lehren uns, was wir für Gegenstände wählen müssen, wenn wir gefallen und bewegen wollen, daß sie wichtig, neu, lehrreich, anziehend seyn, daß sie Wahrheit und Gründlichkeit in der Beredsamkeit, und Wahrscheinlichkeit und

Wunder-

Wunderbares in der Dichtkunst zur Seite haben müssen. Sie lehren uns, wie wir Schatten und Licht unter diese Gegenstände vertheilen, unsern Werken nicht zu viel Glanz geben sollen, damit sie nicht blenden; nicht zu wenig Licht, damit sie nicht unkenntlich werden. Sie lehren uns in den Schönheiten Maaß halten, damit wir nicht in Praleren und Ueppigkeit verfallen. Sie lehren uns den Reichthum der Gründe, Gedanken und Ausdrücke, damit wir nicht in Dürftigkeit und Armuth verfallen. Sie lehren uns die Genauigkeit und Feinheit, damit wir das Ueberflüßige, das Grobe, vermeiden. Sie lehren uns die Farben, die sich zu unsern Gegenständen schicken, die Schreibart, die unsrer Materie, dem Charakter der Werke, ins besondre anständig ist; den Ton, mit dem wir unsre Empfindungen angeben, und in andern erwecken sollen. Mit einem Worte, sie lehren uns die Fehler und Schönheiten des Ganzen, der Gedanken und der Schreibart kennen. Dieses thun die guten Regeln. Braucht man etwas weiter zum Ruhme ihres Nutzens, als daß man ihre Natur, ihre Eigenschaften erkläret? Es sind Anordnungen der Vernunft und Natur, und nicht eigensinnige, oder willkührliche Gesetze der Schullehrer. Die Kunst, mit Popen zu reden, ist die Natur, in eine Methode gebracht *.

* Those Rules of old discover'd, not devis'd,
Are Nature still, but Nature methodiz'd. *Critic.* v. 88.

Wie weit werden wir es mit unserm Genie bringen, wenn wir es nicht durch die Gewalt der Regel, wie ein muthiges Pferd, durch den Zügel lenken und regieren? Die Regel dient uns bey unsern Arbeiten zum Leitfaden; sie dient uns zur Prüfung, indem wir die Werke verfertigen; sie ist die Richterinn, nach deren Aussprüche wir von den vollendeten Arbeiten hier wegnehmen, dort sie ergänzen, verbessern, umarbeiten müssen. Die Regel, vom Geschmacke angewandt, ist die Critik. Man habe das fruchtbarste Genie, desto nöthiger wird ihm die Critik seyn; ie leichter eine große Fruchtbarkeit in einen üppigen Ueberfluß ausarten kann. Ein Weinstock, der stark treibt, muß am meisten geheftet und beschnitten werden, damit er die götliche Kraft des Weines nicht in müßigen Ranken, in unnützem Laube verschwende. Hat es den Oviden, den Senecas, den Lukanen am Genie, oder an der Regel; an der Fruchtbarkeit, oder an der weisen Mäßigung; am Witze, oder an der Kraft, ihn zu regieren, gefehlet? Wer weis nicht, daß der Ueberfluß ihr Fehler ist; und daß Werke der Beredsamkeit durch zu viel Witz verderben, wie die Körper durch zu viel Blut*? Man habe Fähigkeiten und kenne die Regeln nicht, oder setze sich kühn über sie hinweg; wohin wird man als ein Redner, als ein Poet gerathen? In das Reich der Riemer, der Lohensteine, und der Sänger der h. Magdalene.

Die

* For works may have more wit than does 'em good,
As bodies perish thro' excess of blood. *Critic.* v. 303.

Die Regeln nützen nicht allein denen, die arbeiten
en; sie sind auch denen unentbehrlich, welche die
rke der Andern lesen, und beurtheilen wollen. Wir
den ohne den Beystand der Regeln und der Critik
send Fehler nicht sehen, oder Fehler selbst für Schön-
en halten. Wir werden uns viele Schönheiten un-
ossen entwischen lassen, oder nicht alles, was an einer
ache schön ist, genug sehen, genug empfinden. Wir
rden vieles als schön empfinden, und es nicht genug
ätzen, weil wir die Ursache der Schönheit, die ange-
achte Regel, die Feinheit, mit der sie angewandt ist,
Wege der Kunst, nicht genug einsehen. Es ist wahr,
giebt Schönheiten in den Werken des Geschmacks,
e sich von allen empfinden lassen. Man liest sie, man
ört sie; sie nehmen ein, sie entzücken uns, ohne daß wir
ie Ursachen wissen. Aber es giebt sanftere Annehmlich-
eiten, welche Aufmerksamkeit und Kenntniß der Regeln
oraussetzen. Und wie es überhaupt leichter ist, die
Fehler einer schlechten Schrift zu bemerken, als die Schön-
heiten einer guten: so muß derjenige, welcher keine Re-
geln, oder sie unrichtig versteht, den größten Vortheil
des Lesens entbehren, den Vortheil, das Schöne gefühlt
und gesehen, geprüft und im Lesen in seinen eignen Geist
eingedrückt zu haben. Er wird also seinen Geschmack
durch das Lesen, oder durch die Vorstellung schöner
Stücke wenig verbessern. Er wird tollkühn urtheilen,
und oft dem Mittelmäßigen den Beyfall, dem Vortreff-

lichen den Tadel zuerkennen. Er wird zwischen den Mosheimen und Cobern keinen Unterschied merken, den Oedipus eines Seneca mit eben der Entzückung als den Oedipus des Sophokles lesen. Er wird bey einem Xenophon, Cicero, Livius gähnen, den la Motte einem la Fontaine vorziehen, den Misanthrop des Moliere für traurig, und die Athalia eines Racine für mittelmäßig erklären, die Clarissa aus der Hand legen, bloß, weil sie der Mariane nicht gleicht.

Dieses sind die Vortheile der Regeln, die derjenige entbehren muß, der sie nicht kennet, oder sie verachtet. Allein so wahr und groß diese Vortheile sind: so sind sie es doch nur unter einer gewissen Bedingung. Die Regeln können uns weder das Vermögen, noch die Klugheit ertheilen, sie zu gebrauchen. Beides setzen sie voraus. Traurige Einschränkung! welche die am meisten angeht, die selbst in der Beredsamkeit und Poesie arbeiten wollen; und welche von ihnen am meisten bestärket wird.

Die Regeln geben uns das Vermögen der Beredsamkeit und Poesie nicht; sie sagen nur, wie wirs anwenden sollen. Wie viel Demosthenes und Cicerone, wie viel Xenophonte und Livios, wie viel Homere und Virgile müßten wir haben, wenn die Regeln Redner und Poeten zeugten? Ist es denn etwan so schwer, sich die guten Regeln bekannt zu machen? Ich glaube, wer in der Beredsamkeit die Vorschriften des Aristoteles, des

Cicero,

:ero, des Quintilian, des Longin gelesen, der kennet
Vortrefflichste in dieser Art. Gehört dazu mehr,
etwas Fleiß und Aufmerksamkeit? Ich glaube, wer
Poetik des Aristoteles, des Horaz Schreiben an die
sonen, und etliche andre seiner Briefe, sorgfältig ge-
en hat, der weis die vorzüglichsten Regeln der Poesie.
hört dazu so viel Zeit, so viel Fleiß? Und gesetzt, diese
weisungen wären für unsre Zeiten nicht allemal helle
ung; haben wir nicht Scaligere, Rapine, Daciere,
rnellien, die sie aufklären? Können wir diese nicht
zen? Gesetzt, die Regeln der Alten wären nicht voll-
ndig; gesetzt, Horazens Poetik wäre nicht das Zeich-
ngsbuch der Poeten allein; wie bald kann man nicht
en Vida, einen Boileau, einen Pope, einen Saint-
ard von eben dieser Kunst lesen! Wer fragt diese al-
und neuen Orakel nicht um Rath? Und wo sind
an die vielen großen Redner und Poeten? Wie viele
nen die besten Regeln auswendig! Und wo sind denn
schönen und vortrefflichen Schriften der Beredsam-
t und Poesie? Wurden in Rom die Regeln der Be-
samkeit allein vom Crassus, Cicero, Hortensius und
sar verstanden? Wenn die Regeln beredt machten,
t Tullius, (und wer kannte den Werth derselben bes-
, als er?) wenn die Regeln beredt machten, wer wär-
nicht beredt seyn? *)

Man

* Quae (ars) si eloquentes facere possit, quis esset non eloquens? de *Orat.* II. 57.

Man kann die Regeln wissen, man kann sie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und man kann ohne Genie doch nicht weiter als zum Mittelmäßigen durch sie gelangen.

So irrig und schädlich der Gedanke ist: wenn ich weis, wie eine Sache gemacht werden muß, so kann ich sie selbst machen: so muß er doch zu allen Zeiten seine Freunde und Verehrer gefunden haben. Woher sind die elenden und mittelmäßigen Werke so vieler Scribenten entstanden, wenn sie nicht durch dieses Vorurtheil gebohren worden? Wissen, wie ich den Bogen halten, wie ich mit dem Auge das Ziel suchen und fassen muß, wenn ichs treffen will; dieses ist eine nothwendige Regel. Ich weis sie, ich übe sie aus. Allein ich habe keine Kraft, keine Festigkeit in den Nerven, mein Auge trägt nicht weit genug, ich rücke und verfehle das Ziel bey aller meiner Regel. Dieses ist das Schicksal derer, die, ohne Genie, bloß unter der Anführung der Regeln sich in das Feld des Witzes und des Geschmacks gewagt haben.

Schmeichle dich in dem Eingange der Rede bey deinen Zuhörern ein; bereite sie zur Aufmerksamkeit; gieb ihnen das Licht, das zur Einsicht in das Folgende nöthig ist. Vortreffliche Regeln! Wodurch erhalte ich dieses? Die Mittel liegen in der Materie, die du wählest, in dir und deinen Zuhörern. Wähle etwas wichtiges, nützliches, neues. Zeige deine Wahl im Eingange von dieser Seite; und du

wirst

den Zuhörer aufmerksam machen. Weise Vorschrif-
Zeige den Zuhörern deine Rechtschaffenheit, deinen
für die Wahrheit, deine Bescheidenheit und deine
ht; und sie werden dir gewogen werden. Zeige ih-
as, worauf es am meisten bey der Sache ankömmt,
u wirst sie vorbereiten, daß sie dieselbe desto gewisser
en.

Ich übe diese Regeln bey einer Rede aus. Mein Ein-
schickt sich zur Sache. Sein Inhalt hängt genau mit
Materie der Rede zusammen. Dank sey es der Regel!
der Inhalt meines Eingangs ist mager, ist auge-
; ich konnte ihn nicht schön denken, ich sah nicht, was
Vorzüglichste, das Beste an ihm war; die Armuth,
Mattigkeit meines Geistes ward ihm eingedrückt. Ich
ke die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer durch die
tigkeit meiner Materie, und werde ein regelmäßiger
er. Mir kömmt die Sache wichtig, oder neu vor, und
es doch andern nicht. Ich verblendeter und sklavi-
Anbeter der Regel! Ich suche die Gewogenheit
er Zuhörer, und ich werde ein kriechender Schmeichler;
ige ihnen mein unedles Herz zu eben der Zeit, da ich
einen guten Begriff von meinem Herzen machen will;
e geringe Einsicht zu eben der Zeit, da mir die Regel
l, ein Vertrauen bey andern gegen mich zu erwecken.

Die Beweise und ihre Ausführung sind die Seele der
. Die Regel lehrt mich überhaupt, wo ich sie fin-
den,

den, daß ich die besten wählen, daß ich sie aus einander setzen, sie deutlich und helle, sie lebhaft und nachdrücklich machen soll.

Ich suche die Quellen der Gründe auf; ich glaube die besten gefunden zu haben; ich will sie durch neue Gründe, durch Ursachen, mit denen sie zusammenhängen, verstärken; ich will das zeigen, was in diesen Sätzen verschlossen ist; ich öffne sie, und stelle ihre Theile aus einander; mein Beweis wird ein regelmäßiger Beweis, meine Rede wird ein zusammengefügtes Ganzes; alle Glieder sind verbunden, und stehen an ihrer Stelle. Nur eins fehlt diesem Körper; er hat keine Seele; er ist starr; er ist nach allgemeinen Regeln ohne Fehler, bis auf den Fehler, daß er nicht einnimmt, nicht entzückt. Die Rede beweist, und man fühlt doch keine Kraft davon in seinem Verstande; man sieht nur die Figur des Beweises. Die Hauptsätze sind aufgeklärt worden, und das Licht in der Sache ist dadurch nicht gewachsen. Die Rede ist deutlich; aber sie ist auch matt. Die Sachen sind wahr; aber sie sind zu wahr, als daß sie mühselig hätten sollen erwiesen werden. Meine Rede ist vielleicht gründlich; aber sie hat nicht das Licht der allgemeinen Deutlichkeit, nicht das Verdienst der Anmuth. Sie ermüdet, indem sie lehret; und weil sie nicht gefällt, lehrt sie auch nicht genug. Die Sachen sind schön, die Einrichtug hat Ordnung; aber Cicero oder Saurin hätte sie ausführen sollen.

Was

Was hilft mir die Regel, die mich lehrt, wie ich edel, groß, erhaben, pathetisch denken soll, die mir die Eigenschaften dieser Schreibarten erkläret; wenn ich die natürliche Stärke des Verstandes und Herzens nicht habe? Ich will noch mehr sagen, was nützen die besten Beyspiele in diesen Gattungen der Beredsamkeit, wenn sie derjenige nachahmet, der keine Lebhaftigkeit des Geistes besitzt, der nichts von der edlen Kühnheit, nichts von dem Feuer empfindet, womit man denken muß, wenn man nicht gemein denken will; der das edle, das erhabne Herz, den Gott der Beredsamkeit, nicht in sich fühlt? Er zwinge sich nur, das Hohe nachzuahmen; er wird es verfehlen, er wird in das Schwülstige und Abentheuerliche gerathen. Er wird große, prächtige Worte wählen, und der Gedanke wird klein und unedel seyn. Er wird lebhaft seyn wollen, er wird Figuren und Metaphern häufen; und diese werden gezwungen, gesucht, verlegen, oder immer einförmig seyn. Er wird pathetisch seyn, er wird die Herzen bestürmen wollen; und ohne Empfindung wird er die frostigsten Ausrufungen mit ohnmächtigen Fragen abwechseln, und seine Zuhörer ein blindes Feldgeschrey hören lassen.

Gilt dieses von der Beredsamkeit, so gilt es noch weit mehr von der Dichtkunst. Man kann ihre Hauptregeln wissen und ausüben, und dennoch das elendeste Werk hervorbringen. Wie glücklich wären wir, wenn wir hiervon weniger Zeugen aufzustellen hätten; wenn es nicht so wahr wäre, daß die erste Regel in der Poesie diese sey: Man muß Genie haben! Der Abt von Aubignac hatte die be-

sten

sten Regeln des Theaters aus den Alten gesammelt, und sich den Beyfall der Kenner dadurch erworben. Er schrieb eine Tragödie, schrieb sie nach den Regeln, und es ward ein elendes Werk. Ja, ihr Regeln, vom Genie verlassen, euch hat das Theater die gesetzmäßigen Trauerspiele und Lustspiele zu danken, in welchen die Handlung einfach, in welchen die Einheit der Zeit und des Orts sorgfältig beobachtet, in welchen die Fabel in fünf Aufzüge meisterlich eingetheilet, in welchen iede Scene mit der andern verbunden, in welchen die Wahrscheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Personen sich immer gleich, und doch alles leer, und ohne Leben ist. Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der schöpfrische Geist gemangelt, eine große sonderbare, anziehende Handlung, heroische Charaktere, starke Leidenschaften, Reden, die der Würde der Personen, der Sache, der Poesie gemäß waren, zu bilden? Ihr mordet und tödtet auf dem Theater; und wir nehmen keinen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen; und wir werden doch nicht begierig den Ausgang zu wissen. Was sollen eure Auflösungen? Sie überraschen, sie bestürzen uns nicht. Sollen wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; sie reden, wie sie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; sie schreyen, sie declamiren. Wir wollen die Natur der Menschen, aber nicht die alltägliche, wir wollen die verschönerte Natur sehen und hören. Wir wollen bewegt, und der gewöhnli-

nlichen Ruhe entrissen seyn; wir wollen hoffen und
hten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir
len Thränen vergießen; und ihr laßt uns in euren Tra-
ien lachen, oder einschlafen? Ihr zeigt uns Personen,
wir nicht lieben und hochachten können; und wir sollen
hren Schicksalen Antheil nehmen? Ihr zeigt uns böse
araktere, und macht sie so abscheulich, daß wir sie nicht
n mögen? Ihr kennt das menschliche Herz nicht. Alle
e Regeln sind die Schönheit des Theaters nicht. Habt
nie und Geschmack, habt einen großen Geist, einnehmens
handlungen und Charaktere zu schaffen, und auszufüh-
; alsdenn schreibt nach Regeln; alsdenn vermehrt di
ahl der glücklichen theatralischen Dichter.

Unglücklicher Gedanke, wer nach Regeln schreibt, der
in Poet! Helfen sie doch den Autoren dieses Vorurthei
ehmen, meine Herren, Sie werden sich sehr um den gu
Geschmack und um die Ehre Ihres Vaterlands vere
at machen. Es werden sich alsdenn weniger Poeten
die Bahn des Heldengedichtes, welche durch große
nies bey uns geöffnet worden, unrühmlich wagen. Un-
chtbares Griechenland und Latien! Ihr hattet nur ei
Homer, nur einen Virgil. Aber Deutschland, unser
terland, zählt in einem Jahrhunderte so viele Homere,
iele Virgile. Italien kennt nur einen Tasso, und lebt
nicht stets. England triumphiret nur mit einem Mil-
; und bewundert ihn nicht immer; hat nach dem Mil-
nur einen vortrefflichen Glover! Aber wir — o wie
cklich sind wir!

Hat la Motte etwan die Regeln der Fabel nicht verstanden? Aber warum sind seine Fabeln so wenig anziehend? Warum ist er kein la Fontaine? Weil uns die Regel das Dialogische, das Anmuthige, das Naive, das Feine nicht geben kann. Warum behält Frankreich den einen auswendig, und den andern nicht? Weil la Fontaine Natur, und la Motte nur Kunst ist; weil man die Kunst ausüben kann, ohne zu gefallen.

Auch wenn wir Genie haben, ist der Nutzen der Regeln noch sehr eingeschränkt. Sie sind allgemein und unvollkommen. Sie lehren uns zwar, was wir überhaupt thun sollen; aber nicht wie viel, und wie wenig in iedem Falle. Der Gebrauch wird durch unsre Einsicht, durch unsern Geschmack, bestimmt.

Nehmen Sie nur etliche der allgemeinen Regeln. Nicht ide Rede braucht einen Eingang. Wer sagt mir, ob diese, ob jene einen verlangt? Mein Genie zeigt mir mehr als einen. Wer sagt mir, welches der beste ist? Was heißen die Regeln: man richte sich' nach den Umständen der Zeit, des Orts, der Personen; man rede seiner Materie gemäß? Ich thue es, ich setze mich in alle die Umstände. Die Sachen und Gedanken entstehen durch die aufmerksame Betrachtung meines Gegenstandes; aber wer entdeckt mir, ob meine Gedanken gut sind? Wie soll ich die rechte Wahl treffen? Die Sprache entsteht mit meinen Gedanken; ich will natürlich und leicht, ich will lebhaft, ich will nachdrücklich sprechen. Wer sagt mir, ob ichs an dieser Stelle gethan habe? Ich erkläre; sollte meine Er-

klärung

klärung auch etwan zu tiefsinnig, zu mühsam seyn? Sollte ich jenes nicht auch erklären müssen? Ich beweise; meine Gründe sind gut. Ich will sie ausbilden. Mein Verstand giebt mir gewisse Sätze, meine Belesenheit giebt mir Beyspiele, mein Witz Vergleichungen an die Hand. Wie werde ich alles dieses ungezwungen zusammen fügen? Vielleicht sollte ich diesen Beweisgrund nur zeigen. Er hat wohl Kraft genug, ohne Erweiterung; vielleicht schwächt ihn die Erweiterung. Wer sagt mir dieses? Ist mein Beweis an diesem Orte nicht nur strenge, sondern auch helle genug; oder gleicht er den alten Waffen, die zwar fest aber auch voll Rost sind? Dieser Beweis ist an und für sich gut; aber ist er hier in dieser Form nöthig? Ich will die Affecten bewegen. Sind meine Leser, meine Zuhörer auch genug vorbereitet? Muß ichs nur gegen das Ende der Rede thun? War in der Mitte nicht auch eine beqveme Gelegenheit? Verträgt mein Inhalt die Leidenschaften?

Man nehme die Regel: Was zu viel ist, ist eben sowohl ein Fehler, als was zu wenig ist. Ich habe ein fruchtbares Genie. Und wie? Habe ich auch in meinem Eingange zu viel gesagt? Habe ich die Bescheidenheit übertrieben; oder habe ich meinem Charakter und dem Charakter der Personen gemäß geredet? Habe ich die Aufmerksamkeit ersiegt, oder erbettelt? Habe ich zu stolz von mir gesprochen, oder zu demüthig? Ich erzähle, ich erkläre. Wie, bin ich hier auch zu weitläuftig, dort zu kurz? Ich will meinen Gegenstand sichtbar machen. War dieß die beste Art?

Habe ich die vorzüglichsten Theile gewählt, oder habe ich durch zu viele Theile das Ganze dem Auge verdunkelt? Ist zu viel Schimmer, etwan gar zu viel Licht in jener Gedanke? Soll ich mich bey dieser Stelle länger aufhalten, oder soll ich forteilen? Und wie soll ich geschickt zu dem Folgenden übergehen? Ist hier etwan zu viel Schmuck, und dort zu wenig? Uebertreibe ich auch das Pathetische? Ist dieß die rechte Schreibart, die sich für meine Materie schickt? An jenem Orte durfte ich nur deutlich seyn; aber werde ich hier nicht zu lebhaft? Verschwende ich die Figuren? Verlangt die Sache nicht einen gelindern Ton? Wähle ich die Sprache zu wenig, oder zu sehr? Bin ich richtig und genau in meinem Ausdrucke, ohne karg und dürftig zu seyn? Bin ich lebhaft und prächtig, ohne üppig und pralerisch zu seyn? Gewinnt das, was ich zum Vergnügen anbringe, die Gestalt des Nutzens in meiner Rede, und befördert es den Nutzen; oder ist es nur ein Ueberfluß meines Witzes, der von meiner Eitelkeit und nicht von der Sache erzeugt wird? Bin ich mannigfaltig genug in der Einrichtung und Ausführung, in der Stellung meiner Beweise und Gedanken? Ist mein Ausdruck zu einfarbig, oder ist er zu bunt? Soll ich diesen Gedanken schonen, ihn nur halb, oder ganz sehen lassen? Ist er nicht in dieser Gestalt zu nachläßig, und in jener zu geputzt? Ist dieser Period, dieser Wohlklang, nicht zu künstlich? Ist in meiner ganzen Rede, oder in meinem Gedichte die Genauigkeit mit der Ungezwungenheit verbunden? Scheint es, als ob ich nichts anders, und doch auch nichts bessers, als ob ichs auf keine andre Art, in keinem an-

dern

ern Zusammenhange, mit keiner andern Sprache, hätte sa-
gen sollen; oder merkt man die Kunst auf Kosten des Na-
türlichen, an diesem oder jenem Orte? Wer löst mir alle
diese Fragen auf? Vermögen das die Regeln? Muß nicht
meine Materie die Regeln erst rechtfertigen? Wer sagt mir
dieses? Wer bewahrt mich vor den Abweichungen auf diese
oder jene Seite? Wer warnet mich, daß mich die Regeln
nicht zu Fehltritten verleiten? Der Geschmack, eine richti-
ge, geschwinde Empfindung, vom Verstande gebildet.
Dieser Geschmack begleitet den Redner durch die verschied-
en Scenen der Beredsamkeit. Er warnet ihn, nicht zu
viel zu wagen. Er ermuntert ihn, sich zu rechter Zeit zu
erheben. Er lehrt ihn die große Kunst der Schreibart,
die Kunst, zu rechter Zeit aufzuhören. Haben wir diese
Empfindung nicht, haben wir sie nicht durch Uebung ge-
stärkt, nicht durch das Lesen und die Betrachtung vortreff-
licher Beyspiele geschärft: so können wir bey unsern Re-
geln und bey unserm Genie in die größten Fehler verfallen.
Man muß als Redner und Poet Verstand und Einbil-
dungskraft haben; eins braucht des andern Hülfe, wie
Mann und Weib, sagt Pope. Aber wie oft sind Verstand
und Einbildungskraft, gleich ihnen, mit einander im Strei-
te*! Wer vereiniget sie? Der Geschmack, die Einsicht
des Scribenten, und nicht die Regeln; und noch weit mehr
die Beyspiele, als die Regeln.

Darf ich alles dieses mit dem Ausspruche eines der
größten Kenner und Lehrer der Beredsamkeit beweisen?

* — wit and judgment often are at strife,
Tho' meant each others aid, like man and wife. *Crit.* v. 82.

Nicht alles, sagt Quintilian *, was die Kunst ausrichtet, kann gelehret werden. Der Arzt wird seine Schüler zwar unterrichten, was man bey einer ieden Gattung der Krankheit zu thun hat; worauf man sehen muß, an was für Kennzeichen man sie bemerken kann. Aber die Geschicklichkeit, die Schläge des Pulses, die Grade der Hitze, den Gang des Athems, die Aendrung der Farben und der Mine, die bey iedem verschieden sind, zu bemerken, dieses wird das Genie lehren. Daher laßt uns den meisten Rath bey uns selbst suchen, und uns erwägen, daß die Menschen die Kunst eher erfunden und ausgeübt, als gelehret haben.

Die besten Regeln in der Poesie sind allgemeine Lehren. Sie reichen nicht bis an die besondern und einzelnen Fälle, die dem Genie in der Arbeit aufstoßen. Ich weis, um nur eine Erläuterung zu geben, was in dieser Gattung der Gedichte überhaupt gut ist; aber ein Umstand bey meiner Materie macht mich ungewiß, wie ich itzt ins besondere verfahren, wie ich ihn mit der Regel vereinigen soll. Wer soll den Ausspruch thun? Ich. Wer giebt mir die Klugheit, das Allgemeine der Regel zu bestimmen? Ich muß sie durch eine sorgfältige Betrachtung von meinem eignen

* *Institut. Orator.* L. VII. c. 1. Tradi enim omnia, quae ars efficit, non possunt. — Quaedam vero non docentium sunt, sed discentium. Nam et medicus, quid in quoque valetudinis genere faciendum sit, quid quibus signis providendum, docebit. Vim sentiendi pulsus venarum, caloris motus, spiritus meatum, coloris distantiam, quae sua cuiusque sunt, ingenium dabit. Quare plurima petamus a nobis et cum cautis deliberemus, cogitemusque, homines ante invenisse artem quam docuisse.

nen Gegenstande erlernen. Ich muß das, was bey die= Gelegenheit schön, oder minder schön, oder fehlerhaft ist, pfinden. Daraus muß ich den Sinn der Regel ein= ränken und die Schritte abmessen, die ich hier thun soll. ie Regeln der Poesie gleichen einer allgemeinen Karte ei= s Landes. Diese zeigt mir seine Grenzen, die vornehm= n Plätze, Flüsse und Straßen. Ich reise nach ihrer weisstig von dem einen Orte zum andern. Ich kenne Hauptstraße; aber ich treffe Nebenwege auf meiner ise an. Ich frage die Karte; sie sagt mir nichts. Hier Wald, dort eine sandigte Einöde! Wie werde ich den g finden? Hier ein Morast! Ich muß ausweichen. kann mich verirren. Hier ist ein Bach angelaufen; st gefährlich, ich muß den Weg ändern. Wer giebt in diesen Fällen das Licht, die Entschließung, den th, den ich nöthig habe? Die Karte?

Jedes Werk in der Poesie verlangt seine eignen Re= . Ich habe eine Comödie verfertiget; sie gefiel. e Einrichtung, ihre Verwickelung, ihre Auflösung wa= schön und ihre Charactere trefflich. Ich entwerfe eine re. Meine Handlung verträgt die vorige Einrich= g nicht. Ich muß einen andern Weg gehen. Werde n glücklich treffen; und wie? Jenesmal zeichnete ich Gemälde des Geizigen. Ich setzte ihn in die vortheil= ften Umstände. Jtzt will ich den Schwätzer schil= . Mein Gegenstand ist anders; ich muß andre Um= de wählen; ich muß sie wahrscheinlich machen. Wel=

ches

ches wird die beste Einrichtung seyn? Mein Inhalt ist anders beschaffen; ich muß einen andern Ton wählen; und welchen? Ist dieses in den Arbeiten Einer Art wahr; wie vielmehr wird es in den verschiednen Gattungen der Gedichte wahr seyn? Dort war ich comisch; hier soll ich tragisch reden. Dort foderte meine Erfindung Ernst und Nachdruck; hier verlangt sie Scherz und Munterkeit. Dort erhob ich mich zu dem majestätischen Tone einer Heldenode; itzt soll ich in der einfältigen Sprache eines zärtlichen Schäfers reden. Damals lachte ich in einem scherzhaften Liede; itzt will ich die Unruhen der Liebe in der Elegie sprechen lassen.

Die Regeln lassen uns aber nicht nur in der Ungewißheit, sie können uns auch an dem Orte, wo wir ihnen mit Recht folgen, zu Fehlern verleiten. Die Bemühung, sie anzubringen, kann sehr oft eine Ursache desjenigen Fehlers werden, welchen wir das Aengstliche in der Schreibart nennen. Wir dachten zu sehr an die Regel und diese Anstrengung, diese Mühe, prägt sich unvermerkt den Arbeiten selbst mit ein. Sie haben, wenn ich so reden darf, zwar die Schönheit der Farbe und die Stärke, die aus gesundem Blute und aus guten Säften entsteht; aber die Mine ist nicht frey, nicht gefallend genug; sie hat etwas Schüchternes. Die Stellung einer Bildsäule kann regelmäßig und doch ohne Leben seyn. Noch mehr. Mitten in der Arbeit können die Regeln, die wir zu sehr vor Augen haben, das Genie zurückhalten. Das edle Feuer des Geistes, das

n dieser oder jener Stelle nöthig war, verfliegt, indem wir
ie Regel um Rath fragen. Wir halten den Geist in sei-
er Kühnheit auf, weil wir unvorsichtig den Zügel rücken.
Wir sollten itzt von unserm Gegenstande allein erfüllt seyn,
n allein denken und empfinden; wir sollten uns verges-
n; und seht, die Furcht, einen Fehler zu begehen, die Be-
ierde, der Regel zu folgen, stört uns in der glücklichsten
Verwegenheit. Die schönen Vorstellungen, die wieder
eue gezeugt hätten, mußten einige Zeit unterbrochen wer-
en, bis wir berathschlaget hatten. Wir sind nunmehr ei-
g; aber wir sind auch darüber matt worden. Die vori-
en Gedanken haben sich verloren; wir suchen sie vergebens
ieder, und setzen an ihre Stelle die Frucht des Fleißes und
r Kunst, da jene das Werk des Genies und der Natur ge-
esen seyn würden. Um gar nicht zu fehlen, verfallen wir
den Fehler, niemals bis zur Bewunderung schön zu seyn.
nd wie oft erfahren nicht diejenigen, die arbeiten, daß in
n Werken des Geschmacks das Schönste, nämlich das
atürliche der Gedanken und der Sprache, ohne ihr Su-
en, komme, und daß die Regel das Wenigste dazu beyge-
agen habe! Es giebt tausend Schönheiten eines Werks,
e durch keine Regeln erkläret, oder gelehret werden kön-
n, und für die wir keine Namen wissen. Unser Genie
ugt diese Kinder der Anmuth; aber die Kunst, gleich einer
rannischen Mutter, erstickt sie nicht selten in der Geburt,
il sie ihnen keinen ehrlichen Namen nach den Regeln zu
ben weis. Eben dieses wiederfährt uns auch bey der Be-
theilung fremder Werke der poetischen oder prosaischen
eredsamkeit, wenn wir uns den Regeln zu sehr ergeben.
ir verwerfen oft eine Schönheit, weil wir die gemeinen
egeln nicht beobachtet finden; und halten etwas schlech-
e für schön, weil die Regel äusserlich beobachtet ist. Wie
e haben nicht die Regeln unglückliche Kunstrichter ge-

 macht!

macht! Der Autor schrieb und drückte das Bild von dem idealischen Schönen, das sein hoher Geist ihm entworfen hatte, aus. Der Kunstrichter, der in seinem eingeschränkten Verstande das Original nicht antrifft, nach welchem dieses Gemälde entworfen ist, schilt es unnatürlich, behauptet, daß es wider die Regeln sündiget, und sieht, aus blindem Gehorsam gegen die Regel, die Erweiterung der Grenzen in dem Gebiete des Schönen als eine Verheerung an. Er legt seine poetischen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meisterstücks zum Grunde, und wo er diese nicht getreu beobachtet findet, glaubt er sich im Gewissen verbunden, einen großen Geist für einen Pfuscher zu halten, um nicht selbst diesen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle diese Betrachtungen sollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen müssen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten; es ist also nothwendig, daß man sich dieselben bekannt mache. Man kann sie wissen, und doch nicht im Stande seyn, sie auszuüben; man muß sie also anwenden, und ihre geheime Kraft zuerst an den Versuchen der Meister, an schönen Beyspielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorschriften seine Gedanken entwerfen, und sich eine Fertigkeit zu erwerben suchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weis, daß man ihn in diesem, oder jenem Falle thut. Aber man kann die Regeln wissen, man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man sie in der Form auszuüben weis; und man kann immer noch mittelmäßig schreiben, und elend urtheilen, wenn man von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieses muß uns bey unsern Unternehmungen behutsam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unsern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können

uns

uns betrügen, und die Wissenschaft der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln noch übel anbringen. Wir müssen also durch gute Beyspiele, durch vernünftige Critiken, die Geschicklichkeit, sie anzuwenden, in uns verstärken, und unsre Ausarbeitungen den Verständigern zeigen. Ihre Anmerkungen müssen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Critiken, durch das Lesen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der Wissenschaften, unser Verstand genug Stärke und Licht erhält.

So gewiß es ist, daß die Regeln uns nicht das Vortreffliche in der Beredsamkeit geben, so können sie uns doch das Erträgliche gewähren; und da wir so viel geistliche Redner nöthig haben, so müssen wir auch mit solchen zufrieden seyn, die keine Saurine, keine Mosheime sind; denn die Natur bringt nur wenig große Geister hervor. Aber wir müssen auch alle den Fleiß anwenden, wodurch wir unsre Art zu denken deutlich, ordentlich und gründlich, das heißt, nützlich machen können. Je mittelmäßiger die Gaben sind, die wir zu einem Redner besitzen, desto mehr müssen wir das vermeiden, was sie unerträglich machen kann, den Mangel der Verbesserung.

Mit denen, die Poeten werden wollen, muß man grausamer umgehen. Die Welt kann die Poeten entbehren, und mittelmäßige braucht sie gar nicht *. Junge Dichter ohne Genie muß man zurückhalten. Es ist die größte Wohlthat für sie, wenn man sie nöthiget, auf einer andern Seite ihren Fleiß rühmlich anzuwenden, mit dem sie sich hier lächerlich machen würden. Ich weis wohl,

 daß

* hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium et tolerabile rebus
Recte concedi . . .
mediocribus esse poetis
Non homines, non Dii, non concessere columnae.
Hor. A. P. v. 367.

daß die Sucht der Poesie eine Krankheit ist, die sich so leicht nicht heilen läßt; aber eine strenge Critik, mit Aufrichtigkeit verbunden, bleibt doch die Schuldigkeit eines Lehrers, wenn sie auch fruchtlos wäre.

Aber die Rede ist ja nicht das einzige Werk der Beredsamkeit. Briefe, Geschichte, moralische Betrachtungen, Romane, gehören auch in ihren Umfang. Hat man Genie zu diesen Gattungen der Beredsamkeit, oder zur Dichtkunst; hat man die Regeln gefaßt: so sey man dennoch sparsam in eignen Ausarbeitungen, wenn man noch in den ersten Jahren steht. Man verderbe die Zeit nicht mit vielen Versuchen. Man nähre seinen Verstand mehr durch das Lesen, durch einen nützlichen Vorrath von Gelehrsamkeit aus der Geschichte, aus der Natur, aus der Philosophie. Die Uebung ist unumgänglich; aber wehe dem Redner, wehe dem jungen Poeten, der nichts thut, als sein Genie, sein ungebautes Genie, ausschreibt! Er gleicht einem eigennützigen Pachter, der, um in wenig Jahren viele Früchte einzuerndten, das Feld aussaugt, und weil er es nicht ruhen läßt, ihm auf das Künftige die Kraft benimmt, mit zehnfachem Wucher zu tragen. Ein wenig Wissenschaft, ein wenig Gelehrsamkeit, ruft uns Pope* zu, ist eine gefährliche Sache. Schöpft tief, oder kostet den Pierischen Quell gar nicht. Ein seichter Trunk berauscht das Gehirn; aber volle Züge machen wieder nüchtern.

Ich habe Ihnen zeither die Regeln der Beredsamkeit, davon sich ein gutes Theil auch auf die Poesie anwenden läßt, vorgetragen. Da die Kenntniß der Regeln nöthig ist: so habe ich nichts unnützliches gethan, wenn anders mein Vor-

* A little learning is a dang'rous thing:
Drink deep, or taste not the Pierian spring:
There shallow draughts intoxicate the brain,
And drinking largely sobers us again. *Critic.* v. 215.

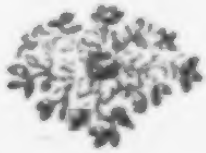
Vortrag der richtige gewesen ist. Aber das Meiste bleibt Ihnen selbst überlassen. Die Ehre, wenn Sie große Poeten, oder Redner werden, ist Ihre allein. Ich kann nichts gethan haben, als daß ich Ihnen die Bahn gewiesen, die Sie betreten sollen; daß ich Ihnen gezeigt, wie Sie lesen, was Sie lesen, wie Sie arbeiten und beurtheilen sollen. Der Fleiß der Anwendung und Uebung ist Ihre. Doch dieser Fleiß ist eine Beschäftigung, die sich nicht auf ein Collegium, nicht auf ein kurzes Jahr, einschränken läßt. Ich sehe Sie durch Ihr ganzes Leben glücklich darinnen fortfahren; und wie zufrieden würde ich meine Vorlesungen schließen, wenn ich wüßte, daß ich Ihnen so sehr genützt hätte, als es meine Absicht gewesen ist! Wenigstens hoffe ich, daß ich Sie in dem Vorsatze bestärkt haben werde, Ihr Genie nie anders, als zur Ehre der Wahrheit, zu einem unschuldigen und nützlichen Vergnügen, zur Ausbreitung des guten Geschmacks und guter Sitten anzuwenden. Ich kann mir nichts schrecklichers vorstellen, als einen witzigen Scribenten, der auf seinem Todbett: alle das Unheil, das Verderben der Gemüther übersieht, das seine dem Inhalte nach unerlaubten, und der Schreibart nach, vortrefflichen Schriften, itzt und in vielen Jahrhunderten noch stiften werden. Und wie glücklich muß der Autor seyn, der am Ende seiner Tage den seligen Gedanken mit in die Ewigkeit nehmen kann, daß er noch Jahrhunderte hindurch der Unterricht und das Vergnügen der Welt seyn wird! Diejenigen, meine Herren, welche die Gaben zum Schreiben nicht von der Natur empfangen haben, müssen sich beruhigen, daß sie andre mit Geschmacke lesen, beurtheilen, und also nützen können. Sie müssen sich damit trösten, daß man ein nützlicher und rechtschaffner Mann seyn kann, wenn man gleich kein Redner und Poet ist; daß es eine größre Ehre ist, eine Sache, die man nicht von uns fodert, nicht zu thun,

als

als sie mittelmäßig zu thun; daß die Welt nur wenig große Geister, aber desto mehr von der mittlern Gattung nöthig hat. Sind wir zur Beredsamkeit von Natur geschickt: so wollen wir nie vergessen, daß ein großer Redner sich auch eine große Gelehrsamkeit erwerben, täglich seinen Verstand mit Wahrheit nähren, die Welt und das menschliche Herz sorgfältig studieren, daß er bald durch Lesen, bald durch Schreiben seinen Geist üben muß. Haben wir ein Naturell zur Poesie, so wollen wir uns täglich sagen, daß ein Poet ohne Wissenschaft nie groß werden wird; daß er eben so wohl, als ein Redner, die Philosophie wohl fassen, und sich mit tausend nützlichen Kenntnissen aus der Natur bereichern muß, wenn er seinem Genie aufhelfen will. Die Wollust der Poesie zieht uns gar zu leicht von dem Fleiße ab, den wir andern Arbeiten schuldig sind; um desto mehr müssen wir über unsre Neigung wachen, und bedenken, daß wir nicht ewig Poeten seyn können, wenn wir auch wollten; daß es wenig ist, ein schöner Scribent zu seyn, daß man auch ein Mann für Geschäfte, für den Umgang, ein Freund, ein rechtschaffner Mann seyn und durch ein edles Herz eben so wohl seine Sitten, als seine Gedichte, lehrreich und angenehm machen muß. Und wie viele sind unglücklich geworden, weil sie mit Gewalt Poeten seyn wollten!

Endlich nehmen sie noch den Dank von mir an, den ich Ihnen für Ihre zeitherige Aufmerksamkeit schuldig bin. Geben Sie mir ferner Gelegenheit, Ihre Gewogenheit und Ihr Vertrauen verdienen zu können, und leben Sie wohl!

Ende des zweyten Theils.



Gellerts
Briefwechsel

mit dem

Kayserlichen Gesandten

Freyherrn von Widmann.

Francisci Hoffr

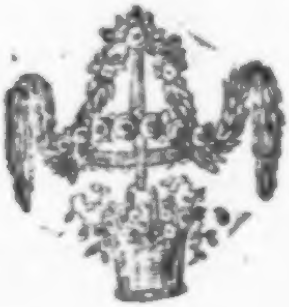
Reprint —
[illegible]
[illegible]

1931. 330

Nürnberg,
im Verlag der Stiebnerischen Buchhandlung
und Buchdruckerey, 1788.

bisher in einer grossen Bibliothek verborgen lag, und nun auf das genaueste nach den Handschriften der beyden edeln Männer abgedruckt erscheint.

Wer wird auch darinnen nicht auf ieder Zeile Gellerts Geist und Herz finden, und wer wird nicht den vortreflichen Character Widmanns innig verehren, der in seinen Briefen ein so seltenes Beyspiel von Bescheidenheit gibt, denn wo ist der Minister? der seine Briefe der grammatikalischen Verbesserung eines Gelehrten unterwirft, und wo der Gelehrte, der sie mit liebenswürdiger Offenherzigkeit streng und unpartheyisch beurtheilt? —



An den Freyherrn von Widmann.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Abgesandter,

Euer Excellenz haben sich in einem Briefe an Dero Herrn Bruder meiner so gnädig erinnert, daß ich sehr unerkenntlich seyn müßte, wenn ich unterlassen könnte, Ihnen meine gehorsamste Danksagung abzustatten. Allein wie sollte ich Euer Excellenz nicht sogleich für eine viel ältere Wohlthat, ich meyne, für die besondere Gnade danken, deren Sie mich bey Dero Anwesenheit in Leipzig gewürdiget? Nie werde ichs vergessen können, daß der Kayserliche Abgesandte, ein Kenner und Beförderer der Wissenschaften, im Jahre 1759 meine moralischen Vorlesungen, umschlossen von der Academischen Jugend, oft besucht und meinen Vortrag mit einem lauten Beyfalle beehrt hat. Ich habe dieses Glück in meinem Diario angemerket; und ich glaube, die Nachricht davon wird der Nachwelt merkwürdig und lehrreich seyn. Wie viel Staatsmänner würden sich in gleichen Umständen wohl überwinden können die Sittenlehre anzuhören; und welcher Lebensbeschreiber eines Sokrates oder Plato würde die Anecdote vergessen haben, daß ein auswärtiger Gesandter oft in Athen seinen Vorlesungen beygewohnet hätte!

Die Besorgung eines Lesers und Sekretairs die mir Euer Excellenz auftragen lassen, wird gewiß glücklich ausfallen, wenn es auf meinen Willen ankömmt; denn wem könnte ich lieber und eifriger dienen wollen? Allein zur Zeit weis ich nur einen einzigen unter meinen Bekannten, der die erforderten Eigenschaften zwar größten Theils besizt, aber seit zwölf Jahren in Leipzig sich so an die Einsamkeit gewöhnet hat, daß er sich vor der großen Welt fürchtet. Was meine Schriften anlanget, so habe ich das Verzeichniß derselben dem Herrn Obristen zugestellt. Euer Excellenz werden aus demselben ersehen, daß ich seit 1757 nichts weiters geschrieben habe; und es scheint auch, daß ich niemals mehr werde schreiben können. Doch es ist ja ein Glück für einen Autor, wenn er eher aufhören muß, als er zu viel geschrieben hat.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlichen Excellenz

Leipzig,
den 25sten Januar
1761.

unterthänigster Diener
Christian Fürchtegott Gellert.

Gnädigster Herr Ambassadeur,

Der Herr Obriste, der meinen Brief durch Einschluß bestellen wollen, liegt noch an seinem Fistelsch den, an dem er schon zweymal operirt worden, krank darnieder,

und

und leider nicht ohne Gefahr. Allein er ist doch, Gott sey Dank! in den besten Händen, nicht allein seines Kammerdieners, sondern des Chirurgi Breyers, eines vortreflichen und gewissenhaften Arztes. Ueber dieses fängt er auch wieder an, mit Appetit etwas zu sich zu nehmen, und ist, wie bey allen Schmerzen ganz ohne Schlaf gewesen. Ich würde es für meine Pflicht gehalten haben, ihn oft zu besuchen; allein ich leide selbst seit etlichen Wochen an einem Flußfieber und Hüftweh. Breyer, der mein guter Freund ist, redet noch von einer dritten Operation. Möchte sie doch Gott glücklich seyn lassen! Ich wünsche es, wünsche zugleich Ihnen, gnädigster Herr, Leben und Gesundheit und alle Wohlfarth; der ich mit der ersinnlichsten Ehrerbietung bin

Euer Excellenz

Leipzig,
den 30 Januar 1761.

unterthäniger Diener
Gellert.

An Herrn Professor Gellert. *)

WohlEdelgebohrner,
Hoch und Vielgeehrter Herr Professor.

Nichts schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, alß (als) von Euer WohlEdelgebohrnen (ge-

*) Nebst den mit gröberer Schrift beygedruckten Gellertischen Verbesserungen.

bohrn) mit einem Schreiben beehret zu werden; Stellen Sie sich also das Vergnügen, ia ich darff wohl noch hinzusezen, ienen Hochmuth (den Stolz) vor, so (den) Dero beede (beide) werthe Schreiben vom 25 und 30sten elapsi (vorigen Monaths) in mir erwecket haben; die Verantwortung des leztern mögen Euer Wohl-Edelgebohrnen (bohrn) über sich nehmen, dann (denn) ich bin in dieser (diese) meiner (meine) Sünde so verstockt, (verliebt) daß ich noch fernershin damit prangen, und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meine wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbehalten will. Euer rc. sind allzugütig, daß Sie den Besuch, so (den) ich Deroselben im Jahr (Jahre) 1759 in Dero moralischen Vorlesungen abgestattet habe, und meinen dabey gegebenen (ertheilten) öffentlichen Beyfall so hoch (sehr) erheben wollen, (;) beedes (Beydes) hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ia es kommet (kömmt) vielmehr (vielmehr) mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir ienes haben erlauben wollen, (;) ich (Ich) meines Orts werde diesen vor (für) mich so vergnüglichen (angenehmen) Zeit-Punct nie vergessen können, und habe seither (seither) vielmahl die Academ sche Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen (so) anzenehmer als (als) lehrreicher Vortrag leden, so (der) zu denken und den Werth der Tugend zu schäzen weiß, verleiten (bewegen) muß sich (in) die Schuliahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kan, wiederumben (wiederum) zurück zu wünschen. Alle Staatsmänner solten (sollten) sich

glück-

glücklich achten, wann (wenn) Sie ienes (das) thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staats-Kunst müste noch um so viel edler werden, wann (wenn) sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet wurde, (würde) ia sodann wurde (würde) das pöbelhafte Vorurtheil, daß iene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget (widerlegt) werden.

Euer ꝛc. werden mich durch Verschaffung eines Lesers und Secretairs unendlich verbünden; die Wahl so (die) Sie herunter (dabey) treffen werden ist mir schon genug, um sicher zu seyn, daß ich alles bekommen (erhalten) werde, was ich nur wünschen kan; dann (denn) was kan ich nicht von einem so grossen Kenner deren (der) wahren Verdiensten (Verdienste) und der ächten Gelehrsamkeit, und zugleich von einem Freund (Freunde) erwarten? Ich habe vor einigen Wochen meinem Hrn. Brudern (Bruder) dem Obristen über diesen Gegenstand ein und andere (einige) von meiner eigenen Hand in Französischer Sprache geschriebene Anmerkungen zugeschicket, und Ihme (Ihm) mit lezter Post gemeldet, solche Euer ꝛc. ganz wie sie sind, einsehen (lesen) zu lassen, (;) Sie belieben also diese Anmerkungen von Ihme (Ihm) meinen Hrn. Brudern (Bruder) wann er sie noch nicht hergegeben, (mitgetheilet) nur abzufordern; dann (denn) es ist alles darinnen enthalten, was ich von einem solchen Leser oder Sekretair nur immer fordern kan und soll; (.) Was mir Euer ꝛc. von deme (dem) so würcklich vorhanden wäre, (ungenannten

Candidaten) melden, daß er sich an die Einsamkeit gewöhnet habe, und sich vor der großen Welt fürchte, dieses würde mich eben nicht abschröcken, (schrecken) wann sothane (diese) Einsamkeits-Liebe und Forcht (Furcht) nur nicht bis auf die Raserey eines Diogenes in einem Paß (Fasse) wohnen zu wollen, hinnauß gehet; (hinaus lauft;) dann ich verlange einen solchen Mann eigentlich nur zu meiner Gesellschaft, und ie weniger derley (solche) Leute gesellig sind, destoweniger sind sie auch dagegen der Gefahr ausgesezet, in Ausschweifungen zu verfallen; doch habe ich dieses noch mit beyzusezen, (doch muß ich auch noch hinzu sezen) daß er auch Studia Practica, das ist eine Kenntniß in dem öffentlichen Staats-Recht (Rechte) denen (den) Friedens-Schlüssen; und denen (den) neuern Geschichten haben auch fähig seyn müste, in Geschäften teutsche und französische Aufsäze zu machen; (.) Ich mißkenne nicht, (gestehe gerne) daß alles, was ich in einem solchen Mann vereinigter (vereinigt) zu finden verlange, sehr vill (viel) seye, (;) allein ich will was (etwas) rechtes, oder gar nichts haben, und gerne warten, um eine vollständig gute Wahl zu treffen, zumahlen, (zumahl) da meine dermahlige (gegenwärtige) Umstände, welche sich aber im künftigen Frühiahr näher (mehr) aufklären werden, diesen Verzug gar wohl gestatten; mit einem Worte, (Wort) ich lege das ganze Werk in Eurer rc. Hände, und bin über den Außschlag (Ausschlag) um so mehr beruhiget, alß (als) ich zum Vorauß (Voraus) weiß daß ich von Deroselben (Denenselben) keinen andern

alß (als) einen vollkommenen und gesitteten Mann zu gewarten habe.

Aus Dero eigenen Verzeichniß (nisse) ersehe ich mit Zufriedenheit, daß ich, ausser Deren (Dero) geistlichen Oden und Lieder (Liedern) alle Dero gedruckte Schriften würcklich (wirklich) besitze; allein solten (sollten) Euer rc. alß (als) ein so guter Welt-Bürger, und (ein) so wahrer Menschen-Freund, sich wohl entschließen können, (an) Dero Freunden und der ganzen Nach-Welt den Raub zu thuen, (begehren) und nichts weiters mehr zu schreiben, ia nicht einmahl Dero moralische Schriften durch den Druck zu verewigen? Ich stehe vor (für) Dero Freunde und vor (für) die Nach-Welt (gut) daß beede (sie) dieses harte Verfahren um Euer rc. durch die billige Verehrung Dero Namens und Dero ohnauslöschlichen Gedächtniß (es) gewiß nicht verdienen; wie glücklich würde ich nicht vor (für) meinen Theil seyn, wann ich Dero Vorträge (Vorlesungen) so ich von denen Pflichten der Freund- und Anverwandtschaft, von der natürlichen Religion, und von dem Ehestand, selbst mit Vergnügen, und mit Auferbauung (Erbauung) angehört habe, noch einmal durchlesen könnte.

Ueber den Antheil so Euer rc. an den Zustande meines Hrn. Brudern (Bruders) nehmen, bin ich lebhaft gerühret, und empfehle Ihn Dero fernerer (fernerern) Freundschaft; (.) Ich will nicht, daß Sie sich seinetwegen belästigen, (;) allein ich wünsche eben so vill (viel) vor (für) Sie als vor (für) Ihn, daß er ihres angenehmen Umgangs zu Zeiten theilhaftig werden (geniesen) könne;

Machen

Machen (machen) Sie Ihn wenigstens Dero Trost Gründe wider ein steches Leben lesen (bekannt); (.) Seinen Arzt und Dero Freund Hrn. Breyer bitte ich in meinem Nahmen zu ersuchen, weder Mühe noch Sorge (Sorgfalt) zu spahren; Euer rc. aber wünsche ich so viele Gesundheit, Wohlfahrt, und Zufridenheit (Zufriedenheit) alß (als) Sie zu haben verdienen, mehr wüßte ich Ihnen in der That nicht zu wünschen.

Erst iezo werde ich gewahr, daß mein gegenwärtiges Schreiben lang geworden; Allein man wird immer (gerne) weitläuftig, wenn man (ein) Vergnügen findet, sich mit iemanden zu unterhalten; (.) Dieses ist bey mir so wahr, daß ich mich noch nicht entschliessen könnte, abzubrechen, wann es nicht wäre, um ienes mit diesem zu vertauschen, Euer rc. iener vollkommensten Hochachtung, Freundschaft und Ergebenheit zu versichern, mit welcher ich bin und stets seyn werde rc.

Auch rc.

P. Stum.

Bitte ich Euer durch alles was ich bitten kan, dieses mein Schreiben nach den Inhalt (Inhalte) und denen (den) Säzen (Regeln) Dero im Jahr 1756 bey Johann Wendler in Leipzig gedruckten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber, besonders über die hin und wider mit eingeschlichenen austriacismos, Dero Urtheil aufrichtig und ohne allem Rückhalt zukommen zu lassen; (.) Wann (Wenn) Euer rc. mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als

eine

eine ganz ausnehmende Probe (einen ganz ausnehmenden Beweis) Dero schätzbaren Freundschaft Zeit Lebens mit Dank erkennen, und destomehr angefrischet werden, öfters sowohl zu meinem Vergnügen, alß (als) zu meinem Unterricht (richte) an Sie zu schreiben. Solten Sie mir aber es (es aber) versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir alß (als) ein stiller (stilles) Verbott Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden; (.) ie (Je) schärfer (hingegen) Euer ꝛc. Beurtheilung ausfallen wird, desto ie (desto) grösser soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als iene schon obbemelte (meldete) so lebhaft als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeit Lebens seyn werde

Euer WohlEdelgebohrn

Nürnberg,
den 9ten Febr. 1761.

Dienstschuldigst ergebenster Diener
v. Widmann.

An den Freyherrn von Widmann.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Abgesandter.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich alles das verdiente, was Ew. Excellenz in Dero so gnädigen Antwort

wort zu meinem Vortheile gesagt haben! Ich wünsche es zu verdienen, dieses ists was ich mit Wahrheit sagen kann; und ich werde mich bemühen, Dero hohen Beyfalls eben so gewiß würdig zu werden, als er mir vorzüglich schäzbar und Zeitlebens eine Belohnung seyn muß. Aber welche Herablassung, daß mir Ew. Excellenz befehlen, Dero Briefe nach den Regeln der guten deutschen Schreibart strenge zu beurtheilen, die Austriacismos zu bemerken und Ihnen meine Critiken zuzusenden! Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein Oesterreichischer Minister so schön und richtig Deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen, wenn ich mir auch dadurch Dero Ungnade zuzieben sollte. Ich erhielt Dero Schreiben bey Tische, und kaum hatte ichs gelesen, so sagte ich zu den beyden jungen Grafen Brühl und Moltke (aus Koppenhagen des Ministers Sohn) „iezt will ich ihnen, meine Herren, einen Brief eines Ministers vorlesen, der ihnen zum Vergnügen und zum Beyspiele dienen soll.„ Der Hofmeister laß ihn laut. Der Brief sagte ich, ist vortreflich, und wenn es hoch kommt, so kann ich etliche Kleinigkeiten daran aussetzen; die Seele der Schreibart bleibet immer schön. Ew. Excellenz werden mir vergeben, daß ich dieses hier wörtlich anführe. Es wird die Stelle der besten und aufrichtigsten Entschuldigungen; warum ich Dero Befehl nicht erfüllen kann, vertreten. Indessen habe ich, um zu gehorchen, etliche Kleinigkeiten, welche den Gebrauch oder die Grammatik betreffen, in der Beylage angemerket. Wegen des Sekretairs und Lectors

will

will ich mich so wenig übereilen, daß ich Ew. Excellenz lieber keinen als nicht den besten, den Sie verlangen, vorschlagen werde. Die Umstände Dero Herrn Bruders, des Herrn Obersten, sind erträglicher als lezthin, und die Operation ist glücklich etlichemal wiederholt worden. Er lehnet meinen und meines Bruders Besuch noch immer ab; allein ich bin der Krankenstuben sehr gewohnt, weil ich diesen Winter leider drey Lazarete hart an meinem Schlafzimmer dulden müssen. Der schrekliche Krieg! Ich verharre mit der ersinnlichsten Ehrerbietung

Ew. Hochgebohrn Excellenz

Leipzig,
den 16 Februar 1761.

unterthänigster Diener
C. F. Gellert.

Beylage.

Alß) wir schreiben es mit einem kleinen s. jenen Hochmuth) lieber den Stolz. so) besser das Pronomen den, so ist mehr eine Partikel. beede) ist dialogisch — beyde ist grammatikalisch richtig. *elapß*) vorigen Monats oder so etwas. Euer Wolgeb. (lieber Eure oder Euere, das Foemininum. im Jahr) im Jahre, den Ablativus. So hoch erheben wollen) lieber so sehr erheben. Hier würde ich einen Punct setzen. Beydes hat ꝛc. um den Period abzukürzen, welches auch der Gedanke zu befehlen scheint. villmehr) wir schreiben vielmehr — kommet) wir sagen kömmt. Ich komme, du kömmst, er kömmt;

kömmt; ist verbum anomalon, oder auch erst den Punct bey erlauben wollen. vor mich) für — das lateinische pro, loco, oder das französische pour geben wir durch für; das prae, ante, coram durch vor, welches meistens den Ablativum, so wie jenes stets den Accusativum fordert: ante portas, vor dem Thore, coram senatu, vor dem Rathe — praeire vorgehen — vergnüglicher Zeitpunkt) — angenehmer ist gebräuchlicher in der modernen Schreibart. seither) wir sagen zeither — villmal) vicimal. verleiten) Hier lieber bewegen, wiederumben) wiederum. solten) sollten, weil der Infinitivus als die Wurzel zwey ll hat. wann) wenn. jenes) lieber das. gebaut wurde) gebauet würde. wurde) wieder würde. Dann) ist tunc, alors; nam, enim, ist denn. Deren wahren Verdiensten) der wahren, ist der Artikel: sollte es das Pronomen seyn, so müßte es heißen derer Verdienste, welche ꝛc. — die Verdienste, der Verdienste; aber im Dativo und Ablativo kömmt ein n hinzu. meinem Freund) Freunde Brudern) Bruder ohne n. ein und andere Anmerkungen) lieber einige Anmerkungen. geschribnen) geschriebenen. dise (diese. Ihme) ohne e ihm. einsehen zu lassen) lieber lesen zu lassen. Sie belieben also) vor Sie sezte ich einen Punkt: Belieben Sie also ihm diese Anmerkungen abzufordern, wann er sie Ihnen noch nicht mitgetheilet; ꝛc. kan) wie soll mit zween Consonanten. Waß) was, und vorher wieder einen Punkt. Euer Wohledelgebohrnen) gebohrn. von dem, so wirklich vorhanden wäre) lieber, der wirklich vorhanden ist ꝛc. wurde) würde.

so-

sothane) ist juristisch lieber diese. Forcht) wir schreiben Furcht. Vaß) Fasse. Hinaus geht) Hinaus läuft. Derley) ist provinzial, wir schreiben dergleichen. Doch habe ich noch dieses mit beyzusezen) doch muß ich auch noch hinzusezen daß ꝛc., denen Friedensschlüssen) ich weis daß denen in den Kanzelleyen gebräuchlich ist; sonst heißt der Artikel im dativo und ablativo plur: den. ich mißkenne nicht) ich weiß sehr wohl, oder ich gestehe gern. vereinnigt) vereinigt. seye), sey. was rechtes) lieber etwas. Dermahlige) Da meine gegenwärtigen Umstände. näher aufklären) mehr aufklären. ich lege das ganze Werk) im niedrigen Stiele lieber: ich überlasse das ganze Werk. von Dero-selben) Dero ist der Genitivus von Denenselben, oder von Ihnen. den Raub zu thuen) ist mir fremd, thun ohne e, vielleicht die Gewalt anzuthun, das Unrecht anzuthun, oder den Raub an Ihren Freunden zu begeben. ich stehe vor Dero Freunde — gut) entweder ich stehe für Dero Freunde, ohne gut, oder ich sage für — gut. Dero Gedächtnuß), im Genitivo Gedächtnisses, oder Andenkens. vor meinen Theil) für meinen Theil. Dero Vorträge) lieber Vorlesungen. Auferbauung) Provinzial Wort, wir sagen Erbauung. meines Herrn Brudern) wir sagen im Genitivo Bruders. ich will nicht) vor ich lieber den Punkt und also einen neuen Period. so wohl vor Sie als vor Ihn) überall für den accusativum. ihres Umgangs — theilhaftig werden könne) ist richtig deutsch, man sagt es aber nicht im gemeinen Leben; man sagt lieber, ihres Um-

gangs geniessen ꝛc. Machen Sie ihm lesen) eine französische Tour, geben Sie ihm wenigstens zu lesen, oder sorgen Sie daß er — liest. Wenn man Vergnügen findet) lieber, ein Vergnügen darinnen findet, sich ꝛc. wenn es nicht ware um) Si ce n'etoit, pour etc. ist eine französische Tour — der ganze Schluß ist eine Französische Wendung.

Dieses, Gnädiger Herr und Gönner, sind die kleinen grammatikalischen pedantischen Anmerkungen. Allein aufrichtig zu reden, so habe ich, ungeachtet meiner Critiken, etliche austriacismos gefunden, die wirklich ihres Nachdrucks und der Kürze wegen besser sind als unsere Mundart z. E. ich mißkenne nicht, ist bey uns nicht üblich und ist doch wirklich kräftig und schön. Wenn ich wie Euer Excellenz, in Geschäften schreiben sollte: so würde ich mit aller meiner deutschen Sprache ein Kind seyn; und wenn Sie in meinem Tone reden wollten, würden Sie nicht im Tone des Ministers reden können. Ich bitte mirs als eine Gnade aus, daß mir Euer Excellenz Dero Brief, den ich hier habe beylegen müssen, wieder zurück zu schicken geruhen wollen.

An Herrn Professor Gellert. *)

WohlEdelGebohrner
Hoch und Vil (Viel) geehrter Herr Professor,

Was bin ich Euer WohledelGebohrnen nicht vor die gütige Aufnahme meines Schreibens vom 9ten vorigen Monaths, und noch weiters (weiter) dafür schuldig, daß Sie mir zugleich meine Bitte, wegen Beurtheilung deßen (desselben), nach denen (den) Regeln der guten teutschen Schreib-Art, gewähren wollen. Ich bin zwar weit entfernt, darüber völlig beruhiget zu seyn, ob Dero Urtheil nicht allzu gelinde ausgefallen seye (sey); Allein ich will es dabey bewenden lassen, und meiner Eigenliebe etwas zu gut (gute) thuen (thun). Es (Sie) ist ia allen Menschen gemein, und wenn sie zu guten Handlungen der Zunder ist, so höret sie auf, unerlaubt zu seyn. Doch bitte ich nochmalen (nochmahl) auf das feyerlichste diese Dero Beurtheilung so wohl auf gegenwärtiges (wärtigen Brief) als auf alle meine künftige Schreiben (künftigen) zu erstrecken; dann (denn) diese werden nur so lange folgen, alß (als) ienes von Euer beschehen (geschehen) wird. Alles, was Euer mir sonsten über meine Schreib-Art sagen, und mit meinen Brief gethan zu haben melden, beschämt mich allzu sehr, als daß ich mich darüber einzulassen getrauen sollte; (.) Wann der gute Wille in der ächten Schreib-Art unseren Mutter-Sprache starck zu werden, oder wenigstens die

*) Mit Gellertischen Verbesserungen.

dießfalls bey mir unterlofene (untergelaufenen eingeschlichenen) Fehler der Erziehung zu verbessern ein Verdienst seyn kann, so darf ich mir solchen zueignen. Ich fühle diesen Trieb schon von vielen Jahren her, (.) allein von der Zeit an, als ich mit Euer angenehmen und lehrreichen Schrifften =, auch darauf mit Dero werthen Person bekannt geworden bin, und endlich gar Dero Vorlesungen anzuhören, das Glück erlanget habe: so hat dieser Trieb nicht nur mercklich zugenohmmen (genommen), sondern sich auch mit dem Wunsche vergesellschafftet, Euer hierunter (hierinnen) zum Lehrer und Anführer zu haben, (.) Dieses (nun) kann zu meiner unerlöschlichen Verbindlichkeit eben dadurch am besten beschehen (geschehen), wann Sie mir erlauben mit Deroselben (Denenselben) einen ordentlichen BriefWechsel, doch immer unter obiger (vor obigen) Bedingnis (Bedingung) zu errichten.

Wegen des Sekretairs und Lectors verlaße ich mich lediglich auf Euer, und lege (gebe) dessen Auswahl (Wahl) gänzlich in Dero Hände, bitte mir aber auf den sich ergebenden (ereignenden) Fall die vorläufige Nachricht davon aus.

Mein Herr Bruder, der Oberste, wird nunmehro bald im Stande seyn, Dero, und Dero Herrn Bruders Besuch anzunehmen; ja ich hoffe, daß ein so angenehmer Umgang, (um) welchen ich Ihme (Ihm) so viel ich Ihme (Ihm) sonsten gutes gönne, gewiß beneide, seine Genesung befördern wird. Euer beklage ich, (Uebrigens beklage ich Euer ꝛc.) daß auch Sie die Un-

Ungemache (das Ungemach) des Krieges so nahe empfinden (müßen); Nichts kan freylich solchen erschröcklicher machen, als wann man sehen muß, daß durch die davon ohnabsonderliche (von ihm unzertrennlichen) Plagen, so gar Leute deren Ruhe so heilig und der gelehrten Welt so nüzlich ist, gestöhret werden. Der Himmel wird ia allen diesen Drangsalen ein Ende geben. Dringende und überhäufte Geschäfte haben mich, wieder meinen Willen bißher abgehalten Euer rc. eher zu antworten. Ich verharre mit der ersinnlichsten Hochachtung und Ergebenheit

Euer WohlEdelgebohrnen

Nürnberg,
den 16 Merz 1761.

Dienstschuldigst Ergebenster Diener
v. Widmann.

P. S. Euer rc. würden mich ungemein verbinden, wann (wenn) Sie mir ein Buch, welches von der RechtSchreibKunst (Rechtschreibung) gründlich aber kürzlich (kurz) handelt und zugleich ein WörterBuch verrathen (vorschlagen) wollten, in welchen ich nachsuchen könnte, so oft ich einen Anstand habe, wie dieses oder ienes Wort im Teutschen recht zu schreiben sepe (sey).

An den Freyherrn von Widmann.

Hochgebohrner Freyherr,
Gnädigster Herr Ambassadeur.

So wenig ich auch im Stande bin, den Bedingungen ein Genüge zu leisten, unter welchen Euer Excellenz mich ferner Dero Briefwechsels würdigen wollen: so werde ich doch lieber alles wagen, als dieses Glück ganz aufgeben. In der That ist es weit leichter, kleine Fehler in der Schreibart zu entdecken, als die Schönheiten derselben zu sehen; und in diesem Verstande werde ich, so wenig ich auch ein zuverlässiger Richter bin, dennoch kleine Critiken über den Ausdruck Dero Briefe machen können, wenn Sie anders von diesem strengen Befehle nichts nachlassen wollen. Und wie selten würden die Kunstrichter seyn, wenn es nicht mit Recht vergönnt wäre, zu tadeln, ob man gleich nicht die Geschicklichkeit besizt, es besser zu machen! Was nun Ewr Excellenz aus Bescheidenheit von Dero deutschen Schreibart urtheilen: so kann ich doch mit Gewissen sagen, daß ichs bewundere, wie Sie sich Dieselbe, da Sie in mehr als einer Sprache schreiben, so sehr haben zueigen machen und wie Sie bey Dero Geschäften noch izt so viel Sorgfalt darauf verwenden können. Dieses seltene und große Beyspiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Minister erwecken können?

Zur neuern Orthographie weis ich Euer Excellenz kein bequemeres und kürzeres Werk vorzuschlagen, als

Wol-

Wolfens Unterricht zur Rechtschreibung der deutschen Sprache. Hof und Bayreuth 1749; oder vielleicht ist auch eine noch neuere Ausgabe vorhanden. Ein gutes Lexicon fehlt uns auch leider noch, und das Beste, das wir haben, ist Frischens Deutsch Lateinisch Wörterbuch, in 4to Berlin. Soll ich ausser der Gottschedischen deutschen Grammatik Ewr Excellenz noch eine andere kleine und vielleicht auch brauchbare nennen, so nenne ich folgende; Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der deutschen Sprache von Johann Leonhard Basedow, Professor zu Soroe. Koppenhagen 1759 in 8. Wir haben eine Sammlung vermischter Briefe von Stockhausen, 2 Theile, 1759 Helmstädt. in der auch viel gute Briefe vorkommen, wenn gleich die Schreibart nicht überall die beste ist. Bey Gelegenheit der Briefe muß ich Ewr Excellenz melden, daß ein Preussischer Grenadier in Brüg, der Serceville heißt, die meinigen ins Französische übersezet hat, und wie ich sehe, nicht ohne Glück.

Dero Herr Bruder, der Herr Obriste, fängt wieder an aufzuleben. Ich habe heute meine Schuldigkeit beobachtet und ihn besucht, und besser gefunden, als ich gedacht. Breyer macht Hoffnung das Uebel aus dem Grunde zu heben; Mein Bruder, der Oberpost-Commissar, vertritt meine Stelle, und sucht dem Herrn Obersten seine Einsamkeit, oft zu erleichtern. Er nimmt immer die beiden jungen Grafen, Moltke, einen Sohn des Dänischen Ministers, und den Grafen Brühl, die hier studiren, mit zu ihm. Beides sind gute Kinder, die der Herr

Obriste sehr lieb hat. Dieser Mann, ich muß es bekennen, hat viel Genie, ist ein sehr angenehmer Gesellschafter, und sein Krankenlager wird ihm vielleicht noch zur Studierstube und zur besten Schule werden. Er besizt eine Gabe naif zu erzählen, die ich bewundere.

Uebrigens danke ich Ew. Excellenz unterthänigst für Dero gnädige und mir so rühmliche Antwort und verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung

Euer Hochfreyherrlich. Excellenz

Leipzig,
den 28 Merz 1761.

ganzgehorsamster Diener
C. F. Gellert.

Ich habe vor vier Jahren einen gewissen Candidaten der Rechte, mit Namen Frauendorf, als Hofmeister nach Riga für den Sohn des Herrn Geheimdenraths Baron von Cannenhausen empfohlen. Dieser Frauendorf ist ein geschickter Mann, wünschet sich aus seiner Condition, wünschet sich die Stelle eines Sekretairs bey einem Minister, möchte er doch die Stelle bey Euer Excellenz verdienen! Er ist ein Schüler von Mascov und geübt in der Geschichte und dem iure publico, nach Mascovs Zeugnisse. Er schreibt und spricht fertig Französisch, versteht auch Italiänisch, so viel ich mich erinnere; seine Hand ist gut und er ist auch von Persen wohl gebildet, und sein Gesicht zeugt von einem ehrlichen Herzen. Für seine Treue, Arbeitsamkeit, Folgsamkeit und Sittsamkeit

wollte

wollte ich beynahe gut sagen. Er ist eines gemeinen Soldaten Sohn hier aus Leipzig, und seine Liebe und Sorgfalt für seine alte noch lebende Mutter, ist mir ein großer Beweis eines guten und dankbaren Herzens. Das ist alles gut, werden Ew. Excellenz in Gedanken sagen, aber ich will wissen, ob er alle die Eigenschaften besitzet, die ich von meinem künftigen Sekretair verlange, und die ich schriftlich erkläret habe? Alle? Nein, Gnädigster Herr, das glaube ich nicht, so gut auch der Mann ist, und so alt er auch schon ist; denn ich glaube, daß er dreissig biß zwey und dreissig Jahre hat. Allein ich zweifle auch, daß ich iemals so einen Menschen finden werde, als er nach Dero Vorschrift seyn soll; und wenn ich einen fände, so hat er vielleicht andere Absichten, als daß er die Bedienung eines Sekretairs sucht. Mein Vorschlag ist auch nichts als ein Einfall, den mir das Verlangen Euer Excellenz zu dienen, eingiebt, und auf den Dieselben weiter nicht achten dürfen. Dieser Frauendorf hat, da er noch in Leipzig war, ein kleines Werckchen, Reflexions sur la Situation des affaires presentes etc. geschrieben, welches ich Ew. Excellenz hier beylege. Ich bin nicht im Stande davon zu urtheilen, und wer wird es besser thun können, als der Minister, dem ich dieses Buch schicke, und dem ich mich zu beharrlichen Gnaden gehorsamst empfehle.

G.

UNIV. BIBL. BERLIN.

Den beygelegten Brief bitte ich mir in Unterthänigkeit wieder aus. O dachte ich, da ich mit meinen Verbesserungen fertig war, List du nicht ein alberner Mensch; der Mann schreibt viel nachdrücklicher, als du!

An Herrn Professor Gellert.

Wohl EdelGebohrner,
Hoch und vielgeehrter Herr Professor.

Ew. WohlEdelGebohrnen werthester Zuschrift vom 28 des vorigen Monaths ist mir zu seiner Zeit zugekommen, ich habe aber mehrmahlen die Antwort viel länger, als ich gerne gewollt hätte, aufschieben müßen, und nun stehe ich wirclich im Begriff, als Kayf. Wahl Commissar zur Wahl eines künftigen Hoch- und Teutschmeisters nach Mergentheim abzugeben; Wie wohl würden die große Fürsten bedienet seyn, wann Sie in solchen Fällen ihren Abgeschickten eben so leicht die erforderliche Begabnußen als den Glanz und das Ansehen, ertheilen könnten.

Hier folget mein leztes Schreiben hinwiederum zurück, und ich danke recht sehr für die gemachte Verbesserungen, welche ich mir ein für allemahl über alle meine künftige Schreiben außbitte; Nun sehe ich, daß es Euer Hoch EdelGebehrn Ernst seye, den mir so angenehmen alß lehrreichen Briefwechsel fortzuführen, ich gewinne dabey auf alle Art so viell, daß ich Denenselben meine Verbindlichkeit dafür nicht hinreichend auszudrücken vermag. Was

könnte

könnte meine ohnehinige Neigung zur guten Deutschen SchreibArt mehr beleben, alß da ich mir ein Feld dargestellet sehe, auf eine zugleich nützliche und vergnügliche Art unterrichtet zu werden.

Die mir vorgeschlagene Bücher habe ich mir bereits alle angeschaffet, und ich werde sie gewiß fleissig zur Hand nehmen; Nach meiner Art zu denken hat der Preussische Granadier Serceville durch Uebersetzung Ew. WohlEdel-Gebohrnen Briefen der Menschlichkeit mehr Ehre gemacht, alß er durch seine verderblichen Helden-Thaten immer erwerben kan.

Mein Bruder ist bey seinem dermahligen Schicksal wohl glücklich, daß er den Trost Ew. WohlEdelGebohrnen angenehmen Besuchs und Umgangs zu Zeiten genüßet. Dero Trostgründe wider ein sieches Leben, müßten in dem Mund ihres liebenswürdigen Verfassers noch viel ergiebiger seyn; Dero Herr Brudern und denen beeden Herrn Grafen v. Moltke und Brühl bitt: ich in meinen Nahmen für Dero Güte und Menschen Liebe zu danken; Diese zwey junge Herren Grafen dörffen nur ihren Herren Vättern nachahmen, um Kenner und Beförderer deren Wissenschafften zu werden. Ich habe lezthin in den Hamburgischen Staats und Gelehrten Zeitungen mit Vergnügen gelesen, was unser würdiger Herr Professor Platner auf den Geburtstag des Herrn Grafen von Moltke für einen treflichen Glückwunsch verfertigt hat. Um nun wiederum auf meinen Brudern zurücke zu kommen, so darf er sich seinen Aufenthalt zu Leipzig, und sein Krancken-Lager minder gereuen lassen, wenn er die Wirkung, welche

Cicero

Cicero denen Wissenschaften durch die bekannte Stelle Studia secundas res ornant etc. mit Grund zueignet, in sich selbst fühlen und wahrmachen kan.

Uebrigens danke ich meines Orts hinwiderum für alles schönes so Ew. HochEdelGebehrnen mir zu meiner Beschämung sagen, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Euer HochEdelgebohrnen

Nürnberg,
den 17 April 1761.

Dienstschuldigst Ergebenster Diener
von Widmann.

Der Freundorff ist, nach Ew. WohlEdelGebehrnen Abschilderung, der Mann den ich suche; ich bitte, ihn nur auszuforschen, was er verlange. Bey mir hat sonsten ein Sekretair den Tisch mit mir, oder allein, zu Mittag (dann des Nachts ese ich sehr wenig) sein gutes Zimmer, Holz und Licht, an Geld aber 300 bis 400 Gulden jährlich, doch kommt es mir auch, wenn er alle Eigenschafften und Sitten hat, die ich hauptsächlich fordere, auf einen Zusaz nicht an.

Freundorff wüste sich, wann wir mit einander über die Bedingungen richtig seyn werden, gefallen lassen etwa biß auf künftigen Herbst, oder so lange zu warten, biß ich ihme Zeit und Ort bestimmen werde, um zu mir zu kommen, dann meine Umstände, und mein künftiger Aufenthalt dörfften sich erst in einigen Monathen auf-

aufklären; das von Ihm geschriebene Werckchen hat mir wohlgefallen, es ist Fleiß und Grund darinnen, nur wird er künftig die Sacze des Hofs annehmen und vertheitigen müßen, bey welchen der Minister dienet, bey dem er sich befindet; dieses kan auch einem vernünftigen und bescheidenen Mann nicht schwer fallen. *)

An den Freyherrn von Widmann.

Hochgebohrner Freyherr,

Gnädigster Herr Gesandter.

So wenig Geschmack ich bey meinen iezigen kränklichen Umständen und bey dem Gebrauche des Pirmonter Wassers an den Werken der Beredsamkeit finde: so kann ich doch Ew. Excellenz aufrichtigst versichern, daß ich Dero Anrede an das Großkapitul mit einem wahren Vergnügen gelesen habe. Ich habe es gefühlt, daß sie schön ist, und mich doppelt gefreuet, daß sie das Werk des Ministers ist, den ich so sehr verehre, und dessen große Verdienste einen so glücklichen Einfluß in das allgemeine Beste haben. Diese Anrede schicke ich Ew. Excellenz mit dem erkenntlichsten Danke und ohne alle Aenderungen zurück.

Mit

*) Im folgenden Brief sagt Gellert, daß er in diesem Briefe zu ändern versprochen habe, dessen Abdruck ohne alle Verbesserungen, und Gellertische Anmerkungen.

Mit Gewissen habe ich keine wagen können *). Es ist wahr daß die Rede hin und wieder die feyerliche Sprache der Hofcanzley spricht, die nicht die Sprache der Welt ist; allein ich glaube, daß diese solenne Sprache hier nicht nur nothwendig, sondern daß sie von Ew. Excellenz so glücklich angebracht ist, daß die Rede selbst dadurch Würde und Nachdruck erhalten. Sie reden ja im Namen Ihrer Kayserl. Maiestät, und also mußten Sie in einem feyerlichen Tone reden. Wir haben eine Sammlung kleiner Hof- und Staatsreden, die aus den öffentlichen Zeitungen zusammen getragen werden, und ich wünschte, daß die gegenwärtige die Anzahl der guten Beyspiele in dieser Gattung der Beredsamkeit vermehren möchte. Dieses, Gnadiger Herr Gesandter, sagt ein Mensch, der sonst sehr furchtsam bey dem Drucke eines Manuscripts ist.

Dero Herr Bruder, der Herr Obriste, trägt sein Leiden mit vieler Standhaftigkeit und Geduld. So langwierig sein Uebel ist, so ist es doch nicht ohne Hoffnung, und der gute Breyer thut alles, dem Herrn Obristen eine dauerhaffte Hülfe zu leisten. Gott wolle doch die Cur seegnen. Nunmehr hat auch der Herr Bruder die gnädigste Versicherung von Ihro königliche Hoheit, dem Prinzen Ferdinand, daß er seine Cur ungestört hier in Leipzig wird fortsezen können; und ich glaube, daß unter den

*) Gellert machte, vermuthlich nach dem dieser Brief schon geschrieben war, doch einige Aenderungen, wie die noch folgende Rede mit seinen Anmerkungen und Verbesserungen zeigt.

D. Herausgeber.

den vielen Personen, die sich für ihn mit besonderm Eifer interessiren, selbst der Englische Gesandte, Mitchel, sich befindet; ein Mann von einem vortrefflichen Charackter, und der selbst für mich viel Gnade hat. Ich erstaune, daß mich Gott so viel Gunst und Liebe ohne mein Suchen bey Hohen und Niedrigen finden läßt; ein Glück, das tausend Andre mehr verdienen, als ich.

Ich verharre mit der vollkommensten Ehrerbietung und Danksagung für das letzte gnädige Schreiben, darinnen ich nichts zu ändern finde,

Ew. Hochfreyherrlich. Excellenz

Leipzig,
den 17 May 1761.

unterthänigster Diener
Gellert.

Anrede an das Groß Capitul des hohen teutschen Ritter Ordens.

Wir Roemisch Kayserliche, auch in Germanien und zu Jerusalem Koenigliche Mayestät, entbieten denen ehrsamen Hoch und Wohlgebohrnen versammten Land Comthuren, Statthalter, Raths-Gebietigern und Groß Vitularen, sammt und sonders Ihren Kayserlichen gnädigen Gruß, Schutz und alles Gute.

Nicht

Nicht ohne besonderes Leidwesen haben Ihro Römisch Kayserliche Mayestät aus dem gehorsamsten Bericht-Schreiben vom 25sten des abgewichenen Monaths Februari, vernommen, wie sehr einem Löblichen teutschen Ritter Orden der bedauernswürdige Todesfall seines gewesenen Hoch- und Teutschmeisters, weiland des Hochwürdig-Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Clemens August, Churfürsten zu Cölln, zu Herzen dringe. Allerhöchstdieselbe beklagen diesen Verlust ebenfalls aus der gegründeten Betrachtung, daß nicht nur dem Löblichen teutschen Ritter-Orden ein guter trefflicher Vorsteher, sondern auch Ihrer Römisch-Kayserlichen Mayestät und dem Reich ein vornehmer teutsch vatterländisch gesinnter Fürst und Mitstand entrissen worden ist. Die Zeiten, in denen wir leben, verwahren die gerechten Ursachen dieses gemeinschaftlichen Beyleids.

Ihre Römisch-Kayserliche Mayestät zweifeln aber nicht, Sie, Groß Capitularen, werden aus getreuer Meinung erkennen, wie viel theils Allerhöchst Ihrer Mayestät und dem Reich, (Reiche,) theils dem Löblichen teutschen Ritter-Orden und mit hin auch Ihnen selbst daran liege, daß, je eher, je besser, *) (mit dem ehesten) durch Ihre freye Wahl ein neues Oberhaupt ausersehen werde. Aus dieser Bewegursache und zufolge der, so wie überhaupt, also auch besonders für die Wohlfahrt des Löblichen teutschen Ritter-Ordens,

*) Ist ein Sprichwort und daher wohl nicht edel genug.

G

Ordens allzeit wachenden Reichs-Vätterlichen Obsorg, haben Ihre Römisch-Kayserliche Mayestät allergnädigst für gut befunden, mich als Dero Kayserlichen Commissarium, an gegenwärtige Versammlung des Groß Capituls eigens *) abzuschicken, und Sie sammt und sonders durch mich gnädigst erinnern und ermahnen zu lassen, daß Sie bey der vorhabenden ordentlichen Wahl, nach Ihrer dem allwissenden Gott, Ihrer Römisch Kayserlichen Mayestät und dem Reich (Reiche) wie auch dem Löblichen teutschen Ritter-Orden schuldigsten Treue und Pflichten, Ihre Gedancken, Rathschläge und Stimmen auf eine solche Person wenden, welche nicht nur dem Orden und dessen Land und Leuten in dem Amt wohl vorstehen, sondern auch Ihrer Mayestät als Römischen Kayser, lieb und angenehm seyn möge. Und wie ist wohl in einer Gelegenheit, wo es für den gesammten Löblichen Orden auf die Erhaltung seines bißherigen Glanzes und auf seine wesentliche (beständige fortwachsende) Aufnahme ankömmt, eine andere Wahl von denenjenigen zu vermuthen, deren DenkensArt (Denkungsart) eben so edel, als Ihr Geblüt und Ursprung (Ihre Geburt und Ihr Stand) ist?

In jener allergnädigsten Zuversicht hingegen werden auch Ihre Römisch Kayserliche Mayestät bey allen Gelegenheiten dem zukünftigen Hoch- und Teutschmeister, dem Löblichen teutschen Ritter-Orden, und Ihnen Groß

Capi-

*) eigens ist mir ganz fremd.

Capitularen sammt und sonders Dero Kayserlichen Schutz und Gnade, womit Allerhöchst Dieselbe Ihnen wohl beygethan sind, allermildest angedeyhen lassen.

Ich für meine Person zähle diese Begebenheit unter die glücklichsten und merckwürdigsten meines Lebens; eine Begebenheit, welcher auf alle Art ein entschiedener Vorzug gebühret! und welche für mich auch dadurch schmeichelhafft ist, daß sie mir den vergnüglichen Anlaß giebt, denen gesammten Hoch und Wohlgebohrnen Herren Landcommenthuren, Statthalter, RathsGebiethigern und GroßCapitularen, meine wahre Ergebenheit und vollkommenste Hochachtung zu erkennen zu geben, mich Denenselben sammt und sonders zu Hohem Wohlwollen und beharrlicher Zuneigung zu empfehlen, und endlich die ungeheuchelte Versicherung beyzufügen, daß es für mich jederzeit ein (eben) so lebhafftes Vergnügen als vorzügliches Geschäffte seyn wird, Ihnen insgesammt Beweise meiner unaufhörlichen Verehrung und unbeschränckten (aufrichtigsten) Dienstbegierde abzulegen. (zu geben.)

An Herrn Professor Gellert.

WohlEdelgebohrner,

Hochgeehrtester Herr Professor.

r. WohlEdelgebohrn hätten alles Recht mir einen
ef in dem Geschmak desjenigen zu schreiben, welcher
Dero Sammlung der fünff und zwanzigste an der Zahl
und an einen fanten Freund lautet: Doch aber würs
Sie eben so unrecht haben, wenn Sie mein langes
llschweigen und die so sparte Beantwortung Dero letzte
Zuschrift vom 17 May des vergangenen Jahres dahin
szudeuten sich zu Sinn kommen ließen, als wenn das
ergnügen mich mit Ewr WohlEdelgebohrnen, wenigs
ns schriftlich, zu unterhalten, nicht noch immer das
hmliche wäre, oder als wenn meine Ihnen gewiedmete
reundschafft abgenommen hätte; Keines von beiden
erden Ewr WohlEdelgebohrn iemahls mit Grund von
ir denken können; häuffige Geschäffte, manichfaltige
Zerstreuungen und Reisen, ia auch meine Gesundheits
umstände selbst, müßen mich rechtfertigen. Nichts
Sante für mich mehr schmeichelhafft seyn, als der
ütige Beyfall, welchen Ewr WohlEdelgebohrn meiner,
bey der Wahl eines Hoch und Teutschmeisters gehal-
tenen Anrede, geben wollen; doch, kan und darf ich
mich nicht entschließen, sie dem Drucke zu übergeben.

Mein Bruder hat zwar mitlerweile Leipzig verlassen müssen, und wird er gewiß mehr, als über viel andere Dinge darüber betrübt seyn, daß er Ew. WohlEdelgebohrns Umgang nicht mehr geniessen kan; ausserdeme aber wird sein Schicksal in Magdeburg durch die Gnaden der Königlichen Familie sehr versüßet; Es will eine kleine Hofnung zu seiner Auswechslung anscheinen, doch läßt sich noch nichts zuverläßiges davon sagen; Er kan die Freundschafft des Englischen Gesandten Mischel nicht genug beschreiben; Der allgemeine Ruhm so sich dieser Minister erworben, bekömmt dadurch einen grossen Zuwachs daß er Ewr WohlEdelgebohrns Verdienste zu schäzen weiß. Die Gunst und Liebe so Sie, ohne Dero Suchen, bey allen finden, haben Sie sich selbsten zuzuschreiben, und sie gereichet denenienigen so sie Ihnen schenken, zu eigener Ehre.

Es könnte sich etwa fügen, daß ich mit Eingang des künftigen Sommer, nach Carlsbad gienge, um mich des dortigen Wassers zu bedienen; sollte es Ewr WohlEdelgebohrnen gefällig und Dero Gesundheits Umständen verträglich seyn, ein gleiches zu thuen, so wünschte ich, daß wir allda zusammen treffen könnten, und ich will hiemit alles, was von mir abhangen kan, um Ihnen den dortigen Aufenthalt angenehm und gemächlich zu machen, so aufrichtig als ernstlich anerbothen haben. Wer würde mehr dabey gewinnen, als ich? Denn, wie könnte bey mir die vollkommenste Wirkung dieser Cur fehlschlagen, wenn ich dabey das Ver-

gnügen hätte, solche in Ewr WohlEdelgebohrns anmuthiger und lehrreicher Gesellschafft zu gebrauchen; Ich sehe Dero Antwort darüber entgegen, und werde zu seiner Zeit nicht ermangeln, von den Zeitpunkt meiner Dahin Reise vorläuffige Nachricht zu geben.

Ich will, um meiner Eigenliebe etwas zu Guten zu thun, indessen glauben, daß Ewr WohlEdelgebohrn an meinen lezten Schreiben nichts zu ändern gefunden haben, doch könnte ich nicht ruhig seyn, wenn Sie für gegenwärtiges und für die künftige eben so viele Nachsicht haben wollten.

Ich bitte mich zu belehren, wo die Sammlung kleiner Hof und Staats Reden, die aus denen öffentlichen Zeitungen zusammen getragen worden, zu haben seye, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Euer WohlEdelgebohrnen

Nürnberg,
den 27 Febr. 1762.

Dienstschuldigst Ergebenster Diener
Widmann.

P. S.

P. S.

Frauendorf hat im verwichenen Sommer selbst mich geschrieben, allein solche Forderungen gethan, w che meinen Willen so wie meine Kräfften überstiegen h ten; Ich muß mir freylich daraus einen vortheilhafft Begriff von seinen Eigenschafften machen, zugleicher Z aber auch denken daß er etwa von der Gattung derenie gen geschickten Leuten seye, welche ihren eigenen Wer allzusehr fühlen; wenn ich die Bedingniße so Er mir, u in meine Dienste einzutretten, gesezet hat, auch hätte ei geben wollen und können, so würde mir in Zukunfft nich übrig geblieben seyn, um durch Verbesserung seiner Un stände seine mir bis dahin wirklich geleisteten Dienste vergelten; Ew WohlEdelgebohrn Beystand behalte i mir doch immer zu Treffung einer solchen Wahl feyerlich bevor, und bin mit außnehmender Freundschafft und Hoc achtung

Euer WohlEdelgebohrn

Dienstschuldigst Ergebenster Diene

Widmann.

F

Su

In C

C. F. Gellerts

aufgefundene

amilienbriefe

mit

einem Anhange.

Herausgegeben

von

August Theodor Leuchte,
Pfarrer in Haynchen.

m Besten der Gellertstiftung in Haynchen.

Freyberg,
ommission bey Craz und Gerlach.
1819.

N
11 670

Vorrede.

Als wir vor vier Jahren Gellerts hundertjährigen Geburtstag feyerten, fragten mehrere von den Vielen, die sich mit uns zu dieser Feyer vereinigt hatten, nach seiner Handschrift. Ob wir nun wohl den Freunden des Unvergeßlichen in einigen Briefen seine festen und schönen Schriftzüge zeigen konnten, so erinnerten mich doch die noch vorhandenen lebhafter und schmerzlicher, als jemals vorher, an eine Sammlung von ihm geschriebener Briefe, die ich ehedem selbst gelesen hatte und nun für verloren halten mußte. Diese Briefe waren größtentheils an Gellerts ältere Schwester, Wittwe des hier im Amte ge-

genden Pflicht machte. Fast jeden dieser Briefe begleiteten Geschenke, nicht nur für seine Verwandte, sondern auch für ihm unbekannte Arme. Die Stellen, in welchen von solchen Geschenken und deren Bestimmung die Rede ist, sind mit zwey Strichen bezeichnet. Er empfand und bewies also selbst, was er in seinen, Menschenliebe und Wohlthätigkeit empfehlenden Liedern andern zur beglückenden Pflicht machte. Je mehr wir aber davon überzeugt sind, daß Gellerts Lieder aus einem Gott vertrauenden und Menschen liebenden Herzen hervorströmten, desto williger singen wir sie, desto wirksamer befördern sie unsre Erbauung. — Gewiß werden auch Ausländer an der patriotischen Freude Theil nehmen, mit welcher wir im 70. und 74. Briefe lesen, was der Menschenkenner so richtig ahnete und gleichsam weissagte. Was ihn dazu anlei-

tete, sagt er selbst vor dem ersten Theile seines von ihm in seinem Todesjahre herausgegebenen sämmtlichen Schriften. Niemand wird seine Zueignungsschrift an unsern Allverehrten König ohne Rührung wiederlesen.

Die beiden ersten Briefe dieser Sammlung sind mir von dem Herrn Pfarrer Winkler in Pedelwitz bei Pegau mitgetheilt worden; wie sie in die Hände meines Freundes gekommen sind, sagt er selbst in einer Anmerkung.

Dieser Sammlung ist ein Anhang beigefügt; er enthält 1) vier an Herrn Secretär Kersten in Dresden gerichtete Briefe Gellerts. Die Urschriften dieser Briefe befinden sich im Besitze des Herrn Pensionzahlmeisters Judeich in Dresden-Friedrichstadt, von welchem sie Herr Regierungssecret. Moßdorf zur öffentlichen Bekanntmachung erhielt. Dieser letz-

tere theilte sie Herrn Gerlach für die Freyberger gemeinnütz. Nachr. mit, in denen sie im 17. u. 18. St. des Jahrg. 1817. abgedruckt wurden. Sie stellen die eigenthümliche Persönlichkeit des Briefstellers in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit dar. 2) Eine Anekdote, deren Wahrheit der in selbiger genannte M. Voigt verbürgte, und die mir durch den Herrn Magazinverwalter Richter in Freyberg mitgetheilt worden ist. — Es ist übrigens schon bey der Ankündigung des Druckes dieser Briefe bemerkt worden, daß der Ertrag desselben zu einem Beytrag für unsre Gelertstiftung bestimmt ist, welche Bestimmung Frau Wilhelmine, Gattinn des Herrn Kaufmann Scheunert in Freyberg, und ihr Vater, der Herr Rector Weber, gern genehmigten.

Haynchen, am 19. Aug. 1819.

Der Herausgeber.

Verzeichniß
der
Pränumeranten.

Die hinter einigen Namen stehenden Ziffern bestimmen die Anzahl der Exemplare, wenn auf mehr als eines pränumerirt worden ist.

Aarau.

Herr Sauerländer, Buchhändler. 2.

Altenberg.

" Kaden, Rector.

Altenburg.

" Schnuphase, Buchhändler.

Annaberg.

" C. G. Hähnel.

Asch.

" Andr. Chr. Kirchhoff, jun.

Augsburg.

Herr Calmberg, Kaufmann.

Auma.

" Baumann, Kaufmann.
" Henfoldt, Lieutenant.
" M. Küchler, Oberpfarrer.

Basel.

" Dienast, Schaffner.
" Neukirch, Buchhändler. 3.

Bautzen.

" Schulze, Buchhändler. 2.

Berlin.

" Joh. Gottfried Bremer, Privatgelehrter und Schriftsteller.
" Enslin, Buchhändler.
" Nauck, Buchhändler. 2.
" Ferd. Oemigke, Buchhändler.
" Voß, Buchhändler.

Braunschweig.

" Fridolin.

Braunsdorf bey Auma.

" Reinhard, Pastor.

Burkhardsdorf.

" Drechsler, Pastor.

Canitz.

Herr Schmidt, Pastor.

Chemnitz.

Herr Bach, Amtshauptmannschaftlicher Secretär.
" Peterfell, Chausseegeld-Einnehmer.
" Schluttig, Glasfactor.
" Starke, Buchhändler. 3.

Clausnitz.

" Greif, Pastor.

Coburg.

Herren Meusel und Sohn, Buchhändler.

Coldiz.

Herr Gottl. Fr. Wehlte.

Copenhagen.

" Brummer, Buchhändler. 20.
" Reitzel, Buchhändler. 2.

Culitzsch.

" M. Fiedler, Pastor.

Cunnersdorf bey Camenz.

" v. Lippe.

Dessau.

" Ackermann, Buchhändler.

Dittersdorf bey Pirna.

Herr M. Dittrich, Pastor.

Döbeln.

" Bestlein, Senator.
" Ochmichen.
" Schloßhauer, Steuereinnehmer.

Dresden.

" Arnold, Buchhändler. 6.
" J. A. Christ, Hofschauspieler.
" Aug. Wilh. Dresler, Weißbäckermeister.
" Ficinus, Apotheker. 7.
Frau Rectorinn M. Haymann.
Herr J. W. S. Lindner, Advocat.
" May, Finanzsecretär.
Demoiſ. Müller.
Herr Reibold, Geh. Finanzrath.
" Joh. Gottl. Roch. 2.
Frau von der Sahle, geb. von Burgsdorf.
" Pastorinn Schlegel, geb. Lucius, hat 1 Thlr. bezahlt.
Herr Cammerjunker von Schleinitz, Regierungs-Assessor.
" Schröder, Finanzregistrator.
Frau Oberstlieuten. von Vieth. 2.
Herr Walther. Buchhändler. 2.
" Wendt, Geheimderath.

Dürrenberg.

Herr Porse, Materialien-Rendant.

Eisleben.

Frau Dr. und Prof. Schmid.

Forchheim.

Herr M. Eisenstuck, Pastor.
" Schütze, Schulmeister.

Frankenberg.

" M. Sillig, Oberpfarrer.

Frankenstein.

" M. Schneider, Pastor.

Frankfurt am Mayn.

Die Jägersche Buchhandlung.
Herr Varrentrapp, Buchhändler.

Freyberg.

Herr von Ambach, Lieutenant.
" Drechsler, Gerichtsdirector. 2.
" Eichsfeld, Kaufmann.
" Engelschall, Kaufmann. 2.
Frau Advocat Franz.
Herr Dr. Frisch.
" Fröbe, Hüttenschreiber.
" David Gerlach in der Thieleschen Fabrik.

Herr Göldner, Kaufmann.
Frau Kaufmann Hennig.
Herr Oberst von Hoffmann.
" Hauptmann Kändler.
" Fischer, Apotheker.
Herr Rittmeister Baron von Odeleben.
Frau Amtspr. M. Petsche.
Herr Richter, Magazinverwalter.
" Roll, Registerschreiber.
" M. Rädiger, Conrector. 7.
" Schirmer, Registerschreiber.
" Schneider, Vicegewerkenprobierer.
Frau Bürgermeisterinn Stockmann.
Herr Vehse, Floßmeister.
" v. Weiß, Bergcommissionrath.
" Weiße, Tapezierer.

Gera.

" Corrector Frommhold in Schleiz.
" John in St. Gangloff.
" Gaupe, Zucht- und Waisenhausprediger und Vicarius der Hofpredigerstelle.
" Strauch, Hofrath. 2.

Giesen.

" Heyer, Buchhändler.

Glaubitz bey Großenhayn.

" Wilh. v. Zieskv.

Görsdorf.

Frau Kohlschreiber Hofmann, geb. Fiedler.

Gotha.

Frau Chur. Emminghaus. 1.

Großenhayn.

Herr Weinert, Studios. philolog.

Groß-Olbersdorf bey Zschopau.

" M. Schreiber, Pastor.

Großmilkau.

" Moritz, Schullehrer.

Großröhrsdorf.

" Dreßler, Cantor.
" Pietzsch, Erblehnrichter.

Großschirma.

" M. Fiedler, Pastor.

Grünhayn bey Annaberg.

" von Aderkas, Pfarrer. 2.

Halberstadt.

Die Voglersche Buchhandlung. 6.

Halle.

Herr Superintendent Fulda. 14.
Herren Hemmerde u. Schwetzschke, Buchhandl. 2.

Herr Renger, Buchhändler.

Die Waisenhaus-Buchhandlung. 3.

Hamburg.

Herren Perthes u. Besser, Buchhändler. 25.

Hamm.

Herr Fuhrmann, Prediger.

Herren Schulz u. Wundermann, Buchhändler. 2.

Hannover.

" Gebrüder Hahn, Buchhändler. 4.

Hayndchen.

Herr Major und Johanniter-Ritter von Schönberg auf Börnichen, Wingendorf mit Hayndchen ꝛc. 2.

" Beyer, Gerichtsdirector.

Frau D. Arnoldinn.

Herr C. G. Auerbach, Zeug- und Leinweber.

" J. G. Auerbach, detzl.

" Bachhon, Handlungs-Commis.

" Becker, Bürgermeister. 2.

" Beyer, Senator.

" Beyer, Stadtrichter.

" Beyer, Tuchmacher.

" Billetter, Zie- und Cattunbrucker.

" Bogner, Zeug- und Leinweber.

Geschwister Boier.

Herr Berger, Tuchmacher.

Herr Clemen, desgl.
" Degenkolb, Fabricant.
" Dietze, Zeug- und Leinweber.
" Engelmann, Gütherbeschauer.
" Engelmann, Zeug- und Leinweber.
" Feigenspann, Lohgerber.
" M. Fiedler, Oberlehrer der Töchterschule.
" Flatter, Zeug- und Leinweber.
" Fordtrann, Kaufmann.
" Gehrig, Tuchmacher.
" Gette, Chirurgus.
" Grahl, Stadtrichter und Rathskämmerer.
" Grahl, Zeug- und Leinweber.
" Günther, Kirchner.
" Hausmann, Zitz- und Cattundrucker.
" Herfurth, Kaufmann.
" Herfurth, Zeug- und Leinweber.
" Hertwig, Zeug- und Leinweber.
" Hetzel, Seifensieder.
" Hirsch, Fabricant.
" Höpner, Stadtmüller.
" A. Höpner, Tuchmacher.
" F. A. Höpner, desgl.
" J. G. Höpner, desgl.
" Kirbach, desgl.
" Kreller, Seifensieder.
" Köhler, Tuchmacher.

Herr Kunze, Zeug- und Leinweber.
" Kühn, Stadtmusicus.
" Lange, Tiefermeister.
" Lechla, Kaufmann.
" Fr. Leonhardt, sen.
" Matthes.
" Maukisch, Cantor.
" Melter, Apotheker.
Geschwister Müller.
Herr Müller, Seilermeister.
" Müller, Zeug- und Leinweber.
" Neubert, Senator.
" Nau, Gätherbeschauer.
" A. F. Reinhold, Zeug- und Leinweber.
" C. F. Reinhold, desgl.
" Richter, Brauer.
" Ritzel, Nadler.
" Roß, Färber.
" Saupe, Tuchmacher.
" Schink, Senator.
" Schloßhauer, Tuchmacher. 2.
" Schmidt, Tuchbereiter.
" Schmidt, Zeug- u. Leinweber.
" Schulze, desgl.
" Schuster, desgl.
" Seibel, Tischlermeister.
" G. Stein, Zeug- und Leinweber.
" J. G. Stein, desgl.

Lossa bey Wurzen.

Herr Schmerler, Amtshauptmannschaftlicher Secretär.

Lengefeld.

" M. Bonitz, Pastor.

Lingen.

" Jülicher, Buchhändler. 7.

Lübben.

" Alberti, Bürgermeister.

" Getsch, Buchhändler.

Magdeburg.

" Creuz, Buchhändler.

" Matthias, Consistorial- und Schulrath und Rector. 3.

Mainz.

" Kupferberg, Buchhändler. 2.

Marbach.

" M. Semmt, Pastor.

Marburg.

" Krieger, Buchhändler. 2.

Marienberg.

" M. Hennig, Pastor.

Markneukirchen.

" M. Crasselt, Diaconus.

Meineweh.

Herr M. Lechla, Pastor.

Meissen.

" Albanus, Apotheker.

" Wieck, Schneidermeister.

Merseburg.

Frau Rectorinn Heimbach.

" Hofräthinn Herold, geborne Schwope.

Mittweida.

Herr M. Facilides, Archidiaconus.

Frau Bürgermeisterinn Grosse.

Herr Samuel Klinge.

Muckern.

Frau Teichmann.

Nebra bey Querfurt.

Durch Herrn Pastor M. Ritter für:

Demoiſ. Emma Schmidt in Weissenfels.

" Fanny Ritter in Nebra.

" Jenny Ritter in Nebra.

" Lina Schönburgk in Freyburg.

" Charl. Sachse in d. Grabermühle bei Nebra.

" Julie Sachse daselbst.

Herr Carl Sachse, daselbst.

" Robert Geyer in Nebra.

" Carl Ludwig Wagner daselbst.

Herr Stock, Weißbäcker.
= Uhlmann in Berbersdorf.
= Ulbricht, Zeug- und Leinweber.
Ein Ungenannter.
Herr Weber, Kaufmann.
Herr Weise, Stadtrichter.
= C. Fr. Werner.
= Wilde, Zeug- und Leinweber.
= Wilke, Stadtrichter.
= Zöllner, Schneidermeister.

Helmstädt.

= Fleckeisen, Buchhändler.

Hohendorf.

= M. Nobbe, Pastor.

Hohenstein.

Frau Amtmanninn Löser.

Johnsbach.

Herr Büttner, Pastor.

Kleinwaltersdorf.

= M. Kelle, Pastor.

Königsbrück.

= Dr. Schmalz.

Königstein.

= Nagel, Cantor.

Krummhennersdorf.

Herr M. Weiner, Pastor.

Lausigk.

= Rector Heydel.

Leipzig.

= Joh. Jac. Albrecht, Chemicus.
= Caspari, Kaufmann.
= Cnobloch, Buchhändler. 11.
= Dyck, desgl. 2.
= Fr. Fleischer, desgl.
= Freye und Comp. 3.
= Dr. Gräfenhein.
= = und Professor C. F. Ludwig.
= Mittler, Buchhändler.

Madame Möbius.

Herr J. Müller.

Die Reinsche Buchhandlung. 2.

Herr V. A. T. Schindelhauer, Papierhändler.
= J. G. Schmidt.

Frau Johanna Doroth. Sonnenkalb, geb. Beerbaum.

Herr Teichmann.
= W. Vogel, Buchhändler. 5.
= J. G. Wolffs Wittwe.

Eine Ungenannte.

Pielitz bey Camenz.

Frau Gräfinn Augusta von Einsiedel.

Priesteblich.

Herr Geßert, Pastor.

Priorau.

" M. Schmidt, Pastor.

Reichenbach im Voigtlande.

" Fr. Pleß jun.

Reichstädt.

" M. Harnisch, Pastor.

" Klinger, Rittergutspächter.

Rodemeischel bey Camburg.

Frau Ernestine von Bose, geb. von Voß.

Ronneburg.

Herr Hänze, Kaufmann.

Roßau.

" Petzold, Hofjäger.

" Schramm, Oberförster.

Roßwein.

" von Böhlau, Amtmeister.

" Lommatzsch, Bürgermeister.

Sadisdorf.

" M. Schwenke, Pastor.

Satzungen.

Herr Treuth, Pastor. 7.

Schleinitz.

" M. Heinse, Candidat.

Schleitz.

" Oehlher, Pastmeister.

Schneeberg.

" Baber.

Schönbrunn.

" Aug. von Schindel, Landesbestalter.

Schönfeld.

Frau Pastorinn Schmidt.

Seidnitz.

Herr Kreßer, Guthsbesitzer.

Stendal.

Herren Franzen und Gresse, Buchhändler.

Stenderf bey Naumburg.

Frau Christiane v. Feilitzsch, geb. v. Tümpling.

Stünzhayn.

Herr Hempel, Pastor.

Triptis.

" Fiedler, Oeconomie-Inspector.

Herr Christ. Gottlob Clauß in Weissenborn.
" Franz Albr. Greßler in Schloß-Beichlingen.
" Ferdinand Struppe in Tromsdorf.
" Otto Ritter in Saalborn.
" Adam Wilh. Beyer, Thomaner in Leipzig.

Neudietendorf bey Erfurt.

rau Gräfinn v. Kamecke, geb. Gräfinn zu Lynar.

Neukirchen.

rr Fiedler, Diaconus.

Neustadt an der Orla.

" Hänsig, Hammerwerksbesitzer.
" Wagner, Buchhändler.

Niederforchheim.

" Günzel, Richter und Steuereinnehmer.

Nordhausen.

Happach, Buchhändler.

Nöthnitz.

eis. Lina Pohlinn.

Nürnberg.

Felsecker, Buchhändler. 11.
n Monath und Kußler, Buchhändler. 8.
Dr. Spies.

Obergruna.

Herr M. Hahmann, Pastor.

Oderan.

" Fickler, Senator.
" Gottleber, Pastor.
" Kretzschmar, Regimentsarzt.
" Lechla, Kaufmann.
" Schramm, Inspector.
Eine Ungenannte.

Olbernhau.

Herr Jacobi, Diaconus.
" Meerheim, Apotheker.

Ostrau bey Zeitz.

Durch den Herrn Rittmeister und Stiftsdirector von Lichtenhayn:
Herr Domkämmerer Brohmer in Naumburg.
" Franke, Mühlenbesitzer.
Fräulein Joh. Friederike von Lichtenhayn.

Pappendorf.

Herr M. Kell, Pastor.

Pedelwitz.

Fr. Chr. E. A. verehelichte Pastor Winkler, geb. Weide, Gellerts dritter Schwester, Christ. Eleonore, Enkelinn.

Herr Haller, Oberpfarrer und Adjunctus.
" Hartenstein, Cantor.
" Schwender, Bürgermeister.
" Schwender, Gastwirth.
" Trainer, Ober-Impost-Einnehmer.

Tübingen.

" Osiander, Buchhändler. 2.

Unkersdorf.

" Wagner, Pastor.

Waldheim.

Herr M. Wigand, Inspector.

Waldkirchen.

" Drechsler, Pastor.

Weimar.

" Hoffmann, Buchhändler. 3.

Wien.

Herren Heubner und Volke, Buchhändler. 6.
Herr P. J. Schalbacher, Buchhändler. 2.

Winterthur.

" Steiner, Buchhändler.

Wittenberg.

" Asmann, Professor.
" Henning, Probst in Coswig.

Wolfenbüttel.

Die Herzogliche Bibliothek.

Zittau.

Herr Schöps, Buchhändler. 8.

" v. Wolframsdorf, Oberlieutenant.

Zottewitz.

Frau von Polenz.

Zschopau.

Herr Buschick, Diaconus.

Zwönitz.

" M. Korz, Pastor.

Nachtrag.

Frau Kriegs- und Steuerräthinn Müller in Glatz.

1.

Meine liebe Jungfer Braut,

Unter meinen annehmlichen und sinnrei-
en Denksprüchen, die ich immer im Mun-
zu führen pflege, ist dieser einer der ver-
hmsten:

Ehestand
Wehestand.

durch will ich den angehenden Ehelenten
versichen geben, daß die beste Ehe nicht
e Kreuz, und die zufriedenste nicht ohne
Vergnügen ist. Wenn ich ihnen nun
Herz ein bischen schwer gemacht habe,
ale ich ihnen ein Paar Tauben, die sich
einem Sturmwinde unter das Dach ver-
n und sich zärtlich umarmt haben, mit
berschrift:

Durch Eintracht und durch Zärtlichkeit
Verringert sich das schwere Leid.

Den Sturmwind lasse ich von Norden her wehen in Gestalt eines großen Blasebalgs.

Einst wurde ich von einer Braut gefragt, wer in der Ehe zu den meisten Verdrießlichkeiten Anlaß gäbe, ob der Mann, oder die Frau? Ich legte meinen Finger an die Nase und sann lange nach, endlich brach ich in diesen Denkspruch aus:

Oft liegt die Ursach an dem Mann,
Oft ist die Frau auch Schuld daran.

Ich wurde, weil sie hörte, daß ich so nachdenklich antworten konnte, ferner gefragt, worüber wohl die meiste Uneinigkeit in der Ehe herkäme? Da sollte man nun denken, ich würde wieder lange nachgesonnen haben; allein mit der größten Geschwindigkeit fieng ich an:

Der meiste Krieg, der meiste Streit
Entsteht durch eine Kleinigkeit,
Die wird durch Unbescheidenheit
Ein Krieg von vieler Wichtigkeit.

Weil ich sahe, daß meine Aussprüche gefielen: so fuhr ich poetisch fort:

Ein Ehstand ist alsdann beglückt,
Wenn eins sich in das andre schickt,
Wenn eins das andre liebt und scheut;
Er nicht befiehlt, Sie nicht gebeut;
Wenn eins dem andern, reich an Zucht,
Stets mehr noch zu gefallen sucht,
Und beid' noch so bedacht seyn,
Als wollten sie erst einander freyn,
Und keins die Fehler sehen läßt,
Als wärs noch vor dem Hochzeitfest,
Wo man die gute Seite zeigt,
Und eins das andre fein betrügt:
In Wahrheit, solcher Betrug ist gut,
Und stärkt die Lieb, die fallen thut,
Wenn man aus viel Vertraulichkeit
Unachtsam wird und sich nicht scheut
Zu thun, als wär der Ehestand
Ein Freybrief für den Unverstand.
Wer diese Regeln nimmt in Acht,
Und täglich sich noch mehre macht,
Und hat ein tugendhaft Gemüth,
Das Geiz und auch Verschwendung flieht,
Des Eh wird frey von Noth und Pein
Und reich an Lieb und Segen seyn.

h habe solcher Zuchtsprüche noch viel mehr
macht; allein ich will sie nicht alle hieher
en, Ihr möchtet sonst glauben, daß ich

damit prahlen wollte. Kurz und gut, und im Ernste zu reden: Ich wünsche Euch zu Eurer Ehe viel Glück und habe die größte Hoffnung, daß Euer Mann nicht übel und Ihr nicht schlecht gewählet habt. Macht ihm mein ergebenstes Compliment und sagt ihm, daß er einen Herrn Bruder an mir kriegte, den er nicht besser wünschen könnte. Denn meinen Ruhm und alle meine übrigen Verdienste ungeachtet: so ist das schon sehr gut für ihn und alle meine Anverwandten, daß ich niemals heirathen werde. Folglich fällt mein ganzes Vermögen auf mein liebes Geschwister*). Die Hochzeit soll sehr klein seyn, und dieses ist sehr vernünftig. Sie soll auf Lichtmesse seyn und ich soll dabey seyn — da ließe sich noch etwas einwenden: doch wenn ich gesund bin, so müßte endlich

*) Daß Gellert hier scherzend schrieb, beweis sein Nachlaß, welcher bey seiner bekannten uneigennützigen, auch fast in jedem dieser Briefe ausgesprochenen Wohlthätigkeit nicht anders als sehr gering seyn konnte.

Anm. d. Herausg.

wohl zu acht Tagen Zeit Rath werden. Wenn ich nur das Tanzen nicht vergessen habe; denn ohne zu tanzen wollte ich nicht einen Fuß vor die Thüre setzen. Ach was würden der Papa und die Mama sagen, wenn sie meine Hochzeit zugleich mit begehen könnten! Ja ich glaube es wohl. Die Mama würde vor Freuden weinen und ich vor Betrübniß, daß ich eine Frau hätte. Zur Hypochondrie auch noch eine Frau; das wäre zu viel Kreuz. Ich kann das eine allein kaum ertragen. Grüßt den lieben Papa und die liebe Mama gehorsamst.

Leipzig, den 14. Jan.
1746. Gellert.

Anmerkung des Einsenders.

Der Bräutigam der Jungfer Christiane Eleonore Gellert war M Christian Nathanael Hochmuth, damals Pfarrer in Thalheim bey Stolberg, dann in Zschorla bey Schneeberg. Schon nach einem Jahre lösete der Tod dieses so schön geknüpfte Band. Gellerts geliebtes Lorchen erfreuete ihrer Gatten durch eine Tochter, Augusta Salome; sie legte ihre Wochen

gesund zurück; aber gleich nach dem ersten Besuche des Gotteshauses erkrankte sie, und wurde fast am nämlichen Tage als Leiche aus dem Pfarrhause getragen, in welches sie als Hausfrau vor einem Jahre eingezogen war. Als Gellert Nachricht von der Entbindung der geliebten Schwester erhielt, schrieb er ihr: „Aufs Frühjahr werde ich, so ich lebe und gesund bin, Euch besuchen.“ Da nach wenigen Tagen die Trauerpost ihm zukam, so schrieb er dem Herrn Bruder Witwer: „Ich Thor! Ich hätte hinzu setzen sollen — — und so ihr lebet.“ Auguste Salome verband sich mit M. Lebrecht Weide, Pfarrer in Kirchbeilingen bey Langensalza, und endete als Witwe 1813. in Folge der Kriegesschrecken nach dem 2. May bey ihrer einzigen Tochter, der Pastorinn Winkler, in Podeiwitz unweit Pegau.

Winkler.

2.

Hochwohlehrwürdiger Herr Pastor,
Hochzuverehrender Herr Bruder,

Sie haben mir Ihre Freundschaft und Ergebenheit auf eine so liebreiche und edle Art zu erkennen gegeben, daß ich kaum weis, wie ich Ihnen dafür danken soll. So viele Zeilen so viele Beweise sehe ich von einem ausnehmenden Wohlwollen und Vertrauen gegen mich. Ich nehme beides als ein Geschenke an, das ich noch verdienen soll; und ich werde mich mit dem größten Fleiße bemühen, Sie durch die aufrichtigste Freundschaft in der guten Meynung zu bestärken, die Sie, ohne mich zu kennen, von mir gefaßt haben.

Ich wünsche mir und meiner Schwester Glück, daß sie an Ew. Hochwohlehrwürden einen so liebenswürdigen Ehemann, und ich an Ihnen einen so rechtschaffenen und gelehrten Freund erhalten habe. Gott lasse Ihre Ehe vergnügt und dauerhaft seyn, und

den Segen meiner lieben Eltern und meine Hoffnung an Ihrer Frau wahr werden.

Das Vergnügen, bey Ihrem Hochzeitfeste gegenwärtig zu seyn, werde ich leider nicht haben können. Meine Verrichtungen, die Jahreszeit und meine Leibesbeschaffenheit sind Hindernisse, die sich gar nicht heben lassen. Doch auf Ostern, wenn Gott will, werde ich Sie gewiß besuchen und einen Zeugen von dem vergnügten Fortgange Ihrer Ehe abgeben, da ich bey dem Anfange derselben nicht habe zugegen seyn können. Ich freue mich recht auf diese Zeit. Ich habe mir vier Wochen ausgesetzet, um mich in der Gesellschaft der Meinigen von den mühsamen Verrichtungen zu erholen, in die mich meine Lebensart gesetzet hat. Ich will den lächerlichen Sorgen der Ehre und des Ruhms auf einige Zeit entfliehen, und das unschuldige Vergnügen schmecken, das man in dem Umgange und dem Beyfalle der Seinigen weit lebhafter, als in der Gesellschaft derjenigen findet, die mit uns nach einem Ziele laufen. Von diesen vier Wochen wer-

de ich wenigstens einige Tage bey Ihnen zubringen, und mir in Ihren Gesprächen und in dem Vergnügen Ihrer Ehe die Munterkeit verschaffen, die ich suche.

Ich habe die Ehre, nebst einem ergebensten Grusse an die werthen Ihrigen, mit der größten Hochachtung zu seyn

Ew. Hochwohlehrwürden

Leipzig, den 24. Jan.
1746.

ergebenster Diener und Schwager,
Christ. Fürchteg. Gellert.

3.

Liebe Mutter,

Freuen Sie Sich, ich habe Ihnen eine gute Nachricht zu melden; aber ich werde Ihnen nicht gleich sagen, wen sie angehet. Nein, ich will den Ausgang wie die Romanschreiber verbergen, und Sie erst durch den Eingang meiner kleinen Geschichte neuglerig machen. Vor einigen Wochen schrieb der Baron Krausen in Schlesien, den ich nicht kenne, einen Französischen Brief an mich, und bat mich, unter vielen Lobsprüchen, um mein Urtheil über gewisse Schriften von seiner Arbeit, die er wollte drucken lassen. Ich sah die Werke an, und fand sie des Druckes nicht werth. Dieses schrieb ich ihm, und sagte mit großer Bescheidenheit, daß sie mir nicht gefielen. Die andere Hälfte seines Briefs bestand aus Anerbietungen. Er versicherte mich, daß er mir gar zu gewogen wäre, daß er mir gar zu gerne dienen wollte, und daß ich ihm eine Freude machen

würde, wenn ich ihm eine Gelegenheit dazu gäbe. Er wollte sich deswegen die Freyheit nehmen und einige vertraute Fragen an mich thun: — ob ich verheirathet wäre, ob ich Kinder hätte, wie hoch sich meine Einnahme beliefe, ob ich jemanden zu versorgen hätte. Ich beantwortete diese Familienfragen sehr kurz, bedankte mich für seine Großmuth, und bat, daß er sie in Freundschaft verwandeln möchte. Ich glaubte, er wollte durch seine Gefälligkeit nur meinen Beyfall und meine Erlaubniß, sich drucken zu sehen, erkaufen; ich schlug also alles aus; denn ich hätte zu seiner Autorhitze nicht ja gesagt, und wenn er mir ein ganzes Ritterguth angeboten hätte. Ich konnte natürlicher Weise keine gute Wirkung von meiner Antwort vermuthen; dennoch ist sie erfolgt. Der Herr Baron schrieb mir, und war über meine grausame Aufrichtigkeit beschämt und entzückt zugleich. Kurz er glaubte, daß ich recht hätte, und daß ihn die Schmeichler zur Unzeit gelobt hätten. Er kränkte sich, daß ich seine Anerbietungen ausgeschlagen hatte,

und fragte mich, ob ich ihm nicht erlauben wollte, daß er Ihnen, liebe Mama, jährlich eine kleine Pension bis an ihr Ende aussetzen dürfte. Diese Erlaubniß habe ich ihm gegeben, weil sie für mich rühmlich ist. Ja, liebe Mama, ich freue mich, daß ein Fremder, der mich nicht anders als den Schriften und dem Rufe nach kennt, mir dadurch seine Achtung und seine Liebe zu erkennen geben will, daß er gegen Sie aufmerksam und gütig ist. So hat der Ruhm, der beschwerliche, mir oft entsetzliche Ruhm, doch endlich etwas ausgerichtet, das mir lieb seyn muß. Der Herr Baron Crausen hat Ihnen jährlich 50 Gulden ausgesetzt, und mich an ein Paar Breslauer Kaufleute gewiesen, bey denen ich in der Leipziger Oster- und Michaelis-Messe das Geld gegen einen Schein heben lassen soll. Damit Sie nun seine Freygebigkeit gleich genießen, so schicke ich Ihnen die Hälfte der Pension, welche zu Ostern gefällig ist, nämlich 25 Gulden, zum voraus. Ich kann den Verlag sehr leicht über mich nehmen, weil ich meine Pension aus

Meißen auf ein halbes Jahr unlängst erhalten habe; und noch dazu einen Termin, der älter ist, als der Befehl, auf den ich nicht habe hoffen können, weil ich nicht wußte, von welcher Zeit an meine Pension, die vor mir ein Professor in Wittenberg gehabt hat, erledigt worden; denn es stand im Befehle: Von der Zeit an, da die Pension offen werden. Gott sey für alles gepriesen! Er gebe Ihnen ruhige Feyertage, und ein gesundes und zufriedenes neues Jahr!*) Dieses wünsche ich von Herzen und bin

Ihr

lieber Sohn,

C. F. Gellert.

*) Das Jahr, in welchem dieser Brief geschrieben ward, ist nicht bemerkt; wahrscheinlich wurde er 1750. geschrieben. Denn Gellerts Mutter starb am 23. Januar 1759., und sie genes, so viel mir aus mündlicher Sage bekannt ist, dieser Wohlthat neun bis zehn Jahre.

A. d. H.

4.

Liebe Schwester,

Ich bin, Gott sey gepriesen! wieder in Leipzig, und habe das Mühselige der Reise und der Cur zum andernmale überstanden. Ich habe das Wasser nur vierzehn Tage getrunken, und bin überhaupt nur sechzehn Tage in Carlsbad gewesen; aber unruhiger als das erstemal, ich weis nicht warum, vielleicht hat der Mangel an Gesellschaft etwas, oder wohl das Meiste, beygetragen. Es war, außer Dr. Tillingen, niemand zugegen, mit dem ich umgehen konnte, und dieser gute Mann machte mich durch seine Furchtsamkeit noch furchtsamer. Gleich nach den ersten Tagen wünschte ich mich wieder fort, und dieser Wunsch verließ mich selten. So sind wir kindische Menschen. In Leipzig wünschte ich bald ins Carlsbad zu kommen, und schmeichelte mir, wie gelassen und ruhig ich da seyn, und mein Schicksal abwarten würde. Kaum war ich daselbst, so

sahe ich, daß ich mich hintergangen hatte, und nun war mir Leipzig der Ort, den ich wünschte und suchte. Genug, es ist alles vorbey, und vielleicht läßt mich Gott noch eine gute Wirkung des Brunnens genießen. Das sehe ich, daß meine Gesundheit sehr unbeständig ist, und daß ich oft in wenig Augenblicken von allen Kräften komme, ohne zu wissen wie. So bin ich denn wieder in Leipzig; darum bat ich Gott, und ich will getrost seyn. Was macht die liebe Mama? Was macht Ihr alle? Ich grüsse Sie und Euch, und hoffe bald das Beste von Hause zu hören. — — Dr. Tilling hat sich wieder als ein wahrer Freund um mich verdient gemacht. Lebt wohl, Gott gebe es Euch und mir.

Leipzig, den 4. Jun.
1754.

G.

5.

Der Zufall der guten Mama hat mich erschreckt; aber Gott sey Dank, daß er keine schlimmern Folgen gehabt hat. Er wird ihr helfen bis an das Ende ihrer Tage. Vielleicht sehe ich sie künftige Feyertage. Denn daß ich verreise, ist in meinen Gedanken, wenn Gott will, fest beschlossen; aber ich weis nicht wohin. Es kann kommen, daß ich die ganze Zeit von Ostern bis Pfingsten zu einer Reise für meine Gesundheit und Ruhe anwende *). Ich habe Ursache, Gott herzlich zu danken wegen meiner jetzigen Gesundheitsumstände. Sie sind nicht mehr so ängstlich, als da ich bey Euch war. Lebt alle wohl, Gott gehe es!

Leipzig, den 24. Jun.
1754.

G.

*) Der aufmerksame Leser beobachtet, daß Gellert diesen Besuch für das künftige Jahr versprochen habe. A. d. H.

6.

Ich habe jetzt des Tages fünf Collegia, so viel habe ich ihrer nie gehabt. Vielleicht denke ich weniger an mich, wenn ich mit Arbeit überhäuft bin. Meine Gesundheit ist noch sehr wandelbar; aber, Gott sey Dank! in voriger Woche habe ich etliche glückselige Tage gehabt. Das Lied, das der Bruder in Freyberg ehedem von mir erhielt, will ich Euch schicken, wenn ichs finde. — — Ich grüsse die liebe Mama, und wünsche ihr Leben und Gesundheit. Künftigen Donnerstag ist mein Geburtstag. Wünscht mir, daß dieser Tag ein Tag der Freude und der Ruhe für mich seyn möge.

Leipzig, den 1. Jul.
1754. G.

7.

Meine Gesundheit ist leidlich, wenn sie auch nicht die beste ist. Ich habe seit einiger Zeit viel gelitten; aber es bessert sich wieder. Die Gräfinn hat den Brief der Mama beantwortet. — — Das Schrecken mit dem Feuer ist groß gewesen; Gott Lob, daß es ohne Folgen geblieben ist. Ich verreiste gerne auf acht oder vierzehn Tage, aber ——*) Von wem das Etui ist, weis ich jetzt eben so wenig als Anfangs. Ich grüsse die Mama herzlich und alle. Lebt wohl!

Leipzig, den 25. Jul.
1755.

G.

*) Dieser Brief ist ein schöner Beweis von Gellerts Wohlthätigkeit bey eigener Entbehrung.
A. d. H.

8.

Ich muß Euch doch noch einmal in dem alten Jahre schreiben. Also ist es wieder glücklich vorbey, bis auf vier und zwanzig Stunden vorbey? Gott sey gelobet, der uns erhalten und beschützt hat, und uns ferner helfen wird nach seinem heiligen Willen! Es ist wahr, daß meine Gesundheit nicht die beste ist; allein sie ist vor drey Jahren weit schlechter gewesen. Ich habe in diesem Jahre viel Sorgen ausgestanden, und dennoch sind sie nie ganz über meine Kräfte gewesen. Ich plage mich mit einem finstern und verdrießlichen Wesen, das mir Arbeit und Vergnügen zur Last macht, und dennoch bin ich noch glücklicher, als hundert andre Menschen. Warum bin ich also nicht dankbarer gegen mein Schicksal. Die Gräfinn, die mich mit ihrer Gnade in diesem Jahre so gemartert und mir so manche Stunde entrissen hat, ist auch fort, und nach Wien ihres Processes wegen gereiset, und ich

fürchte nicht, daß sie so bald wieder kommen wird. Auch dieses macht mich noch nicht zufrieden. Man hat in diesem Jahre etliche von meinen Schriften in Paris ins Französische übersetzt und mir große Lobsprüche gemacht. Wie wenig rührt mich dieses! Ich habe beynahe etliche Hundert Thaler weniger in diesem Jahre eingenommen und doch keinen Mangel gespürt. Auch dieses sollte mich rühren. Doch nicht geklaget!

Eine meiner täglichen Sorgen ist G***l; denn da derselbe bey den jetzigen Umständen, bey der Aufsicht, bey den Beyspielen, die er hat, nicht fleißig und klug wurde: so fürchte ich, er wird es nie werden. Es ist wahr, er ist nicht alt; aber wenn ich bey seinem Alter jemanden gehabt hätte, der mir die Wahrheit so aufrichtig, so nachdrücklich und so liebreich zugleich gesaget hätte: so müßte ich früher klug geworden seyn. Mit einem Worte, er begeht keine Ausschweifungen, er hat sich etwas gebessert, er hält seine Stunden; allein er ist nicht aufmerksam, nicht bedachtsam, nicht begierig genug, etwas zu

lernen, und auch nicht sparsam genug. Er hätte niemals nach Freyberg kommen und strenger erzogen werden sollen. Doch ich will Geduld haben; denn was ist Erziehung ohne Geduld? Man hat mir vor wenig Wochen einen jungen Herrn von B. aus Z. empfohlen. Er wohnet in meinem Hause, ist erst achtzehn Jahre, ist Page in Z. gewesen. Diese Leute pflegen gemeiniglich nichts zu wissen und ungezogen zu seyn. Aber wie froh wäre ich, wenn G***l der Herr von B. wäre. Ich sehe nicht, wie der arme Vater die Kosten in die Länge bestreiten will, wenn G***l keinen Tisch im Convictorio erhält. Ich habe ihm ein alt Kleid gegeben, das er alle Tage trägt, weil sein altes nicht viel mehr taugte. — — Ich grüsse die liebe Mama von Herzen und wünsche ihr und allen meinen Freunden tausend Segen und Wohlergehen zum neuen Jahr. Lebt wohl.

Leipzig, den 31. Dec.
1755.

G.

9.

Grüsset die liebe Mama in meinem Namen herzlich, und wünscht ihr Gesundheit und Ruhe. Ob ich sie diesen Sommer sehen werde, das weis ich leider nicht. So groß mein Verlangen ist, so sehr schreckt mich doch der weite einsame und kostbare Weg; denn reiten kann ich nicht, und eine eigene Fuhre zu nehmen ist eine Sache von zwanzig Thlrn. Für die Nachricht von Reichenhayn danke ich Euch, grüsset den Herrn Pathen und die Frau Pathe herzlich von mir und wünschet ihnen Gesundheit und Zufriedenheit. Ich habe zehn Tage das bittere Wasser eine Stunde von hier mit dem Commissionrath Wagner getrunken und wenig Hülfe davon gehabt. Es waren fast alle Tage kalt und regnicht. Jetzt habe ich meine Arbeit wieder. Das meiste macht mir das Publicum, worin ich die Moral lese, umsonst, und etliche Hundert Zuhörer, dafür aber in meinen andern Stunden desto weniger habe.

Meine Gesundheit, ja die ist ziemlich baufällig; alles wird mir schwer und sauer; doch ich will nicht klagen, Gott hat ja bis hieher geholfen. Lebt wohl.

Leipzig, den 27. März
1756.

G.

10.

Hier folgen ein Paar Exemplare meiner vermischten Schriften, leset die Vorrede, wenn Ihr wissen wollet, wie es damit zugegangen ist. Ich habe 150 Thaler dafür bekommen, und es ist sehr billig, daß ich der Mama davon ein Paar Thaler zu Holze schicke. Ein Exemplar folgt für den Mittelsten *).

*) Unser Dichter Gellert war bekanntlich der dritte Sohn des Pastors Christian Gellerts zu Haynichen; der erste oder ältester hieß Friedrich Leberecht, und starb als Ober-Postcommissär zu Leipzig im Nov. 1769.; der zweyte Sohn oder der Mittelste Bruder hieß Christlieb Ehregott, war gebohren den 11. August 1713. Dieß ist der berühmte Berg-

Es kostet 16 gr. Dieses Geld gebt an ein Paar Arme, ohne mich zu nennen. Ich habe gestern meine Andacht gehabt und zugleich einen sehr trüben Tag; aber heute, Gott sey Dank! bin ich heitrer.

Den Herrn Bruder grüsse ich herzlich. Ich weis ihm wegen G***l jetzt keine wei-

---

rath Gellert, welcher, nachdem er in Meißen und Leipzig den Studien sich gewidmet hatte, im Jahr 1736. nach St. Petersburg als Lehrer gieng, nach zehn Jahren nach Deutschland zurück kam und sich nach Freyberg begab, daselbst seine Anfangsgründe der metallurgischen Chemie und der Probirkunst (Leipz. 1750. u. 1755.) schrieb, wodurch er, so wie durch seinen mündlichen Unterricht in allen Ländern ebenfalls rühmlichst bekannt wurde. Er war der Erfinder des kalten Anquickens, welches nachher auch im Großen durch den Hrn. Berghauptmann v. Charpentier eingeführt wurde. Ein Jahr vor seinem Tode erhielt er in dem jetzigen Bergcommissionrath Lampadius einen würdigen Substitut und Nachfolger auf seinem bergakademischen Lehrstuhl, und starb am 18. May 1795. im 82sten Jahr seines ruhmvollen Alters. Er war ebenfalls, wie sein Bruder in Leipzig, unverheirathet, und lebte blos seiner Wissenschaft und seinem Amte; wohlthätig gegen die Armen, streng in seinem Dienst,

tere Nachricht zu geben, als ich ihm in dem letzten Briefe gegeben. Ich will es noch einmal mit ihm versuchen, ob ich gleich sehr wenig Hoffnung habe. Aber genug, ich will es thun, um alles in der Welt gethan zu haben. Mich dauert der arme Vater, so oft ich an ihn denke. Gienge es denn nicht an,

---

frey mit seinen Freunden. Er hatte eine natürliche heitere Laune, und war darin das Gegenstück seines berühmten Leipziger Bruders. Er gehörte unter die altdeutschen Männer, die bey einer gewissen, oft halb zurückschreckenden, Rauhheit der Sitten doch einen hohen Grad von Gutmüthigkeit besitzen. Er schlug derb ab, was er nicht gewähren konnte; aber wenn er etwas versprochen hatte, so konnte man sich auch auf ihn mit Zuversicht verlassen; und daher galt ihm Vornehm und Gering gleich viel. In Schlichtegrolls Nekrolog a. J. 1795. II. Bd. S. 381. bis 391., besonders aber auch in der Standrede auf den Bergrath und Oberhüttenverwalter Christlieb Ehregott Gellert von seinem Schüler und Pflegesohn, dem Oberbergamts-Secretair Alex. W. Köhler. Freyberg 1795. 16 Seit. in 4to., findet man Mehreres von diesem Bruder in Freyberg oder Mittelsen, wie er in diesen Briefen hier und da manchmal genannt wird.

J. F. P.

daß er in ein Amt als Schreiber gethan würde, wo ihm der Actuarius auf der Seite säße, und ihm das gäbe, was er thun müßte. Ein Schreiber ist ein nothwendiger Mensch und unendlich besser, als ein verdorbner Student.

Lebt wohl. Gott erhalte die liebe Mama und euch alle gesund und wohl.

Leipzig, den 15. Nov.
1756.

G.

11.

Ich weis Euch wenig zu schreiben. Meine Gesundheit ist mittelmäßig, und dennoch, Gott sey Dank! erträglich. Gestern ist einer meiner Freunde, Professor Glöckner aus Freyberg, an einem Schlagflusse, der ihn gleich mit dem Ende des Collegii (das er gelesen), befallen hat, nach wenig Stunden gestorben. Es war ein lieber frommer Mann. Gott habe ihn selig! Ich bin etliche Stunden bey seinem Ende gewesen, das sanft, und für ihn, da er ohne Empfindung war, mehr als sanft war. Er ist in meinen Jahren *), und mir ein Beyspiel meiner eignen

*) Hieronymus Georg Glöckner war zu Freyberg im J. 1715. gebohren, also mit Gellert im gleichen Alter, wie er sagt. Er kam zeitig auf das Freyberger Gymnasium, und ging wohl vorbereitet in seinem zwanzigsten Jahre 1735. auf die Universität Leipzig. 1739. war er Hauslehrer beym Superintend. Strenz in Delitsch; 1747. kam er wieder nach Leipzig, ward Lehrer und Führer des nachmaligen Geheimen Raths Andr. v. Wagner, welcher 1805.

Hinfälligkeit; denn seine Krankheit, die er viele Jahre getragen, war die meinige. Vielleicht ist auch mein Ende, wie das seinige. Ich will ihn auf den Dienstag zu Grabe begleiten helfen und mich meines eigenen Todes erinnern. — — Grüsset die liebe Mama herzlich von mir und auch den Hrn. Bruder. G***l lebt jetzt, so viel ich sehe und denke, besser. Bald werde ich Euch ein neues Buch von mir schicken, wenn ich lebe. Lebt wohl; grüsset alle von mir.

Leipzig, den 6. Febr.
1757.

G.

---

zu Dresden verloren, und nachher erster Lehrer des nachmaligen berühmten Theologen Abr. W. Teller, welcher als Probst zu Berlin 1804. starb. Seit 1745. habilitirte er sich, und las mit allgemeinem Beyfall über die Griechischen und Römischen Autoren. Im J. 1754. ward er außerordentlicher Professor, starb aber schon den 5. Febr. 1757. im 41sten Jahre.

J. d. G.

12.

Liebster Bruder,

Endlich kann ich Euch meine Besserung eigenhändig melden, meine Genesung von einer sehr schweren Krankheit. Wie groß ist dieses Glück, und wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir gethan hat! Lasset Eure Freude Dank mit mir seyn und empfanget zugleich von mir, lieber Bruder! für all Euer Mitleiden und Eure Sorgfalt den brüderlichsten Dank. Saget ihn zugleich allen meinen Freunden. Meiner liebreichen Wirthinn und ihrem Gemahle bin ich tausendfache Verbindlichkeit schuldig, so wie ich ihnen tausendfache Sorge und Beschwerung gemacht habe. An einem fremden Orte habe ich alles gefunden, was sich ein Kranker von Großmuth und Mitleiden wünschen kann, und ich wüßte keinen Ort nach Leipzig, wenn ich einen zu meiner Krankheit hätte wählen sollen, als eben Penau, wo ich nach Gottes Willen

habe krank werden müssen. Nun ist es mein Wunsch, nach Leipzig zurück zu kehren; aber meine Kräfte sind dazu noch zu schwach. Das ganze Zedtwitzische Haus grüsset Euch. Lebet wohl, lieber Bruder! Meldet unsrer Mutter meine Besserung. Ausgegangen bin ich noch nicht, und mein Kopf ist sehr schwach. Lebet wohl.

Bonn, den 2. Nov.
1757. G.

13.

liebe Schwester,

Euer Brief ist mir herzlich angenehm und eine unvermuthete Beruhigung auf etliche Stunden gewesen, die für mich sehr traurig waren. Er hat mich noch in Bonau gefunden, und es scheint, daß ich an diesem Orte meinen Winter werde zubringen müssen, wenn mir Gott das Leben fristet. In Bonau also und nicht in Leipzig? Ja, denn meine Freunde und meine Geschäffte rufen mich nicht nach der Stadt, die ich nunmehr zwanzig Wochen nicht gesehen habe. Welch Schicksal! Doch ich werde es auch in Bonau überstehen können. Leider nicht tausend wackere Leute bey den gegenwärtigen Unruhen noch mehr, als ich? Ist es nicht genug, daß mir Gott das Leben und die meisten Kräfte wieder geschenkt hat? Also muß ich zufrieden seyn, und mir an den Umständen, die da sind, genügen lassen, und das Beste hoffen. — — Meine Verrichtungen

gen haben zeither meistens im Briefschreiben bestanden. Lesen über eine Stunde auf einmal kann ich nicht wohl. Mein Kopf gleicht oft meinem Magen, was er faßt oder sieht, beschweret ihn bald. Die Einsamkeit würde noch sehr erträglich werden, wenn ich wegen der Jahreszeit mehr in das Freye gehen könnte; denn gehen kann ich besser als sitzen, und mein erster Ausgang ist in die Kirche nach Meinerweh gewesen. In Donau sieht man mich gern, Herr und Frau von Zedtwitz erzeugen mir alle Freundschaft; aber ich habe doch zu wenig lebendigen Umgang. Von Beiden habe ich an die liebe Mama und an Euch alle viele Empfehlungen. Also ist die gute Mutter zu eben der Zeit krank gewesen, da ich es war; und Gott hat ihr auch wieder geholfen. Möchte ich doch dankbar genug seyn können! Grüsset sie kindlich von mir und danket ihr für all ihr mütterliches Mitleiden und Gebet. Gott stärke sie in dem angetretenen acht und siebzigsten Jahre ihres Lebens mit neuen Kräften, und an dem Ende ihrer Laufbahn mit

neuem Muthe! Ich danke Euch herzlich für alles, was Ihr meinetwegen gefühlet habt, und für alle Eure Gebete um meine Erhaltung. — — Meine ehemalige Flucht nach Eisenberg ist mit Ursache an meiner Krankheit gewesen. Ich wohnte bey einem Schmidt in einer neu gewissteten Stube. Neben mir wären ein Paar alte Jungfern, die meine Schriften gelesen hatten, und die mir tausend Gefälligkeiten erwiesen. Der Hofmeister, den ich hieher empfohlen habe, hat mir in meiner Krankheit sehr viel zu liebe gethan und nebst meinem Famulo viele Nächte bey mir gewacht. Der Commissionrath Wagner aus Leipzig hat viel sehr viel zu meiner Erquickung beygetragen. Gott vergelte es ihm. Er ist ehedem mein Zuhörer gewesen. Lebt wohl mit allen den Unsrigen und grüßt sie alle herzlich.

Gotha, den 4. Dec.
1757.

14.

Mein Zustand ist erleidlich, und Gott gebe, daß der Eurige allerseits es auch seyn und lange bleiben mag. Ich grüsse die liebe Mama und segne sie kindlich. Gott lasse es ihr auch in diesem Jahre wohlgehen. — — Der Baron Cronegk, ein Hofrath in Anspach, ein junger Herr von etlichen zwanzig Jahren, mein Zuhörer vor einigen Jahren, und mein Freund, ein treffliches, gelehrtes, geistreiches und frommes Kind, ist an den Blattern auf einer Reise nach Nürnberg gestorben; aber mit großem christlichen Heldenmuthe*). Sein Tod hat mich in meiner Einsamkeit viele Thränen gekostet, und mich an den meinigen erinnert, den Gott im Him-

*) Joh. Friedr. Freyherr von Cronegk, Markgräfl. Brandenburg-Anspachischer Hofrath seit 1752., war zu Anspach gebohren den 2. Sept. 1731., und starb im [illegible]sten Jahre den 31. Dec. 1758. Man sehe dessen von [illegible] herausgegebene Schriften. 2 Bde. Leipzig u. Anspach 1761.
A. d. V.

mel zu seiner Stunde mir wolle selig seyn lassen, das einzige Glück des Christen. Ein Preußischer Major von Kleist, der in Leipzig steht, und ein großer Poet ist, hat auf meinen vermeynten Tod vier Verse gemacht, die ich Euch hersetzen will:

Als Dich des Todes Pfeil, o Gellert! längst getroffen,
Klagt' ich und meint', und sah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Ich bin bey der letzten Zeile beynahe in Ohnmacht gefallen. O Gott, wer wäre ich, welcher Engel wäre ich, wenn ich diesen Lobspruch verdiente! Grüsset alle meine Freunde herzlich, und lebt wohl. Ich werde, wenn ich lebe, diesen Winter in Venau bleiben.

Venau, den 22. Jan.
1758.

G.

15.

Euer Brief, auf den ich lange gehofft habe, ist mir bis auf die tragische Nachricht von F. sehr angenehm gewesen. Möchte doch der betrübte Fall dieses Verstorbenen allen, insonderheit jungen Leuten, ein Schrecken gegen alle Ausschweifungen und böse Gewohnheiten erwecken! — — Meine Gesundheit hat seit einigen Wochen vermuthlich durch die Jahreszeit gelitten. Ich schlafe wenig, und habe wenig Athem, insonderheit gegen Abend, und alsdenn, wenn ich ins Bette komme, wo ich oft aufsitzen muß, so kurz wird er. Doch Gott thue, was ihm wohlgefällt. Das Leben ist nicht mein Wunsch; aber ein seliger Tod, der sey mein täglicher Wunsch! Ich habe gestern mit der Herrschaft meine Andacht in Küstriz gehabt; und dieser feyerliche Tag, den ich mir als einen freudigen versprach, war für mein Herz ein finsterer und kaltsinniger Tag. Gott vergebe mirs, wenn die Schuld zum Theil meine

Schuld gewesen. G***l hat Gödicken geschrieben, daß er ihn wieder zu sich nehmen soll. Der gute Mensch! ich bedaure ihn; aber ich bedaure es noch mehr, daß ich nichts zu seinem Besten beyzutragen weis. Leipzig, das sein Glück hätte seyn sollen, ist durch seine Schuld sein Unglück, und er meine Plage gewesen. Gödicke hat einen Stubenpurschen und, welches sehr natürlich ist, keine Lust zu G***ln. Wollte Gott, ich wüßte dem armen Vater zu rathen, und müßte nicht hören, daß G***l sich von seinen unglücklichen Gewohnheiten noch nicht losgerissen hat! — —

Wie lange ich noch auf dem Lande bleiben werde, kann ich nicht sagen. So viel ist leider gewiß, daß mich meine Freunde nicht nach Leipzig kommen heißen. Indessen muß ich immer beynahe 70 Thlr. Hauszins und 8 Thlr. Contribution bezahlen. Doch es wird ja Rath. Ich grüsse die Mama kindlich und alle meine Freunde mit tausend Glückwünschen. Lebt wohl.

Bonn, den 25. Febr.
1758.

G.

16.

Ich danke Euch herzlich für Euern langen Brief und Eure guten Rathschläge. Thue ich, was ich kann, so darf ich das Uebrige Gott getrost überlassen, so schwer mir auch oft mein Schicksal werden will. Meine Stirne, o meine Stirne, die leidet nun seit vielen Jahren, und jetzt fast täglich. Ich fühle in der Mitte derselben in einem Umkreise, etwa eines Groschens groß, ein Nagen oder Spannen, das ich frühe aus dem Bette mit in den Tag, und aus dem Tag mit in die Nacht bringe, das mir das Denken sauer und das Vergnügen oft zur Traurigkeit macht. Aber

Ein starkes Herz steht in der Noth noch feste,
Hoffe das Beste.

Bach, ein Cammermusicus in Berlin, hat alle meine Lieder componirt und mir unlängst ein Exemplar überschickt; der Herr Cammerherr von Zedtwitz und der Herr Cammerherr von Schönberg spielen zu-

weilen etliche, und die gnädige Frau singt sie. Sie sind schön, aber zu schön für einen Sänger, der nicht musicalisch ist. So erfahre ich auch von Berlin aus, daß man mich daselbst nach einem Gemälde, das Professor Sulzer von mir hat, in Kupfer sticht; eine Ehre, darüber ich eben keine Freude habe.

— — Ich habe unlängst eine kleine Verordnung aufgesetzt, wie es nach meinem Tode mit meinen Meubeln und Büchern gehalten werden soll. Ich habe keine Schätze und auch keine Schulden, und ein seliger Tod sey mein unendlicher Reichthum, den wird uns Gott geben. Ich grüsse die liebe Mama kindlich und alle herzlich.

Genau, den 25. März
1758. G.

17.

Ich bin noch in Bonau und kämpfe mit dem Entschlusse, nach Leipzig zurück zu kehren. Vor der Pfingstwoche, wenn es noch geschieht, dürfte es wohl nicht geschehen. Hart an meinem Kammerfenster in Leipzig ist ein Hospital für Blessirte und Kranke errichtet, und ich kann sie aus meinem Fenster klagen hören und leiden sehen. Ein trauriger Umstand für mich! Nun ich will mich nicht in voraus ängstigen. Die Pfingstwoche ist noch nicht da. — — Habt Ihr etwas von meinen ersten Poesien, Briefen und Predigten, so packet es zusammen und schicket es nach Leipzig an Gödicken. Ich setze einige kleine Nachrichten, die mein Leben und Studieren betreffen, auf; und dazu brauche ich noch so etwas. Ihr sollt alles ohne Ausnahme wieder haben. Lebt wohl. Der Anfang des Frühlings thut keine gute Wirkung bey mir; doch Gott wird alles auch für mich einrichten, wie es mir

gut ist, auch wenn es mir nicht gut scheint. Lebt wohl. Ich grüsse alle herzlich.

Benau, den 21. April
1758. G.

18.

Mein Brief würde meistens Klage seyn, wenn ich Euch nicht Nachricht zu geben hätte von einem Präsent, das mir von einer Dame aus Liefland gemacht worden ist. Die Frau von Campenhausen in Riga, die ich ehedem im Carlsbade und auch in Leipzig kennen lernte, wo sie sich ein halbes Jahr der Gesundheit wegen aufhielt, und deren Sohn mein Zuhörer gewesen, jetzt aber Sächsischer Gesandter am Dänischen Hofe ist, diese Dame, der ich vor einem Jahre schrieb und meine Lieder schickte, hat mir den 3. May einen Wechsel von 300 Thlrn. zugesandt, der mir bereits in Leipzig ausgezahlet worden ist. Von diesen 300 Thlrn. sind zweyhundert mein und einhundert war

für den Bruder, den sie auch kennt, bestimmt. — Da mich oft die wichtigsten Gegenstände nicht rühren, so könnt Ihr leicht denken, daß mich dieses Geld, so sehr ichs auch nöthig habe, wenn ich wieder in Leipzig leben will, ebenfalls nicht gerühret hat. Darüber habe ich mich freylich gekränkt, daß ich der Vorsehung für diese Wohlthat nicht herzlich genug danken und ihre Güte fühlen kann. Gott vergebe mirs, und mein Dank sey unvergessen. — — Der Bruder hat eine große Freude gehabt. Ich schickte ihnen den Wechsel durch einen Expressen; und mein Famulus Gödicke, auch der ist von Vergnügen so gerührt gewesen, wie er mir schreibt, daß er auf seine Knie niedergefallen und Gott laut gedanket hat. Es ist ein guter Mensch. Zu Ende der Pfingstwoche, wenn es Gott gefällt, denke ich in Leipzig zu seyn, so baufällig meine Gesundheit auch ist. Ich leide an meinem Kreyse und an meiner Brust noch oft, aber warum will ich klagen? Gott giebt uns nichts, als was uns gut ist, so schwer es auch zu tragen sey; und er ist noch

mächtig in dem Schwachen, wenn wir unser Vertrauen auf ihn nicht wegwerfen. Er stärke die liebe Mama in ihrem Alter, und gebe Euch und allen meinen Verwandten Gesundheit des Geistes und des Leibes.

Genau, den 6. May
1758. G.

19.

Ich habe seit einigen Tagen heftige Zahnschmerzen gehabt. Heute Morgen spürte ich einige Linderung. Wollte Gott, daß ich doch keinen dürfte heraus reißen lassen; ein Mittel, davor ich mich so schrecklich fürchte. — Die Besserung der lieben Mama hat mich sehr erfreut, und ich wünsche ihr Stärke und Kraft nach Gottes Willen. — — Ich lese wieder Collegia, und habe in dem Publico viel Zuhörer. Ich bin nunmehr eilf Tage wieder in Leipzig. Gott stärke mich und alle meine Freunde, die ich alle herzlich grüsse, auch den Bruder in Freyberg. Lebt wohl und getrost.

Leipzig, den 29. Mai
1758.

G.

20.

Ich würde heute nicht an Euch schreiben, wenn ich Euch nicht meine Freude über die Befreyung von meinen Zahnschmerzen mittheilen wollte. Mittwochs zur Nacht waren sie bis um drey Uhr beynahe unerträglich, und Donnerstags früh schien ich zum Herausreißen entschlossen zu seyn, obgleich der Backen sehr geschwollen war; allein Dr. Tilling hatte keine Lust dazu und meynte, ich sollte erst Breyern, unsern besten Chirurgen, kommen und den Zahn von ihm untersuchen lassen. Der Doctor gieng und ich schickte nach Breyern. Er besah den Zahn. Sie haben ein Geschwür, fieng er ganz gelassen an, das wollen wir gleich öffnen, und so werden Sie Ihrer Schmerzen auf einmal los. Schon griff er nach den Instrumenten, gab mir den Stuhl und sagte: Blinzen Sie nur einen Augenblick zu, Herr Professor; und das that ich, ohne mich zu bedenken. Er schnitt also, und der Schnitt,

einen Nagel lang, that, so lange er währte, freylich schrecklich wehe; aber kaum lief die Materie und das Blut heraus, so hörten die Schmerzen des Zahnes sogleich auf. Seit dieser Stunde bin ich also frey; o wie habe ich am Donnerstag vor Freuden geweint, und wie soll ich Gott genug auch für diese Wohlthat danken! Breyer kommt noch alle Tage zu mir, um die Wunde offen zu halten; aber ich denke nicht, daß es weitere Folgen haben soll. Indessen habe ich diese Woche nicht lesen können, und zu Hause mich halten müssen. Breyer hofft den Zahn zu erhalten. Was sind Zahnschmerzen für Uebel! ein Uebel, das ich beynahe in zwanzig Jahren nicht, oder doch nur wenig erfahren habe. Was machet die liebe Mama? Gott gebe ihr eine gute Woche mit diesem Sonntag. — Auch hat gestern der Auszahler meiner Pension wieder an mich geschrieben, und mir einen Termin von Ostern vorigen Jahres angeboten. Ich weis nicht, wie ich zu diesem Glücke komme, und, ich wollte, daß michs mehr rührte.

Gott sorgt sehr wunderbar für mich. Dank und Preis sey seiner Güte! Lebt wohl mit allen meinen Freunden.

Leipzig, den 4. Jun.
1758. G.

21.

Ich will nur ein Paar Zeilen schreiben, Euer Verlangen zu stillen, und Euch sagen, daß meine Umstände, Gott sey Dank, leidlich sind. Den 15. und 16. dieses Monats bin ich in Lauchstädt gewesen, der Herzoginn von Curland, die das Bad gebraucht und meinen Besuch befohlen hatte, aufzuwarten. Sie hatte viel Zufriedenheit über meine Gegenwart, die ich vorher der Zahnschmerzen wegen schon abgeschrieben hatte. Die Reise war glücklich, ich aber selbst in Lauchstädt nicht wohl, weil ich beidemale mit bey der Tafel bleiben mußte. Dr. Heine, mein Medicus, wird vermuthlich des Amtmann Riedners in Lauchstädt Schwester heira-

then. Ich habe diese Heirath mit stiften helfen. G***l lebt zu meiner Freude noch ordentlich, wie er angefangen hat. — Aus London habe ich von einem Vater, dessen Sohn vor drey Jahren hier studieret hat, und an mich empfohlen gewesen, und nunmehro von Reisen wieder zurück gekommen ist, einen Wechsel von hundert Thalern zur Belohnung erhalten. Gott sey dafür gedankt! Also kann ich der Mama aushelfen, wenn auch ihre Pension in diesem Jahre nicht käme. Weil das Johannisfest auf den Sonnabend fällt, so kann es kommen, daß ich auf ein Paar Tage nach Benau reise und meinen wohlthätigen Wirth und Wirthinn besuche. Vielleicht auch nicht. Lebt wohl, und grüsset alle herzlich.

Leipzig, den 21. Jun.
1758.

G.

22.

Die Nachricht von Eures Sohnes Krankheit hat mich sehr beunruhigt, so wie mich seine Besserung erfreuet. Ich wünsche, daß er zu der Zeit, da Ihr dieses leset, vollkommen wieder hergestellt, und der Zustand der lieben Mama und Euer aller der beste seyn möge. Gott gebe es! Ich habe seit einiger Zeit einen bösen Hals gehabt, und es liegt mir immer noch auf der Brust. Ob ich gleich in der That nicht wohl bin: so hab ich doch meine Collegia noch nicht aussetzen dürfen. Meinen Geburtstag, den 4. July, habe ich auf der Stube sehr einsam begangen. Ich ließ mir um eilf Uhr vier Thomasschüler kommen und etliche von meinen Liedern singen; dieses ist die ganze Feyerlichkeit gewesen. Also bin ich nunmehr drey und vierzig Jahre alt? Gott sey Dank! Die übrigen Jahre oder Tage wird er auch überstehen helfen, wenn es auch die wären, von denen wir sagen: Sie gefallen uns nicht.

G***l führt sich recht gut auf. — — Die liebe Mama soll sich nichts abgehen lassen. Lebt wohl, grüsset alle herzlich.

Leipzig, den 9. Jul.
1758. G.

23.

Also ist wieder ein Glied aus unserer Familie abgegangen? Gott habe ihn, den guten Vetter, selig, und gebe, daß sein Bruder noch der Trost des guten Vaters werde, und uns alle lehre er bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir weise leben, um glücklich zu sterben! Die Nachricht von des seligen St. Tode hat mich nicht so sehr erschrecket, weil ich sie alle Tage, ich weis nicht, wie nach, vermuthet habe. Was spricht aber die liebe Mama, Sie wird klagen und weinen, und ich bitte sie, daß sie ihre Klagen mäßige und sich durch Gelassenheit stärke. — — G***ls Tisch geht zu Ostern zu Ende; ich habe also an die Gräfinn Vitz-

thum nach Welke geschrieben und sie ersuchet, bey der Frau Gräfinn in Lichtewalde eine Fürbitte wegen der Prolongation einzulegen. Wenn es möglich ist, so erhalten wir sie gewiß. Geht es nicht an, so will ich sehen, daß ich einen Churfürstl. Tisch für G***ln auswirken kann. Er lebt noch recht ordentlich. Indessen bitte ich, daß er die Meubl:n seines sel. Bruders nicht etwa auf einmal, sondern nach und nach und als Sachen erhalte, die auf meine Fürbitte ankommen. — Meine Gesundheit ist seit acht Tagen nicht die beste; aber Dank sey Gott, daß es nicht noch schlimmer ist. Lebt wohl und grüsset alle herzlich von mir.

Leipzig, den 22. Jul.
1758.

G.

24.

Meine Gesundheitsumstände, ja die sind nicht die besten, aber doch erträglich. Ich seufze sehr nach Michaelis, um etwa etliche Wochen aufs Land reisen zu können. Ich schicke Euch meine componirten Lieder, wenn vielleicht der Herr Cantor oder der Herr Rector sich etliche Compositionen abschreiben wollen. Vier Wochen könnt Ihr sie behalten. G***l ist in guter Ordnung.

Wisset Ihr ein Paar Kinder in Haynichen oder auf den Dörfern, welche von den Eltern oder Anverwandten aus Armuth nicht zur Schule gehalten werden: so meldet mir, was jährlich das Schulgeld für zwey Kinder beträgt; ich will es allezeit auf ein halbes Jahr voraus schicken, und auch die Schulbücher auf mich nehmen.

Grüßt den Herrn Bruder. Ich freue mich sehr über das Vermächtniß. Gott gebe, daß es G***l zu seinem Glücke verstudiret, und bis itzt hoffe ichs noch. — Der

Herr Bruder soll so gut seyn, und Büdicken von den 100 Thalern zwey Thaler zu einem freywilligen Geschenke geben. Er verdienet es an G***n und thut weit mehr, als ich thun kann. Ich grüsse Euch herzlich. Gott sey mit Euch allen!

Leipzig, den 29. Jul.
1758.

G.

25.

Meine Umstände sind, Gott sey Dank, leidlich, wenn gleich nicht die, die wir uns zu wünschen pflegen. Vor Michaelis war ich zehn Tage in Welke bey dem General Vitzthum. Man erwies mir außerordentlich viel Ehre; denn die Frau Gräfinn kann mich auswendig. Aber alle diese Ehre verhinderte nicht, daß ich nicht etliche Tage an einem Flußfieber gelitten hätte; es war rauhes Wetter. Die Gräfinn ist eine gebohrne von Fullen aus Störmthal, bey der die Frau Magist. Lechla ehedem gewesen ist.

Diese Dame, die ich seit wenig Monaten kenne, hat mir, ohne daß ich mit ihr bekannt war, folgende Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben. Sie schrieb vor etlichen Monaten an mich, sie hätte erfahren, daß ich meine Pension bey den jetzigen Unruhen nicht ausgezahlt bekäme; sie hätte sich also, um sich um mich verdient zu machen, ohne meine Erlaubniß durch ihren Gemahl an die Churprinzessinn gewendet, und es dahin gebracht, daß ich von derselben gegen die gewöhnliche Quittung zweyhundert Thaler auf meine Pension, unter der Bedingung des Stillschweigens, ausgezahlet bekommen sollte. Ich hatte nicht mehr als drey Termine zu fordern, der Weg zu meiner Bezahlung schien mir zu außerordentlich; ich wußte, daß andere wackere Leute längere Zeit hatten zurückstehen müssen, kurz, ich schlug die Gnade aus, und sagte, daß ich die allgemeine Last au , mittragen, und eine Prinzessinn, die so großmüthig gesinnt wäre, nicht zu einer Zeit beschweren wollte, da ihr eigner Hof litte. Diese unerwartete Unei-

gennützigkeit hat man am Hofe sehr wohl aufgenommen, und seit dieser Zeit habe ich der Gräfinn einmal in Störmthal und letzthin in Welke aufgewartet. Wenn sie künftig nach Lichtewalde zur Frau Gräfinn reiset, so will sie den Ort sehen, wo ich geboren bin, ich, der ich so vielen Leuten merkwürdig bin, und mir, wie Gott weis, oft sehr geringe und armselig bey allem meinen Ruhm vorkomme. Lebt wohl, grüsset alle unsre Freunde herzlich. Und der lieben Mama wünsche ich von Gott Kraft und Stärke.

Leipzig, den 3. Oct.
1758.

G.

26.

Der Bruder in Freyberg wird Euch mündlich von mir Nachricht geben, und also will ich Euch weiter nichts sagen, als daß meine Umstände leidlich sind; denn der böse Hals, den ich einige Tage gehabt habe, ist nur ein kleines Uebel gewesen. Der hiesige Bruder hatte Lust, wenn der Bruder in Freyberg einen viersitzigen Wagen gehabt hätte, mit ihm die Mama zu besuchen, und ich würde ungeachtet der Jahreszeit die Reise gerne mit gethan haben, wenn es mit dieser Gelegenheit hätte geschehen können; denn es ist sehr lange, daß ich die gute Mama nicht gesehen habe. Aber mein Wunsch wird wohl bis auf künftiges Jahr unerfüllt bleiben. Gott erhalte nur die liebe Mutter bey leidlicher Gesundheit in ihrem Alter, und lasse mich von Euch allen immer frohe Nachricht hören; dieser Wunsch erstreckt sich insonderheit auf den armen Stadtschreiber; denn nach des Bruders Beschreibung ist er so

schwach. Ich grüsse ihn herzlich, und wünsche ihm zu wiederholtenmalen von Gott alles, was ihm und uns allen heilsam ist.

Leipzig, den 10. Nov.
1758. G.

27.

Der Baron Crausen hat mir unlängst geschrieben, daß er seine Schuld schon zu seiner Zeit abtragen würde. Ich will seinen Brief beylegen und Ihr werdet ihn bald wieder zurück schicken. Ich schreibe diesen Brief im voraus, weil ich nicht weis, wenn eine Gelegenheit ankommen, und ob ich nicht in der Woche vor dem Feste nach Bonau reisen möchte. Die Frau von Zedtwitz hat mich sehr inständig eingeladen; ich will ihren Brief auch mit beylegen. Meine Gesundheit ist bey der jetzigen Jahreszeit leidlich, indessen habe ich doch keine große Lust zum Reisen. Ich komme aus meiner gewohnten Ordnung und gemeiniglich kränker

zurück, als ich ausreise. Und so bin ich auch gegen das, was Vergnügen heißt, überhaupt sehr unempfindlich geworden, leider schon seit vielen Jahren. Die liebe Mama möchte ich freylich herzlich gerne sehen, wenn es bloß auf mein Wünschen ankäme. Dr. Bach, ein guter Freund von mir, den Ihr bey mir müßt gesehen haben, starb vorige Woche an einer Auszehrung und ich habe ihn zu seinem Grabe begleitet. Er ist jünger, als ich. So geht einer nach dem andern hin und lehrt uns sterben. Ich bin vorgestern bey der Herzoginn zur Tafel gewesen. Sie fragte nach der Mama, und sagte, daß sie den Bruder aus Freyberg mit dem ältesten (Bruder) auf der Gasse gehen gesehen habe. Er möchte wohl gesünder seyn als ich. Wer ist denn der Beste von Ihnen Dreyen? fuhr sie fort. Ihre Durchlaucht, sagte ich, jeder denkt, er sey's, und der Aelteste macht sich kein Gewissen, es zu sagen. — Letzthin waren zwölf Preußische Officiers vom Corps des Grafen Dohna bey mir im Collegio, und unter ihnen der junge Graf Dohna,

Adjutant seines Vaters, ein lieber, frommer und geschickter Soldat. — Ein Husarenlieutenant vom Regiment Malsovsky besuchte mich vor einigen Wochen, und wollte mir von seiner Beute bey Zorndorf erst etliche Rubel, und hernach Gewehr aus großer Liebe für meine Schriften aufdringen. Ich dankte ihm für Beides. Es war auch ein guter Mann, schon bey Jahren.

Ich danke Euch herzlich für Euern langen Brief, und preise Gott mit Euch allen, daß er uns bis hieher gebracht hat. — Möchte doch Gott der Allmächtige den armen, kranken Stadtschreiber stärken, an Geist und Leibe stärken, darum will ich herzlich beten, mit ihm in Gedanken beten. Möchte ich ihn doch sehen und trösten können. Ich weis keine Erquickung für ihn, so gern ich ihm eine schickte. — Nunmehr reise ich die Feyertage nicht weg; ich will den ersten meine Andacht haben. Ich grüsse die liebe Mama, und den armen Stadtschreiber von Herzen. Lebt wohl. Ich erhalte eben jetzt einen Brief von der Tochter der Gräfinn Vitz-

thum, und werde eingeladen, diese Feyertage nach Welke zu kommen; aber nein, weder nach Welke, noch nach Bonau: ich will in Leipzig in die Kirche gehen. Gott erhalte Euch alle bey Leben, Gesundheit und Ruhe.

Leipzig, den 12. Dec.
1758. G.

28.

Also ist unsere liebe Mutter nun auch in die Ewigkeit eingegangen? Ich weine und danke Gott, der sie durch einen so sanften und seligen Tod von der Welt genommen hat. Er lasse mein Ende seyn, wie das ihrige! Ihr Tod kränkt mich nicht so sehr, als daß ich sie nicht vor ihrem Ende noch einmal habe sehen können; und dieses Vergnügen hoffte ich künftige Ostern. So hoffen wir Menschen. Die Kosten ihres Begräbnisses wird wohl der Mittelste ausgeleget haben; so wird er sie auch unter uns

drey Brüder vertheilen. Dem Herrn von Crausen habe ich den Tod unserer Mutter bereits gemeldet und ihm gedanket; allein ich habe ihm nicht geschrieben, daß ich die Pension vom vorigen Jahre ausgelegt habe, dieses wäre so begehrlich gewesen. Er schicke sie nun oder nicht: so bin ich vollkommen zufrieden. Und weil Ihr, liebe Schwester, mit unsrer Mutter doch einige Vortheile verlieret: so will ich Euch jährlich, so lange ich lebe, 8 Thaler zu einem kleinen Zuschusse aussetzen. Kann ich mehr zu Euerm Besten thun: so versteht es sich, daß ichs gern thun werde. Mein Kopf beunruhiget mich seit einigen Tagen sehr. Ein beständiges Spannen in demselben macht mich träge, verdrossen, und zur Arbeit, die nur einiges Nachdenken erfordert, ungeschickt. Aber warum bist du so unruhig in mir, meine Seele? Harre auf Gott! — Das erbauliche Ende des sel. Stadtschreibers hat mich sehr gerührt. Gott sey Preis und Dank dafür! — Trauern werde ich um die sel. Mutter nicht. Warum sollte ich bey den jetzigen

Zeiten vierzig bis funfzig Thaler zu einer Ceremonie anwenden, die nicht nothwendig ist. Ich werde Sonntags und etwa, wenn ich Besuche gebe, schwarz gehen; mehr werde ich nicht thun. — Lebt wohl! Grüsset den Herrn Bruder und den Herrn Diaconum ergebenst. Ich danke dem Letzten herzlich für die umständliche Nachricht von dem Tode der Seligen. Ich bin der Eurige.

Leipzig, den 27. Jan.
1759.

G.

29.

Ich weis Euch nichts zu schreiben, als daß ich vier Wochen in Störmthal gewesen bin, und morgen auf einige Tage nach Bonau reisen muß, weil die Frau von Zedtwitz mir sonst alle Freundschaft aufsagen will. In Rippach will sie mich nebst ihrem Gemahl und dem Herrn Cammerherrn von Schönberg abholen. Aber was macht der gute Herr Bruder? Gott stärke ihn am Leibe und Geiste, und friste ihm, wenn es ihm gefällt, das Leben noch lange zum Besten seines Hauses. G***l geht auf seinem guten Wege fort, Gott gebe, beständig.

— — Der Bruder aus Freyberg ist noch hier bis künftige Woche. Wie lebt Ihr seit dem Tode unserer seligen Mutter? Traurig? Von mir weis ich Euch nicht viel zu sagen; ich müßte über meinen Kopf klagen und das will ich nicht thun, damit ich mich nicht versündige. Geduld und Hoffnung soll unsre tägliche Tugend seyn. — Grüßt

den Herrn Bruder und alle, die noch von uns übrig sind, und lebt wohl.

Leipzig, den 16. Febr.
1759. G.

30.

Ich habe seit dem andern Pfingstfeyertage viel traurige Stunden und beynahe lauter kranke Tage gehabt. An diesem Tage ward ich in Bonau früh beym Aufstehen, auf eine mir vorher unbekannte Art, die ich Euch nicht beschreiben kann, krank, zwey Tage krank, ohne bettlägerig zu seyn, und doch konnte und mochte ich weder sitzen, noch stehen und gehen, noch essen, noch lesen, noch liegen. Donnerstags darauf reiste ich nach Leipzig zurück, und heute, da ich dieses schreibe, bin ich leidlich, wenigstens fühle ich keine Angst, wenn gleich keine Heiterkeit. Ich trinke auf den Montag eine Bouteille Bitterwasser. Meine Nerven scheinen sehr geschwächt und mein Magen kraftlos zu seyn. Aber nicht

geklagt. Ich habe vielmehr Ursache, Gott zu danken, daß die Last noch nicht über Vermögen gewesen ist. Er thut und läßt zu, was uns gut und selig ist, wenn es uns auch noch so bitter wäre; wir sollen unser Vertrauen und unsre Geduld üben, und hoffen, wo wir nicht sehen. — Der Advokat Thomä, sonst ein gesunder und fester Mann, fiel vor etlichen Wochen in eine Krankheit, ohne das Bette zu hüten, und starb die Woche vor Pfingsten an einer verhärteten Leber. Wieder einer von meinen Freunden — vor mir hin, der mich durch sein Beyspiel sichtbar lehret, daß der Gesunde und Kranke in der Hand des Herrn mit seinen Tagen steht. Nütze dein Leben und stirb täglich in dem Herrn, so wird dich der Tod nicht erschrecken, er komme, wenn er wolle. Unser Erlöser hat ihn überwunden und ihn uns selig gemacht. Der gute Herr Bruder, wie ich höre, ist auch noch schwach. Ich bete für ihn. — — Lebt wohl und betet für mich.

Leipzig, den 23. Jun.
1759.

G.

31.

Beunruhiget Euch nicht! So beschwerlich, mir auch meine Umstände vielleicht mit Recht zu gewissen Stunden vorkommen: so sind sie doch in andern Stunden wieder erträglich, und dieses muß mich in der Geduld und dem Vertrauen auf die Hülfe Gottes stärken. In zweymal vier und zwanzig Stunden habe ich vier und vierzig Jahre erlebet, und er hat mir aus so mancher Noth gnädig und wunderbar geholfen; und so wird er es auch in den Tagen thun, die mir noch zum Leben übrig sind. Diese Tage wohl anzuwenden, um getrost zu sterben, dieses sey mein ganzer Kummer; das Uebrige alles sey Gott heimgestellt. — Begeht meinen Geburtstag mit Gebet und guten Wünschen, so wie ich ihn zu begehen denke. Vermuthlich werde ich den Nachmittag bey dem Commissionrath Wagner zubringen. Vormittags will ich meine Stunden lesen. Ich sollte am Sonnabende mit nach Reinharz zum Erb-

marschall Löser fahren; er schickte Pferde, ich hatte es versprochen; aber es war mir zu übel, als daß ich eine Reise von sechs Meilen hätte thun können, ich ließ also den Bruder allein reisen. — Gödicke ist krank; und vermuthlich wird ein Fieber kommen. Nun getrost! Lebt wohl. Ich grüsse alle herzlich.

Leipzig, den 2. July
1759.

G.

32.

Meine Gesundheit ist immer noch die vorige, und es sind gleich heute neun Wochen, daß eine merkliche und anhaltende Veränderung in derselben vorgegangen ist. Indessen preise ich Gott, daß alles, was ich dulde, immer noch zu ertragen ist. Er wird uns ferner helfen und alles zum guten Ende führen, wenn wir in Geduld seiner Hülfe harren. — Die Geschichte des operirten B. ist kläglich und sehr erbaulich. Er ist als ein

großer Held christlich groß gestorben; und Gott habe ihn selig! Wie wunderbar sind die Schicksale der Menschen; aber wie weis Gott durch die Religion auch die schwersten zu erleichtern, und die Schwachen zu stärken. Daß wir eine andere Besatzung in der Stadt haben, wird Euch wohl schon bekannt seyn. Der Bruder will künftigen Donnerstag aus Pyrmont, wo er seit vier Wochen gewesen ist, wieder hier seyn. — Ich grüsse den Hrn. Bruder und alle herzlich.

Leipzig, den 6. Aug.
1759.

G.

33.

Der 23. September hat, Gott sey gepreiset! nichts weiter bedeutet, als daß er mich nachdrücklicher an meinen Tod erinnerte *). Und wenn er diese Wirkung auf mich gethan, so ist es eine große Wohlthat für mich. Gott sey gelobet, der mir bisher aus so mancher Gefahr und Kümmerniß geholfen hat; er wird ferner mit seiner Gnade mir und uns allen nahe seyn. Unsern Freund wird also sein Vater bald wieder erhalten. Das Examen ist zwar noch nicht vorbey; allein es ist mir auch nicht bange, und ich bin sehr ruhig. Er hat mir versprechen müssen, den Sonntag stets feyerlich und mit Uebung der Religion zu begehen, und ohne die höchste Noth keine Beufsarbeit an demselben zu verrichten, noch sich solche Vergnügungen zu erlau-

*) Dieser Brief war die Antwort auf eine Zuschrift seiner Schwester, in welcher die Rede von einem Traume gewesen war, der sie in Absicht auf den geliebten Bruder sehr beunruhigt hatte.

ben, die dem Herzen schädlich sind. Gesetzt, Gott rief seinen lieben Vater zu sich, ehe er ihn versorgt hätte, so weis ich doch, er wird sein Fortkommen in der Welt finden, wenn er nur Gott fürchtet und Fleiß anwendet.

— — Ich verreise diese Messe nicht, weil ich mir nicht trauen darf und weil mein Uebel fast stets anhält, oder doch, ehe ichs denke, wieder kommt. Lebt wohl. Ich grüsse Euch alle herzlich.

Leipzig, den 2. Oct.
1759. G.

34.

Herr Buschmann wird Euch sein Glück erzählen. Ich danke Euch für Euren langen Brief und wünsche durch diesen Euch und unserm ganzen Hause Leben, Gesundheit und Zufriedenheit zum neuen Jahre. Gott stärke insonderheit den lieben Herrn Bruder. Ich habe ein Geschenk aus Warschau durch einen mir unbekannten Gönner erhalten, der mir sogar eine beständige Pension ungenannt geben will. Ich kann Euch daher desto eher ein Vierteljahr von Eurer Pension auf das künftige Jahr bezahlen. Hier sind 2 Thaler, und zugleich 8 Groschen für Arme. Danket Gott, der so gnädig und mehr als gnädig für uns und besonders für mich sorgt. Lebet wohl. Ich grüsse alle herzlich.

Leipzig, den 21. Dec.
1759. G.

35.

Ich bedaure meine arme Vaterstadt sehr, aber ich fürchte, ich werde ihr nicht helfen können. Wer Gelderlaß sucht, ist schon abgewiesen. Ist es indessen Gottes Wille, daß ich ihr helfen soll, so wird sich schon eine günstige Gelegenheit finden. Ich habe zu den beiden Prinzen von Preußen kommen und auf Ordre des Königs mit dem Marquis d'Argens am vergangenen Sonnabend speisen müssen. Der Englische Gesandte Mitchell, ein wackerer Mann, ist mein großer Gönner und Freund, und die wahre Ursache, daß der König begierig geworden ist, mich zu sprechen. Er hat mir gesagt, daß ich mit ihm essen könnte, so oft ich wollte, und er läßt den Bruder in Freyberg sehr grüssen und fragen, ob er ein Schächtelchen erhalten hätte. Vielleicht kann der Gesandte ein Wort reden, wo ich nicht reden darf Ich habe sehr viele Besuche, und meine Unpäßlichkeit und Schwachheit beunruhiget

mich auch in dem neuen Jahre. Aber Gott hilft uns täglich, und dem wollen wir Gesundheit, Leben und alles überlassen: er wirds wohl machen. Lebt wohl, grüsset alle herzlich.

Leipzig, den 7. Jan. 1760. G.

36.

Der Schwager hat mir erzählet, daß Ihr alle leidlich seyd, und daß sich insonderheit der Herr Bruder wieder erholte. Gebe es Gott, daß seine Erholung dauerhaft und seinem Hause noch ein Segen sey. Ich, liebe Schwester, streite immer noch mit meinem Kopfe, und fühle ein großes Unvermögen zur Arbeit: aber Geduld ist uns noth, damit wir den Willen Gottes thun. Der Vetter soll auch, wie ich höre, fleißig und ordentlich seyn, das erfreuet mich herzlich. Bezeigt ihm diese meine Freude. — Was macht der Bruder in Freyberg? Unsre Um-

stände der Stadt sind sehr traurig, und ich fürchte, die Eurigen sind nicht besser. Ein Hannöverischer Officier, der letztens hier durch ging, aus dem Gebirge kam und mich besuchte, hat mir schreckliche Beschreibungen gemacht. Nun, Gott verhängt es und wir sollen die allgemeinen Strafen auch zu unserm Heile anwenden. Grüsset alle herzlich und lebt wohl.

Leipzig, den 18. Febr. 1760.

G.

37.

Mein Kopf, o, der ist immer noch mein Feind. Ich dulde viel daran, das weis Gott; aber der weis auch zu helfen, daran soll uns gnügen. Von den Liedern will ich binnen acht Tagen noch drey Exemplare in kleinem Formate schicken, eins für den Herrn Pastor Lechla, eins für den Herrn Bruder, und eins nach Reichenhayn. Gott gebe, daß diese Arbeit diejenige werde, auf die ich mit dem meisten Vergnügen zurück sehen mag. Ich wollte dem Publico zum Besten anfangs von dem Verleger gar nichts nehmen; allein da meine Pension jetzt wegfällt, da mir die Meinigen näher sind, als das Publicum, so habe ich 125 Thaler gefordert und 150 erhalten. So viel. Lebt wohl und betet um Frieden — —

Leipzig, den 25. Febr.
1760. G.

38.

Lieber Vetter,

Ich danke ihm sehr für den guten Brief, den er mir geschrieben hat, und erfreue mich zugleich über die Nachricht von seiner leidlichen Gesundheit, seinem Fleiße und der hinlänglichen Arbeit seines Berufs. Fahre er fort, mein lieber Sohn, und er wird ein Beweis seyn, daß Gebet und Arbeit Niemanden verläßt. Es ist schon ein großes Glück für ihn, daß ihm Gott seine Mutter so lange erhält, und daß er diese Wohlthat durch so viel Liebe und Gehorsam zu verdienen sucht. Kann ich ihm in seiner Handthierung durch einen Vorschuß an Gelde oder Büchern unterstützen: so melde er mirs, ich wills gern thun. So viel, mein lieber Vetter. Lebe er wohl; und wer nach Gottes Willen lebt, der lebt allezeit, auch im Unglücke, noch wohl. Ich grüsse seine liebe Mutter und bin zeitlebens sein ergebenster Vetter

Leipzig, den 22. März
1760.

G.

39.

Liebe Schwester,

Ich habe mein jährliches Uebel schon seit Ostern gefühlt; aber unterbrochen. Doch seit dem ersten Junius bis zum siebenten ist es so außerordentlich heftig geworden, daß ich zittere, wenn ich daran gedenke. O wie viel läßt mich Gott erfahren; aber seine Wege sind doch gerecht und gütig! Er will mich Geduld und Vertrauen zu ihm lehren; denn Geduld ist euch noth, daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheissung empfahet. Seit dem 8ten Junius habe ich einige Erleichterung. Ich kann wieder schlafen und die Tage sind weit schlimmer für mich, als die Nacht.

In eben diesen traurigen Tagen, da ich um Gesundheit des Leibes und des Geistes bete, läßt mich Gott andere Beweise seiner Fürsorge sehen. Mittwochs den 4. Jun. erhielt ich hundert Thaler mit der Preußischen Post, über Magdeburg ohne Namen und

Ort. In dem Couverte war nichts als ein Französisches sehr verbindliches Compliment enthalten. Ich hatte leider wenig Freude darüber, ja das Geschenke betrübte mich vielmehr. Aber warum erkenne ichs nicht mit Dank? Das ist traurig, so unfühlbar zu werden.

— — Der gute alte Herr Bruder mag wohl seinem Ende sehr nahe seyn; doch sind wirs nicht alle täglich? Gott stärke ihn in seiner Schwächheit und thue auch in seinem Tode wohl an ihm nach seiner Gnade. Auch wünsche ich den beiden Verlobten allen Seegen von Gott. Wäre die Hochzeit in der Nähe, so würde ich gern dabey zugegen seyn; aber acht Meilen, die schweren Reisekosten und mein jetziger Zustand — Nein, ich komme nicht.

Hier ist ein Brief an Fr. Weil citissime darauf stand, erbrach ich ihn. Ich habe aber nur ein Paar Zeilen gelesen; denn ich sah, daß es ein schmehlender Brief von seiner Mutter war. Sie klagt, daß er ihr bey ihrem Bruder wegen eines Briefs Verdruß ge-

macht; und ich kenne den ganzen bösen Handel schon. Wenn Ihr glaubt, daß dieser Brief Fr. Unruhe verursacht, so behaltet ihn zurück. Grüsset alle herzlich, und lebt wohl.

Leipzig, den 12. Jun.
1760. G.

40.

Der Montag und Donnerstag voriger Woche sind wieder zwey schwere, ach schwere Tage für mich gewesen; aber genug, sie sind durch Gott überstanden. Mein Geburtstag war kraftlos aber doch erträglich. Ich bin mit Büchern und Silberwerke beschenket worden, und nichts rühret mich. — Und die Friederichsche Hochzeit, diese wird, wie ich hoffe, glücklich vollzogen seyn. Aber der Abschied wird Mutchen freylich sauer werden. Getrost: Gott wohnet überall. Ich grüsse die beiden Verheiratheten herzlich, und wünsche ihnen Glück auf ihr ganzes Leben. Auch den Herrn Bruder grüsse ich mit tau-

send guten Wünschen; und so grüsse ich alle. Lebt wohl.

Leipzig, den 7. Jul. 1760. G.

41.

Obgleich mein Uebel noch gegenwärtig ist, so habe ich doch seit dem 4. Jul. keinen heftigen Anfall gehabt; eine Wohlthat, dafür ich Gott stündlich danken sollte. Auf den Donnerstag gehe ich nach Störmthal, um nach dem Willen des Arztes den Brunnen daselbst zu trinken. Ich bitte Gott nicht um Gesundheit, sondern nur, wenn es möglich ist, um Befreyung von dem Uebel, das mich zeither geängstiget hat. Hiob wünscht einmal: o daß ich wäre, wie in den vorigen Monaten! Mehr wünsche ich auch nicht. Gefällt es Gott nicht, meine Bitte zu erfüllen, so ist es Erhörung genug, wenn er mir Geduld, Muth und Vertrauen verleiht, und mit diesen eine gelassene Ergebung in

alle seine Wege. Drey Wochen werde ich wohl auf dem Lande zubringen; es müßte denn seyn, daß der Brunnen mir durchaus nachtheilig wäre. Vielleicht schreibe ich Euch binnen dieser Zeit einmal. Lebt wohl, liebste Schwester, grüsset unser ganzes Haus und den Herrn Pastor Lechla.

Leipzig, den 21. Jul.
1760.

G.

42.

Ich habe geglaubt, Gödicke würde Euch Nachricht von meinen Umständen gegeben haben, außerdem hätte ich nicht so lange geschwiegen. In der That sind sie für mich sehr traurig, und der Gebrauch des Brunnens scheint sie gar nicht verbessert zu haben. Doch woher weis ich dieses? Könnte mein Zustand, ohne den Brunnen und Aufenthalt auf dem Lande nicht noch viel schlimmer seyn, und habe ich denn ein Recht, von Gott die völlige Befreyung von meinem Ue-

bel zu fordern? Ist es nicht Wohlthat genug, wenn uns die Erduldung des Uebels nicht unerträglich wird, wenn wir uns in Gelassenheit fassen, und uns dem Willen Gottes ohne Ausnahme unterwerfen lernen? Ja, die Wege Gottes, so schwer sie uns zu seyn scheinen, sind allezeit gut, und seine Hülfe ist uns nahe; dieses sollen wir glauben, das Unsrige nach unsern Kräften thun, und fröhlich seyn in Hoffnung, geduldig in Trübsal, und anhalten am Gebet. Wahr ist es, daß ich in meinem ganzen Leben nicht so viel gelitten habe, als seit dem Monat Junius dieses Jahres. Allein genug, Gott hat es nicht gar mit mir ausseyn lassen, und er wird mir ferner gnädig beystehen, wenn ich mein Vertrauen auf seine Hülfe nicht wegwerfe. Jetzt stehe ich im Begriffe, wieder nach Leipzig zu gehen, so wenig ich mich auch dahin sehne. Dieser Brief wird mir herzlich sauer. Ich will ihn schließen und aufs Feld gehen, ob ich mich da erholen kann. Des Bruders Wagen steht in Wittenberg bey Prof. Behrmann. Ich habe an ihn

geschrieben und ihn gebeten, er sollte ihn nach Welkau, auf des Grafen Vitzthum Guth bringen lassen. Ich weis nicht, ob es jetzt wird geschehen können. Gott stärke den Herrn Bruder und lasse es Euch allen wohl gehen!

Störmthal, den 30. Sept. 1762. G.

43.

Meine Umstände sind beynahe die vorigen; doch nein, von der Seite des Körpers sind sie, Gott sey Dank! seit einigen Tagen weit erträglicher; und vielleicht gefällt es ihm, mich auch auf der andern Seite zu stärken. Hoffet auf ihn allezeit, lieben Leute! Ueber des Herrn Bruders langen und so guten Brief habe ich mich verwundert und erfreut. Möchte ihn doch G***l nachahmen und ihn in seinem Alter unterstützen! Den beygelegten Brief von Prof. Behrmann schickt an den Bruder nach Freyberg. Es ist traurig,

daß sein Wagen verbrannt ist; allein ich bin nicht Schuld. Ich habe dreymal dieses Wagens wegen nach Wittenberg geschrieben und zuletzt verlangt, daß er mit einer eigenen Fuhre bis Welkau geschickt werden sollte. Leider muß der Krieg diesen Brief aufgehalten haben. Gott erhalte Euch alle gesund und zufrieden! — Noch ein Wort. Der Herr Bruder, der Herr Diaconus, hat mir vor einiger Zeit den jungen Hrn. Henrion schriftlich empfohlen. Ich will ihm gern dienen, so gut und so oft ich kann, und ich grüsse den Hrn. Capellan und seine liebe Frau aufs Beste.

Leipzig, den 20. Nov.
1760. G.

44.

Es ist wahr, daß mich die beiden Sächsischen Prinzen bey ihrer Anwesenheit in Leipzig haben zu sich rufen lassen, und mir nebst dem Herzog von Braganza außerordentlich

viel Gnade erzeigt haben. Es ist auch wahr, daß mich der König von Preußen am vergangenen Donnerstage hat zu sich rufen lassen, und mir bey einem beynahe zweystündigen Gespräche sehr gnädig begegnet ist. Ich mußte ihm zuletzt noch eine Fabel (der Maler) auswendig sagen. Nun fieng er an: Das ist gut, das ist sehr gut, das habe ich nicht gedacht, das ist schön, gut und kurz; ich muß ihn loben, nein, ihn muß ich unter den Deutschen doch loben. Komme er wieder zu mir und da stecke er seine Fabeln zu sich und lese mir welche vor, u. s. w. Gott sey Dank, daß diese Unterredung, vor der ich mich herzlich gefürchtet, so glücklich abgelaufen ist. — — Lebt wohl, grüsset alle die Unsrigen herzlich.

Leipzig, den 16. Dec.
1760. G.

45.

Ihr verlanget wieder Nachricht von mir? Ja Ihr sollt sie haben, so ungerne ich auch jetzt schreibe. Es ist wahr, meine Umstände sind nicht besser; aber ich habe doch tausendfache Ursache, Gott zu preisen, daß sie nicht noch schwerer sind, und daß er mir sie von einem Tage zum andern überstehen hilft. Das ist ja Wohlthat genug, wenn wirs nur erkennen. Ja, liebste Schwester, mein Leben ist schon seit 52, besonders aber seit dem vergangenen Jahre ganz anders, als meine vorigen Tage waren; und ach! wie würde ich erschrocken seyn, wenn ich alles das voraus gewußt hätte, was mir zeither von Gott ist zugeschickt worden! Doch der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen. Was wollen wir klagen, da wir unendlich mehr verschulden, als er uns auflegt. Lasset uns in Demuth uns seiner Hand ergeben, und nicht zagen, sondern harren und ihn anbeten. Er will uns ja nicht über Vermögen lassen ver-

sucht werden. — — Wenn ich glaubte, in Haynichen ruhig zu seyn, so wollte ich gleich auf Ostern zu Euch kommen und etliche Wochen bey Euch bleiben. Aber ach! ich fürchte, Haynichen ist noch weniger meine Ruhestatt, als ein andrer Ort. Freylich möchte ich gerne mit Euch reden. Aber der Frühling, der mir schon zweymal schreckliche Frühling! — Doch welch Mißtrauen! Gott kann ja den künftigen besser für mich werken lassen, und weis ich denn, ob ich ihn erlebe? Der Schmerz in der Hüfte ist zeither stille, oder doch nicht heftig gewesen. Aber mein Kopf. — — Ich höre ja leider, daß dem Bruder in Freyberg eine so unglückliche Begebenheit begegnet ist *). Was macht der gute Bürgermeister? Gott stehe ihm bey. Ich grüsse alle herzlich.

Leipzig, den 21. Febr.
1761. G.

*) Welche Begebenheit Gellert hier andeute, ist uns unbekannt.

46.

Der Vetter ist krank! das beunruhigt mich sehr. Gott wolle doch seine Krankheit nicht zum Tode seyn lassen, wenn ich nach seinem Willen bitte. Wie Ihr mir schreibt, so hat der Patient Hitze. Ich erzählte es D. Helnen, und sagte ihm, daß kein Medicus in Haynichen wäre. Nun fieng er an, wenn es eine hitzige Krankheit ist oder wird, so braucht man den Arzt am wenigsten. Wenn man auf dem Lande am hitzigen Fieber liegt, und hat Gerste und Wasser, Honig und Essig, und eine gute Wärterinn, endlich ja keine warme Stube und keine heissen Betten, so hat man die besten menschlichen Arzneymittel. — Ich besinne mich, daß dieses selbst die Arzneyen gewesen sind, die ich im Jahre 1757. in Bonau gebraucht habe. Die warmen Stuben und Betten sind deswegen schädlich, weil sie meistens das Friesel im Fieber hervorbringen. Ihr kennet ja wohl vom Jahre 1747. her die Methode bey hitzi-

gen Krankheiten. Ich grüsse den Vetter herzlich, bete für ihn, ermuntere ihn, sich Gott zu überlassen, und nur sein Herz durch Busse und Glauben zu beruhigen und zu stärken, so kann er das andere alles ohne Furcht erwarten. Die Furcht vor dem Tode macht vielleicht die meisten Krankheiten gefährlich und schrecklich; und unsere Furcht vor dem Tode kömmt nicht sowohl von dem Tode, als von dem, was auf den Tod folgt, her. Ein Kranker, der sich der Gnade Gottes versichern kann, und zu versichern sucht, der ist in der gefährlichsten Krankheit schon selbst ein Arzt. Auch grüsse ich den guten alten Vater herzlich. Meine Umstände, o liebe Schwester, die kennet Niemand, als Gott und ich; aber Gott sey gepriesen, er hilft ja einen Tag nach dem andern überstehen. Der Frühling, der Frühling! Ein Gedanke, dessen Schreckliches ich durch nichts, als durch Gott unterdrücken kann. Ich fürchte, daß ich einer Auszehrung nahe bin. Ach Herr! lehre du mich nur sterben; das andre bekümmert mich nicht. Verreisen

werde ich wohl nicht; ich trane mir nicht. Ich trinke schon seit der Bonauschen Krankheit keine Eyer mehr im Kaffee, der Hitze wegen, und seit dem August des vorigen Jahres keinen Wein mehr. Was ist das: „Eure Schriften sind bald verkauft?“ Wenn die Leute sie nicht behalten, so quälet Euch nicht, schicket sie wieder, ich kann sie wohl los werden. — — Lebt wohl, grüsset alle von mir herzlich.

Leipzig, den 12. Apr.
1761.

G.

47.

Ich habe diese Messe ein Geschenke von funfzig Thalern auf der Post, ohne Namen des Wohlthäters, erhalten. — — Ihr könnet leicht denken, wie mich nichts sehr erfreuet, daß mich dieses Geld auch nicht sehr erfreuet hat. Aber die Dankbarkeit bleibet doch eine Pflicht, und also auch die Freude über das Gute, das uns Andere erweisen. Meine Umstände sind beynahe die vorigen; doch nein, von der Seite des Körpers sind sie, Gott sey Dank, seit einigen Wochen erträglicher; und vielleicht gefällt es ihm, mich auch auf der andern Seite zu stärken. Lebt wohl.

Leipzig, den 15. Apr.
1761. G.

48.

Dieses ist seit vielen Wochen der erste Brief, den ich schreibe, weil ich den Brunnen getrunken habe und noch trinke. Er wird nicht lang werden, aber genug, wenn Ihr so viel erfahret, daß ich mich, Gott sey gepriesen, leidlich, und in dem Junius dieses Jahres weit weniger beschweret mich befinde, als in eben diesem Monate des vorigen Jahres. Danket Gott mit mir für diese Wohlthat. Der Brunnen, den ich mit Ziegenmilch trinke, ist der Pyrmonter; und ich wohne jetzt seit acht Tagen nebst Gödicken in des Kammerrath Hohmanns Garten, und habe ein großes Haus ganz allein inne. Wenn mir Gott durch den Gebrauch dieses Wassers auch nur einen Theil von dem, was ich seit einem oder zwey Jahren verloren habe, wieder giebt. O wie glücklich werde ich da seyn. Lebt wohl und grüsset alle herzlich.

Leipzig, den 16. Jun.
1761. G.

49.

Gott Lob! Meine Umstände, so kränklich sie sind, sind doch immer noch erträglich. Wir sollen fröhlich seyn in Hoffnung, geduldig in Trübsal und anhalten im Gebete. Dieses ist die einzige Arzney bey allen Uebeln, die der Christ gebrauchen soll.

Herr Heinecke hat mir gesagt, daß der alte Vater Meese bey ihm wohnet; das ist gut; und daß ihr nebst Eurem Sohne bey dem Stadtschreiber wohnet, das höre ich auch gern, aus mehr als einer Ursache gern. Ich grüsse den Stadtschreiber herzlich und ermuntre ihn zu allen seinen Pflichten. Ich habe 25 Thlr. und wieder 16 Thlr. 8 Gr. Contribution geben müssen; daher werde ich mir diesen Winter auch kein Kleid machen lassen. Hier habt Ihr 1 Thlr. für Euch und 8 Gr. für Arme. Lebt wohl, grüsset alle herzlich und freundlichst, insonderheit den alten Vater Meesen. Gott stärke ihn und

alle. Lebt wohl und betet ferner für Euern Bruder

Leipzig, den 9. Oct.
1761. G.

50.

Meine Umstände sind freylich nicht die besten, und ich leide seit etlichen Wochen viel. Aber Gott, der bis hieher geholfen hat, wird mir nach seiner Gnade ferner helfen und alles zu meinem Besten auch in diesem Jahre, und so lange ich lebe, dienen lassen. Er gebe Euch und allen meinen Verwandten, was Euch immer gut und heilsam ist. — — Hier folgen 8 Gr. für Arme. Lebt wohl, liebste Schwester.

Leipzig, den 7. Jan.
1762. G.

51.

Doctor Heine schickt Euch Arzney, und ich wünsche Euch Seegen von Gott zu ihrem Gebrauche. An den Herrn Superintendent Grundig will ich schreiben. Der liebe Mann meynt es sehr gut mit Euch und mir. Meine Gesundheit? — Nun, ich will und soll nicht klagen. Es ist ja ein köstlich Ding geduldig seyn und auf die Hülfe des Herrn harren. Laßt uns für einander beten und zu Gott hoffen, was uns am Ende gut seyn wird. — — Lebt wohl, grüsset alle herzlich.

Leipzig, den 20. März
1762. G.

52.

Weil einer meiner Bekannten nach Freyberg reiset, so will ich diese Gelegenheit ergreifen, Euch ein Paar Zeilen zu schreiben, und mich nach Eurer Gesundheit erkundigen. Gott gebe, daß Ihr weniger leiden möget als vorher. Ich habe an den Herrn Superintendent Grundig geschrieben. — Von dem Bruder aus Freyberg habe ich vorige Woche auch einen Brief erhalten. — Meine Gesundheit, ach! die ist sehr hinfällig. Gott ist ja bey uns in der Noth, und wird uns erlösen von allem Uebel, wenn wir auf ihn harren und uns in Geduld seinem heiligen Willen unterwerfen. Auch seine Züchtigungen und Strafen sind Wohlthaten und Barmherzigkeit, genug wenn uns Gott Kraft gibt, sie zu tragen und mit Geduld und Hoffnung zu tragen. Das gebe uns Gott! Ich grüsse alle herzlich.

Leipzig, den 3. April
1762.

G.

53.

Ich weis Euch nichts zu schreiben. Meine Beschwerungen halten an, und dennoch habe ich bey aller meiner Schwachheit diese Woche das heilige Abendmahl genießen können. Ich will also Gott danken, der von einem Tag zum andern auch mitten unterden Leiden uns Gutes thut und gnädig hilft. Weil ich diese Ostern ein Paar Collegia bezahlet bekommen, so folget ein Thaler für Arme. — — Lebt wohl, grüsset alle unsre Freunde herzlich.

Leipzig, den 18. Apr.
1762.

G.

54.

Ich betete, da ich Deinen letzten Brief gelesen hatte, mit den Worten der Kirchenfürbitte: Gieb ihr, o Gott! christliche Geduld, stärke ihren Glauben u.s.w. Ja, liebe Schwe-

ster, Euer Leiden ist groß, ich fühle es vor den meinigen nicht genug; aber ich glaube, daß Ihr mit mehr Kräft und Stärke des Geistes traget, als ich. Wir wollen für einander beten, einander trösten, und uns bemühen, durch Stilleseyn und Hoffen stark mit Gott zu werden. Die Elenden suchen Wasser, und ist nichts da. Ihre Zunge ist verdorret vor Durst. Ich der Herr will sie erhören. Ich der Gott Israel will sie nicht verlassen. Diese Stelle, die mir unlängst bey dem Lesen der Bibel aus dem Esaia, Cap. 41, 17., in die Augen fiel, ist mir in dieser Woche, in der ich viel harte Stunden gehabt habe, oft ein Schild und Trost geworden. Auch Arndt in seinem andern Buche, ungefähr vom 43. Capitel an, hat uns viel Trost gesammelt. — — Gott stärke Euch, und segne alle die Unsrigen.

Leipzig, den 1. May
1762.

G..

55.

Hier folgen für die Frau Capellaninn 14 Flaschen Selzerwasser, welche 9 Thaler kosten. Dieses ist wohlfeil, weil Hochmeiers die Bouteille ordentlich für 1 Thlr. 4 Gr. verkaufen, und so theuer habe ich sie zu Pfingsten auch bezahlen müssen. Der Gebrauch dieses Brunnens mit Milch (ich habe Ziegenmilch genommen) ist nach meinen Gedanken und auch nach D. Heine's Meynung ein gutes Arzneymittel für die kranke Frau Capellaninn, zumal da der D. Luther*), der ihre Umstände kennt, dieses Mittel vorgeschlagen hat. Ich habe also nicht lange hin und her schreiben, sondern die Cur bald befördern wollen, und deswegen sende ich das Wasser gleich. Lebt wohl.

Leipzig, den 21. Aug.
1762.

G.

*) Dieser Dr. Luther war Stadt- u. Bergphysicus in Freyberg, und starb 1792.

56.

— — Gott gebe Euch leidliche Gesundheit und Ruhe, sammt unserm ganzen Hause. Ja ich habe ein Pferd, und reite auch fast täglich Nachmittags von fünf bis sieben Uhr, aber niemals gerne und selten ohne Furcht. Allein kann ich gar nicht reiten, sondern ich nehme stets einen jungen Herrn zur Gesellschaft mit, und dieß macht mir viele Unbequemlichkeiten. Gott sey Dank, daß ich diese Bewegung noch vornehmen kann. Sie wird mir die Kräfte nicht geben, die mir mangeln; sie wird mir aber zuträglich seyn, hoffe ich. — — Lebt wohl und gesund und in Gott getrost.

Leipzig, den 5. Sept.
1762.

G.

57.

Ihr müßt meinen Brief, den ich vor etlichen Wochen über Freyberg an den Bruder geschickt habe, und in dem ein Dukaten lag, vermuthlich noch nicht erhalten haben, weil Ihr so sehnlich nach Nachrichten von meinen Umständen verlangt. Diese, liebste Schwester, sind immer noch die vorigen; aber, Dank sey es Gott! auch immer erträglich gewesen. Gott gebe Euch und mir ferner Geduld, Muth und Linderung! Er wird es thun, so wie er uns Frieden geschenket hat, nach dem wir so lange geseufzet haben. Es kränkt mich sehr, daß ich Euern Mangel nicht gewußt habe. Ich hätte Euch ohne meinen Schaden weit mehr schicken können, als ich gethan habe. Gott gebe Euch alles das Gute, daß Ihr mir wünschet und erbetet, in reichem Maaße, und auch mir, was mir gut und selig ist! Ich leide viel, seit Jahren viel, schon lange ununterbrochen viel; aber wir sollen in Geduld leiden und Gott die

Ehre geben. Was er thut und verhängt, ist recht und gut, und soll uns und andern zum Besten dienen. Kaum habe ich diese Paar Zeilen niedergeschrieben, so bin ich des Schreibens schon satt; denn alles auf Erden ist mir Mühe und Zwang. O Gott! wie ist es mit mir so gar anders; wie verschieden sind meine jetzigen Zeiten gegen die vorigen, auch selbst gegen die vor drey oder vier Jahren! Es kann wohl kommen, daß ich die Amelungischen Pillen einmal versuche. Habe ich im vorigen Jahre zweymal Ipecacuanha, ein Brechmittel, einnehmen müssen, das mich bis zum Tode gemartert hat, warum nicht leichtwirkende Pillen? D. Hebenstreit, der nebst Heinen schon seit ein Paar Jahren mein Medicus ist, hat mich schon wieder mehr als einmal an die Ipecacuanha erinnert; aber vergebens. Ich nehme alles, nur kein Vomitiv mehr. Vor ungefähr vierzehn Tagen ritt ich mit dem Bruder; aber es war windigt; und Nachmittags bekam ich den Husten und gegen Abend den Hüftschmerz. Dieser hat mich auch noch

nicht ganz verlassen. Gleichwohl bin ich noch so glücklich, daß, wenn er auch des Tages heftig wird, ich ihn doch des Nachts nicht empfinde; Dank sey es Gott; den grünen Donnerstag denke ich meine Andacht zu haben. Möchte es doch nach vielen elenden Tagen ein seliger Tag für mich seyn! — Hebenstreit und Heine, beide wollen, ich soll ins Carlsbad gehn; auch das, wenn Gott will. Aber die guten Leute wissen nicht, wie schwach ich bin, weil sie es nur sehen und nicht fühlen. — Liebe Schwester, laßt Euch nicht das Geringste an Eurer Versorgung abgehn, durchaus nicht, sondern schreibet mir, und wenn Ihr noch so viel brauchet, ich kanns Euch schicken und immer noch, wie Paulus, sagen: Ich habe genug und habe überflüßig. Gott, der mir die Gewegenheit und das Vertrauen der Menschen, insonderheit der Vornehmen, ohne mein Verdienst, zugewendet hat, gibt mir, so wenig ich auch arbeiten kann, doch immer mehr, als ich brauche; und was wird's seyn, daß ich noch zu leben habe?

Ja, es ist meine Pflicht, Euch von dem mitzutheilen, was ich habe, so lange ich lebe. Und ich getraue mir, Euch alle Monate einen Dukaten schicken zu können, und das mit Freuden. Richtet also Eure Wirthschaft von nun an so ein, als hättet Ihr alle Monate einen Dukaten mehr einzunehmen. Lebt wohl und gesund, wenn Gott will.

Leipzig, den 28. März
1763. G.

58.

Damit Ihr nicht etwa zu den Feyertagen Mangel leidet: so schicke ich Euch auf den ersten Monat des künftigen Jahres Euern Dukaten. Gott lasse Euch und Euern Sohn und alle, die zu uns gehören, er lasse uns alle das alte Jahr dankbar beschließen und das neue, nach seinem Willen, glückselig anfangen und fortsetzen. An meinem Kopfe, liebe Schwester, o da leide ich viel und unausgesetzt; aber was klage ich? Gott hat

mir ja auch dieses Jahr und bis auf diese Stunde geholfen; soll ich nicht vielmehr sagen: Seine Güte ist alle Morgen neu, ihr dank ich es, daß ich noch nicht gar aus bin? — Lebt wohl! wenn Friedrich etwas braucht, so schreibt mirs; vielleicht kann ichs entbehren. Grüßt den alten Vater Meesen herzlich, Hrn. Heinecken, seine liebe Frau, den Hrn. Capellan und seine liebe Frau und ihre Kinder, und lebt immerdar wohl.

Leipzig, den 19. Dec.
1763. G.

59.

Gott hat also den alten Vater Meesen durch einen leichten und seligen Tod zu sich genommen. Dafür sey sein Name gelobet und gepreiset von uns allen. Er lehre uns auch durch dieses Beyspiel bedenken, daß wir sterben müssen, und lehre uns täglich so leben, daß wir selig sterben können. — Was

macht die gute Capellaninn? Gott erleichtere ihr ihre Leiden und stärke sie, es sey zum längern Leben oder zum Tode. Ich grüsse sie und ihren Mann herzlichst. — G***l ist nunmehr, wie mir der Bruder geschrieben hat, von dem Königstein und unter des General Borks Compagnie. Möchte er doch nun in sich gehen, Gott fürchten und besonders den Trunk meiden, bey dem man weder ein vernünftiger Mensch, noch viel weniger ein Christ seyn kann. Wir wollen für ihn beten und ihn ermahnen. — Ich soll, so Gott will, wieder in das Carlsbad gehn, etwa den 29. dieses Monats, und zwar mit dem Cammerherrn v. Zedtwitz und seiner Frau. Ich hoffe wenig und gehe nicht ohne Zwang. Gott schaffe es und schicke es mit mir, wie mirs gut und selig ist! Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euerm Sohne und allen den Unsrigen, und grüsset Heineckens und betet für mich.

Leipzig, den 4. Jun.
1764.

G.

60.

Ich bin seit zwölf Tagen am Husten und Hüftschmerz krank, sonst würde ich Euern letzten Brief eher beantwortet haben. Sie ist also ihrem Vater bald nachgefolget, die gute Capellaninn. Nun, sie ist selig, und der Gedanke an einen Seligen, den wir nur auf kurze Zeit verloren haben, sollte uns mehr ein froher, als ein trauriger Gedanke seyn. Wer wird nun aus unserm Geschlechte das erste nach ihr seyn? — Herr, bin ichs? Ach Gott! lehre du uns täglich bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir bereit seyen, wenn du uns rufest! Von meiner Krankheit will ich Euch nichts weiter schreiben. Genug, zwölf Tage und Nächte habe ich durch die Güte Gottes überstanden, und durch eben diese Hülfe werde ich auch die, die noch übrig sind, überstehen und Geduld erlangen und üben können. — — Lebt wohl.

Leipzig, den 4. Oct.
1764.

G.

61.

Seyd nicht unruhig wegen meiner Gesundheit, sondern danket Gott mit mir; denn ich bin wieder so leidlich, daß ich täglich drey Stunden lesen kann. Freylich mangelt mir nach meinen Gedanken viel, ach sehr viel, liebe Schwester; aber unsre Gedanken sind nicht Gottes Gedanken, und unsre Wege nicht seine Wege. Wir sollen diese ihm befehlen, ihm überlassen und auf ihn hoffen; er wirds wohl machen.

Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.

In der That hatte mich der Aufwand im Carlsbade, der Mangel der Einnahme, da ich im vorigen Sommer keine Collegia gelesen habe, und die jetzigen erst zu Ostern künftigen Jahres bezahlt bekomme, und die gewöhnlichen Ausgaben beständig fortgehen; alles dieses, sage ich, hatte mich ziemlich vom Gelde entblößt. Aber, Dank sey es Gott! ich habe, weil die Pensionen jetzt nicht

bezahlt werden können, zweyhundert Thaler als eine Gratification von der guten Churfürstinn durch die Herren Lindemann und Wagner aus der Kammer erhalten. — — Gott lasse Euch und unsere Freunde in Haynichen alle das alte Jahr glücklich beschließen und das neue selig anfangen!

Leipzig, den 7. Dec.. 1764. G.

62.

Mein Geburtstag, so feyerlich ihn auch einige meiner Freunde zu machen suchten, ist für mich, wie die übrigen Tage meines jetzigen Lebens, ein trüber kranker Tag gewesen. Aber gelobet und gepriesen sey Gott, der nach seiner Gnade mich funfzig Jahre erhalten und bis hieher gebracht hat. Er leite mich ferner nach seinem Rathe barmherzig bis an mein Grab. Auch verlaß mich nicht, o Gott! im Alter, wenn ich schwach werde! Ja! ich bin sehr schwach, liebe Schwester,

und leide auch seit acht Tagen an Hüftschmerzen, die aber doch, Gott sey Dank, nicht sehr heftig sind. — Hier schicke ich Euch auf den Monat Julius das Gewöhnliche. Lebt wohl mit Gott, lebt alle wohl.

Leipzig, den 21. July
1765. G.

63.

Gott segne Euch und unser ganzes Haus mit aller geistlichen und leiblichen Wohlfarth auch in dem Jahre, das wir bald anfangen werden, und Dank und Preis sey ihm für die Wohlthaten, die er uns in dem zurückgelegten aus Gnade erzeigt hat. — — Der junge Höpner hat an mich geschrieben; ich habe seinen Brief D. Heinen lesen lassen, und er meynt, daß seine Beschwerung, die er für Hypochondrie hält, wohl durch einen übertriebenen und ängstlichen Fleiß könnte seyn verursacht worden. Indessen glaubt er nicht, daß ein ordentlicher gemäßigtes Stu-

diren seiner Gesundheit schaden werde. Dieses saget ihm, und wenn er nach seinem Gewissen und im Vertrauen zu Gott, und in der Absicht, ein desto besserer und nützlicherer Mensch zu werden, sich noch geneigt findet, die Mühe des Studirens zu übernehmen, nun so kann er in Gottes Namen kommen. Jetzt aber soll er mir seinen französischen und lateinischen Brief, den ich nicht mehr bey der Hand habe, aus seinem Concepte abschreiben, und nichts ändern, als daß er anstatt grand Patron bloß Monsieur setzet; und diese Abschrift soll er mir künftige Woche schicken. — Giebt mir Gott das Leben, so sehe ich Euch vielleicht auf den Frühling in Haynichen. Lebt wohl, grüßt Eure Kinder, und alle die Unsrigen herzlich, und betet für mich.

Leipzig, den 11. Dec.
1765.

G.

61.

Ihr braucht doch wohl in Eurer Haushaltung Geld; also will ich Euch Euern Antheil auf den Monat May und Junius immer voraus schicken. Habt Ihr mehr nöthig, oder leidet Friedrich Mangel; nun so schreibt mirs eilig, ich kann und will Euch mehr schicken und so viel als Ihr braucht. Auch folgt ein Thaler für Arme. — Ich weis Euch jetzt nicht viel zu sagen; denn klagen, ach das ist oft Unzufriedenheit und Undankbarkeit. Was ists mehr, ob unsere Noth groß oder klein ist; genug, wenn uns Gott Kraft und Geduld verleiht sie zu tragen. Durch Stillseyn und Hoffen sollen wir stark werden. Gott erhalte und beglücke Euch und Eure Kinder und Kindeskind. Grüßt unsre ganze Freundschaft herzlich von mir. Lebt wohl.

Leipzig, den 9. April
1766.

G.

65.

Ich konnte am Sonnabende, da der Haynicher Fuhrmann abgieng, nicht schreiben: also folgen heute ein Paar Zeilen; denn viel schreiben ist mir nicht mehr möglich. — — Mein Kopf, ach der thut mir unaufhörlich weh; doch ich soll das leiden, und es soll zu meinem Besten dienen. Gott stärke und erhalte Euch und alle die Unsrigen, und gebe auch mir, was ihm wohlgefällt, nicht, was ich will. Lebt wohl.

Leipzig, den 9. Jun.
1766. G.

66.

Nur ein Paar Worte. Sagt doch Martin, daß er, wenn er nach Leipzig kömmt, zu mir schickt. — — Ich leide seit ein Paar Wochen an Husten und Hüftschmerz; doch sind sie, Gott Lob, nicht anhaltend, und ich kann noch dabey das Meinige verrichten. Getrost; das Leiden, so bitter es ist, ist auch Wohlthat für uns; und Gott giebt uns ja weit mehr Gutes, als wir verdienen, und weit weniger Uebel, als wir verschuldet haben. Es folgt 1 Thaler für Arme. Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euern Kindern. Ich grüsse alle unsre Freunde herzlich.

Leipzig, den 29. Aug.
1766. G.

67.

Ja, der Bruder ist wieder zu Hause, und seine Hochzeit ist in Sangerhausen vollzogen. So viel ich seine Frau kenne, glaube ich zuversichtlich, daß er eine fromme und verständige Frau gewählet hat. Meine Gesundheitsumstände werden täglich schwerer, insonderheit wird mein Kopf hart angegriffen; aber Geduld ist euch noth, daß ihr den Willen Gottes thut, und leidet, was er auflegt; denn er thut uns nicht zu viel; und welch Leiden haben wir nicht tausendmal verdienet. So viel. Lebt wohl, liebe Schwester, mit Euern Kindern.

Leipzig, den 28. Febr.
1767. G.

68.

Gott sey gelobet für die Gnade und Barmherzigkeit, nach welcher er mich mitten unter meinen Leiden dennoch bis ins dreyundfunfzigste Jahr erhalten und väterlich getragen hat. Ich bin viel zu geringe aller der Barmherzigkeit und Treue, die er an mir gethan hat. Danket Gott mit mir! Er wird uns ferner helfen und auch im Alter nicht verlassen, wenn wir schwach werden, und Euch und mich unter der Last, die wir tragen, kräftiglich stärken. — — Grüsset alle die Unsrigen herzlich, und lebt immerfort wohl mit ihnen.

Leipzig, den 5. Jul.
1767.

G.

69.

O wie herzlich beklage ich das traurige Schicksal des guten M. H**! Gott erbarme sich seiner, daß er genese am Geist und Leibe, und gebe Euch auch Kraft und Stärke und Geduld in Euerm Leiden. Die meinigen kennet ihr schon. Aber gelobet sey Gott, der uns nicht läßt versucht noch beschwert werden über unser Vermögen. Der Bruder grüsset Euch. Er lebt wohl, ruhig und recht zufrieden mit seiner Frau.

Leipzig, den 1. Sept.
1767. G.

70.

Ich habe einige Hüftschmerzen; aber ich will es doch versuchen, ob ich Euch ein Paar Zeilen schreiben kann. Ich melde Euch, daß ich diese Messe zwey Vorlesungen vor unserm lieben, theuersten und hoffnungsvollen Churfürsten, eine öffentliche auf der Universitätsbibliothek, und die andre auf Dero Zimmer, im Beyseyn der Churfürstinn, habe halten müssen — wie ich denn auch die letzte den guten Prinzessinnen Christina und Elisabeth auf ihrem Zimmer lesen mußte. Gott sey Dank, daß es überstanden ist, und daß ich (welches auf der Universitätsbibliothek gewiß geschehen seyn würde, wenn ichs nicht gewagt hätte, einige Augenblicke ins Freye zu gehen), daß ich, sage ich, nicht krank geworden bin; denn indem die Reihe zu reden an mich kommen sollte, drang ich mich mit Gefahr noch durch eine große Menge Menschen hindurch, um an die freye Luft zu kommen; und kaum war ich da, als ich

eine große Erleichterung empfand. Ich eilte froh zurück, und hielt beherzt und mit starker Stimme meine Vorlesung. — Aber unser guter Churfürst hat mich bey Gelegenheit der Vorlesung auf seinem Zimmer auch sehr gnädig und liebreich mit einer kostbaren Schreibtafel, in der sein Portrait ist, eigenhändig und mit einem verbindlichen Complimente beschenkt. O wie viel Liebe und Gnade läßt Gott mich Elenden und Unwürdigen bey Hohen und Niedrigen, besonders guten Menschen finden! Um die Eitelkeit und Eigenliebe zu ersticken, ersticke ich leider oft die Dankbarkeit, die ich Gott für diese Wohlthat schuldig bin, weil ich nicht oft daran denken will. Daß mich das Geschenk des guten und lieben Churfürsten gerührt hat, das weis ich; aber seine Gnade und Liebe für mich muß mir allerdings schätzbar seyn. An diesem Briefe schreibe ich schon zwey Tage; denn ich leide wirklich an meinen Hüftschmerzen; aber doch, Gott sey Dank! noch sind sie nicht so heftig, als ehedem. Betet für mich und preiset Gott mit

mir für alle seine Güte und Barmherzigkeit. — — Lebt wohl, liebe Schwester.

Leipzig, den 31. Oct. u. 1. Nov. 1767. G.

71.

Meine Gesundheitsumstände sind ja, Gott sey Dank! erträglich, und der Herr hat uns ja wieder ein ganzes Jahr väterlich erhalten; ihm sey Preis und Ehre für alle seine Barmherzigkeit, die auch in dem künftigen Jahre noch kein Ende haben wird, wenn es auch unser letztes seyn sollte. — — Hiermit lebt wohl. Ich wünsche dem lieben Herrn M. H** Gesundheit und Freude der Seele, und alles, was uns hier und dort glücklich und selig macht. Ihr werdet bald einen Stadtschreiber bekommen, der ein alter Freund von mir und ein guter frommer Mann ist.

Leipzig, den 19. Jan. 1768. G.

72.

Die beiden jungen Dänischen Grafen von Revenklau, und ihr Hofmeister D. Wend werden Dienstags als den 27sten, oder auch Mittwochs von Lichtewalde, wohin sie morgen früh zu Pferde abgehen, über Haynichen und Waldheim zurück nach Leipzig kehren, und Euch wahrscheinlicher Weise besuchen, ohne sich aufzuhalten. Kalte oder warme Milch, Eyerkuchen, Obst, schwarzes Brod, sind ihre Leibspeisen. — Aber ich glaube nicht, daß sie etwas bey Euch essen werden. Laßt es sogleich dem guten Stadtschreiber melden, den ich herzlich grüsse. Es sind sehr gute Kinder, und D. Wend ist ein Mann, den ich liebe und ehre.

Leipzig, den 24. Sept.
1768. G.

73.

Ich danke Euch sehr für Euern langen Brief, und alle die guten Nachrichten, die darin enthalten sind. Zuvörderst grüsse ich das doppelte neue Ehepaar und wünsche ihnen Wohlfarth und Segen von Gott auf ein langes gutes Leben. — Also ist wieder bald ein flüchtiges Jahr zurück gelegt. Gelobet sey der Name und die Güte des Herrn, die uns erhalten hat und täglich neu über uns gewesen ist. — — Die beiden jungen Grafen und D. Wend grüssen Euch und Eure Kinder vielmal. Sie werden gegen Ostern noch einmal ins Gebirge und alsdenn von uns und auf Reisen gehen. Auch der Herr von Hardenberg und Servinus denken oft an Euch und grüssen Euch. — —

Leipzig, den 23. Nov.
1768.

G.

·74·

Ich muß Euch ein Vergnügen melden, das mir unser guter Churfürst diese Woche gemacht hat. Er hatte nämlich gehört, daß mein Pferd krank wäre. Darauf befiehlt er seinem Oberstallmeister, er solle mir das ruhigste und sanfteste Pferd aus dem Churfürstlichen Stalle aussuchen und mit Sattel und Zeug zuschicken. Er ist noch weiter in seiner Vorsorge gegangen, hat sich das Pferd auf dem Schloßhofe lassen vorreiten, hat aus dem Fenster herunter gerufen, man solle eine weisse Wildschur umnehmen und sich damit auf das Pferd setzen, um zu sehen, ob es sich etwa davor scheue. Kurz der theure junge Fürst, den Gott erhalten und segnen wolle, hat mir das Pferd am Dienstage durch einen Churfürstlichen Stallknecht mit einem blausammtnen Sattel und und einer solchen Chabrake, mit Gold besetzt, zugeschickt. O wie viel Gnade und Liebe läßt Gott mich Unwürdigen bey Hohen und

Niedrigen finden. — Herr! wer bin ich; und was ist mein Haus, daß du mich Elenden bis hieher gebracht hast? Geritten habe ich das Pferd noch nicht. Ich fürchte mich auch im Herzen davor, weil ich es doch noch nicht kenne. Meine Schecke war wie ein Lamm, war alt und machte mir nicht die geringste Sorge. Nun so lebt denn wohl, gute Schwester, mit Euern Kindern.

Leipzig, den 23. Dec. 1768. G.

75.

Ihr seyd krank gewesen; das betrübt mich. Aber Ihr befindet Euch wieder besser; dafür sey Gott Dank. Er erhalte Euch und stärke Euch in Eurem Alter, das schon auf zwey und sechzig steigt. Unser Leben währet siebenzig Jahre, und das meinige, sehr schwache, wird nicht so lange währen. Herr, lehre mich täglich bedenken, daß mein Leben ein Ziel hat, sein nahes Ziel, damit ich weise

werde. Läßt uns Gott den Frühling erleben, so denke ich, wenns ihm gefällt, zwischen Ostern und Pfingsten auf ein Paar Tage nach Meißen zu einem Freunde zu reisen, und von da auf kurze Zeit zu Euch. — Der Bruder lebt mit seiner Frau und seinem Sohne gesund und wohl. Ich grüsse alle herzlich, auch Herrn Hartmann, bey dem ich logiren werde. Der Herr von Hardenberg ist von hier fort; und die jungen Grafen gehen nebst dem D. Wend auch in wenig Wochen auf Reisen. — — Lebt wohl.

Leipzig, den 13. Febr.
1769.

G.

76.

Gott sey gepriesen, ich bin Freytags Abends um acht Uhr glücklich in Leipzig angekommen. Freylich war es eine harte Reise; aber es ist auch die letzte nach Haynichen, und also will ich gerne zufrieden seyn, und Gott danken, daß ich Euch und die übrigen

Verwandte und Freunde noch einmal habe sehen können. Ich habe förmlich von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied genommen, auch mit besonderer Erinnerung an gewisse Jahre meiner Jugend. Und Euch danke ich für die gute Aufnahme und Bewirthung herzlich, und grüsse alle meine Freunde und den Herrn Pastor Lechla und sein ganzes Haus, bestens und ergebenst. Gott segne Euch und stärke Euch mit Kind und Kindeskind.

Leipzig, den 22. May
1769. G.

77.

Beunruhiget Euch nicht; meine Beschwerungen, so vielfach sie auch sind, sind doch, Gott sey Dank! noch immer erträglich. Ich kann noch ausgehen, auch meine gewöhnlichen Verrichtungen noch abwarten, wenn ich gleich kraftlos bin. — Ach verlaß mich nicht im Alter, wenn ich schwach werde! Dieses

Gebet wird Gott nach seiner Gnade erhören und uns nahe seyn mit seiner Hülfe im Leben und im Tode. Er stärke Euch und lasse es allen unsern Angehörigen, allen Menschen, wohl gehen, so ergehen, wie es uns gut und selig ist.

Leipzig, den 14. Aug.
1769. G.

78.

Was ich mache? Ich habe seit einigen Wochen mit einem neuen Uebel zu streiten gehabt; aber, Gott sey Dank! es verliert sich wieder. Also seyd ruhig, und lasset uns auf Gott vertrauen in allen unsern Anliegen und Nöthen. — — Es kann kommen, daß Euch ein gewisser Herr Scheuchler, der jetzt in Freyberg ist, und vorher bey einem jungen Herrn von Schönberg durch meine Vermittelung Hofmeister war, besucht. Es ist ein sehr guter Mann, und der Sohn eines frommen trefflichen Vaters. Herr

Hartmann, den ich herzlich grüsse, kennt Beide*).

*) Joh. Friedrich Scheuchler, geboren in dem Jahr 1740. oder 1741., war der einzige Sohn des Predigers gleiches Namens zu Küstriz in der Inspection Weissenfels. Aus seines Vaters Unterricht kam er auf die Landschule Pforta, von da auf die Universität Leipzig, wo er nach seines Vaters Willen Theologie studirte. In Leipzig genoß er die vorzügliche Aufsicht und Gewogenheit unsers Gellerts, der einst durch Krankheit genöthigt worden war, in Küstriz zu bleiben, und da er im dortigen Pfarrhause die beste Pflege fand, sich aus Dankbarkeit zur Vorsorge für den Sohn des Hauses erboten hatte. Dieß Versprechen erfüllte Gellert an dem jungen feurigen Scheuchler so gut, daß noch in den schriftlichen Aufsätzen Scheuchlers als Geschäftsmannes der gute Ton Gellerts eben so unverkennbar, als dessen Einfluß auf die Bildung von Scheuchlers gutem und sanftem Charakter war. Er wurde nachher Hofmeister eines jungen Herrn v. Goldaker, mit dem er eine Reise nach Frankreich machte. Scheuchlers Stimme schien seinem Vater etwas zu schwach zum Predigen, daher legte er sich nach seiner Zurückkunft zugleich auf mathematische und juristische Wissenschaften. Auf Gellerts Vorschlag ward er aufs neue Hofmeister bey dem jungen Herrn v. Schönberg auf Pfaffroda, welchen er nachher auf die Berg-

— — Es folgen drey Exemplare biblischer Erzählungen; zwey davon sollen den

akademie nach Freyberg begleitete. Um den Fleiß seines jungen Freundes zu ermuntern, studirte er selbst die Bergwissenschaften ernstlich mit, und brachte es darin so weit, daß einst der Berghauptmann Pabst von Ohain nach einer Unterredung über bergwissenschaftliche Gegenstände ihm ernsthaft vorstellte, es sey Schade, wenn er seine in diesem Fache erworbene Kenntnisse unbenützt lassen wollte u. s. w. Scheuchler, der außerdem in Freyberg seine ehemaligen Universitätsfreunde in Charpentier, Hüblern und Thielen wieder fand, ließ sich bereden, und wurde darauf ums Jahr 1773. zuerst als Oberbergamts-Sekretär in Freyberg angestellt. Im J. 1775. ward er Oberbergmeister zu Schneeberg. Von da kam er im J. 1780. nach Dresden als Bergrath, und zwey Jahre darauf bey Vereinigung des Berggemachs mit dem geh. Finanzkollegium wurde er zum geheimen Finanzrath ernannt. Wie rühmlich er sich in allen seinen Stellen und Geschäften betragen, welche Achtung und Liebe er sich überall, wo er war, erworben habe, braucht keiner weitläuftigen Erwähnung, da in Sachsen darüber nur eine Stimme ist; daher sein am 4. Nov. 1791. unerwartet erfolgter Tod von allen Patrioten und selbst von unserm allverehrten König bedauert wurde, der auch der Wittwe thätige Beweise seines Mit-

beiden Schulkindern, und eins der guten Wilhelmine. Ist etwa das Schulgeld gefällig? Meldet mirs, und grüsset alle von unserm Hause. Ich befehle Euch, Eure Kinder und Kindeskind Gott und seiner Gnade in Zeit und Ewigkeit.

Leipzig, den 23. Sept. 1769. G.

---

leidens gegeben hat. Mehreres von seinen Verdiensten um den Staat, besonders um den Bergbau, von seinem vortrefflichen Charakter und seinem Ende findet man in Schlichtegrolls Nekrolog auf die Jahre 1791. und 1792. Er war seit 1773. verheirathet mit der Tochter des Pastor Leuckards zu Pfaffroda. Ein Sohn aus dieser Ehe ist der jetzige, seinem Vater in seinem vortrefflichen Charakter gleiche, Bergmeister zu Freyberg, Herr Carl Friedrich Scheuchler.

79.*)

Liebster Herr Bruder,

Ich schreibe wieder in den Angelegenheiten Ihres jungen Vetters an Sie. Sein Stubenbursche hat ihm das Logis auf Ostern aufgesaget, weil er einen Landsmann zu sich nehmen will, vermuthlich auch, weil er nicht mit ihm zufrieden ist, und weil der Wirth selbst keine Lust hat, ihn im Hause zu behalten. Sein Stubenbursche hat mir gesagt, daß er, der junge H**, einige Wochen daher, ordentlich gelebt hätte, daß er aber wieder nachliesse, daß er in üble Gesellschaft eingeflochten seyn und Schulden haben müßte, weil er gleich bey seinem Eintritte in Leipzig das Unglück gehabt hätte, den ersten Abend

*) Diesen Brief erhielt der Herausgeber erst während des Druckes dieser Sammlung; da es aber zu spät war, um ihn noch nach Nr. 58., wohin er der angenommen Zeitordnung gemäs gehöret, einzuschalten, so wird er hier als Nachtrag geliefert.

von einem Schulbekannten auf das Kaffeehaus geführt zu werden, und daselbst all sein mitgebrachtes Geld zu verspielen. Den letzten Punkt leugnet der junge H** selber nicht; nur sagt er, daß er nicht vieles Geld mitgebracht; und wo kann ichs wissen? — Daß er böse Gesellschaft im Anfange gehabt haben muß, beweiset sich dadurch, weil er des Nachts so oft aus dem Hause geblieben ist. Wenn ich ihn frage, ob er sich von dieser Gesellschaft losgerissen hätte: so sagt er, Ja; und wenn ich andre frage: so sagen sie, Nein. Wem soll ich glauben? Kurz, liebster Herr Bruder, meine Aufsicht ist viel zu wenig. Ich kann nicht mit dem jungen H** gehen, ich kann nicht wissen, wo er ist, nicht wissen, ob er Schulden hat und wie viel er derselben hat. Ich kann seine Gesellschaften nicht einrichten und seine Studien nicht ordnen. Alles dieses aber ist nöthig, wenn er gerettet werden soll. Ich glaube, daß er den aufrichtigen Versatz hat, sich zu bessern; aber wenn er nicht von böser Gesellschaft frey ist, so wird seine Besserung nicht anhal-

bendl seyn. Er ist jung, leichtsinnig, heftig; wird er sich wohl allein regieren können? Er hat der Ausschweifungen gleich zum Anfange seines academischen Lebens gewohnet worden; wird er nicht wieder in dieselben fallen, wenn er keinen Führer hat? Habe ich nicht das traurige Beyspiel an G***ln gehabt? Endlich kömmt er auf Ostern aus meinem Hause. Aber mein Gewissen erfordert, nicht bloß die Sache zu sagen, wie ich sie selbst oder fürchte, sondern auch zu rathen, so viel ich sehe und weiß; denn es kömmt auf die Wohlfarth eines jungen Menschen an. Gott giebt den Seegen zur Erziehung; aber wir müssen alle Mittel dazu suchen und ergreifen.

1) Ein verständiger, frommer und gesetzter Stubenbursche, dem der junge H** anvertraut werden; der ihn leiten und mit ihm die Collegia besuchen, oder doch wiederholen, der sein Geld in den Händen haben und Rechenschaft geben muß; dieß ist das Erste, wofür der Herr Vater sorgen muß; es koste was es wolle.

2) Daß er sich genau nach den Schulden des Herrn Sohnes erkundigen und sie bald tilgen muß, um ihn von dieser Seite in Ordnung zu bringen.

3) Daß er erfahren muß, was er für Gesellschaft hat.

Diese drey Punkte zu besorgen, schlage ich ihm den ältesten Herrn Schneider*) aus Freyberg vor, der sich schon zeither seines Herrn Sohnes angenommen hat, und der Verstand und Rechtschaffenheit und Erfahrung besitzet. Diesem muß der Herr Vater Vollmacht geben, daß er einen Stubenburschen für seinen Sohn, z. E. den jungen Mosch **) (einen sehr ordentlichen und gesetzten Studenten, der auch in Freyberg stu-

*) War der älteste Sohn des Herrn Pastor Schneider zu St. Jacobi in Freyberg, welcher im J. 1791. als Oberbergamts-Verwalter und Senator zu Freyberg gestorben ist.

**) Nachheriger Stadtschreiber in Hainichen: Dessen Sohn, der sich als Schriftsteller in verschiedenen Fächern vortheilhaft gezeigt, ist im Sommer 1819. als Professor in Liegnitz bey der Ritterakademie angestellt.

diret hat), aussuchen und auch die andern beiden Punkte in Richtigkeit bringen muß; und das alles durch väterliche Auctorität. — Vermahnungen und Drohungen retten allein nicht, wenn wir schon auf dem unrechten Wege sind. Das habe ich leider oft erlebt.

Dieses also, liebster Herr Bruder, habe ich Ihnen melden wollen; es ist meine Pflicht. So lange der junge H** noch in meinem Hause ist, will ich thun, was ich kann; allein ich kann wenig thun. Meine Berufsgeschäfte, die Menge der Empfohlnen, meine tägliche und immer zunehmende Kränklichkeit, die geringe Bekanntschaft, die ich mit seinem Stubenburschen habe, und die Zurückhaltung des jungen H** in Ansehung seiner Umstände machen, daß ich wenig thun kann. Schreiben Sie also an den Herrn Bruder in Freyberg, oder reisen Sie selbst zu ihm, und reden und berathschlagen Sie mit ihm. Je mehr Zeit vergeht, desto schwerer wird die Hülfe. Aber Gott wird helfen, daß die Sorgfalt des Vaters noch einen ge-

seegnten Ausgang gewinne. Ich bin ihm eine Antwort schuldig; aber dieser Brief wird größtentheils die Stelle der Antwort vertreten. Da endlich die Sache für einen Vater unangenehm seyn muß, sie mag gesagt werden, wie sie will: so hole ich sie lieber, Ihnen, theuerster Herr Bruder, sagen wollen, um desto sicherer zu seyn, daß ich nicht aus Furcht, einen rechtschaffenen und würdigen Vater zu kränken, vielleicht zu wenig und zu behutsam reden möchte. Leben Sie wohl mit Ihrer lieben Frau und Kindern und unserm ganzen Hause! Das geht Ihnen.

Leipzig, den 5. März 1764.

Anhang.

Der Herr Einsender dieser Briefe theilet folgende Bemerkung mit: „Die beiden ersten Briefe sind zwar bereits in den „„Briefen, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen, von C. F. Gellert;"" (Leipzig, bey Joh. Wendler 1751. in 8.), jedoch nicht durchgängig so, wie hier, abgedruckt. Der erste ist dort der sechsundvierzigste, auf Seite 236. bis 238., und fängt mit den Worten an: „„Sie sehen wohl, wenn man"" u. s. w. Die darin, so wie im zweyten, beym Vergleichen zu bemerkenden kleinen Zusätze und Veränderungen führen zu der Muthmaßung, daß Gellert, wiewohl er in der Vorrede zu jener Sammlung versichert, in seinem Leben fast keinen Brief concipirt zu haben, dennoch den Abdruck derselben aus seinen frühern Entwürfen besorget, beym wirklichen Niederschreiben aber die Feile gebraucht haben mag."

1.

Mein lieber Herr Secretär,

Wenn man einen Autor zum Freunde hat: so ist man keine Stunde sicher, daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beschenkt, wir mögen es nun haben wollen, oder nicht. Es kann, zum Exempel, seyn, daß Ihnen nicht viel an dem zweyten Theile meiner Fabeln und Erzählungen gelegen ist; über das verschlägt mir nichts: ich schicke Ihnen dieses Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe fest ein, daß Sie es mit Vergnügen lesen werden. Mit diesem unverschämten, aber doch süssen Irrthume muß sich ein Autor für seine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, desto mehr muß er sich den seinigen geben. Ja, mein lieber

Kersten, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürstenschule neben einander ganz demüthig auf der Pechbank sassen, daß ich ein so großer Scribent, ein Fabeldichter, ein Comediensschreiber, ein Romanmacher, und ich weis selbst nicht was noch mehr, werden sollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht; gestehn Sie's nur. Aber Sie hätten es denken können. Habe ich nicht in Tertia alle Periodos simplices und compositas, adversativas, concessivas in Verse gebracht? Habe ich nicht in einer Secunde mehr als eine Zungenübung in ganz hübschen Versen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorschaft gewesen? Ich wollte, daß ich das jetzt wäre, was wir uns damals zu seyn einbildeten, wenn wir beide bey dem Examen einen öffentlichen Lobspruch bekamen; oder daß ich jetzt so vergnügt wäre, als wir waren, wenn wir auf dem Spazierplatze nach einem langen Jahre den Ball einmal schlagen durften. Es waren mit alle dem gute Zeiten, und ich wünsche manchmal noch

Himmel, willst du mich noch lieben,
O so mach mich jetzt zum Knaben.
Lust und Unschuld, Ruh und Scherz
Herrscht nur in der Jugend Herz.
Flieht der ersten Jahre Morgen,
O so geht es nicht mehr an,
Daß man die bestimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann

Es ist nichts natürlicher, als daß mir bey dem Worte „Sorgen" der Herr Graf *) einfällt. Seyn Sie so gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie ihm meinen Brief nebst dem eingebundenen Exemplare; auf diesem Sie sich um mich verdient machen wollen: so suchen Sie mir seine Gnade zu erhalten, und mein Glück seiner großmüthigen Fürsorge zu empfehlen; denn mit der Profession in Braunschweig ist es nichts. Aber, werden Sie sagen, warum bitten Sie ihn nicht selbst? Es ist wahr; es ist ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen, ich bin zu verschämt, die Zahl der Supplic-

*) Dieser war der wirkliche Geheime Rath und Obercensistorialpräsident Christian Gottlieb Graf von Holzendorf.

canten zu vermehren und einen großen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beschweren. Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiß, daß ich der Ihrige bin

Leipzig, den 15. März 1748. G.

2.*)

Mein lieber Herr Secretär,

Ein rechter deutscher Autor muß keine Ostern- oder Michaelsmesse vorbey lassen, ohne etwas heraus zu geben, wenn es auch nur ein Romanchen oder ein übersetzter Katechismus wäre. Wovon sollten die Setzer und Buchführer leben, wenn der Autor nicht schreiben wollte? Und was sollte der Autor anfangen, wenn er nicht von Messe zu Messe

*) Die erste Hälfte dieses Briefes ist in der oben angegebenen Sammlung der vierzehnte, auf S. 157. — 160., und fängt so an: „Sehen Sie wohl? Ein rechter" u. s. w.

schreiben könnte? Nein, nein, ich lasse mir mein Recht nicht nehmen, ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu Jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnet werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische ganz sauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weis ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause und nehme die Feder in die Hand, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein und langt aus seinem Korb, in dem ein guter Vorrath von Butter und Käse und Brod war, meine

Fabeln ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Wo wer ichs hergekreit han, ich ha mirs gekoft. Unser Schulmeister und der Schulze han sich bald scheckigt über dem Buche gelacht. Es stieht recht spashaft Zeug drinn, mer mögt närrisch dreher weren. Ich ha en klen Jungen, der schon schmuck lesen kann, dem will ichs gähn; er sull mir Abends bey der Pfeife Tubak, wenn ich vom Feld komm, draus vurlesen, so geh ich koum nich in die Schenk. Er war noch jung der Herr, ders in Druck hat ausgiehn lassen; ich wollte was abbrechen, aber er sate, es wäre nicht angers, als zwanzig Groschen, die ha ichm auch gegähn. Er hatte noch vel Bücher, das Bücherschreiben mußm recht von der Hand gehn. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hats nicht geschrieben, er handelt nur damit. Der Schelm! fieng der Bauer an, ich dacht, es wär der

Herr selber, ich hätte der Teufel nicht so viel gegäben. Nunmehr hätte ich gehn können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke; denn außer dem würde ich mich dem Bauer selber entdeckt haben. O mein lieber Herr Secretär, wenn Sie nur hätten sehn sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte und mich ermahnte, mehr solch schnackisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag außerordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser vom Könige in Preußen bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von dem Leben der Schwedischen Gräfinn fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich würde schwermüthig darüber*). Seyn Sie zugleich so gütig, und

*) So weit der in der Sammlung abgedruckte vierzehnte Brief, der noch folgenden Schluß hat: „Endlich antworten Sie mir bald, sonst

überreichen Sie dem Herrn Grafen ein Exemplar davon, nebst dem Saurin. Ich habe mehr als zehnmal die Ehre gesucht, ihm beides selber hier zu übergeben; aber ich halt vor den großen Perücken, vor den Sammetrücken, vor den reichen Westen nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich sind sie schon etwas alt. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ich, dem einen Bedienten, der mich, ich weis nicht warum, lange ansah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen und dir durch die Antichamber helfen; aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einen so wohlgewachsenen Menschen unbekannt war. Ich blieb

---

schreibe ich Ihnen keine solchen merkwürdigen Histörchen mehr. Ich bin u. s. w." Das Uebrige des obigen Briefs ist der vierundzwanzigste der Sammlung, auf S. 180.—182. mit den Anfangsworten: Seyn Sie so gütig und übergeben Sie" u. s. w. In diesem Abdrucke fehlt aber die Stelle mit dem Gebetchen am Schlusse.

demüthig stehn und sah die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas herauszubringen, sie sahen mir aus, als ob sie es selber nicht wüßten; aber den meisten sah ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, eine Profession, eine beßre Pfarre, ein Stipendium, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in dem Busen stecken hatten, oder deren Taschen dick waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders anzubringen haben, als Disputationes und Schediasmata, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Gelehrten, die den Großen ihr Schicksal so sauer machen, und beschloß, weniger unverschämt zu seyn, als meine Collegen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehn mehr Ehrerbietung für meinen Grafen bezeugte, als die andern durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um

seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene.

Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heirathen wird. Das ist doch nicht recht, daß Sie sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Werden Sie doch verliebt, und machen Sie sich und ein Mädchen glücklich.

Ich sing alsdann gewiß ein Brautgedicht.
Wovon? Das weis ich ist noch nicht.
Ich könnte von der Liebe singen,
Von ihrer List, von ihren Schlingen,
Die sie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der sie sich der Sterblichen bemeistert,
Die Blöden oft mit Witz begeistert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen spröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie sie Betschwestern oft in ihrem Singen störet,
Und morgen schon verbuhlt die Mutter seufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd
Bey ihrem Fluch das Lieben untersagt;
So könnt' ich von der Liebe singen,

Wie sie vom Feld an Hof, die Großen zu
bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern schleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus den
Alten keucht,
Aus dem Bramarb bramarbasiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus süssen Herren raffiniret:
Dieß alles sang ich dir vielleicht.

Sehn Sie wohl, was ich für ein hübsches Gedichte auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es ist hohe Zeit, sonst möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poesie zu alt werden. Ja, werden Sie sagen, wenn ich nur wüßte, was für eine Frau ich nehmen sollte? Das weis ich auch nicht. Indessen will ich Ihnen ein einfältiges Gebetchen sagen, das ich in meiner Jugend an die Liebe abschickte:

O Liebe! willst du mich erfreun:
So laß mein Weib einst also seyn:
Recht schön, damit sie mir gefällt,
Klug, daß sie mich beständig hält,
Und endlich wünsch ich sie auch reich;
Doch ist sie nicht getreu zugleich:

So sey sie englisch vom Gesicht,
Und klug und reich, ich mag sie nicht.

Ich will meinen Brief schließen, ehe ein Buch daraus wird. Vergeben Sie mir seine Weitläuftigkeit. Mein langer Brief, spricht Balsac einmal, würde kürzer seyn, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Dieses will ich auch gesagt haben, und Ihnen zugleich versprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen sicher seyn sollen. Grüssen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens

Leipzig, den 25. Oct.
1748. Ihr
ergebenster Gellert.

Nachschrift. Der Herr Steuerrevisor Rabener, mein Bruder und seine Frau empfehlen sich Ihnen recht freundschaftlich. Der Vorschlag wegen der Briefe nach Art des Herrn d'Argens ist recht gut; er wird mir aber noch besser gefallen, wenn Sie ihn selbst ausführen wollen.

3.

Mein lieber Kersten,

Endlich können Sie mein Patron werden, wenn es Ihnen zu verächtlich ist, länger mein Freund zu seyn. Sie sollen mich nämlich zum extraordinairen Professor mit Pension machen. Das ist für Sie was Kleines, und für Ihren Herrn Grafen, deucht mich, noch was Kleiners. Er hat mir durch meinen Bruder befehlen lassen, ihm ein Memorial an d. K.*) in dieser Absicht zu überschikken; und der Herr Graf von Loß hat mir in eben dieser Woche durch den Herrn Legationssecretär Wiedemarkter eben diesen Befehl ertheilen lassen, den er mir an voriger Messe schon mündlich gegeben. Doch hat mir der Graf Loß eben nicht ausdrücklich sagen lassen, daß ich zugleich um eine Pension anhalten sollte; so gnädig ist nur unser Holzendorf gewesen. Wiede-

*) D. i. an den Kirchenrath.

markter, der sich einige Tage hier aufgehalten, wollte das Memorial mitnehmen; allein ich konnte das Testimonium von der philosophischen Facultät nicht gleich bekommen a), also hat er mir gesagt, die Addresse an ihn so einzurichten, daß Sie, wofern er bey der Ankunft des Memorials nicht mehr in Dresden wäre, die Sachen erbrechen und übergeben sollten. Er hat einen Brief von mir an den Grafen Lach mitgenommen. Ich überlasse es Ihnen beiden, oder Ihnen, mein lieber Kersten, allein, wem sie das Memorial von meinen beiden Gönnern übergeben

a) Nunmehr folgt es; ich hätte es aber bald zerrissen, weil man mich zu sehr gelobt und ein rechtes gelehrtes Rhinoceros aus mir gemacht hat *). Ein Lob von Ihrem Grafen, von einem klugen Frauenzimmer, von Ihnen, aber nicht von Wiedemarktern (denn der lobt mich gar nicht) das ist was Süsses und was, das ich mir wünsche.

*) Der Herausgeber dieser Sammlung theilet dieses Zeugniß, dessen Abschrift dem Herrn Einsender dieser vier Briefe aus den Kanzleyacten gefälligst vergönnt wurde, hinter dem gegenwärtigen Briefe mit.

ben wollen. Ich habe zugleich einen französischen Brief an den Kammerherrn v. Dieskau geschrieben, der mir durch den Herrn Secretär Müller eben dergleichen gnädigen Antrag vor einiger Zeit hat thun lassen. Grüssen Sie diesen Letzten auf das ergebenste von mir, bitten Sie ihn, daß er dem Herrn Kammerherrn den Brief übergiebt, wenn es sich schicken will, und sagen Sie ihm, daß ich wohl wüßte, daß er als ein großmüthiger Freund bey verschiedenen Gelegenheiten an mir gehandelt hätte.

Ich bin zufrieden, wenn ich auch jetzt keine Pension bekomme; ich bin mit der Hoffnung zufrieden. Es ist immer noch eine große Frage, ob ich eine Pension verdiene und ob sie Andre nicht noch mehr verdienen oder mehr brauchen. Professor Kapp, der Decanus der philosophischen Facultät, und auch Professor Christ meynten, daß ich vermöge des Testimonii den Befehl zur extraordinairen Profession ohne vorhergegangenes Rescript erhalten könnte; und freylich sähe ichs gern, wenn man mir bey

der Academie nicht vorwerfen könnte, daß ich die Profession erbettelt hätte. Der Recior Magnificus Ludwig, auch mein Freund, will mir als Rector, wenn ichs verlange, ebenfalls ein Testimonium ertheilen. Ich sage dieses deswegen, weil mir der Herr Graf Holzendorf hat befehlen lassen, daß ich mit dem Memoriale zugleich ein Testimonium von der Academie überschicken sollte, damit der Weg verkürzt würde.

Wenn Sie wüßten, mit was für schwerem Herzen ich mich zu dem Memoriale entschlossen, und wie es meine Freunde ordentlich in meinem Namen gemacht und mir aufgedrungen haben: so würden Sie ganz gewiß zu mir sagen: Mein lieber Gellert, ihr seyd ein N..r; und wer weis, ob Sie ganz unrecht hätten und ob ich nicht gelassen genug wäre, den Schimpf zu leiden; denn ich liebe den Frieden und Sie und mein Leben, und bin gar zu sehr

Leipzig, den 22. Jan.
1751. Ihr

Freund und Diener
Gellert.

Das oben erwähnte Zeugniß.

Facultatis Philosophicae Lipsiensis Decanus Senior et reliqui ejus Professores.

Quod haud ita pridem ab Ordine nostro modeste petiit testimonium studiorum et vitae apud nos exactae Vir Clarissimus, M. Christianus Fuerchtegott Gellertus: illud eo libentius illi impertimur, quo digniorem illo per varios, quos hic commoratus est, annos sese reddidit. Confirmamus itaque tibi, Lector, laudatum Gellertum A. CIↃIↃCCXLII. abOrdine nostro Magistrum Philosophiae renunciatum, A. CIↃIↃCCXLIV. jura et privilegia ejus disputatione docta de poesi Apologorum et eorum scriptoribus cum laude sibi vindicasse et ab eo tempore singulis annis nonnullos juvenes, et inter hos varios illustri sanguine prognatos, exteros etiam, et ex Italia et Anglia ad nos studiorum gratia profectos, linguam, eloquentiam et poesin teutonicam non sine plausu et fructu docuisse. Quemadmodum autem clarissimus

Gellertus his recitationibus privatis per complures annos de studiosa juventute egregie est promeritus et adhuc bene promeretur: ita non minus rempublicam litterariam variis libris, et prosa et vorsa oratione conscriptis, insigniter ornavit, qui et ingenium ejus venustum et reconditam doctrinam satis superque produnt, nec sine utilitate et delectatione a popularibus nostris avidissime leguntur. Manavit etiam praestantia et elegantia scriptorum clarissimi Gellerti ad exteros populos, ita ut et Galli et Dani varia ejus opuscula in suas linguas convertere coeperint et in pluribus convertendis adhuc versentur. Qui quidem popularium nostrorum et externarum gentium in scripta Cl. Gellerti amor, uti non potest non cum ejus laude ac gloria conjunctus esse: ita nos, qui ejus probitatem, diligentiam, modestiam, aliasque virtutes propius intuemur et adhuc melius perspectas habemus, non modo in societatem hujus laudis lubentes venimus, sed etiam ex animo optamus, ut alia praemia, ejus ingenio venusto et praeclara eru-

ditione digna, brevi interjecto tempore consequatur.

Scriptum et signatum Lipsiae die XXIII. Jan. A. R. G. CIƆIƆCCLI.

(L. S.)

Joannes Erhardus Kappius,
Prof. Publ. et Facult. Philos. h. t. Decanus.

4.

Mein lieber Kersten,

Sie fragten mich letztens, ob Sie mir nicht dienen könnten. Ach ja, Sie können es. Aber es ist nichts Geringers, als ein öffentliches Amt an der Kirche zu Schulpforta, darum ich Sie bitte; ich meyne den Küsterdienst. Eigentlich möchte ichs für mich selbst haben, und ich würde vielleicht ruhiger dabey seyn, als bey einer Profession; dennoch will ich den Dienst lieber meinem Famulo, Herrn Bocken, abtreten, wenn Sie mir dazu verhelfen wollen. Er hat

sich schon vor einem halben Jahre und auch wieder diese Messe bey Ihrer Excellenz, dem Herrn Präsidenten gemeldet, und das letztemal eine günstige Antwort erhalten. Der Oberhofprediger und der Consistorialrath Leyser sind auch auf seiner Seite, so wie alle Verdienste, die zu einem Küster gehören. Er ist ein ordentlicher und geschickter Mensch, und seine größten Fehler sind Armuth und Krankheit des Körpers. Er versteht mehr Theologie und hat weit mehr Kenntniß in den humanioribus, als zu seinem Amte nöthig ist. Seine Hand ist freylich nicht die trefflichste; aber er bessert sie und wird sie bessern. Er versteht etwas Mathematik und Baukunst, ist dienstfertig und hat ein ehrliches frommes Herz. Das Amt wird seiner Gesundheit und Zufriedenheit unstreitig mehr nützen, als alle Arzney und alle Philosophie, und Sie werden gewiß eine gute und belohnenswürdige That thun, wenn Sie ihn bey dem Herrn Präsidenten mit Ihrem Vorspruche unterstützen, und ich will den Dienst annehmen, als ob Sie mir ihn selbst erwie-

sen hätten. [— — —]*). Reden Sie also, mein lieber Kersten, ohne Verzug mit dem Herrn Präsidenten, dem ich, so gewiß ich lebe, dreyhmal, aber allemal vergebens, aufzuwarten gesuchet habe.

Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rath,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.

Gott gebe Ihnen Ihre Gesundheit im Bade wieder. Dieß wünsche ich Ihnen von Herzen und bin stets

Leipzig, den 7. May 1755.

Ihr
ergebenster
Gellert.

*) Das hier Weggelassene ist noch Etwas über die Vermögensumstände des Empfohlenen.

Anekdote.

Der geistreiche Dichter, Professor Gellert, hielt sich, wie bekannt, besonders während des siebenjährigen Krieges oft in Bonau bey dem als Domprobst in Meißen verstorbenen damaligen Cammerherrn von Zedtwitz und Besitzer des Ritterguths Bonau auf. Von da aus besuchte er alle Sonntag und Festtage den Gottesdienst in Meinewch, welcher Ort eine halbe Stunde von Bonau entfernt ist, weil er den damaligen dortigen Prediger, seinen erzgebirgischen Landsmann, M. Johann August Voigt*), als einen vortrefflichen Kanzelredner und übrigens sehr gebildeten, wissenschaftlichen und in jeder Hinsicht achtungswerthen Mann sehr schätzte. Gellerts Aufenthalt in der Kirche

*) Gellert war, wie bekannt, in Haynichen, und Voigt in Frankenstein unweit von da geboren. Beide waren Pastorssöhne aus einem Patronatsbezirk, da beide Orte unter das Rittergut Wingendorf gehören.

war jederzeit in der dasigen herrschaftlichen, damals von Schönbergischen, Emporkirche. Einsmals mochte muthmaßlich Gellert etwas früher, als der Gottesdienst angegangen war, in die Kirche gekommen seyn, wo er versunken in stille Andacht folgenden Vers verfertigt und auf ein leeres Blatt in eines der in der Emporkirche vorhandenen Gesangbücher mit Bleystift niedergeschrieben hatte:

Ich komme, großer Gott! jetzt in Dein Haus getreten,
Daß ich Dir dienen will mit Singen, Hören, Beten,
Dieweil ich aber weis, daß ich ein Sünder bin,
So rühr durch Deinen Geist mein Herz und meinen Sinn,
Auf daß ich würdiglich vor Deinem Throne steh,
Und ungebessert nicht aus diesem Hause geh.

Einige Zeit darauf, zu Ende des siebenjährigen Krieges, besuchte ein im Dorf Meinewch einquartirter Preußischer Officier ebenfalls den dasigen Gottesdienst, und nahm

seinen Platz auch in der herrschaftlichen Emporkirche, wo er zufällig in diesem Gesangbuch den von Gellert hineingeschriebenen und mit seinem Namen unterzeichneten Vers entdeckte. Nach beendigtem Gottesdienste kam dieser Officier zu obgedachtem Pastor Voigt, zeigte ihm den in das Gesangbuch hineingeschriebenen Vers, und fragte, ob ihn Gellert wirklich gemacht und eigenhändig hinein geschrieben habe? Der Pastor Voigt, der zwar von diesem Vers noch nichts gewußt hatte, konnte aber, da er Gellerts Handschrift genau kannte, versichern, daß dieses nicht zu bezweifeln sey. Darauf erwiederte der Preußische Officier: „Herr Pastor, ich habe in diesem Kriege noch Niemanden etwas genommen, aber dieses Gesangbuch nehme ich mit und zwar blos dieses Verses wegen als ein Andenken an diesen eben so berühmten als frommen Mann.“

Verbesserungen.

S. 16. in der Anmerk. Z. 1. anstatt: beobachet
lies: bemerkt

S. 42. Z. 12. anstatt: ihnen lies: ihm

Christian Fürchtegott Gellert's

Briefwechsel

mit

Demoiselle Lucius.

Briefwechsel
Christian Fürchtegott Gellert's
mit
Demoiselle Lucius.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Nebst
einem Anhange,
enthaltend:

1. Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten in Leipzig.
2. Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten.
3. Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort.
4. Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II.
5. Ein Brief Gellert's an Cramer.

Sämmtlich aus den bisher meist noch ungedruckten Originalen
herausgegeben
von
Friedrich Adolf Ebert.

BIBL. VNIVERS. LIPS.
Bibl. 344 k

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1823.

Einleitung.

Wie häufig auch die Geschichte der eigentlichen Blüthenzeit unserer vaterländischen Literatur besprochen worden ist, so fehlt es doch noch so sehr an Urkunden und Actenstücken zu derselben, daß jeder neue Beitrag, wenn er auch nicht eben unmittelbar das eigentliche literarische Regen und Treiben betrifft, Beachtung verdient. Besonders mangelhaft ist die Kenntniß der charakteristischen Persönlichkeiten derjenigen Männer, welche jene Epoche unserer Literatur herbeiführten, und was das Ausland in Sammlung von Anekdoten seiner Worthies vielleicht zu viel that, das ist in Deutschland offenbar zu wenig geschehen, ja man hat selbst bei eigentlichen biographischen Darstellungen aus einer ganz unrecht angebrachten Discretion recht geflissentlich vermieden, in detaillirtere Schilderungen der Personen und ihrer menschlichen und literarischen Privatverhältnisse ein-

zugehen. Daher die Mattheit, Eintönigkeit und Leblosigkeit der meisten deutschen Biographien, welche gegen die nicht selten gar zu reiche Farbengebung der ausländischen, vorzüglich französischen, Darstellungen dieser Art, in denen man die Personen in und mit ihrer Zeit leben sieht, desto greller absticht, je ärmer und farb- und glanzloser das deutsche literarische Leben ohnehin schon an sich ist. Gellert, zu seiner Zeit Schriftsteller der Nation, wie es seit ihm ohne Ausnahme keiner wieder geworden ist, gelesen in den Prunkzimmern der Großen wie in den Hütten der Niedrigsten, mit ungetheilter Liebe verehrt in allen Ländern deutscher Zunge, noch jetzt geachtet und geliebt von jedem, der nicht über den Producten der letzten Messe die Ehrendenkmale der frühern Perioden unsrer Literatur vergißt — welche Darstellung hat er gefunden? Der mit ihm so eng verbundne und sonst so talentvolle Cramer hat uns wenig mehr von ihm berichtet, als daß er Professor extraordinarius auf der löblichen Universität zu Leipzig und daneben ein frommer und kränklicher Mann gewesen. Matte Rhetoricationen und Gemeinplätze stehen da, wo man kräftige Züge aus der wirklichen Welt, treffende und lebendige Schilderungen der örtlichen Verhältnisse, in denen Gellert lebte, und der Menschen, mit welchen er zunächst verkehrte, und Auszüge aus den von ihm hinterlassenen Tage-

büchern und eignen biographischen Notizen erwartet hätte. Was man in dieser Biographie vergebens sucht, würde sich indessen wenigstens zum Theil aus der Gellert'schen Correspondenz — man weiß, wie ausgebreitet sie war — sammeln und zusammenstellen lassen, wenn nicht auch hier die Herausgeber mit einer Aengstlichkeit verfahren wären, für welche es kein zu harter Vorwurf ist, wenn man sie kleinlich nennt, und welche auffallend mit der Willkür contrastirt, die jene sich gegen die Schriften ihres Freundes erlaubten. Sie wählten nicht nur mit offenbarer und eingestandner Absichtlichkeit grade die unbedeutendsten und gehaltleersten Briefe aus, sondern sie änderten zugleich in denselben, was ihnen nur beliebte. Wie über alle Vorstellung weit sie hierinnen gegangen, kann selbst die flüchtigste Vergleichung der hier gelieferten Correspondenz mit den im 9ten Bande der Gellert'schen Werke gedruckten Briefe lehren.

Und so, hoffen wir, wird diese hier zum erstenmale vollständig und treu aus den Originalen selbst gegebene gegenseitige Correspondenz ein desto willkommneres Geschenk für unsere Literatur seyn, je größern Werth Gellert selbst auf dieselbe legte, wie dies außer mehrern Stellen in diesen Briefen, auch namentlich seine hinterlassene Verfügung beweißt, nach welcher er ausdrücklich diese ganze Sammlung

vollständig zur Aufnahme in seine Werke bestimmt hatte. So wenig wir sie zu überschätzen begehren und so willig wir zugeben, daß in Inhalt und Form vielleicht Manches dem Geschmacke unsrer Zeit entfernter stehen möge, so läßt sich doch dieser Sammlung ein besondres historisches Interesse ohne Unbilligkeit nicht absprechen. Sie ist unstreitig eben dadurch doppelt merkwürdig, daß sie uns Gellert zeigt, wie er in seinen letzten Lebensjahren war, während die meisten andern in seinen Werken abgedruckten Briefe seinen frühern Jahren angehören. Täglich mehr mit den empfindlichsten und niederdrückendsten Leiden kämpfend, erscheint er uns hier desto ehrwürdiger, je unverkennbarer und lauterer seine fromme Fassung und Ergebung, seine bis an den letzten Hauch ununterbrochne warme und zärtliche Theilnahme an dem Wohle seiner Freunde, sein redlicher Eifer für Alles, was er als gut und wahr erkannt hatte, aus jedem Briefe hervorleuchtet. Auch in anderer Beziehung sind mehrere seiner hier gegebenen Briefe interessant. Wie einseitig auch im 52sten derselben sein Urtheil über Rousseau seyn möge, so ist es doch aus der Feder eines Gellert's merkwürdig, und vorzüglich charakteristisch ist eben hier seine Wortfülle und der Umstand, daß er, der in seinen letzten Jahren nicht eben der emsigste Briefschreiber war, in derselben Sache, welche ihm aus sehr ehr-

würdigen Gründen so sehr am Herzen lag, unmittelbar darauf einen zweiten Brief schreibt. Nicht minder anziehend sind seine beiden Carlsbader Reiseberichte (Br. 77 und 109), welche hier zum erstenmal vollständig und mit den ausgedruckten Namen der geschilderten Personen erscheinen, sowie seine Erzählung von dem Gespräche mit der Sächsischen Prinzessin Christine (Br. 78). Aber auch die Briefe seiner Correspondentin, in welchen sich bei aller Naivetät und Lebendigkeit des Charakters eine so bescheidene, ja schüchterne Verehrung des von der ganzen Nation gefeierten Mannes ausspricht, daß man — so scharf begrenzt sich Jetzt und Sonst — in unsrer Zeit vielleicht Mühe haben dürfte, einen Maßstab dafür aufzufinden, enthalten der anziehenden einzelnen Notizen und Schilderungen nicht wenig, und verdienen auch darum besondere Beachtung, weil sie uns ein treues und lebendiges Bild des bürgerlichen Still- und Familienlebens und des Conversationstons der damaligen Zeit geben, wie er in Sachsen und namentlich in Dresden war.

Hier war Gellert's Correspondentin am siebenten December 1739 geboren. Ihr Vater, der geheime Cabinetsregistrator Carl Friedrich Lucius, war zwar durch seine Dienstverhältnisse, welche ihn häufig nach Warschau und anderwärts hin riefen, genöthigt, oft und lange von Hause abwesend zu seyn, sorgte aber

desto angelegentlicher für die Ausbildung seiner drei Kinder, außer Carolinen eines ältern Sohnes und einer neun Jahre später gebornen Tochter, durch sorgfältig gewählte Privatlehrer. Die häusliche Erziehung leitete die liebende und verständige Mutter. Da letztere zugleich das Hauswesen führte, so blieb den beiden Schwestern hinreichende Muße zu einer sehr ausgebreiteten Lectüre. Wo aber Lectüre reiner Genuß ist, da bildet sich leicht eine Ideenwelt, welche in den Umgebungen des täglichen Lebens nicht die höchste Befriedigung findet, und so vielleicht mochte sich unvermerkt das Verlangen nach einem höhern und geistigern Umgange gebildet haben, welches in Caroline Lucius erwachte. Der allgemein verehrte Gellert, dessen Schriften seit langer Zeit auch in ihrem häuslichen Kreise Haus- und Familienbücher waren und dem sie — ihre Briefe zeigen, daß sie sich nicht täuschte — geistig verwandt sich fühlte, war derjenige, zu dem sie sich in dieser Hinsicht mit besonderm Vertrauen hingezogen fand, und so wagte sie, am 21. October 1760 den Briefwechsel anzuknüpfen, den Gellert so freundlich erwiderte, und der nur durch seinen Tod unterbrochen wurde. Es war ihm nicht beschieden, die Erfüllung seiner warmen Wünsche für ihr dereinstiges häusliches Glück zu erleben. Erst am 6. October 1774 verband sie sich mit dem Pastor Gottlieb Schlegel zu Burgwerben

bei Weißenfels, durch welchen sie mit den Gellert ehemals so befreundeten Gebrüdern Schlegel in nähere Verwandtschaft kam. Nach ihres Gatten am 21. Januar 1813 in einem Alter von zwei und achtzig Jahren erfolgten Tode kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück, wo sie seit dem Juni 1814 in einem Alter von seltner Heiterkeit und Lebendigkeit lebt. Außer drei Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen schrieb sie auf Veranlassung einer am dritten Weihnachtsfeiertage 1777 zu Dresden vorgefallenen Mordthat ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: Duval und Charmille (Leipz. 1778, 8.), welches Kreissteuereinnehmer Weiße ohne ihren Namen herausgab.

Die Correspondenz selbst ist hier, wie es einst Gellert selbst gewollt hatte, vollständig und treu nach den Originalen abgedruckt worden. Aus einigen anderweiten Briefen Gellert's an andere Personen, welche die ehrwürdige Frau mitzutheilen die Güte hatte, hat der Herausgeber diejenigen ausgewählt, welche, soweit er nachgeforscht, entweder noch ganz ungedruckt oder doch in der Sammlung der Werke nicht befindlich sind. Zugleich hat er aus anderer sicherer Quelle einen Brief Gellert's an Gottsched, eine vor dem damaligen Churfürsten von Sachsen gehaltene moralische Vorlesung und ein Danksagungsgedicht an denselben für das Geschenk seines Por-

traits beigefügt, welche drei bisher noch ungedru
Werke er aus den Originalen mit derselben T
hat abdrucken lassen, und er hofft, auf diese
einen nicht uninteressanten Supplementband zu
Sammlung der Gellert'schen Werke geliefert zu hab
Mögen diese Reliquien des von unsern Vätern
hoch geehrten edlen und frommen Mannes a
noch unter uns die freundliche Aufnahme find
deren sie so werth sind!

LEIPZIG

1. *)

Dresden, den 21. Oct. 1760.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bitte Sie nicht, daß Sie mirs erlauben, an Sie zu schreiben; denn ich bin so entschlossen, es nicht zu unterlassen, Sie möchten mir es nun erlauben, oder nicht. Die Freyheit zwar, deren ich mich bediene, ist sehr neu; allein, eben weil sie neu ist und mir gefällt, bin ich nicht davon abzubringen. Sie sollen sehr gütig seyn, das hat man mir gesagt; und da, denke ich, will ich schon dafür sorgen, daß Sie mich nicht für unbescheiden halten. Denn fürs erste bin ichs nicht, das getraue ich mir zu beweisen, wenn ich dazu aufgefordert werden sollte; und dann hoffe ich, Sie auch schon dadurch, daß ich Ihnen alles sage, was ich von Ihnen denke — und ich denke unbeschreiblich gut von Ihnen — auf meine Seite zu bringen, daß Sie mir meine Unbescheidenheit, wenn Sie ja so wollen, und meine andern Fehler, die sich etwa verrathen könnten, gütigst übersehen werden. — „Es g'" Ihnen gleich, was ich von Ihnen denke?" — O verzeihen Sie mir! Ich bedeute zwar nicht sonderlich viel in der Welt; aber daß ich Sie so sehr liebe, ist doch wohl ein großer Beweis, daß mein Urtheil nicht zu verachten ist, und daß ich Verstand habe.

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 27. Nr. 133. (nach der Ausgabe Leipz. 1784. 8.)

Ueberdieß bin ich auch sonst ein gutes Mädchen, von allen meinen Verwandten und Freunden geliebt. Ich könnte mich diesfalls auf das Zeugniß meines Bruders berufen, der nicht wider sein Gewissen reden würde, und der auch keine Parteilichkeit für mich hegt. Allein ich darf es nicht. Er möchte sich wohl beleidigt finden, daß ich es ihm nicht aufgetragen, meinen Brief an Sie zu bestellen; zumal da er mich nur vor wenig Tagen verlassen hat, und nun wieder das Glück genießt, mit Ihnen unter einem Dache zu wohnen. Er könnte Ihnen auch sagen, wie sehr ich Sie liebe, wie ich eifrig nach Ihnen frage, und mir jeden Umstand, um es mir recht einzuprägen, wohl zehnmal wiederholen lasse. O wenn ich doch mein Bruder wäre! Ich wollte Ihnen gewiß mehr Gutes von mir sagen, als er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht von mir denken wird. In der That, mein lieber Herr Professor, Sie können sichs unmöglich vorstellen, wie gut ich Sie kenne, und wie viel ich von Ihnen weis. Ihren Charakter und Ihre Grundsätze weis ich aus Ihren Schriften fast auswendig. Hernach martere ich und meine Schwester (im Vorbeygehen, sie ist auch ein gutes junges Kind, zwölf Jahre alt, die viel von Ihnen und vom Fragen hält) eine jede Person von unserer Bekanntschaft, die das von uns beneidete Glück genießt, Sie persönlich zu kennen, fast todt mit unsern Fragen, und ich weis nunmehr alles, wie Sie aussehen, wie Sie reden, wie Sie gehen, wie Sie sich kleiden, wie Ihre Perücken, Mützen, Trodelwesten, Schlafpelze u. s. w. aussehen; und das stelle ich mir alles so lebhaft vor, daß ich Sie malen und treffen wollte, ohne Sie gesehen zu haben. Noch mehr, ich kann Ihr Hausgeräthe beschreiben, so gut kenne ichs. Herr Gödicke — ja! so heißt Ihr Fa-

mulus. Der glückliche Mann! Er kann immer bei meinem lieben Gellert seyn. Aber er muß auch, (zum wenigsten hat man mirs gesagt) wenn Sie krank seyn und nicht schlafen können, des Nachts bey Ihnen aufsitzen, und wenn er einschläft, werden Sie ungehalten. — Der arme Mann! — Ich könnte das nicht ertragen. Aber warum schläft er auch, wenn er wachen soll! — Sie speisen bei Ihrem Bruder, dem Fechtmeister. Warum ist doch Ihr Bruder ein Fechtmeister geworden? Ich bin ihm nur Ihrentwegen und um des Namens gut. Er soll ein poltrichter Mann seyn. — Ich soll ein geschwätziges Mädchen seyn, werden Sie sagen. Ja das bin ich auch, aber nur im Schreiben; sonst rede ich nicht leicht zu viel. Und darinnen gleiche ich Ihnen, wie ich glaube. Darf ich mir nicht etwas auf die Aehnlichkeit einbilden? Aber wieder zur Sache zu kommen, denn ich muß mich satt schreiben, — ich werde wohl nie wieder aufgemuntert werden, an Sie zu schreiben, — so muß ich Ihnen nur noch die Absicht entdecken, die ich bey diesem ganzen Geschmadere habe. Sehen Sie also nur. Ich kenne Sie so sehr gut und genau, wie ich schon gesagt habe, und da kann ich mirs nun nicht verwehren, den einzigen Weg zu ergreifen, den ich vor mir sehe, um Ihnen zu zeigen, daß auch Ich in der Welt bin, und daß dies Ich, das Sie zwar nicht kennen, Sie unendlich hochschätzt und verehrt. Und wenn ich nun das erlangt habe; so denke ich, kann ich immer noch nicht recht ruhig seyn, als bis ich mich rühmen kann, eine Gewogenheit von Ihnen erhalten zu haben. Sie würden mich zur äußersten Dankbarkeit verbinden, wenn Sie solche darinnen wollten bestehen lassen, daß Sie mir ein Geschenk von einem Ihrer Bucher machten, von welchem Sie glauben, daß es sich

am besten für mich schickt. Sie würden mich dadurch nich allein von der Sorge befreien, die mich manchmal beunru higen wird, daß meine Freyheit Sie vielleicht könnte belei diget haben; sondern Sie könnten mich wohl gar so eite machen, zu denken, daß es Ihnen nicht ganz gleichgülti sey, daß ich Verlangen getragen, Ihnen die ausnehmend Hochachtung und Liebe zu bezeugen, mit welcher ich di Ehre habe zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin

Christiane Caroline Lucius.

Werden Sie nicht einmal nach Dresden kommen Wenns geschieht, und ich etwas davon höre, wo Sie sich au halten, so sind Sie in der That vor mir nicht sicher. Fürch ten Sie aber nur nicht gar zu viel. Ich weiß es schon, wa es zu bedeuten hat, wenn Sie die Mütze abnehmen.

Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

---

2. *)

Mademoiselle!

Sie haben mich Ihrer Achtung und Freundschaft einer so aufgeweckten, naiven und überzeugenden Spra versichert, daß ich sehr unempfindlich seyn müßte, we mir Ihr Brief nicht hätte gefallen sollen, und sehr undan bar, wenn ich Ihnen nicht gleich den ersten Tag für d ses unerwartete Geschenk danken wollte. In der That ka ich mich nicht erinnern, daß ich jemals einen so lachend

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 31. Nr. 134.

und doch natürlichen Brief von einem Frauenzimmer erhalten hätte; von einer Mannsperson will ich gar nicht sagen; denn unser Witz ist nicht fein genug zu dieser Schreibart. Ihr Brief, liebe Mademoiselle, ist also der erste schöne Brief in dieser Art, den ich erhalten. Sind Sie mit dieser Danksagung zufrieden? Vor zehen Jahren hätte ich sie munterer gesagt; aber itzt, scherzhafte Babet, kostet mich ein trockner Brief schon Mühe, und Gedanken, die freiwillig kommen sollen, muß ich aus einem eingespannten und schmerzhaften Kopfe erst losarbeiten. Doch ich stehe in der Gefahr zu klagen, wenn ich länger von mir rede; ich will also von dem Buche reden, das ich Ihnen schicken soll. Sie wollen eins von meinen Werken haben; aber wozu? Sie haben sie ja alle gelesen, und es ist eitel, wenn der Autor sich selbst zum Lesen verschenkt. Nein, gute Mademoiselle, ich will Ihre Bibliothek durch ein Buch vermehren, das Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, und das ich herzlich gern möchte geschrieben haben, wenn ich so viel Fähigkeit besäße, als die Frau von Beaumont. Das Magazin dieser vortrefflichen Frau ist es, das ich Ihnen schicke, und das Ihnen, ich weis es sicher, angenehm seyn muß. Ich habe es zweymal durchgelesen, und wie vielmal wird es meine gutherzige Correspondentin nicht erst lesen und ihrer kleinen lieben Schwester (Fräulein Aufrichtig) vorlesen? So wenig ich sonst wünsche, daß ein Frauenzimmer ein Autor werden mag, so sehr wünsche ich Ihnen, daß Sie zur Ehre und zum Besten Ihres Geschlechts eine deutsche Beaumont werden, und eben so glücklich und geistreich unterrichten und vergnügen mögen, als diese Frau gethan hat. Sie beschämt uns Männer; und ich liebe sie so sehr, daß mir meine Liebe vielleicht einen

sehr ernsthaften Wunsch abnöthigen würde, wenn sie nicht schon sechzig Jahre wäre. Ihre letzte Frage, Mademoiselle, ob ich nicht bald nach Dresden komme, kann ich nicht beantworten. Leute, die oft krank sind, reisen nicht gern. Aber soviel kann ich Ihnen sagen, daß ich nicht nach Dresden kommen will, ohne Sie persönlich der besondern Hochachtung zu versichern, mit welcher ich zeitlebens verharre

Leipzig, den 22. Oct. 1760.

Ihr verbundenster Diener
C. F. Gellert.

Ihrer Jungfer Schwester mache ich mein ergebenstes Compliment.

---

3. *)

Hochgeehrtester Herr Professor!

Man ist doch immer in der Welt recht unglücklich, auch sogar dann, wenn man seine Wünsche erreicht. Vorher war ich voller Zweifel und Sorgen, und nun bin ich so unruhig, daß ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Sie haben mir, und zwar bin ich selbst Schuld daran, das ist eben das Schlimmste, durch Ihre ungemeine Gefälligkeit gegen mich, eine solche Last von Verbindlichkeit aufgelegt, daß ich gar nicht weis, was ich damit anfangen soll. Wie soll ich Ihnen die lebhaftesten Empfindungen der Dankbarkeit ausdrücken? Was kann ich Ihnen sagen? Ihr Geschenk, hochzuehrender Herr, ist das schönste, und muß das schönste seyn, weil es von Ihnen kömmt, und

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 33. Nr. 135.

weil Sie es für mich gewählet haben. Und Ihr Brief — der übertrifft alle meine Wünsche, und weit mehr, alle meine Erwartungen. Kam es Ihnen denn gar nicht gefährlich vor, meine bescheidene Meinung von mir selbst auf eine solche Probe zu stellen? Gewiß, mir ist noch kein Lobspruch beigelegt worden, der mich so stark gerührt hätte; und nie hat eine Achtung, die man mir bezeigt, eine so feurige Entschließung bey mir nach sich gezogen, besser zu werden und mich derselben würdiger zu machen. Nun will ich mich bey jeder Gelegenheit fragen: Wird auch die Handlung, die Rede, der Gedanke, der Vorsatz das Wohlwollen rechtfertigen, dessen mich zu würdigen, einer von den besten Männern in der Welt sich herabläßt? Mein Brief kann nur darum gut gewesen seyn, weil Sie so sehr gütig sind: und diese liebenswürdige und mir so nothwendige Eigenschaft an Ihnen kann auch dem gegenwärtigen einige Art von Güte beylegen; sonst würde ich vielleicht Ursache haben, sehr übel mit demselben zufrieden zu seyn. Ja, hochzuverehrender Herr Professor, ich habe wirklich das Buch, das Sie mir geschickt haben, noch nicht gelesen; ich bin aber auf die glücklichste Art dafür eingenommen, indem ich überzeugt bin, daß nichts ist, das den Werth desselben, wenigstens in meinen Augen, erhöhen könnte, als nur der einzige Umstand, wenn Sie es selbst geschrieben hätten. Was braucht es auch mehr, als Ihre Empfehlung? Diese wird allen Lehren darinnen einen stärkern Eindruck auf mein Herz machen helfen, und die Einpflanzung jener Denkart und Grundsätze in mein Gemüth ohnfehlbar erleichtern. Zweifeln Sie nicht daran! ich und meine Schwester werden es fleißig lesen. Wie vergnügt haben Sie uns nicht gemacht! — Gestern, den ganzen Nach-

mittag, haben wir sonst nichts gethan, als von Ihnen geschwatzt, Ihren Brief und in Ihrem Buche gelesen, und uns über beydes gefreuet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir an einem Tische einander gegenüber sitzen; wie meine Schwester, während daß ich arbeite, mir vorliest, und fast bei jedem Blatte, das sie umschlägt, mit einer zufriedenen Miene auf- und mich ansieht, den gleichen Beyfall in meinen Augen zu lesen, indem sie spricht: „Nun, was ich bisher in dem Buche gelesen habe, das gefällt mir recht hübsch. Nicht wahr?" Aber wie haben Sie doch für sie auf den Namen Fräulein Aufrichtig kommen können? Er schickt sich recht für sie. Der Wunsch, hochzuehrender Herr, den Sie für mich thun, (ich danke Ihnen dafür; er ist ein Zeichen Ihrer unschätzbaren Gewogenheit gegen mich;) ist zu groß für meine Fähigkeiten und für meinen Ehrgeiz; denn der wird befriedigt seyn, und mein Herz wird mir einen sehr beruhigenden Beyfall geben, wenn ich mich versichern kann, daß ich nicht unglücklich in den eifrigen Bestrebungen bin, die ich anwenden will, eine folgsame Schülerin der vortrefflichen Frau Beaumont und also ein gutes Frauenzimmer zu werden. Es geht mir sehr nahe, und ich leide selbst dabey, daß Sie öfters krank sind. Der Himmel schenke Ihnen noch viele glückliche und heitere Tage! Vielleicht wird dann auch einer davon unter die angenehmsten meines Lebens gerechnet werden können, wenn er die reizende Hoffnung erfüllen sollte, die Sie mir geben. Wie vergnügt würde ich nicht seyn, mich mit einem der würdigsten Männer in Einem Zimmer zu befinden, mit ihm zu sprechen und mich dabey als die Glückliche zu betrachten, die er einer solchen Achtsamkeit würdigt. Man darf nicht denken, daß ich gar keine Eitelkeit besitze. Urtheilen Sie

also, hochgeehrter Herr Professor, wie groß die Gefahr gewesen, deren mich Ihre schmeichelhafte Gütigkeit ausgesetzt. Seyn Sie aber auch versichert, daß ich niemals die zärtlichste Ehrerbietung und die dankbarsten Empfindungen vergessen werde, mit welchen ich mich verbunden erkenne, unaufhörlich zu seyn

Dresden, den 28. Oct. 1760.

Ihre gehorsamste und verbundenste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Schwester versichert Sie ihrer tiefsten Ehrfurcht. Sie ist lauter Freude und Entzückung.

4.

Dresden, den 1. Febr. 1761.

Hochzuehrender Herr Professor!

Wenn Sie auch noch so was Schlimmes von mir denken sollten, so ist es mir doch diesmal, als wenn ich mir gar nicht helfen könnte, als wenn ich nothwendig an Sie schreiben müßte. Denken Sie jedoch, ich bitte Sie, nur nichts Allzuhartes von mir, denn ich bin ganz gewiß unschuldig. Ein Brief von Ihnen ist an allem Schuld. Sie werden sich zwar wundern, weil Sie mich nicht verstehen; aber hören Sie nur, ich will Ihnen die ganze Historie erzählen. Es ist heute Sonntag, und da arbeitet man nicht, wie Sie wissen. Andere Frauenzimmer geben Besuche oder haben Gesellschaft: ich nicht. Ich bin zu Hause, und allein; ich habe wenig Bekanntschaft. — „Ob man Sonntags sonst nichts thun kann, als arbeiten, oder in Gesell-

schaft gehen? Ob in Dresden keine Kirchen sind? Ob wir keine guten Bücher haben?" — Ja, hochzuehrender Herr Professor, das wohl. Aber es ist heute ganz grausam kalt, und dazu in unsrer Kirche viel kälter, als es noch in Ihrem Leben in keiner Kirche gewesen ist, wo Sie hingegangen sind. Gute Bücher besitzen wir auch, und ich habe mich den ganzen Vormittag und zwo Stunden vom Nachmittag damit beschäfftiget, daß ich nun wohl auf etwas anderes denken muß. Soll ich nichts thun? — Nein. Ich will zur Uebung etwas übersetzen; das ist noch das Einzige, wozu ich Lust habe. Und — denken Sie nur — zu meinem Unglücke gerathe ich an Ihren eilften Brief *). Ich fange an und lese: „Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen." — Ich schreibe: Dovunque siate, non siete pur in nessun luogo — „sicher vor meinen Briefen" — Wie giebt man das? Ich kann mich nicht besinnen. Nachschlagen? Das wäre zu mühsam. Ich habe kein Buch bei der Hand. Ich lese nun weiter: „Ich habe mir so fest vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung zu erinnern, die ich Ihnen vor andern schuldig bin, daß ich" ꝛc. — Hierüber gerieth ich ganz und gar in Bewegung. Uebersetzen und alles war vergessen. Eine Minute lang dachte ich gar, ich selbst hätte diese Worte an Sie geschrieben. Endlich aber besann ich mich wieder und fieng an, tausenderley Betrachtungen über Ihren Brief anzustellen, die alle dahinaus liefen, daß ich mirs ja auch ganz wohl vornehmen könnte, Sie, hochgechrtester Herr

*) Gellerts Werke, Th. IV. S. 124.

Professor, von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung zu erinnern, die ich Ihnen vor andern schuldig bin. Und wer weiß, ob Sie dem wunderlichen Herrn von H..g so viel Hochachtung schuldig gewesen sind, als ich Ihnen schuldig bin. Diese Gedanken machten sehr viel Eindruck bei mir und weckten mein ganzes Verlangen, Ihnen zu schreiben, auf einmal wieder auf. Sie wissen nicht, wie oft ich schon dawider gestritten habe. Es ist Ihnen wohl überhaupt niemals widerfahren, daß Sie mit sich selbst nicht wären einig gewesen; sonst könnten Sie sichs vorstellen, was das für eine Plage ist, und würden Mitleiden mit mir haben. Vor acht Tagen ungefähr war ich auch einmal recht sehr wohl aufgeräumt, und ich hätte damals bald aus lauter Fröhlichkeit an Sie geschrieben; aber ich stritt, ich focht recht mit mir selbst. Ich ging, in einer sehr rauhen Witterung an einen Ort spazieren, wo lauter Schnee und Eis wohl eine halbe Elle hoch lag; und wie ich nach Hause kam, las ich in Youngs Trauerspielen, alles in der Absicht, mürrisch oder gar traurig zu werden. Was half es aber? Die frische Luft gefiel mir; die Trauerspiele fand ich schön; je verdrüßlicher ich seyn wollte, desto zufriedener ward ich, und was noch das Allerschlimmste war, so behielt ich meine ganze Lust zum Schreiben. Den einzigen Nutzen, den ich von meinem langen, mühsamen Widerstreben hatte, war, daß mir die Zeit zum Schreiben darüber verstrich, und ich also damals mit Noth der Versuchung entging. Aber heute war es gar nicht möglich. Ich weis nicht, was ich sonst hätte vornehmen sollen. Ich würde Langeweile gehabt haben, und dafür kann man sich nicht genug hüten, wie die Frau von Beaumont spricht. Sollte ich der nicht folgen? Das muß ich wohl thun; das er-

warten Sie ja selbst von mir. Ich will zwar aufrichtig seyn, mein lieber Herr Professor, und es nicht läugnen, daß gar viel Ursachen sind, die mich abhalten sollten, doch werde ich sie nicht erzählen; denn ich habe keine Lust, meine Schwierigkeiten zu vermehren. Und auf der andern Seite habe ich ja auch wichtige Ursachen, die es rechtfertigen können, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben. Sie fielen mir letzthin zu meinem Troste ein, eben wie ich mich so heldenmüthig überwunden hatte. Warum streite ich doch so lange mit mir? fragte ich mich selbst. Wird es denn etwa unrecht seyn, wenn ich dem Herrn Professor sage, daß ich sein Buch gelesen habe, und daß es mir gefällt? Wird er es nicht selber gern wissen wollen? Und kann er es erfahren, wenn ichs ihm nicht schreibe? — — Das war meines Erachtens sehr gründlich von mir gesprochen, und es läßt sich, denke ich, nicht viel darauf antworten. Denken Sie das nicht auch? Ich will es Ihnen also immer sagen, daß ich Ihr Buch gleich in den ersten vierzehn Tagen gelesen habe. — „Und seitdem nicht wieder?" — Leider! nein. Theils aus Mangel der Zeit, und theils aus Liebe zu einigen von meinen Freundinnen, denen ich es auch gern wollte lesen lassen. Ich werde es aber gewiß vor Ostern noch einmal lesen. Es gefällt mir und meiner Schwester so wohl, als es zu gefallen verdient, und wir wollen beide unser Möglichstes thun, um uns darnach zu bilden. Ich liebe die Frau von Beaumont so sehr, daß ich ihr dreyßig Jahre weniger wünsche. Weil sie aber einmal so alt ist, so habe ich sie in Gedanken zu meiner Großmama angenommen; denn ich bin in diesem Stücke wie Grandison: ich lege den Leuten, die ich liebe, gern Familien-, oder besser gesagt, Verwandtschaftsnamen bey. Ich

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK

wünschte deswegen, hochzuverehrender Herr Professor, Sie zu meinem Großpapa anzunehmen, wenn Sie nur auch sechzig Jahr alt wären. Mein Vater lebt noch (Gott erhalte mir ihn lange!), also könnten Sie nur etwa mein Onkel seyn, und das wäre ein guter Einfall. Ich dürfte mir dann, wenn ich nehmlich Ihre Einwilligung erhalten könnte, nicht mehr so viel Scrupulositäten (lassen Sie mich immer vom Onkel Selby ein Wort borgen) machen, wenn ich Lust bekäme, an Sie zu schreiben. Doch, ich muß es Ihnen nur gestehen, ich bin ein wenig einfältig; denn ich kann den Klang gewisser Wörter nicht vertragen, ob es gleich sonst gute Wörter sind, als eben hier die Wörter Nichte und Oheim, wenn Sie etwa das französische Wort Oncle nicht erlauben wollten. Inzwischen, mein lieber Herr Professor, will ich doch hoffen, daß Sie, ob Sie schon weder mein Großpapa, noch mein Onkel seyn können, die Gütigkeit für mich haben und meiner Meynung seyn und es für billig ansehen werden, daß ich Ihnen schreibe. So will ich Ihnen auch für gewiß versprechen, daß ich Ihnen in meinem Leben, wenn Sie und ich auch so lange leben sollten, als die Welt noch stehen wird, mit keiner einzigen Zeile weiter beschwerlich fallen will. Verzeihen Sie mir auch die unbescheidene Länge dieses Briefs und bedenken Sie zu meiner Entschuldigung, daß es ein Brief auf Lebenszeit seyn soll, und daß ich noch jung bin und vielleicht noch lange leben werde. Und nun, hochgeehrtester Herr Professor, wenn ich zum Schluß noch eine Bitte wagen darf, so lesen Sie diesen meinen letzten Brief nicht öffentlich vor, wie Sie mit den beyden erstern gethan haben. Es könnten unter Ihren Zuhörern einige seyn, die mich kennen, und wer weiß, ob diese nicht schon mögen gesagt haben: Was mag doch un-

serm Professor einfallen, daß Er uns nichts wichtigers als von diesem Mädchen sagt, das doch in ihrer Stadt niemand bemerkt, und von dem niemand spricht? — Oder sie könnten auch etwa denken, daß ich nur aus Lobsucht schriebe, und dann geschähe mir wirklich zu viel; denn ich bin so wenig eitel, als man es, nach meinen Begriffen, nur seyn kann: das können Sie mir auf mein Wort glauben. Mein zweyter Brief hat Ihnen weniger gefallen, als mein erster, wie ich gehört habe. Mein jetziger letzter wird vielleicht noch schlechter seyn; und ich gestehe es, ich würde es nicht gern sehen, wenn es Ihre Herren Zuhörer auch wissen sollten. Soll ich getadelt werden, so will ich es nur von Ihnen seyn, weil ich nur allein an Sie schreibe, und wenn ich Ihren Beifall erhalte, so sind mir die Gedanken der Andern sehr gleichgültig. Diese rauhe Unhöflichkeit, die ich hier Ihren Herren Zuhörern sage, unter denen sich doch Leute befinden müssen, deren Urtheil alle Achtung verdient, würde mir ohnedem ihre Gesinnungen nicht allzu günstig machen. Also will ich auch lieber ihr Lob nicht verlangen, und ich bin mehr als zufrieden mit der Ehre, die Sie mir erwiesen haben, und die mir das Recht giebt, mich lebenslang zu nennen

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste und verbundenste Dienerin

C. C. Lucius.

Meine Schwester küßt Ihnen die Hände und wünscht Ihnen, recht glücklich, recht vergnügt zu leben.

---

5. *)

Mademoiselle!

Fürchten Sie nichts: Ihr Brief ist mir nicht zu lang; er ist mir selbst durch seine Länge nur angenehmer und ein großer Beweis gewesen, daß Sie gern an mich schreiben. Ich danke Ihnen für alles das Gute, das Sie mir darin sagen, aufrichtigst, und ersuche Sie, Ihren Briefwechsel ohne Kummer ferner mit mir fortzusetzen, wenn es Ihre Umstände erlauben. Es ist freylich wahr, liebste Mademoiselle, daß ich nicht der fleißigste Correspondent bin; allein ich verdiene eine kleine Nachsicht mehr, als andre, weil ichs selten durch meine Schuld bin. Schon lange vorher, ehe ich Ihren letzten Brief erhalten, wollte ich an Sie schreiben, und gern schreiben; aber ich ward krank, und vergaß über meinen Beschwerungen alles, was mir sonst eine angenehme Beschäfftigung ist. Daß ich Ihren ersten Brief in einem Collegio vorgelesen habe, kann ich nicht läugnen. Indessen können Sie sehr ruhig dabey seyn. Ich habe Ihren Namen verschwiegen, und das Lob, das ich dem Briefe wegen seiner naiven Schreibart gab, war nicht zu weit getrieben. Es ist stets mein Grundsatz gewesen, daß die Frauenzimmer, die gut schreiben, uns in dem Natürlichen übertreffen, und dieses wollte ich durch Ihren Brief erweisen. Indessen ist mirs nicht lieb, wenn Ihr Name durch zufällige Umstände verrathen worden; denn Ihre Bescheidenheit möchte ich auch durch ein verdientes Lob nicht gern einen Augenblick kränken. Ich will mich auch künftig

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 36. Nr. 136.

sehr hüten, daß Sie Ihre Klage nicht wiederholen dürfen. Fahren Sie in Ihrer guten Lectüre fort, liebste Mademoiselle! Sie muntere ich dazu auf, ob es gleich für viele Frauenzimmer gut wäre, wenn sie weniger läsen; aber Sie gehören nicht in diese Classe. Sie leben nicht, um zu lesen, sondern Sie lesen, um desto geschäftiger, nützlicher und ruhiger zu leben; und ich habe eine so gute Meynung von Ihrem Herzen und Ihren weiblichen Geschicklichkeiten, daß ich Sie dem besten Manne wünsche. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester vielmal von mir. Ich verharre mit besonderer Hochachtung

Leipzig, den 11. März 1761.

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

---

6. *)

Hochgechrtester Herr Professor!

Ich soll nur ohne Kummer meinen Briefwechsel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen wirklich so gütig seyn, und es mir erlauben, ob ich gleich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn? — „Das habe ich nicht gedacht," muß ich, wie der König von Preußen, sprechen. Allein wenn ichs schon nicht gedacht habe, so weiß ich mich doch gleich darein zu schicken, und mache mir diese Erlaubniß mit aller Zuversicht zu Nutze. Sie haben sie mir einmal gegeben; daran will ich mich halten, bis Sie sie wieder zurücknehmen, und das werden Sie doch

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 38. Nr. 157.

wohl nicht thun? — Nein, das thun Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen angenehm, wie Sie sagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es so seyn; denn rechtschaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursache, anders zu reden, als sie denken, wie viel weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterstand ich mich, nur einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, so zu sagen, blos von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber hernach sah ichs wohl ein, daß ich selbst nicht recht gewußt, was ich wollte; denn ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und ich warf eine solche Feindschaft darauf, daß ichs gar nicht mehr leiden wollte, wenn meine Schwester davon redte, und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Aeltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht wunderlich von mir? — Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr schöner Brief gemacht, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drey Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen, und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäftigen und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So hab'

ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabe
ners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf gelesen un
abgeschrieben. Ihre Antwort hat mir viel Vergnügen, abe
auch viel Sorge und Furcht gemacht. Wie krank müsse
Sie gewesen seyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn Cam
merrath Lindemann zu seiner vortrefflichen Babet Glü
wünschen können! Ich kann nicht ohne Betrübniß an di
Stelle gedenken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ic
weis wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man a
den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doc
tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein große
Theil meines Vergnügens sterben. Ihre Schriften bleibe
zwar wohl in der Welt; und es werden sich auch imme
Leute finden, die Sie kennen und, wie ich, lieben und ve
ehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen würde spreche
können. Aber ich könnte doch dann nicht mehr an S
schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde a
lemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlänge
Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ih
nen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum
Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wege
nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Bü
chern zu entsagen. Sie sind fast meine einzige Belustigung
Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen mög
Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ic
lese, noch die Art, mit der ich sie lese, schädlich seyn so
len. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denke
und sich sogar die Mühe nehmen, es mir zu sagen. La
sen Sie sichs nicht gereuen, mein lieber Herr Professo
daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen gute
Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt, — un

das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken: eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie, hochgeehrtester Herr Professor, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ichs Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen könne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beifall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben, und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend anwenden soll. Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat, küssen Ihnen mit aller Ehrerbietung die Hände; und meine Aeltern (mein Vater liebt Sie vornehmlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter, wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um Alles, was wir von Ihnen wissen,) meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freyheit, Sie hier durch mich von ihrer vollkommensten Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Dresden, den 25. März 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

7.

Liebste Mademoiselle!

Mein Bruder bittet in meinem Namen, daß Sie den beygelegten Brief Ihrem Herrn Vater zur gütigen Bestellung übergeben, und ich sage Ihnen bey dieser Gelegenheit, daß ich mit beständiger Hochachtung Ihr ergebenster Diener und Freund bin.

Leipzig, den 2. April 1761.

Gellert.

---

8. *)

Mademoiselle!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind; wie viel Freude Sie Ihren Aeltern itzt, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie soviel Vertrauen in mich setzen, und durch meinen Beyfall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie seyn sollen; aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand aufheitern, und das Herz edler

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 42. Nr. 138.

bilden, diese achte ich sehr hoch und wenn ich solche Frauenzimmer denke, so bin ich oft geneigt, mit dem großen und frommen Engländer Doddridge zu glauben, daß das andre Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts sey. Fahren Sie fort, diesen Satz durch Ihr Beyspiel zu bestärken, und andre durch Ihr rühmliches Beyspiel zu eben so guten Eigenschaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden.

Daß ein Brief von Herr Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr befremdet, und ich kann nicht einsehn, wie Rabener, der sonst so vorsichtig ist, diese Briefe hat können bekannt werden lassen. Seyn Sie so gütig, Mademoiselle, und schreiben Sie den meinigen ab, und schicken Sie mir ihn; denn ich weis seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ihren werthesten Aeltern empfehle ich mich gehorsamst, grüße Ihre Jungfer Schwester und den Herrn Bruder, und verharre mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 4. April 1761.

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

9. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie werden mehr von mir halten, als ich verdiene, und daß vielleicht Ihre eignen Worte hernach an mir eintreffen möchten, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mirs bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen schreibe und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen. Denn freylich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beifall etwas so sehr Schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldigt seyn würde, wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwey häßliche Laster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beyfalles tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen alles, wie ichs denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit, zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart oder in meinem Verstande entdecken, so weis ich doch, daß Sie mir deswegen Ihre Gütigkeit nicht entziehen werden; sondern daß Sie mir vielmehr gewogen genug sind, um mir meine Fehler zu entdecken, und mir die Mittel anzuzeigen,

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 43. Nr. 139.

wodurch ich mich davon bessern kann. Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weis ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Doddridge, mein lieber Herr Professor, erweißt uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber, glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unparteilichkeit wollte ich, daß man von beyden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meynungen hegte, und gewiß, es giebt unter beyden Hälften Leute, die man nicht besser wünschen kann. Sie und die Frau von Beaumont, sind ein guter Beweis davon, und Beyde, vornehmlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich Ihr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabener's Brief an Sie nebst Ihrer Antwort (von welcher ich Ihrem Befehle zufolge, eine Abschrift beyschließe), ingleichen ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Secretär Ferber in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht: ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde, Schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein und nun gar publicirt geworden. Außer diesen Briefen ist hier noch ein Auszug eines andern Briefes aus Leipzig bekannt, der einen Theil der Unterredung zwischen Ihnen und dem Könige enthält.

Dieser war nicht sehr gemein und ich habe ihn mit vieler Mühe bekommen und sehr geheim gehalten, weil ich fürchtete, er möchte auch etwa gedruckt werden. Heute aber habe ich gehört, daß er ebenfalls in Berlin gedruckt ist.

Itzt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin itzt eine Krankenwärterin, und zwar, was das Betrübteste ist, bey meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir, wie dem armen Gellert; ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfiehlt sich Ihnen, nebst meinem Vater, gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden itzt, da wir beysammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausenderlei Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 7. April 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

10. *)

Liebe Mademoiselle!

Wenn meine Briefe Ihnen Beweise sind, wie hoch ich Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft achte: so sind sie das, was sie nach meiner Absicht seyn sollen; und wenn Ihnen mein Beyfall über Ihre Art zu denken, zu schreiben und zu leben, eine Aufmunterung ist: so werde ich stets etwas Nützliches thun, so oft ich an Sie schreibe; so wie ich stets etwas Gutes lese, so oft ich Ihre Briefe lese. In Wahrheit, liebe Mademoiselle, Sie sind eine meiner besten Correspondentinnen. Dieses Geständniß muß ich Ihnen aus Aufrichtigkeit wiederholen, und ich kann es wegen Ihrer großen Bescheidenheit ohne alle Furcht thun. Es wird Sie nicht stolz, es wird Sie nur beherzter machen, ein gutes Frauenzimmer zu seyn, und die glücklichen Umstände mit frohem Danke zu erkennen, in denen Sie geboren und erzogen sind. Sie müssen eine sehr gute Erziehung genossen haben; und welches Glück ist dieses nicht, an der Hand sorgfältiger und weiser Eltern so geleitet werden, daß wir früh das Beste kennen, lieben und ausüben lernen! Diese Erziehung wird Sie allerdings in den Stand setzen, daß Sie die Ruhe und Hülfe eines rechtschaffenen Mannes werden; denn eine fromme, verständige und liebreiche Frau ist ohne Ausnahme das Glück eines Mannes. Ich gebe es gern zu, daß viele Männer bey ihrer Wahl auf das Vermögen sehen, auch wohl darauf zu sehen Ursache haben; aber dennoch ist es die geringste Aus-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 46. Nr. 140.

steuer eines Frauenzimmers, und Sie sind desto sicherer, wenn Ihnen künftig ein Mann die Hand anbietet, daß er Sie selbst, und nicht Ihre Erbschaft, sucht. Ich kann den vortrefflichen Charakter, den Salomo von einer guten Frau entwirft, nie ohne Bewunderung lesen.

„Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, sagt er, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebelang. Sie gehet mit Wolle und Flachs um, und arbeitet gern mit ihren Händen. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen, und reichet ihre Hand dem Dürftigen. Ihr Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf, und preisen sie selig; ihr Mann lobet sie. Viel Töchter bringen Reichthum; ein solch Weib aber übertrifft sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts. Ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben."

Unverheirathete Frauenzimmer können kein vortrefflicheres Bild von dem, was sie werden sollen, und verheirathete von dem, was sie seyn sollen, vor Augen haben, als dieses Gemälde der Tugenden und Pflichten einer Frau. Ich fange schon an, Sie, gute Mademoiselle, (so parteiisch werde ich) blos einem meiner Freunde zu gönnen, ohne einen selbst bestimmen zu können. Ihre Verbesse-

rung, die Sie mit des Doddridge Ausspruche vorgenommen haben, und die ich gern billige, scheint doch, weil sie so gütig ist, das Urtheil dieses Mannes immer noch zu rechtfertigen. Daß Sie aber so gut von mir denken, dazu, glaube ich, berechtigen Sie meine Schriften. Ich würde selbst so denken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre; gleichwohl würden Sie, wenn Sie an der meinigen wären, sehr demüthig an der ganzen Richtigkeit zweifeln.

Ihre Nachricht von den gedruckten Briefen hat mich sehr erschreckt; mehr, als ich Ihnen sagen mag. Was ist der Ruhm für ein gefährliches Glück! Bald möchte ich mit Haller'n sagen:

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor großem Ruhm und Glücke!

Also ist kein Brief mehr sicher, sobald er aus meiner Hand ist? Doch ich will nicht eifern; ich will Ihnen für die Abschrift und auch für die böse Nachricht danken.

Leben Sie wohl, und wünschen Sie Ihrer lieben kranken Mama Muth und Gesundheit in meinem Namen.

Leipzig, den 15. April 1761.

Gellert.

---

11. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Am 13ten April waren Sie so gütig, einen Brief an mich zu schreiben; am 17ten früh erhielt ich ihn zu meinem größten Vergnügen; heute haben wir den 19ten, und hier

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 49. Nr. 141.

sitze ich schon wieder, mit der Feder in der Hand, um Ihnen meine Danksagung dafür zu machen. — „Das ist zu bald," spricht ein gewisser Mensch, der manchmal sehr weise thut. „Einem Manne, der mehr zu thun „hat, als deine Briefe zu lesen, mußt du nicht „zu oft beschwerlich fallen. Eine Unhöflichkeit „ist es, es ist wahr, zu sorglos und nachlässig „im Umgange und in der Correspondenz mit „solchen Personen zu seyn, die uns damit Ehre „erweisen; doch muß man sie mit nichtsbedeu„tenden Briefen nicht so bombardiren." — Der gute Mensch! Er hat noch kein Bombardement erfahren; sonst würde er sich zu so gelinden Dingen keines so gewaltsamen Ausdrucks bedienen. Mit allem dem aber mag er wohl Recht haben, und ich kann auch Recht haben, und doch deswegen nicht seinem, sondern meinem, Willen folgen. Sehen Sie nur, mein lieber Herr Professor, wie ichs machen will. Ich will immer heute schreiben, weil ich so große Lust darzu habe. Hernach kann ich ja meinen Brief acht oder vierzehn Tage, oder so lange es das Ceremoniel (mit welchem ich allerdings nicht recht bekannt bin) erfordern wird, liegen lassen. Dieses Mittel gefällt mir außerordentlich wohl, weil es meine eigne glückliche Erfindung ist, und ich entdecke auch so eine gewisse Art von Delicatesse darinnen, die ich zwar selber nicht recht erklären kann, die aber doch wirklich darinnen seyn muß: denn durch dieses Betragen beweise ich — es scheint mir zum wenigsten so — meinen Eifer und meine Sorgfalt in Beobachtung meiner Schuldigkeit, und das Vergnügen, so ich darin finde; und dann zeige ich auch zugleich meinen Gehorsam gegen das, was Höflichkeit und Bescheidenheit vor-

schreiben. Ist das nicht recht hübsch? und gefällt es Ihnen nicht auch? — Wenn ich Ihnen doch immer so schriebe, daß es Ihnen gefiele, und daß Sie denken könnten, Sie läsen etwas Gutes, so würden Sie immer, und mit Recht glauben, etwas Nützliches zu thun, so oft Sie mich Ihres unschätzbaren Beyfalls versichern. Stolz wird er mich nicht machen; so weit haben Sie mich schon gebracht, daß ich darüber hinweg bin; aber aufmuntern wird er mich allerdings, recht gut zu seyn, immer besser zu werden, daß ich soviel Beförderung und Anleitung darzu gefunden habe, ohne die Hindernisse anzutreffen, die vielleicht Andere auf ihren guten Wegen aufhalten, oder gar davon abführen können. Glauben Sie nicht, hochgeehrter Herr Professor, daß ich bisher auf eine undankbare Art fühlles, dieses große Glück übersehen, und mich für weniger glücklich gehalten habe, weil meine äußerlichen Glücksumstände geringe sind. Man kann nicht stärker überzeugt seyn, als ichs bin, daß Gott unendlich weise und gütig ist, und bey Bestimmung unsrer Schicksale, allemal dasjenige wählet, was im vollkommensten Verstande für uns das Beste ist; und diese Ueberzeugung ist Ursache, daß die Zufriedenheit und Dankbarkeit, mit welcher ich das Vergangene überdenke, eben so groß ist, als das Vertrauen und die Zuversicht, womit ich auf das Zukünftige hinaussehe. Und gesetzt, ich fände Ursachen, die Aussichten vor mir nicht für glücklich zu halten; so kann mich doch dieß nicht unruhiger machen. Das Leben ist kurz, und wir leben nicht in der Welt, um glücklich zu seyn.

Um wohl zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dieß sey mein Sorgen auf der Welt.

Der Charakter, den Salomo von einer guten Frau zeichnet, ist sehr vollkommen, und den Begriffen dieses weisen Mannes anständig. Vielleicht würde er weniger selten seyn, als er ist, wenn alle Männer so richtige Begriffe von demjenigen hätten, was den wahren Werth eines Frauenzimmers ausmacht, und folglich im Stande wären, ihre Wahl darnach einzurichten. Doch daran ist nichts gelegen, und man muß sich dadurch nicht irre machen lassen. Genug, daß die Männer so denken und die Frauenzimmer so leben sollten.

Ihre Parteilichkeit, mein lieber Herr Professor, verdiene ich zwar im geringsten nicht. Dennoch will ichs Ihnen gestehen, daß sie mir so wohl gefällt, daß ich Ihnen nothwendig dafür verbunden seyn muß. Ich würde mich selbst keinem Andern, als Ihren Freunden, gönnen, wenn mir also zu reden erlaubt ist, und es kann mir, denke ich, erlaubt seyn; denn dieser Gedanke läßt eine sehr allgemeine Anwendung zu. Jeder rechtschaffene Mann, dessen Herz tugendhaft und empfindungsvoll ist, muß Sie lieben und Ihr Freund seyn. Ein Andrer aber, der das nicht ist, hat auch kein Recht, mir zu gefallen.

Ob ich an Ihrer Stelle so gar demüthig seyn würde, das kann ich nun eben nicht für gewiß nachsagen. Ich fürchte immer, ich würde auf wunderliche Einfälle gerathen seyn, und deswegen halte ichs für weit sicherer für mich, daß ich an meiner Stelle bin.

Es ist mir leid, daß ich Ihnen unvorsichtigerweise eine böse, erschreckliche Nachricht geschrieben habe. Um sie einigermaaßen wieder gut zu machen, kann ich Ihnen melden, daß diese gedruckten Briefe, die, wie die Buchhändler sagen, sehr fehlerhaft gewesen seyn sollen, unterdrückt und

gar nicht mehr verkauft werden sollen; es wäre denn, daß beide Herren Verfasser ihre ausdrückliche Einwilligung dazu gäben. Meine Mutter, deren Gesundheit ziemlich wieder hergestellet ist, stattet Ihnen für Ihren so gütigen Wunsch, den verbundensten Dank ab. Ich habe die Ehre zu seyn,

Hochzuehrender Herr Professor!

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Den 28. April.

Des Herrn Bruders Brief ist am Montage nach Warschau abgegangen. Mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, wird allemal mit Vergnügen dasjenige ausrichten, was Sie ihm aufzutragen belieben werden. Ob ich gleich noch sehr wenig Platz übrig habe, so kann ich doch nicht unterlassen, Ihnen für das Zettelchen an mich, zu danken, womit Sie jenen Brief begleiteten. Ich möchte Ihnen gerne recht weitläuftig sagen, warum ich es besonders lieb habe. Nun besitze ich ein Papier, darauf es ausdrücklich geschrieben steht, daß Sie mein Freund sind. Dieses einzige Wort macht mich so vergnügt, und bestärkt mich so sehr in allen meinen guten Entschließungen, als der längste und lehrreichste Brief kaum hätte thun können. Lassen Sie meine Bemühungen, Ihrer Freundschaft — darf ich so sagen? — würdig zu werden, anstatt eines bessern Dankes gelten, und nehmen Sie gütig die Liebe und die Ehrerbietung an, die ich zeitlebens gegen Sie hegen werde.

C. C. Lucius.

---

12. *)

Liebste Mademoiselle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben schönen Brief, den mir Ihr Herr Bruder heute, den 2ten May, überbracht hat, will ich Ihnen auch heute noch danken und Ihnen sagen, was ich selten meinen Correspondenten sage, daß Sie mir nie zu früh und zu viel antworten können, wenn es Ihre Geschäfte anders zulassen. Anstatt daß ichs, mit Ihrem Herrn Bruder, als einen Fehler ansehen sollte, daß Sie mir so fleißig und eiligst schreiben: so sehe ichs wirklich als eine Tugend an, in der es Ihnen hundert Frauenzimmer entweder gar nicht, oder nur aus Zwang, würden nachthun können; denn wenn sie auch Ihre Geschicklichkeit im Schreiben besäßen, so sind doch Geduld und Ernsthaftigkeit selten die Tugenden eines jungen Frauenzimmers. Der Inhalt unsrer Briefe ist wirklich sehr ernsthaft, und Ihre Geduld erkenne ich nicht blos aus der Länge Ihrer Antworten, sondern aus der Genauigkeit und Richtigkeit, alles zu beantworten. Ja ich muß offenherzig gestehen, daß Sie bey unsrer Correspondenz die schwere Seite tragen, und ich die leichte. Sie antworten mir genau, und ich antworte Ihnen bequem. Gesetzt, unsere Briefe kämen einmal auf die Nachwelt, so wird die Nachwelt sagen, was ich hier gesagt habe, und je mehr ich verliere, desto mehr werden Sie gewinnen. Aber, meine liebe Freundin, lassen Sie diesen Gedanken von der Nachwelt oder Welt nicht den geringsten Einfluß in Ihre künftigen Briefe haben, sonst

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 53. Nr. 142.

wird das freywillige Gute und Schöne Ihrer Art zu denken und zu schreiben den Augenblick verloren gehen. Schreiben Sie stets in der Verfassung und der Absicht, wie Sie zeither an mich geschrieben haben, so schreiben Sie mit Glück, mit Nutzen und mir zur Ehre und Freude. Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 2. May 1761.

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

13.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich dachte es wohl, daß mein Bruder Unrecht behalten wurde. Er hat selten Recht, wenn er nicht meiner Meynung ist, das sage ich ihm oft; allein er glaubt mirs niemals, ich aber weis es für gewis aus einer langen Erfahrung. Nun könnte ich ihn beschämen, und ihm das große Compliment schreiben, das Sie mir machen, indem Sie mir nicht bloß verzeihen, daß ich sobald habe antworten wollen: sondern daß Sie sogar die Gütigkeit haben, mir dafür zu danken, und es mir zur Tugend anzurechnen. Gewiß, mein lieber Herr Professor, ich muß Ihnen recht sehr verbunden seyn. Sie machen mich nun schon wieder um zwei Tugenden reicher, an die ich, das muß ich aufrichtig gestehen, zuvor wenig gedacht habe. Ernsthaft bin ich zuweilen, das ist wohl richtig; aber obs auch wirklich eine Tugend ist? — Wir haben einmal einen jungen Menschen gekannt, der ernsthaft aussah, nicht viel sprach, und niemals laut lachte, und da weis ich Leute, die, anstatt

ihn deswegen zu loben, vielmehr uns tadelten und über uns lachten, daß wir so einen sonderbaren Geschmack hätten und ihn gut leiden könnten. Und was meine andere Tugend, die Geduld, anbetrifft, so bin ich immer noch nicht recht gewiß. Die Beschaffenheit meiner Briefe ist zum wenigsten kein Beweis davon. Ich habe so wenig Geduld nöthig sie zu schreiben, daß ich noch nicht einmal daran gedach habe, daß vielleicht Sie, hochzuehrender Herr Professor zum Lesen welche nöthig haben. Gleich, sobald ich nu einen Brief von Ihnen das Erstemal durchlese, fühle ich schon, daß die Antwort lang werden wird; denn da fallen mir gleich wohl hunderterley Dinge auf einmal ein, die ic alle schreiben möchte. Wenn ich nun schreibe, so will ic allemal, um kürzer zu seyn, etwas weglassen; ich kan aber niemals mit der Auswahl fertig werden und darüber indem ich immer darauf sinne, wie ich abkürzen will schreibe ich so lange fort, bis alles auf dem Papiere steh was ich zuvor im Kopfe hatte. Ich kann es gar nich begreifen, wie gut Sie seyn müssen, mein lieber Her Professor, daß Sie immer noch so mit mir können Gedul haben. Geben Sie mir aber nur manchmal einen Verwei einen solchen Verweis, der mich nicht erschreckt, und a dem ichs sehe, daß Sie mir verzeihen wollen, wenn ich S darum bitte, und mich bessere. Das wird ganz gew helfen. Sie antworten mir recht schön, und ich habe S für jeden Brief besonders lieb. Ich fing schon an, mi darauf zu freuen, daß die Nachwelt dieß einst von m erfahren sollte; aber da schrecken Sie mich nun auf einm wieder ab, wenn sie mir sagen, daß ich bei diesem Geda ken gar nicht mehr gut schreiben würde. Ich dächte doch kaum, mein lieber Herr Professor; ein Autor schre

ja wohl selten etwas, ohne dabey an die Nachwelt zu gedenken: oft ist sie wohl sein vornehmster Gedanke, und dennoch sind, wie Sie wissen, so viel gute und schöne Sachen geschrieben worden. Allein im rechten Ernst davon zu reden, ich glaube, wenn ich auch zehnmal ein Autor geworden wäre, oder daß es mein Beruf erforderte, einer zu seyn, ich würde mir doch nicht viel aus der Nachwelt machen; (und die Nachwelt, denke ich, würde mir auch nicht gut seyn, wenn sie das von mir hörte). Es werden unter unserer Nachwelt eben solche wunderliche und alberne Köpfe bleiben, als unter der itztlebenden Nachwelt unserer Vorwelt sind, und ich kann über nichts verdrießlicher werden, als über die dummen Kritiken und die ungeschickten Lobsprüche, die man alle Tage hört und liest, und es geht mir so nahe, wenn sich das größte Genie von Leuten muß beurtheilen lassen, denen es gar nicht in den Sinn kommen sollte, daß ich mich lieber mit diesen Leuten zanken möchte, so sehr ich auch sonst den Frieden liebe. Sollten Sie mirs wohl glauben können, mein lieber Herr Professor? Wir Mädchen hier fangen an, Parteien für und wider den und jenen Schriftsteller zu machen. Es klingt sonderbar: ich kann es aber mit einem lebendigen Exempel beweisen. Ich und zwei von meinen Freundinnen (die Eine davon ist dreizehn Jahr alt) sind itzt in einen lebhaften und wichtigen Streit verwickelt. Pope ist unser Held, und wir sind, beiläufig gesagt, ein sehr geringer und unwürdiger Theil seiner Nachwelt. Das ist was Erbauliches, werden Sie sagen, und den Kopf dazu schütteln. — Freilich, mein lieber Herr Professor, ist es höchst lächerlich; aber gewiß, ich komme ganz unschuldigerweise dazu; denn ich — doch nein; Nichts mehr! Wenn ich meine einfältige Erzählung anfinge,

so müßte ich wohl noch eine Seite Platz haben, und die habe ich nicht, ob wohl mein Brief würklich kürzer ist als sonst, denn ich habe viel weitläuftiger geschrieben. Das mußte ich Ihnen sagen; Sie möchten es sonst etwan nicht bemerkt haben. Nun aber will ich mich auch einmal selbst überwinden, gleich hier abbrechen, und gar nichts mehr hinzufügen, als daß ich lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung seyn werde

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 15. May 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Jtzt habe ich diesen Brief meinen Eltern und meiner Schwester vorgelesen. Sie sagen alle, er wäre eben nicht hübsch. Ich sage es selbst; er ist so leer, so fade, daß ich mich recht darüber ärgere, und wenn ich mir glauben wollte, so schickte ich ihn gewiß nicht fort. Er muß aber fortgehen wie Sie ihn hier sehen; denn heute ist nicht Zeit genug anders zu schreiben, und morgen, das hat mich eben so erschreckt, soll keine Post mehr gehen. Haben Sie also Mitleiden mit Ihrer armen Correspondentin, und werden Sie nicht böse. Ich fürchte mich vor Ihrer Antwort.

14.

Hochzuehrender Herr Professor!

Versprechen Sie mirs daß Sie nicht unwillig über mich werden wollen, weil ich schon wieder schreibe. Oder sind Sie es etwan schon geworden, ehe Sie den Brief aufgemacht haben: ach! so lassen Sie sichs wieder abbitten, und

haben Sie nur noch diesmal Geduld mit mir. Sehn Sie nur, wenn ich einmal Lust bekomme, an Sie zu schreiben, so ist das eine recht tyrannische Leidenschaft bey mir (ich stelle mir die Begeisterung eines Poeten ungefähr auch so vor), und wenn ich mich ihr widersetze, so bin ich so unruhig, so traurig — ich kann es gar nicht sagen, wie ich bin. Es ist heute ein so sehr schöner Abend, und ich müßte ihn höchst betrübt und misvergnügt zubringen, wenn ich nicht an Sie schreiben dürfte. Recht ist es freilich nicht, ich weis es wohl, daß man misvergnügt wird, wenn man seinen Willen nicht haben kann; ich bin nun einmal eine solche wunderliche Creatur. Sie kennen noch nicht die Hälfte meiner Fehler, und es ist mein großes Glück, daß Sie nichts weiter von mir erfahren können, als was ich Ihnen selbst sage. Doch damit Sie Sich nicht etwan einen noch schlimmern Begriff von mir machen, als ich wirklich verdiene, oder, welches noch ärger wäre, gar anfangen, sich meiner zu schämen; so muß ich mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Ihnen sagen, daß ich meistens nur in dem gleichen Falle so unartig bin: denn in andern Sachen kann ich ganz wohl alle meine Zufriedenheit und Freundlichkeit behalten, ob ich gleich nicht thun darf, was ich gern will. Allein hier muß man mir gewiß verzeihen: denn nicht zu rechnen, daß ich sehr gern schreibe, so ist es auch so etwas Schmeichelhaftes und so viel Ehre für mich, an Sie schreiben zu dürfen, daß ich mir kein größer Vergnügen machen kann, als wenn ich mich und die Leute, die es wissen, daran erinnern kann. Heute aber, mein lieber Herr Professor, sage ichs niemanden. Der Papa und meine Schwester sind ausgegangen. Die Mama ist in einer andern Stube, und wenn sie ja zu mir kömmt,

so will ich sie bitten, nicht herzusehen: denn ich weis gewiß sie würde es mir nicht zulassen, und Sie, das prophezei ich mir, werden mich tadeln, daß ich es heimlich thue Schon seit vorgestern sinne ich auf einen Vorwand an Si zu schreiben. Ich hoffte immer, die polnische Post würd kommen und Briefe an Sie mitbringen. Dieses hätte mi die beste und natürlichste Gelegenheit von der Welt gegeben Die Post kam. Ja; aber leider! kein Brief an Sie i meines Vaters Paket. Nun, dachte ich, ist alles verlore — aber geschwind fiel mirs ein, daß ich am 17. Mai Nach mittags ein angenehmes liebes Zettelchen von Ihnen erhal ten, in welchem Sie mir versprechen — wissen Sie wol noch was? — mein guter Freund zu seyn, wenn ich mei nem Vater den eingeschloßnen Brief an den Grafe Moritz *) zur Bestellung geben würde. Nun das hab ich gethan, und Ihr Brief ist den 18. fortgeschickt werden folglich ist es wohl eine unumgängliche Nothwendigkei daß ich Ihnen Nachricht davon geben und Ihnen für Ih gütiges Versprechen danken muß. Meine Schuldigkeit wär gewesen, es sogleich zu thun; aber soll ich Ihnen sagen was mich hinderte? — Eine einfältige Furcht wegen mei nes letzten Briefs. Als wenn ich gleich nicht wüßte, wi gütig Sie wären! Itzt fürchte ich mich nicht mehr: ic schäme mich nur noch, daß ichs gethan habe, da ich Ihne doch versprach, so viel Vertrauen in Sie zu setzen, und d ich weis, daß Sie es gern sehen, wenn ichs thue.

Ja, mein hochzuverehrender Herr Professor Gesse — Ach wie bin ich erschrocken! — Bald hätte ich Sie be

*) Graf Hans Moritz von Brühl, vierter Sohn des Mi sters, Gellerts Liebling und würdiger Freund. S. von ihm da Conversationslexikon.

Ihrem Namen genennet, und das soll, hat man mir, wie ich noch klein war, gesagt, und ich habe es auch selber irgendwo gelesen, die größte Unhöflichkeit von der Welt seyn. Verzeihen Sie mirs ja, wenn Sie denken, daß es so sehr unhöflich ist: denn ich verstehe wirklich nichts davon. Sie denken es aber auch nicht, das weis ich aus Ihren Briefen. Da haben Sie immer gesagt: mein lieber Hr. R.. Herr von H..g, und Sie sprechen auch: liebster Rabener. Wenn es gebräuchlich wäre, so wollte ich Sie auch recht gern bei Ihrem Namen nennen: denn ich bin Ihrem Namen so gut, weil er Sie von andern Gelehrten, und vornehmlich Professoren, unterscheidet; denn da sind wirklich welche, an die ich eben nicht schreiben möchte, wenn ich es gleich dürfte.

Was ich sagen wollte, wie ich anfing: „Ja, mein lieber Herr Professor Gell —" das habe ich in der Angst gar vergessen, und es ist auch eben so gut. Nun will ich mich hersetzen und froh seyn, daß ich an Sie geschrieben habe. Vielleicht lese ich noch in einem Buche, welches ich nicht leiden kann (es heißt Ecole du monde), damit ich wieder ernsthaft werde; denn wenn ich recht aufgeräumt, wie itzo, bin, kann ich mich gar nicht verstellen, und da würde der Papa gleich errathen, was ich gemacht habe. Leben Sie recht wohl, mein lieber Herr Professor, und erlauben Sie, daß ich nicht eher, als bis ich gestorben seyn werde, aufhören darf, Ihnen zu sagen, daß Sie niemand von denen Leuten, die Sie nicht persönlich kennen, so sehr liebt und verehrt als

Dresden, den 26. May 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Verzeihen Sie mir, daß ich so schlecht geschrieben habe. Mein Schreibemeister ist nicht bei der Hand, und ich — schmälen Sie nicht — kann keine Feder schneiden.

15.

Liebe Mademoiselle!

Wenn ich nicht so gern schriebe, so hätte ich eine sehr gute Gelegenheit, meine Antwort auf Ihren letzten Brief noch etliche Wochen zu verschieben; denn ich trinke den Brunnen, und da glaubt man immer zu gewissen Freyheiten und Fehlern berechtigt zu seyn, ohne sich derselben schämen zu dürfen. Allein was auch andre Patienten gegen ihre Correspondenten thun, oder ich selbst bey meiner Cur gegen die meinigen thue: so muß ich doch bey Ihnen eine Ausnahme machen, wenn ich anders meinem Vergnügen und der Dankbarkeit, die ich Ihnen für Ihren fleißigen und geistreichen Briefwechsel schuldig bin, nicht zuwider handeln oder mediciniren will. In der That habe ich in dem Garten, wo ich dieses schreibe, Ihren Brief nicht; allein ich weis doch, daß er lang, schön und voll von guter Meynung von mir war. Für alles dreyes danke ich Ihnen, und bitte Sie, mit einer so kurzen Antwort zufrieden zu seyn, bis ich gesund genug bin, lange zu sitzen, und viel zu schreiben. Wirklich thue ich zu wenig, um die besondere Achtung zu verdienen, die Sie für mich tragen; allein, wenn ich klagen wollte, und Klagen nicht meistens Undankbarkeit wäre, so würden Sie sehen, daß ich in meinen itzigen Umständen selten schreiben kann, selten darf, und

über beides mich betrübe. Aber Geduld, und Hoffnung, und Ergebung!

Grüßen Sie Ihre werthesten Eltern auf das verbindlichste von mir, auch Ihre Jfr. Schwester, und leben Sie recht sehr wohl.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 27. Jun. 1761.

Ihr verbundenster Diener und Freund
Gellert.

16.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß Sie den Brunnen trinken, daß Sie deswegen lange nicht an mich schreiben werden, und daß man ihnen dabey auf keine Art und Weise beschwerlich fallen sollte: das alles sind Sachen, die ich ganz wohl weis. Aber nur darüber kann ich mit mir nicht einig werden, ob ich dem ungeachtet es aufschieben kann, Ihnen für einen Brief zu danken, durch welchen Sie mich mit einer so besondern Gütigkeit unterscheiden, ohne bei der Ehre, die Sie mir erweisen, unempfindlicher zu scheinen, als ich seyn soll und es wirklich bin. Sie wissen wohl, mein lieber Herr Professor, daß ich Ihnen alles das glaube, was Sie mir sagen, und Sie setzen auch gewiß voraus (denn warum schrieben Sie sonst auf diese Art?), daß ich das Verbindliche, das Gütige davon verstehe. Also können Sie leicht urtheilen, wie sehr ich dadurch gerührt seyn müsse, und gewiß, wenn ich in Leipzig wäre, ich könnte nicht anders, ich müßte

Ihnen die Hand dafür küssen. Aber was würden Sie dazu sagen? —

Ich erfuhr es von meinem Bruder, daß Sie eine Cur brauchen, und ich war Ihrentwegen recht froh darüber; denn ich sah eine Cur als eine Gelegenheit an, auf dem Lande vergnügt zu leben, und sich allen verdrießlichen Geschäften zu entziehen, welches beides sehr angenehm ist. Aber ich bin sehr betrübt geworden, da ich aus Ihrem Briefe gesehen, daß Sie Sich nicht wohl genug befinden, um dabey nach Ihrer Freyheit zu leben. Unterdessen, mein lieber Herr Professor, bis es Ihnen nicht mehr schädlich seyn und keine Beschwerlichkeit verursachen kann, an mich zu schreiben, will ich oft an Sie denken, Ihnen viel Gutes wünschen, und Gott (ich spreche nicht mehr der Himmel, und wenn Sie es verlangen, will ich Ihnen auch wohl sagen warum?) und Gott für Sie bitten, daß er ihre Cur segne, und den Erfolg derselben eine dauerhafte Gesundheit seyn lasse.

Der Brief an den Grafen Moritz ist gestern nach Warschau abgegangen. Ich erhielt ihn recht glücklich den den Abend vor dem Posttage. Mein Vater macht sich ein wahres Vergnügen daraus, zu Ihrem Befehle zu seyn. Er empfiehlt sich Ihnen nebst meiner Mutter gehorsamst. Meine Schwester küßt Ihnen die Hände so sehr, sagt sie, als sichs in Gedanken thun läßt, und ich habe die Ehre lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 3. Jul. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Eine Observation von dem Herrn Ober-Commissair Hofmann wollte ich Ihnen wohl noch schreiben, wenn Sie es mir erlauben, nehmlich diese: Gestern Mittags ist die Hitze hier bey uns 7 Minuten lang, 11 Grad höher gestiegen gewesen als zu Batavia auf der Insel Java.

17.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Sehn Sie, nun habe ich auch einmal einen Brief an Sie zu bestellen. Gestern Abends erhielt mein Vater das polnische Packet; ich war gleich da, und horchte auf die Namen, als er das Verzeichniß von den eingeschlossenen Briefen las. Ich hörte Ihren Namen wohl, und sah es mit großer Angst an, wie der Aufwärter den Brief zu den andern in seinen Hut warf, um ihn mit fortzunehmen; allein ich sagte nichts, oder konnte, glaube ich, nichts sagen. Mein Vater aber nahm ihm den Brief wieder weg, und gab mir ihn zu besorgen Hier haben Sie ihn also, mein lieber Herr Professor, mit der ersten Post. Des Herrn Bruders Brief ist gleich am Donnerstage abgegangen. Fahren Sie ja fort mich mit Ihren Aufträgen zu beehren: denn ich bestelle alles sehr ordentlich. Das ist freilich sehr leicht, Sie tragen mir nur sehr leichte Sachen auf; allein ich will doch alles dabey thun, was ich kann, um die Fortsetzung Ihrer Gütigkeit gegen mich und das Vergnügen zu verdienen, so ich empfinde, wenn ich Ihnen sagen

darf, daß ich niemals aufhören werde dafür mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 3. August 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

18.

Liebste Mademoiselle!

Erstlich danke ich Ihnen tausendmal für den Brief vom Grafen Moritz, alsdann für den Ihrigen, und endlich bitte ich Sie um eine neue Gefälligkeit, die Sie mir gewiß von Ihrem Herrn Vater auswirken werden, weil Sie viel auf mich halten, und er viel auf Sie hält. Der eingeschloßne Brief wird schon an meiner Statt reden.

Ich habe den Brunnen zum zweytenmale wieder anfangen müssen. Trauriges Schicksal! doch es ist unsere Pflicht und unser Glück, daß wir geduldig seyn, und das Beste von Gott hoffen sollen.

Leipzig, den 8. Aug. 1761.

Gellert.

19.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz ist doch recht sehr hübsch, daß er so oft an Sie schreibt, und mir dadurch einen guten Vorwand giebt, meiner Begierde an Sie zu schreiben, den Willen

zu lassen, und ich wäre ihm schon darum gut, wenn ich auch nicht wüßte, daß er Sie liebt und von Ihnen geliebt wird. Vor ein paar Stunden kam der hier eingeschloßne Brief von ihm an, den ich morgen früh mit der ersten Post an Sie abschicken werde. Wie, und wo wird er Sie antreffen? Immer noch krank? immer noch auf dem Garten? — Sie haben den Brunnen wieder anfangen müssen, und ein trauriges Schicksal nennen Sie das? — O mein lieber Herr Professor, ich werde manchmal recht sehr betrübt, wenn ich an Sie denke; aber oftmals führt mich auch diese Betrübniß auf einen so frohen, so gewissen, so großen Gedanken, der mich ganz entzückt, und durch seine allmächtige Kraft — so kann ich sie mit Recht nennen — alles Bekümmernde und Traurige in Hoffnung und Zufriedenheit verwandelt.

Mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, hat den Brief an den Grafen Moritz am 10. fortgeschickt und er und ich danken Ihnen dafür, daß Sie so gütig gewesen sind, es uns aufzutragen.

Nun hätte ich eigentlich weiter nichts zu thun, als diesen Brief zu schließen, wenn ich nur nicht so sehr große Lust hätte, eine Bitte an Sie zu wagen, die Ihrer ganzen Gütigkeit und Ihrer ganzen Verzeihung nöthig hat, und von der ich gar nicht weis, wie ich sie vorbringen soll. Weil Sie aber so fromm sind, und so gern verzeihen, so will ich sie immer ohne weitern Umschweif sagen, ehe ich den Muth wieder verliere, den ich mir dazu gefaßt habe; denn ich bin wirklich mehr als halb furchtsam. Hören Sie also nur, mein lieber Herr Professor, in dem beyliegenden Papiere ist etwas von meiner Arbeit, das ich, wenn meine Mutter mir nichts zu thun gab, gemacht habe. Meine

Eltern, denen es gefiel, vielleicht weil es von mir war, wollten, ich sollte einen von unsern Verwandten zu seinem Namenstage damit beschenken. Allein der Namenstag ist noch lange nicht, und ich kann unter der Zeit wohl noch so viel nähen, daß man einen ganzen Menschen darein packen könnte. Nun ward ich gestern schon fertig, und heute, wie die Gelegenheit kam an Sie zu schreiben lies ich mirs plötzlich einfallen, Sie ganz gehorsamst zu bitten, diese Manschetten manchmal, etwan im Regenwetter oder im Winter, wenn Sie die Hände verstecken, zu tragen. Ich würde Sie für Freuden und aus Dankbarkeit für diese Gütigkeit recht sehr lieb haben. Freilich ist es kein Geschenk für einen Gelehrten; aber ich bin ein Frauenzimmer und es ist meine Arbeit. Ich weis auch sehr wohl, daß kein Werth darinnen ist; allein, wo ich mich recht besinne, so schreibt der alte Graf Tessin einmal an den Erbprinzen von Schweden, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen. Darf ich diesen Satz auf Sie und mich ziehen? — Das weis ich, daß Sie Sich meinen Freund und mich Ihre Freundin genannt haben, und Sie vermuthen wohl nicht, daß ich das vergessen werde.

Ueberhaupt habe ich immer geglaubt, es sey nichts von allen unschuldigen Dingen in der Welt, das man nicht thun könnte, wenn es nur mit einer guten Art geschähe; aber freilich die gute Art, das ist eben die Kunst. — Nun habe ich einmal in einem Buche, ich weis nicht mehr in welchem, folgenden Gedanken gefunden, den ich für wahr halte, weil er mir gefiel und ich gleich davon gerührt ward: La simplicité, heißt es, est le charme secret de tout ce qui nous touche: un coeur simple, des moeurs simples, un genre de vie simple, un stile simple, un

goût simple; la simplicité est le vrai je ne sai quoi, und dieser Gedanke hat mich in den meisten Fällen, wo ich ungewiß gewesen bin, beruhiget. Denn, hochgeehrtester Herr Professor, ich will es Ihnen nur aufrichtig gestehen, ich weis fast niemals wie ich eine Sache thue; nur aus dem Erfolg urtheile ich, ob ichs gut oder schlimm gemacht habe. Ich bin zeitlebens so mir selbst gelassen gewesen, und habe die Sachen gethan, wie ich sie gedacht habe, und wie sie mir eingefallen sind, ohne mich dabey viel zu bekümmern, und da ist es mein Glück, wenn ich gute Leute antreffe, die es mir sagen wenn ich fehle und es mir verzeihen. Sie sehen also wohl, mein lieber Herr Professor, daß ichs itzt noch gar nicht recht weis, ob ich einen Fehler gegen die Regeln des Wohlstandes und der guten Aufführung begehe oder nicht. Morgen will ich diesen Brief überlesen und es noch einmal recht überlegen. Werde ich unterdessen überzeugt, daß ich etwas Unanständiges thue, so schreibe ich anders: bleibe ich aber so ungewiß wie heute, so wage ichs, schicke ihn fort, und verlasse mich ganz allein auf ihre Gütigkeit, nach welcher Sie überzeugt sind, daß, wenn ich auch einen Fehler begehe, solches gewiß niemals aus Mangel der Ehrerbietung geschehen wird, mit welcher es mir Ehre und Pflicht bleiben soll, lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 15. Aug. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

20.

Liebste Mademoiselle!

Ich wage es, Ihnen einen Antrag zu thun, der Ihnen ziemlich fremd vorkommen wird; aber thun Sie, als ob ich Ihr Onkel wäre und hören Sie mich gelassen an.

Der hiesige Cantor an der Thomasschule, Doles, einer meiner Bekannten und Freunde, ein Witwer, sucht eine gute Frau, und hat mich im Vertrauen gefragt, ob ich keine für ihn wüßte. Ich habe ihm im Vertrauen geantwortet, daß ich allerdings eine wüßte, ein sehr gutes liebes Frauenzimmer, die ich zwar nie gesehen hätte, und von der ich doch sicher glaubte, daß ein wackerer Mann sehr glücklich mit ihr leben würde. Es käme also überhaupt nur darauf an, ob Er Ihr und Sie ihm bis zu dieser genauesten Freundschaft gefallen würde, ob die Eltern — und so weiter.

Wer dieser Doles ist? Ich will Ihnen den Mann kennen lehren, wie man einen Unbekannten im Umgange kennen lernet; zuerst von Person. Stellen Sie sich also einen Mann von vierzig Jahren mit einer aufrichtigen, verständigen und heitern Mine vor, dessen Person gut gewachsen und durch sich angenehm ist, der sich gut trägt, und durch sein äußerliches Betragen Vertrauen erweckt.

Sein Charakter? Er ist ein rechtschaffner Mann, christlich, verständig und wirthschaftlich. Er ist nicht gelehrt und hat doch Wissenschaft genug für sein Amt, und Eifer und Geschicklichkeit, es gut zu führen. Er ist sehr musikalisch, und hat doch Geschmack und Liebe für die andern schönen Wissenschaften. Er ist ein vertragsamer College,

ein zufriedner Mann im Hause, und ein munterer bescheidner Mann in Gesellschaft. Mit seiner verstorbenen Frau hat er vortrefflich gelebt, und hat einen Sohn von ihr, dreyzehn bis vierzehn Jahre alt, den er wohl erzieht.

Sein Amt? Ich weis nicht, wie viel es beträgt; aber das weis ich, es ernährt den Mann und die Familie bequem. Vielleicht hat er auch einiges Vermögen mit seiner Frau bekommen; doch das weis ich nicht.

Nun bin ich fertig mit meinem Antrage; und was denken Sie dabey, liebste Mademoiselle? Wenigstens soviel, das ichs gut meine, daß die Sache überhaupt eine wichtige Sache, keine Sache für Sie allein, eine Sache Ihrer lieben Eltern vornehmlich und endlich die Sache ist, bey der uns die besondere Vorsorge Gottes leiten und beglücken muß.

Sie sind darum nicht sicher, wenn Sie diesen Antrag von sich entfernen; denn ich werde Ihnen von Zeit zu Zeit, aus wahrer Hochachtung und Freundschaft, neue thun; es wäre denn, daß Sie mirs ausdrücklich verböten.

Itzt schreiben Sie mir wenigstens soviel: ich werde noch nicht heirathen; der Mann ist gut und doch nicht für mich; meine Eltern verlangen mich noch bei sich, und Herr Doles braucht nicht sich uns zu präsentiren. Das ist genug.

Leben Sie wohl. Ich bin krank und schreibe doch eine ganze Stunde, um eine Pflicht auch heute gethan zu haben.

Leipzig, den 15. August 1761.

Gellert.

21.

„Schon wieder eine Commission? werden Sie denken; das ist ja schrecklich! Was wird mein Papa dazu sagen?" Geduld, liebe Mademoiselle, ich wills gleich machen, daß er nicht viel sagen soll; ich will Ihnen den Inhalt dieser Commission erzählen.

Der Herr Hofrath Ferber hat mich, mir unbewußt, durch seine Dienste von einem Amte befreien helfen, das man mir in Warschau aus großer Gnade zugetheilet hatte, und das ich wegen meiner kränklichen Umstände mit gutem Gewissen nicht annehmen konnte *). Noch nicht genug! Eben dieser Mann hat mir, wie ich durch den Grafen Moritz erfahren, durch seine freiwilligen Bemühungen mit zu einer Pension von vierhundert Thalern, statt des Amtes geholfen, die ich nie gehofft, und an die ich kaum gedacht habe. Diesem Manne danke ich durch den beygelegten Brief. Wird es Ihrem Papa nun noch schwer werden, diesen Brief zu besorgen? Und damit ich Sie vollkommen überführe, so schicke ich Ihnen denselben in Abschrift, mit der Bitte, mir diese wieder zu übersenden, und sie in keine fremden Hände kommen zu lassen; denn Sie kennen das traurige Schicksal meiner Briefe. Ob ich über meine Pension eine große Freude habe? Gott vergebe mirs, es erfreut mich jetzt wenig; aber ein gutes Herz, wenn es sich auch nicht freuen kann, soll doch wenigstens die Pflicht der Dankbarkeit empfinden, wenn ihm ein Glück begegnet, und

*) Es war eine ordentliche Professur der Philosophie, welche durch den Tod des Prof. Müller erledigt worden war; s. Gellert's Leben im 10. Theile der Werke, S. 122 ff.

soll es besonders von der Seite der Vorsehung betrachten. Daran arbeite ich, das ist es alles, was ich mit Gewissen sagen kann. Uebrigens danke ich Ihnen ergebenst für Ihre getreuen Erfüllungen meiner Bitten, und für alle die Briefe, die ich zeither von Ihnen erhalten, und leider immer nur flüchtig beantwortet habe, und verharre mit größter Hochachtung und Dankbarkeit

Leipzig, den 17. August 1761.

Ihr verbundenster Diener
Gellert.

22.

Leipzig, den 18. August 1761.

Indem ich meinen letzten Brief von gestern fortschicken will, erhalte ich den Ihrigen und freue mich, daß ich ihn noch in der ersten Stunde beantworten kann. Sie sind ein gutes Kind und haben mir mit Ihrem Geschenke keine kleine Freude gemacht. Es ist wahr, daß ich keine genähten Manschetten ordentlicher Weise zu tragen pflege; aber die Ihrigen will ich Ihnen zum Danke und zur Freundschaft, so ungern ich auch sonst Staat mache, dennoch tragen und es klugen Leuten, wenn sie mich fragen, auch gestehen, daß ich sie von einem jungen Frauenzimmer nebst einem Briefe erhalten, der noch mehr werth gewesen, als ganze Commoden voll Räthereyen, auch von Ihren eigenen Händen. So bald ich den Ekel vor meinen Büchern verliere, will ich sehen, ob ich eins finden kann, das sich für meine Correspondentin, Freundin und Wohlthäterin schickt.

Können Sie wohl glauben, daß ich am verwichenen Sonnabende einen langen Brief an Sie geschrieben und ihn einige Stunden darauf, als einen vergeblichen Brief, in mein Pult geschlossen habe? Ja, liebe Mademoiselle, so gewiß als ich lebe. Ich trug Ihnen, um es kurz zu sagen, einen meiner Freunde zum Manne an. Allein ich fand, da ich den Brief wieder überlas, daß ich aus großem Verlangen, etwas Gutes zu thun, die Umstände meines Freundes vielleicht zu günstig betrachtet. Ich erschrak, stellte mir die Wichtigkeit meines Antrags vor, und legte den Brief traurig in mein Pult. Kurz es war ein gutherziger Einfall, der Ihnen nicht schadet und mich nunmehr auch nicht weiter beunruhiget.

Den Brief an den Herrn Hofrath Ferber schicke ich Ihnen offen, damit ich die versprochene Abschrift erspare. Siegeln Sie ihn mit einem Petschafte zu, mit welchem Sie glauben, daß ich siegeln könnte. Ferner schicke ich Ihnen aus Dankbarkeit den Brief des Grafen Moritz zu lesen, den ich heute durch Ihre gütige Bemühung erhalten habe, und empfehle mich Ihrem Herrn Vater gehorsamst.

Gellert.

23.

Hochzuehrender Herr Professor!

Schwer werden? — Ob es meinem Vater schwer werden wird, einen Brief von Ihnen zu besorgen? — O mein lieber Herr Professor, wenn Sie es im Ernste fragen, so ist das ärger, als ganze Packwagen voll Briefe, und Sie

kennen die Hochachtung im geringsten nicht, die mein Vater für Sie hegt, und Ihnen durch den bereitwilligsten Gehorsam gegen alle Befehle, womit Sie ihn beehren werden, zu beweisen wünscht. Anfänglich beschämte es mich, daß Sie uns den Brief an den Herrn Hofrath Ferber offen schickten, und ich bat, man möchte ihn nicht lesen: denn das schiene mir gleich so viel zu seyn, als ob es wirklich nöthig sey, uns vollkommen zu überführen, wie Sie sich auszudrücken beliebten. Kurz ich hielt es für weit bescheidener und anständiger, uns einer Erlaubniß nicht zu bedienen, die Sie uns aus allzugroßer Gütigkeit ertheilet hatten. Meine Schwester aber, welche etwas neugierig ist, lies nicht ab den Papa zu bitten. „Warum wollen wir ihn aber nicht lesen? sagte sie, es ist uns doch einmal erlaubt." — „Woher weißt du es denn?" fragte mein Vater: denn er hatte noch nicht alles gehört. — „Je, da stehts ja im Briefe; sie soll ihn selber zusiegeln, und wer weis, wie hübsch er auch ist." — Mit einem Worte, Ihr Brief ward gelesen und von uns allen bewundert, und ich freute mich, daß man meiner Grille nicht nachgegeben, und uns dadurch des Vergnügens beraubt hatte, einen Brief zu lesen, der eben so vollkommen ein Beweis von der Vortrefflichkeit seines Verfassers ist, als er einem verdienstvollen Manne Gerechtigkeit widerfahren läßt, der ein so rührendes und so delicates Lob verdient, und welchen mein Vater nicht allein als seinen würdigen Vorgesetzten, sondern auch als den großmüthigen Freund seines Hauses betrachten zu dürfen das Glück hat.

Wenn Sie sich, liebster Herr Professor, über Ihre Pension freuen könnten: so wollte ich mich von ganzem Herzen mit erfreuen. Schlimm ist es, das ist wahr, wenn

einem etwas begegnet, das ein Glück heißt und doch keine rechte Ursache zur Freude ist. Allein daran finde ich in der That ein wahres und recht empfindliches Vergnügen, wenn ich sehe, wie viel verehrungswürdige Personen sich bestreben, einem verehrungswürdigen Manne Proben ihrer Achtung und Liebe zu geben, und sich betrüben, wenn sie in ihren Bemühungen für sein Glück, nicht so glücklich sind, als Er es verdient und sie es wünschen.

Werden Sie mirs wohl verzeihen, wenn ich noch ein paar Seiten vollschreibe? denn nun komme ich erst auf Ihren zweiten Brief.

Wie glücklich ist man nicht, wenn alles, was man sagt und thut, von Personen, denen man zu gefallen wünscht, gütig aufgenommen wird! — Mein kleines Geschenk, schreiben Sie mir, hat Ihnen Freude gemacht, und mein Brief ist Ihnen noch lieber gewesen? — Ich kann nicht, wie ich sollte und wünschte, dasjenige ausdrücken, was ich empfinde, wenn ich an die Gütigkeit denke, aus der Sie mir dieses alles sagen, und ich muß mich damit trösten, daß es nicht ausgemacht ist, daß eben diejenigen die dankbarsten seyn müssen, die am besten von ihrer Dankbarkeit und dem Guten, so man ihnen erwiesen, zu reden wissen. Allein, liebster Herr Professor, wenn Sie zu allem dem, was Sie Gütiges und Liebreiches für mich gethan haben, noch eine Wohlthat hinzusetzen wollen: so beschenken Sie mich nicht. Es würde mich nur kränken; denn ich will mir einbilden, daß Sie mich für eigennützig halten. Daß Sie mir aber einen Brief, und noch darzu einen langen Brief geschrieben und mir ihn dennoch nicht geschickt haben: das kömmt mir — ach, verzeihen Sie mirs! — das kömmt mir gar ein wenig unbillig, und so

vor, als ob Sie mir etwas vorenthielten, das von Rechtswegen mir gehörte. Bedenken Sie nur, lieber Herr Professor, einen langen Brief, von Ihnen an mich, den haben Sie mir zurückbehalten! „Es war nur ein vergeblicher Brief" — Wohl! aber ich dächte doch, es wäre viel besser gewesen, wenn Sie, anstatt, daß Sie ihn überlesen und traurig in Ihr Pult gelegt, ihn mir geschickt und hernach traurig widerrufen hätten. Dieses sage ich nicht in der Absicht, daß ich etwan wünschte ihn noch zu sehen: Keineswegs! Sie würden Ursache haben, mich für neugierig zu halten, und das bin ich nicht, und damit ich es beweise, bitte ich Sie vielmehr, mir denselben niemals zu zeigen.

Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir nach Ihrer großen Gütigkeit einen vorwitzigen Einfall verzeihen könnten: so wollte ich mir die Freyheit nehmen, Sie zu fragen, wie es angeht, daß Sie glauben können, daß man wohl irgend einen Freund von Ihnen gut mit mir versorgen würde, da ich doch nicht so glücklich bin, Ihnen weiter als nach meinen Briefen bekannt zu seyn. Und diese beweisen noch eben nicht viel; denn kann ich mich nicht verstellen und besser scheinen, als ich bin? Ja, liebster Herr Professor, dies ist eine Sache, die in meinem eignen Kopfe noch nicht entschieden ist, und ich frage mich unzähligemal selbst, ob ich auch allemal so handle, wie ich denke und rede; und wenn ich aufrichtig seyn will, so muß ichs Ihnen gestehen, daß ich nicht selten bei meiner Untersuchung beschämt werde. Allein gesetzt, daß von Seiten meiner Gemüthsart alles seine Richtigkeit hätte: so kennen Sie doch meine Sitten nicht, ob ich mürrisch oder gefällig, ungeschickt oder manierlich, zu gezwungen oder zu frey in meinem Umgange

bin. Und was ich im Uebrigen für eine Figur vorstelle, das können Sie ganz und gar nicht aus meinen Briefen errathen. Man kann, wie Sie wissen, gut denken, gut schreiben, und dabey bucklicht, lahm, auf einem Auge blind, oder sonst abscheulich häßlich seyn.

Sie sind ein glücklicher Mann, Herr Professor, und der Graf Moritz ist ein vortrefflicher junger Herr, und so, wie man es erwarten kann und Sie es verdienen, daß diejenigen werden müssen, welche zu bilden Sie selbst Sorge getragen haben: und mit der größten Dankbarkeit schicke ich Ihnen hier seinen Brief zurück.

Nein, die Welt kann so böse nicht seyn, als sie beschrieen ist. — Von wie viel vortrefflichen Leuten ist nicht nur hier die Rede, die alle in dieser Welt leben und von derselben geehrt werden! — Sie, bester Herr Professor, der Graf Moritz, der Hofrath Ferber, der junge Ferber — und dieß sind gewiß noch die wenigsten von denen, die Sie kennen und lieben. Und wie viele kenne und liebe nicht ich unter meinen wenigen Bekannten, die auch gut sind! Zwar nicht so gut wie Sie; aber doch so gut wie ich, und daß ich nicht von den Schlimmen bin, das beweißt mir Ihre Freundschaft, mein Gewissen und meine Hoffnung. Wie angenehm und heiter wird nicht schon dieses finstere Leben, von einer so vortheilhaften Seite betrachtet! Gewiß! Sie haben Recht, es ist nichts Trauriges, an den Tod zu denken, der für uns die Thüre zu jenem seligern Leben ist, wo wir

Das ungestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn;

das große, das erhabne Glück, „mit allen Söhnen der „Vernunft, die durch allen bewohnbaren Raum weit zer-

„streut sind, wo sie auch geboren, wie sie auch begabt „seyn mögen, Glück, Umgang und Freundschaft zu thei„len," *) und dieses alles auch mit ihm, dem frommen verehrungswürdigen Greise zu theilen, den Sie kennen, ohne daß ich ihn nenne, der uns den Tod als unsern Wohlthäter kennen lehrt, und es uns lehrt, „wie groß es schon „hier sey, still zu stehen, in hohen Abndungen vertieft, „durch die lange Bahn von tausend Jahren unser entfern„tes Selbst zu betrachten — unsere eigene Zukunft zu pro„phezeyen! Mit unsern Mit-Erben von Freuden zu re„den, die eben so weit über unsern Begriff, als über un„ser Verdienst erhaben sind; erstaunt einander zu erzählen, „und selbst die Geschichte zu seyn!"

Bis dahin, bester Herr Professor, soll es einer von meinen größten Vorzügen und meine wahrhafte Ehre seyn, mich Ihres Beyfalles und Ihrer Gütigkeiten zu rühmen, und mich zu nennen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 22. August 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Ich habe beym Ueberlesen viel ausstreichen müssen, und es ist bis zur Post nicht halb so viel Zeit übrig, als ich nöthig hätte, diesen Brief umzuschreiben. Gleichwohl muß der Brief des Grafen fort, und also auch meiner mit den Strichen. Sie vergeben mir doch, mein lieber Herr Professor?

*) Diese Stelle ist, wie die gleich folgende, aus Young's Nachtgedanken entlehnt.

24.

Liebste Mademoiselle!

Wenn ich auch noch so krank bin, und weder Briefe lesen, noch weniger beantworten mag: so darf doch nur einer von Ihnen kommen, so fange ich an zu lesen, lese ihn gern, wünsche am Ende, ihn beantworten zu können, und lange oft bei diesem Wunsche schon nach der Feder. Dieses wiederfährt mir auch bei dem, den ich heute, den 24. August, von Ihnen erhalte. Man kann nicht aufrichtiger schreiben, als Sie schreiben, und schwerlich die Aufrichtigkeit mit so viel Behutsamkeit und Bescheidenheit verbinden, als Sie zu thun wissen. Dank sey es Ihrem guten Herzen, das Ihren Verstand stets inspirirt, und was er richtig und wahr denkt, immer noch wahrer und empfindlicher macht! — —

So viel für heute. Es schlägt fünf Uhr, da nehme ich Studentenbesuche an, um mich meinem Amte nicht ganz zu entziehen; und es ist besser, ich sage einem jungen Studenten etwas Nützliches, als meiner Correspondentin etwas Gewöhnliches.

Den 25. August.

Ich will sehen, ob ich Ihnen heute mehr sagen kann, als gestern, ob ich gleich in der That kränker bin, als gestern. — Daß Ihnen mein Brief an den Herrn Hofrath Ferber so wohl gefallen hat, dieses bestärkt mich in der Meynung, daß er gut gewesen seyn müsse.

Allein die Dankbarkeit ist auch natürlicher Weise die beredteste Empfindung, und einem verdienstvollen Manne nachdrücklich danken, einem Manne, dessen Vorsorge uns

Ehre ist, der uns aus eignem Antriebe der Güte gedienet, ohne unser Wissen und noch dazu glücklich gedienet hat, dieses ist sehr leicht. Denn man darf ihm nur alles dieses, kurz zusammen gezogen, sagen, so hat man ihm auf eine wahre und kräftige Art gesagt, daß man den Werth seiner Wohlthat kennet, und also auch dankbar ist, oder es doch gern seyn will. In der That würde ich unzufrieden gewesen seyn, wenn Sie den gedachten Brief ungelesen fortgeschickt hätten, und dieses um desto mehr, da Sie sagen, daß Herr Ferber ein Freund Ihres Hauses ist. In dieser Aussicht hat Ihnen der Brief sogar wichtig seyn können.

Wegen meiner gutherzigen Eilfertigkeit, einen meiner Freunde mit Ihnen zu versorgen, haben Sie mich auf eine Art beschämt, die ich fühle und die mir doch nicht weh thut. Vermuthlich sind einige Ihrer Einwendungen die Ursache gewesen, warum ich die Tractaten, die ich zu Ihrer Verbindung aufgesetzet, zurückbehalten habe. Indessen wollte ich doch jedem meiner Freunde für Ihren Charakter gut sagen, ohne Sie erst durch einen persönlichen Umgang mehr kennen zu lernen. Eben das edle Mißtrauen gegen sich selbst, das Sie mir bey dieser Gelegenheit und in andern Briefen zu erkennen geben, ist mir Bürge, daß Sie mir und sich das sind, was Sie scheinen, und daß Sie mit Wissen nicht besser scheinen wollen, als Sie sind. So gut, meine liebe Freundin, als wir seyn sollen, sind wir niemals, und also werden wir uns zeitlebens Vorwürfe machen können; aber sich aufrichtig bestreben, seine Fehler zu kennen und zu verbessern und im Guten zu wachsen, das muß uns wieder mit uns selbst aussöhnen, und eben dieses ist unsre wahre Weisheit, unsre tägliche Pflicht, und

also auch unser tägliches Verdienst. Wenn Sie einen guten Mann bekommen, so ists nach meinen Gedanken unmöglich, daß Sie nicht auch eine sehr gute Frau seyn sollten; gesetzt daß Sie auch verschiedne Fehler des Naturells mit zu ihm brächten, die er nicht kennte; und wer bringt von beiden Seiten nicht solche Fehler mit? Eine Person, die Verstand und Religion hat, und die liebt; o die kann alles über sich durch Hülfe der Uebung und der Zeit ausrichten. Indessen will ich mirs nie wieder einfallen lassen, einen meiner Freunde eher mit Ihnen zu versorgen, als bis Sie ihn wenigstens zehnmal gesehen haben und er Sie auch so vielmal. Sie können also lange für neuen Anfällen von meiner Gutherzigkeit sicher seyn.

Es geht nicht mit dem Schreiben. Lassen Sie mich schließen, und Ihnen für Ihren langen und mir so angenehmen Brief aufrichtigst danken.

Leipzig, den 25. August 1761.

Gellert.

P. S. Es folgt schon wieder ein Brief an den Grafen Moritz; wenn ich nur nicht die Güte Ihres Papa's mißbrauche. —

Unser Briefwechsel, liebe Mademoiselle, wird, wie ich sehe, weitläuftig. Ich hebe Ihre Briefe auf, und wenn Sie die meinigen auch aufheben, so werde ich mir über lang oder kurz eine Abschrift von denselben ausbitten: theils, daß ich sehe, was ich Ihnen geschrieben habe, theils, daß ich die Ihrigen placiren kann; denn itzt liegen sie noch unter den andern Briefen meiner Freunde ohne alle Ordnung. Den 28. August. Leider schreibe ich an einem Briefe von drey Seiten itzt immer auch so viel

Tage, weil ich auf einmal nicht viel schreiben kann und auch nicht soll. G.

25.

Hochzuehrender Herr Professor!

Lassen Sie sich einmal einen von meinen Fehlern klagen. Ich bin so unschlüssig. Wenn ich zwei Bücher vor mir habe, so kann ich nicht mit mir einig werden, welches ich zuerst lesen will; soll ich spazieren gehen, und es fällt mir zum Unglück mehr als ein Ort ein, so fange ich ungefähr Vormittags an mich zu entschließen, und werde selten eher damit fertig, als bis ich vors Thor komme. Und so geht es mir in hundert Fällen. Itzt weis ich nicht, ob ich, ohne unbescheiden zu seyn, an Sie schreiben kann. Wenn ichs nur gleich erfahren könnte, ob Sie sich besser befinden, als bey meinem letzten Briefe — ich hoffe es wohl, weil ichs sehr wünsche; aber ich weis es doch nicht gewiß. Befänden Sie sich wohl: gut, so würde ich mir kein Bedenken machen, zu schreiben. Sind Sie aber noch krank, so weis ich wirklich nicht, was ich thun soll. Einmal denke ich, es möchte wohl unbescheiden seyn, wenn ich Ihnen beschwerlich fiele; ein Andermal lese ich etwa den Anfang Ihres letzten, schönen, mir unschätzbaren Briefes, und dieser macht mir fast Muth zu denken, ich würde — — ich bin doch nicht eitel, Herr Professor, wenn ich so denke? — ich würde eben nicht Unrecht daran thun, wenn ich Ihnen auch bey Ihrer Unpäßlichkeit schriebe. Mit solchen Widersprüchen und Einwürfen, die ich mir selbst mache,

habe ich mich nun schon viele Tage geplagt, und itzt dachte ich, ich könnte es Ihnen wohl klagen, und mache also damit, ohne daran zu denken, ohne mich entschlossen zu haben, und so, daß ich mich selbst darüber wundere, einen recht unförmlichen Anfang zu der Beantwortung Ihres Briefs. —

Daß die Dankbarkeit die beredteste Empfindung oder doch eine von den beredtesten Empfindungen seyn müsse, beweißt dasjenige, was Sie dem Hofrath Ferber sagen, auf eine solche Art, daß ich nichts dawider einwenden kann, so große Lust ich auch dazu habe. Allein, liebster Herr Professor, glauben Sie denn, daß dieser Satz ganz keine Ausnahme leide? — Wenn Sie dieses glauben, so werde ich mit dem, was ich in meinem letzten Briefe gesagt habe, sehr schlecht wegkommen, und es wird wenig fehlen, daß Sie mich nicht für undankbar halten. Aber nein, dafür halten Sie mich nicht. Ich bin ein gutes Kind, wie Sie wissen; nun müßte ich sehr böse seyn, wenn ich undankbar seyn wollte, gegen Sie undankbar seyn wollte, da Sie doch so sehr gütig von mir denken, daß Sie sogar für meinen Charakter gut sagen wollten, und es mir auch zutrauen, daß ich mit Wissen und Willen nicht besser scheinen will, als ich bin. Ich will es auch in der That niemals; allein Ihr Urtheil, hochzuverehrender Herr Professor, ob es mir gleich hierin nur blos Gerechtigkeit erweißt, bleibt doch allemal blos Gütigkeit von Ihnen; denn was könnte Sie wohl verbinden, mir auf mein Wort zu glauben, da ich mich ja zeigen kann, wie ichs für gut finde, und Sie nichts von mir erfahren können, als was ich Ihnen selbst sage? — Sie müßten es denn an meinen Ausdrücken sehen, daß ich die Wahrheit rede.

Indessen kann es einem doch wohl begegnen, daß man bey dem besten Willen, aufrichtig zu seyn, sich vortheilhafter zeigt, als man es selbst denkt. Mir scheint es fast so gegangen zu seyn; denn ich habe Ursache zu fürchten, daß ich nicht so viel Mistrauen in mich setze, als Sie vielleicht denken, und ich nöthig hätte. Vielmehr glaube ichs selbst, daß ich, bey einem guten Manne, wenn ich ja heirathen sollte, eine gute Frau seyn würde, und dieses ist, meines Erachtens, auch eben nicht schwer, wenn man nur seine Pflichten recht kennt, und sich stets erinnert, daß die getreue und fröhliche Ausübung aller Pflichten dieses Lebens, der größten und kleinsten, der beschwerlichsten und leichtesten, uns zu einem Segen wird der sich noch über dieses Leben hinaus erstreckt. Ja, auch bei einem schlimmen Manne, sollte, meiner Meynung nach, eine Person, die Verstand und Religion hat, gut bleiben. Wo die Pflichten gegenseitig sind, da spricht eine Verletzung derselben auf der andern Seite uns nicht von einer gewissenhaften Beobachtung auf der unsrigen los; wiewohl sie alsdann keine angenehme Schuldigkeit, und auch, in gewissem Verstande, keine allzufreywillige Tugend bleiben kann, sondern eine sehr schwere Last werden muß, welche nichts, als das innerlich belohnende Zeugniß eines, ungeachtet aller Schwierigkeiten unverletzt erhaltenen, Gewissens, zu erleichtern geschickt ist.

Ja, hochzuchrender Herr Professor, zehnmal ist genug. Wer mich zehnmal sieht, muß eben so viel von mir wissen können, als wer mich zehn Jahre lang gesehen hat. Obs aber bey mir auch genug wäre, oder obs überhaupt gar nöthig ist, das will ich Ihnen nicht sagen; denn sonst würde ich Ihnen ein Compliment machen, das Sie wohl für übertrieben, wo nicht gar für eine ungeschickte Schmei-

cheley halten möchten. Dennoch würde es eine Wahrheit, obwohl eine sehr seltsame Wahrheit seyn, von der ichs aus Bescheidenheit nicht verlangen darf, daß Sie mir sie glauben, und also will ichs lieber gar nicht sagen, als Sie in die augenscheinliche Gefahr setzen, mir Unrecht zu thun.

Um Ihnen mit den Abschriften von den Briefen aufzuwarten, wodurch Sie mich so oft vergnügter und glücklicher gemacht haben, als ich ohne dieselben gewesen seyn würde, die ich allerdings als das Beste und Schätzbarste, das ich besitze, aufhebe, und denen ich von ganzem Herzen den vornehmsten Platz unter den Zeugnissen, die meine Freunde mir von ihrer Liebe und ihrem Andenken gegeben, einräume, erwarte ich nur Ihre Befehle, wie ich dieselben einrichten soll, und ob sie, jeder auf ein einzeln Blatt, oder alle zusammen in ein Buch geschrieben, zu Ihrer Absicht am bequemsten sind. Es wird mir ein fast eben so großes Vergnügen seyn, sie abzuschreiben, als es mir gewesen ist, sie zu erhalten. Urtheilen Sie selbst, wie viel Gutes ich bei diesem Vergnügen demjenigen wünschen werde, dem ichs zu danken habe, und wie hoch ich überhaupt das Glück schätzen müsse, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 6. Sept. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

26. *)

Liebste Freundin!

Das waren harte Tage, sehr schwere, harte Tage! Aber diese kurze Klage sey auch meine ganze Klage; denn was ist das für ein Christ, der nicht im Leiden Geduld beweisen und lernen will; er, der auch im Elende Gott noch preisen soll? O wie beschämt ward ich, liebste Freundin, als ich vorigen Sonntag traurig und niedergeschlagen in die Kirche trat, und bey dem Eintritte das Lied von den Schülern mir entgegen singen hörte: O Herr mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe ꝛc. **) Bist du der Mensch, dachte ich, der dieses Lied gemacht hat, und seine Kraft nicht im Herzen hat? So dachte ich, und fing an, bitterlich zu weinen, und um Muth und Freudigkeit zu beten und zu kämpfen.

Heute, Mittwochs, will ich diesen Muth in diesem meinen Briefe an Sie zu beweisen suchen, nicht klagen, sondern Gott danken, der alles, alles wohl macht, und Niemanden über Vermögen versucht werden läßt. Wie, wenn ich so krank wäre, daß ich auch diesen Brief nicht mehr schreiben könnte; und das bin ich ja noch nicht!

Getrost also! Wir wissen nicht, was zu unserm Besten dienet; aber Gott weis es, und Gott ist die Liebe; auch wenn er uns züchtiget. Dieser Glaube muß unser Trost seyn. Es ist ja noch eine ganze Ewigkeit voll Se-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 55. Nr. 143.

**) Es steht in den Werken Th. II. S. 228.

ligkeit für uns übrig, die wir glauben, und auf sein Wort hoffen. Diese Betrachtungen scheinen freilich mehr ein Brief oder eine Rede an mich, als an Sie, zu seyn; aber ich weis doch, daß Sie solche Gedanken, Gedanken der Religion, schätzen und lieben, wo Sie sie auch immer finden, in dem Briefe des Freundes, oder im guten Buche. Der Ernst der Religion hat die Eigenschaft, daß er das Herz freudig und getrost macht; und dieses wollen wir ja gern alle Tage unsers Lebens seyn.

Ihren letzten Brief, meine gute Correspondentin, habe ich wieder sehr beglerig gelesen.

O ein großer Lobspruch für Ihre Briefe; denn was ist, das ich itzt gern läse? (ein frommes Buch ausgenommen.)

Meine Briefe, wenn Sie mir die Wohlthat, sie abzuschreiben, erweisen wollen, müssen Sie einzeln copiren, damit ich Ihre Antworten dazwischen legen kann. Genung! genung! Gott gebe Ihnen und Ihrem Hause Gesundheit und alle Zufriedenheit! Ich bin mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 16. u. 17. Sept. 1761.

Ihr Freund und Diener
Gellert.

Den 22. September.

Sie haben nichts verloren, daß mein Brief so spät abgeht. Einige schwere Zufälle ließen mich, seitdem ich ihn geschrieben, an nichts denken, als an die Pflichten gegen mich selbst. Heute, und das sey Gott im Himmel gedanket! genieße ich einige Erholung. Dieses melde ich Ihnen und überschicke Ihnen meinen Brief. Leben Sie wohl.

---

27. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß die Besserung, die Sie an dem Tage zu empfinden angefangen, an welchem Sie mir Ihren letzten schönen Brief, einen Brief, der mich gleich stark gerührt und erbaut hat, überschickten, von Beständigkeit gewesen seyn möge, das wünsche ich nicht allein von ganzem Herzen, sondern ich hoffe es auch zugleich so sehr, (denn wie leicht hofft man nicht, was man sehnlich wünscht? und wie gegründet hofft man es nicht, wenn man Gott, der uns alles gewähren kann, was er für gut findet, ernstlich und in der Ordnung, in der man bitten soll, darum gebeten hat?) daß ichs itzt wage, an Sie zu schreiben, um so vielmehr, da der eingeschlossene Brief, den die Post heute mitgebracht, und den mir mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, zur Bestellung gegeben hat, mir zur Entschuldigung dienen kann, wie er denn auch wirklich meine Veranlassung ist.

Ihre Gedanken, liebster Herr Professor, schätze und liebe ich allemal; aber die Gedanken in Ihrem letzten Briefe würde ich schätzen und lieben, auch wenn ich nicht wüßte, wer ihn geschrieben hätte, und die Abschilderung, die Sie mir von dem Zustande Ihres Gemüths beym Eintritte in die Kirche und von den Empfindungen machen, die Ihr Lied in Ihnen erreget, haben mich unaussprechlich gerührt. — Mein Gott! dachte ich, warum genießen so viele das Glück der Gesundheit, die es nicht schätzen, dich nicht da-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 57. Nr. 144.

für loben und es nicht zu deiner Ehre und nach deinem Willen gebrauchen? Und einem Manne, den du liebst, der den Werth dieser Wohlthat zu schätzen wüßte, der dich dafür loben und sie zu dem Endzwecke, zu welchem du sie erzeigst, anwenden würde, dem versagst du sie? — Aber war das nicht verwegen, bester Herr Professor? Sie sind frömmer, als ich; Sie denken gewiß nicht so. Ich sah es nicht sogleich ein; sonst hätte ichs gewiß auch niemals gedacht. Wie leicht kann man fehlen! und wie viel Vorsichtigkeit ist nöthig, auch bey den besten, unschuldigsten Regungen! War es nicht, als ob ich mich für weiser und billiger, als unsern Gott, hielte, der doch allein weis, was zu unserm Besten dienet, und der die Liebe ist; oder als ob ich glaubte, er handele nach bloßem Eigensinne mit uns Menschen? — Wieviel Dank weis ichs nicht Ihren nachfolgenden Gedanken, die mich wieder zurecht brachten, und es mir empfindlich machten, wie heilsam und tröstlich es sey, sich Gott in seiner Liebe, Weisheit und Allmacht zu denken; diesen drey Eigenschaften, nach welchen er unser Glück will, was dazu dienet, kennt, und ein uneingeschränktes Vermögen besitzt, es uns zu verschaffen! Eine ganze Ewigkeit voll Seligkeit wartet unser! Dort also, nicht hier, wird das Gute belohnt. Hier ist lauter Prüfung. Glück und Unglück, Lust und Schmerz sind einerley, sind beydes Prüfungen; nur unser Verhalten dabei entscheidet unsern Zustand, und macht denselben glücklich oder unglücklich; und wer weis, obs nicht gefährlicher ist, durch Glück und Freude geprüft zu werden. Wenigstens wird mehr Stärke des Geistes dazu erfordert, sich wohl dabei aufzuführen. Es mag wohl selten geschehen, daß wir Glück und Freuden für das halten, was sie sind, nehmlich für Prü-

sungen. Sie schmeicheln unsern Empfindungen zu sehr, bemächtigen sich unsers Herzens, lassen uns nicht die gehörige Freyheit nachzudenken, und besitzen uns, anstatt daß wir sie besitzen sollten. Wir betrachten sie als billige Belohnungen, genießen derselben in Sicherheit, und vergessen darüber, auf unsrer Huth zu seyn. Bey Widerwärtigkeiten im Gegentheile hört die Zerstreuung auf. Sie lassen uns mehr in unsrer eignen Gewalt, unterrichten uns von der Unbeständigkeit und Unzulänglichkeit irdischer Glückseligkeiten, und die Entbehrung des Vergnügens und der Zufriedenheit treibt uns an, nach etwas zu streben, das uns schadlos halten könne, und wesentlicher und beständiger, als jene, sey; und wo fänden wir das sonst, als in Gott und in der Ausübung des Guten? Denn diese allein giebt uns Freudigkeit zu ihm, und wir wissen wohl, daß wir ohne dieselbe uns keine Rechnung auf seinen Beistand und seine Hülfe machen können. Ich weis nicht, hochzuehrender Herr Professor, ob ich richtig unterscheide; aber ich bin schon seit langer Zeit hiervon überzeugt, und vielleicht ist diese Ueberzeugung nöthig, um solche, die hier wenig Glück haben, gegen die Versündigung des Murrens und der Unzufriedenheit zu bewahren. Denn wenn ich annehme, daß alles Prüfungen sind, und daß es sicherer für uns ist, durch Unglück, als durch Glück, geprüft zu werden: so muß sogar, wenn ich mein Bestes liebe, meine Vernunft mich hindern, kleinmüthig oder unzufrieden zu seyn, zumal da das Leben so kurz, und am Ende desselben, das man sich ja zu seinem Troste, auch zu seiner Ermunterung, immer als sehr nahe vorstellen kann, nicht das geringste daran gelegen ist, ob es glücklich oder unglücklich gewesen, sondern ob es in beiden Fällen wohl oder übel geführet worden. — Ich halte

mich wohl, mein lieber Herr Professor, zu lange bey Sachen auf, von welchen Sie weit besser zu reden wissen; aber die Materie, auf die Sie mich gebracht haben, gefällt mir, ich lerne gern von Ihnen, rede mit Ihnen gern davon, und es ist natürlich, daß ich mich freue, wenn ich bedenke, daß wir durch Gottes Gnade so selig sind, daß nichts, nichts uns begegnen kann, das im eigentlichen Verstande ein Unglück für uns wäre, oder das wir nicht, durch unser Wohlverhalten dabei, in einen wahren Segen verwandeln könnten, dessen wir noch in alle Ewigkeit genießen sollen; denn wir haben ja die Verheißung, daß Geduld, Ergebung und Unterwerfung im Leiden uns im Himmel wohl belohnt soll werden. Freylich sind diese Tugenden unsere Pflicht, aber Gott ist so gütig, daß er sie uns zum Verdienst anrechnen und uns dafür belohnen will. Je mehr er uns also Leiden zuschickt, desto mehr Gelegenheit giebt er uns, diese Tugenden auszuüben, und je größere Belohnungen haben wir zu erwarten, und dieß ist ein großer Trost.

Die Abschriften von Ihren Briefen, liebster Herr Professor, sind größtentheils fertig, und ich werde bald Gelegenheit nehmen, sie Ihnen zu überschicken. Leben Sie unterdessen recht wohl. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 2. Dez. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

28.

Hochzuehrender Herr Professor!

Werden Sie doch ja nicht ungeduldig über mich, daß Sie schon wieder einen Brief bekommen. Es soll kein Brief heißen: ich will Ihnen nur sagen, daß dieses hier die Abschriften von Ihren Briefen sind, die Sie von mir verlanget haben. Nun werde ich Ihnen lange nicht wieder beschwerlich fallen, zum wenigsten setze ich mirs vor; aber, warten Sie doch, ich muß erst seyn, ehe ich etwas verspreche, wie lange ich mit gutem Gewissen nicht schreiben kann. — Gewiß nicht länger, als bis auf den 21. oder 22. October. Einer von den beiden Tagen ist, wie ich glaube, der Geburtstag unsers Briefwechsels und unsrer Bekanntschaft, und ich habe mich viel zu lieb, als daß ich mir nicht an diesem Tage, aus Dankbarkeit gegen mich selbst, für den glücklichen Einfall, den ich damals gehabt, ein Vergnügen machen sollte. Und wie könnte ich denselben vergnügter und besser begehen, als wenn ich Ihnen für alle Ihre Gütigkeiten und für das große, unschätzbare Geschenk, das Sie mir in diesem Jahre gemacht haben, für Ihre Freundschaft, danke? — Wenn ich nun an alles dieses denke, so werde ich Ihnen gewiß recht herzlich, recht aufrichtig, recht mit Empfindung (und wer weis, ob nicht auch glücklich?) sagen, daß ich mit Liebe, Ehrerbietung, Dankbarkeit und allem dem, was ich Ihnen schuldig bin, zeitlebens seyn werde

Bester Herr Professor!

Dresden, den 5. Oct. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Sie werden vielleicht darüber lachen, daß ich auch alle die kleinen Zettelchen abgeschrieben habe: ich aber finde es gar nicht lächerlich. Mir ist alles von Wichtigkeit, was Sie mir schreiben.

---

29. *)

Allerdings, liebste Freundin, sind Glück und Unglück, frohe und traurige Begegnisse, Prüfungen, bey denen wir unsern Gehorsam gegen Gott üben sollen, und in Ansehung der glücklichen Tage, die wir insgemein so zu nennen pflegen, mag es wohl sehr wahr seyn, daß sie schwerer zu tragen sind, als die traurigen. Die Tugenden, zu welchen uns die Tage des Glücks verbinden, ich meyne die Mäßigung in dem Genusse der Freuden des Lebens, Dankbarkeit und Demuth gegen die unverdienten göttlichen Wohlthaten, Vertrauen auf die fernere gnädige Vorsorge Gottes, und Eifer, andere Menschen auch, gleich uns, glücklich zu wissen und gern glücklich zu machen, scheinen leichtere und frohere Tugenden zu seyn, als die Tugenden im Elende, als Gelassenheit, Geduld und nöthige Ergebung in anhaltenden Widerwärtigkeiten, die Gott schickt oder zuläßt. Allein die Natur eines ungestörten Glücks, das die Sinnlichkeit, die Eigenliebe, den Stolz und Leichtsinn unsers Herzens unvermerkt nährt und ihm schmeichelt, macht durch diese heimlichen Feinde die Ausübung der Pflichten des Gehorsams in guten Tagen gemeiniglich schwerer, als wir im Anfange

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 61. Nr. 145.

denken. Wir erinnern uns zwar an diese Tugenden, wir sprechen von ihnen, loben sie, bewundern sie, beten um dieselben, und meynen, daß wir sie haben und ausüben, weil wir ihre Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit einsehen, und entfernen uns doch täglich mehr von ihnen, bis wir endlich durch sichtbare Vergehungen aus dem Schlummer der guten Meynung von uns selbst erwachen. Jedoch, liebe Mademoiselle, wenn das Elend, das uns trifft, unverschuldetes Elend ist, so sind die bösen Tage für ein christliches Herz leichter zu tragen, als es die guten meistens nicht sind; und wenn sie auch nicht leichter zu tragen wären, so sind doch die Züchtigungen in Ansehung ihres heilsamen Einflusses auf das Glück unsrer Seelen, wenn sie geduldig überstanden sind, unaussprechlich große Wohlthaten, für die wir Gott, der mit uns, als kranken Seelen, verfahren muß, noch ewig danken werden. Alle Züchtigung, so lange sie da ist, dünket sie uns nicht Freude zu seyn; aber nachmals wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit, denen, die dadurch geübt sind *). So denkt ein Christ, und tröstet sich. Aber ach! haben wir nicht oft die meisten Leiden verdient, und wo nicht stets die, die uns treffen, doch andere und oft härtere, die uns nicht treffen? Und wir können verlangen, daß es uns immerdar wohl gehen soll? Wie unbillig und begehrlich ist der Mensch! Und wie unglücklich würde er seyn, wenn ihm nichts wiederführe, als was er wünscht!

Ich merke, daß ich krank bin, liebe Mademoiselle, weil ich einen Gedanken, den ich Ihnen in wenig Zeilen hätte

*) Worte der Schrift.

beantworten und getrost zugeben können, so weitläuftig umschrieben habe. Aber das Vergnügen, mit Ihnen so ernsthaft reden zu können, entschuldigt einen Theil der Länge dieses Briefs, und heimlich mag ich ihn wohl wieder mehr an mich, als an Sie, geschrieben haben. Doch nun auch kein Wort weiter auf heute. Morgen beantworte ich vielleicht eine Stelle aus Ihrem Briefe, die mich angeht. Wenn ich ein Vater wäre, und meine Tochter hätte diesen Brief geschrieben, so würde ich vor Freuden geweint haben; das weis ich gewiß. Leben Sie wohl, beste Correspondentin.

Leipzig, den 7. Oct. 1761.

Den 8. October.

„Sie sind frömmer, als ich" — so sagen Sie, und ich glaube sicher, daß Sie es für wahr halten. Allein habe ich nicht eben die Pflicht, so günstig von Ihnen zu denken, als Sie von mir denken? Unstreitig! Ich erschrecke, so oft ich meine Tugend geleb't finde, vermuthlich weil ich allemal an meine Fehler denke, die andre Menschen, denen ich so gut vorkomme, nicht wissen oder sehen können. In der That will und darf ich Ihnen Ihre gute Meynung von mir nicht benehmen; aber bitten darf ich Sie wohl, daß Sie Ihre gute Meynung nicht immer meinen Lobspruch seyn lassen. Ein solches Geständniß der Bescheidenheit und Demuth (so dachte ich, als ich die angeführte Stelle Ihres Briefes las), ein solches Geständniß kann dieses Frauenzimmer thun, und sie thut es gewiß von Herzen. Ist sie nun nicht eben deswegen besser, als du? Würde es dich nichts kosten, wenn du ihr eben das sagen solltest? Und gleichwohl fällt es dir gar nicht schwer, es zu denken und in Gedanken für wahr zu halten. Ist

sie also nicht bescheidener, als du? Das Uebrige Ihres Briefs will ich nicht beantworten. Ich lese Sie gern, wenn Sie munter schreiben, ich lese Sie gern, wenn Sie ernsthaft schreiben, und ich danke Ihnen freundschaftlichst, daß Sie so oft, und so gern, und so viel an mich schreiben. Leben Sie stets wohl.

Den 8. October Nachmittags.

Schon wieder einen Brief von Ihnen, für den ich Ihnen geschwind danken muß. O wie sehr werde ich Ihr Schuldner! Sie haben mir eigenhändige Abschriften von allen meinen Briefen an Sie geschickt; das ist sehr viel Freundschaft! Nein, so gütig wäre ich nicht, ich sage es Ihnen aufrichtig, und wenn Sie mich auch noch so inständig bäten. Aber deste mehr will ich mich bemühen, unsern Briefwechsel, der nunmehr schon ein Jahr gedauert hat, fleißig zu unterhalten. Möchte ich ihn doch auch zu Ihrem wahren Vortheile unterhalten können! Wenigstens müssen Sie mir dafür verbunden seyn, daß ich Ihnen Gelegenheit zu so viel guten Briefen gegeben, daß ich Sie durch meinen Beyfall ermuntert, und daß ich oft, wenn ich aus Krankheit andern nicht geantwortet, doch Ihnen geantwortet habe. Den auf den 21. October versprochenen Jahresbrief unsrer Correspondenz erwarte ich zuversichtlich, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

30. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Heute ist, wie Sie wissen, der Neujahrstag unsrer Correspondenz, und ich setze mich nieder, Ihnen einen Brief zu schreiben, wie ich Ihnen versprochen und Sie mir erlaubt haben, und dieses thue ich mit einer desto größern Empfindung von dankbarem Vergnügen, da Ihr vortrefflicher Brief vor mir, mir ein neuer, größter Beweis von der Gütigkeit ist, mit welcher Sie von mir denken, und eben deswegen auch eine starke, nachdrückliche Aufmunterung, nichts zu unterlassen, was mich Ihres großmüthigen Versprechens, den Briefwechsel mit mir, noch ferner zu unterhalten, würdiger machen könnte, und alles zu vermeiden, was die Erfüllung Ihres noch großmüthigern Wunsches, ihn zu meinem wahren Vortheile unterhalten zu können, verhindern würde; denn dieser Wunsch wird gewiß erfüllet werden, so lange ich nichts von dem, was Sie mir schreiben, aus einer undankbaren, leichtsinnigen Unachtsamkeit vergesse, oder mir etwas ingeheim verzeihe oder nachsehe, was ich mir unter Ihrer Aufsicht und vor Ihren Augen nicht erlauben würde.

Sehr wohl bin ich mit mir zufrieden, ich muß es Ihnen nur gestehen, und ich darf es doch auch wohl seyn? daß ich Ihnen nunmehr ein Jahr lang so zu schreiben gewußt, daß Sie die Zeit, die Sie angewendet, mir zu antworten, nicht für verloren achten. Möchte ich Ihnen doch künftig — und ich will hoffen, daß ichs können werde —

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 65. Nr. 146.

wenigstens Ursache zu so viel Zufriedenheit über mich geben, daß sie Ihnen die Mühe belohnt, die Sie auf Ihre Briefe an mich wenden; denn die Gütigkeit, aus welcher Sie mir sie schreiben, nur auf irgend die geringste Weise zu ersetzen, dieses fühle ich zu sehr, daß ichs nicht kann. Sie mein Schuldner? — Nein, liebster Herr Professor, ich weis zu gut, wofür ich Ihnen verbunden seyn muß. Ich will gern Ihre Schuldnerin seyn. Es ist mir Freude und Ruhm. Ich würde weniger froh, weniger glücklich seyn, wenn ich weniger Ihre Schuldnerin wäre, und dennoch sind Sie unter allen Menschen der Einzige, gegen den ich die Verbindlichkeiten zu haben wünschte, die ich gegen Sie habe. Mein Vater hat über meinen und über Ihren Brief geweint, und es fehlt wenig, daß ich nicht über Ihre Gütigkeit weine. Wie rührend ist der Lobspruch, den Sie meinem Briefe ertheilen! „Wenn Sie ein Vater wären" — Wie viel Freuden würden da Ihre seyn! Wie gut, wie liebenswürdig müßte Ihre Tochter seyn! — Sie wäre (das weis ich gewiß, Sie hättens erlaubt) meine Correspondentin und Freundin geworden. Wie würden wir uns unter Ihrer Aufsicht, Eine die Andre, geliebt, vergnügt und ermuntert haben! —

Ich kann mir nicht helfen, bester Herr Professor, ich muß es Ihnen noch einmal wiederholen: Sie sind doch frömmer, als ich, und dieses will ich Ihnen gleich beweisen. Es kam mir sehr leicht, sehr natürlich vor, Ihnen offenherzig, ohne Kränkung meiner Eigenliebe, nach meiner Ueberzeugung zu sagen, daß Sie frömmer sind, als ich. Hätte ich aber eine Widersetzung bey mir empfunden, dieses, ungeachtet meiner innerlichen Ueberzeugung, zu thun: so weis ich nicht, ob ich mich würde haben überwin-

den können, Ihnen diese Widersetzung zu gestehen. Und gleichwohl sagen Sie mir etwas von der Art, so gütig, so ungezwungen, so edel — ich will es Ihnen nicht einmal sagen, wie viel Tugend ich in diesem Theile Ihres Briefs finde, und wie groß Sie mir vorkommen — Gewiß, Sie können nichts thun oder sagen, das mich nicht in meiner guten Meynung bestärken sollte. Noch weniger können Sie mir dieselbe benehmen. Dieses ist weder in Ihrer noch in eines Menschen Gewalt. Und gesetzt, es wüßte es jemand möglich zu machen, so wäre dieses der ärgste Verdruß, den man mir anthun könnte; denn ich fühle die allerangenehmste Zufriedenheit, Sie als den Mann zu denken, den die Welt in Ehren hält, den die Rechtschaffenen lieben, den auch die hochschätzen, die es nicht sind. Und wenn Sie sich hierbey an den Namen meines Freundes erinnern, den Sie sich — nie werde ichs Ihnen verdanken können — selbst gegeben: so wird es Ihnen nicht schwer fallen, diese Empfindung zu erklären. Thun Sie mir, ich bitte Sie, liebster Herr Professor, thun Sie mir keinen Zwang an in demjenigen, was ich von Ihnen sage. Soll ich denn nicht reden, wie ich denke? Dazu werde ichs nimmermehr bringen. Meine Gedanken überraschen mich; ich schreibe sie Ihnen hin, wie ich sie Ihnen sagen würde, und mein größtes Vergnügen beym Schreiben besteht mit darinnen, daß ich mir einbilde, daß meine Aufrichtigkeit Ihnen gefällt. Ja, wie ich sagte: Sie sind frömmer, als ich (und hier verdiene ich wohl getadelt zu werden), so fiel es mir nicht einmal ein, daß es eine Pflicht giebt, die mir befiehlt, so zu denken. Ich dachte es blos, weil es so ist, und sagte es Ihnen, weil ichs dachte, ohne die geringste andre Absicht. Soviel, hochzuehrender Herr Professor, will ich Ih-

nen indessen doch versprechen, daß ich niemals in der Absicht, Ihnen einen Lobspruch zu halten, so von Ihnen sprechen will, wie ich denke, zugleich aber kann ich Ihnen auch versichern, daß ich meine Meynung von Ihnen niemals zu Ihrem Lobspruche habe machen wollen. Ich halte meine Meynung — zwar wird sie hier von dem Urtheile der Welt unterstützt — aber doch halte ich sie für so wichtig nicht, daß ich glauben sollte, ich könnte Sie damit loben. Sie aber können mich loben, das fühle ich, und ich kann nicht glauben, daß es Eitelkeit ist, wenn ich ganz und gar nicht gleichgültig dabey bin. „Ein Lob, aus dem Munde des „redlichen Mannes = = von den Lippen des Christen ver„kündigt = = wie beruhigend ist dieser Beyfall! = Dieser „kostbare Beyfall, der eigentlich von Gott mir zuerkannt, „und von seinem Verehrer mir nur ausgetheilt wird" — der sollte meinem Herzen nicht Aufmunterung und Belohnung seyn? — Daß ein Merkel so denkt und empfindet, und ich und Andre, die ihn lesen, es ihm nachdenken und nachempfinden können, haben wir dieses nicht auch, wenigstens zum Theil, einem Gellert zu danken? — Welch Glück für mich, Ihre Freundschaft erlangt zu haben! Sie schon ein Jahr zu besitzen, und versichert zu seyn, daß ich sie nie (es müßte denn durch meine Schuld geschehen, und dafür will ich mich durch Gottes Hülfe hüten) verlieren werde! Bestes, großmüthigstes Geschenk! Ich kenne seinen ganzen Werth, fühle die ganze Stärke der Verbindlichkeiten, die es mir auflegt, gut und tugendhaft zu seyn. Sehen Sie, liebster Herr Professor, dieß, (ich meyne die Glückseligkeit, einen Freund zu besitzen, wie Sie mir sind,) dieß ist eine unschädliche Art von irdischer Glückseligkeit, die man mit völliger Sicherheit, ohne Gefahr genießen kann,

und bey der man eben um deswillen mehr glücklich als bey andern ist. Doch die Ewigkeit gewinnt allemal ihre Sache ganz. Wäre das Glück der Freundschaft eine blos irdische und also endliche Glückseligkeit, so würde sie viel verlieren, und kaum den Namen verdienen. Es würde für unsere Ruhe gefährlich seyn, sich derselben zu sehr und zu sicher zu überlassen, und die Furcht vor der Verachtung unsrer Glückseligkeit, zu welcher ein jeder Augenblick bevollmächtigt seyn kann, würde uns alle Süßigkeit des Genusses rauben. Allein wir sind besser unterrichtet. Wir wissen, daß die Freundschaft, eine Glückseligkeit für den Geist, gleich ihm unsterblich, nur hier ihren Anfang nimmt, um ewig mit ihm in unendlich größerer Vollkommenheit fortzudauern. Ich freue mich auf alles, was ich auch hierinnen in der Ewigkeit gewinnen soll. Sie sehen, mit Ihnen sprechen, oder irgend eine fromme Pflicht gemeinschaftlich mit Ihnen ausüben, wie ich dort thun werde, ohne Furcht, Sie wieder zu verlieren, dieses ist ein Glück, das ich vielleicht hier immer werde entbehren müssen, das mir aber aufbehalten ist. O wenn man an alles dieses gedächte, so würde man die Freundschaft allemal anwenden, wozu sie gegeben ist, und nicht so traurig seyn, wenn unsre Freunde uns verlassen, oder wir sie verlassen müssen. Ich habe auch Freunde, die mir sehr lieb waren, durch den Tod aus dem Gesichte (nicht aus dem Herzen) verloren; aber ich bin nicht mehr betrübt darüber. Ich weis, daß sie mich noch lieben, daß ich sie wieder finden und eine ganze Ewigkeit mit ihnen zubringen soll.

Ist denn Niemand da, der mir befiehlt aufzuhören? — Ich bin doch sehr unbedachtsam. Ich werde es noch so weit treiben, daß Sie meiner überdrüßig werden! Wenig-

stens müssen Sie mich für außerordentlich geschwätzig halten. Aber Sie wissen wohl, daß Sie sich bey mir bedankt haben; und wofür? Dafür, daß ich so oft, und so gern, und so viel an Sie schreibe. Aber schon die siebente Seite —

Nein, das war wohl Ihre Meinung nicht. Leben Sie wohl, stets wohl, liebster Herr Professor, und verzeihen Sie nur heute — es ist Neujahrstag — Ihrer

Dresden, den 21. October 1761.

gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

31.

Liebste Correspondentin!

Als mir der Abt Jerusalem, den ich vor einigen Jahren besuchte, seine sehr guten Kinder zeigte, fragte ich ihn, welches ihm das liebste wäre. Das weis ich selbst nicht, gab er mir zur Antwort; das Nächste ist mir stets das liebste. Eben so muß ich mir antworten, wenn ich mich frage, welcher mir unter Ihren Briefen der liebste ist; allemal der Nächste; heute der Letzte und in acht Tagen wieder der Letzte. Hätte ich eine Tochter, so sollte sie allerdings wöchentlich Briefe mit Ihnen wechseln, und sie würde es, wenn sie Geschmack und ein gutes Herz besäße, so gern, als ihr Vater, thun, sich oft mit mir über Ihre Freundschaft erfreuen und Ihnen heimlich alles das Gute schreiben, was ich von Ihnen denke, und was ich Ihnen wünsche. Aber, liebe Mademoiselle, könnte ich nicht auch einen Sohn haben, einen erwachsenen Sohn, der einige

von den guten Eigenschaften eines Grandison's besäße, der eines Bartlett's würdig, und seines Vaters Freude wäre? Wenn ich nun so einen Sohn hätte, sollte dieser nicht auch Briefe mit Ihnen wechseln dürfen, so wie Grandison mit der Byron? Und wenn er nun das einige Zeit gethan hätte, ohne Sie, wie ich, von Person zu kennen, und er bäte mich, mit ihm nach Dresden zu reisen, dürfte ich ihn da wohl mitnehmen? Wenn er nun endlich auf der Rückreise ganz tiefsinnig neben mir in der Kutsche säße, und zu mir sagte: „Liebster Papa, das ist ein „sehr liebenswürdiges Frauenzimmer. Diese wünschte ich „mir wohl, und daß ich Ihren lieben Eltern gefiele. Sie „hat Verstand, ein frommes gutes Herz, und wie Sie „mir selbst gesagt haben, so viel gute weibliche Eigenschaften „und Tugenden —" Wenn er nun dieses sagte, und ich mit diesem meinem Sohne mitten auf der Straße wieder umkehrte, und zu Ihnen käme, würden Sie über unsre Zurückkunft erschrecken, oder Sie heimlich billigen? Ein süßer Traum für mich! und o wie rührend würde er mir erst seyn, wenn ich ihn, als Vater, dächte und zur Wahrheit und zum Glücke für einen guten Sohn und eine gute Tochter machen könnte! Aber auch ohne diese Fesseln der Verwandtschaft will ich Ihr eben so gewisser und aufrichtiger Freund seyn, und, wie ich mit Ihnen sicher hoffe, nicht bloß auf dieses kurze Leben. Indessen hoffe ich, Sie auch in dieser Welt noch gewiß zu sprechen, wenn mir Gott das Leben fristet, und uns Frieden schenkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen lieben Hause; und ich weis es sicher, es wird Ihnen wohlgehen.

Leipzig, den 30. Oct. 1761. Gellert.

32.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich will mich nur nicht fragen, welcher unter Ihren Briefen mir der liebste ist; ich wüßte doch nicht, was ich mir antworten sollte. Erstlich würde ich vielleicht auch sprechen wollen, der Nächste, weil Sie so gesagt haben; aber bald — Sie wissen, daß ich sehr unschlüßig bin — würde ich wieder denken: der vorhergehende, und immer so zurück, bis auf den ersten, der mir auch wirklich aus vielen Ursachen vorzüglich lieb seyn muß. Kurz ich kann nicht sagen, welchem ich den Vorzug geben wollte. Sie sind mir alle unschätzbar, und wenn Sie mich nicht auslachten, so wollte ich Ihnen wohl sagen, daß mir sogar Ihre Couverte einigermaaßen lieb sind. Ich habe sie letzthin ausgesucht, und die von Ihnen überschriebenen zusammen in den Kasten gelegt, wo die Briefe liegen. Die andern, von einer fremden Hand, vielleicht von — dem guten Manne — wie heißt er auch? — von Gödicke, oder wer weis von wem, die hebe ich bei weitem nicht so sorgfältig auf, und ich kann mich darüber zufrieden geben, wenn gleich Eines davon verloren geht. — Liebster Herr Professor, Sie sagen mir wieder viel, sehr viel Gutes in Ihrem Briefe. Vor einigen Tagen saß ich und arbeitete, da las mir der Papa ein Stück, ich weis nicht, ob aus dem Hussiten- oder aus dem Schwedenkriege vor. Ich hatte aber nicht Lust darauf zu hören, es gefiel mir nicht. Ich sagte nur immer, wenn sich der Papa unterbrach, etwa bei Stellen, die ihm merkwürdig vorkommen mochten, hm! und schüttelte so ein wenig mit dem Kopfe dazu, wie ichs itzt machte, Herr

Professor. Dabey ward mir nun, wie Sie wohl glauben, die Zeit sehr lang. Zum Glück kam mir Ihr Brief in die Gedanken, und da durchgieng ich in der Stille (und mein Vater las immer in seiner Mordgeschichte fort) alles das Gute, das Sie mir darinnen sagen. Wenn Sie mich nun jtzt fragen wollten, welche Stelle mir daraus am allerbesten gefällt; so will ich Ihnen antworten: diese, da Sie mir sagen, Sie hofften mich gewiß noch in dieser Welt zu sprechen. Denn ob ich gleich immer gern an die zukünftige Welt denke und davon rede, so bin ich doch zu viel aufgeräumt, als daß ich nicht durch alles, was sich in der gegenwärtigen, Angenehmes und Glückliches für mich zuträgt, sehr lebhaft sollte können gerührt werden. Aus eben diesem Grunde gefällt mir auch Ihr süßer Traum, wie Sie ihn nennen, außerordentlich wohl, ob es gleich nur ein Traum ist. Das thut nichts; ist er doch schön und einnehmend. Und bestehen nicht unsre meisten Vergnügungen in Träumen? — Ich habe zum wenigsten einen Kopf, der sehr aufgelegt ist, sich diese Art von Ergötzlichkeiten zu verschaffen. Vielleicht weil es mir an wesentlichern fehlt; vielleicht aber auch, weil ich öfters der Gesellschaft meiner eignen Gedanken überlassen bin, und, um mir dieselbe angenehm zu machen, sie mit lachenden Bildern erfüllt habe. Und diese Gedanken oder Träumereyen, vertreten bey mir so wohl die Stelle desjenigen, was Andere Vergnügen nennen, daß sie mir bisweilen eine so zufriedne und aufgeweckte Miene geben, über die sich viele Leute wundern, welche glauben, ich könne gar keine Ursache zur Freude haben.

Ich kenne keine Ausdrücke, gütiger Herr Professor, die so viel Dankbegierde und Erkenntlichkeit in sich fassen,

als ich Ihnen gern für alle die großmüthigen Gesinnungen zeigen wollte, aus denen Sie mir die Freundschaft Ihrer Kinder, wenn Sie ein Vater wären, wünschen, und mir einen Briefwechsel mit ihnen verstatten wollten. — Ob Ihr Sohn Briefe mit mir wechseln dürfte? — Warum das nicht, Herr Professor, wenn Sie es billigten. Wenn Sie uns nun mit ihm besuchten, und ich wäre so glücklich, daß ich Ihnen und ihm gefiele, und daß er mich wünschte, dann dürfte ich ihn auch wünschen, das ist ausgemacht. Wenn Sie nun wieder fortwären, und ich säße still, und dächte nach, wie angenehm der Besuch gewesen, und da kämen etwan meine Eltern und meine Schwester, und fingen an, mit mir davon zu reden, wie würdig der jung: Gellert seines Vaters und seines Namens sey, und wir wiederholten da einander, wie er sich bezeiget, und was er geredet — wenn Sie nun da, sage ich, plötzlich wieder mit ihm zurückkämen, so sehe ichs eben nicht für sehr natürlich an, daß ich darüber unzufrieden seyn würde; aber erschrecken müßte ich nothwendig. Die Byron erschrickt ja, glaube ich, auch, wenn Grandison zu ihr kömmt. Allein lassen Sie mich den Fall setzen, daß ich, wie es leicht geschehen könnte, ihm nicht genug gefiele, mich zu wünschen; daß er sich schon ein anderes Frauenzimmer wünschte, oder auf eines wartete, das er sich herzlicher, als mich, wünschen könnte; und ich ihn also auch nicht wünschen dürfte: könnten wir nicht, dem ungeachtet, noch Correspondenten und gute Freunde bleiben? Und hier, mein lieber Herr Professor, erlauben Sie mir, Sie um Ihre Gedanken von der Freundschaft zwischen jungen Personen beyderley Geschlechts, die an keine nähere Vereinigung denken, zu bitten. Es giebt Leute, die diese Art von Verbindung für

schlechterdings unmöglich halten. Ich sehe nicht ein, war-
um? Andere haben seltsame Meynungen davon, und man
hat mir einmal etwas gesagt, das der Herr de la Bruyère
davon soll geschrieben haben, das ich aber für falsch halte.
Der Gedanke ist dieser: „L'amitié peut subsister entre des
„gens de différens sexes, exempte même de grossièreté.
„Une femme néansmoins regarde toujours un homme
„comme un homme, et reciproquement un homme re-
„garde une femme comme une femme. Cette liaison
„n'est ni passion, ni amitié pure, elle fait une classe
„à part." Ich halte es der Neugierigkeit werth, zu wis-
sen, ob sichs also verhält. Ich bin aber der Meynung,
daß dieses selbst aus der Natur der Freundschaft, wo nicht
gar aus der Erfahrung, widerlegt werden könne. — Der
Schluß Ihres Briefes — ich meyne damit nicht die letzten
Worte, sondern die letzten neun Zeilen — ist der schönste
von der Welt, und versichert mir alles, was ich mir von
Ihnen wünschen kann. Sie sagen: Es werde mir
wohlgehen. Ich hoffe es, und sollte auch mein Schick-
sal nicht besser seyn, als das des armen Schusters in dem
Mährchen von der gutthätigen Feyenkönigin im Abendze-
vertreibe, so wollte ich doch mit Gottes Hülfe zufrieden
seyn, und wie er, als ihm die Feye einen guten Tag
wünschte, sagen: Ich habe nie einen bösen gehabt.
— Wenn ich mir nur nichts vorzuwerfen habe, insofern
meine Ruhe und Zufriedenheit von mir abhängt, so bin
ich wegen des Uebrigen, das nicht in meiner Gewalt steht,
ohne Kummer.

Ich schleiche fort, bereit zu Lust und Plage,
Gleich Einem, der im Nebel irrt.

U 3.

O wie große Lust hätte ich noch, Sie etwas von Uz und Wieland zu fragen! Aber leider! es ist kein Platz mehr da. — Mit den eifrigsten Wünschen, geehrter Herr Professor, für Ihre Gesundheit und Glück, habe ich die Ehre zu seyn

Dresden, den 7. Nov. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Nun kann ich mich auch rühmen, einen deutschen Autor, einen berühmten Mann, der Ihr Freund ist, von weitem gesehen zu haben. Herr Rabener wohnt nunmehr auf unsrer Gasse, aber etwas entfernt, und dieses ist eben Ursache, daß ich nichts mehr von ihm weis, als daß er ein braunes Kleid und eine roth und weiße Mütze hat. Leben Sie recht wohl, bester Herr Professor.

33.

Leipzig, den 10. Nov. 1761.

Liebste Mademoiselle!

Sie heben sogar meine Couverte auf? Das ist nun freilich eine Liebe für meine Briefe, über die ich ein wenig gelacht habe; aber ich schämte mich doch zugleich, daß ich nicht alle meine Couverte eigenhändig überschrieben, und ich verspreche Ihnen von dieser Stunde an, daß Herr Gödicke, wenn ich auch noch so viel zu thun hätte und wenn auch zehn Besuche um mich herum säßen, dennoch niemals mehr mein Secretair seyn, sondern daß jedes Couvert, ich

müßte denn sehr krank seyn, von mir selbst soll überschrieben werden.

In der kleinen Streitfrage, bey der Sie mich zum Richter aufwerfen, wird der gute la Bruyère wohl ziemlich Recht haben. Ich selbst befürchte, daß sich bey der Freundschaft unter Personen beyderley Geschlechts nur gar zu öfters etwas, der Liebe ähnliches, mit einmischet, ohne daß wir es wissen und denken, und ohne, daß wir es wollen und wünschen. Vielleicht hüten wir uns auch, wenn wir es merken, es zu wissen, daß wirs gemerkt haben; aus Furcht, zu verlieren. Werden Sie indessen nicht unruhig, liebe Mademoiselle, daß ich nicht ganz Ihrer Meynung bin. Sie haben dennoch Recht, und ich habe auch Recht und la Bruyère auch. Man redet in solchen allgemeinen Aussprüchen nur von dem, was oft und in vielen Fällen, nicht von dem, was stets und in jedem einzelnen Falle geschieht. Es kann Freundschaften unter beyderley Geschlechten geben, die nichts von der natürlichen Neigung des einen Geschlechts gegen das andre an sich nehmen; auch bei unverehelichten und jungen Personen, sowohl auf einer Seite, als auf beiden Seiten. Das gebe ich gern zu, und ich würde mich kränken, wenn es nicht wahr wäre. Ach ja, im Anfange der Freundschaft kann es bloße Freundschaft seyn; es kann heute, es kann morgen, es kann ein Jahr, zwey Jahre, und noch länger wahr seyn, daß ich blos Freund bin, und in kurzer Zeit kann durch den Dienst des Umgangs und durch die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft aus dieser Wahrheit eine Unwahrheit, aus dem Freunde halb Freund, halb Liebhaber werden, oder auch aus der Freundin, oder auch aus beiden zugleich. Aber was disputire ich wider Sie? Ich weis Jahre aus meinem eig-

nen Leben, wo ich mich sicher erinnere, daß Sie Recht haben; aber ich weis auch Perioden, wenigstens kurze, wo Sie nicht ganz Recht hatten. Genug, je unschuldiger und frömmer beyde Personen sind, desto eher wird ihre Freundschaft bloße Freundschaft bleiben, und desto leichter werden sie die geheime Stimme der Liebe verhören. Indessen bin ich völlig überzeugt, wenn es auf Gründe und Beredsamkeit ankäme, so würden Sie, Mademoiselle, in dem Streite mit dem la Bruyère gewiß gewinnen, und dieses um desto eher, jemehr Sie Ihr eignes freundschaftliches Herz in diesem Falle unterstützen würde. Nach der gemeinsten Erfahrung hingegen zu urtheilen, dürften Sie wohl verlieren, und zwey Autoren einmal gegen ein Frauenzimmer Recht behalten.

Den 11. November.

Bis hieher schrieb ich gestern, um mich von meinen Schularbeiten zu erholen, und itzt, da meine Zöhörer alle fort sind, will ich zur Erholung noch einige Augenblicke mit meiner Zuhörerin reden, die, nach ihren Briefen zu urtheilen, die meisten meiner Zuhörer an Geschmack übertrifft. Ich weis nicht, welchem alten Philosophen einmal alle Zuhörer davon liefen, bis auf Einen. Zu diesem sagte er: Tu mihi solus amplum theatrum! und las immer fort. Erschrecken Sie nicht über diese lateinischen Worte. Ihr Papa wird Sie auf sein Gewissen versichern, daß sie Ihnen nicht nachtheilig sind; und warum soll ich die französische Stelle in Ihrem letzten Briefe nicht mit einer lateinischen im Vorbeygehen vergelten? Sie erwarten vermuthlich nach diesem Eingange eine kleine Dissertation über die Poesie des Herrn Uz, der in der That ein sehr harmonischer Poet und einer unsrer besten Dichter ist (seine freyen

Stellen ausgenommen), und über die Schreibart des Herrn Wieland, die sich der englischen Poesie sehr nähert, und sich ihr vielleicht oft weniger nähern könnte, um für die deutschen Leser noch schöner zu seyn; Sie erwarten, sage ich, durch den Schluß Ihres Briefs dazu berechtiget, vermuthlich diese kleine Dissertation, da ich Sie noch dazu meine Zuhörerin genannt und gethan habe, als ob ich fortdociren wollte; allein Sie irren sich sehr, meine liebe Correspondentin. Anfangs, da ich das Collegium geschlossen hatte und mich geschwind an mein Pult setzte, mag es wohl mein Einfall gewesen seyn, itzt aber, da ich schon eine Seite geschrieben habe, ist er es nicht mehr. Endlich bin ich, offenherzig zu reden, nicht der beste Richter, und die Poesie und ihr Verdienst wird mir alle Tage fremder, und warum sage ich nicht, gleichgültiger? Young spricht einmal in einem Briefe (er redet die Autoren an): Um gut zu schreiben, verbrennet die Hälfte eurer Bibliothek, und ich, um gut zu lesen, dürfte mit meinen wenigen Büchern beinahe auch so etwas wagen, denn Jahre und Krankheit machen mich sehr eigensinnig in der Lectüre, und in der Kritik vielleicht nicht selten hart und wohl gar ungerecht. Ueberhaupt zu reden lobe ich weit lieber, als daß ich tadle, und Uzen und Wielanden zu loben, ist Pflicht; aber darum kann uns der eine wohl besser gefallen als der andre, und dieses ohne Nachtheil des guten Geschmacks. Das heißt recht, schreiben, um sich zu erholen. Nun weis ich doch, daß Sie mir die Bequemlichkeit meines Briefs vergeben, den ich fortsetzen würde, wenn nicht mein Bruder diesen Abend seinen funfzigsten Geburtstag beginge und mich zu sich gebeten hätte. Er hat Ihnen immer gedroht, daß er sich noch wegen des Vor-

wurfs, den Sie ihm in Ihrem ersten Briefe an mich gemacht, an Ihnen rächen, und Ihnen ich weis nicht was für Bitterkeiten sagen wollte. Aber Sie haben nicht viel zu fürchten. Er kann wirklich gut schreiben; er ist auch boshaft genug, um satyrisch zu schreiben. Noch letztens sagte er bey Tische zu mir: Lobe er die Briefe seiner Correspondentin wie er will. Wenn ich an sie schreiben wollte, so würde sie sehen, daß man mehr Geschmack und Genie haben muß, an mich, als an ihn zu schreiben. — Das muß ich meinem Bruder nachsagen, daß er seinen eigenen Verdiensten gern Gerechtigkeit widerfahren läßt, auch wohl mehr als Gerechtigkeit.

Noch ein Wort, Mademoiselle! Ich bin zu meiner großen Verwunderung fünf Tage auf dem Lande verreißt gewesen, so wenig gern ich auch reise. Einmal rief mich eine meiner besten Correspondentinnen und Freundinnen, die Frau von Zetwitz *), zu sich auf ihr Landgut, und zwar in der Angelegenheit ihrer beyden Söhne, die sie gern aus dem Hause und nach Leipzig thun wollte. Bey dieser vortrefflichen Dame habe ich im Jahre 57 zur Zeit der Roßbacher Schlacht an einer tödtlichen Pleuresie darnieder gelegen, und sie hat mir Dreyvierteljahre lang tausend Freundschaften und Wohlthaten erwiesen **). Von dieser Seite war also die Reise Dankbarkeit. Ferner wollte sich der Herr Cantor Doles in Leipzig mit einem Frauenzimmer, die sich oft bey dieser Dame aufhält, und die ich ihm ehedem zur Frau vorgeschlagen, versprechen, und also reißte ich auch von dieser Seite aus Pflicht und Freundschaft.

*) Gemahlin des Kammerherrn von Zetwitz.

**) S. Gellerts Leben in seinen Werken, Th. X. S. 109.

Diese Versprechung ward also in Bonau, so heißt das Gut der Frau von Zetwitz, vollzogen, und ich hoffe eine sehr glückliche Ehe. Auch bin ich auf dieser Reise, so sehr ich es von mir und dem Wetter fürchten mußte, doch nicht krank geworden. Für diese Wohlthat danke ich Gott noch itzt, so wohl als für die, daß ich seit der Messe täglich drei bis vier Stunden meine Arbeit habe verrichten können. Leben Sie wohl! O welch ein langer Brief! Wenn ich mehr Zeit gehabt hätte, sagte Balzac einmal von einem langen Briefe, so wäre er gewiß kürzer geworden. Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester.

Gellert.

P. S. Schreiben Sie mir immer Ihre aufrichtige Meynung von beyden Dichtern; ich werde es gern lesen. Und wenn Sie sonst von guten Büchern mit mir reden wollen, so thun Sie es ohne Bedenken.

34.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie vermuthen wohl, und sehr mit Recht, daß ich über Ihr, gegen meine Schwachheit so gefälliges Versprechen künftig alle Couverte eigenhändig zu überschreiben, vergnügt bin, oder doch, daß ich es aus Dankbarkeit seyn sollte; allein, liebster Herr Professor, ich bin es nicht. — „Warum nicht?" — Sie werden wieder lachen; aber lachen Sie immer. Ich kann mir nun nicht helfen, wenn ich keine große Freude daran finde, viel Couverte von Ihnen zu haben: sondern daran, daß ich die Ihrige

aufheben, und die andern darneben wegwerfen kann. O, wenn ich bitten darf, fahren Sie fort, Herr Gödicken Ihren Secretair seyn zu lassen, wenn Sie selbst nicht Lust haben. Die Einrichtung war mir so recht lieb. Wenn ich einen Brief von Herr Gödicken überschrieben erhielt, so nahm ich ihn ganz gleichgültig an und sagte gelassen: Das wird wohl einer nach Warschau seyn. Erbrach ich ihn nun, und fand unvermuthet daß er an mich war, so war ich doppelt froh. Bekam ich aber Einen von Ihnen überschrieben, so hielt ichs für ganz unmöglich, daß er nicht an mich seyn sollte, und da riß ich ihn voll Freuden, mit großer Eilfertigkeit auf. So hatte ich immer eine Abwechslung in meinem Vergnügen, und bedenken Sie, liebster Herr Professor, wie sehr ich erschrecken müßte, wenn ichs gleich dem Couverte ansehen soll, daß Sie sehr krank sind. —

So? Wird la Bruyère gewinnen und Ihre arme Correspondentin verlieren müssen? — Gut! Das mag seyn! Ich bin damit zufrieden, daß er doch nicht durchgängig Recht hat; denn das, denke ich, werde auch mich kränken, weil ich glaube, es könne uns nicht zur Ehre gereichen, wenn es wahr wäre, daß die Art von Freundschaft, von der die Rede ist, nothwendig so seyn müßte, wie er sie beschreibt. „Je unschuldiger und tugendhafter „beyde Personen sind, desto eher wird ihre Freundschaft „bloße Freundschaft bleiben, und desto leichter werden sie „die geheime Stimme der Liebe verhören." — Das ist so viel gesagt: Die Freunde, nach seiner Beschreibung, sind nicht ganz unschuldig, nicht so fromm, als man seyn sollte und seyn könnte. Ich streite eigentlich nicht mit dem de la Bruyère, hochzuehrender Herr Professor, ich hätte

nur gewünscht, er möchte nicht so viel Recht behalten, als ich sehe, daß Sie ihm gegeben haben. Ich werde mirs also nicht einfallen lassen, meine einzelne Meynung gegen die zwey Autoren zu behaupten. Auf Gründe und Beredsamkeit (gesetzt, ich hätte beydes in meiner Gewalt, wie Sie zu gütig vorauszusetzen belieben) wollte ich nunmehr nichts wagen, da Sie sich wider mich auf eigne Erfahrungen berufen, und das kann ich nicht. Indessen empfinde ich vollkommen, wie gütig Sie sind, daß Sie doch halb auf meiner Seite bleiben, wiewohl Sie mit der andern Hälfte Ihrer Meynung weiter gegangen zu seyn scheinen, als la Bruyère selbst. Ich sehe aber auch nicht weniger ein, daß Sie mir hernach heimlich alles wieder entziehen, was Sie mir anfänglich einzuräumen Willens sind. „Es kann Freundschaften geben." — — Ja, das ist etwas; ich war recht vergnügt, wie ichs las; aber da muß gleich wieder eine betrübte Stelle kommen, die sich mit: Ach ja — anfängt, für die ich Ihnen, ich wills Ihnen offenherzig gestehen, nicht eben sehr verbunden bin. Sehen Sie, Herr Professor, so will ich mich mit dem la Bruyère vergleichen. Die gemeinste Erfahrung will ich ihm erlauben für sich zu haben, aber die besondere will ich wider ihn behalten. Und sollte sich jemand finden, der kühn genug wäre, mir auch diese streitig zu machen: gegen diesen werde ich mich allemal auf Ihre Erfahrung in den Jahren beziehen, wo ich Recht hatte; dabey aber werde ich mich sehr hüten, die vorhin erwähnte bedenkliche Stelle aus Ihrem Briefe, auf der andern Seite, zu verrathen; denn dadurch würde ich meinen Gegnern allen Vortheil in die Hände spielen, und jedem Grunde, der aus der besondern Erfahrung hergeleitet werden könnte, seine Stärke benehmen; es müßte

denn eine vierzig- oder funfzigjährige Erfahrung seyn, und solche sind wohl ziemlich selten.

Länger als vier und zwanzig Stunden vorher, ehe ich Ihren Brief erhielt, wußte ichs, daß Sie wieder lesen, und zwar ein vortreffliches Collegium, von den Eigenschaften eines Hofmeisters und der Bildung eines jungen Herzens; daß Sie über dreyhundert Zuhörer haben, obs gleich im Hörsaale sehr kalt ist, weil nicht eingeheizt werden kann. — Das alles hat mir geträumt, und ich (Sie sehen, wie abergläubisch ich bin) glaube meinen Träumen. Vor etlichen Jahren hatte ich einmal den Einfall, mir aus sehr guten und ernsthaften Ursachen zu wünschen, daß ich eine Mannsperson seyn möchte. Itzt wünsche ich mirs wieder, weil ich alsdenn Ihr Zuhörer seyn und Ihr Lateinisch selbst verstehen könnte.

Aufrichtig soll ich Ihnen meine Meynung von den Herren Uz und Wieland sagen? — O sehr gern, Herr Professor. Uz hat, so viel ich weis, eine lebhafte Einbildungskraft, ist schimmernd, reich an Gemälden, abwechselnd, und drückt sich ungezwungen und edel aus. Für die Schriften der Engländer habe ich eine etwas parteyische Neigung, und dieß ist vielleicht Ursach, daß ich Wielanden gern lese. Er hat die Eigenschaft, daß er mein Herz in Bewegung setzt, es erweitert, und meine Wünsche und Hoffnungen auf die erhabensten und besten Gegenstände lenkt. Ich denke, ich würde eben nichts wider ihn einzuwenden haben, wenn er sich nicht öfters so fremder und unnatürlicher Bilder bediente; denn ob man gleich versteht, was er damit anzeigen will, so sind es doch höchst erzwungene und theils lächerliche Ideen, wenn er (nur ein Beyspiel anzuführen) die Seelen gehen, knien, oder wohl

gar grasen läßt. Indessen, hochzuehrender Herr Professor, kann ich nicht sagen, welcher von beyden mir am besten gefällt. Ich liebe die Vergleichungen nicht sonderlich, und ich habe auch immer in den Gedanken gestanden, sie wären sich nicht ähnlich genug, um bequem verglichen zu werden. Was ich aber, liebster Herr Professor, Sie zu fragen, mir die Freyheit genommen hätte, wäre mein letzter Brief nicht schon so lang gewesen, betraf nicht sowohl die Poesie des Einen und die Schreibart des Andern, sondern vielmehr den moralischen Charakter des Herrn Uz und seiner Gedichte, und den Grund oder Ungrund des strengen Urtheils, welches Herr Wieland von ihm fället. — Es sind also freye Stellen in den Liedern des Herrn Uz? — Ich habe seine lyrischen Gedichte vor langer Zeit einmal bey meinem Bruder gelesen. So viel weis ich noch, daß ich damals die Eigenschaften daran fand, die ich eben genannt habe, und daß ich eine Menge sehr schöner Stellen aus ihm behalten, wider welche, wie ich gewiß bin, nicht die geringste Einwendung kann gemacht werden. Eine gute Zeit nachher las ich in Wielands Sympathieen, und noch kürzlicher in einigen andern Schriften, auf die ich mich nicht besinne, solche Urtheile von diesem Uz, daß ich mich von Herzen schämte, ihn gelesen und, noch mehr, es gestanden zu haben, daß er mir gefiel. Ich halte Wielanden für einen wirklich frommen Mann, der es mit seinem Eifer redlich meynt, und ich konnte mir nicht einbilden, daß ein solcher Mann einem Andern vor der ganzen Welt so viel Böses nachsagen und alle Leute so ängstlich vor ihm warnen würde, wenn er sich nicht in seinem Gewissen dazu verbunden glaubte. Da betrachtete ich nun Uzen im ganzen Ernst als einen bösen, liederlichen Men-

schen und, was noch ärger ist, als einen Heuchler, der sich zuweilen unter der edlen Gestalt eines eifrigen Anhängers der Tugend hatte zeigen können; und damals bekam mein Verstand den Vorwurf, daß er das Schlimme nicht unterschieden hätte, welches nicht geschehen seyn mußte, weil mich Wieland mit seiner Strenge ganz bestürzt machte; zugleich aber machte ich meinem Gedächtnisse ein Compliment, daß es nur sein Gutes behalten hatte. Bald darauf nun fiel mirs ein, daß Zachariä in seinen Tageszeiten, im Mittage, den Namen Uz mit vielen verehrungswürdigen Namen (der Ihrige, Herr Professor, ist auch dabey, wie Sie wissen) und mit Wielanden selbst in eine Classe gesetzt. Nun halte ich Zachariä auch für fromm und tugendhaft (er ist unser Liebling, und meine Schwester wünscht, ich weis nicht warum, vermuthlich weil sie ihm alles Gutes gönnt, daß Sie sein Freund seyn möchten), und ich kann ebenfalls nicht von ihm glauben, daß er sich nicht scheuen sollte, einen Menschen, der ärgerliche und verwerfliche Dinge schreibt und denkt, mit so viel bessern Leuten zu vergleichen. Da wollte ich Sie nun, mein bester Herr Professor, gehorsamst bitten, mir zu sagen, was man davon zu halten hat. Ist Wieland ungerecht? Ist Uz gottlos und ärgerlich? — Ist Zachariä leichtsinnig und ihm Tugend und Laster gleichgültig? — Oder will man Wielands spotten, wenn man Uz und ihn zusammensetzt und beide lobt? Seltsam ist es doch wirklich, daß man in Schriften, wo Dichter gelobt werden, diese zwey Namen fast öfter als andre neben einander findet, da doch die Personen, die ihn führen, wenigstens Wieland, über die Vergleichung erröthen.

Ihr Herr Bruder, bester Herr Professor, hat dennoch

alle meine guten Wünsche, ob er mir gleich dreht. Lassen Sie ihn immer; er ist bequem: wie es ihm beliebt, ich fürchte mich nicht. — „Er ist boshaft genug satyrisch zu schreiben?" — Ich lese sonst gern Satyren. Ob ich sie alsdann gern lese, wenn sie an mich gerichtet sind, das weis ich nicht; das muß mich die Erfahrung lehren. Auf allen Fall habe ich viel Gewalt über meine Vorstellungen. Bekäme ich einen Brief, der mir nicht gefiele: so wollte ich mir einbilden, daß er nicht an mich geschrieben, sondern mir nur zum Durchlesen geschickt worden. Halten Sie's für rathsam, daß ich so seiner Rache trotze? — Wie wenn ich ihr zuvorkäme und mich demüthigte? Was ich ihm Böses nachgeredet habe, das weis ich nur vom Hörensagen; was kann ich also dafür? Sobald ich etwas Gutes von ihm erfahren werde, ich verspreche es ihm, will ichs Ihnen auch schreiben. Es — — ja gewiß! es fällt mir schon etwas ein. Ich traf einmal (es ist schon lange) den Ober-Commissair Hofmann irgendwo an. Dieser redte von Ihrem Herrn Bruder: „Ja, sagte er, er „ist nicht ungeschickt; er hat einen vortreflichen Kopf, er hätte" — Soll ichs, darf ichs ganz erzählen, Herr Professor? wie es Hofmann gesagt hat? — Ja, sagen Sie. Gut, ich wage es: „er hätte was Rechtes lernen können" — Nun ists geschehen. Was soll ich thun, wo Sie mich für unverschämt halten? — Wird ihn aber das versöhnen? Wo nicht, so muß ich wohl, wenn ich nichts anders erfahre, selbst etwas recht Schönes von ihm erfinden, und das wird noch mehr Genugthuung seyn, als wenns von andern Leuten kommt, und Sie sind doch wohl so gütig und vertrauen mirs ingeheim, was der Herr Bruder gern von sich sagen hört? Nun, liebster Herr Professor, wenn

ich so fortfahre, den Leuten alles wieder zu sagen, was hier und da von ihnen gesprochen wird, werde ich nicht bald artige Klätschereyen machen lernen? Ich habe zumal die gute Art dabei, daß ich allemal die Person nenne, von der ichs habe.

Sie sind auf das Land verreißt gewesen, zu Ihrer großen Verwunderung? — o gewiß auch zu meiner. Ich erfuhr es am Sonnabende früh, und hatte den ganzen Tag Zeit mich darüber zu verwundern, bis auf den Abend, da man mir Ihren Brief brachte: dann wunderte ich mich nicht mehr, da ich Ihre Ursachen las. Aus Dankbarkeit gegen eine so gute Dame, wie die Frau von Zetwitz seyn muß, und aus Freundschaft gegen Ihren guten Cantor, den Herrn Doles (vielleicht der, welcher sonst bey Ferber's Hofmeister gewesen), um ihm eine gute Frau zu geben, bey so schlimmen Wetter eine Reise thun zu können, ohne krank zu werden, dieses ist wirklich eine Wohlthat, für die auch ich Gott danke, weil er sie Ihnen, und zu Ihren guten Absichten, erwiesen hat. — Meine Schwester küßt Ihnen die Hände, voller Freuden über Ihr gütiges Andenken. Ihr ist bange, Sie werden mit Ihrer Bibliothek das ganze schwarze Bret, und unsern Bruder mit, in Brand stecken. Mir nicht.

Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 17. Novbr. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Herr Goedicke hat mir zwey Briefe des Herrn Bruders an den Herrn Ferber zugeschickt, welche, so viel auf

uns ankam, richtig besorgt sind. Bey dem letzten sagt er mir, daß er nunmehr anfangen will, sich ein Gewissen zu machen. Ich habe meinem Bruder aufgetragen, ihn in meinem Namen zu bitten, dieses nicht zu thun, sondern ohne Bedenken alle die Briefe an mich zu schicken, die man ihm geben will.

35.

Liebste Mademoiselle!

Außerdem, daß Uz meistens von Wein und Liebe gesungen, und sich, wenigstens in einigen Gedichten, vielleicht in der neuesten Ausgabe, die Sie noch nicht gesehn, freyer Stellen bedienet hat, weis ich keine Ursache, warum Wieland dessen Charakter so heruntersetzt. Ueberhaupt sollten Gegner einander nicht durch persönliche Verwürfe anfallen, auch wenn sie die Wahrheit auf ihrer Seite hätten. Der selige Baron Cronegk, der aus Anspach gebürtig und Uzens Freund war, hat mir von dieses Dichters Aufführung nie etwas Nachtheiliges gesagt. Herr Professor Zacharia ist allerdings mein Freund seit vielen Jahren, und Ihre Jgfr. Schwester hat dadurch, daß sie ihn gern ließt, einen Beweis ihres guten Geschmacks für sich. Unter seinen komischen Heldengedichten hat mir der Phaeton immer vorzüglich gefallen. Sie, liebste Mademoiselle, werden aus meiner flüchtigen Art, Ihren letzten Brief zu beantworten, ohne Zweifel schließen, daß ich entweder nicht wohl, oder mit Arbeiten des Berufs überhäuft bin. Beides ist wahr, und dennoch ist es ein geringerer Fehler, flüchtig als gar nicht auf einen so lieben Brief zu antworten. Haben Sie

wenigstens Dank für den großen Fleiß, den Sie auf unsre Correspondenz verwenden, und setzen Sie ihn, wenn wir leben, zu meinem Vergnügen in dem künftigen Jahre fort, zu dem ich Ihnen im Voraus tausendfaches Glück wünsche, Ihnen und Ihrem ganzen Hause. Also leben Sie wohl, liebe Freundin, und beschließen Sie das alte Jahr, so wie Sie es durchlebt haben, zufrieden und freudig dankbar. Ich bin zeitlebens mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 16. Decbr. 1761.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

36.

Gütigster Herr Professor!

Nicht wohl, und noch dazu mit Arbeiten überhäuft? Das ist sehr schlimm; das betrübt mich! Ich weis, Sie zweifeln gewiß nicht an meiner Liebe und an dem Antheile, den ich an allem dem nehme, was Ihnen angenehm oder unangenehm seyn kann, und doch — verzeihen Sie dem eigennützigen Mädchen! — und doch ist mirs nicht so betrübt, als, wenn Sie böse auf mich wären, es mir seyn würde. Ich habe mich sehr gefürchtet. Mein Gewissen sagt mirs, daß ich zu kühn gewesen bin; daß ich mir Freyheiten genommen habe, die mir im geringsten nicht zukommen. — Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß es mir möglich gewesen ist, die Ehrfurcht zu beleidigen, die ich Ihnen auch in der Person Ihres Herrn Bruders schuldig bin. „Es klingt seltsam, werden Sie sagen, an einen Fehler nicht denken, und ihn doch begehen können" —

Aber gewiß, ich werde ihn nie wieder begehen. Vielleicht war er mir zu meiner Demüthigung nothwendig. Nichts ist demüthigender und unangenehmer, als Reue und Unzufriedenheit über unsre eigne Aufführung. Ich will tausendmal lieber von Andern, als von mir selbst, Verdruß haben.

Aber Sie sind so großmüthig! so ausnehmend gütig! auch nicht einen Schatten von Vorwurf oder Verweise. Können Sie meinen Fehler so übersehen? Sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen; sagen Sie mir, daß Sie mich lossprechen, wenns möglich ist: dann will ich wieder ruhig werden, gar nicht mehr muthwillig und unbescheiden, sondern ganz und gar Ihr gutes Kind seyn, so lange ich lebe.

Der Herr Bruder hat mir die Ehre erwiesen und an mich geschrieben. Ich hoffe wohl, ohne einen Proceß davon zu kommen. Er scheint mir ja fast eben so sanftmüthig und versöhnlich zu seyn, als ich selbst bin. Sie werden wohl den Brief gelesen haben. Mich hat er sehr froh gemacht. Sie müssen es bemerkt haben, liebster Herr Professor, daß ich ein wenig davon verstehe, wie man sich aufzuführen hat. Sie aber wissen vollkommen, was sich in einem jeden Falle zu sagen, oder nicht zu sagen schickt. Erlauben Sie also gütigst, daß ich meine Antwort hier einschließe, und Ihrer Beurtheilung überlasse, und Sie gehorsamst bitte, sie dem Herrn Bruder nicht zu geben, wenn etwas darinnen seyn sollte, das ihm mißfallen könnte. Ich bin so munter darinnen, als ichs bey der Empfindung meines Fehlers seyn konnte, und dieses mit Vorsatz, weil ich muthmaaße, daß ein sehr ernsthaftes Betragen dem Herrn Bruder nicht sonderlich gefällt, und weil ichs gern sähe, wenn er mit mir zufrieden seyn könnte.

Wenn Sie diesen Brief hier dem Herrn Bruder sehen

lassen, so wird er wieder von der Lady G. und dergleichen, reden und sprechen, daß ich nur bey Ihnen, und wenn Sie krank sind, ernsthaft thue, bey meines gleichen aber ganz anders bin. Es beliebt ihm zwar, mir, meiner Offenherzigkeit wegen, ein Compliment zu machen; und doch scheint es fast, als wenn er mich im Herzen für eine halbe Heuchlerin hielte. Wenn das ist, so geschieht mir zu viel. Ich weiß es gewiß: ich bin aufrichtig.

Die Freundschaft eines so weisen Jünglings, als der selige Baron Cronegk gewesen, mit Ilzen, stellt mich, in Absicht auf die Unschuld dieses Dichters, zufrieden. Da ein jeder Autor es in seiner Gewalt hat, der Welt einen Begriff von seinem Character zu machen, wie er selbst will, so beklage ich denjenigen, dessen Herz unschuldiger als seine Feder ist. Sagt nicht Young: Wer die Tugend verläßt, wird durch große Gaben verächtlich, und die, welche unser Lob für bloße Talente fordern, vertheidigen Lucifers abscheuliche Sache.

Meiner Schwester ist Ihre Freundschaft für den Herrn Prof. Zachariä eine große Freude, und es ist uns lieb, daß Ihnen der Phaeton unter den komischen Heldengedichten am besten gefällt. Wir denken auch so. Sehen Sie hier unsre Rangordnung. Erstlich der Phaeton. Diesem folgt Murner — ich bin sonst diesen Creaturen nicht sonderlich gut. Es wäre mir lieber, wenns ein Badingen, ein Joli, oder so etwas wäre — Hernach das Schnupftuch. Die Verwandlungen gefallen uns nicht; und den Renomisten haben wir nicht einmal gelesen. Wir haben keine Lust dazu; der Titel schreckt uns gleich ab.

Aber ich schwatze zu viel, ohne daran zu denken, daß Sie beschäftigt sind. Ich begehe immer Fehler, ohne daran

zu denken. Aber was hilft das? Hernach reuen sie mich; und da muß ich daran denken.

Mit welcher einnehmenden Gütigkeit beschließen Sie Ihren Brief! So eine liebreiche Aufmunterung zur fernern Fortsetzung meines Geschwätzes, das Sie allemal mit so viel Zärtlichkeit zu beantworten für sich nicht zu gering halten! — „Zu Ihrem Vergnügen? — o wenn ich dazu etwas beytragen kann — Wie glücklich ist Ihre Correspondentin, wenn sie das kann! Unstreitig müssen Sie, bester Herr Professor, die guten Wünsche aller derer, die Sie kennen, und auch derer, die nur von Ihnen gehört haben, zu allen Zeiten ohne Ausnahme für Sich haben. Aber gewiß, niemand kann Ihnen mehr Glück, und dieses mit mehr Aufrichtigkeit und Empfindung, sowohl zu dem künftigen Jahre, als zu jedem Tage Ihres Lebens, zu jedem Wunsche Ihres edlen Herzens, und zu jedem Erfolge Ihrer Handlungen und Absichten wünschen, als ich thue, und mit mir meine Eltern und meine Geschwister thun. Und ich, muß ich, werde ich nicht glücklich seyn, wenn ich, so lange ich lebe, den Willen und den Muth behalte, in allen Fällen und Gelegenheiten so zu denken und zu handeln, daß die schätzbaren Gütigkeiten, mit welchen Sie mich unterscheiden, mir nicht zum Vorwurf oder zur geheimen Beschämung, sondern vielmehr zu Ehre und Freude, zur beständigen Aufmunterung in der Ausübung meiner Pflichten, zur Billigung meines Wandels, und zur innerlichen Belohnung meiner Bemühungen gereichen? Nur wenn mein Herz mir den Vorzug zuerkennt, den ich mir anmaße, wenn ich Sie (lassen Sie mich sagen: den besten, den vortrefflichsten Mann) in dem Lichte meines theuersten, meines verehrungswürdigsten Freundes betrachte, nur dann bin ich geschickt, dieses

Glück freudig zu empfinden, und auf meine eigne Art in meinen vergnügten Stunden Ihnen zu sagen, daß ich niemals aufhören werde, zu seyn

Dresden, den 29. Decbr. 1761.

Ihre
ewig dankbare, ewig ergebne und gehorsamste
Dienerin
C. C. Lucius.

Den 21. Decbr. früh.

Die Abschrift Ihres Briefs, liebster Herr Professor, soll ehestens nachfolgen. Den Augenblick erhält mein Vater beiliegenden Brief an den Herrn Bruder. Er empfiehlt sich Ihnen beiden ganz gehorsamst.

37.

O mein liebster, bester Herr Professor, wenn Sie doch nur nicht krank, nur nicht so krank wären, als ich gehört habe, daß Sie es sind, und ich dürfte Ihnen eine recht ausführliche Beschreibung von der Freude machen, die ich habe, nunmehr einen Gellert zu kennen — Ja, Herr Professor, da ist nun Ihr lieber Herr Oberpostcommissär gestern hergekommen, und hat das einfältige, nichtsbedeutende Mädchen gesehen, das Sie mit solcher unverdienten Gütigkeit beehren, und dem er selbst so viel Ehre zu erweisen sich die Mühe gegeben hat. Wird es ihn nun wohl gereuen, daß ers gethan hat? Und was wird er Ihnen von Ihrer armen Correspondentin sagen? — Aber was? Ist er nicht großmüthig? Er wird Ihnen gewiß von mir nichts sagen.

das Ihre Gütigkeit gegen mich verringern könnte. Nein. Er muß der gütigste Mann seyn. So einen verbindlichen Brief, als er nur verigt Woche mir geschrieben, und so einen verbindlichen Besuch! — Der Herr Bruder hat uns das Vergnügen gemacht, und uns viel von Ihnen erzählt, und doch denke ich, ich hätte gern noch mehr hören, und ihn über zwey oder drey Dinge noch mehr fragen mögen; aber ich war zu blöde. —

Meiner Schwester gefällt Er ganz außerordentlich, und wem sollte er auch nicht gefallen, da er so gefällig in seinen Sitten und — Ihr Bruder ist, und seine zärtliche und achtungsvolle Liebe für Sie auch mitten in seinem Scherze, auf die angenehmste Art von der Welt zeigt? —

Aber scheine ich Ihnen wirklich so voll Freude und so vergnügt, als ich seyn sollte und auch gern scheinen wollte? Ich befürchte: Nein. Verzeihen Sie mirs, theuerster Herr Professor, wenn es so ist. Die Ankunft Ihres hochgeschätzten Herrn Bruders, und die Ehre, so er uns erwiesen, hat mir wirklich viel Freude gemacht, und ich bin mit mir selbst unzufrieden, weil ich denke, daß ich sie ihm gar nicht so bezeugt und ihm gar nicht so dafür gedankt habe, als ich hätte thun sollen und als ich willens gewesen bin. Aber ich bin bekümmert. Wenn ich an Sie, und an das denke, was der Herr Bruder mir von Ihnen und Ihrem Gesundheitszustande gesagt, so muß ich mich nach den Empfindungen des Vergnügens bemühen, die doch gestern und vorgestern sehr freywillig waren. Wie wenig Vergnügen habe ich doch gehabt, das nicht mit etwas Schmerzhaftem vermischt oder begleitet gewesen! Verzeihen Sie mir! Ich bin auf eine ungewöhnlich traurige Art gerührt, und ich weiß nicht, was es ist. Ich hätte ihr nicht schreiben sollen,

doch war ich ruhiger, als ich anfing; aber es mag seyn. Unruhige Besorgniß und ungezwungne Freude vertragen sich nicht leicht in Einem Herzen, wenigstens in meinem nicht. Ich will meinem Bruder auftragen, sich täglich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Möchte ich doch bald einige beruhigende Nachricht von Ihnen hören! Nicht blos um meinetwillen — o nein! so eingeschränkt denkt Ihre gütigst angenommene Correspondentin bey ihren Wünschen nicht. Möchten Sie noch lange der Welt ein Beispiel, der menschlichen Natur eine Ehre und das Glück und die Freude derer, die Sie lieben, seyn! — Stets wird Sie mit der ehrfurchtsvollsten Liebe einer Tochter lieben, und für das Wohl ihres väterlichen Freundes, wie für Ihre Aeltern, beten

Dresden, den 18. Jan. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst.

---

38. *)

Liebste Freundin!

In der That habe ich ein großes Vergnügen eingeküßt, daß ich die Reise nach Dresden mit meinem Bruder nicht

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 70. Nr. 147. Daß daselbst die Stelle: Geben Sie den Weg — — — mich leicht Stolz, lediglich willkürliche Erfindung des Herausgebers ist, wird dies deshalb bemerkt, weil man ohne diese ausdrückliche Versicherung eine solche Verhunzung kaum für möglich halten sollte.

habe thun, und also auch nicht die Person habe kennen lernen, die mir durch ihre Briefe so viel Freude und ihrem Verstande und Herzen in meinen Augen durch dieselben so viel Ehre macht, die mir so viel wahre Hochachtung bezeugt, und die mich gewiß eben so gern würde gesehen haben, als ich sie hätte sehen und sprechen mögen. Mein Bruder, liebste Mademoiselle, hat mir freylich diesen Verlust durch seine Erzählungen von Ihnen und Ihrem guten Charakter zu ersetzen gesuchet; aber alle Geschichte, wenn sie auch noch so gut gesagt wird, läßt unsrer Wißbegierde immer noch viele Fragen übrig, die nicht jeder Zeuge beantworten kann. Genug, er ist Ihr und Ihrer Igfr. Schwester Lobredner, und spricht von Ihrem ganzen Hause so, wie man spricht, wenn man mit Vergnügen und Hochachtung von Abwesenden redet. Herr Krebel ist sein Nachfolger und oft sein Vorgänger.

Alles dieses würde ich Ihnen schon vor einigen Wochen gesagt haben; aber ich war zu krank, es Ihnen gern zu sagen, und hoffte immer auf eine heitere und willige Stunde. Ich kann nicht sagen, daß ich sie eben jetzt hätte; aber ich habe doch so viel Gewalt über mich, den Fehler zu empfinden, den ich begehen würde, wenn ich meiner besten Correspondentin noch länger auf zween Briefe nicht wenigstens etliche Zeilen antwortete. Der ganze erste Monat des Jahres ist ohne Brief an Sie verstrichen, und schon auch die Hälfte des zweyten; das geht wohl zu weit. Vielleicht verbessere ich diese Fehler in der Folge, wenn ich weniger Versuchung habe, sie zu begehen. Ob ich jetzt gesünder bin, als letzthin? Das kann ich wohl nicht ganz mit Wahrheit sagen, gute Mademoiselle; aber ich danke Gott, daß meine Beschwerungen erträglich sind, und mich

ermuntern helfen, immer besser zu leben und zu sterben. Daß Sie mir tausend Gutes wünschen und herzlich für mein Glück beten, das weis ich gewiß, und danke Ihnen dafür zeitlebens mit der Liebe eines Freundes und Bruders.

Leipzig, den 13. Febr. 1762.

Gellert.

---

39. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Nun habe ich den Herrn Bruder erst recht lieb, oder, wenn es besser gesagt ist, nun liebe ich ihn noch einmal so stark als zuvor, weil er Ihnen so viel Gutes von mir sagt, und überhaupt so gütig von uns urtheilt. Ich bin doch recht glücklich ihm gefallen zu haben, und ich freue mich darüber: nicht aus Eitelkeit; gewiß nicht! aber ich denke, ich müsse mich über die günstige Meynung aller Leute freuen, die Ihnen wieder sagen können, was sie Gutes von mir denken. Herr Krebel — ich bin vergnügt über ihn — kann wohl nur wenig von mir wissen; er hat mich nur ein paar Stunden gesehen; aber desto gütiger ist es von ihm, daß er vortheilhaft von mir spricht. Er hat meine Dankbarkeit und meine guten Wünsche dafür.

Aber, liebster Herr Professor, wenn der Herr Bruder mich einmal tadelt — (und sollte er das noch nicht gethan haben?) — oder Sie selbst etwas von mir entdecken, das Ihren Beyfall nicht hat, das Ihrer Gütigkeit gegen mich nicht Ehre macht, und dem Charakter einer Person, die

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 72. Nr. 149.

Sie Ihre Freundin nennen, nicht gemäß seyn kann: dann, versprechen Sie mirs, daß Sie mich erinnern wollen. Ich habe bisweilen, es ist wahr, wunderliche Einfälle, die eben nicht alle Leute haben können. Hier ist vielleicht einer davon. Es kömmt mir manchmal vor, als ob mich verlangte zu wissen, auf welche Art Sie mir einen Verweis geben würden, und was ich dabey empfinden würde. Ich denke, ich würde stolz darauf seyn. Es müßte mich zwar demüthigen wegen meines Fehlers, aber auch erheben wegen des Antheils, den Sie an mir zu nehmen bezeugten, dadurch, daß Sie die Sorgfalt, mich gut zu behalten, und die Mühe, mich besser und vollkommner zu machen, für Sich nicht zu gering hielten. — Sie sind lauter Güte und Sanftmuth. Ihre Verweise müssen die Verweise der Liebe, und väterliche Erinnerungen, Ihre Erinnerungen seyn. — Brüderliche Erinnerungen habe ich vielleicht sagen sollen. Sie, bester Herr Professor, haben sich — so außerordentlich gütig! — den brüderlichen Character beygelegt — ich verehre und liebe diese Güte — aber ich kann Sie nicht (und Sie erwarten es wohl auch nicht?) mit der Liebe lieben, mit der man einen Bruder liebet. Meine Liebe ist eine ehrfurchtsvollere, gehorsamere, dankbarere Liebe; eine Liebe, die, so freywillig, so selbstgewählt (ich fürchte, ich drücke mich schlecht und unverständlich aus, und Sie werden mich nicht verstehen können) sie auch ist: dennoch mehr Empfindung von der Schuldigkeit, von der Verbindlichkeit zu lieben, bey sich hat, als die Liebe gegen Brüder, ob sie wohl deswegen keine Entfernung zuläßt, und ein uneingeschränktes Vertrauen nicht ausschließt.

Wie oft nenne ichs nicht in Gedanken ein Unglück, oder doch einen unangenehmen Umstand meines Lebens,

daß ich nicht an dem Orte seyn kann, wo Sie leben? Wie sehr gern wollte ich gehalten seyn, Ihnen von allen meinen Gedanken Rechenschaft zu geben, Sie zum Richter über alle meine Handlungen zu machen! Wie wollte ich Sie um vielerley fragen, und mit begieriger Aufmerksamkeit den weisen Unterricht von Ihren Lippen hören! Ihre liebreichen Lehren und die stillschweigende Vorschrift Ihres Beyspiels würden mich noch mehr unterweisen, wie ich Ihres Beyfalls würdiger werden könnte; es würde mir noch leichter werden, und ich könnte etwa Gelegenheiten finden, Ihre Gewogenheit besser zu verdienen, und vielleicht würden Sie dann noch mehr mein Freund seyn, als Sie itzt sind. Sie würden (ja, lieber Herr Professor, ich weis es, ich weis es, daß ich lauter vergebliche Dinge rede; aber lassen Sie mich sie nur ausreden; es läßt sich so hübsch denken, was da alles geschehn würde, und ich schreibe Ihnen so gern, was ich gern denke) — — Sie würden, sage ich, sehn, daß, ob ich wohl Ihre Gütigkeiten unter allen, denen Sie welche erweisen, am wenigsten verdienen mag, ich doch gewiß zu denen gehöre, die am meisten geschickt sind, sie zu versehn und zu empfinden. Keines von Ihren Worten geht bey mir verloren; ich zergliedre so zu reden Ihre Gedanken. Ich fühle das Große, das Christliche, das Rührende, die Herablaßung, die Güte — zum Beyspiel: ich empfinde es ganz wie gütig es von Ihnen ist, daß Sie nachrechnen, wie viel Zeit ohne Brief an mich verstrichen; ja, noch mehr — o mein liebster Herr Professor, wie sehr beschämen Sie mich! wie wenig verdiene ichs! — daß Sie sogar Sich einigermaßen zwingen, und die heitere und willige Stunde nicht erwarten, auf die Sie hofften. O daß doch alle Ihre Stunden heiter wären! Nur Ihrentwegen wünsche ichs:

denn der Brief, der liebe, schöne, in einer unwilligen umwölkten Stunde geschriebene Brief, hat so wenig Unwilliges und Düsteres an sich, daß ich mein ganzes Leben durch, lauter solche Briefe lesen, und demjenigen, der sie mir geschrieben, aufs freudigste und eifrigste dafür danken wollte.

Endlich, hochzuehrender Herr Professor, wenn Sie etwa dem Herrn Bruder die Mühe machen sollten, mein Geschwätz zu lesen, so erlauben Sie gütigst, daß ich hier, ehe ich schließe, die Gelegenheit ergreife, Demselben meine Ehrerbietung und größte Dankbarkeit für die besondere Gewogenheit zu bezeugen, aus welcher er mich mit seiner guten Meynung beehret, und meinen besten Herrn Professor in der Seinigen bestätigt hat. Erhalten Sie mir dieselbe, gütiger Herr Ober-Post-Commissarius: ich werde mich bestreben, sie zu verdienen.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Meine Eltern empfehlen sich Ihnen und dem Herrn Bruder gehorsamst. Meine Schwester küßt Ihnen die Hände.

Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 22. Febr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

40.

Liebste Mademoiselle!

Es ist vielleicht eben so gut, daß Sie nicht mit mir an Einem Orte zugleich wohnen. Ich würde gewiß verlieren, nicht weil ich das gar nicht bin, wofür Sie mich aus gutem Herzen halten, sondern weil Sie mich in der Ferne für viel besser halten, als ich bin, und sich das von mir denken, was man sich gern an Personen denkt, die man hochhält. Und Sie, meine Correspondentin, würden wenigstens von dem lebhaften Eindrucke etwas verlieren, den meine Briefe und Schriften itzt auf Ihren Charakter machen. Gehn Sie nur den Weg, auf dem Sie so glücklich fortgerückt sind, immer freudig fort. Es ist der Weg des stillen Verdienstes, der zur Zufriedenheit führt, und Sie zu einem der besten, nützlichsten und liebenswürdigsten Frauenzimmer machen wird, das unser Vaterland noch gesehn hat. Haben Sie ja die Beyspiele nicht immer in der Nähe, die sich Ihr edler Eifer wünscht; nun wohl gut:

Wenn ungewiß bey meiner Pflicht ich wanke,
So stärkt mich oft der mächtige Gedanke:
Was that dein Freund bey dieser Pflicht?
Verfahre so, als wär er selbst zugegen!
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen,
Und der erst wankte, wankt itzt nicht.

Sie fürchten sich immer vor Ihren Fehlern; ich auch, mein gutes Kind. Aber mir fällt bey solchen Gelegenheiten auch immer der Gedanke eines sehr frommen Mannes ein: „Vor meinen Fehlern, sagte er, fürchte ich mich nicht

sehr, diese machen mich behutsam und demüthig; aber vor meinen Tugenden fürchte ich mich weit mehr, diese machen mich leicht stolz."

Ich weis, daß Sie auch an meinen kleinen Angelegenheiten Theil nehmen, darum will ich Ihnen hier ein Paar Briefe beylegen, die Sie nicht ungern lesen werden. Der eine, von meinem Bruder, dem Bergrathe in Freyberg, wird Ihnen sagen, daß ich eine neue Ursache hätte, nach Dresden zu reisen. Ob ich reisen werde? Ich zweifle sehr darum, und eben wegen dieses neuen Beweggrundes mehr als jemals. Der Hof und die Studierstube sind gar zu verschiedne Oerter. Der Brief des österreichischen Hauptmanns wird Ihnen wegen seiner treuherzigen Schreibart und der Achtung für meine Schriften und meine Vaterstadt gefallen. Leben Sie wohl, liebste Mademoiselle, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester von mir auf das Beste. Jtzt erinnere ich mich auch, daß ich Ihr Präsent noch nicht trage. Das ist freylich nicht sehr galant; aber ich will mir zu den Feyertagen gewiß lassen zurechte machen, und Ihnen alsdenn noch einmal dafür danken.

Leipzig, den 25. Febr. 1762.

Gellert.

Warum frankiren Sie Ihre Briefe an mich? Das nicht recht.

41.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist freylich sehr gut, daß wir uns die Abwesenheit unsrer Freunde einigermaßen dadurch ersetzen können, daß wir sie zu unserm zweyten Gewissen machen, wie Grandison seinen Bartlett nennt. Ich denke, ich will es auch thun; aber, liebster Herr Professor, Sie müssen mich dessenungeachtet manchmal darüber murren lassen, daß Sie so weit von mir sind. Ich habe zuweilen meine Freude daran, so wie ich mich zu einer andern Zeit vergnüge, daß Jemand ist, den ich nicht von Person kenne, dem ich nicht bekannt bin, und der dennoch mein Freund ist, und wohl mehr mein Freund ist, als alle die andern, die ich mehr kenne. Sie haben wohl auf gewisse Art Recht; allein wenn es auch zehnmal eben so gut wäre, daß ich hier in Dresden sitze, und Sie dort in Leipzig, dreyzehn Meilen von mir entfernt sind, so können Sie es doch von mir nicht verlangen, daß ichs Ihnen nachsagen soll. Ich habe es alles überlegt: ich, und nur ich allein, könnte etwas dabey verlieren; aber was heißt das? ich allein würde auch viel dabey gewinnen; daran denke ich immer, und niemals an das, was ich verlieren könnte.

Aber ist es nicht erbärmlich, daß wir uns auch vor unsern Tugenden fürchten sollen? Ich hätte wohl Lust, Ihnen meine Gedanken davon zu sagen, wenn ichs wagen dürfte. Und warum sollte ichs nicht? Wenn ich sie einmal denke, und wenn ich sie Ihnen gesagt hätte, wie ich gewiß ohne Bedenken würde gethan haben: warum sollte ich mich fürchten, sie Ihnen zu schreiben? Ich will nur

allemal thun, als wenn ich mit Ihnen redete. Wer
Sie nur nicht unwillig auf mich, gütiger Herr Profe
ich muß eine Frage aufwerfen: Ist nicht schon Stolz
bey, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten
stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr ben
seyn, daß ich sehr fromm und besser, als andere,
Denn gemeiniglich, sagt man, entsteht unser Stolz aus
Vergleichung, die wir zwischen uns und andern anste
weil wir nur vergleichungsweise gut sind. Ich gesteh
Ihnen aufrichtig, mir gefällt die Furcht vor den Feh
besser. Sie scheint mir natürlicher und auch demüthige
seyn, und vielleicht ist Demuth und Behutsamkeit eben
wohl eine Folge von der Furcht vor unsern Fehlern,
von den Fehlern selbst.

Viel, vielmal danke ich Ihnen, hochzuehrender
Professor, für das Vergnügen, so Sie mir durch die
tige Mittheilung der beyliegenden zwey Briefe verschaff
ben. Indessen bin ich mit des Herrn Bruders seinem
halb zufrieden. O wenn der Herr Bergrath mein
Bruder wäre, er hätte mir das Alles viel umständ
und weitläuftiger beschreiben müssen, wenn er mir
genug thun wollen. Zudem hat er Sie auch gar nicht
beten, er hat Ihnen gar nicht ein Bißchen zugeredet,
Sie doch der Churprinzessin den Gefallen erweisen
ten. — Wollen Sie es denn wirklich nicht thun? D
wiß Sie thun es! — „Hof und Studirstube" —
will das sagen? das ist einerley. Sie kennen doch die C
prinzessin schon sonst? — Sie soll eine so gute
seyn. Alle Welt ist hier voll von ihrem Lobe. Sie s
mit allen Leuten so gutherzig — recht vertraulich.
bilde mir ein, sie werde eben so erfreut über Sie seyn

es Ihre Frau Schwester über den Hauptmann gewesen seyn wird. Ihr Hof, spricht man, ist gar nicht wie andre Höfe. Freylich ist er deswegen keine Studirstube; das will ich damit nicht sagen. Aber es sind sonst in Dresden Stübchen, in denen man schon soviel studiren kann, als sich studiren läßt, wenn man nicht zu Hause vor seinen Bücherschränken und Schreibepulten sitzt. In Gasthöfen aber, das glauben Sie mir, lieber Herr Professor, giebts keine solche stillen Stübchen; allein ich will mir die Freyheit nehmen, Ihnen eine Addresse zu geben. Auf der breiten Gasse (es ist die stillste, einsamste Gasse in der ganzen Stadt) im Wiedemannischen Hause (es wohnen lauter stille, eingezogne Leute in dem Hause, und der Wirth ist siebenzig Jahr, ein Mann, den wir sehr lieb haben) drey Treppen hoch, da würden Sie recht ruhig und stille seyn können. Es sieht Sie niemand, und Sie sehen auch niemanden, wenn Sie nicht wollen. Es wohnt niemand gegenüber, als ein Mann, — der stört Sie nicht, — der sieht nur, wenn er ja ans Fenster kömmt, durch ein Sehrohr nach dem Himmel *); und es wäre überhaupt aus vielerley Ursachen, die ich jetzt nicht anführen will, sehr hübsch, wenn Sie da Ihre Wohnung zu nehmen belieben wollten.

Der Brief des Hauptmanns gefällt mir sehr wohl, und gewiß besser, als er allen andern Leuten gefallen kann. Warum? Das werden Sie sehr leicht errathen. Es ist bey allem dem ein großes Glück für Sie, bester Herr Professor, daß nicht die ganze halbe Welt, von der Sie, wie

*) Anspielung auf den in diesen Briefen oft vorkommenden Herrn Zeis, der sich in Nebenstunden, doch bloß als Dilettant, mit Astronomie beschäftigte.

der Hauptmann mit Recht sagt, verehrt werden, aus lauter solchen Leuten besteht, wie der Hauptmann und noch jemand, den ich nicht gern nennen will, und daß es vielleicht noch viel kleine Organisten darinnen giebt. Ich ärgere mich über mich selbst (ich will es nur gestehen, daß ich von mir selbst rede), daß der Hauptmann mehr Blödigkeit hatte, als ich, und daß ich mich keines Augenblicks erinnern kann, in welchem die Geschichte vom kleinen Organisten auf mich paßt.

O ich bitte Sie um alles, liebster Herr Professor, danken Sie mir nicht noch einmal für mein Präsent, wie Sie es nennen. Ich würde es Ihnen nicht abschreiben können.

Von meinen Eltern und meiner Schwester viel und große und gehorsamste Empfehlungen. Und von mir nehmen Sie mit Ihrer gewöhnlichen Gütigkeit die Versicherung, daß ich mit unveränderlicher Ehrerbietung lebenslang bin

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 5. März 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

42. *)

Liebste Mademoiselle!

Der fromme Mann mit seiner Tugendfurcht hat also, wie Sie meynen, nicht sogar Recht; und ich fürchte, er hat sehr Recht. — „Ist nicht schon Stolz dabey," spricht Ihr Brief, „wenn ich mich fürchte: meine Tugenden möch„ten mich stolz machen? Muß ich mirs nicht da schon sehr „bewußt seyn, daß ich sehr fromm und soviel besser, als „andere, bin?" — — Warum sollte das schon Stolz seyn, gute Correspondentin, wenn ich mich fürchte, meine Tugenden möchten mich stolz machen? Es ist in einem guten Herzen, was es ist; eine Besorgniß, die sich auf gar zu gute Erfahrungen gründet: auf die Gewißheit, daß wir uns bey unsern Tugenden gern zu sehr gefallen, und unsern Kräften zu viel zutrauen. Wir sollen uns also freylich nicht sowohl vor unsern Tugenden, als vor der Eigenliebe und dem Stolze fürchten, die unsre Tugenden überall begleiten, und von ihnen Gelegenheit nehmen, uns sicher oder schläfrig zu machen. — Bewußt seyn darf ich mirs wohl, daß ich fromm bin, auch sehr fromm, und besser, als andre; das ist der Stolz nicht. Wenn es wahr ist, daß ich so beschaffen bin, und ich sehe meine Vorzüge, Gaben und Tugenden für das an, was sie sind, für unverdiente Geschenke und Gnaden der Vorsehung, so bin ich demüthig, wenn gleich mein Herz den Ausspruch thut, daß ich besser bin, als tausend Andre. Aber weil wir so leicht in dieser Vergleichung mit andern irren

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 76.

können, so ist es sichrer und eine Pflicht, sich lieber
ger, als andre, und andre höher, als sich, zu sch
Wenn wir hingegen noch so bescheiden von unsern T
den urtheilen und sie als unser eignes Werk ansehen
sind wir stolz, und lassen uns von unserm Herzen
gen. Wir können daher andre, es sey nun mit Wa
oder aus Irrthum, weit über uns in Gedanken
uns gegen sie für klein achten, und doch auf das we
Gute, das wir an uns antreffen, eben so herzlich
seyn, als andre auf ihre großen Verdienste. Müsse
uns endlich prüfen, und uns selbst erkennen, so dürfe
müssen wir auch unsre Tugenden erkennen, und dan
uns nicht stolz machen, so müssen wir sowohl au
Mängel sehen, die unser Werk sind und die wir
gern sehen, als auch auf unser Unvermögen bey
unsrer Tugend, damit wir die Quelle des Guten nich
den Augen verlieren und eben dadurch unser Gutes
Liebste Correspondentin, die Sache, die ich Ihnen au
sen zwo Seiten gesagt habe, mag wohl wahr seyn,
um schön gesagt zu seyn, sollte sie nur eine halbe
einnehmen. Vergeben Sie es meinen Krankheiten un
rufsarbeiten.

Zugleich sende ich Ihnen wieder einen Brief von
der Hand, nebst meiner Antwort zum Durchlesen,
um Ihnen mein Vertrauen und meine Freundschaft z
weisen, und theils, um Sie mit dem Charakter des
nannten Frauenzimmers bekannt zu machen. Dieses
lein, die ich beklage, ist sowohl des Mitleidens einer
Lucius, als auch ihres Briefwechsels werth, und vie
könnten Sie viel zu ihrer Beruhigung beytragen. —
lassen Sie diese Briefe, ich bitte Sie herzlich, ja ni

fremde Hände kommen. Sie wissen die Ursachen nur zu gut, die mich zu dieser Aengstlichkeit bringen.

Leben Sie wohl, meine liebe Freundin, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Ihre gute Schwester gehorsamst und freundlichst von mir.

Leipzig, den 29. März 1762.

Gellert.

N. S. Bald hätte ich das bequeme Logis vergessen, das Sie mir angewiesen haben. Es scheint recht für mich gemacht zu seyn, und dennoch zweifle ich sehr, ob ichs so bald beziehen werde. Indessen heben Sie es so lange für mich auf, als es möglich ist, und bezahlen Sie die Miethe immer auf ein Jahr voraus.

43.

Hochzuehrender Herr Professor!

Mein letzter Brief war noch nicht lange fort, als ich in einer Rede des frommen Doddridge folgende Stelle las, deren Wahrheit und Richtigkeit mein Herz sogleich mit völliger Ueberzeugung annahm. So heißt sie: „Eine demüthige Empfindung unsrer eignen Unvollkommenheiten bey „unserm besten Thun wird uns hoffentlich sattsame Anleitung geben, eine bessere Gerechtigkeit zu suchen, als die „unsrige ist: eine Gerechtigkeit, in der wir allein vor Gott „heilig seyn und den Forderungen des Gesetzes genug thun „können. Inzwischen ist es uns erlaubt, daß wir das „Zeugniß unsers eignen Gewissens genießen und auf die „Pflichtmäßigkeit unsers Verhaltens sehen, dafern es mit

„der Vernunft und Schrift übereinstimmt, und es ist eine „besonders wichtige Pflicht, den Einfluß der heiligenden „und stärkenden Gnade zu erkennen, durch welche wir das „sind, was wir sind." Und da mir natürlicher Weise, bey dieser Stelle die Frage einfallen mußte, die ich an meinen besten Herrn Professor zu thun mir die Freyheit genommen hatte, so überführte sie mich auch zugleich von dem falschen Gedanken, den dieselbe enthielt. Indessen war mirs sehr lieb, daß ich sie nicht zuvor gelesen hatte; denn sonst hätte ich gewiß meinen Brief geändert und die Frage weggelassen, und also den neuen großen Beweis von Ihrer Gütigkeit und großmüthigen Sorge für die Richtigkeit meiner Begriffe, in einer Sache von nicht geringer Wichtigkeit, Ihre schöne Beantwortung verloren, auf welche ich mir schon im voraus Rechnung zu machen anfing, und nunmehr bin ich noch zufriedener darüber, da Sie die Tugenden, die wir etwan an uns finden können, von der Beschuldigung befreyen, als ob sie zu fürchten wären, und sie vielmehr unsrer eiteln Selbstgefälligkeit, unsrer verführerischen Eigenliebe aufbürden. Für diese und alle andre Proben Ihrer Gütigkeit, für alle die Mühe, die Sie sich mit mir machen, für alle Zeit, die Sie auf mich wenden, für jeden Gedanken, den Sie für mich denken — haben Sie meine ganzen Empfindungen der Dankbarkeit; aber ich weis nicht, wer die Worte hat, wenn ich Ihnen etwas davon sagen will.

Ihre neue Correspondentin, hochzuehrender Herr Professor, die ich ausnehmend hochachte, hat um so vielmehr ein Recht zu meinem Mitleiden, da ich mich in einer angenehmern Verfassung befinde. Der Zwang, über den sie klagt, der gänzliche Mangel am Umgange und Verbindung

mit Personen, deren Charaktere mit dem ihrigen übereinstimmten, und die Nothwendigkeit, täglich mit Leuten umzugehen, die das Widerspiel von ihr und noch dazu ihre nächsten Anverwandten sind: dieß ist in der That eine Situation, die ich mir höchst traurig und ängstlich vorstelle. Das liebe Fräulein! — Wäre der Brief von mir geschrieben, und Sie hätten ihr denselben mitgetheilt, so würde sie es nicht haben wagen dürfen, ihn in Gegenwart ihrer Eltern und Schwester zu lesen, noch weniger darüber zu weinen, ohne sich und der Verfasserin Vorwürfe, wo nicht gar Spott, das Aergste von Allem, zuzuziehen; da hingegen ich den Brief las, meine Eltern und Schwester um mich her stunden, mit mir weinten, und wenn ich nicht mehr fortlesen konnte, das Fräulein beklagten, dann jedes für sich die Briefe nahmen, und sich die Augen trockneten, wenn sie mir sie wiedergaben. Ueberdieß bin ich mit einer Schwester gesegnet, die, ob sie gleich viel jünger ist als ich, dennoch in ihren Neigungen völlig mit mir übereinstimmt. Wir haben einerley Geschmack, einerley Wünsche, einerley Vergnügen, wir finden an einerley Personen Gefallen, lieben einerley Bücher, und werden durch gleiche Dinge fast allezeit auf gleiche Art gerührt. Es finden sich wohl zuweilen kleine Abweichungen, aber die müssen auch seyn, wenn man recht vergnügt seyn will. Denn meinem Urtheile nach, ist nichts verdrüßlicher und langweiliger, als lauter ja und ja, und, du hast Recht, und, wie du willst — zu hören, und immer einerley Meynung zu seyn. Besorgen wir ja, diese Verschiedenheit möchte unserm Vergnügen nachtheilig seyn: so sind wir höflich und vergleichen uns, und welche am aufgeräumtesten ist, richtet sich alsdann nach der, die es am wenigsten ist. Urtheilen Sie,

liebster Herr Professor, ob ich nicht dankbar und froh bey diesem angenehmen Umstande meines Lebens seyn muß, da meine Schwester meine meiste Gesellschaft ist, und ob ich nicht durch die Vergleichung des verdrüßlichen Zustandes, in welchem sich das Fräulein befindet, mit meiner glücklichern Verfassung, die ich, durch die Gleichheit der Empfindung die ihr Brief in uns allen erweckte, veranlaßt, in der Ei anstellte, aufs empfindlichste für sie gerührt und mit dem zärtlichsten Mitleiden für sie eingenommen werden mußte? Indessen, wie mein Zustand auch seine unangenehmen Seiten hat, wenn ich mich dabey aufhalten wollte (und wo ist der Mensch, der sich rühmen kann, ganz davon frey zu seyn?) so hat des Fräuleins Zustand gewiß auch seine angenehmen Seiten, die ihr gefallen müssen, sobald sie nur dahin gebracht werden kann, aufmerksam darauf zu seyn. Lebt sie nicht auf dem Lande? — O es ist nicht möglich, daß sie traurig bleiben sollte, wenn der Frühling alles um sie her heiter, neubelebt und fröhlich macht, wenn sie ihre Augen nirgends hinlenken kann, ohne einen lachenden Gegenstand zu erblicken. Die Freude der Natur wird sich ihrem Herzen mittheilen, sie wird ein gutes Kind seyn, und Ihrem vortrefflichen Rathe folgen. Ich hoffe, sie wird es thun. Nur in Ansehung der Bücher, die Sie ihr vorgeschlagen haben, zweifle ich, ob sie folgen wird. Ich will es Ihnen nur gestehen, bester Herr Professor, ich glaube, ich folgte selber nicht, so lieb ich Sie auch habe, und so gern ich Ihnen auch gehorsam bin. Es wird ihr alles zu trocken, zu allgemein, zu gleichgültig vorkommen, da sie an lauter Bücher gewöhnt ist, die mehr fürs Herz geschrieben sind. Der Grandison ist gar zu hübsch; er hat auch seine vergnügten Abwechselungen. Aber die Clarisse, —

freylich, die sollte sie ganz und gar nicht lesen. Es ist eine gar zu ängstliche und fürchterliche Geschichte, und ich denke, wenn man haben wollte, daß jemand, der auch eben von Natur nicht gar zu traurig wäre, zum Exempel, ich, sich todtgrämen sollte, dem dürfte man nur auf ein halbes Jahr allen Umgang, alle Arbeit und alle Bücher verbieten, und ihn nöthigen, die Clarisse zu lesen, so wird man es dazu bringen können, ohne daß man nöthig hat, ihm sonst etwas zu Leide zu thun.

Ihre neue Correspondentin scheint das Original zu dem liebenswürdigen und rührenden Charakter des Patrice, in des Prevot Dechant von Killerine zu seyn; und Sie, theuerster Herr Professor, erweisen meinem Herzen Ehre, wenn Sie dasselbe der Freundschaft dieses Fräuleins werth halten; denn es könnte ebenfalls nicht blos Briefwechsel, es müßte wahre freundschaftliche Liebe unter uns seyn. Wenn sie weiter an Sie schreibt, und Sie dafürhalten, daß es zu ihrer Beruhigung dienen könne, wenn sie weis, daß ein Herz in der Welt ist, bey welchem keine ihrer erzeigten Zärtlichkeiten verloren geben würde, ein Herz, welches die Fähigkeit besäße, jede ihrer feinsten Empfindungen zu verstehen und mit gleicher Empfindung zu erwiedern, und von welchem sie keine Unbeständigkeit noch Kaltsinn zu befürchten hätte; wenn Sie, liebster Herr Professor, dieses denken, und es gütigst übernehmen wollten, mich dem Fräulein auf irgend eine angenehme Art bekannt zu machen, und ihr einige gütige Gedanken gegen mich beyzubringen, so würden Sie mich sehr bereitwillig finden, mich zu bestreben, alle die Erwartungen zu erfüllen, die Sie dem Fräulein von mir zu machen für gut befinden würden.

Seyn Sie indessen für die Sicherheit der anvertrauten Briefe, die ich mit der größten Dankbarkeit zurücksende, unbekümmert, und trauen Sie es Ihrer Correspondentin nicht zu, daß sie eine Unvorsichtigkeit begehen und sich dadurch Ihres unschätzbaren Vertrauens und der Gewogenheit verlustig und unwürdig machen werde, aus welcher Sie ihr auftragen, für Ihr künftiges hiesiges Logis zu sorgen.

Ich habe die Ehre, mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 5. April 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Herr Steuer-Secretair Rabener ist sehr krank gewesen, will aber heute wieder ausgehen.

44.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz schreibt, dächte ich, auch jetzt gar zu selten. Was mir daran gelegen ist? Freylich nicht so gar viel, liebster Herr Professor! Sonst schickte ich Ihnen wohl allemal seine Briefe zu, itzt nicht mehr, und das ist mir nicht lieb. Indessen könnte ichs Ihnen doch anzeigen, daß Briefe für Sie gekommen wären, wenn er nur schriebe. Aber gut! Ich weis doch wohl, wie ichs machen will, daß ich nichts dabey verliere. Ich werde mir künftig manchmal die Freyheit nehmen, und es Ihnen auch mel-

den, wenn keine Briefe da sind. Und weil ich mir einbilde, daß es etwas sehr hübsches für mich seyn wird, wenn ich diese Gewohnheit werde angenommen haben, so will ich mit Ihrer gütigsten Erlaubniß heute den Anfang damit machen. Ich gestehe es Ihnen gern, hochzuehrender Herr Professor, daß ich mit diesem Inhalte, oder besser, mit dieser Ursache zu einem Briefe an Sie nicht sehr zufrieden bin; aber was will ich thun, wenn ich keine bessere weiß, und doch so große Lust habe, an Sie zu schreiben? So muß ich mirs immer noch Dank wissen, daß ich mir sie ausgesonnen habe, wenn ich nur Ihren Beyfall dazu erlangen kann. Gewiß, ich bin, wenn ich es bedenke, recht schlimm daran. Alle Ihre andern Correspondenten haben es besser! Sie haben alle mehr Sachen, wovon sie mit Ihnen reden können. Wäre ich ein Mann, ein Gelehrter, so könnte ich mit Ihnen von hunderterley Dingen, von Gelehrsamkeit und Wissenschaften, von Geschäften, vielleicht von Ihren übrigen Bekannten und Freunden, und, welches besser ist als Alles, von unsrer Freundschaft mit Ihnen reden. Oder hätte ich wenigstens mehr Jahre, und verdienten nur mein Name und meine Eigenschaften einige Aufmerksamkeit, so könnte ich mir und dem, was ich Ihnen sagen würde, schon ein etwas besseres Ansehen geben. Aber freylich, was kann ich, so wie ich bin, Ihnen immer zu sagen haben, das es werth wäre, Ihnen gesagt zu werden? Sobald ich an Sie denke, bester Herr Professor, so denke ich auch zugleich an alle Ihre Gütigkeiten, und an die Ehrerbietung und Dankbegierde, die ich Ihnen schuldig bin. Dies ist freylich kein geringer Gedanke für mich; es ist einer von meinen besten und liebsten Gedanken, und ich habe wenige, mit welchen ich mich so gern beschäftige, als

mit diesem; allein meine Ehrerbietung und Dankbegierde, sind beyde, ob Sie wohl großmüthig genug sind, mich zu lieben, doch für Sie so wichtig nicht, daß ichs wagen sollte, Ihnen, so oft mirs einfällt, etwas davon vorzusagen. Und hernach, wenn ichs auch thun will, so werde ich ordentlich traurig, daß ichs Ihnen nicht stark genug sagen kann, wie sehr mich Ihre Herablassung und Güte rührt. Ich fürchte immer, Sie denken sich meine Freude darüber nur halb, und es ist mir doch viel, recht sehr viel daran gelegen, daß Sie sich sie ganz denken; denn ich habe ja sonst nichts als die Größe meiner Empfindungen, womit ich Ihnen danken kann.

Zuweilen bekümmert mich auch dies, daß ich nicht weis, wie Sie sich befinden; wie Sie aufgeräumt sind, und in welchem Tone ich mit Ihnen reden soll. Der Zuschauer giebt die Regel, „man solle allezeit bereit seyn, die Art der „Gesellschaft anzunehmen, in die man gehen will, oder „lieber gar davon wegbleiben." Dies ist ziemlich leicht, wenn ich mit Leuten reden soll, die ich vor mir sehe, und denen ichs anmerken kann, wie sie aufgelegt sind. Beym Schreiben ist schon mehr Schwierigkeit. Ein Brief ist mein Abgesandter, der meine Stelle bey einer abwesenden Person vertritt, und der kann nun freylich nicht so manierlich und gefällig seyn, als ichs allenfalls seyn könnte, weil er das Ansehen und die Sitten behalten muß, die ich ihm einmal gegeben habe, und weil ichs vorher nicht wissen kann, in welcher Gemüthsbeschaffenheit er die Leute antreffen wird. Wenn ichs aufrichtig sagen soll, so muß ich gestehen, daß ich eben nicht viel Geschmack an dieser Regel des Zuschauers finde. Ich bin ein wenig — — halsstarrig, will ich sprechen; es sagt wohl zu viel, aber ich weis

es nicht anders auszudrücken, und das mag daher kommen, weil ich wenig in Gesellschaft gehe. Ja wenn ich gewiß wüßte, daß der Zuschauer nichts weiter damit meynte, als „daß man mit Betrübten ernsthaft, mit Fröhlichen heiter, „mit Alten verständig, und mit Jungen lustig leben soll," so gefiele mirs, und ich wollte mich gern darnach bequemen. Ich fürchte aber immer nach der Beschreibung, die er von seinem Freunde Acastus macht (im 386. Stücke), er verlangt, man solle sich noch eigentlicher nach der Art einer jeden Gesellschaft richten, und das ist meines Erachtens zu viel Zwang. Auf diese Weise könnte ja niemand seinen eignen bestimmten Charakter haben, und sich demselben gemäß aufführen. Vielleicht kann man den Vortheil haben, daß man vor dem Tadel wegen kleiner Fehler und Ungereimtheiten gesichert ist, weil man von uns glaubt, daß wir uns denselben nur aus Gefälligkeit gegen andre unterwerfen; allein wir verlieren auf der andern Seite auch das Verdienst von unsrer anständigern Aufführung, weil man ebenfalls berechtigt seyn wird zu denken, daß es bloß aus Achtung für die Gesellschaft geschieht, daß wir uns so gut betragen. Die meisten Leute gefallen auch wirklich besser, wenn sie natürlich und nach ihrem eignen Charakter handeln und reden, als wenn sie andern nachahmen. Zudem hat eine Gesellschaft oft mehr als einerley Art, und da muß es wieder beschwerlich seyn zu wählen, welche man annehmen soll. Mich verdröße es, wenn ich nicht selbst die Freyheit haben sollte, selbst eine Figur vorzustellen, sondern nur wie der Gesellschaft ihr Spiegel seyn sollte, in welchem sie ihre Gestalt und Ansehen wieder erblickte.

O wie geschwätzig bin ich! Verzeihen Sie mir ja, liebster Herr Professor. Ich wollte gewiß von allem diesem

nichts sagen, ich wollte nur sprechen, daß ich, wenn ich recht überlege, schreiben mag, wie ich will und wie ich kann. Sie sind sehr gütig gegen mich, das ist einmal gewiß, weil Sie wissen, daß man von mir nicht soviel fordern kann, als von andern, und hernach ist auch ein ungelegner geschwätziger Brief kein so sehr beschwerliches Ding, als ein ungelegner Besuch; denn wenn ich will, daß er schweigen soll, so darf ich ihn ja nur nicht lesen. Was ich hier für tiefsinnige Wahrheiten ausfindig mache! Ich wundre mich, wie ich so von mir selbst darauf kommen kann.

Schließen Sie aber ja nicht etwan hieraus, theuerster Herr Professor, als ob mirs sehr gleichgültig wäre, meine Briefe möchten von Ihnen gelesen werden oder nicht. Nein, liebster Herr Professor, wenn ich an Sie schreibe, so habe ich nicht allein den Ehrgeiz, zu wünschen, daß Sie den Brief lesen, sondern auch den, daß Sie in einem jeden Briefe wenigstens einen oder zwey Gedanken finden möchten, die Sie gern lesen könnten. Mein liebster Wunsch aber ist allemal der, daß, wenn Ihnen auch sonst gar nichts gefiele, Ihnen doch dieß gefallen möchte, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit der aufrichtigsten Ehrerbietung mein ganzes Leben durch seyn werde

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 30. März 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

N. S. Ich bin recht erschrocken, itzt da ich überlese, daß ich einen so langen Brief habe schreiben können, der keinen Inhalt hat. Ich wünschte, daß Sie geneigt seyn möchten zu schlafen, wenn Sie ihn lesen. Wie wäre es,

wenn man es einführte, und setzte über jeden Brief, den man schriebe: „Lesen Sie diesen Brief, wenn Sie nachdenken wollen" — „wenn Sie lachen wollen" — „wenn Sie ruhig sind" — u. s. w. nachdem nun der Brief wäre? Ich thäte es gewiß und schriebe gleich über diesen: „Lesen Sie, wenn Sie schlafen wollen." — Haben Sie denn gar nichts von dem Fräulein erfahren, dessen Brief mir mitzutheilen Sie die Gewogenheit hatten? Leben Sie recht wohl.

45.

Liebste Mademoiselle!

In der That haben es alle meine Correspondenten leichter, als Sie, und dieses nicht blos aus den sehr wahren Ursachen, die Sie angeführt haben. Nein, ich will billig seyn, und Ihnen noch etliche nennen, die Sie entweder nicht haben wissen können, oder die Sie aus Bescheidenheit nicht bemerket haben. Niemand, ja Niemand, weder Mannsperson noch Frauenzimmer, schreibt so oft an mich, als Sie. Niemand schreibt auch so viel an mich, oder so lange Briefe, und Niemand schreibt mir endlich auch so schöne Briefe. Alle aber haben meistens mehr Inhalt und Materie zur Correspondenz, als meine Dresdner Freundin. Es ist wahr, die Fräulein Schönfeld schreibt treffliche Briefe, aber sie schreibt nicht oft und hat den Ausdruck im Deutschen nicht so sehr in der Gewalt. Endlich schreibt sie stets ernsthaft an mich. Die Fräulein Erdmuthe — ja, liebe Mademoiselle, die könnte auch eine große Nebenbuhle-

rin Ihres Verdienstes werden, aber es scheint nicht, d
sie es Ihnen so bald streitig machen wird, denn sie hat m
noch nicht auf meinen ersten Brief geantwortet. Ich hal
es Ihnen, wo ich mich recht besinne, schon im Anfang
unsrer Correspondenz gestanden, daß Sie bey derselben d
Hauptrolle haben, und ich hingegen die leichte. Ich b
antworte selten Ihre Briefe genau, und raube Ihnen al
den Vorrath zu künftigen: oder, welches noch schlimm
ist, ich antworte gar nicht, bis Sie zum zweytenmale g
schrieben haben. Und ich denke, in dieser traurigen Ste
lung stehen Sie itzt mit mir. Aber lassen Sie mich au
sagen, daß ich vor der Messe oft krank, nachher vier We
chen auf dem Lande mit einer Cur beschäftiget, und d
übrige Zeit in Fahren und Reiten vertheilet gewesen, un
endlich nunmehr wieder Docent und aller Menschen Corr
spondent und über dieses immer noch krank bin. Dam
ich Ihnen indessen Materien zu einem Briefe, und m
mein eignes Vergnügen zugleich verschaffe, so schicke i
Ihnen ein kleines Gedicht an den Herrn Grafen Moltk
und seine Antwort darauf. Schreiben Sie mir, wie Ih
nen beydes gefällt: so habe ich einen Brief mehr von Ih
nen, und Sie haben wenigstens keinen ganz undank
baren Inhalt. Daß ich auf die Poesie seit vielen Jah
ren keinen Anspruch mehr mache, und also auch nich
auf das Lob etlicher Zeilen, dieses habe ich Ihnen
was den ersten Punkt betrifft, schon bey andrer Ge
legenheit gesagt, und den andern werden Sie mir scho
zutrauen.

Also habe ich doch nach vielen Monaten wieder ein
mal an meine so liebe und beste Correspondentin, an mein
vorzügliche Freundin in Dresden, an die gute Lucius ge

schrieben! Leben Sie wohl, und grüßen Sie Ihre Jungfer Schwester, auch Ihren Herrn Bruder.

Leipzig, den 15. Juny 1762.

Gellert.

Wie ich mich bey dem Gebrauche der Cur befunden habe? Recht erträglich, Dank sey Gott! recht erträglich, bis auf den letzten Tag. Der war hart, sehr hart, gleich einigen, die ich vor zwey Jahren in eben diesem Monate und in eben den Tagen desselben dulden müssen.

---

46. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Mag es doch immer von Ihren übrigen Correspondenten gesagt werden können, daß sie es leichter haben, als ich! Was haben sie denn nun bey allem dem voraus? Mehr Inhalt und Materie? Kleinigkeit! Ich schreibe dennoch öfter, und mehr und besser, also muß es mir wohl leichter werden. — Aber oft und viel und kein Inhalt, und doch schön? Gut, ich mag das nicht erklärt haben; genug, daß es so ist, weil Sie so sagen. Ja den ersten Theil Ihres Lobspruchs, den Sie gütig genug sind mir beyzulegen, kann ich bey aller meiner Bescheidenheit für sehr gegründet halten; aber den letzten — — — verzeihen Sie mirs, liebster Herr Professor, Sie haben nicht daran gedacht. Was hat denn Graf Moltke, was hat denn Graf Moritz gethan? Schreiben denn die nicht schönere Briefe? und die

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 79.

Fräulein Schönfeld? — — Lassen Sie sie ernsthaft schreiben, so haben ihre Briefe immer ein Verdienst, das meine seltner haben, und sie weis also durch die Wahl der Gedanken das zu ersetzen, was der Wahl des Ausdrucks abgeht. Der Fräulein Erdmuthe bin ich nicht mehr recht gut; sie hätte nothwendig antworten sollen. Ist denn das genug, wenn ich die Leute zu meinem Vortheile einnehme, und ihre Sorgen und ihr Mitleiden bey meinem Schicksale interessire, und es hernach dabey bewenden lasse und mich nicht mehr darum bekümmere, ob sie weiter etwas von mir erfahren oder nicht? Sie hätte wenigstens Ihnen danken, und, wenn es möglich wäre, Sie durch eine Nachricht von dem glücklichen Erfolge Ihres freundschaftlichen Rathes erfreuen sollen. Aber wer weis? Vielleicht hat das gute Fräulein nicht gekonnt oder nicht gedurft.

Lassen Sie mir immer meine Rolle, bester Herr Professor; sie gefällt mir und ich will schon damit zurecht kommen. Wenn nur nicht Krankheit, wenn nur nicht Unzufriedenheit über mich Sie abhalten, mich mit einer Antwort zu beehren, so hat diese Stellung nichts Trauriges an sich, zumal wenn mir bisweilen erlaubt ist, zum zweytenmale zu schreiben. O Sie wissen nicht, wie sehr gern ich auf Ihre Briefe warte, und auch lange warte. Die kleine Ungeduld, mit der ich mich darauf freue, ist mir fast eben so lieb, als die Freude, die ich fühle, wenn ich einen erhalte; denn die Geschicklichkeit, daß ich mir beynahe alles zur Freude machen kann, ist mein eigentliches Talent. Weil Ihr letzter Brief lange außen blieb, weil ich und meine Schwester uns sehr darauf freuten: so sagte ich etliche Tage vorher: Fritzchen, wenn ein Brief von unserm Gellert — — (Sie wissen wohl, liebster Herr Professor,

wenn man für sich redt, da spricht man nicht allemal: von dem Herrn Professor, von dem Herrn Ober-Post-Commissär, sondern: von unserm Gellert) kömmt, so wollen wir ihn nicht eher als den andern Tag öffnen und lesen. Sie erschrak. „Was soll denn das heißen?" fragte sie. Nichts weiter, als nur, daß wir sehn, wie wir unsre Ungeduld und Neubegierde beherrschen können. Ich lese ihn gewiß nicht eher, ich wette, soviel du willst. — „Ach das ist nichts! das hättst du auch nicht!" sagte sie. Sey ruhig, dachte ich, und freute mich darauf, je starker meine Ungeduld ward, wie ich meine Wette halten wollte. Ich machte es auch wirklich recht gut, Herr Professor. Die Mama brachte mir Ihren Brief, ich nahm ihn von ihren Händen und legte ihn ganz ruhig hin aufs Fenster: Morgen früh! sagte ich, diesen Abend wird er nicht gelesen. — „Ach du bist nicht" — — — (klug vermuthlich) sagte Fritzchen, und Mama: „Lies ihn!" mit einem despotischen Tone. Ich las also, wie konnte ich anders? Meine Schuld wars nicht. O ich habe große Hoffnung von mir, es wird schon noch etwas aus mir werden. Auf Ihren künftigen Brief will ich wieder eine Wette eingehen, aber nicht mit Fritzchen, die verführt einen nur, und ich denke, ich will es noch so weit bringen, daß ich keinen Brief länger als zwo Seiten schreiben will. Diesmal habe ich mir drey erlaubt; denn ich muß ja noch von Ihrem Gedichte an den Grafen Moltke und von seiner Antwort mit Ihnen reden, und Ihnen für beides danken. Sie sind allzugütig, hochzuehrender Herr Professor, daß Sie sich die Mühe geben, Ursachen anzuführen, die Sie bisher abgehalten haben, mir neue Beweise Ihrer Güte zu geben, und noch gütiger ist es von Ihnen, daß Sie mich durch

die sehr angenehme Nachricht von Ihrem leidlichen Befinden beym Gebrauche der Cur erfreuen. Auch der Herr Ober-Post-Commissär hat die Gewogenheit für mich gehabt, mich hiervon zu versichern, und mir von Ihrer ganzen Lebensart, fast nach allen Stunden des Tages, eine ausführliche Beschreibung zu geben. Urtheilen Sie selbst, theuerster Herr Professor, ob ichs gern gelesen habe, und ob ich ihm dafür verbunden bin? — Es ist wahr, blos das Geschenk der Gesundheit scheint zu mangeln, um Ihren Zustand zu demjenigen Grade von Glückseligkeit zu erheben, dessen das menschliche Leben hier fähig ist, und Ihr würdiger junger Freund, Ihr Graf Moltke, und alle diejenigen, die mit ihm Gott um Gesundheit für Sie bitten, haben sehr Recht, wenn sie es auch in der Absicht thun, daß die Welt es erfahren möge, daß Gott auch schon in diesem Leben diejenigen segne, die ihn fürchten. Keiner zwar von denen, die Sie so gut kennen, als der Graf Moltke, wird daran zweifeln, daß Sie, glücklicher Herr Professor, mit den auserlesensten Glückseligkeiten gesegnet sind. Allein freylich, diese Glückseligkeiten, oder doch die besten derselben, sind von der Art, daß sie sogar über den Neid erhaben sind, und also den Augen der Wenigsten kenntbar werden. Denn ist es nicht gewiß, daß schon ein gewisser Grad der Tugend dazu gehört, einen Begriff von dem Segen zu haben, der aus der Tugend fließt, einen Geschmack daran zu bekommen, und einen Wunsch darnach zu empfinden? Wäre die Welt geschickt, diese Ruhe und diese Glückseligkeit zu verstehen, so würde sie bald die Gewohnheit verlieren, die Glückseligkeit und Unglückseligkeit eines Menschen nach der Beschaffenheit seines äußerlichen Zustandes zu entscheiden,

und sie würde einsehen lernen, daß bey dem größten Theile der sogenannten Glücklichen

— — — — — — si riduce
Nel parère a noi felici
Ogni la felicità.

Und hätte sie feine Empfindung genug, den Unterschied zwischen Beyfall und Beyfall, und Liebe und Liebe zu machen, so würde sie denjenigen höchstglücklich nennen, der, außer dem allgemeinen Beyfalle, außer dem eignen Bewußtseyn seiner Tugend und der Gewißheit, daß er am Ende des Lebens Gott danken und sich freuen wird, gelebt zu haben, noch die Tugend anderer genießt, die sie ihm verdanken, und das Lob, das sie sich dadurch verdienen, ja noch mehr, die entferntesten, glänzendsten Hoffnungen, die sie ihnen verspricht, mit ihnen theilet. — O Graf Moltke, wie würdig denken Sie des besten Mannes! — Vor dem Angesichte Gottes will er sich einst seines Lehrers, seines Freundes, rühmen, und wie viele noch werden dieß mit ihm thun! — —

Ein strahlend Tugen-Heer, um Gott für ihn zu danken,
Wen Gott ihn nun belohnt zu sehn!

Kann nicht der Mann, der außer der allgemeinen Liebe die besten Zuneigungen solcher Herzen besitzt, die einen eigenthümlichen, vorzüglichen Werth haben, und dadurch, daß sie ihn lieben, und durch die Art, womit sie ihn lieben, ihren Werth noch erhöhen, das Schätzbarste unter allen schätzbaren Dingen, die nur in der Welt erlangt und besessen werden können, sein Eigenthum nennen? — O wie muß eine Seele, wie die Ihrige, theuerster Herr Professor, das Glück empfinden, in den Stand gesetzt zu seyn, sich den Herzen anderer auf eine solche Art theuer zu machen, daß

die Gränzen des Lebens zu enge sind, ihre Dankbarkeit u
Liebe zu fassen. — Wir alle, die wir glauben, hal
Hoffnungen auf hohe Seligkeiten, aber Sie haben hier e
Hoffnung, dort eine Seligkeit mehr. In Ihren letz
feyerlichsten Augenblicken, wenn die Seele schon anfän
sich die Freuden der Herrlichkeit als gegenwärtig zu denke
dann wird die Vorstellung von der glorreichen Scene,
Ihrer wartet, nicht der geringste oder gleichgültigste un
Ihren Gedanken seyn. — Glücklicher Graf! auch Sie w
den alsdann, vielleicht fern von ihm und Ihnen unwisse
etwas beytragen, die letzten Stunden Ihres Freundes h
terer zu machen. — — Wundern Sie sich nicht, bes
Herr Professor, daß ich so lange und mit so vielem Ve
gnügen, dem Gedanken Ihres Todes nachhänge. Sie ve
dienen, so wie Menschen es verdienen können, (das m
ich dazu setzen; Sie sind viel zu groß, um es nicht ge
zu sehen, wenn ich auch in Ihrem Namen demüthig bin
das Glück, das Ihrer erwartet, und dieß Glück ist
schön, als daß ich das Mittel nicht lieben sollte, das S
dazu erhebt, auch selbst dann, wenn es mich kränken wir
Sie selbst müssen sich darauf freuen, und diese Freude a
das zukünftige Leben ist eine eigne Annehmlichkeit des gegen
wärtigen. Es ist also nichts Widersprechendes, wenn i
sage, daß ich mit einem lebhaften Vergnügen an Ihren To
und an die Folgen desselben denken und dennoch mit de
größten Eifer um die Verlängerung Ihres Lebens beten kann
Denn durch ein längeres Leben können Ihnen die zukünftige
Freuden des Genusses nicht verkürzt werden. Es bleibt alle
mal eine Ewigkeit übrig. Aber durch ein kurzes Lebe
müßten Sie nothwendig von den gegenwärtigen Freuden de
Hoffnung und Erwartung verlieren.

Der Inhalt, den Sie, gütiger Professor, mir verschafft haben *), ist so wenig undankbar, daß er mich von Betrachtung zu Betrachtung führen würde, wenn ich mich demselben länger überließe. Erlauben Sie mir indessen nur noch, hier einer Art des ausgesuchtesten Vergnügens zu gedenken, das ich dem glücklichen Eindrucke, den Ihr Werth auf mein Herz gemacht und der durch die großmüthigste Freundschaft, deren Sie mich würdigen, und durch die dankbarsten Empfindungen, die ich Ihnen dafür schuldig bin, noch rührender gemacht worden, zu danken habe, indem er mich berechtiget, einen besondern Antheil an Ihnen und demjenigen, was Ihnen angeht, zu nehmen. Haben Sie jemals einen Menschen gefunden, dessen Herz zum Gefühle einer allgemeinen Menschenliebe empfindlich gebildet gewesen, und der bey dem Gedanken, daß alle übrige Menschen mit ihm Ursprung, Wesen und Interesse gemein haben und mit ihm zu einerley allgemeinen Hauptpflichten berufen und zu einerley Bestimmung erschaffen sind, fühllos geblieben? Es ist gewiß, daß diese Betrachtungen ein jedes Herz, das menschlich empfinden kann, auf die angenehmste Weise rühren müssen. Und nun denken Sie sich die Empfindung eines solchen, oder wenn Sie lieber wollen, die Empfindung meines Herzens, das sich im Stande befindet, sich aus der Verbindung aller übrigen Menschen eine kleine Anzahl auszusondern, mit denen es ein besonderes Interesse, einige besondere Pflichten und Hoffnungen, gemeinschaftlich theilt und ihnen deswegen näher anzugehen scheint; und dann Sie als das Band dieser engern Verbindung betrachtet. —

*) Nehmlich zu diesem Briefe durch die Uebersendung der beyden Gedichte.

Man hätte mich mit den Charakteren des Grafen Moltke, des Grafen Moritz, des Fräulein Schönfeld und aller Ihrer Freunde bekannt machen können, ich würde mich ihres Werths gefreuet und ihnen dazu Glück gewünscht haben. Allein zu wissen, daß ich ein besonderes Interesse mit ihnen theile, daß wir in Absicht auf dasselbe einerley Wünsche, einerley Pflichten, einerley Hoffnungen haben, zu wissen, daß wenigstens einmal des Tages unsere Gebete, im genauesten Verstande, einerley Inhalt haben, und dann die glückliche Phantasie höher zu treiben und zu glauben, daß wir vielleicht manchmal zu einerley Stunde Gott für Sie danken oder für Sie anflehen, dieß, theuerster Herr Professor, ist eine Vorstellung, die die allgemeine Menschenliebe in Ansehung ihrer erhöht, zärtlicher macht und meinen bessern Zuneigungen in ihnen neue Gegenstände zeigt.

Ich habe mich sehr schwach ausgedrückt. Je empfindungsreicher ein Inhalt bey mir ist, desto mehr zeigt er, daß Worte blos Worte sind. Sie sehen indessen, liebster Herr Professor, ob ich den Inhalt zu brauchen gewußt habe, den Sie mir zu geben gütig genug gewesen sind. Welch eine Menge habe ich geschrieben! Und doch habe ich noch nicht gesagt, wie Ihr Gedicht und die Antwort mir gefällt. Ich will beydes schön nennen und dann nichts mehr davon sagen. Ich fühle es nur allzuwohl, daß ichs nicht bin, die Sie und diejenigen, so Ihrer werth sind, loben kann, und es ist mir auch genug, daß meine Empfindung so richtig ist, daß ich das wahre Schöne selten verkenne.

Meine Eltern empfehlen sich gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester sind aufs dankbarste durch das

sehr gütige Andenken gerührt, womit Sie dieselben beehren. Sie küssen Ihnen die Hände. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 29. Juni 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

47.

Liebste Mademoiselle!

Herr Reich, der Compagnon der Weidmannischen Buchhandlung, mein Verleger und guter Freund, reiset nach Dresden und fragt mich, ob ich nichts an meine Correspondentin zu bestellen habe; denn er kennt Sie aus Ihrem ersten Briefe, den ich ihn um die Zeit, da ich ihn erhielt, bey einem Besuche habe lesen lassen, weil er ein Mann ist, der Verstand und Geschmack liebt und besitzt. Dieser Mann mag also immer die Freude haben, Ihnen einen Brief von mir zu überbringen, und zugleich eine kleine Meuble auf Ihre Toilette, die schon drey Jahre ungebraucht in meiner Commode gelegen hat, und zu der ich auf eine sonderbare Art gekommen bin. Ich gab um die gedachte Zeit einen Besuch bei etlichen Damen, die von dem Lande zur Messe herein gekommen waren, und, unbekümmert um ihre Hände, gab ich nur auf ihre Reden Acht, sprach das Nothwendigste, und ging wieder meinen Weg. Den Tag darauf fand ich das beygelegte Etui in meinem Rocke. Dieses ist die Geschichte des Etui. In der That weis ich nicht gewiß, von

wem sichs herschreibt; aber es ist doch höchstwahrscheinlich, daß es durch die Hände einer der erwähnten Damen in mein Kleid ist practicirt worden. Es mag also immer wieder in die Hände eines Frauenzimmers kommen, in denen es am besten aufgehoben ist. — Schriebe ich noch Bücher, liebe Mademoiselle, so würde ich Ihnen freylich lieber ein Buch von mir als die Meuble eines Galanteriehändlers schicken; allein da ich keine Bücher mehr schreibe und Ihnen also kein proportionirlich Gegengeschenk für Ihre Manchetten machen kann, so können Sie ja leicht ein mir heimlich gemachtes Präsent unter der Bedingung von mir annehmen, daß Sie mir den größten Gefallen dadurch erweisen. Nun sollte ich noch Ihren langen und schönen Brief vom 29. Junius beantworten, aber wie viel würde ich von mir selbst reden müssen, wenn ich ihn aufrichtig und genau beantworten wollte, und wie oft würde ich sagen müssen: Das ist zu viel Gutes von mir gesagt und Das auch —! Ich will Ihnen also lieber danken, als antworten. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, und schreiben Sie mir bald, daß Sie wohl leben. Ich bin stets

Leipzig, den 23. August 1762.

Ihr verbundenster Freund und Diener
Gellert.

48.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich hoffe, Herr Reich wird mich entschuldigen, daß ich so frey bin, und ihn bitte, die Besorgung dieses Briefs zu übernehmen. Es ist ein so angenehmer Umstand, etwas aus den Händen eines Freundes zu erhalten, der uns auch die gleichgültigsten Dinge von der Welt einigermaßen interessant macht, daß ich unmöglich die Gelegenheit vorbeylassen kann, meinem Briefe den gleichen Vortheil zu verschaffen; und es ist, denke ich, meine Pflicht, demselben alle die Annehmlichkeiten zu geben, die in meiner Gewalt stehen, da er eine Antwort und den Dank für einen Brief enthält, der so voller Güte ist, der mir die schätzbare Bekanntschaft eines Ihrer Freunde verschafft und mir, nach Ihrem sehr großmüthigen Ausdrucke, Gelegenheit giebt, Ihnen den größten Gefallen zu erweisen. — Einen sehr sonderbaren Gefallen, liebster Herr Professor, da die Verbindlichkeit auf die Seite der Person fällt, die ihn erweisen soll! — O warum wählten Sie sich denn nicht einen andern Gefallen, den ich Ihnen erweisen konnte, wenn Sie mir ja die Ehre lassen wollten, Sie zu verbinden; einen Gefallen, durch welchen ich wenigstens nicht so deutlich belohnt würde? Und warum reden Sie von Gegengeschenk? Und warum beschenken Sie mich wirklich? Sie wissen nicht, in was für Verlegenheit Sie mich setzen. Ihre Gütigkeit erfordert von mir die größte Danksagung; allein ich fürchte mich Ihnen einen unrechten Begriff von mir beyzubringen, wenn ich Ihnen Anlaß gäbe, daran zu zweifeln, daß ich einen jeden gütigen Gedanken, den Sie für mich hegen, unendlich hö-

her zu schätzen weis, als das reichste Geschenk, das mi
könnte gemacht werden. Nein, bester Herr Professor, be
schenken Sie mich nicht mehr. Sie machen mir dadurc
gewiß mehr Sorgen, als Sie mir wünschen. Wenn ic
itzt mein Testament machen müßte, so wüßte ich nicht, wi
ich alles eintheilen und wem ich alles zuwenden sollte, da
hernach nach meinem Tode kein Streit entsteht; und wen
ich krank würde, und meine Schwester und meine Freund
kämen mir nicht so traurig vor, als sie, meinen Gedanke
nach, bey einem so großen Verluste seyn sollten, so würd
ich unruhig seyn und mir einbilden, daß sie sich heimlic
auf meine Erbschaft freuen, und ich werde nicht gern ster
ben wollen, damit ich ihnen nur keine so bösartige Freud
mache. Hätten Sie mir auch ein Buch geschickt, so wär
ich deswegen eben nichts gebessert; denn meine Schwester
ist wenigstens eben so begierig darauf als auf Galanterie
waaren. Meine Geschwister wissen, wie sehr hoch ich alle
schätze, was ich Ihrer und des Herrn Bruders Gütigke
zu danken habe, und sie werden glauben, daß meine Zu
neigung eben nach der Art unter sie getheilt gewesen, al
ich Ihre Geschenke unter sie theilen werde. Nun soll mein
Schwester das Magazin und mein Bruder den Jünglin
bekommen; das ist billig, und darüber zanken sie sich ge
wiß nicht. Aber Ihr Etui, Herr Professor, das wird de
Saamen der Uneinigkeit unter sie ausstreuen. Es gefäl
meiner Schwester ungemein. Wenn ich haben will, da
sie von meiner Liebe zu ihr so urtheilen soll, wie ichs ver
diene, so muß ichs ihr zuwenden, und um meinen Brude
schadlos zu halten, muß ich ihm die Handschuhe vermache
(wenn ich sie nicht etwan noch vor meinem Tode zerreiße,
die mir der Herr Ober-Post-Commissär geschenkt ha

(Sie wissens doch, lieber Herr Professor, daß mir der Herr D. P. C. viel Handschuh geschickt hat?) Wie nun meinem Bruder diese Eintheilung gefallen wird, das muß die Zeit lehren; ich denke nicht gern daran.

Aber, hochzuehrender Herr Professor, nun muß ich Sie noch ganz im Vertrauen um etwas fragen. Sie kennen vermuthlich Herr Reichen sehr genau, weil er Ihr Freund ist. Sind es alles Wahrheiten, was er sagt? — Es ist mir viel daran gelegen, dieses zu wissen; denn er hat mir von Etwas einen Wink gegeben, und ich weiß nicht, ob ichs ihm glauben darf. Ich freue mich aber dennoch darüber; allein was es eigentlich betrifft, und wie sehr ich mich freue, das möchte ich Ihnen aus einer gewissen Bescheidenheit nicht gern sagen. Durch ein Exempel könnte ichs Ihnen inzwischen wohl ein wenig erläutern.

Stellen Sie sich also vor, liebster Herr Professor, es wäre eine Person irgendwo in der Welt, die Sie sehr liebten und ehrten; (ungefähr auf die Art liebten und ehrten, als ich Sie liebe und ehre.) Stellen Sie sich vor, daß dem ungeachtet diese geliebte Person Ihnen gänzlich unbekannt ist. Sie mögen wohl hier und da einige Beschreibungen von dieser Person gehört oder gelesen, und sich nach denselben eine Idee gebildet haben, allein da diese Beschreibungen nicht selten von einander abweichend waren, so müssen Sie doch eben nicht sehr gewiß versichert seyn, ob das Bild in Ihrer Einbildung der unbekannten hochgeachteten Person recht ähnlich ist. Nun wissen Sie, liebster Herr Professor, daß es eine allgemeine und natürliche Neubegierde und ein eignes Vergnügen ist, zu wissen, wie die Leute aussehen, an denen man Antheil nimmt, die Ursache zu solchem Antheile mag nun seyn, welche sie will.

Daher suchen wir die Bildnisse berühmter und guter Könige, großer Helden und Gelehrten zu haben, die wir selbst nicht sehen können. Und daher behalten Eltern ihren Kindern die Familiengemälde von Großvätern, Großmüttern, und andern Verwandten auf.

Stellen Sie sich also weiter vor, bester Herr Professor, es käme Jemand zu Ihnen, und spräche: „Die Person „die Sie so werth achten, sieht so und so aus, und ich „denke, Sie werden sie bald besser kennen lernen, Sie „werden wohl bald ein Bild von ihr zu sehen bekommen.“ — Nun sagen Sie mir, würden Sie sich nicht freuen, und würde Ihnen nicht daran gelegen seyn zu wissen, ob der Mann, der so zu Ihnen spräche, auch die Wahrheit redete? Aber wie sollten Sie das erfahren? Denn, Herr Professor, Sie müssen es niemals erwartet haben, daß die Person, die Sie ehren, die Geduld haben und sich den Zwang anthun sollte, der dazu gehört, sich malen oder abzeichnen zu lassen, und Sie müssen nothwendiger Weise so viel Ehrerbietung für diese Person und so viel Achtung für ihre Bequemlichkeit haben, daß Sie es nicht einmal wagen, sich den geringsten Wunsch zu erlauben, dessen Erfüllung ihr einigen Zwang oder einige Unbequemlichkeit kosten könnte. Wenn Sie sich eine solche Stellung denken können, so möchten Sie wohl so ungefähr auf einen Begriff von meiner heimlichen zweifelhaften Freude und furchtsamen Bescheidenheit kommen.

Doch dem sey wie ihm wolle; Herr Reich ist dennoch ein allerliebster Mann. Er hat zu mir gesagt: „Der Herr Professor hat Sie herzlich lieb; das kann ich Sie versichern“ — und er sah dabey ganz so aus, als wenn er im Ernst redete. Muß er nicht recht gütig gegen mich gesinnet seyn

daß er mir so angenehme Sachen sagt? Auch für dieses schätzbaren Mannes gute Meynung und für die Ehre, so er mir dadurch erzeigt, bin ich Ihnen den Dank schuldig, und wenn ich ihm glauben soll, so ist er nicht der einzige Unbekannte, der aus Achtung für Ihr gütiges Urtheil ein eben so günstiges von mir fällt. Und, lieber Herr Professor, Sie wissen die Vortheile nicht einmal alle, die Ihre Rechte auf meine Dankbarkeit vermehren. Bloß der Ruf von der Ehre, die Sie mir erwiesen, hat mir eine Freundin geschenkt, die ich herzlich liebe, und der ich zur Vergeltung, daß sie sich dadurch so für mich hat einnehmen lassen, alle Ihre Briefe zeige, und ich werde mich nicht leicht irren, wenn ich sage, daß diese Briefe mehr dazu beytragen, ihre Liebe gegen mich zu unterhalten, als alle die Freundschaftsbezeugungen, die sie unmittelbar von mir erhält. Ich zweifle auch nicht, daß ich mir noch mehr Ansehn, als ich gegenwärtig habe, bey meinen andern Freundinnen, die es verdienen, erwerben könnte, wenn ich sie mit eben dem Vertrauen beehrte; allein bisher bin ich noch sehr geheim gewesen. Wundern Sie sich darüber nicht? Ich habe wohl noch eine sehr gute Freundin, die ich der vorhin erwähnten im geringsten nicht nachsetze, und die mich etliche mal geplagt hat, ihr Ihre Briefe zu zeigen. Ich wäre wohl geneigt, ihr zu willfahren, wenn Sie es gütigst erlaubten, und weil sie zugleich auch die meinigen sehn will, so muß ich sie Ihnen einigermaßen bekannt machen, wenn ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, daß sie mir alle ihre Freundschaft aufsagt. „Was macht Ihr Professor Gellert?" fragte sie mich neulich. „Befindet er sich wohl? Hat er „geschrieben? Läßt er mir kein Compliment machen —?" „„Ich weiß nicht, wie er sich befindet. Er hat lange nicht

„„geschrieben, und wenn ers auch gethan hätte, so würde „„er doch Ihnen kein Compliment machen; er weiß nichts „„von Ihnen."" — „Wie? Er weiß nichts von mir? „Pfuy! schämen Sie sich. Ich dachte, ich wäre Ihre gute „Freundin, und Sie haben ihm noch nichts von mir gesagt?" — Erlauben Sie mir also, gütiger Herr Professor, Ihnen zu sagen (weil sie doch etwas von sich gesagt haben will), daß sie ein junges lebhaftes Frauenzimmer ist und das beste Herz besitzt, das gedacht werden kann. Ihr Vater ist der Kammerassistenzrath Schilling, ihre Stiefmutter des Hofrath Ferbers älteste Tochter, und sie selbst ist vor wenig Monaten an den jungen D. Hauschild verheirathet. Ich liebe sie sehr.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Ich muß eilen, daß Herr Reich meinen Brief bekömmt, ehe er so groß wird, daß er ihn nicht mit fortbringen kann. Ich habe wieder sehr lang geschrieben, und ich weiß nichts mehr zur Entschuldigung zu ersinnen. Vielleicht brauche ich auch keine; denn vielleicht ist es mir natürlich, lange Briefe zu schreiben, und Herr Reich sagte gestern: man müßte sich zu nichts zwingen; es geriethe schlecht, wenn man andre Leute nachahmen wollte. Herr Reich hat recht. Uebermorgen, oder doch nicht viel später, wird er das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen. Hernach werden Sie vielleicht diesen Brief lesen, und dann bin ich so glücklich, daß Sie an mich denken. Zweifeln Sie niemals an den dankbarsten Gesinnungen, die Ihre Gewogenheit gegen uns uns einzuflößen berechtigt ist, und glauben Sie, daß wir alle die gehörige Empfindung von der Ehre haben, die Sie uns auf die gütigste und angenehmste Art erweisen.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen gehorsamst. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 27. August 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. G. Lucius.

49.

Liebe Mademoiselle!

Da Sie meine Bitte wegen des Etui so willig erfüllt haben, so ist es billig, daß ich Ihre Gegenbitte eben so willig erfülle, und das will ich so bald als möglich thun. Herr Oeser, mein Maler, ist ein sehr geschickter Mann, aber auch, wie alle Künstler, ein langsamer Arbeiter. Wenn wird er mir also, liebste Freundin, eine Copie liefern können, da ich weiß, daß wohl schon ein Dutzend bey ihm bestellt sind! Er hat mir dieses selbst gestanden, und es kömmt mir auch nicht fremd vor, da ich das Glück in der Welt genieße, viele Freunde zu haben. Mit einem Worte, Sie sollen mein Portrait haben; denn welche meiner Correspondentinnen hätte ein besseres Recht dazu, als Sie? und wer hätte mich so beredt und zugleich so bescheiden und liebreich darum bitten können, als Sie? Vielleicht kann mein Bruder die Erfüllung Ihres Wunsches beschleunigen helfen, da er Herr Oesern gleich gegenüber wohnt. Wenn ich nicht durchdringen kann, so weis ich keinen Rath, der helfen wird, als daß Sie selbst an Oesern schreiben. Er liebt das Geld nicht sehr, sonst wollte ich seine Eifer-

tigkeit gern durch eine doppelte Erkenntlichkeit zu gewinnen suchen.

Ihre Freundin, die Sie so sehr lieben, hat das Recht unsre Correspondenz zu lesen, weil sie Ihre Freundin ist, das versteht sich; und wenn lauter gute Leute in der Welt wären, so möchte alle Welt unsre Briefe lesen: ich denke, ich hätte nicht viel darwider. Grüßen Sie diese Ihre Freundin auf das Verbindlichste von mir, und danken sie ihr, daß sie so gut von Ihnen und von mir denkt. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause. Der Igfr. Schwester können Sie immer die kleine Galanterie abtreten, wenn es wahr wird, daß Sie mein Portrait erhalten. Für Ihren Herrn Bruder, den ich nebst der kleinen Friderike vielmal grüße, will ich schon ein Buch finden.

Leipzig, den 4. Septbr. 1762.

Ihr ergebenster Freund
Gellert.

50.

Hochzuehrender Herr Professor!

Was versprechen Sie mir? Ihr Portrait? — So habe ich Sie denn wirklich um Ihr Portrait gebeten? Sie erschrecken mich. Bedenken Sie nur, liebster Herr Professor, ist es nicht unerträglich? Indem ich Ihnen nur für ein Geschenk gedankt habe, und kaum gedankt habe, (denn was heißt mein Danken?) bitte ich schon wieder um ein neues und viel wichtigeres Geschenk. — — In der That, Sie müssen mir gram werden. Aber Herr Reich, der machte mir eine Hoffnung, und diese war mir zu lieb; das gestehe

ich Ihnen gern (wenn man es auch als eine wiederholte Bitte sollte ansehen können); als daß ich sie Ihnen mit einem kalten Stillschweigen hätte verschweigen sollen. Das weiß ich indessen gewiß, daß ich Sie nicht habe bitten wollen, weil ich weiß, daß Sie nicht gern etwas abschlagen; und eben deswegen hätte ich, um aller Welt willen, keine Bitte an Sie thun wollen, von der ich nicht wissen konnte, ob Sie Ihnen ganz gefallen würde, damit ich Ihnen den Verdruß ersparen möchte, sie zu verweigern. Sie sind wohl so gütig und sagen, ich hätte Sie auf eine bescheidene Art um Ihr Portrait gebeten; allein, bester Herr Professor, wenn Sie, wie es scheint, den gütigen Gedanken, mich damit zu beschenken, nicht schon vorher gehabt haben, so bin ich mit aller meiner eingebildeten Bescheidenheit sehr unbescheiden, und das kann ich, und das können Sie selbst nicht mehr verhindern, und ich habe alle Ursache von der Welt, auf mich verdrießlich zu seyn, daß ich mich durch das, was Herr Reich sagte, so habe verleiten lassen. Ich begreife auch nicht, was Herr Reich damit hat meynen können oder was seine Absicht dabey gewesen. Wäre die unbescheidene Bitte, die ich zu thun gewagt habe, nicht um Ihr Portrait, so könnte ich mirs niemals verzeihen. Allein Ihr Portrait ist werth, daß man wohl zwanzig Fehler darüber begeht, und wenn ichs nur erst haben werde, so denke ich, will ich mich eben nicht mehr sehr darauf besinnen, ob ichs durch einen Fehler oder auf die beste Art von der Welt, erhalten habe. Es ist mir schon, indem ich davon schreibe, als ob ich anfinge mich zu trösten. Strafen Sie mich, wenn ich zu leichtsinnig bin. Sie wissen nicht, was für ein lebendiger Widerspruch ich bin. Ich kann in einer Viertelstunde mit mir zanken, daß ich mirs

zugelassen habe, um ein solches Geschenk zu bitten, un
in eben der Viertelstunde freue ich mich auch darauf, un
denke mir schon tausend Gelegenheiten, bey denen es mi
besonders vergnügen soll. Ich sinne mir aus, was ich m
alles dabey vorstellen will, und wenn ichs erhalte, ka
es wohl noch so weit kommen, daß ich mich förmlich b
mir selbst dafür bedanke. Aber in der That, Sie ge
gar zu gütig mit mir um. Es ist recht sehr gut, daß
eben nicht viel mehr Leute thun; denn sonst würde ich v
wöhnt werden, und alles, womit ich immer noch ga
zufrieden gewesen bin, für rauh und ungütig halt
Gleichwohl bin ich sehr unruhig, auch bey aller der Güt
keit, mit der Sie mir sagen, daß ichs gut gemacht ha
(merken Sie es etwan, warum ich Sie so oft daran er
nere, daß Sie das gesagt haben? Darum, daß Sie
künftig nicht vergessen und sich selbst widersprechen mög
wenn Sie recht daran denken); denn auch diese Gütig
verdiene ich nicht, und auch für diese kann ich Ihnen n
danken, wie ich sollte. Lassen Sie ja Herr Lesern n
übereilt werden. Ich habe gar kein Recht, seine Eilfer
keit für mich zu fordern. Wenn er mir nur ein Port
malt, von dem die Leute, die es sehen, sagen: Ja! ja!
sieht sich vollkommen ähnlich. Das ist sicher der Herr P
fessor Gellert! so will ich mehr als zufrieden seyn und
Mann zeitlebens dafür lieb haben.

Die Freundin, die ich liebe und der Sie die Ehre
zeigen, ihrer in Ihrem Briefe zu gedenken, stattet Ih
den allerverbindlichsten Dank dafür ab, wie auch für
Erlaubniß, die Sie mir geben, ihr Ihre Briefe zu zei
Für diese Erlaubniß, sagt sie, will sie Sie eben so
lieben, als für alle die schönen Bücher, womit Sie

Welt beschenkt haben. Mein Bruder und meine Schwester küssen Ihnen die Hand. Allein, bester Herr Professor, lassen Sie mich noch eine Bitte thun, und dabey hoffen, daß Sie sie willig erfüllen wollen. Machen Sie mich und meinen Bruder nicht noch mehr zu Ihren Schuldnern, als wir es schon sind. Unsre Verbindlichkeit wird durch jeden Augenblick, in welchem Sie uns Ihre gütige Gesinnungen fortsetzen, vermehrt, und jeder Augenblick wird eine neue Ursache, die uns zur Dankbarkeit verpflichtet. Ja, liebster Herr Professor, überlassen Sie das mir, wie ich meinen Bruder und meine Schwester unter einander vergleichen soll. Es wird mir sehr leicht werden, diese Leute zu befriedigen. Leben Sie recht wohl, liebster Herr Professor. Ich bin mit der stärksten Empfindung von der Ehre und Gütigkeit, die Sie mir erzeigen,

Dresden, den 13. Sept. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

51.

Hochzuehrender Herr Professor!

Die Frau von Sevigné nennts grausam gegen sich seyn, wenn man sich ein Vergnügen entzieht, das man sich auf eine unschuldige und ungezwungene Art verschaffen kann. Ach ich habe vielleicht weit weniger, als andre, unter Vergnügen zu wählen; und grausam gegen mich zu seyn: dazu habe ich mir, denke ich, keine Ursache gegeben. Sie wissen, wie vergnügt ich bin, wenn ich Ihnen schrei-

ben darf, und ich habe so lange nicht geschrieben! — Außerdem ist hier noch ein gewisser Herr Seidelin*), der morgen nach Leipzig reißt, und der mir verspricht, daß er auch vergnügt seyn will, wenn ich ihm einen Brief an meinen besten Herrn Professor mitgeben kann. Sie erlauben doch gütigst, daß ich ihm dieses Vergnügen mache? Eine lächerliche Frage! werden Sie denken. Freylich; aber ich bin mit allem dem zufrieden, daß Sie mir nicht darauf antworten können, und daß ich nur Ihre Antwort voraussetzen muß. Einmal kömmt mirs doch zu, so zu fragen. Wenn Sie mir nun antworten könnten, so würde es oft heißen: Heute nicht, mein gutes Kind! — — So ungefähr, wie manchmal bey uns, wenn sich jemand melden läßt: „Ja, heute gehts nicht an. Wir haben zu thun. — Wir haben Kopfschmerzen. Wir müssen ausgehen." Kommen aber die Leute, ohne vorher zu fragen; Gut! So sind sie da. Wer kann sich helfen? Vielleicht thut man erst ein wenig steif und fremd, hernach schickt man sich, so gut man kann, und endlich wird man wohl gar verdrießlich, wenn sie wieder fortgehen wollen. Denken Sie ja nicht, daß ich das Letzte hier auf meinen Brief anwenden will. O nein, liebster Herr Professor, dafür ist schon gesorgt! Denn was habe ich Ihnen zu sagen, das Sie verdrießlich machen könnte, wenn ich aufhöre?

Eine einzige Frage wollte ich mir indessen wohl die Freiheit nehmen an Sie zu thun, und gehorsamst bitten, daß Sie mir dieselbe einmal nach Ihrer Bequemlichkeit beantworten wollen.

---

*) ein junger Däne, der damals in Leipzig studirte.

Mein Vetter, der D. Stieglitz *), gab mir den ersten Theil von dem Emil des Rousseau zu lesen, ohne selbst etwas von diesem Buche gelesen zu haben. Es war mir lieb; denn die Verfolgungen, die dieses Buch erlitten und seinem Verfasser zugezogen, machen es interessant, und so natürlich es ist, wenn jemanden der Kopf abgeschlagen wird, zu fragen: Was hat er gethan? eben so natürlich ist es, wissen zu wollen, warum das Buch zum Feuer verdammt worden. Heute kommt Stieglitz zu mir. Ich spreche: Hier haben Sie Ihr Buch wieder, geben Sie mir nun den andern Theil. — — „„Nein, Cousine."" „Nun? „warum?" „„Ich lese selbst nicht weiter."" „Des„wegen kann ichs doch wohl lesen." „„Im Ernst, Cou„„sine, Sie kriegens nicht; ich darfs Ihnen „„nicht geben."" „Wer verwehrts denn?" — „„Doctor „„Reinh — „Was geht uns D. Reinhold **) an?" — „„Fragen Sie nur Ihren Bruder, der hats ge„„hört; der Doctor sagte, es wäre ein giftiges „„Buch. Er giebt mir den Fluch, wenn ichs Ih„„nen lesen lasse."" — „Was steht aber so Gefähr„liches darinnen?" — „„Auf mein Wort, ich weiß „„es nicht, ich habe es ja nicht gelesen, aber der „„Doctor"" — „O mit Ihrem Reinhold!" — „„Auch „„andre Leute. Der Geh. Rath Fritsch fragte „„mich, ob ich närrisch wäre, daß ichs Ihnen ge„„geben hätte? Ich darf gewiß nicht."" So strit-

*) Sohn des geheimen Kriegsraths und Bürgermeisters Stieglitz in Leipzig, der durch seinen unstäten und flatterhaften Sinn seinem würdigen und durch Ernesti's classische Zuignung des Cicero berühmten Vater vielen Kummer machte.

**) Hofrath Reinhold, damaliger Amtmann zu Dresden.

ten wir, liebster Herr Professor, und endlich verglichen wir uns dahin, daß ich Sie fragen sollte, wofern Sie das Buch kennen, ob er mirs geben darf, und er ließ mich versprechen, es nicht zu lesen, wenn Sie es nicht wollen, und wenn mirs auch hundert Leute geben wollten. Das that ich gern, und wills ihm auch halten. Große Lust hätte ich, zu sehen, was für ein Lehrgebäude von Religion Rousseau seinem Emil beybringen und auf welche Art er sie ihn lehren wird.

So habe ich Ihnen denn wieder, mein theuerster Herr Professor, eine halbe Viertelstunde Zeit verderbt! Nun will ich eilen und es dem Herrn Oberpostcommissär eben so machen, und hernach untröstlich seyn, wenn Sie verdrießlich darüber werden.

Herr Seidelin hat mir auf die Fragen, die ich Ihrer Gesundheit wegen an ihn that, solche Antworten gegeben, wie ich sie immer zu erhalten wünsche. Leben Sie ferner recht sehr wohl. Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 14. October 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

52.

Liebste Mademoiselle!

Alle Ihre Briefe sind mir lieb, Sie mögen mir sie durch die Hände des Briefträgers oder guter Freunde schicken, und das müßte auch ein sehr mürrischer Kopf seyn, dem sie nicht gefielen, und der sich nicht darüber freuen sollte, daß Sie so gern an ihn schreiben. So viel ist gewiß, daß es mir kein geringeres Vergnügen ist, Ihre Briefe zu lesen, als Ihnen, an mich zu schreiben; denn ich lege Ihr Geständniß nach dem Buchstaben aus, weil ich weiß, daß Sie nichts anders reden, als was Sie denken. Und warum sollten Sie auch nicht gern an einen Mann schreiben, der Sie als seine Tochter liebt, und das aus den besten Gründen?

Aber auf den Emil des Herrn Rousseau zu kommen, meine beredte Freundin, so muß ich Ihnen kurz gestehen, daß ich von diesem Buche nichts als die Vorrede gelesen habe, daß mein Leben, nach meinen Gedanken, zu kurz ist, als daß ichs jemals ganz lesen sollte, und daß ich, wenn auch dieß nicht wäre, zu wenig ein Freund der Schreibart des Rousseau bin, als daß ichs ganz lesen könnte. Ich liebe das Natürliche und einfältig Schöne und Wahre, und Rousseau liebt das Sonderbare, das Paradore, und höchstens das schimmernde Wahre, das in Verwunderung und Bestürzung setzt, es mag überzeugen oder nicht, bessern oder verderben. Es kann seyn, daß in seinem Emil oft viel Gutes und der Tour nach Neues steht, das man vielleicht in andern Büchern von der Erziehung, in dieser Art gesagt, nicht findet. Allein wenn seine Weisheit im Ganzen sich nicht mit der Religion verträgt, wie

man ihm Schuld giebt, und auch nur einer einzigen Wahrheit der heiligen Schrift widerspräche, so entbehre ich sie mit großer Zufriedenheit, und werde, so lange mich zuverlässige Richter nicht das Gegentheil lehren, andre lieber bitten, das Werk nicht zu lesen. Bey Ihnen aber, liebe Mademoiselle, (und hier sehen Sie die Größe meines Zutrauens zu Ihnen) bey Ihnen, sage ich, will ich eine Ausnahme machen. Denn so viel Beredsamkeit und Scharfsinn Rousseau auch hat, das Ungegründete gegründet, und das Mögliche zum Wahren zu machen, so bin ich doch überzeugt, daß er Ihren Verstand nicht so leicht hintergehen, und von Ihrem guten und für die Ehre der Religion empfindlichen Herzen mehr zu fürchten haben wird, als von aller Philosophie. Wen gefährliche und ungläubige Grundsätze in seiner Ueberzeugung nicht wankend machen, sondern seinen Glauben, wenn er sie liest, durch ihre Ungereimtheit und Thorheit und Widerspruch nur noch mehr befestigen, wer das von sich weiß und fühlet, der kann in der That das Recht und zuweilen eine Pflicht haben, solche Schriften zu lesen. Ich aber, meine Freundin, der ich bey meinen siechen Stunden die schönen Psalmen eines Rousseau*) (ich meine den Dichter Rousseau) selbst nicht schön finde, wie sollte ich Geschmack an dem Emil des übelberufenen Rousseau finden? Ich bin so stolz, daß ich glaube, das Beste von der Erziehung gelesen oder gedacht zu haben, und so viel mir auch Rousseau von dem noch Mangelhaften und Unentdeckten in dieser Materie in seiner

*) Jean Batiste Rousseau, dem es (beiläufig gesagt) an übelm Rufe, und vielleicht mit mehrerm Rechte, nicht weniger fehlte, als dem ehrlichen Jean Jaques.

Vorrede vorsagt, so habe ich doch zu den Grundsätzen einer gesunden und durch die Religion verbesserten und aufgeklärten Vernunft so vieler großen Männer das Vertrauen, daß sie das Wichtigste, Brauchbarste und durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte am meisten Bestätigte in ihrem Unterrichte nicht so leicht werden übersehen haben, wenn sie uns auch viel Müßiges und nur im Gedanken Wahres mitgelehret hätten. Ich wollte wohl wetten, daß Mosheim zu Ende seines ersten Theiles der Sittenlehre, auf wenig Blättern, mehr brauchbare Weisheit zur guten Erziehung vorgetragen hat, als Rousseau in seinen vielen Bänden. Ja, ich wette noch mehr, ich verwette meinen Namen, und alle meine Schriften, und alle meine Freunde, daß wenn Sie, meine liebe Lucius, die Tochter des Rousseau wären, Sie unter seinen philosophischen Händen nicht halb so vortrefflich erzogen wären, als Sie an der Seite einer nicht speculativen, sondern verständigen frommen Mutter sind erzogen worden. Basedow in seiner practischen Philosophie für alle Stände hat in zwey kurzen Capiteln die vornehmsten Regeln von dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend (zu Ende des ersten Bandes) gesammlet, und, einfältig mit Zahlen bemerkt, dem Leser hingesetzt. Lesen Sie diese, gute Mademoiselle, wenn Sie den witzigen Emil gelesen haben, und sagen Sie mirs alsdann auf Ihr Gewissen, ob ein verständiger, sorgfältiger, christlicher Vater, oder auch eine ihm ähnliche Mutter, oder so ein Lehrer, Anführer, oder Freund, bey einer klugen Anwendung dieser und andrer einfältigen Regeln, den Verstand und das Herz ihrer Jugend nicht gewisser und kürzer und glücklicher bilden werden, als nach den feyerlichen Betrachtungen eines Rousseau, der sich in denselben, vielleicht mehr ihrer Kühn-

heit, als Nutzbarkeit wegen, gefällt. — Doch wozu dieses Alles? Scheint es doch, als ob ich die Erlaubniß, die ich Ihnen ertheilet, nur darum ertheilet hätte, um Sie Ihnen mit der andern Hand wieder zu nehmen. Aber nein, Sie sollen sie behalten, weil ich Ihnen mehr Stärke zutraue, als den meisten hundert andern Lesern; es wäre denn, daß Ihr Herr Vetter D. Stieglitz sich diesem Privilegio widersetzte. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße, und dessen Güte Herr Seidelin sehr rühmet.

Leipzig, den 26. October 1762.

Gellert.

53.

Liebste Mademoiselle!

In dem Augenblicke, da Goedicke *) meinen Brief auf die Post getragen, kam ein wackrer Mann zu mir, dem ich sagte, was ich Ihnen auf Ihre Frage wegen des Emils geantwortet hätte. „Ich, sprach er, habe das Buch schon in Braunschweig gelesen. Es ist wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit das gefährlichste, das vielleicht jemals zum Umsturze der christlichen Religion geschrieben worden. Er entwirft, indem er die Wahrheiten und Grundsätze der Offenbarung geschickt zu Vernunftwahrheiten macht und sie naturalisirt, so ein reitzendes Bild der natürlichen Religion, daß alle geoffenbarte überflüßig zu seyn scheint. Endlich

*) Gellerts Famulus.

erklärt er sich offenbar wider die Göttlichkeit der Schrift, ob er sie gleich wegen ihrer Einfalt und Hoheit zu dem besten Buche, und unsern Erlöser zum göttlichsten Menschen mit tausendfachen Lobsprüchen erhebt." Wer, setzte mein Freund hinzu, wer in seinem Glauben wahrhaftig und göttlich gegründet ist, und in seinem Herzen die Kraft der Schrift empfindet, der wird, wenn er das Buch gelesen hat, Gott danken, daß er nicht Rousseau ist; Gott bitten, daß er ihn nicht zum Glauben eines Rousseau herabfallen lasse; an diesem geistreichen Scribenten erkennen, wie sehr der Glaube dem Witze und Stolze des Menschen zuwider ist, und wie gern er sich in der Naturtugend allen Zwang anthut, wenn er nur die Fesseln einer Offenbarung dadurch zerbrechen kann. — Dieses sagte der wackre Mann, und kaum hat ers gesagt, so eile ich aus Pflicht und Liebe, es Ihnen zu sagen, und Sie zu bitten, mit der Lectüre der übrigen Theile des Rousseau noch einige Zeit anzustehen; und was könnten Sie wohl der Bitte Ihres Freundes Gellerts versagen?

Leipzig, den 26. October 1762.

54.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der neun und zwanzigste October war mir ein sehr glücklicher Tag, und das aus zweyerley Ursachen. Zwey Briefe auf einmal von meinem besten, meinem verehrtesten Freunde! und gleich vorher — — — Doch die Ursache, die mich zuerst auf die Gedanken brachte, daß der Tag für

mich glücklich sey, will ich Ihnen hernach sagen. Jetzt w
ich nur an Sie und Ihre Güte denken; aber alle mei
Liebe, alle meine Ehrerbietung, alle meine Dankbarkeit
nicht hinreichend für Sie. Ich könnte keine Zufriedenh
haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie mein ganzes He
kennen. — — O gewiß! Sie kennen es. Niemand ka
seinen Vater besser lieben; und wenn ich, denke ich, mei
liebsten Anverwandten nicht hätte und niemanden angehört
der mir werth wäre, so würde doch der Gedanke, daß ein
von den besten verehrungswürdigsten Männern, der Man
den alle Rechtschaffne lieben, den auch die hochachten, d
es nicht sind, mich wie seine Tochter liebt, und es m
selbst sagt, stark genug seyn, mein leeres Herz zu erfüll
und zufrieden zu stellen. Ja, mein theuerster Herr Pr
fessor, ich will Sie beständig kindlich verehren. Lassen S
mich immer Ihre Tochter, Ihre Caroline seyn. Hören Si
nennen Sie mich manchmal Ihre Caroline, wie mein Vat
und meine Mutter thun, und wie Sie thun würden, wen
ich wirklich Ihre Tochter wäre.

Was Sie sich für Mühe geben, und wie viel güti
Sorgfalt tragen Sie nicht für mich! — Ja, liebster He
Professor, ich will den Emil nicht lesen. Dr. Stiegl
hätte sich dem Privilegio, es zu lesen, widersetzt, wie
mir gesagt hat. Er hat das Buch nunmehr gelesen. S
spricht, das Irrige darinnen sey sehr subtil, und er hä
dafür, daß es Leuten von seinem Verstande gefährlich
seyn kann, als gemeinen Lesern; doch freute er sich üb
den Rath, den auch Sie mir gegeben haben, es nicht
lesen, und lobte meine Folgsamkeit! Ich gebe es willig au
denn gesetzt auch, diese Lectüre schadete mir gar nichts,
ist sie mir doch sehr entbehrlich; und eine Schrift, die unse

Grundsätze und unsern Glauben in Gefahr setzen könnte, aus bloßer Neubegierde zu lesen (und das war, ich gestehe es, mein erster Bewegungsgrund), ist für uns Menschen, die wir keine Zeit zu verschwenden haben, ein Misbrauch und ein Vorwitz, der vielleicht bestraft zu werden verdient. Indessen bin ich eben nicht verdrießlich, den ersten Theil gelesen zu haben. Er enthält schlechterdings nicht das geringste Anstößige, und wie es mir vorkam, etliche sehr nützliche und sehr wahre, aber auch viel gemeine, viel chimärische und schwer auszuübende Dinge. Der Schein der Wahrheit aber, und die überredende einnehmende Art, mit der sie gesagt werden, und die es nicht zuläßt, daß sie einem so langweilig, so falsch und so unmöglich vorkommen, als bey einem andern Vortrage geschehen müßte, ist wenigstens eine gute Warnung, sich mit der Beredsamkeit der folgenden Theile, die mehr interessiren und gefährliche Materien enthalten, nicht auf gut Glück einzulassen. Rousseau mag wohl seinen Witz und seine Beredsamkeit verschwenden, das Ungegründete gegründet und das Falsche zum Wahren zu machen, es ist aber Schade, daß er sie dadurch heruntersetzt und entkräftet, da er sie, wo er Wahrheiten, die aller Annehmung würdig sind und die jeder von Vorurtheilen freye Verstand für richtig erkennen muß, empfehlen und unterstützen will, auf eine sehr rührende und überredende Art anzuwenden weiß. Ich habe Lust, eine Stelle anzuführen, die ich für einen Beweis von demjenigen halte, was ich eben gesagt habe. Wenn ich Ihnen, liebster Herr Professor, damit beschwerlich bin, so werden Sie die Güte haben, diese Stelle zu übergehen.

Von der sehr strengen Zucht und der vielen Arbeit, welcher die meisten Kinder, die man gut zu erziehen gedenkt,

von ihren ersten Jahren an unterworfen werden, schreibt Rousseau im andern Buche auf der 139. Seite also:

Des enfans qui naissant, la moitié tout au plus parvient à l'âgé d'adolescence, et il est probable, que vôtre élévé n'atteindra pas l'âge d'homme. Que faut-il donc penser de cette éducation barbare, qui sacrifie le présent à un avenir incertain, qui charge un enfant des chaines de toute espèce, et commence par le rendre misérable, pour lui préparer au loin, je ne sai quel prétendu bonheur, dont il est à croire qu'il ne jouira jamais? Quand je supposerois cette éducation raisonnable dans son objet: comment voir sans indignation, de pauvres infortunés soumis à un joug insupportable, et condamnés à des travaux continuels, sans être assurés que tant de soins leur seront jamais utiles? L'âge de la gaïté passe au milieu des pleurs, des châtimens, des menaces, de l'esclavage. On tourmente le malheureux pour son bien, et l'on ne voit pas la mort qu'on appelle, et qui va le saisir au milieu de ce triste apareil. Qui sait combien d'enfans perissent victimes de l'extravagante sagesse d'un pére ou d'un maître! Heureux d'échaper à sa cruauté, le seul avantage qu'ils tirent des maux qu'il leur a fait souffrir, est, de mourir, sans regretter la vie dont il n'a connu que les tourmens.

Aber welcher strenge Vater oder Lehrer wird die gleich darauf folgende Apostrophe lesen können, ohne gerührt zu werden, und sich Vorwürfe zu machen? So fährt er fort:

Hommes, soyez humains! c'est vôtre prémier devoir: Soyez — le, pour tous les états, pour tous les âges, pour tout ce qui n'est pas étranger à l'homme! Quelle sagesse y a-t-il pour vous hors de l'humanité?

Aimez l'enfance, favorisez ses jeux, ses plaisirs, son aimable instinct. Qui de vous n'a pas regretté quelquefois cet âge où le rire est toujours sur les lèvres, et où l'ame est toujours en paix? Pourquoi voulez-vous ôter à ces petits innocens la jouissance d'un tems si court qui leur échappe, et d'un bien si précieux dont ils ne sauroient abuser? Pourquoi voulez vous remplir d'amertumes et de douleurs ces premiers ans si rapides, qui ne reviendront pas plus pour eux, qui ne peuvent revenir pour vous? Pères, savez-vous le moment où la mort attend vos enfans? Ne vous préparez des regrets en leur ôtant le peu d'instans que la nature leur donne. Aussitôt, qu'ils peuvent sentir le plaisir d'être, faites qu'ils en jouissent; faites qu'à quelque heure que Dieu les appelle, ils ne meurent point sans avoir gouté la vie.

Was kann menschlicher seyn? Ich weiß noch eine Stelle, welche die Mütter angeht, die ihre kleinen Kinder aus ihrer Sorge und fremden Händen überlassen, die wegen ihrer größern Nutzbarkeit der itzt angeführten noch vorzuziehen ist und die Ermahnungen enthält, welche wohl Gehorsam verdienten. Aber was hilft das alles? Es ist vielmehr ein Unglück für die Leser, wenn ein Buch in gewissen Betrachtungen so gut und in andern wieder so sehr schlimm ist. Doch wir wollen den Emil verlassen.

Lassen Sie nun, liebster Herr Professor, mich Ihnen auch mein andres Glück erzählen, das mir an dem Tage widerfuhr, an welchem ich Ihre Briefe erhielt. Ich saß bey meiner Schwester, als man mir ein versiegeltes Paket und ein Compliment vom Herrn Consistorialregistrator Zeis brachte, der mir sagen ließ, hier schicke er mir ein schönes Buch zu lesen. Ich riß es auf, und fand die Geschichte

der Miß Sidney Biddulph, und in derselben einen Brief, worinn er mir das Buch mit sehr eifrigen Ausdrücken anpries und auf die gütigste Art meine Freundschaft verlangte. Ich muß Ihnen sagen, hochzuehrender Herr Professor, daß Herr Zeis schon länger als zwey Jahre mein naher Nachbar ist, ich aber habe sonst nichts von ihm gewußt und ihn nicht weiter gekannt, als daß ich ihn und seine Frau habe auf der Gasse gehen sehen. Herr Zeis aber ist mehr von mir unterrichtet gewesen; denn eine meiner Freundinnen, welche auch die seinige ist, hat ihn, mir unbewußt, mit meinem Character auf eine für mich vortheilhafte Art bekannt gemacht. Ich habe eine aufrichtige Freude über das unerwartete Geschenk seiner Freundschaft. Künftig soll es eine meiner liebsten Sorgen seyn, sie zu verdienen und zu unterhalten. Ich habe mich bemüht, ihm meine Dankbegierde in meiner Antwort zu bezeigen, und ich hatte das Vergnügen zu sehen, daß er damit zufrieden war; denn er schickte mir gleich den darauffolgenden Morgen eine Gegenantwort, die voll von Güte und Freundschaft ist. Er hat mir einige Briefe geschickt, die Sie, bester Herr Professor, zu verschiedenen Zeiten an ihn geschrieben, und ich habe daraus gesehen, wie sehr Sie sein Freund sind, und wie hoch ich ihn zu schätzen habe. — Billigen Sie aber auch die Güte Ihres Freundes, liebster Herr Professor? Ach ja! Sie gönnen mir seine Freundschaft. Ich bin glücklicher, als ichs verdiene; aber Sie werden sich freuen, daß ich so glücklich bin. Morgen will ich ihm seine Miß Biddulph wieder schicken und dazu schreiben; denn er hat mirs gesagt, daß sie nicht leer wiederkommen soll, und da will ich ihm alles sagen, wovon ich glaube, daß es ihm gefallen kann; denn ich bin meinem neuen Freunde recht sehr gut, ob ich

wohl in meinem Leben kein Wort mit ihm gesprochen habe.

Herr Seidelin ist ein gutherziger Mensch. Er hat an meinen Bruder und auch an mich geschrieben und uns viel unverdienten Dank gesagt. Wir haben ihm nur wenige und gemeine Höflichkeiten erweisen können; aber gute Leute schätzen jede, auch noch so kleine Gefälligkeit. Sein Brief war recht artig. Ich wunderte mich, daß er so hübsch war, da er doch unsrer Sprache nicht einmal recht mächtig ist.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Unser Haus empfiehlt sich gehorsamst, und ich kenne und liebe die große Pflicht, die ich habe, lebenslang mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 8. Novbr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

55.

Bester Herr Professor!

Vor etlichen Tagen meldete ich Ihnen mein unerwartetes Glück, daß mir Herr Zeis, Ihr Freund, mein Nachbar, seine Freundschaft angeboten und mich damit beschenkt hat, und Sie wissen, mit wie viel Freude ichs that. Aber damals wußte ich noch nicht die Hälfte von Allem dem, was diesen meinen neuen Freund angeht, und von dem, was ihm das größte Recht auf meine Hochachtung und meine besten Wünsche giebt. Seitdem habe ich ihn und seine

liebe Frau besucht, und beide haben mir auf die gütigste und freundschaftlichste Art begegnet, und er hat mir die wichtigsten Umstände seines Lebens mit einer so aufrichtigen Miene erzählt, daß ich außerordentlich wohl mit ihm zufrieden bin. Liebster Herr Professor, Sie werden sagen: ich könnte Ihnen wohl die Mühe ersparen, dieses alles von mir anzuhören, und Sie haben sehr recht; denn Sie kennen Herr Zeisen und kennen auch mich: so wird es Ihnen leicht seyn, den Grad unsrer Zufriedenheit mit einander zu beurtheilen.

Aber Herr Zeis wills haben, daß ich mit ihm zugleich schreiben soll, ungeachtet er Ihnen selbst einen sehr langen Brief sendet. Aber sein Brief ermüdet nicht, das weiß ich aus der Erfahrung. Er war so gütig und schickte mir ihn gestern Abends zu lesen, und ich las ihn und schrieb ihn auch ab, ohne müde zu werden. Sagen Sie nur Ihrem Freunde nichts davon, daß ich ihn mir abgeschrieben habe. — Wiewohl, wird sichs schicken, daß ich meinen Brief versiegle, da er ihn zumal selbst fortschicken will? Er hat mir seinen Brief lesen lassen: kann er da nicht auch erwarten, das zu lesen, was ich schreibe? — — Freylich! Je nun, liebster Herr Professor, wer kann sich helfen? Abgeschrieben habe ich ihn, das ist sicher; und ich bin auch nicht willens, ihn wieder heraus zu geben. Seyn Sie nur nicht unruhig. Herr Zeis wird wohl darüber nicht mit mir böse werden, und wenn ers thäte, so wollte ich zu ihm sprechen. „Lieber Herr Zeis, sie müssen nicht böse „seyn, daß ich mir Ihren Brief abgeschrieben habe. Sie „haben mirs auch so gemacht, und das mit Briefen, die „ich Ihnen nicht zum Lesen gesandt habe, und sehen Sie,

„ich bin doch nicht böse geworden." — So will ich sprechen, und da wird er wieder gut werden. Dächten Sie nicht?

Ich freue mich, wie Ihnen sein Brief gefallen, und wie seine, und seiner Schwester Geschichte Sie rühren wird. Bald hätten Sie einige meiner Thränen mit bekommen. Ich mußte immer im Lesen weg sehen, daß keine auf das Papier fiel. — — In dem tröstlichern Theile seiner Erzählung hat er mir aus Freundschaft eine ansehnliche Stelle eingeräumt. Wenn er in seiner Güte zu weit geht, liebster Herr Professor, so bestimmen Sie ihm, wieviel er von mir halten darf. Mit dem Antheile von seiner guten Meynung, den Sie mir als billig zuerkennen, will ich sehr zufrieden seyn und gern keinen vorzüglichern verlangen. Aber was sagen Sie zu der Ehre, die er mir neben Ihnen zu erweisen gedenkt? Und was sagen Sie zu der Einrichtung unserer Verwandschaft? — O die billigen Sie! Theuerster Herr Professor, diese Bitte ist groß; aber heute bewilligen Sie sie. Sie haben mich heute lieber als sonst, und mein Brief ist Ihnen auch lieber, das weiß ich. Sie haben sonst Briefe von mir aus den Händen der Briefträger und aus den Händen guter Freunde erhalten. Dieser erscheint in einer ganz neuen Gesellschaft. Es ist ein Bruder und eine Schwester — es sind Ihre beiden Kinder, die zugleich an Sie schreiben. — —

Leben Sie recht wohl theuerster Herr Professor! Ich höre niemals auf zu seyn

Dresden, den 19. Novbr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

56.

Liebste Mademoiselle!

Es ist jetzt fünf Uhr, da ich mein letztes Collegium geschlossen, und ich bin außerordentlich ermüdet. Möchte ich mich doch an einem Briefe an Sie, meine liebe Freundin, einige Augenblicke erholen können; denn lange kann ich doch nicht mit Ihnen reden, weil ich um sechs Uhr Besuche, das ist nach meiner Empfindung, neue Arbeiten habe.

Erstlich wollen Sie also den Emil des Rousseau nicht fort lesen. Das ist vortrefflich, und ich danke Ihnen für diesen Entschluß, als für eine große Wohlthat, ob ich gleich, selbst aus den Stellen, die Sie mir angeführet haben, sehr überzeugt bin, daß weder Ihr Verstand noch Ihr Herz auch da, wo Rousseau gut ist, viel verlieren würden. Wir haben ja so viel vortreffliche Bücher; warum sollten wir die halbguten oder die mehr gefährlichen, als nützlichen, lesen? Viel vortreffliche Bücher? werden Sie vielleicht denken. Ja, Mademoiselle, nach meiner Rechnung giebt es viele. Wenn ich zehn auserlesne Bücher habe und jedes zehnmal lese, so ist es für mich, als hätte ich derselben hundert. Damit tröste ich mich, wenn andre mit Recht über den Mangel guter Schriften, gegen die vielen schlechten gehalten, klagen.

Aber was geht uns Rousseau weiter an? Nichts mehr von ihm. Herr Zeis ist uns doch wohl wichtiger; wenigstens steht in seinem langen Briefe, den ich heute von ihm erhalten, und den Sie auch gelesen haben, mehr, das rührt und unterrichtet und erbaut, als gewiß in dem ganzen Lebenslaufe des Emils, in den ganzen drey Bänden,

ewig nicht vorkommen wird. Er und seine liebe Frau sind also unerwartet Ihre Freunde geworden, ein Glück für Sie, meine beste Correspondentin, und eben so wohl ein Glück für den guten Zeis und seine Friederike.

Habe ichs Ihnen nicht vorher verkündigt, daß sich die Zahl Ihrer Freunde ohne Ihr Wissen bald vermehren würde? Sie verdienen geliebt zu werden und Ihr Verdienst wird in dem Umgange mit so rechtschaffnen Freunden, wieder ohne Ihr Wissen, sich vermehren und Ihnen immer mehr Achtung und Liebe erwerben, und so wird endlich, auch unvermerkt, der Freund erscheinen, der ganz für Ihr Herz, für Ihre Tugend, Ihre Liebe und Ihr Leben bestimmt ist. Nach meinem Wunsche soll es einer der besten Menschen seyn. Gott gebe Ihnen dieses Glück, wenn es seiner Weisheit gefällt. Leben Sie wohl, meine liebe Caroline, und grüßen Sie Herr Zeisen und seine Frau Liebste auf das beste von mir.

Leipzig, den 23. Novbr. 1762.

Gellert.

57.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich und Herr Zeis haben uns bald gezankt. — Ja, liebster Herr Professor, gewiß bald gezankt. So weit sind wir schon in unsrer Freundschaft gekommen. „Worüber wir uns zanken wollten?" Sehen Sie, Sie waren so gütig und antworteten uns beiden sehr bald auf unsre Briefe, und eben als Ihr gewünschtes Paket ankam, hatte ich einen Brief an Herr Zeisen zugesiegelt (wir schreiben uns

unbegreiflich oft und viel) und war im Begriffe ihn fortzuschicken. Weil es früh und gleich um die Zeit war um die er sonst ausgeht, so wollte ich mich nicht aufhalten, sondern schickte ihm Ihren Brief unverzüglich mit, ehe ich noch selbst etwas von dem las, womit Sie mich beehret haben. Ob ich nun wohl nicht zweifeln will, daß sich unser Herr Zeis sehr über Ihren Brief wird gefreuet haben, so muß doch seine Freude nicht groß genug gewesen seyn, alles mürrische Wesen aus seinem Gemüthe zu vertreiben; denn er ward böse über mich, weil er in meinem Briefe kein Wort von dem fand, was Sie mir geschrieben hatten. Er erklärte mein Stillschweigen davon aus falschen Ursachen, und kurz, er schrieb mir, zweifelte an meiner Freundschaft, widerrufte es wieder, und ich sahe es deutlich daß er noch unentschlossen war, ob er gut oder böse seyn wollte. Endlich fing er an sich zu beklagen, daß ich so zurückhaltend wäre, nannte es ein wenig Bosheit, redete davon, daß er sich rächen könnte, daß ers thun wollte, und daß ich, wenn ich ihn auch bäte, doch nicht erfahren sollte, was Sie ihm für Heimlichkeiten in einem sehr vertrauten Briefe geschrieben hätten. Denken Sie, daß mich das verdroß? Nein, lieber Herr Professor, gar nicht; aber ich ward doch trotzig. Armer Herr Zeis, dachte ich, Sie werden mich wohl eher bitten. Ich sagte ihm aber das nicht. Ich stellte ihm nur liebreich vor, daß er sich übereilte, daß es nicht erbaulich wäre, von Rache zu reden, am wenigsten, da er nicht wüßte, ob er einmal Ursache dazu hätte unwillig zu seyn. Ich grüßte ihn und seine Frau Liebste in Ihrem Namen, wie Sie mir befohlen haben, und sagte ihm freundlich, daß, da Ihr Brief Geheimnisse enthielte, die ich zu wissen kein Recht hätte, so verlangte ich gar nicht ihn zu lesen.

Dagegen wollte ich ihm aber auch meinen Brief nicht zeigen, weil ich mirs zum Gesetz gemacht hätte, ihm nachzuahmen, so wie ich ihm bisher in allen Schritten, die er zu unsrer Freundschaft gethan, willig gefolgt wäre, und das that ich, um ihm beyläufig die Verbindlichkeit zu zeigen, in der er ist, mir ein gutes Beyspiel zu geben, und nichts Argwöhnisches und nichts von Rache mehr blicken zu lassen. Diese meine Sanftmuth hat so viel gewirkt, daß er sein Unrecht einsah, daß er mirs abbat und mir Ihren Brief schickte. Aus willfähriger Versöhnlichkeit ließ ich nicht vierundzwanzig Stunden vorbeystreichen ohne ihm zu antworten, und ihm Ihren Brief an mich, auch mitzutheilen. Vielleicht lieſt er ihn itzt in diesem Augenblicke, und wer weiß, wie er sich dabey über mein versöhnliches Herz freut. Herr Zeis hat mich schon gefragt, ob ich Ihnen bald antworten würde. Wenn er nun diesen Brief zu sehen verlangt, so darf ichs ihm wohl nicht abschlagen, sonst kömmt er mit dem, was er mir immer vorpredigt: „Einem Bruder guter Art (und das ist er) muß man nichts verschweigen, nichts übelnehmen." — — — Gut, Herr Zeis, auch einer Schwester nicht. So dürfen Sie mirs auch nicht übelnehmen, daß ich unserm besten Professor unsern kleinen Streit erzählt habe.

Und nun, mein gütiger Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen meinen Dank für die Gütigkeit abstatten, aus welcher Sie mich in der Stelle seiner verstorbenen Juliane confirmiren, die er mir gern eingeräumt hat. Dieses schätzbare Frauenzimmer, das ich niemals gekannt habe, hat dennoch meine aufrichtigste Liebe und Hochachtung. Erlauben Sie, lieber Herr Professor, daß ich die Abschrift eines Briefs beylege, den Sie an ihres Bruders Braut geschrie-

ben und der fast das einzige Andenken ist, das Madame Zeis von dieser lieben Schwester hat.

Ich betrachte und schätze die Freundschaft unsers Herrn Zeisens und seiner Frau Liebste allerdings als ein Glück, das mich um so viel mehr rührt, da ichs nicht verdient und niemals erwartet habe. Vielleicht verbessern sich wirklich durch dieses Glück die wenigen guten Eigenschaften, die mir Ihre unschätzbare Gewogenheit ehemals haben erlangen helfen. Von dem Unterrichte oder dem Beyfalle, der Warnung oder Aufmunterung eines entfernten verehrungswürdigen väterlichen Freundes, und dann von dem Beyspiel und den aufrichtigen Erinnerungen eines brüderlichen Freundes und nähern Zeugen meiner Aufführung, und endlich von dem ehrbegierigen Verlangen beiden zu gefallen und beider Liebe zu erhalten, und von den Empfindungen der Dankbarkeit für ein so reines und großes Glück sollte wohl viel Gutes zu mehrerer Verbesserung meines Charakters zu hoffen seyn.

Von Ihren so liebreichen Wünschen für mein zeitliches Glück wird Gott so viel erfüllt werden lassen, als für mich gut seyn mag. Wenn es ihm gefällt, meine eifrigsten Wünsche zu billigen, so müssen Sie, theuerster Herr Professor, das gesegnetste, zufriedenste Alter erreichen, und ich noch das Glück haben, Ihnen Proben meiner ehrfurchtvollesten Liebe zu geben, und niemals der Ehre unwürdig werden, die Sie mir erweisen, wenn Sie mich Ihre Caroline nennen. Ja, liebster Herr Professor, ich will gar keine andre Ehre verlangen, als diese, mich lebenslang nennen zu dürfen

Dresden, den 4. Decbr. 1762.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Den 5. Decbr.

Herr Zeis ist völlig mit mir ausgesöhnt. Er hat mir heute erstlich einen sehr freundschaftlichen Brief geschickt und mich hernach auch selbst besucht. Gleich itzt verließ er mich, und wir haben viel, sehr viel von Ihnen geplaudert.

58.

Bester Herr Professor!

Ich habe wohl dem Herrn Oberpostcommissär noch zwey Briefe in diesem Jahre zu schreiben versprechen müssen, und heute haben wir den letzten Tag, oder vielmehr, itzt geht die letzte Nacht im Jahre an, und ich habe noch nicht damit fertig werden können. Vielleicht hätte ich itzt Zeit, es zu thun; aber unser lieber Herr Oberpostcommissär wird es mir gütigst vergeben, ich fühle jetzt einen stärkern Beruf in mir, Ihnen zu schreiben, und Ihnen zu sagen, daß ich mich freue, diesen letzten Tag des Jahres damit zu beschließen, daß ich an Sie, mein theuerster Herr Professor, denke, daß ich Gott für jede Wohlthat, so er Ihnen das Jahr hindurch erwiesen, wenigstens mit eben der Empfindung danke, mit der ichs für die besten, mir unmittelbar erwiesenen, Wohlthaten thue. Ich mache mir die vergnügten Gedanken, daß Sie diesen Schluß des Jahres so gesund und zufrieden werden erreicht haben, als ich und unser ganzes Haus und alle, die Sie verehren und lieben, es Ihnen wünschen. Gott lasse Sie in dem neuen Jahre und zu allen Zeiten, mit Allem dem gesegnet seyn, was Sie Ihres Verlangens werth halten. In Allem, was Sie

angeht, bester Herr Professor, in Ihren Verwandten, in Ihren Freunden und in Allen, derer Sie sich aus Freundschaft oder Gütigkeit annehmen, müssen Sie, wenn meine Wünsche erhört werden (und das wird gewiß geschehen) beglückseligt seyn! Möchte doch auch ich, so wie ich sollte, für die Ehre, Ihrer mir in diesem Jahre beybehaltenen unschätzbaren Gewogenheit dankbar seyn können, und besser das vorzügliche Glück verdienen, Sie, meinen theuersten Herrn Professor als meinen besten, verehrungswürdigsten Freund zu denken! Unser Herr Zeis (wie viel Gutes wünscht Ihnen sein Herz nicht! Er ist gewiß der redlichste Mann) Unser Herr Zeis sage ich, ist unter meinen guten Freunden, die ich hier habe, derjenige, mit dem ich am allerliebsten umgehe; denn mit ihm kann ich am besten und am meisten von meinem liebsten Herrn Professor reden. Er geht in alle meine Empfindungen für Sie ein, Er liebt Sie und ehrt Sie, wie ich Sie liebe und ehre, und wünschts so herzlich als ichs selbst wünsche, daß ich immer mehr und mehr der Ehre würdig werden möge, Ihre Caroline zu heißen.

Dresden, den 31. Decbr. 1762.

C. C. Lucius.

Darf ich Ihnen meine Eltern und Geschwister, und mich dem Herrn Oberpostcommissär, gehorsamst empfehlen

59.

Liebste Freundin!

Es kränkt mich, daß ich den Briefwechsel mit Ihnen auch in dem neuen Jahre, wie es scheint, nicht sorgfältig, nützlich und freundschaftlich genug unterhalten werde. Aber meine Beschwerungen, die mich täglich mehr unterdrücken, sind in der That groß und entschuldigen die Versäumung dieser Pflicht und meines eignen Vergnügens, wenigstens größten Theils. Sonst war ich größtentheils für mich und meine Freunde brauchbarer; das, denke ich, kann ich mit Gewissen sagen. Doch in guten Tagen willig, dienstfertig und zufrieden seyn, dieß ist keine große Tugend. O wie wohl wird mirs künftig ergehn, wenn mirs nach den guten Wünschen geht, mit denen Ihr Herz den letzten Brief erfüllt hat. Gott gebe mir, was mir gut, für die Ewigkeit gut ist, wenn es auch nach dem menschlichen Auge nicht in die Classe der Guter zu gehören scheint; denn es kann ja wohl eine angreifende Arzney bey aller ihrer Bitterkeit für viele Kranke die größte Wohlthat seyn, wenn gleich nicht für alle. Daß Sie, beste Caroline, sich oft mit Herr Zeisen von mir (vielleicht nur zu oft) unterhalten, o das glaube ich Ihnen und Ihrem Freunde ohne alle Versicherung. Wie oft ich gegen meine Freunde Ihrer gedenke, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß ich mir oft vorgenommen habe, Sie seltener und weniger zu lieben, und habe mich doch wohl bey der ersten Gelegenheit vergessen. Kann Sie nicht mein Lob über lang oder kurz gewissen Beschwerlichkeiten aussetzen, die eben nicht geringe sind? Der freundschaftliche Umgang mit Herrn Zeisen, der Ih-

nen soviel Vergnügen und Nutzen bringt, ist, wie Sie selbst sagen, kein geringer Zuwachs Ihres Glücks, und deswegen muß er auch mir Freude und Ehre seyn. Versichern Sie diesen wackern Mann meiner Hochachtung und Liebe, und bitten Sie ihn, daß er mirs vergiebt, wenn ich ihm zu spät antworte. Sie, meine liebe Freundin, würden vielleicht eben so lange warten müssen, wenn ich nicht glaubte, daß Ihnen meine Briefe, jährlich gerechnet, die Dienste thun könnten, die eine kleine Pension einem verdienstvollen Manne thut. Sie vermehrt seine Tugend nicht, aber sie erinnert ihn doch, sie zu üben. Gott lasse Ihr ganzes Leben gesegnet, Ihres Hauses Freude und vieler Menschen Wunsch seyn!

Leipzig, den 5. Januar 1763.

Gellert.

(60.)

Hochzuehrender Herr Professor!

Mit wie viel Empfindung, mit was für dankbarer Freude schreibe ich Ihnen nicht den ersten Brief im Frieden! — — Welch ein Pack Briefe hier vor mir! Alle im Kriege geschrieben! — — O wie viel Briefe (ja, bester Herr Professor, Gott wird mir den Wunsch gewähren, und Ihnen Gesundheit und Leben schenken, um Ihrem menschenfreundlichen Herzen das Glück des Friedens noch empfindlicher zu machen, und Sie noch viel, viel Jahre daran Theil nehmen zu lassen), wie viel mehr Briefe, sage ich, will ich mir noch erst die Freude haben, Ihnen im Frieden zu schreiben und auch von Ihnen zu erhalten.

Schreiben Sie mir immer selten; wenn ich nur noch recht viel Briefe von Ihnen erhalte, so werde ich dadurch nur um desto glücklicher seyn. Aber setzen Sie meine Demuth nicht mehr auf die gefährliche Probe, den Briefwechsel mit mir Pflicht und Vergnügen zu nennen und die Versäumung derselben zu entschuldigen. Nein, liebster Herr Professor, soviel Glück und Freude mir Ihre Briefe sind, so werde ich mir doch nie den eigennützigen Wunsch erlauben, dieses Vergnügen zu haben, als wenn Sie mirs vollkommen freywillig und ohne alle Beschwerlichkeit geben können, und eben so wenig kann ichs jemals vergessen, daß ein jeder gütiger Gedanke, den Sie für mich denken, schon mehr Ehre ist, als ich verdiene, oder jemals zu hoffen gewagt hätte.

Herr Zeis empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst, und dankt Ihnen für die Gütigkeiten, welche Sie ihm erweisen, eben sowohl als für die, womit Sie mich beehren. Ich denke, daß er gewiß nicht eifersüchtig darüber ist, wenn Sie ihm später antworten, als mir. Noch weniger denke ich, daß ers seyn sollte. Ich habe es ihm recht demonstrirt, daß er den Rang hoch über mir hat, so lange er der verdienstvolle Mann bleibt, der durch keine Pension darf erinnert werden, wenn er seine Tugend üben soll. Er that sehr bescheiden, wie ich ihm das sagte; aber ich weis doch, daß er den Vorzug fühlt. Doch wird ers (das weis ich auch) nicht leicht für eine Demüthigung halten, wenn Sie ihn einmal zur Pension herunter setzen.

Ich bin sehr froh über meine Pension, und könnte sie mir doch auf Lebenslang versichert werden! Nach dem Preise, wornach ich sie schätze, habe ich mir nun schon ein großes Capital davon gesammelt, denn nun nenne ich alle

Ihre Briefe so; der Name gefällt mir. Wenn Ihre Briefe Pension sind, so sind meine Antworten nichts anders, als Quittungen darüber. Ein neues großes Recht, zu schreiben! Wer darf denn Quittungen an sich behalten?

Zu oft kann ich wohl nicht von Ihnen mit Herr Zeisen reden. Man kann nicht zu oft etwas Gutes sprechen und auch nicht zu oft vergnügt seyn; und wovon unterhält man sich wohl nützlicher und angenehmer, als wenn man mit Freunden von dem spricht, was man mit Recht aus Pflicht und aus freyer Wahl verehrt und liebt? Seine Freundschaft und sein Umgang sind mir schon an sich sehr schätzbar, noch schätzbarer aber wird mir beydes durch den Antheil, den Sie gütigst daran nehmen wollen, und durch den Gedanken, daß ich beydes vornehmlich der Ehre, die Sie mir erweisen, und der Güte, die Sie für mich haben, schuldig bin; und Sie wissen nicht, wie gern ich Ihnen Alles, was mir lieb und vortheilhaft ist, zu verdanken haben möchte. Dennoch entsage ich gern dem Vergnügen zu wissen, daß hochachtungswürdige Personen in der Welt sind, deren gute Meynung ich dem Lobe eines Gellerts zu danken habe, da ich nicht einmal die Ehre verdiene, der Inhalt seines Gesprächs zu seyn, ob ich gleich von den Beschwerlichkeiten, denen Ihr Lob mich aussetzen könnte, ganz und gar keine Idee habe; es müßte denn seyn, daß diejenigen, die es hörten, dadurch auf mich aufmerksam gemacht würden, und daß es mir alsdann schwer fiele, diesem Lobe Ehre zu machen: und in der That, diese Betrachtung hat genug, das einem den Muth benehmen könnte, aber ich muß das nicht zulassen, und wenn ich einen rechtmäßigen Ehrgeiz besitze, muß sie mir da nicht vielmehr Muth geben, verdoppelten Fleiß anzuwenden, um der Ehre

nicht ganz unwerth zu bleiben, die ich mir selbst erweise, wenn ich mich mit der vollkommensten Ehrerbietung nenne

Dresden, den 26. Januar 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

61.

Liebste Mademoiselle!

Diesen Brief, hoffe ich, wird Ihnen der Commissionsrath Wagner überbringen, ein sehr lieber Mann, für dessen Bekanntschaft ich gewiß Ihren Dank verdienen werde. Ja ich erwarte ihn. Sie können so zuversichtlich mit ihm sprechen, als wenn ich selbst käme, und ihn förmlich ausfragen, wie gut ich von Ihnen denke; denn er weiß es besser, als andre meiner Freunde. — Und hier, liebste Freundin, schließe ich schon. Nicht Geschäfte, nicht Besuche, nein, meine Beschwerungen hindern mich, mehr zu schreiben. Leben Sie wohl.

Leipzig, den 9. Februar 1763.

Gellert.

62.

Hochzuehrender Herr Professor!

Was könnte ich wohl durch Sie erlangen, das Ihnen nicht meinen besten Dank verdienen sollte? Ganz gewiß haben Sie ihn für die Güte, nach welcher Sie mir die vorzügliche Ehre, einem Ihrer würdigsten Freunde bekannt zu werden, haben verschaffen wollen. Und Ihr Freund, bester Herr Professor? Der hat auch meinen Dank, daß er alle die Hoffnung erfüllt hat, die Sie mir von ihm gemacht haben. Ja, liebster Herr Professor, ich konnte gleich so viel Vertrauen zu ihm fassen, als Sie von mir verlangten. Der Herr Commissionsrath wirds Ihnen von mir wiedersagen, wie zuversichtlich ich mit ihm gesprochen habe. Ich konnte es ohne Bedenken thun, das wissen Sie. Mein Recht dazu durfte ich ihm nur gleich aus Ihrem Briefe beweisen. Aber, daß er auch sehr gütig mit mir gesprochen, das muß ich Ihnen von ihm sagen. Ja, er hat mir so viel von Ihrer Nachsicht, von Ihrer Gewogenheit und unverdienten gütigen Meynung von mir erzählt, daß ichs kaum zu glauben wage, und daß michs kränkt, weil ichs nicht halb verdiene, und noch mehr, weil ichs Ihnen nicht halb sagen kann, wie viel mein Herz dabey empfindet.

Sie sind krank, liebster Herr Professor? Es ist Pflicht, Sie zu schonen, und nicht mit langen Briefen zu ermüden. Leben Sie also wohl, theuerster Herr Professor, und befinden Sie sich bald besser! — — Ich fragte den Herrn Commissionsrath: „Wird denn der Friede unsern besten Gellert nicht gesund machen?" — Ich zweifle, gab er

zur Antwort; und das ist unter allem, was ich ihn habe sagen hören, das Einzige, was mir nicht gefiel.

Noch einmal, bester Herr Professor, leben Sie wohl und lassen Sie Ihrem gütigen Andenken noch ferner empfohlen seyn

Dresden, den 16. Febr. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. G. Lucius.

Herr Zeis hat von mir verlangt daß ich diesen Brief einschließen soll.

63.

Liebste Mademoiselle!

Der Commissionsrath Wagner danket mir eben so sehr für Ihre Bekanntschaft, als Sie mir für die seinige danken, und also bin ich doppelt belohnet. Er machet mir auch Hoffnung, meine liebe Correspondentin und Freundin bald von Person kennen zu lernen, und ich bemühe mich, diese Hoffnung anzunehmen; denn Sie wissen wohl, daß der Kranke leichter fürchtet, als hoffet. Doch da mich Gott das Glück des Friedens hat erleben lassen, warum wollte ich nicht auch die guten Freuden des Lebens hoffen? Leben Sie wohl; denn Sie merken es doch, daß mir das Schreiben sauer werden mag? Leben Sie also wohl, und grüßen Sie Ihre liebsten Eltern und Jungfer Schwester auf das verbindlichste von mir, auch Ihren Herrn Bruder.

Leipzig, den 26. Februar 1763.

Gellert.

64.

Bester Herr Professor!

Wie befinden Sie sich? Sie sehen in Ihren letzten Briefen immer noch krank aus, und wenn ich bescheiden wäre, sollte ich Ihnen vielleicht nicht beschwerlich fallen. Aber, liebster Herr Professor, ich habe Ihnen etwas zu erzählen, und ich weiß gar nicht, wie ichs anfangen soll, wenn ichs Ihnen verschweigen will. Nein, das ist mir unmöglich, verschweigen kann ichs Ihnen nicht. Lassen Sie michs Ihnen erzählen, ichs wills recht kurz machen.

Sie wissen doch, liebster Herr Professor, daß die Frau Generalin von Bitzthum hier in Dresden ist? Und ich weiß, daß das Fräulein Schönfeld ihre Tochter ist. Nun gut! Die Frau Generalin hat, vermuthlich durch Ihre Gütigkeit, theuerster Herr Professor, etwas von mir gehört, und die kleine Neugierigkeit gehabt, mich sehen zu wollen. Dieses hat Herr Zeis durch den Herrn Geh. Kriegsrath von Ponikau erfahren. Er selbst hat der Frau Generalin aufgewartet und von dieser Dame den Befehl für mich erhalten, daß ich zu ihr kommen sollte. Vorgestern habe ich also der Frau Generalin und zugleich dem Herrn Generale und dem Fräulein Schönfeld aufzuwarten die Gnade gehabt, und alle haben mir, einem ganz unbekannten Mädchen, mit einer Güte begegnet, die mir desto unschätzbarer ist, da ich weiß, daß ich sie keiner andern Ursache, als der Gewogenheit des verehrungswürdigsten Mannes, zuzuschreiben habe. Ja die Frau Generalin war so gnädig mir zu befehlen, daß ich wiederkommen und einige von den Briefen mitbringen sollte, womit Sie mich

beehret haben, um ihr solche vorzulesen. „Sie sollen nicht gedruckt werden," setzte sie hinzu. Aber, liebster Herr Professor, ich weiß nicht ob ich gehorchen kann. Wenigstens wird mir die Wahl der Briefe sehr schwer werden. Es steht in allen so sehr viel Gutes von mir; wie werde ich das vorlesen können? und wie wird sichs für mich schicken? Wie, wenn die Gräfin oder das Fräulein dächten, ich wäre eitel, und möchte wohl mit Fleiß nur diejenigen Briefe ausgesucht haben, die am vortheilhaftesten für mich wären? — Gleichwohl kann ich mich selbst nicht so weit verleugnen, dieser Dame gar nichts zu zeigen, das sie veranlassen könnte, einige gütige Gedanken für mich zu fassen; denn, bester Herr Professor, ich bin stolz auf Ihre Meynung von mir und auf die Ehre Ihrer Gewogenheit, der ich so viele wahre Vortheile und unter denselben auch die Bekanntschaft dieser edeln Familie verdanke; wie sollte ich nun derselben alles entziehen, womit ichs beweisen kann, daß ich diese Ehre besitze? Ich weiß wohl, wie ichs machen will; ich werde es wagen, und das Fräulein Schönfeld bitten, mir die Gnade zu erweisen, und ihrer gnädigen Mama an meiner Statt, was ihr gefällt, aus den Briefen vorzulesen; das wird für mich das beste Mittel seyn.

Nun, liebster Herr Professor, was sagen Sie? Können Sie mirs vergeben, wenn ich Ihnen mit meiner kleinen Erzählung beschwerlich bin? Aber ich habe etwas, womit ichs einigermaßen wieder gut machen kann. Die Frau Generalin und das Fräulein haben mir recht viel Complimente an Sie aufgetragen und gesagt, sie hofften Sie nunmehr bald selbst in Leipzig zu sehen.

Ob ich denn wohl auch einmal dieses Glück haben

werde? Ich wünsche es selbst mehr, als ichs hoffe; aber vielleicht — Der Friede war ja ein viel schwereres Werk, als eine Reise nach Leipzig, und kam doch endlich zu Stande. Ich will also hoffen, daß mir wohl das empfindungsvolle Vergnügen noch könne aufbehalten seyn, Ihnen, theuerster Herr Professor, meine Ehrerbietung persönlich zu bezeigen. Ja das kann geschehen. Indessen soll es (ich mag nun wirklich so glücklich werden oder nicht) allemal zu meinen besten Vergnügungen und zu meinen ersten Pflichten gehören, mit der ehrfurchtvollsten, zärtlichsten Dankbarkeit zu seyn

Dresden, den 14. März 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Erlauben Sie, lieber Herr Professor, daß meine Eltern und meine Geschwister sich Ihnen ehrerbietigst empfehlen. Dem Herrn Commissionsrath Wagner danke ich gehorsamst für die Nachsicht, mit welcher derselbe, von mir zu urtheilen, die Gütigkeit gehabt hat.

65.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich im voraus über die Vortheile, die Ihnen die Bekanntschaft mit der Gräfin Vitzthum und ihrer Tochter bringen wird. Die Gräfin ist eine der besten Damen, die ich jemals gekannt habe. Sie macht ihrem Geschlechte nicht blos durch Verstand, Geschmack und Lebensart sondern noch mehr durch Güte des Herzens, durch Religion und ein leutseliges Betragen Ehre, und die Tochter

ist dieser Mutter werth. Wenn Ihr Hof in Dresden viel solche Damen hat, so ist er ohne Ausnahme der beste, und wenn Sie, liebste Lucius, den Beyfall und die Gewogenheit der Gräfin und ihrer Tochter haben, so können Sie mit sich zufrieden seyn, wenn Sie auch hundert andern Damen nicht gefallen sollten. Ich gehöre, stolz zu reden, zu dem Bithynischen Hause, kenne es durch einen vieljährigen Umgang und durch oftmaligen Aufenthalt in demselben, genau, und habe nicht blos Ein Recht mehr, als andre, sondern eine Pflicht, die Gräfin, als ein Beyspiel der ehelichen und mütterlichen Tugenden Ihnen anzupreisen. Wenn ich Ihnen endlich sage, daß diese Mutter und Tochter, mich mit einem besondern Vertrauen beehren und mit großer Freundschaft für mich besorgt sind, so wird es Ihnen wohl nicht schwer werden, beyde zu lieben und gleichsam in meinem Namen dankbar zu seyn. Vielleicht habe ich, wenn es meine Gesundheit erlaubt, das Vergnügen, die Frau Gräfin nach den Feyertagen in Welkau zu besuchen, und da, hoffe ich, wird sie mir viel Gutes von meiner Correspondentin erzählen und mich loben. Sie hat auf ihren Gütern beynahe lauter Geistliche, die sie auf mein Wort gewählet hat, treffliche und fromme Männer, die sie in Ehren hält und als eine große Wohlthat von Gott ansieht. Meine Briefe an Sie, liebe Freundin, kann die Gräfin allerdings und vor allen andern lesen; aber ich fürchte, unsre Correspondenz wird über lang oder kurz in die Hände der Welt fallen, und für diese ist sie doch nicht geführet worden. Herr Zeisen, den ich herzlichst grüße, können Sie sagen, daß ihm Herr Krebel in wenig Tagen eine Collecte überbringen wird, die wir an unserm Tische für den blinden Jüngling gesammelt haben. Sie würde

größer seyn, wenn diese Herren nicht fast täglich gutthätig wären; ja, sie sind es ohne Zeugen, und gute Herzen haben immer auch ihre eignen Lieblinge unter den Armen und Elenden. Leben Sie wohl und halten Sie zufriedne Feyertage, Sie und Ihr ganzes Haus.

Leipzig, den 31. März 1763.

Gellert.

66.

Hochzuehrender Herr Professor!

Das errathen Sie nicht, was mich bey Ihrem Briefe am meisten erfreut hat — daß er zwo Seiten lang war. Wenn ich ein Blättchen nur mit zehn oder zwölf Zeilen finde, ach denke ich da, mein lieber Gellert ist wohl krank. Aber zwo Seiten, das sieht schon so krank nicht aus. Nur drey Tage zuvor hatte ich einen eben so langen Brief von Ihnen, an Herr Zeisen, gelesen, in welchem Sie sich meiner gütigst erinnerten; (aber ich habe es dem Herrn Zeis aufgetragen, Ihnen in meinem Namen zu danken: geht das an lieber Herr Professor?) und nicht lange vorher durch Herr Seidelin einige nicht unangenehme Nachrichten von Ihnen erhalten. Aus allem diesen mache ich mir die beste Hoffnung, daß Sie sich immer besser befinden, und Ihr Vorhaben, die Gräfin Vitzthum zu besuchen, werden ausführen können. Ja, liebster Herr Professor, bleiben Sie, wenns möglich ist, bey diesem Vorsatze; denn die Frau Generalin freute sich auf Sie, und machte sich schon auf den dritten Feyertag Rechnung, Sie bey sich in Welkau zu sehen. Doch vielleicht sind Sie schon bey dieser

Dame, und da kann es wohl geschehen, daß sie Ihnen ihre Meynung von mir sagt, und da werden Sie, bester Herr Professor, ganz gewiß die Gütigkeit haben, sie zu bitten, mir in den Fehlern nachzusehen, die ich etwan aus Unwissenheit kann begangen haben, und in der That, da ich sehr wenig Bekanntschaft habe, und fast nur mit einer einzigen Gattung von Leuten umgegangen bin, kann ich einigermaßen mehr berechtigt seyn, Nachsicht zu erwarten, als andre, die mehr Umgang und eben dadurch (im guten Verstande gesagt) mehr Welt haben. Ganz gewiß weiß ichs freylich nicht, ob ich glücklich genug gewesen bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieser Gräfin und ihrer Tochter zu erhalten, allein ob ich gleich, vielleicht durch die Ehre befriedigt, welche Sie, gütigster Herr Professor, mir erweisen, wenig Ehrgeiz übrig habe, so denke ich doch, es könne mir nicht zu verzeihen seyn, wenn ich nicht wünschen wollte, daß diese Damen, die so sehr Ihre Freundinnen sind und in Ihrer Achtung so hoch stehen, von Ihrer Correspondentin nicht ganz nachtheilige Gedanken möchten gefasset haben. Ja, wenn ich auch außer diesem Zusammenhange ihr Urtheil betrachte, halte ichs für Ehre, ihres Beyfalls nicht unwerth geachtet zu werden; denn Sie entwerfen mir von ihnen einen Charakter, den ich lieben und verehren müßte, wenn auch weder die Damen selbst noch jemand, der mit ihnen in Verbindung stünde, mir bekannt oder theuer wären. So viel weiß ich aus der Erfahrung, daß die Gräfin ausnehmend leutselig und in ihrer Güte sogar liebreich ist. Das Fräulein ist auch sehr gütig, aber ernsthafter und entfernter. Unfehlbar werde ich die Gnade, die mir hier erwiesen worden, stets mit der ehrerbietigsten Dankbarkeit empfinden, und die besondere Freund-

schaft, welche diese würdige Damen für den besten, verdientesten Mann hegen und wodurch sie sich selbst ehren, soll diese Dankbarkeit nicht nur unterhalten sondern auch vermehren. Als ich zum zweytenmale, auf eine schriftliche Einladung von Ihrem lieben Fräulein, die Ehre hatte, der Frau Gräfin aufzuwarten, überreichte ich demselben Ihre Briefe, einen Schatz, welchen ich ungern weggebe, den ich aber, ob ich wohl damals Ihre Einwilligung noch nicht wußte sondern nur als gewiß voraussetzte, ihren Händen mit großer Zufriedenheit überließ, aus welchen ich ihn auch vollständig nach zween Tagen zurückerhielt, und ich bin gewiß, das Fräulein weiß mir Dank dafür.

Aber, liebster Herr Professor, warum besorgen Sie, unsre Correspondenz werde in die Hände der Welt fallen? Ich weiß zwar nicht recht, was Sie eigentlich unter diesem Ausdrucke verstehn, allein ich mag ihn erklären, wie ich will, so habe ich doch diese Furcht nicht, und ich habe auch keinen Grund dazu. Die wenigen meiner Freunde, denen ich etwas von den Briefen, womit Sie mich beehret haben, gezeiget, sind zu freundschaftlich und auch zu dankbar, als daß sie aus Unachtsamkeit oder Vorsatz eine Indiscretion begehen sollten, von der sie wissen, daß sie meinem verehrungswürdigen Correspondenten oder mir missfallen würde. Es kann mich auch nicht reuen, daß ich diesen meinen Freunden Briefe habe lesen lassen, die der unwidersprechliche Beweis von der Freundschaft des besten Mannes für mich, und meine vorzügliche Ehre, und alles sind, worauf ich stolz seyn könnte. Und ist nicht ein Glück, das man, mistrauisch, ganz allein und unmitgetheilt, besitzt, nur ein halb genoßnes Glück? Und würden nicht die schätzbarsten meiner Freunde, die mich itzt in einem hohen Grade lieben,

nur eine gemeinere Art von Freundschaft für mich hegen, wenn sie von dem Verhältnisse nichts wüßten, in welchem ich mit Ihnen, theuerster Herr Professor stehe? Dennoch will ich, wenn Sie für nöthig finden es mir zu befehlen, gern dem Vergnügen entsagen, meine Freunde an demjenigen Theil nehmen zu lassen, welches mir Ihre Briefe geben, und sie werden sichs auch gern gefallen lassen, sobald ich Ihren ausdrücklichen Befehl anführen kann.

Einer von den rechtschaffenen Geistlichen, welche die Frau Gräfin Vitzthum durch Ihre Vorsorge erhalten, der Herr Pastor Buschmann in Löbnitz, ist mir als Dichter aus verschiedenen Stücken bekannt. Von ihm haben wir die Texte zu unsern besten Passions- und Festmusiken, auch den zum Friedens-Dankfeste.

Herr Seidelin mit seinen Landsleuten wird heute von uns Abschied nehmen. Da er wieder nach Leipzig geht, wird er mich vermuthlich wieder bitten, wie er schon etliche mal gethan hat, ihm einen Brief an Sie, liebster Herr Professor, mitzugeben. Ich wollte ihm wohl gern den Gefallen erweisen, weil er es dafür ansieht, wenn ich nur wüßte, daß es Ihnen nicht beschwerlich wäre. Verzeihen Sie mirs diesmal, hochzuehrender Herr Professor, und befehlen Sie mir künftig; dann sollen Sie sehen, daß mir nichts leichter zu thun wird, als dasjenige, wodurch ich Ihnen beweisen kann, daß ich ohne alle Ausnahme sey

Dresden, den 7. April 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Lassen Sie unser ganzes Haus Ihrer Gütigkeit empfohlen seyn.

67.

Liebste Mademoiselle!

Nur ein Wort. Der Graf Scheel, ein Däne, mein Freund und gewesener Schüler, ein vortreffliches Kind, der von hier auf Reisen und über Dresden geht, der Sie nicht blos durch mich, sondern durch seine Landsleute kennt, will Sie gern persönlich kennen lernen. Damit Sie ihm und sich und Ihren liebsten Eltern den Besuch erleichtern, so bitten Sie Herr Zeisen, daß er zu ihm geht und ihn auf einige Augenblicke in Ihr Haus bringt. Es wird Sie und Herr Zeisen nicht gereuen; denn ich habe seit dreyßig Jahren nicht viel solcher junger Herren gekannt. Ich schreibe dieses in Welkau, bey Ihrer großen Gönnerin, der Gräfin Vitzthum, die ich auf etliche Tage besucht habe. Diese Veränderung hat mir, Dank und Preis sey Gott! nicht geschadet, wie ich doch fürchten mußte. Ich bin größtentheils geritten, denn ich habe ein gutes, stilles, bequemes Pferd, ohne zu wissen, von wem ichs habe, ob von dem Prinzen Heinrich oder seinem Adjutanten, dem Herrn von Kalkreuter; genug es ist für mich das beste Pferd und eine Wohlthat, die ich nicht verdienet habe. Leben Sie wohl! Die Gräfin lebt und liebt sie, nebst ihrer Tochter und der Mademoiselle Paret.

Welkau, den 20. April 1763.

Gellert.

Grüßen Sie Herr Zeisen von Herzen von mir.

68.

Liebste Mademoiselle!

Ich bin noch immer in Welkau, und Sie helfen itzt einen Theil meiner Nachmittagsbeschäftigungen und Vergnügungen ausmachen, ohne daß Sie es wissen. Ich muß es Ihnen also aus Dankbarkeit erzählen. Vor etlichen Tagen ließ ich Ihre und meine Briefe aus Leipzig kommen und diese lese ich von vier bis fünf Uhr vor. Meine Zuhörer sind die Gräfin, ihre Tochter und Mademoiselle Paret. Dieses sind die ordentlichen Zuhörer; denn die Mutter der Gräfin, der General Ponikau und M. Heyer *) gehören unter die äußerordentlichen, die nicht allemal zugegen sind. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden die Frau Gräfin mit Ihren Briefen ist. Ausnehmend zufrieden. Nunmehr, sagte sie noch vorgestern, habe ich die Lucius erst recht lieb, da ich sie aus ihren Briefen kenne. Sie hat einen Charakter, wie ich ihn wünsche, und eine Art zu denken und zu schreiben, die ich selten bey einem Frauenzimmer wieder finden werde. Das ist ein vortrefliches Mädchen, rief sie laut, als ich Ihren Brief las, darinnen Sie den meinigen, der sich, denke ich, anfängt: „Das waren harte Tage," beantworten. Ich will die Lobsprüche, die sie Ihrem Herzen und Verstande beylegt, nicht hersetzen, noch das, was ich dazu sage, wenn die Gräfin Sie so herzlich, als ein einsichtvolles und tugendhaftes, frommes Kind lobet; nein ich will es nicht thun, ob ich gleich

*) Nachmaliger Mitherausgeber der Gellertschen Werke, auch als Uebersetzer des Saurin bekannt. Er starb im Jahre 1796.

Ihre Bescheidenheit kenne. Sie wissen genug, um sich erfreuen zu können und erfreuen sollen Sie sich über den Beyfall guter Menschen. Damit die Gräfin Ihnen einen Beweis ihrer Liebe gebe, so will sie, wenn sie nach Dresden geht, mein Portrait von Welkau mitnehmen, in Dresden von einem geschickten Manne copiren lassen und Ihnen ein Geschenk mit der Copie machen. In der That hat sie das wahreste Portrait, das jemals von mir da gewesen ist; das zwar nur mit Tusche, aber mit großem Fleiße (der Maler war mein Freund und Schüler, der mich mit Thränen zwang, daß ich mich mußte malen lassen) gemalet ist. Dieses zukünftige Geschenk wird Ihnen, ich weiß es gewiß, doppelt angenehm seyn, und die Fräulein macht sich schon eine Freude daraus, es Ihnen selbst zu überreichen. Auch muß ich Ihnen melden, meine beste Correspondentin, daß ich nunmehr Ihr Geschenk, Ihre Manschetten, trage, wenigstens kann ich sie alle Tage tragen, denn sie sind ganz zum Gebrauche fertig, und die Dankbarkeit wird es erfordern, daß ich sie zum mindesten alsdann anlege, wenn Sie nach Leipzig kommen, oder ich nach Dresden. Das mag auf heute genug seyn. Leben Sie wohl. Die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret grüßen Sie alle dreye herzlich.

Welkau, den 22. April 1763.

Gellert.

P. S. Lesen Sie doch den beygelegten Brief einer meiner neuen Correspondentinnen, die ich eben so wenig von Person kenne, als die Mademoiselle Lucius. Ich glaube, es fehlt ihr, um recht schreiben zu lernen, nichts als Ihr Beyspiel, meine liebe Freundin, und Sie thäten

vielleicht ein gutes Werk, wenn Sie sichs gefallen ließen, mit ihr Briefe zu wechseln. Ich bin zu träge und zu krank, um dieses Geschäft zu übernehmen; aber Ihnen ist das vielleicht eine Erholung, was mir eine Arbeit ist. Wenigstens weiß ich, daß Sie gern Gutes thun, und es williger thun, als daß Sie erst meiner Aufmunterung bedürften. Genug ich sehe nicht, wie ich dankbarer für die Achtung und das besondere Vertrauen, das mir die Mademoiselle Kirchhof bezeugt, seyn kann, als wenn ich derselben Ihre Bekanntschaft auswirke, und wer weiß, was für glückliche Wirkungen diese gestiftete Bekanntschaft auf viele Menschen noch lange nach meinem Tode hat. Denn wie viele danken mir nicht oft für die geringsten Dienste, die ihnen, wie sie sagen, viel genützet haben! Eine Wohlthat von Gott, deren ich unendlich zu geringe bin, und die mich zu einem desto sorgfältigern Gebrauche der günstigen Umstände, in die er mich ohne alle meine Würdigkeit gesetzt hat, anfeuern sollte. Gleichwohl fühle ich bey meiner gegenwärtigen Verfassung diesen Eifer so wenig, daß ich oft vor mir selber erschrecke. Aber so soll der Mensch Demuth lernen, und sein eignes Nichts. Zugleich schicke ich Ihnen noch einen andern Brief einer meiner ältern Correspondentinnen, einer vortreflichen Dame, der Frau von Kamecke. Ich kann Ihnen ihr Verdienst nicht kürzer und nachdrücklicher beschreiben, als wenn ich Ihnen sage, daß sie als Wittwe fünf Kinder selbst ohne alle Beyhülfe mit der größten Sorgfalt und allen guten Eigenschaften einer weisen und arbeitsamen Mutter erzieht, mit der Frau von Beaumont im Briefwechsel steht, und diese zu dem Entschlusse gebracht hat, sich von London nächstens nach Berlin (ich sähe es lieber, nach Dresden) zu wenden. Diese Dame hat mir, ohne daß ichs im Ge-

ringsten um sie verdienet, sehr wichtige und ganz freywillige Beweise der Freundschaft und Hochachtung gegeben, und sie ist es werth, Ihnen durch mich bekannt zu werden. Itzt lebt sie in Berlin, vorher aber war ihr Aufenthalt in der Stadt Brandenburg. Es sind nur wenig Monate, daß ich sie habe von Person kennen lernen, denn sie erwies mir auf einer Reise nach Erfurt die Ehre, ihren Weg über Leipzig zu nehmen und mich zweymal, weil ich krank war, zu besuchen. Sie ist selbst kränklich und etwan 30 Jahr alt, auch wohl jünger; eine sehr verständige und fromme Dame.

Das wird ein langes Postscript. Nun, wenns kein Postscript ist, so sey es ein zweyter Brief, so sey es Freude und Wohlthat für mich, daß ich heute so viel schreiben kann. Denn gestern Sonntags, meine liebe Freundin, kam ich krank aus der Kirche, fühlte einen meiner schrecklichsten Zufälle, und wagte es, ihm durch Fasten zuvorzukommen. Ich ging also zu Mittage nicht zur Tafel, aß keinen Bissen bis Abends, riß mich von der Stube los, ging um 3 Uhr aufs Filial in die Betstunde, so schwach ich auch war, und siehe, wie groß ist Gottes Güte! Mein traurigster Zufall verlor sich, ich konnte Abends essen, und habe weit besser geschlafen, als sonst. Heute gäbe ich nun gern die ganze Welt hin, wenn das Dankbarkeit wäre; so wie ich alles, alles auf Erden, um die völlige Befreyung von diesem harten Uebel mit Freuden, mit unaussprechlichen Freuden verlieren würde. Danken Sie Gott mit mir über diese Wohlthat, und lernen Sie an diesem Beyspiele, wie sichtbar und oft die Hand Gottes hilft. Wie lange ich noch in Welkau bleiben werde? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Vielleicht gehe ich übermorgen nach Leipzig zurück.

In der That habe ich hier alles, was ich wünschen kann, wenn ichs gleich nicht ganz zu genießen fähig bin. Die beste Wirthin, den besten Umgang, die größten und erlaubtesten Bequemlichkeiten, und an M. Heyern einen Prediger, als Sie ihn im ganzen Lande nicht oft finden werden. Wer dieser Heyer ist? Mein Freund, mein ehemaliger liebster Zuhörer, der Gräfin von mir empfohlen, ein würdiger, gelehrter, frommer, und gleich einem Saurin eigenthümlich beredter Mann, der fast alle Gaben eines Redners besitzt, und dessen Herz seinen ganzen Ton zu einem Commentar seiner Reden macht, der allen Menschen verständlich und eindringend ist. Vermuthlich will ich dieses Blatt auch noch vollschreiben, weil ich Ihnen alles sage, was mir zu Herzen geht. Ist der Graf Scheel bey Ihnen gewesen? Grandison der jüngere, wenigstens dem guten und edlen Herzen nach, und auch dem Verhältnisse nach, daß er schon eine Byron hat, die ihm seine Stiefmutter (sie liebt ihn unglaublich) erzieht und in ihren Armen bis zu seiner Zurückkunft von Reisen bewahret. Wir haben also an unserm Tische zween Grafen verloren, ihn und seinen Freund, den Graf Heinrich Brühl *), von dem ich Dresden und dem Vaterlande aus Erfahrung und mit Ueberzeugung sehr viel Gutes versprechen kann, und den ich auch herzlich und väterlich liebe. Es fehlt ihm nichts, als die Zeit der völligen Reife. Bei dem Herlesen Ihrer Briefe, meine gute Correspondentin, habe ich mich geschämt, daß ich Ihre Freundin, die Frau D. Hauschild so lange nicht habe grüßen lassen. Thun Sie es auf die beste und hochachtungs-

*) Nachmals Sächsischer Gesandter am Münchner und dann am Londner Hofe.

vollste Art, und leben Sie immerdar mit Ihrem ganzen Hause wohl.

Welkau, den 24. April 1763.

Gellert.

69.

Hochzuehrender Herr Professor!

Es ist viel, in der That zu viel Ehre, die mir und meinen Briefen in Welkau wiederfährt. Ich bin sehr aufrichtig davon überzeugt. Doch empfinde ich freylich auch, daß Briefe, die an Sie gerichtet, und von Ihnen beantwortet sind, und eine Person, die Sie selbst mit dem Namen Ihrer Correspondentin und Freundin beehren, nichts ganz Gleichgültiges bleiben können, und daß Sie, da Sie selbst gütig genug sind, sich bisweilen damit zu beschäftigen, wohl einige Aufmerksamkeit von zwo gütigen Damen, welche Ihre Freundinnen sind, blos um Ihrentwillen, erlangen können. Lassen Sie mich also, bester Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen ganz die Freude verdanken, welche der Beyfall guter Menschen mir erweckt. Ja, liebster Herr Professor, dieser Beyfall ist mir Freude. Ich habe schon etlichemal gewünscht, es lieber nicht zu wissen, daß Sie mich itzt täglich eine Stunde mit Ihrem Andenken beehret, indem Sie meine Briefe gelesen, und daß die Gräfin, die Fräulein und Mademoiselle Paret dabey Zuhörer gewesen; denn ich fürchte immer, ich werde nie so dankbar scheinen können, als ichs bin.

Liebster Herr Professor, Sie verstehen ja die Kunst, beydes, beredt und aufrichtig, zu danken — o danken Sie

der Gräfin und dem Fräulein, in meinem Namen, wie ich danken sollte, und empfehlen Sie mich ihnen ehrerbietigst, auch der Mademoiselle Paret danken Sie. Das Geschenk, das mir die Gräfin als einen Beweis ihrer Liebe — ist es wohl zu stolz, es nachzusagen? — zugedacht hat, wird mir, wie Sie sagen, aus doppelten Ursachen lieb und unschätzbar seyn. Es ist mehr, als alles, was ich erwarten können, mehr als alles, was ich jemals verdienen kann; aber gewiß eben das, was ich gewünscht haben würde, wäre es möglich gewesen, einen solchen Wunsch zu wagen. Ich bin bekümmert, wie ich der gütigen Gräfin und der gütigen Fräulein für so viel unverdiente Gnade Dankbarkeit zeigen will. Aber liebster Herr Professor, nennen Sie mir den Maler, der dies treue Portrait von Ihnen gemacht hat. Ich will ihn lieben, ihn als meinen Freund und Wohlthäter lieben, und deswegen gern dem Namen nach kennen. Dann will ich aus Dankbarkeit, den Leuten, welche die Copie seiner Arbeit bey mir sehen werden, seinen Namen, und auch das sagen, daß er Ihr Freund und Schüler gewesen, und ihm dadurch noch mehr Ehre erwerben. Es ist ein General Ponikau hier in Dresden, und ich glaube, es wird der seyn, dessen Sie in Ihrem Briefe gedenken. Wo ich nicht irre, hat er ehedem vor dem Kriege etliche Jahre in dem Hause gewohnt, wo wir wohnen. Damals war er erst Major, dann Obrist-Lieutnant und hatte zwo Töchter und zween Söhne, die aber, soviel ich weiß, alle bis auf die älteste Fräulein, Charlotte, die nun erwachsen seyn muß, gestorben sind. Von M. Heyern habe ich immer, vornehmlich bey Herr Zeisen, rühmlich sprechen hören. Herr Zeis will mir itzt den Saurin, von Heyern übersetzt, zu lesen geben, auch habe ich bey

ihm Briefe von Ihnen an den Herrn Buschmann gesehen, in welchen Sie desselben sehr vortheilhaft gedenken. Wie müssen Sie sich freuen, diesen würdigen Geistlichen einer Dame empfohlen zu haben, die seine Verdienste zu schätzen und zu belohnen weiß.

Bleiben Sie ja so lange in Welkau, als Sie nur können. Ich sehe es, daß Sie sich dort weit besser befinden als anderwärts, und auch, selbst in Krankheit, bald wieder besser werden. Ja, theuerster Herr Professor, gern, recht von Herzen gern und mit jeder Empfindung sage ich Gott Dank, daß er Ihnen so bald und glücklich den letzten traurigen Anfall von Krankheit, hat überstehen helfen, und meine ganze Seele nimmt Theil daran, wenn ichs thue. Wie wird die liebe Gräfin und die Fräulein für Sie bekümmert und besorgt gewesen seyn! Ich kann mir recht eigentlich das Vergnügen vorstellen, das sie fühlten, Sie wieder an ihrer Abendtafel zu finden, und Ihnen die Empfindungen des Dankes und der Freude über die Befreyung von dem schweren Uebel anzusehen, und Ihnen dazu Glück zu wünschen. In der That, ich bin voll Freude, wenn ich daran denke, wie viel vortreffliche Menschen in der Welt seyn müssen, und Gott wird Sie noch lange erhalten, die Zahl derselben durch sich selbst und durch andere, die Sie dazu bilden werden, zu vermehren. Gewiß, es giebt in irdischen Dingen kein reineres und höheres Vergnügen, keines, das so sehr für sich selbst besteht, als dasjenige, welches über den Anblick der Güte und Vollkommenheit in den Seelen der andern und auch in unsern eignen, in uns entsteht.

Dem Briefe der Mademoiselle Kirchhof, für den ich Ihnen, wie auch für die übrigen gütigst mitgetheilten Briefe,

gehorsamst danke, sieht mans an, daß die Verfasserin desselben Sie aufrichtig liebt, und wer, liebster Herr Professor, wollte Sie auch nicht aufrichtig lieben? Mir würde es ein wahres Vergnügen seyn, mit diesem Frauenzimmer Briefe zu wechseln. Nicht daß ich sie durch mein Beyspiel zu belehren gedenke; nein, sie würde wenig von mir lernen können; sondern meiner eigenen Belustigung wegen, und weil der Grund zur Freundschaft zwischen uns bereits gelegt ist. Sie liebt Sie, wie ich; sie wird durch den Titel Ihrer Freundin und Correspondentin geehrt, wie ich. Vielleicht verdient sie diese Ehre mehr als ich, das kann wohl seyn. Aber das thut nichts; sie ist mir dennoch gleich. Von Person ist sie Ihnen unbekannt, wie ich, und sie wünscht eben so herzlich, als ich, Sie zu sehen. Ist so viel Uebereinstimmung nicht schon ein guter Anfang zur Freundschaft zwischen uns? Aber wird die Jungfer Kirchhof auch mit meiner Correspondenz zufrieden seyn? Das ist eine andre Frage. Sie kann wohl schon itzt bessere Correspondenten haben; wenigstens dürfen wirs ihr nicht wissen lassen, daß ich an Ihrer Statt mit ihr Briefe wechseln soll, sonst ist sie es gewiß nicht. Insgeheim wollte ich mich wohl bemühen, sie einigermaßen schadlos zu halten; ich wollte so oft, als möglich, von Ihnen mit ihr reden, und mich freuen, wenn sie mich mit der Zeit, um ihres neuerlangten Freundes willen, ein wenig lieben lernte. Ich habe schon einen halben Brief im Kopfe, den ich ihr gleich schreiben wollte, wenn ich nur wüßte, wie sie es aufnehmen und ob sies auch für eine unbescheidene Neugier halten würde, wenn ich sie etwan im Vorbeygehen frage, auf welche Art sie die Ehre Ihres Briefwechsels erlangt hat. Sonst habe ich recht gegründete Ursachen, zu denken,

daß ich mich sehr gut zur Freundin und Correspondentin für sie schicken würde, und wenn sie diese Ursachen so leicht begreift, als ich, so schickt sie sich unfehlbar auch zur Freundin und Correspondentin für mich. Ich verspreche mir wenigstens Vergnügen von der Bekanntschaft mit Ihrer neuen Correspondentin, wenn Sie auf dem gütigen Gedanken bleiben, mir dieselbe zu verschaffen. Alles, was Sie thun und veranlassen, muß auf gewisse Weise gesegnet seyn; denn Sie thun alles mit den besten Absichten, aus dem besten Herzen und auf die beste Art: und ich wundere mich nicht, wenn auch klein scheinende Dienste, wichtigere und nützlichere Folgen gehabt haben, als Sie selbst nicht voraussehen können. Welch eine zufriedene Aussicht muß es für Sie in Ihre Nachwelt seyn, der Sie nicht blos durch Ihre Schriften, sondern auch durch tausend andere, größtentheils der Welt unbekannte, Thaten, ein öffentlicher und verborgener Segen seyn werden! Und wie sehr verdienen Sie vor andern dieses Glück.

Die Frau von Kamecke ist sehr glücklich, nicht allein Ihre Freundschaft zu besitzen, sondern auch Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen wahre und wichtige Beweise ihrer Hochachtung und Freundschaft zu geben. Auch schätze ich sie darum glücklich, daß sie ihren Freund von Person hat kennen lernen. Ich zweifle, ob ich so glücklich seyn werde; wenigstens für dieses Jahr. Aber vielleicht künftig; so will ich mich trösten, wie ichs bey dem Frieden machte, der doch nun endlich erfolgt ist. Ich ehre die Frau von Kamecke als eine Dame, die durch Verdienst, Weisheit und Tugend die Achtung und Freundschaft des besten Mannes erlangt hat, und so wenig ich auch von ihren Widerwärtigkeiten weiß, so hat sie dennoch mein Mitleiden.

Allein, theuerster Herr Professor, wie sehr verehre ich nicht auch Sie, wenn Sie Ihrer schätzbaren Freundin auf die ungezwungenste, gütigste und sorgfältigste Art, nicht mit der Miene des Lehrers sondern in der freundschaftlichen Erzählung Ihrer eignen Geschichte, Geduld, Trost und Muth predigen. Habe ich je in meinem Leben über einen Punkt von Wichtigkeit richtig gedacht, so ist es über diesen, über den Werth des Glücks und Unglücks dieses Lebens und über die Quellen gewesen, aus denen wir in beyden Fällen, entweder Behutsamkeit und Demuth, oder Ergebung und Muth, und bey fehlgeschlagenen Wünschen Beruhigung schöpfen sollen, und jedesmal habe ich mich gefreut, wenn ich meine Gesinnungen hierinnen geprüft und sie nicht im geringsten von den Ihrigen abweichend gefunden habe. —

Also wird es Deutschland der Frau von Kamecke verdanken, wenn es die Frau von Beaumont von den Engländern erhält. Diese vortreffliche Frau unserm eigentlichen Vaterlande, unserm Sachsen, ja unserm Dresden zu wünschen, ist, weil es hier vielleicht mehr als an andern Orten an so würdigen Personen fehlt, ein wahrer patriotischer Gedanke; doch aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Freundin, die Frau von Kamecke, sey die Frau von Beaumont der Stadt Berlin gegönnt.

Der Herr Graf Scheel ist noch nicht hier gewesen. Er ist erst am Dienstage in Dresden angelangt, und Mittwochs Vormittags dem Churprinzen und den übrigen Herrschaften vorgestellet worden. Dieses erfuhr ich von dem Herrn von Duncan *), der uns noch denselben Nachmit-

*) Führer der Grafen Scheel und Moltke, nachher bey dem Zoll zu Bergen in Norwegen angestellt.

tag, gleich als Herr Zeis und sein Fritzchen, welche mir aufgetragen haben, Sie von ihrer ehrerbietigsten Ergebenheit zu versichern, bey uns waren, mit seinem Besuche beehrte. Mein Vater und mein Bruder haben bereits dem Herrn Grafen aufgewartet, und sind außerordentlich von seinen gütigen und leutseligen Manieren eingenommen. Ich freue mich darauf, Grandison den Jüngern bald zu sehen; denn diese Ehre ist mir vorbehalten. Da der Herr von Duncan sich in unserm Hause bekannt gemacht hat, wird es unfehlbar, den Grafen zu uns zu bringen, keine Umschweife bedürfen. Herr Zeis wird dadurch von einer Bemühung befreyt; aber er läuft auch Gefahr, ganz um das Glück zu kommen, diesen so verdienstvollen jungen Herrn kennen zu lernen. Lassen Sie mich Ihnen, liebster Herr Professor, im voraus für das Vergnügen danken, so mich erwartet, wie ich Ihnen denn überhaupt die ganze gütige Art des Herrn Grafen von mir zu denken, und die ihm die Neugierigkeit mich zu kennen, eingeflößt hat, verdanke. Der Graf Heinrich Brühl ist gestern mit des Premier-Ministers Söhnen und den beyden Königlichen Prinzen nach Pförten *) gereist, unsern lieben König zu empfangen, der morgen hier erwartet wird.

Ich danke Ihnen, liebster Herr Professor, daß Sie sich meiner Freundin so gütig erinnern. Sie solls bald durch mich erfahren, und ich weiß gewiß, sie wird sehr dankbar bey der Ehre seyn, die Sie ihr erweisen. Die gute Hausschild! itzt ist sie um das Leben ihrer Stiefgroßmutter, der

*) Brühl'sches Majorat in der Niederlausitz. Am 30. April traf der König, nach siebenjähriger Entfernung von seinem Lande, wieder in Dresden ein.

Frau Hofräthin Ferber, bekümmert, welche sie sehr liebt und ehrt, und die seit wenig Tagen sich in dem gefährlichsten Zustande befindet. Vorgestern vermuthete man ihren Tod alle Augenblicke; gestern hat sie wieder einige Empfindung bekommen. Aber wer weiß, ob sie die Zurückkunft ihres Mannes und ihres Sohnes erlebt? und wenn sie auch lebt, ob sie sie kennen und verstehen wird? — Ich sollte Ihnen dieses nicht schreiben, Ihr freundschaftliches Herz wird den Streich mit empfinden, der den würdigen Hofrath und seinen Herrn Sohn treffen wird, die ganz unvorbereitet, voll froher Erwartung, ihr Haus, nach einer langen betrübten Entfernung, nach mancher Bekümmerniß für dasselbe bey so viel Gefahren, nach so viel angenehmen Veränderungen, von welchen sie selbst nicht Zeugen seyn konnten, nun ganz in Freude zu finden und selbst die Freude desselben auszumachen hoffen: die sollen nun ihre ganze Erwartung vernichtet, und ihr Haus in Thränen um das Krankenbette, wo nicht um den Sarg, einer geliebten Person versammlet sehen, oder vielleicht anstatt der frohen Umarmung einer zärtlichen Gattin und Mutter, dem schwarzen Leichengefolge begegnen! — Verzeihen Sie mirs, bester Herr Professor, daß ich so viel und lange hiervon geredet. Durch die lange aufrichtige Ergebenheit meiner Eltern für das Ferberische Haus, ist mirs zur Gewohnheit geworden, dasselbe zu lieben, und an allem, was demselben Erfreuliches oder Trauriges widerfährt, Theil zu nehmen. Ich habe mich itzt um so viel leichter verführen lassen, da ich weiß, wie sehr Sie den Hofrath hochschätzen und seinen Sohn lieben. Ueberdieß macht die Lehre von der Unzuverläßigkeit menschlicher Erwartungen und der Hinfälligkeit auch der besten und unschuldigsten Freuden (und

die Freude, welche sich dem Ferberischen Hause in einer so nahen Aussicht zeigte, war gewiß von der Art), die ich aus diesem Beyspiele ziehe, einen tiefen Eindruck auf mein Herz.

Ob es denn Zeit ist, daß ich mit Schreiben aufhöre? — In der That, ich fürchte mich, diesen Brief meinen Eltern sehen zu lassen; ich werde gescholten werden, daß er so lang ist. Wenn Sie mir nur verzeihen! — Schelten Sie mich ja nicht! Wenn der Herr Graf Scheel wird bey uns gewesen seyn, dann habe ich die Ehre es Ihnen zu melden; aber recht kurz, und kein Wort mehr, als was eigentlich zur Sache gehört. Morgen wird der Churprinz und die Churprinzessin dem Könige nach Königsbrück entgegengehen. Die gute Kirchhof, sie weiß noch lange nicht, was schwatzhaftig seyn heißt. Man sollte sie nur einmal mit einem Briefe, wie dieser ist, erschrecken. Nun das kann geschehen, wenns ihr Schicksal haben will, daß sie meine Correspondentin wird.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor, und seyn Sie gegen sich selbst und gegen alle Ihre Freunde, denen ich Liebe, Dankbarkeit und Ehrerbietung schuldig bin, der Ausleger von den Empfindungen meines Herzens, welches Sie kennen, und mit welchem ich unverändert bis an das Ende meines Lebens bleiben werde

Ihre

Dresden, den 29. April 1763.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst. Die Abschrift Ihres letzten lieben langen Briefs wird künftig nachfolgen.

70.

Bester Herr Professor!

Mein Vetter, der Herr D. Stieglitz nahm heute von mir Abschied, und versicherte mich, daß ich mir ihn verbinden könnte, wenn ich ihm einen kleinen Auftrag an Sie mitgeben wollte. Ich schlugs ihm ab, weil ich Ihnen nur gestern geschrieben. Allein er nahm ein Bild, das von mir, als ich nur zwey Jahr alt war, gemacht ist, und ich sehe daraus, daß ers recht erzwingen will, Sie von meinetwegen zu besuchen. Ich kann eben nicht sagen, daß es mir missfällt. Ich habe in Eil Ihren letzten Brief abgeschrieben, nur damit ich bey dieser Gelegenheit mir die Freyheit nehmen könnte, Sie zu bitten es gütig aufzunehmen, wenn er sich die Ehre giebt, sich und mich Ihnen persönlich zu empfehlen. Ich muß Ihnen zugleich melden, liebster Herr Professor, daß ich heute das Vergnügen gehabt habe, meinen andern Vetter, den Lieutenant Stieglitz, kennen zu lernen. Er sagt mir, daß er einige Zeit das Glück Ihres Unterrichts genossen, und er zeigt so viel wahre Ehrerbietung und aufrichtige Hochachtung für Sie, daß ich ihn deswegen liebe. Erlauben Sie mir Ihnen denselben zu empfehlen. Er würde mirs selbst auftragen, wenn er wüßte, daß ich schriebe.

Diesen Nachmittag ist auch unser lieber König gekommen. Er hat uns überrascht; er ward spät erst erwartet.

Vom Herrn Grafen Scheel kann ich Ihnen sagen, daß er sich wohlbefindet, und heute die Königliche Bildergallerie gesehen hat. Er erwies meinem Bruder die Gnade, ihn dazu zu nehmen. Der Herr von Duncan war so gütig, mir gestern Ihren Abschiedsbrief an ihn und sein Communionbuch mit Ihrem Namen zu zeigen. In der That, er ist ein schätzbarer Herr, und die Dänen sind gute Menschen. Leben Sie wohl, bester Herr Professor.

Dresden, den 30. April 1763.

C. C. Lucius.

71.

Liebste Mademoiselle!

Also ist der Leipziger D. Stieglitz Ihr Vetter? Ja, das habe ich nicht gewußt, und mich deswegen sehr geschämet, als er mich bey der Ueberbringung Ihres Briefs, noch über meinem Irrthume antraf, daß er Ihr Vetter war, und nicht der Unbekannte, den ich mir unter seinem Namen seit der Zeit des gelesenen und verbotenen Emils vorgestellet hatte. Der Mann kam mir bey seinem Besuche unruhig vor. Was fehlet ihm? Ich denke, ein Amt mit Arbeit, und eine Frau mit Verstand und gutem frohen Herzen. Möchte ich ihm doch beydes verschaffen können! Und Ihr zweyter Stieglitz, der Lieutenant, ja liebste Freundin, der ist mir sehr wohl bekannt, der ist mein Schüler nach dem Willen seines seligen Vaters ganz besonders gewesen, und ich muß ihn lieben, da mir alle Menschen, die ihn in der Campagne gekannt, viel Gutes von ihm erzählet ha-

ben. Noch unlängst hat mir ihn ein gewisser Hauptmann Wiedemann, den ich in Welkau kennen lernen, als einen gesetzten, ordentlichen und exemplarischen Soldaten beschrieben, und wie sehr habe ich mich über das Gemälde eines Sohnes erfreut, in dem ich verschiedne Lineamenten des Vaters deutlich zu erblicken glaubte. O der Vater Stieglitz, beste seiner Nieçen, das war ein herrlicher Mann; ein weiser, christlicher, herzhafter, patriotischer, arbeitsamer, verdienstvoller Mann; ein Beyspiel alter Treue, verständiger Einfalt und bejahrter Rechtschaffenheit von Jugend auf; der ehrwürdigste Greis, dessen sich mein Herz erinnern kann, und ein Vater seiner Bürger, die ihn noch lieben und sein Gedächtniß nicht selten mit Thränen der Dankbarkeit und Ehrfurcht segnen, davon ich selbst ein Zeuge bin. Gott wird den Segen dieses frommen Vaters nie von seinen Kindern, nie von seinem jüngsten Sohne (den er vorzüglich liebte, und selbst damals noch liebte, als er nicht ganz Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu seyn) weichen lassen, und Sie, gute Lucius, müssen sich der Ehre und der Wohlthat, einen solchen Onkel gehabt zu haben, nie ohne Freude und Ermunterung erinnern. Das thun Sie auch, ich weiß es, denn Sie schätzen ja die Verdienste an den Fremden, an dem guten Duncan, dem Dänen z. E., der Sie kennen zu lernen gesucht und verdient hat; ein eignes Original der Gutherzigkeit, Bescheidenheit und Zufriedenheit. Wenn er Hofrath in Kopenhagen wäre, und Sie wollten mit ihm über die See gehen, so, denke ich, hätte ich nichts dawider. Nunmehr wird der liebe Graf Scheel an Ihrem kleinen Hofe (denn bald wird Ihr Haus das beschwerliche Glück des Hofes haben) präsentirt worden seyn, und ohne Ihre Antwort abzuwarten sage ich mir

in Ihrem Namen für seine Bekanntschaft Dank. Es müs
diesen guten Dänen allen immerdar wohlgehen! Noch hab
ich, beredte Correspondentin, kein Wort auf Ihren Dre
bogen Brief vom 29. May gesagt; aber so lang er i
habe ich ihn doch schon zweymal gelesen, und diese Ver
cherung ist ja eine Art von Beantwortung, die Ihnen nic
missallen kann. Der Maler, dessen Gemälde Sie aus d
Hand der Gräfin erwarten, und dem Sie blos in Geda
ken werden danken müssen, hieß Molius, und starb
der Blüthe seiner Jahre durch die Schuld des Kriegs, b
dauert von mir und allen, die sein gutes Herz und s
fähiges Genie kannten. Er starb, sonderbar zum Tode v
sehen. Als er nehmlich gegen Abend vom Lande zu Fu
zurückkam, wo er einen Geistlichen, seinen Freund, besu
hatte, und von der Wache unter dem Thore gefragt wur
wer er wäre, gab er erschrocken zur Antwort, ein Stud
— ein Zeichenmeister. — Kurz, er soll einen Paß, d
er nicht hat, vorzeigen, und er wird von der Wache
dem damaligen Commandanten, dem General Hauf
einem sonderbaren, heftigen, hitzigen, aber sonst ehrlic
Manne, geführt. „Ihr seyd also der Zeichenmeister, (sch
„ihn der General in der niedrigsten Sprache des Solda
„an) der mir die Stadt hat abzeichnen wollen? An
„Galgen mit euch! führt ihn in die Wache." Aus di
ward er zwar durch die Fürbitte der sel. Herzogin
Curland, die ihn lieb hatte, nach vier und zwanzig Stun
befreyt; allein er fiel, vermuthlich durch das Schrecken
Tode erschüttert, wenig Tage darauf in eine hitzige Kra
heit, an der er den neunten Tag starb. Gott habe
selig! Und er hat ihn gewiß selig; denn er war ein fr
mes Kind. Traurige Geschichte, werden Sie sagen,

bald darzu denken: Aber was ist der traurigste Tod, der ein Uebergang in eine selige Ewigkeit wird? Genug, dieser Ihr Maler verdienet Ihr Andenken wegen seines Charakters und, wenn Sie wollen, auch wegen seines Gemäldes von mir. Die Frau Gräfin geht morgen nebst Ihrem Gemahle wieder von hier nach Welkau und nimmt mich vielleicht mit, wenn ich kann und will. Der Mademoiselle Kirchhof habe ich ihr bevorstehendes Correspondenz-Glück bereits angekündigt. Leben Sie wohl.

Leipzig, den 7. May 1763.

Gellert.

P. S. Sie ist also todt, die würdige Mutter so vieler vortrefflichen Kinder? Der Kammerrath Lindemann kann mir seine liebe Frau nicht genug loben, und diese gute Dame*) habe ich nicht sollen kennen lernen.

72.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ueber das, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe von meinem zweyten Vetter Stieglitz und von seinem verstorbenen Vater sagen, habe ich vor Freuden geweint. Immer habe ich von dem Vater Stieglitz mit Ruhm, mit Achtung und Liebe, als von einem verdienstvollen und in seiner Art großen Manne sprechen hören; aber nie hörte ich von ihm ein so nachdrückliches, so beredtes und so rich-

*) Die Hofräthin Zerber war die Mutter der Kammerräthin Lindemann.

tiges Lob, und nie hat sein Lob mich so gerührt, als dieß-mal. — O wenn der Vater noch lebte, wie würde sein itziger, besserer Sohn, noch mehr sein Liebling, sichs angelegen seyn lassen, ihm den Verdruß vergessen zu machen, den er damals empfand, als dieser ihm Ursache gab, nicht ganz mit ihm zufrieden zu seyn! — Vorgestern kam er zu uns, und da las ich ihm den Brief. Er blieb nicht ungerührt, wie hätte er das bleiben können? Er las ihn wieder, und dann gaben wir uns die Hand darauf, daß wir beyde der Verwandtschaft seines besten Vaters, und der Freundschaft und des Beyfalls unsers besten Gellerts immer werth bleiben, und beide lieben, und mit unsrer Art zu denken und zu handeln ehren wollten. Ja, bester Herr Professor, wenn er so denkt, wie ich wünsche, so wird er sich dieses doppelten Glücks nie ohne Freude, Ermunterung und Dankbarkeit erinnern, und wenn er das thut, so werden ihn unfehlbar diese Empfindungen antreiben, der Welt durch jede That seines Lebens die ehrenvollen Beyspiele seines Vaters und (wenn es Gott gefällt, daß er auch Sie einst überleben soll) seines Lehrers zu erneuern.

Der D. Stieglitz hat mirs geschrieben, daß er Ihnen aufgewartet, als Sie eben spazieren reiten wollten, und auch, daß Sie ihn verkannt haben. Ich denke, Sie haben Recht, wenn Sie meynen, daß er unruhig ist. So lange ich ihn kenne, und ich kenne ihn seit einem halben Jahre, ist er mir so vorgekommen. Vielleicht möchten wohl ein Amt, und eine Frau, so wie sich beides für ihn schickt, die Mittel seyn, ihn ruhiger zu machen. Ich wollte mich freuen, wenn er seinen Wunsch erreichen könnte, dafern es ihm gut ist, ihn zu erreichen; denn gewiß, ich glaube nicht,

daß ich unrecht urtheile, wenn ich sage, daß die Stieglitzischen Kinder (ich kenne nur diese zwey persönlich,) von dem guten und rechtschaffenen Herzen ihres Vaters geerbet haben.

Am Dienstage, liebster Herr Professor, sind Ihre zween Dänischen Freunde fortgereist. Ob ich den Grafen Scheel noch gesehen habe? — Ja, vorige Woche, ich denke, es war am 4. May. Der Herr von Duncan war eben da, mein Vetter Stieglitz kam dazu, und sie erzählten einander wohl schon eine Stunde lang von Seestürmen, Meerstrudeln, von der Donau, von Kriegsschiffen, als uns der Graf Scheel und der Graf Heinrich Brühl überraschten. Allerdings, liebster Herr Professor, ist Graf Scheel ein sehr liebenswürdiger Herr, lauter Güte und Bescheidenheit, denke ich; Graf Brühl ist sehr gesprächig, und beide lieben ihren Freund, ihren Lehrer Gellert, sehr. Ihr Besuch dauerte über eine Stunde, und gewiß, ich hatte Ursache, mit der gütigen Art, womit mir beide Grafen begegneten, ungemein zufrieden zu seyn, und Sie, bester Herr Professor, haben das größte Recht, meine Dankbarkeit dafür zu fordern. Am letzten Sonntage beehrte uns der Herr von Duncan nochmals mit seinem Besuche, und brachte Herrn D. Krebel mit. Der kann es Ihnen wiedersagen, wie viel und wie gern wir von Ihnen gesprochen haben. Der Herr von Duncan nahm Abschied, und erwies mir die Ehre, mit der verbindlichsten Art, meinen Namen zu verlangen. Weil ich kein höflicher Mittel wußte, ihm denselben zu geben, so versprach ich ihm einen Abschiedsbrief nach Freyberg zu schreiben; allein ich ward eher damit fertig und schickte ihn Montags, den Tag vor der Abreise, ins Hotel de Pologne; und dieser Brief brachte

mir noch einen sehr unverdienten Danksagungsbesuch von ihm zuwege.

Vorgestern besuchte mich Herr D. Krebel einige Augenblicke, um Abschied zu nehmen. Ich lies ihn Ihren Brief lesen, und er freute sich mit mir über Ihr Wohlbefinden.

Hier haben Sie also ein ganzes Verzeichniß von Besuchen. Ihnen danke ich alles Vergnügen, das sie mir gemacht haben; und Vergnügen haben sie mir alle gemacht, denn es waren alles Ihre Freunde. Auch danke ich Ihnen für die umständliche Erzählung der traurigen Geschichte des Malers, dessen Andenken ich nun schon in Ihrem Briefe habe, und noch einmal in Ihrem Bilde erwarte. In der That eine traurige Geschichte, obgleich der Tod, für sich betrachtet, nicht traurig ist.

Ich habe mir vorgenommen an die Mademoiselle Kirchhof zu schreiben, so bald ich Zeit dazu finde; denn nun zweifle ich nicht mehr an einer guten Aufnahme meines Briefes. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 13. May 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Darf ich gehorsamst bitten, wenn mein Brief Sie in Welkau antreffen sollte, mich der Frau Gräfin und dem Fräulein Schönfeld ehrerbietigst zu empfehlen?

Die Ferberin ist tod, das wissen Sie; aber wissen Sie auch, daß ihr mittelster Sohn, der Lieutenant, todkrank liegt. Nur seine Jugend kann ihn retten, sprechen die Aerzte.

73.

Welkau, den 16. May 1763.

Liebste Freundin!

Ich bin seit Sonnabends Vormittags wieder in Welkau, und die Geschichte dieser zweymal vier und zwanzig Stunden (es ist heute Montags um zehn Uhr) würde, wenn ich sie Ihnen beschreiben wollte, die Geschichte eines sehr kranken Mannes seyn! Aber ich wills auch nicht thun. Ich will nicht über diese beiden der traurigsten meiner Tage klagen; sie sind ja, Gott sey Dank, unendlich Dank, vorbey, und ich genieße diesen Morgen die Wohlthat einiger Erleichterung. Eine Stunde, und darüber, habe ich lesen können. Eine, um weder ganz beschäftigt, noch ganz müßig zu seyn, will ich zu Briefen anwenden. In der That habe ich Ihnen nichts zu sagen, wenn ich nicht von mir selber reden will. Allein ich kann ja von dem Orte reden, an dem ich wohne. Freylich kennen Sie meinen Wirth, die Gräfin, die Fräulein und die Mademoiselle Paret schon, und dieses sind die Hauptpersonen. Aber Sie kennen ja das Schloß nicht, wo ich lebe, und den Garten nicht, in dem ich krank und gesund gehe. Mit dem Schlosse wird mirs nicht gut glücken, liebe Correspondentin; denn es ist so groß, daß ichs selbst nicht ganz kenne und oft in der Gefahr stehe, das Zimmer unter funfzig oder sechzigen nicht finden zu können, das mir ein wie allemal gehört. Indessen stellen Sie sich ein großes, massives, ins Viereck, zu Anfange dieses Jahrhunderts von einem guten Italienischen Baumeister erbautes Gebäude, zwey Geschoß hoch, mit Souterrains, sehr hellem Hofe, mit unglaublich vielen,

größtentheils trefflich, durchgängig gut meublirten hohen Zimmern und einem prächtigen Salon vor, so haben Sie unser Schloß. An die Seite des Corps de Logis stößt der Garten, an den einen Flügel ein kleines Wäldchen, die Wohnung der Nachtigallen und aller guten Vögel, die singen können, und hier wohne ich, mit einem Teiche und einem Theile der Allee umgeben. Die andern beiden Seiten, haben Teiche, Wiesen, das Dorf, die Kirche und einen Theil des Gartens und die Wirthschaftsgebäude zur Aussicht. Kurz, wir haben hier so viel Platz, daß zu Anfange des Kriegs die ganze Sächsische Generalität in diesem Schlosse hat wohnen und jedes für sich klagen und exerciren und Ball geben können. Der Garten ist nach dem großen Garten in Dresden wirklich der größte, den ich gesehn habe, und ehe ich drey große Hauptalleen, und zwo in der Breite, zwo treffliche Bogengänge, und ein Lindenstück von zwölf Alleen — kurz, ehe ich zwölfhundert Linden durchgehe, so muß ich alle meine Kräfte mehr als einmal daran wagen. Indessen halte ich mich am meisten in den Cabinetten von wilden Bäumen auf; denn wer hört nicht gern die Nachtigallen? Aus diesen schleiche ich in den Obstgarten, und dann in den Küchengarten, immer in Sorgen, ob ich mich auch wieder zurückfinden werde, wenn ich allein gehe; denn meistens gehe ich mit der Gräfin, und meistens reden wir etwas Gutes, daß ich die Mühe des Gehens nicht sehr fühle. Und doch macht mich weder dieses Schloß, noch dieser Garten, noch die Sorgfalt meiner Wirthin und ihrer Tochter gesünder, als mein Garten im schwarzen Brete, der nur zwölf Schritte groß ist.

Dienstags, den 17. May.

Als ich heute meine trockne Geschichte wieder durchlas, so zweifelte ich, ob ich nicht etwas Nützlicheres würde gethan haben, wenn ich zu meiner Bewegung in dem Schlosse oder in dem Garten auf- und abgegangen wäre, als daß ich Sie, meine gute Correspondentin, mit der Länge und Breite des einen und andern langweilig unterhalten hätte. Ich sahe, wie krank ich gestern noch gewesen seyn mußte, wie arm an Gedanken, und wie begierig, mir beides durch das Schreiben zu verbergen, und um dieser Entdeckung willen, soll mir mein angefangner Brief noch lieb seyn, und mich Dankbarkeit lehren, wenn ich heute gesünder, oder, welches doch eben so wohl seyn könnte, nicht noch kränker bin als gestern. In der That, ich bin ziemlich entschlossen, heute wieder nach Leipzig zurück zu kehren, und dieß ist eben kein gutes Kennzeichen; denn Niemand vertreibt mich, als ich mich selbst. Der Herr General, der Morgen früh von hier nach Dresden geht, nähme mich gern mit; aber ich denke nur an das schwarze Bret, nur an die Länge der drey Meilen bis dahin, und das ist auch kein gutes Kennzeichen. Indessen kann doch der General, anstatt mich, diesen Brief mitnehmen, und darum will ich ihn schließen, so gut ich kann, kein Wort mehr von dem Garten und Schlosse, noch von den Wirthschaftsgebäuden, der Anzahl der Pferde, Kühe, Zugochsen und Schafe, nicht von der Menge der Frohndienste reden, sondern von der Liebe und Hochachtung, welche die Gräfin und ihre Tochter für Sie haben und mit der sie sich Ihrer oft erinnern. Genug, so leer auch dieser Brief für sich ist, so muß er Ihnen doch eine Versicherung seyn, daß ich euch krank noch

gern an Sie schreibe, und schreibe, ohne Ihnen eine Antwort schuldig zu seyn, das vielleicht selten geschehen ist. Leben Sie wohl, meine Freundin, mit allen den Ihrigen.

Gellert.

74.

Bester Herr Professor!

Unfehlbar werden Sie bey Ihrer Zurückkunft ins schwarze Bret meinen letzten Brief gefunden haben, und unfehlbar wäre es unbescheiden, schon wieder zu schreiben, wenn nicht der Brief, der liebe unerwartete Brief, mit dem Sie mich durch den Herrn General beschenkt haben, einen Dank forderte, den ich unmöglich aufschieben kann. Sie können sichs nicht vorstellen, nein, lieber Herr Professor, Sie können's nicht, wie angenehm Sie mich mit diesem Briefe überrascht haben, und wie sehr mich die gütigste Versicherung gerührt hat, daß Sie, auch krank, noch gern an mich schreiben, und schreiben, ohne mir eine Antwort schuldig zu seyn. Die Beschreibung, die Sie mir von dem Schlosse und dem Garten zu Welkau gemacht haben, ist mir aus mehr als einer Ursache lieb. Nun, wenn ich höre, daß Sie in Welkau sind, freue ich mich, Sie neben der würdigsten Dame und der besten Fräulein an einem der angenehmsten Orte (oder ist Oerter richtiger gesagt?) zu wissen; nun kann ich mir alles vorstellen, wie es dort aussieht, alle Alleen und Bogengänge und Lustwäldchen und Sie, wie Sie darinnen herumschleichen, und wechselsweise bald der Gräfin bald den Nachtigallen zuhören. Aber warum soll

Sie mein Brief nicht unter den Linden, den Bogengängen, oder in den grünen Cabinetten, oder den Lustwäldchen antreffen? Warum wollen Sie Ihre gütige Wirthin, die Sie so gern bey sich sieht, und die Nachtigallen sobald verlassen? In der That, das ist kein gutes Kennzeichen; denn es scheint, als ob Sie nicht gesund genug wären, an so mannichfaltigen Vergnügungen Theil zu nehmen. Daß Sie sich von dem Herrn General nicht haben mitnehmen lassen, ist freylich auch kein gutes Kennzeichen; doch würde ichs eben nicht für schlimm gehalten haben, wenn Sie nur in Welkau geblieben wären und weniger an das schwarze Bret gedacht hätten.

Gestern, lieber Herr Professor, war ich mit meinem Bruder und meiner Schwester bey Herr Zeisen. Wir gingen ein wenig spazieren, wurden ein wenig beregnet, und Abends tranken wir auf Ihre uns so theure Gesundheit. Diesen Nachmittag hat er mich ein Paar Stunden besucht, und mir aufgetragen, ihn Ihrer Gewogenheit und Freundschaft zu empfehlen. Morgen will er so gütig seyn, und uns das Vergnügen machen, uns nach Röthnitz zu führen, die Bünauische Bibliothek zu sehen. Ich bin mit dem Orte und der Gegend noch unbekannt. Wenn ich aber da nur eine Linde sehe, so will ich an alle Linden-Alleen, alle Ihre Spaziergänge in Welkau denken, und bey einer Nachtigall oder auch nur Lerche, die ich höre, will ich mir dankbar alle Concerte der guten Vögel in Welkau vorstellen, die meinen besten Gellert vergnügt haben.

Liebster Herr Professor, hier habe ich auch an Ihre neue Freundin (ich dächte, ich könnte immer auch sprechen an meine neue Freundin) die Jgfr. Kirchhof einen Brief

geschrieben. Werden Sie ihn billigen und werden Sie mir gütigst die Freyheit verzeihen, die ich mir nehme, ihn einzuschließen? Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor.

Dresden, den 24. May 1763.

C. C. Lucius.

75.

Theuerster Herr Professor!

Sie wollen ins Carlsbad reisen, wie mir Herr Zeis gesagt hat? Oder besser, wie ichs aus Ihrem Briefe an ihn gesehen habe. Reisen Sie glücklich, liebster Herr Professor, von unsern besten Wünschen begleitet! O möchte der Erfolg Ihrer Reise so erwünscht seyn, als die Ursache dazu traurig ist! Dieß wird immer mein Gebet für Sie seyn. Wie wird mich die Nachricht erfreuen, wenn Sie die gehofften Wirkungen Ihrer Cur empfinden werden! Der Tag, an welchem ich sie erfahren werde, soll gewiß einer meiner vergnügtesten seyn. Ich danke es der Erinnerung unsers Herrn Zeis, daß ich nun bald einen Tag der Freude haben werde, der mir Ihrentwegen vorzüglich interessant ist. O daß Ihnen der 4. Julius *) Gesundheit genug brächte, um Ihnen das Glück des Lebens wünschenswerth zu machen, und Ihnen und der Welt (nur der Welt, die Sie liebt oder zu lieben fähig ist; denn der übrige geringschätzigere Theil verdient es nicht, sich über Sie zu freuen) den Segen Ihres spätesten Alters zu versichern.

---

*) Gellerts Geburttag.

Bin ich Ihnen nicht noch eine Danksagung für das Geschenk meiner neuen Freundin, der Mademoiselle Kirchhof, schuldig? Denn nun betrachte ich sie erstlich als mein, nun ich eine eigenhändige Versicherung ihrer Freundschaft und Liebe von ihr habe. Sie hat mir auf meinen Brief mit der liebreichsten und freundschaftlichsten Art geantwortet. Ich glaube gewiß, daß sie mich liebt, und ich bin desto vergnügter über ihre Liebe, und sie ist mir desto gewisser und sicherer, da ich weiß, daß sie mich aus Achtung und Dankbarkeit für ihren Gellert liebt. Ich habe ihr wieder einen langen Brief geschrieben, und ich hoffe, wir werden uns noch oft auf die angenehmste Art unterhalten, und uns des gütigen Stifters unsrer Freundschaft mit Dankbarkeit dabey erinnern. Wenn sie meiner Anleitung nachgeht, so werden unsre Briefe ungezwungen und abwechselnd seyn, und uns ziemlich bequem die Stelle freundschaftlicher Besuche und Gespräche ersetzen.

Der Herr von Duncan, dessen Bekanntschaft und Gütigkeit ich Ihrer Gewogenheit, bester Herr Professor, und der besondern Freundschaft, deren Sie mich würdigen und die mir zur vorzüglichsten Ehre gereicht, schuldig bin, hat mir von Regensburg geschrieben und von mir verlangt, ihm Ihr Andenken zu erhalten. Das verlangt er aus Bescheidenheit; denn sonst weiß er gewiß, daß Sie viel zu gütig sind, eines Freundes zu vergessen, der die wahrste Ergebenheit für Sie hegt.

Ich habe die Ehre zu seyn

Dresden, den 29. Juny 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucins.

Dem Herrn Oberpostcommissär empfehle ich mich ge
horsamst, und danke ihm aufs verbindlichste für die gütig
Beantwortung meiner letzten Fragen. Wird er Sie nich
nach Carlsbad begleiten?

76.

Dresden, den 4. August 176

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie sind nun schon, ich weiß nicht wie lange, im Ba
und in dieser ganzen Zeit habe ich mir nicht einmal d
Vergnügen gemacht, an Sie zu schreiben, gleich als
man an die Leute im Bade nicht schreiben dürfte. Se
zu schreiben, mag Ihnen wohl manchmal nicht erlaubt se
aber zuweilen ein Blatt lesen oder sichs vorlesen las
(haben Sie nicht Ihren Herrn Gödicke bey sich, der
bey Ihnen thun könnte?), was will das schaden? D
alles dieses geht mich eigentlich nichts an. Der Herr O
postcommissär, an den ich den Brief addressire, wird s
wissen, obs der Medicus erlaubt, Briefe zu erhalten,
also wird er ihn entweder nach Carlsbad schicken
Ihre Zurückkunft nach Leipzig erwarten lassen.

Sie wissen nicht, wie sehr ich mich über Ihr Woh
finden im Bade freue. Ob mir der Herr Oberpostcom
sär hiervon Nachricht gegeben? Nein, liebster Herr
fessor, der schreibt gar nicht mehr an mich, und ich
die Gelegenheit ergreifen, ihn ein wenig bey Ihnen zu
klagen, und ich weiß, wenn Sie nur etwan einmal zu

sprechen: Lieber Bruder, schreibe er doch einmal an — — (wie Sie mich nun nennen), so thut ers gleich. Ich hätte ziemlich Lust, noch jemanden bey Ihnen zu verklagen; ich wills aber doch nicht thun, ich will lieber erst meine Autorität versuchen, und in meinem eignen Namen schmälen. Gewiß es ist nicht recht hübsch vom Herrn Oberpostcommissär, daß er mir nicht eine Sylbe von Ihnen schreibt, da Sie eine Badecur brauchen, da Euren Krankheiten vorausstehen, und ihr Erfolg doch immer ungewiß bleibt; und daß ich deswegen unruhig bin, das kann er ja denken. Gleichwohl habe ich nicht das Herz, ihm alles dieses zu sagen; denn wenn er nun böse würde? Böse möchte ich ihn nicht gern machen, in der That nicht; denn darinnen, daß er sich von Jahr zu Jahr mit Augen sehen läßt, darinnen ist er doch wieder recht sehr gut.

Aber fragen Sie nicht, liebster Herr Professor, woher ich meine guten Nachrichten von Ihnen habe? Von der Gräfin Vitzthum die ersten, welcher ich vor ungefähr neun Tagen auf ihren Befehl aufgewartet habe. Die Gräfin, die Fräulein, Mademoiselle Paret und der Hauptmann Wiedemann waren beysammen. Die Gräfin war sehr gnädig und erneuerte mir das Versprechen Ihres Bildnisses auf die liebreichste Art. Darf ich Sie bitten, gütiger Herr Professor, mir künftig einmal bey Gelegenheit einen kleinen Auftrag, etwa eine Empfehlung an die Frau Gräfin oder die Fräulein zu geben, damit ich einen Vorwand habe mir noch einmal die Erlaubniß auszubitten, einer dieser Damen oder beyden zugleich persönlich meine Ehrerbietung zu bezeigen, wenn Sie anders meynen, daß es sich so schickt? Ausser dem, was ich von der Frau Gräfin erfahren, brachte mir heute Herr Zeis zween Briefe, die er vom Herrn

Commissionsrath Wagner und von Herr Creuziger*) erhalten, die ihn auch Ihres so gewünschten Wohlbefindens versichern, und Ihre tägliche kriegerische Gesellschaft beschreiben. Der Herr Commissionsrath Wagner erweist mir die Ehre, sich wegen der Heyrath der Stieglitzischen Schwester mit dem Kammerrath Frege unter meine Verwandten zu zählen. Wie gütig ist das? und womit verdiene ichs? Doch was rede ich vom verdienen? Genug, daß es so überaus gute Leute giebt, die sich nicht viel darum bekümmern und um des bloßen Vergnügens willen gütig sind. Zum Exempel, hier ist ein gewisser Geh. Kriegs-Rath von Ponickau, ein Verwandter, denke ich, von der Frau Gräfin Vitzthum, den Herr Zeis genau kennt, und mir als einen verdienstvollen Mann, der die besten Sentiments hegt, beschrieben hat; dieser Herr, dem ich übrigens unbekannt bin, hat die Gewogenheit für mich gehabt, und freywillig sich erbothen, mir aus der Bünauischen Bibliothek die Bücher zum Lesen zu verschaffen, die ich

*) Ueber diesen vertrauten Freund Gellerts hat die ehrwürdige Verfasserin dieses Briefs folgende Notiz mitgetheilt. „Ich machte seine Bekanntschaft 1765 in Leipzig, welches ich in Gesellschaft des Herrn Registrator Zeis zum erstenmal besuchte. Damals war Creuziger Amtsactuarius, wurde nachher Amtsverweser, endlich Oberpostcommissär, und wünschte sich die Stelle eines Oberpostcassirers in Leipzig, wo er in einem ihm angemessenen Zirkel gern nach seinem Sinne lebte. Die Vorsehung aber führte ihn andre Wege, und er wurde Hofrath bei der Landesregierung in Dresden, im Jahr 1774, in welchem ich im October nach Burgwerben verheirathet wurde. Im Jahr 1776 oder 1777 heirathete er die Witwe des sel. Oberpostcommissär Gellert in Leipzig. Die Ehe blieb ohne Kinder. Nach einigen Jahren wurde er Hof- und Justizrath und zuletzt geheimer Cabinetssecretär im Departement der innern Angelegenheiten. Er starb am 10. März 1801.“

wünsche. Jetzt habe ich Racine's Gedichte von der Religion und Gnade, und Bruyère's Charactere vollendet, und mir aufs neue des jüngern Racine übrige Schriften ausgebeten. Ich wollte nur wünschen, daß mir die guten Bücher besser bekannt wären, damit ich die besten zu meiner Lectüre mir wählen könnte.

Was das wunderlich ist! Denken Sie nur, liebster Herr Professor, da kömmt Johann (so heißt meines Vaters Bedienter) nach Hause, und spricht: Nun, der Herr Oberpostcommissär ist schon wieder da — „Ja warum nicht, sagte ich, er ist kaum fort." Gewiß, ich habe ihn bey der Vogelstange gesehn — „Ey freylich, er wird wohl des „Vogelschießens wegen heraufgekommen seyn. (Sie wissen doch, liebster Herr Professor, was das Vogelschießen ist?) Aber könnte er nicht mit allem dem, dem Ordensfeste und der neuen Oper zu gefallen, gekommen seyn? Ich glaube es doch nicht recht, so möglich es auch ist; er ist wohl zu bequem dazu, und ich habe ihn auch bey keinem von beiden gesehn. Vielleicht aber hat er auch den jungen Ferber zu seinem sterbenden, nunmehr todten Vater, diesem würdigen, durchgängig beklagten Mann, bringen wollen — — Wie traurig ist das Schicksal dieser sonst so glücklichen Familie, in dem doppelten Verluste der Mutter und des Vaters!

Wenn ich nur wüßte, wie ichs gleich erführe, ob der Herr Oberpostcommissär wirklich hier ist. Ich bin recht ungeduldig darnach. Leben Sie wohl, bester Herr Professor, ich will itzt ein wenig von Ihnen Abschied nehmen. Mein Brief ist zwar lang genug und ich mag vielleicht nur noch wenig zu sagen haben; aber ich fühle es ganz genau, daß ich hier noch nicht ganz schließen kann. Es ist ein schöner

Abend, die Mama will mit uns nach Neustadt gehn. Wenn der Herr Oberpostcommissär hier ist, können wir ihn wohl auf der Brücke sehen — aber er kann nicht hier seyn; mein Vater hätte ihn ja im Thorzettel finden müssen, und er hätte mirs gewiß gesagt.

Den 5. Aug.

Ja, ja, liebster Herr Professor, es ist die Wahrheit, der Herr Oberpostcommissär ist ganz gewiß da. Kaum sind wir gestern Abends ausgegangen gewesen, so hat er die Gütigkeit gehabt, sich bey uns melden zu lassen. Ich war recht verdrießlich, daß wir nicht zu Hause geblieben waren; aber was war zu thun? Nun hat uns der Herr Oberpostcommissär und mit ihm die beiden Herren Grafen Moltke diesen Nachmittag die Ehre erwiesen, uns zu besuchen. O wie gern will ich nun alle meine Anklagen und Beschwerungen zurücknehmen! Muß ich nicht den Herrn Oberpostcommissär recht lieb haben? Bedenken Sie nur, liebster Herr Professor, schon der zweyte Besuch in diesem Sommer! Die Herren zweifelten zwar, ob der Herr Professor auch in ihre Reise möchte eingewilliget haben, wenn er wäre zugegen gewesen. Hätten Sies nicht gethan, liebster Herr Professor? Warum denn nicht? Der jüngste Graf Moltke hat Dresden ja noch gar nicht gesehen; und damals, als der Graf Ludwig hier war (es ist schon über anderthalb Jahr), was es Winter, schlimmes Wetter und Krieg, und der Hof abwesend, und alles tod und erstorben.

Die Herren Grafen waren auf die einnehmendste Art gütig gegen uns, und Ihnen, bester Herr Professor, und unserm lieben Herrn Oberpostcommissär danke ich die Ehre, zween so würdige junge Herren kennen gelernt zu haben.

Der Herr Oberpostcommissär hat versprochen, und er hält es gewiß, daß er uns die Freude machen und uns noch einmal besuchen will. Da will ich ihn fragen, wohin ich eigentlich die Briefe an Sie addressire; denn daß man an Sie schreiben darf, weiß ich daher, weil er selbst geschrieben hat.

Den 9. August.

Diesen Abend, liebster Herr Professor, oder morgen früh, gedenkt der Herr Oberpostcommissär mit seinen beiden Herrn Grafen abzureisen, und er will die Gütigkeit haben, meinen Brief mit sich zu nehmen und Ihnen denselben selbst zu übergeben, weil er sich die Hoffnung macht, Sie nun bald wieder in Leipzig zu sehen. Wie wird er sich freuen, theuerster Herr Professor, Sie gesünder wieder zu umarmen, als da Sie ihn verließen, und wie werde ich und die Mademoiselle Kirchhof uns freuen, dieses zu hören! Ich habe heute einen Brief von ihr erhalten (zu ihrem großen Glücke, denn sie war es, die ich zu verklagen Lust hatte), einen allerliebsten Brief, ich versichre Sie, einen Brief, den Sie selbst vielleicht mit Vergnügen lesen würden.

Gewiß, es ist ein recht sehr gutes Mädchen, und niemals, niemals kann ich dankbar genug für Ihre Gütigkeit seyn, die uns einander bekannt gemacht und unsre Freundschaft gestiftet hat, welche wir gewiß mit Empfindungen, die ihres Stifters würdig sind, und ihm zur Ehre und zur Dankbarkeit lebenslang auf die zärtlichste Art unterhalten werden.

Verzeihen Sie ja, gütiger Herr Professor, daß mein Brief so weitläuftig und so unordentlich geworden. Der Herr Oberpostcommissär ist größtentheils mit seinem Besuche

daran Schuld; aber deswegen ist mir sein Besuch nicht weniger lieb, und ich glaube, ich sage es nur darum, weil ich gern auf andere Leute schiebe, was ich nicht recht mache. Doch das mag seyn, ich weiß, daß Sie mir gütigst nachsehen, und ich wollte gern zufrieden seyn, wenn ich Ihnen nur wenigstens recht überzeugend versichern könnte, daß ich mich eifrigst bestreben will, und meine größte Ehre darein setze, Ihrer Gewogenheit werth zu seyn, Ihnen und Ihren Freunden zu gefallen, diejenigen zu ehren, die Sie lieben, und durch meinen Charakter und meine Aufführung zu beweisen, wie vorzüglich ich das Glück schätze, daß Sie Antheil an mir nehmen und mir erlauben mich zu nennen

Hochzuehrender Herr Professor!

Dresden, den 9. August 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Noch eine Bitte erlauben Sie mir, liebster Herr Professor. Der D. Stieglitz droht mir, Sie um Mittheilung der Briefe zu bitten, die Sie immer von mir so gütig aufgenommen haben, weil ich es ihm zu verschiednen malen aus sehr guten Ursachen abgeschlagen. Schlagen Sie's ihm ebenfalls ab, liebster Herr Professor. Ich glaube nicht, daß sie ihm viel nützen können, und er wäre wohl fähig eine Indiscretion zu begehen.

---

77. *)

Liebste Freundin!

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sey Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur oder andrer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theile zu befreyen, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat, wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frey vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bey meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief, für den ich Ihnen, meine Freundin, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und ich habe darum eine

*) Dieser interessante Bericht von Gellerts erster Reise nach Carlsbad ist zwar bereits in dessen Werken Th. 10. S. 135 ff. gedruckt, aber es sind dort alle Namen der hier vorkommenden Personen blos mit den Anfangsbuchstaben angegeben worden. Er erscheint hier zuerst völlig in der Gestalt, in welcher ihn G. ursprünglich schrieb.

Pflicht mehr, Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn, auch funfzehn Becher warmes Wasser im Freyen getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalber Stunde mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bey Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwey Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentin, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag (das Trinken des Brunnens ausgenommen) war immer, wie der Vormittag, beschwer-

licher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobey ich bald erfrieren bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehn, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? — Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter; ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich; der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der aufmerksam zuhörte und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger, als ich; hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschloßne lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich

haben wollen. Ein andermal fieng er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich: Aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey ....*) die Schlacht bey Cunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kanns gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen; sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eignen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehn; kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerket, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unsrer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bey ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fieng er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in

*) Hier hat Gellert selbst einen leeren Raum in seinem Briefe gelassen.

meinen itzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudon'schen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließe. Er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte leere Allee und niemand störte uns alsdenn. — Unser Abschied war sehr kurz — Was ich Ihnen itzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen — — Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben. — — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben.

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? Den Grafen Uhlefeld, Obersthofmeister der Kaiserin und ersten Minister, einen einsichtsvollen, erfahrnen und bey hohen Jahren noch sehr belebten Mann, der mir viel Ehre erwiesen und mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte und ich sehr schreyen mußte, wenn er mit mir sprach. Ich habe nur einmal, aber am besten im Carlsbade, bey ihm gegessen. An meinem Teller lag ein geschriebner Zeddel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf diesen Zeddel verwiesen, und, o wie erschrak ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erste, rief ich, der beste; denn bey dem Brunnen soll man nicht viel lesen. Als der Graf aus dem Bade gieng, schickte er mir vier Bouteillen Tockayer und sechs Bouteillen Burgunder; ein Geschenk, das mir ziemlich gleichgültig gewesen seyn würde, wenn mein eigner mitgenommener Landwein nicht halb abgestanden gewesen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthschaft zu geben, muß ich

Ihnen im Vorbeygehen sagen, daß ich von dem Tockayer drey Bouteillen und von dem Burgunder zwo mit nach Leipzig gebracht habe, und von sechs Bouteillen Ungarischen, die ich aus den guten Händen der Gräfin Vitzthum erhalten, auch zwo oder drey. Gleichwohl habe ich noch in Wiesenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beschenket und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshause damit curiret. Doch meine Sparsamkeit ist lange nicht so merkwürdig, als meine Kunst, diese Weine (ich muß es ehrlich sagen, ich hatte auch zwo Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimderath Kessel zur Reise geschicket, bey mir) unverletzt über die schrecklichsten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegersohn, ein junger, gutherziger, und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete sich die Bekanntschaft bey mir durch ein Compliment, das er mir von einem gewissen Herrn von Sonnenfels aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von Sonnenfels hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde. Ach, sagte er, es war eine Fabel. Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und machte eine Lügen; denn wie wir Laudon in Wien nachgelaufen sind, so laufen wir Ihnen hier nach. — Niemand hat mich so oft besucht, als dieser Graf Thun, Niemand mir so viel kleine tägliche Dienste gethan und andere so sehr für mich eingenommen, als er. Er wunderte sich oft, daß ich ihn so wohl leiden konnte. Ich werde das alles, fing er an, meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel

Ansehen geben. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe, und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied genommen, fing es heftig zu regnen an. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke warten, ohne daß es unhöflich läßt. Er war munter, naiv, wahr, und von einem sehr guten Herzen. „Wenn ich nur in Leipzig studirt hätte!" Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte, und sogleich kam er in mein Haus gelaufen und brachte mir zwey Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Frau war eine angenehme Frau; aber die Mutter war es noch mehr. Beide giengen fleißig in die Messe.

Der General Ziethen, ein ehrlicher alter frommer Soldat, mit dem ich gern sprach, ob er gleich seinen Hut wegen Schwäche und Wunden des Kopfs auch bey der Tafel nicht abnahm. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und blos für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bey ihm.

Der Herr von Zettitz, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht, und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war fromme Zufriedenheit.

Er kam, vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch, zuletzt keinen Bissen Brod mehr, und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tags zwey- und dreymal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg riethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen, so hätte er bleiben und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen insonderheit in der Brust litt und ohne drey und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Kriegs gesund gewesen, und das Schrecken der Croaten mochte ihm wohl in seinem dreyundsechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg, sagte er bey seinem Abschiede zu mir? Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete seine zitternden Hände und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht, weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe überhaupt nicht gehn, als bis auf diesen Kranken. Ich könnte Ihnen freylich noch viele andre Männer nennen, die ich habe kennen lernen, z. E. den Geheimden Rath von

Kayserling, einen Bruder des Gesandten und würdigen Mann; den Geheimden Rath von Kessel, aus Dresden, einen trefflichen Mann; den Geheimden Rath von Wechmar aus Anspach, auch einen sehr verdienstvollen Mann. Diese alle haben viel unverdiente Liebe für mich gehabt, und der letzte sagte mir bey dem Abschiede, daß es ihm lieber wäre, mich haben kennen zu lernen, als den größten Monarchen. Alle Menschen (Gütiger Gott, wie verdiene ich Unwürdiger das!) haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünschet, und die meisten mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedanket. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man, kein unnützlicher Autor zu seyn sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist!

Leben Sie wohl, liebste Freundin, und grüßen Sie Ihre theuersten Eltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herr Zeisen, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste.

Leipzig, den 25. August 1763.

G.

Den 26. August.

Da ich diesen Brief wieder durchlese, fällt mir die traurige Geschichte von dem Husarenbriefe ein, und Ihnen wird es wohl auch einfallen, was ich meyne. Aber, wenn Sie zur Fräulein Schönfeld kommen, so können Sie ihr den Brief lesen; denn für diese und ihre würdige Mutter gehört er. Vielleicht setze ich meine Erzählung in dem künftigen Briefe fort. Leben Sie wohl. — Den Augenblick

fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die ich bald vergessen hätte, und die mich doch außerordentlich gerührt hat. Als ich aus dem Carlsbade wollte, ging ich zum Postmeister, sprach mit ihm wegen der Fuhre und fand auf seinem Tische einige meiner Schriften. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister? Das ist mir viel Ehre." — Kaum hatte ich dieses gesagt, so trat eine alte, alte Magd in schrecklichem Schmutze in die Stube und auf mich zu. — „Ist Er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schönen Bücher gemacht hat?" Und sogleich fuhr sie nach meiner Hand, als ob sie mir sie abreißen wollte, und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Eurer Gnaden." — — Ich erstaunte, fragte, ob sie was von mir gelesen hätte. — „Ja, hier bey dem Herrn Postmeister. Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme? Nun, Gott schenke Ihm Gesundheit und alles Wohlergehn." — „„Wünscht mir nicht allein Gesundheit, auch Geduld von Gott, die Krankheit zu tragen; denn wir können nicht immer ohne Uebel seyn. Es dient auch zu unserm Besten"" u. s. m. „Ach, rief sie, das ist Trost, das ist Trost!" küßte mir wieder die Hand, und ich klopfte sie auf die Achsel, dankte ihr herzlich und versicherte ihr, daß ich ihre Bekanntschaft nicht vergessen würde. Ich will ihr meine Lieder und Lehrgedichte schicken und meinen Namen hineinschreiben.

78.

Liebste Mademoiselle!

Schon wieder eine kleine Geschichte, die mich, Ihren
Freund, und also auch Sie, angeht, und die nicht älter als
drey Tage ist. Am vorigen Dienstage also kam der Leib-
page der Sächsischen Prinzessin Christine früh gegen neun
Uhr zu mir, sagte mir sehr höflich, daß seine Prinzessin
um eilf Uhr in Leipzig eintreffen würde und daß sie sehr
wünsche, mich zu sprechen, und daß sie ihm auf allen Post-
stationen nachgerufen hätte: „Vergesse Er ja nicht, wenn
Er nach Leipzig kömmt, daß Er gleich zum Professor Gel-
lert geht." — „„Das ist viel Ehre für mich, Herr von
Leipziger. Ich werde um eilf Uhr gewiß im blauen En-
gel seyn, und der so guten Prinzessin mit Freuden auf-
warten."" — Also rief ich Herr Goedicken: „Geben
Sie mir ein Paar weißseidne Strümpfe." Er erschrack
(denn ich habe seit acht Jahren keine getragen) und brachte
voller Bestürzung. — „Sauer soll die Schuhschnallen
holen und die neuen Schuhe herbeybringen, und den Pe-
rückenmacher rufen, daß er mir die Perücke auf dem Kopfe
frisirte macht," eine Sache, die nicht geschehen ist, seit-
dem ich Professor bin. Nunmehr hatte ich weiße Strümpfe
an, das kam mir sehr ungewohnt und albern vor. —
„Herr Goedicke, geben Sie mir doch das Oberhemde mit
den Manschetten der Mademoiselle Lucius." Er brachte
mir, „auch das Kleid von Brüßler Cammelott geben Sie
mir." — „„Das müssen wir erst auskehren und aus
dem Überzuge nehmen, Sie haben es seit 1754 nicht ge-
tragen."" (Fürchten Sie nichts, Mademoiselle, es ist

darum nicht aus der Mode, denn ich lasse meine Kleider nie ganz nach der gegenwärtigen Mode machen.) — Kurz, ich war fertig, und ließ mich noch vor eilf Uhr in den blauen Engel tragen *).

„Da kömmt also der Professor Gellert," rief die Prinzessin (sie saß am Fenster, und neben ihr stand ihr Oberhofmeister und der General und Gouverneur Plötz und etwas entfernter mein Bruder).

„Nun, ich habe sehr gewünscht, Ihn kennen zu lernen, und Ihm für Seine schöne Schriften zu danken und „Ihm Glück zu Seiner Cur zu wünschen." — Ich küßte ihr die Hand und bewillkommte sie im Namen meines ganzen Vaterlandes.

„Ist Er immer noch krank? Gewiß von vielem Sitzen und Schreiben?"

Nein, Ihro Hoheit, sonst müßten viele Menschen schon krank und todt seyn, wenn das Schreiben siech machte.

„Ja, das Schreiben vielleicht nicht, aber wohl das Gutschreiben."

Das ist eben die Frage, gnädige Prinzessin, ob ich gut geschrieben habe. Daran muß ein Autor immer noch zweifeln.

„Das will ich verantworten; zweifle Er nicht. Die „Welt sagt es, und ich sage es auch. — Hat Er itzt „nichts geschrieben?"

Nein, Ihro Hoheit. Ich schreibe nichts mehr, und kann nichts mehr schreiben, und habe vielleicht schon zu viel geschrieben.

---

*) Gellerts Bescheidenheit, Artigkeit und Feinheit in dem folgenden Gespräche nimmt unwiderstehlich für den lieben Mann ein. Andre Betrachtungen werden sich dem Leser von selbst darbieten.

„Sage Er mir doch, was von Seinen Schriften zu viel ist; das möchte ich gern wissen."

Vielleicht das Meiste.

„Da kann ich Ihm widersprechen; denn ich habe sie „alle gelesen, und alle Leute, und alle Höfe, wo ich ge„wesen bin, lesen Ihn. Wie oft habe ich Seine Schriften „verschenken müssen!"

So bin ich Ihnen denn vielleicht meine vornehmen Leser schuldig, gütigste Prinzessin.

„Nein, ich habe mir ein Ansehn mit Ihm gemacht, und ich bin Ihm Ruhm schuldig."

Wenigstens beklage ichs, daß Ihnen meine Schriften so viel Aufwand verursachet.

„Werde Er nur recht gesund, schreib Er, schicke Er „mir Seine Schriften zuerst, und sey Er ruhig. Das ist „alles, was ich von Ihm verlange. Welches von Seinen „Werken hat Er am liebsten?"

Das nützlichste, Ihro Hoheit.

„Also das jüngste, das letzte; die Lieder also? Ich „denke es auch. Man hat viel von Seinen Schriften über„setzt; aber sie verlieren. Gesners Idyllen, die sind gut „übersetzt."

Es ist lange genug, gnädigste Prinzessin, daß wir die Franzosen übersetzt haben. Die Reihe muß also an uns auch kommen.

„Er ärgert sich wohl an meinem Deutschen. Ich habe in achtzehen Monathen kein Deutsch gesprochen."

Nein, ich bewundere Sie. Sie reden es besser, als ich und andre.

„Das kann nicht seyn; ich habe es aus Seinen Schrif„ten gelernet."

Kurz, liebe Mademoiselle, sie hat mit so vieler Güt
und so vielem Geiste, mit so vieler Leichtigkeit und Leutse
tigkeit gesprochen, als ich Ihnen nicht sagen und aus Ar
muth des Gedächtnisses auch nicht erzählen kann. Abe
mein Bruder, der könnte Ihnen mehr sagen, wenn e
wollte.

Gegen zwölf Uhr gieng ich, und gegen halb zwo Uh
war ich wieder bey der Prinzessin Christine, begleite
sie auf die Rathsbibliothek, Universitätsbibliothek und i
das Richter'sche Cabinet. Sie fuhr mit ihrer Hofdam
und dem Oberhofmeister in einer, und ich mit dem Herr
von Leipziger und dem Oberpostcommissär in der andern
Kutsche. Am Markte, da sie sah, daß das Volk so begi
rig war sie zu sehen, stieg sie aus, gab vor, daß sie Auer
bachs Hof sehen wollte, und ließ sich von dem Markte d
durch Auerbachs Hof über den neuen Neumarkt durch d
Grimmaische Gasse bis wieder an den Markt, zur Rechte
von mir, zur Linken von ihrem Hofmeister führen, grüß
alle Menschen freundlich, freute sich, sagte, die Sachs
wären gute Leute, und wünschte, daß ihr Herr Vater
auf die Messe möchte wieder mit nach Leipzig nehme
„Es gefällt mir hier, Herr Professor, Leipzig hat v
Vorzüge" u. s. w.

Gegen vier Uhr gieng sie, von mir bis in ihren Wag
geleitet, fort. „Nun, so lebe Er recht gesund, recht wo
und wenn ich wieder nach Leipzig komme, so komme Er fre
willig zu mir; denn heute ist Er doch nur gekommen, w
ich Ihn darum habe bitten lassen; wenn es Ihm nur ni
schadet, daß Er so lange mit mir gegangen ist." D
hat sie mir wohl dreymal gesagt. — „„Ich wünsch
Ihrer Hoheit alle Wohlfarth, die man der besten Pr

zessin wünschen kann und muß, und empfehle"" — „Nein, das bin ich nicht. Lebe Er wohl, guter Herr Professor!" —

Gleich zu Anfange unsers Gesprächs fragte sie: „Was macht Sein Briefwechsel mit der Fräulein Schönfeld?" Und den kennen Sie auch, gnädigste Prinzessin? Sie wissen also alle meine Geheimnisse? — „Ja, alles was Ihn angeht, weiß ich, oder möchte es doch gern wissen. Hat Ihn kein Husarenlieutenant mehr besucht?" — — O der böse Brief! — „Nein er ist nicht böse. Er hat den Franzosen recht gefallen. Was macht Rabener? Schreibt Er noch an ihn?" — Selten! aber an das Fräulein Schönfeld schreibe ich noch. Das ist ein gutes Kind.

Mit einem Worte, liebe Freundin, die Prinzessin hat mich beschämt, durch ihre Güte sowohl als durch ihren Geist. Ehe ich mit einer erträglichen Antwort fertig war, sagte sie zehn gute ungekünstelte Einfälle. Sie muß Sachsen sehr lieb haben. „Als ich wieder nach Sachsen kam, sagte sie, so erschrack ich. Allmächtiger Gott! dachte ich, was ist das für ein gesegnetes Land! und der langwierige Krieg hat es nicht verwüsten können?" — Krieg und Brand, gnädige Prinzessin, segnet Gott mit reicher Hand. Dieß alte Sprüchwort trift sichtbar bey uns ein. — „Also denkt Er, daß bessre Zeiten kommen werden?" — Ja, wenn bessre Leute kommen.

Ich will diesen Brief mit einer Anmerkung beschließen, die mein Herz angeben soll. Was mag bey dem Beyfalle, den mir die Prinzessin erzeigte, wohl den meisten Eindruck auf mich gemacht haben? Ihr Stand oder ihr persönliches Verdienst? Das Unerwartete der Ehre oder die Güte des

Herzens, aus dem ich mein Lob hörte? Der Gedanke, daß ich meine Pflicht gethan und was Nützliches geschrieben hatte, oder die Freude, daß meine Schriften auch den Hohen gefielen? Ich habe mein Herz ziemlich ausgefragt, als ich nach Hause kam. Es zuckte. Freylich darf uns der Beyfall einer Prinzessin, wenn alles auf beiden Seiten gleich ist, mehr rühren, als der Beyfall einer Magd; aber leider rührt uns der Glanz des Lobes doch immer hinlich eben so sehr, als die Gründlichkeit des Lobes, auch wenn wirs nicht gern wollen. Kurz, dachte ich endlich bey mir selbst, wenn du Gott für dieses Glück als für eine unverdiente Wohlthat danken kannst, dir dabey nicht mündiger vorkommst als vorher, und vielmehr noch demüthiger denkest, so mag und darf dich dieß Glück vergnügen und ermuntern. In der That glaube ich, liebe Mademoiselle, daß mich der Auftritt mit dem Postmeister im Carlsbade und der Auftritt im blauen Engel zu Leipzig, auf gleiche Weise gerührt haben. Die Prinzessin verliert dadurch nichts. Sie würde vielmehr nach dem Begriffe, den ich von ihr habe, groß genug seyn, mich deswegen zu lieben.

O was ist das wieder für ein langer, mit meinen eignen Ruhmangelegenheiten ganz erfüllter Brief! Aber rechnen Sie das, was ich Ihnen binnen acht Tagen zu viel geschrieben, zu dem, was ich Ihnen vorher binnen acht Wochen zu wenig geschrieben habe. Endlich verlange ich auch eine Dankbarkeit von Ihnen auf frischer That. Lassen Sie sich bey der Fräulein Schönfeld melden, daß Sie ihr etwas von mir zu sagen hätten, und nehmen Sie diesen Brief mit und lesen Sie ihn ihr vor, und küssen Sie der Mutter und der Tochter in meinem Namen die

Hand, und endlich, mit der Prinzessin zu reden, leben Sie recht gesund und wohl und studiren Sie nicht zu viel.

Leipzig, den 3. Sept. 1763.

Gellert.

P. S. Ich schreibe abscheulich; aber theils wird mir das Sitzen sauer und theils habe ich auch keine Federn; denn der Hofprediger Cramer, der mir sie sonst schnitt, schickt mir keine mehr. — Grüßen Sie Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen ergebenst von mir. Ich will ihm bald schreiben.

(Als Nachtrag zu diesem Briefe schalten wir hier ein Fragment aus einem Briefe des Oberpostcommissär Gellert an Demoiselle Lucius vom 9. Sept. 1763 ein.)

Nach der Relation von meinem Bruder weiß ich nicht viel mehr zu sagen. Diese vortreffliche Prinzessin zeigte in ihren Fragen und Antworten nebst dem ganz besonders gnädigen Betragen viel Witz und Verstand. Gleich im Anfang der Unterredung fragte sie den Bruder, was er für Wirkung vom Carlsbade spüre? — Ich bin mit keiner Hoffnung, sondern blos, weil es die Medici wollten, und also aus Pflicht, dahin gereist. — „Es sieht Ihm ähnlich; Er weiß aber auch, daß es nicht recht ist?" — Gnädige Prinzessin, wenn man zwanzig Jahre schon krank ist, dann muß man sich nur um Geduld bemühn. — „Gut! aber was für eine Geduld ist wohl ohne Hoffnung? Lerne Er es an mir, daß man nach zwanzig Jahren wieder gesund werden kann. Ich bin seit meinem siebenten Jahre

krank gewesen, und itzt Gottlob! recht wohl." — Mein Herr Bruder war ziemlich in die Enge getrieben. Ich klopfte ganz sachte, daß es die Prinzessin sehen konnte, in die Hände. Endlich sagte er: Es ist auch an Ew. Königl. Hoheit weit mehr gelegen. — „Nehme Er mirs nicht übel," fiel sie ihm in die Rede, „das ist ein Compliment. Ich muß Ihm sagen, daß Er mich in meiner Krankheit sehr getröstet hat. Ich hatte alle Seine Schriften gelesen; ich fragte, ob nichts weiter von Ihm da wäre? Nichts, antwortete man mir, als eine kleine Piece: Trostgründe wider ein sieches Leben. Je, sagte ich, das schickt sich ja vortrefflich für mich; ich verlangte es sogleich, und habe es mit Vergnügen und zu meiner Beruhigung mehr als einmal durchgelesen." — Als mein Bruder sie wegen ihres guten Deutschredens lobte und sagte: Ihro Hoheit müßten es auch sehr gut schreiben, er wolle zur Ehre der deutschen Nation wünschen, daß Ihro Hoheit etwas drucken ließen — antwortete sie: „Ich bin den Autoren sehr gut, aber selbst mag ich keiner werden; indessen will ichs Ihm doch versprechen, wenn Er so lange recht gesund und wohl lebt, bis ich fertig damit bin: ja ich will es Ihm sogar dediciren." Als wir fortgehen wollten, fragte mein Bruder, ob sie noch etwas zu befehlen hätte? „Nichts, war ihre Antwort, als daß Er mich hinführo ungerufst besuchen und so gesund und wohl wie Sein Bruder aussehen mag." Ihre Gegenwart des Geistes ist ungemein groß, und im ganzen Ernst, der Professor hatte vollauf mit ihr zu thun.

79.

Theuerster Herr Professor!

Ja, ich freue mich, und Sie wissen, wie sehr und wie herzlich ich mich mit Ihnen freue über Ihre glückliche Rückkunft aus dem Bade, und es sey Ihnen von meinen Eltern, meinen Geschwistern (die Ihnen den ehrerbietigsten Dank für die Gütigkeit Ihres Andenkens abstatten und Sie bitten, sie demselben ferner empfohlen seyn zu lassen,) und von mir jeder beste Segen dazu gewünschet, den man von Ihrer gelassenen Ergebung und von Ihrer Dankbarkeit auch für die dem menschlichen Herzen nicht erfreulichen Wohlthaten mit so viel Zuversicht erwarten kann, dafern es den weisen und, obwohl verborgenen, doch allemal gütigen Absichten Gottes, die wir freylich nicht einsehen können, nicht zuwider ist.

Wie gern hätte ich Ihnen, bester Herr Professor, sogleich Glück gewünschet, und Ihnen für die Gewogenheit, aus welcher Sie dem Fräulein Schönfeld erlaubet, mir Ihren ersten Brief an sie lesen zu lassen, gedanket, wenn mich nicht wegen des letzten langen Briefs, den Sie so gütig aufgenommen haben, eine Furcht, Ihnen allzu beschwerlich zu seyn, abgehalten hätte. Aber wie soll ich Ihnen nun für Ihren allerliebsten langen Brief, den längsten unter allen, die ich von Ihnen zu besitzen das Glück habe, so danken, wie ichs gern wollte, und wie ers verdient? —

Heute vor 8 Tagen war ich mit meinem Geschwister und etlichen von unsern Bekannten spazieren, und als ich

nach Hause kam, und mich zum Abendessen niedersetzte, da fand ich Ihren Brief unter meiner Serviette; den hatte mir meine Mama darunter gelegt. Ich riß ihn so geschwind auf, daß alle über meine Eilfertigkeit lachten. Ich zählte die Bogen (ich versichere Sie, ich erschrack halb, aber ich erschrack recht hübsch). Ach, rief ich, er muß gewiß gesünder seyn als sonst! Sehen Sie nur! Vier Bogen, und so hübsch geschrieben.

So weit gings recht gut; aber nun sollte ich essen, und den Brief hinlegen und hernach lesen. Denken Sie, liebster Herr Professor, daß ich das konnte? Ich versuchte es wohl, aber ich konnte nicht. Ich nahm den Brief wieder; denn ich sah doch wohl, daß sich die andern nur etwas über mich zu lachen machen wollten, und las ihn vor. O wenn ich Ihnen doch tausendmal die Hand für Ihre Beschreibung küssen könnte! doch ohne Sie in Furcht zu setzen, als ob ich sie Ihnen abreißen wollte, wie die gute alte Magd bey dem Postmeister that. Es gefällt mir recht, daß Sie ihr etwas von Ihren Schriften schicken wollen.

Der General Laudon ist mir unter allen Ihren neuen Bekannten am liebsten, wegen des vielen „fast wie ich," und dann der Graf Thun. Ueberhaupt aber sind mir alle Leute lieb, die Ihnen Liebe und Ehrerbietung beweisen und Ihre gute Meynung für sich haben. Der kranke, fromme, gelassene Mann, der gute Herr von Zettlitz, hat mein ganzes Mitleiden und alle meine guten Wünsche. Sind das nicht immer die besten Leute, und die am meisten Glück verdienen, die am besten Trübsal ertragen können? — Und wie traurig ists, daß sie auch immer am meisten ertragen müssen!

Vielleicht werden Sie Ihre Erzählung fortsetzen? — Bitten darf ich Sie nicht darum, ich will es auch nicht; denn wenn es Ihnen beschwerlich wäre — aber das ist gewiß, daß ich sie gern für Sie und für das Fräulein Schönfeld und für wen Sie befehlen, abschreiben will, und wenn sie auch ein ganzes Buch ausmachen sollte.

Ich bin am Montage Nachmittags mit Ihrem Briefe, liebster Herr Professor, bey der Frau Gräfin Vitzthum gewesen. Das Fräulein war nicht recht wohl; doch war sie ziemlich angekleidet und in dem Zimmer ihrer Mutter. Ich mußte mit ihnen Caffee trinken, und als der Hauptmann Wiedemann weg war, befahl mir die Gräfin, den Brief zu lesen. Sie waren beyde sehr vergnügt darüber, und ich sah es dem Fräulein sehr deutlich an den Augen an, daß sie etwas von mir haben und es doch nicht gern sagen wollte. Endlich fing die gütige Gräfin an: Ja, das ist ein hübscher Brief, der Brief ist sehr hübsch; das ist gewiß — — ich möchte — — ich möchte — — Sie recht bitten — Ja! fiel ihr die Fräulein in die Rede, aber der Brief ist gar zu lang, ich wollte es nicht wagen — Endlich erklärte mirs die Gräfin, daß sie gern für ihren Gemahl eine Abschrift davon haben möchte, und gab mir bis auf den Winter Zeit dazu, und las mir auch noch zum Ueberflusse eine Stelle aus dem Briefe des Fräuleins, in welcher Sie, liebster Herr Professor, es mir erlauben, diesen Damen eine Abschrift davon zu geben. Ich machte sie gleich den folgenden Tag, und wie gern hätte ich sie ihnen auf ihr bloßes Verlangen gegeben, und ohne daß sie mir ihr Recht dazu bewiesen hätten; denn ich weiß doch, daß Sie meine Bereitwilligkeit gebilligt haben würden. Als ich die Abschrift hinschickte, bekam ich ein überaus gütiges

französisches Billet von dem Fräulein zurück, in welchem sie mir für diese Abschrift eine Danksagung machte, die mich beschämte, und von mir Ihren Brief mit der Beschreibung von Meißen für den Herrn General verlangte, der ihn gern lesen will. Ich habe ihr diesen Brief überlassen.

Sonst, bester Herr Professor, muß ich Sie bitten, denken Sie nicht mehr weder bey diesem noch bey andern Briefen an die traurige Geschichte des Husarenbriefs; sondern verlassen Sie sich hierinnen auf meinen Gehorsam und auf meine Behutsamkeit.

Indessen muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich Ihren letzten Brief (ich bilde mir recht viel auf diesen Beweis Ihrer Gewogenheit und Ihres Vertrauens ein) noch Jemanden gelesen habe. Der gute Charpentier war gleich aus Freyberg zum Besuche herunter gekommen. Als er wieder Abschied nahm, las ich ihm den Brief, zur Vergeltung der aufrichtigen Hochachtung, die er für Sie hegt, der zärtlichen Dankbarkeit, mit der er sich jeder Gütigkeit erinnert, die Sie ihm erwiesen, und der eifrigen Sorgfalt, mit der er sich bey mir nach Ihnen erkundiget. Ich habe ihm auch sonst schon etliche Ihrer andern Briefe gezeiget; denn ich halte ihn für einen schätzbaren, jungen Menschen, der es werth ist, daß ich ihn hoch achte, und ich weiß ihm keinen bessern Beweis davon zu geben. Beym Abschiede wiederholte er verschiedenemale, ich möchte Sie bitten, daß Sie ihn mit Ihrem gütigen Andenken beehrten, und Sie seiner vollkommensten Ehrerbietung versichern.

In Ihrem ersten Briefe an das Fräulein fand ich eine kleine Anzeige von einem Besuche, den Sie, liebster Herr Professor, bey einem Herrn von Miltitz, und noch von

einem andern, den Sie incognito bey der Frau Gräfin Vitzthum abzulegen willens wären. Incognito? dachte ich: O das thut nichts! Die Frau Gräfin ist schon so gütig, und verräth mirs, und erlaubt mirs hinzukommen, und ihren lieben Professor, unsern guten Freund (so nennt sie Sie gemeiniglich, wenn sie mit mir spricht) mit meinen eignen Augen zu sehen, und daß Sie, gütiger Herr Professor, nicht unzufrieden darüber seyn würden, das war bey mir schon so gut als ausgemacht. Sehen Sie, so zuversichtlich war ich. Ich dachte schon darauf, welche Beschreibung ich meiner Kirchhofin von Ihnen geben und wie ich sie neidisch machen wollte. — Aber denken Sie nur, Herr Professor, nun spricht die liebe Gräfin, sie will bald wieder nach Weikau gehen, und da würden Sie sie lieber dort, als hier in Dresden, besuchen. Ja, ja, das glaube ich selbst; es mag freilich schon bequemer und angenehmer für Sie seyn, aber es ist doch mit allem dem betrübt. Doch möchte nur Ihre vollendete Cur alle die gesegneten Wirkungen haben, die alle Ihre Freunde so eifrig wünschen, so wollte ich jeden eigennützigen Gedanken fahren lassen, und mich in dem Vergnügen glücklich schätzen, das ich alsdann haben würde, daß Sie an einem jeden Orte, wo Sie sich auch befänden, auf dem Lande oder in der Stadt, gesund und zufrieden lebten, und daß ich Wünsche für die Verlängerung eines so ehrenvollen und schätzbaren Lebens, als das Ihrige ist, thun könnte, ohne zu befürchten, daß sie Ihren eigenen entgegen seyn möchten.

Lassen Sie sich noch, mein lieber Herr Professor, ein Unglück erzählen, das mir begegnet ist. Ich werde noch müssen lernen Federn schneiden. Mein alter Informator,

der mich fast alles, was ich weiß, und auch Federnschneiden gelehret, und mir alle meine Federn zu allen den Briefen an Sie und an meine andern Freunde geschnitten hat, der gute alte Mann ist gestern Mittags gestorben, und wohl drey Wochen lang so krank gewesen, daß er mir keine Feder mehr hätte schneiden können, wenn ichs gleich verlangt hätte. Nun weiß ich nicht, was ich anfangen soll. Herr Zeis, der meine Verlegenheit wußte, und mich schon so lange, als der gute Mann krank war, darüber hatte pinseln hören, war zwar so bereitwillig, an seine Stelle zu treten und brachte mir, noch ehe er starb, ein halbes Dutzend geschnittene Federn; aber ich bin so ungeschickt, daß ich mit seinen Federn nicht schreiben kann. Ich habe mir also eine von meinen alten Federn selbst corrigiren müssen, und war dabey sehr in Gefahr, mich in den Finger zu schneiden. Dächten Sie nicht, daß dieser Brief noch schlechter geschrieben wäre, als sonst? Entschuldigen Sie mich ja, liebster Herr Professor, um der Feder willen, oder vielmehr Sie, lieber Herr Oberpostcommissär, entschuldigen Sie mich, wenn Sie den Brief vorlesen sollten, oder Sie, Herr Doctor Krebel, dafern Sie noch Lector sind.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Möchten Sie doch mit allem dem gesegnet seyn, was zufrieden und glücklich macht! Wer weiß, wie viele Freunde von Ihnen, etwan der Graf Scheel und sein Duncan, oder die Gräfin Bitzthum und Ihre Fräulein, oder der General Lauden, oder auch wohl der kranke Herr von Zetlitz, oder andere itzt bey ihren Freunden und Bekannten sitzen und von Ihnen reden, und Sie mit eben den Empfindungen der Dankbarkeit, der Ehrerbietung und des Vergnügens

segnen, mit welchen ich Ihnen itzt Glück wünsche, und mit welchen ich zeitlebens seyn will

Bester Herr Professor!

Dresden, den 4. Sept. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

80.

Bester Herr Professor!

Tausendmal danke ich Ihnen in aller Eil für Ihren letzten Brief mit der Unterredung mit unsrer Prinzessin. Sie werden mir erlauben, daß ich mirs verbehalte, ihn eilfens förmlicher zu beantworten und Ihnen nochmals zu danken. Itzt komme ich gleich von der Gräfin Vitzthum und dem Fräulein Schönfeld, und in der Gräfin Namen, liebster Herr Professor, soll ich, sobald ich kann (und ich kann es gleich itzt) eine Frage an Sie thun, nämlich: ob Sie es zufrieden seyn wollen, daß die Gräfin der Prinzessin Ihren Brief lesen darf? — Vorlesen, sprach die Gräfin, das wollte ich wohl verantworten; aber wenn die Prinzessin eine Abschrift verlangt, so kann ichs ihr nicht wohl abschlagen, und ihr eine zu geben ohne sein Vorwissen und Einwilligung, das nehme ich nicht auf mich. Gleichwohl, setzte sie hinzu, wollte ich für mein Leben gern, daß sie ihn sehen dürfte. In der Art, es ist eine gute Prinzessin, sie ist jederzeit gut und fromm gewesen u. s. w. Und so hatte die Frau Gräfin die Gnade, mir viel von der Prinzessin und was sie mit ihr (auch von Ihnen) gesprochen hätte,

zu erzählen, welches Sie, liebster Herr Professor, bald von ihr selbst hören werden; denn die Frau Gräfin geht auf den Dienstag nach Welkau, und freut sich dahin, und hat mir befohlen, Ihnen tausend Complimente von ihr zu machen und Ihnen zu sagen, daß sie hoffte, Sie bald bey sich zu sehen. Auch die Fräulein empfiehlt sich tausendmal, und läßt Ihnen sagen, Sie hätten ihr die vorige Nacht sehr unruhig gemacht. Es hat ihr geträumt, Sie wären gestorben, und darüber hat sie so sehr geweint, daß Mademoiselle Paret (die mir auch noch nachgerufen, sie Ihnen zu empfehlen) sie noch in Thränen gefunden, als sie sie geweckt, und daß es die Fräulein, wie sie sagte, noch auf der Brust fühlt. Aber ich muß die Fräulein verklagen, ob sie wohl noch diese Nacht einen Beweis für Sie gegeben, daß sie ein gutes Kind ist. Sie hat sich die Hand nicht von mir in Ihrem Namen küssen lassen. Sie küßte mich auf den Backen; aber das sollte ja nicht seyn. Die Frau Gräfin ließ mir aber ihre Hand in Ihrem, dann auch in meinem Namen küssen, und dann reichte sie mir auch ihr gütiges Gesicht und gab mir einen Kuß.

Ich will cito auf den Brief schreiben, vielleicht bekommen Sie ihn dadurch eine Stunde geschwinder, und wenn Sie, liebster Herr Professor, kein Bedenken haben, in das Verlangen der Gräfin zu willigen, so seyn Sie so gütig und lassen Sie mirs sogleich durch Herrn Gödicken melden. Aber ich fürchte, es wird zu spät seyn. Sie werden gegenwärtigen Brief nicht vor Freytags erhalten können. Auf den Dienstag geht die Gräfin fort. Wenn ich nur die Antwort auf den Sonntag Abends erhielte. Lassen Sie Herrn Gödicken nur auch cito auf den Brief schreiben. Vielleicht hilft das etwas.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Verzeihen Sie die Eilfertigkeit und Nachlässigkeit dieses Briefs dem Gehorsame, den ich der gütigsten Dame schuldig bin, und der Achtung, die diese Dame für Ihren Willen hat. Ich habe die Ehre zu seyn

Dresden, den 7. Sept. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

81.

Liebste Mademoiselle!

Ich kann allen Menschen eher etwas abschlagen, als der Gräfin Vitzthum. Ich bin es auch zufrieden, daß sie der so guten Prinzessin den Brief liest, ob ich gleich nicht mehr weiß, ob er vorsichtig genug geschrieben ist; aber von der Abschrift, vor der erschrecke ich. Sobald diese in den Händen der Prinzessin ist, so ist sie in der sichern Gefahr, bekannt und gedruckt zu werden, und ich denke doch, daß mein Brief unter mehr als vier Augen allemal Eitelkeit und meinem guten Rufe nachtheilig ist. Wenn sich also die Frau Gräfin getraut, ohne Abschrift davon zu kommen, und es zu einer Gewissenssache zu machen, die sie mir seit dem Husarenbriefe versprochen hätte, so will ich mirs gefallen lassen, daß die Prinzessin den Brief liest; denn ich weiß, die Gräfin ist so gütig gegen mich, daß meine Angelegenheiten die ihrigen sind. So viel, Mademoiselle. Erhalten Sie diese Antwort noch zu rechter Zeit (ich schreibe sie Sonnabends früh um 9 Uhr, denn eher habe ich Ihren

Brief nicht erhalten, und eben itzt wird die gelbe Kutsche gehen, so schicken oder tragen Sie dieselbe sogleich zur Frau Gräfin und küssen Sie ihr und ihrer guten Tochter, die um meinen Tod im Voraus geweinet hat, die Hand und leben Sie wohl.

Leyzig, den 10. Sept. 1763.

Gellert.

82.

Liebste Mademoiselle!

Ich muß noch ein Paar Zeilen an Sie schreiben, ob ich mich heute gleich krank geschrieben habe; denn das Wort Abschrift macht mich sehr unruhig, sonst setzte ich keine Feder mehr an. „Wollen Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute Vormittage geschrieben haben?" Nein, das will ich nicht! Es bleibt dabey, daß ich der Gräfin nichts abschlagen kann; aber es bleibt auch dabey, daß die Prinzessin Christine, die beste Prinzessin in Europa, keine Abschrift fordern soll. „Aber das ist schwer zu verhindern." — Ja wenn die Gräfin Vitzthum mit ihrem Verstande kein Mittel erfinden kann, so langt meiner noch weit weniger zu; denn dieser sagt mir nichts mehr, als daß der Brief nicht in fremde Hände kommen soll. So treu auch die Hände der Prinzessin Christine sind, so wird sie doch stets Hände um sich haben, die nicht so ehrlich sind, und alsdann erlebe ich den zweyten Theil der Geschichte vom Husarenbriefe, und den möchte ich um alle Wunder nicht erleben. Alsdann könnte es auch kommen, daß ich Ihnen

meine Anekdoten niemals mehr überschriebe. Diesen Brief, den ich Nachmittags um 3 Uhr schreibe und der auf den Abend um sieben Uhr mit der reitenden Post abgeht, wird mit dem Vormittagsbriefe vermuthlich zu einer Zeit bey Ihnen ankommen, nämlich Morgen, Sonntags Nachmittage. Dienstags geht die Gräfin erst fort: also kommen die Briefe noch ziemlich zu Rechte, wenn sie anders zu etwas gut sind. Hätten Sie mir nur eine Abschrift von meinem Briefe mitgeschickt — — doch ohne alle Abschrift, der sichre Weg ist der beste. Wenn die Gräfin nicht mit im Spiele wäre, so spräche ich kurz und gut: Cassiren Sie den Brief, und so wäre alles gehoben. — Ja, liebe Mademoiselle, zehn Briefe werden kaum langen, die ich heute schon geschrieben habe, und zwanzig liegen gewiß noch vor mir auf dem Tische unbeantwortet. Also dächte ich, ich könnte mit Ehren schließen. Auch dächte ich, Ihr heutiger Brief hätte zu meiner Ruhe können verloren gehen. Leben Sie wohl.

Gellert.

83.

Liebste Mademoiselle!

Der böse Brief hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt und mir einen Theil des Schlafs entzogen; das ist keine gute Vorbedeutung. Wenn er in Abschrift bey Hofe ist, sagte ich zu mir selber, so kannst du in deinem Leben nicht wieder an die Mademoiselle Lucius schreiben.

Leipzig, den 11. Sept. 1763.

Gellert.

84.

Dresden, den 10. Sept. 1763.

Hochzuehrender Herr Professor!

Wenn ich einen Brief auch zehnmal gelesen habe, daß ich ihn fast von Wort zu Wort auswendig kann, und ich sehe ihn nicht vor mir auf dem Tische liegen, so ist mirs als wenns nicht möglich wäre, daß ich eine Antwort darauf machen könnte, und dennoch will ichs itzt versuchen und erzwingen.

Die Frau Gräfin behielt Ihren Brief mit der Erzählung von der Unterredung mit der Prinzessin Christine bey sich, um ihn dem Herrn General zu zeigen, der immer sehr beschäftigt ist. Ich will sehen, ob ich ihn in seiner Abwesenheit beantworten kann; denn daß ich seinen ganzen Inhalt gut inne habe, darauf können Sie sich verlassen.

Ich schätze mirs für eine sehr vorzügliche Ehre, liebster Herr Professor (und ich wäre abscheulich undankbar, wenn ichs nicht thäte), daß Sie mich an demjenigen Theil nehmen lassen, was Ihnen lieb oder wichtig ist, daß Sie mich würdigen, mir Vergnügen zu machen und mir Beweise Ihres Vertrauens geben, und endlich, daß Sie Ihren Freundinnen, der Gräfin und dem Fräulein, durch mich von Ihren Angelegenheiten Nachricht geben.

Ob mir gleich alles, was Sie mir von Ihrem Gespräche mit der Prinzessin schreiben, sehr wohl gefällt, und ich auch gern damit zufrieden seyn wollte, so werde ich doch den Herrn Oberpostcommissär ein wenig plagen, mir mehr davon zu schreiben und mich deswegen auf Sie berufen. Ich lese seine Erzählungen in Briefen sehr gern;

doch wenn ich wüßte, daß er selbst bald wieder nach Dresden käme (liebster Herr Professor, halten Sie ihn nicht ab, wenn er Lust dazu hat), so wollte ich ihn mit dem Schreiben verschonen und mirs noch viel lieber erzählen lassen.

Ich freue mich, theuerster Herr Professor, über die Liebe und den Beyfall, den unsre gute Prinzessin Ihnen bezeiget; denn ich freue mich über alle Leute, die Ihnen Merkmale der Liebe und Hochachtung geben, und dieß nicht allein Ihrentwegen, sondern um der Leute selbst willen, und der Auftritt bey dem Postmeister in Carlsbad hat mich sehr vergnügt.

Sie glauben, liebster Herr Professor, es habe Sie die Begebenheit bey dem Postmeister und die Begebenheit im blauen Engel auf gleiche Weise gerührt, und Sie erweisen der Prinzessin die Gerechtigkeit, von ihr zu denken, sie werde groß genug seyn, Sie deswegen zu loben? — Ja, das würde sie seyn. Aber ich, liebster Herr Professor, ich will es Ihnen nur gestehen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ich würde nun eben nicht denken, daß ich einen Fehler beginge, wenn ich mich ungleich stärker durch das Lob der guten Prinzessin, als durch das Lob der guten alten Magd rühren ließe, und ich will Ihnen auch sagen, warum?

Es ist gewiß, wenn ich etwas Lobenswerthes thue, so kann mich die Prinzessin und die Magd mit gleich gutem Grunde und aus gleich gutem Herzen loben, und in so weit ist das Lob der Prinzessin und das Lob der Magd einander gleich, und Keines hat ein Recht mich mehr einzunehmen als das andre. Allein es ist doch auch gewiß, daß je besser ich von der Person denke, die mich lobt, je

höher der Begriff ist, den ich von ihrer Einsicht, ihrer Beurtheilung und ihrem Geschmacke habe, und jemehr sie mir Hochachtung durch ihr persönliches Verdienst einflößt, desto wichtiger und desto schmeichelhafter muß ihr Lob mir seyn. Nun werde ich immer denken, daß mir die Prinzessin ihren Beyfall mit mehr Discernement und Delicatesse ertheilt, daß also ihr Lob zuverlässiger ist, und daß ich hingegen, weil doch die Magd wahrscheinlicher Weise einen so feinen Geschmack nicht besitzt, dieser ihr Lob eben so vollständig erlangt haben würde, wenn ich auch einige Fehler begangen hätte, um deren willen ich von dem Beyfalle der Prinzessin hätte verlieren können. Ich sage dieses darum, weil ich manchmal von gemeinen Leuten Ihre Lieder, so wie sie es verdienten und wie ich damit zufrieden war, habe loben hören, die aber zugleich andre Lieder, die Leute von bessern Geschmacke gewiß verworfen hätten, den Ihrigen gleich achteten. Sagen Sie mir doch, bester Herr Professor, ob ich hier Recht haben könnte, oder ob es nur eine kleine Ausflucht der Eitelkeit ist, die sich gern retten will?

Der Beyfall und das Lob der guten alten Magd war ganz gewiß aufrichtig und nur um deswillen wirklich schätzbar; allein überhaupt (freylich leidet es seine Ausnahmen) halte ich das Lob der Großen und derer die über uns sind, noch für aufrichtiger und reiner, als das Lob der Geringern oder unsers gleichen. Die Hohen denken wohl nicht leicht daran, daß sie nöthig haben andere zu loben, um sich Ansehen zu geben. Sie denken nur, daß sie andern durch ihren Beyfall Ehre erweisen, oder (und das thun die Besten unter ihnen) sie folgen blos den Bewegungen ihres Herzens und dem Eindrucke, den Verdienste auf dasselbe machen, und ertheilen so ihr freyes Lob ohne Eitelkeit und ohne Ab-

sichten für ihren eignen Ruhm. Geringere hingegen loben berühmte und verdienstvolle Männer öfters aus Eitelkeit und Prahlerey, um sich selbst in Ansehen zu setzen, daß sie von so berühmten und geehrten Leuten wissen und fähig sind, ihre Vorzüge einzusehn. Hierinnen scheint mir der Zustand der Könige sehr fehlerhaft, weil sie an Würde niemanden über sich haben, dessen Beyfalls sie sich freuen könnten, und immer in Gefahr stehen, von ihren Geringern aus Eigennutz oder Eitelkeit, aus Niederträchtigkeit oder Furcht, gerühmt zu werden. An Verdiensten mögen sie vielleicht wohl Menschen über sich haben, aber das sehn sie nicht leicht, oder es vergnügt sie nicht, wenn sie's sehn. —

Es ist doch wirklich traurig genug, liebster Herr Professor, daß wir beide zugleich keine Federn mehr haben. Mir wird ganz kalt, wenn ich daran denke. Wir werden doch nicht ganz aufhören müssen zu schreiben? Aber Sie — ach Sie sind noch lange nicht so schlimm daran als ich, Sie können sich wohl noch helfen. Der Herr Hofprediger Cramer lebt noch, und er wird Ihnen schon wieder Federn schicken, wenn Sie ihn daran erinnern; denn sehn Sie, im Grunde sind Sie wohl selbst ein wenig Schuld. Sie bereden alle Menschen, daß Sie nichts mehr schreiben. „Nun, so braucht er auch keine Federn," wird der Herr Hofprediger denken; das ist ganz natürlich. Diese Feder hat mir Johann geschnitten. Wenn ich Niemanden finde, ders besser macht, so mag er das Amt behalten. Es schreibt sich freylich nicht schön aber doch leicht damit und sehr geschwind, das ist bey mir ein großes Verdienst.

Sie haben an Herrn Zeisen geschrieben und ihn nach Oberau eingeladen. Er kömmt gewiß hin, und auf die Messe auch nach Leipzig, und ich werde ihn beneiden. Sa-

gen Sie mir nicht, daß sich das nicht schickt, daß es nicht recht ist. Ich werde mir nichts einreden lassen; ja liebster Herr Professor, so lieb ich Sie auch habe, so werde ich Ihnen doch nicht folgen; ich habe mirs schon vorgesetzt.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Vielleicht bekomme ich meinen Brief von der Gräfin zurück, daß ich Ihnen noch die Abschrift davon mitschicken kann. Ich will deswegen noch nicht schließen; es dauert mich ohnedem, wenn ich so viel Papier leer lassen soll.

Den 11. Sept. Abends.

Es ist recht gut, liebster Herr Professor, daß mein Brief noch nicht zu ist; ich habe wohl gedacht, daß ich noch mehr hinein zu schreiben bekommen würde.

Ich hatte diesen Nachmittag Besuch, und unter der Zeit, als er bey mir war, erhielt ich Ihren Brief mit dem cito und kränkte mich, Sie durch den meinigen unruhig gemacht zu haben. O liebster Herr Professor, seyn Sie ruhig! — aber was hilft das, daß ichs Ihnen schreibe? Ja, wenn ich zu Ihnen gehen und Sie bitten könnte, ruhig zu seyn; wenn ich Ihnen vorstellen könnte, daß die Gräfin gewiß nichts thun wird, woran sie deutlich sehen kann, daß es Sie beunruhigt, und daß sie eben, um nichts zu thun und sich in nichts einzulassen, das Ihnen unangenehm seyn könnte, Ihnen ihre Idee eröffnet und Sie um Ihre Meynung gefragt hat, ehe sie dieselbe ausgeführet; wenn ich Ihnen alles dieses sagen könnte, so hoffe ich, ich wollte Sie den Augenblick ruhig sehen, und Sie nichts mehr von Cassiren, von dem andern Theile der Geschichte des Husarenbriefs und wer weiß was für fürchterlichen Dingen mehr reden hören.

Kaum war ich allein, so kleidete ich mich aus und nur

halb wieder an, und fing an, ein Billet an das Fräulein zu schreiben und wollte Ihren Brief einschließen. Ich war etwa halb fertig, so kam jemand, ich weiß nicht mehr wer, gelaufen (es ging schon auf neune) und schrie: der junge Bitzthum ist da, und der Professor Gellert! — „Ich „weiß nicht, wer der junge Bitzthum ist, und vom Pro„fessor kanns nicht seyn; ich habe ja gleich hier den Brief „von ihm, und laßt mich nur itzt gehn, ich muß schreiben." — Je nein! Sie müssen zu ihm gehn, er ist draußen, er ist draußen! — „Wer denn?" — Je nun, der junge Bitzthum; Sie müssen doch mit ihm reden. „Ich kann mit „Niemanden reden, ich bin ausgezogen, und ich weis viel, „wer der junge Mensch Bitzth — — doch es wird Schön„feld seyn?" — Und da stand ich hurtig auf, so wie ich war, und ruste nur, daß man ihn hereinführen sollte; denn während des ganzen Gespräches (das ich zum Unglück anfänglich gar nicht verstand) hatte ihn die Magd lassen draußen stehen. Nun fieng ich erst an, es zu verstehn, und nun können Sie denken, wie ich erschrak. Der Herr von Schönfeld sagte mir, die Prinzessin Christine habe zu seiner Mutter gesagt, der Professor Gellert wäre hier, und wo er denn wäre? Darauf habe ihm die Frau Gräfin befohlen zu mir zu gehn, und zu fragen: ob ich nichts davon wüßte? „Ich weiß nichts, gnädiger Herr, ich habe „nur eben einen Brief von gestern von ihm erhalten. Ge„stern ist er nicht gereißt, sondern hat sich bald krank ge„schrieben." — Ach! das könnten Sie wohl nur so thun, um mich sicher zu machen; Sie könnten wohl da seyn. — „Es ist mir schwer zu glauben, und die Frau Gräfin würde „gewiß die erste seyn, die Nachricht davon bekäme." Allein ich mochte sagen, was ich wollte, so konnte ichs ihm

doch nur halb ausreden. Er hatte sichs fest in den Ko
gesetzt und machte mir vielerley Einwendungen, und w
weiß, ob er mich nicht gar im Verdacht hatte, als ob i
mich nur unwissend stellte. Er ging wieder nach Hof
der Frau Gräfin Antwort zu bringen, und ich endigte me
Billet an die Fräulein, und schickte es mit Ihrem Brie
hin. Morgen hoffe ich gewiß mehr von ihr zu erfahre
und vielleicht wird mirs wohl erlaubt hinzukommen und A
schied zu nehmen. Indessen können Sie gewiß versiche
seyn, daß Ihr Brief zu rechter Zeit gekommen ist, u
(ich will immer getrost noch einen Bogen anfangen; de
morgen bekomme ich gewiß noch ein wenig Materie
schreiben) daß er, auch nach der Abreise der Frau Gr
fin, noch zu rechter Zeit gekommen wäre; denn gewi
ohne Ihre förmliche Einwilligung wäre nicht das Gering
geschehen.

Ein Brief mehr oder weniger von Ihnen, theuerst
Herr Professor, ist mir in der That ganz und gar nich
gleichgültiges, das wissen Sie; aber ich versichere Sie, wen
wünschen etwas hülfe, so wollte ich den heutigen nicht h
ben. Sie haben ihn wider Ihren Willen, nicht zur Lu
oder Erholung, sondern zu einer Zeit, da Sie mit Arbe
überhäuft gewesen, und aus Unruhe und Besorgniß g
schrieben. Wollen Sie mirs verzeihen, liebster Herr Pr
fessor, daß ich Ihnen so viel Unruhe gemacht habe? –
Ich kann nichts thun, um es wieder gut zu machen, a
ßer daß ich künftig mich aufs vorsichtigste hüten will, I
nen Sorge zu machen. Schlafen Sie recht wohl und r
hig, und wenn Ihnen auch zehn Prinzessinnen mit Abschri
ten im Traume erschienen.

Den 12. Sept. früh.

Ist gleich schickt mir Mademoiselle Paret im Namen der Frau Gräfin die Briefe zurück, die sie von Ihnen, liebster Herr Professor, bey sich hatte, und bittet mich Ihnen zu sagen „daß Sie ganz ruhig seyn möchten; daß die Prin„zessin den Brief nicht gesehn hätte, auch nicht sehn sollte. „Sie würde bald das Vergnügen haben, Sie in Leipzig zu „sehen, wo sie sich einige Zeit würde aufhalten müssen."

Ich hätte Ihnen gern die Abschrift im vorigen Briefe mitgeschickt; aber, wie ich Ihnen gesagt habe, die Frau Gräfin behielt ihn bey sich, und heute ist mir die Zeit zu kurz; denn ich wollte daß der Brief Flügel hätte, um Sie nur bald von Ihrer Sorge zu befreyen. Nun sind Sie doch wohl ruhig? O gewiß, Sie haben keine Ursache zum Gegentheile. Die Gräfin reist erst Mittwochs ab, und morgen gedenke ich ihr nochmals aufzuwarten. Nun leben Sie wohl! Wenn es Ihnen nur nicht schadet, will ich, wie die Prinzessin, sprechen, daß Sie sich wegen Ihres Briefs beunruhiget haben. In der That, das hätten Sie nicht thun sollen. Die Frau Gräfin hat Sie viel zu lieb, etwas wider Ihren Willen zu thun.

Ich bin mit vollkommenster Ehrerbietung,

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

Gestern ist die Prinzessin Christine mit großer Freude zur Gräfin gekommen und hat ihr gesagt, Sie wären da. Das kömmt vom Prinz Sangusvo her, der vielleicht gehört hat, daß Teller hier ist (der soll gestern gekommen seyn), und den Namen nicht wohl verstanden hat. Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst.

85.

Dresden, den 12. Septbr. 1763.
Mittags um 12 Uhr.

Liebster Herr Professor!

Gleich habe ich meinen langen Brief versiegelt und fortgeschickt, und indem ich meine Papiere vom Tische wegräumen will, fällt mirs ein, Ihren gestrigen Brief noch einmal zu durchlesen, und da sehe ich mit großer Verwunderung, daß Sie sich in demselben, auf einen andern beziehen, den Sie mir Sonnabends Vormittags geschrieben haben, und diesen habe ich nicht erhalten. Ich kanns nicht begreifen, wie es zugegangen ist, daß ich dieses nicht gleich gestern gesehen, ich hätte sonst auf die Post geschickt und nachfragen lassen. Aber ich wills noch thun, sobald sie wieder geöffnet wird. Indessen will ich diesen Brief hinschicken und bitten lassen, daß man ihn, wenns möglich ist, noch heute mit abfertigt, damit nur Sie, liebster Herr Professor, erfahren, warum ich des nicht erhaltenen Briefs mit keiner Sylbe erwähne; und vielleicht ist Ihnen daran gelegen gewesen. — Mein gestriger Besuch, der mich zu lange aufhielt, Ihre Unruhe, von der ich mir gewissermaßen vorwarf die Ursache zu seyn, mein Verlangen an die Fräulein zu schreiben, ehe sich die Frau Gräfin etwan bereden ließe, die Geschichte der Prinzessin vorzulesen oder wegzugeben, der Besuch des Herrn von Schönfeld, und daß ich Ihren Brief sogleich dem Fräulein schickte, ohne ihn noch einmal zu lesen: alles dieses zerstreute mich, und überdieß konnte ich kaum den Gedanken haben, daß Sie mich schon wieder mit einem Briefe beschenkt hätten. Ich erin-

nere mich wohl, daß ich die angestrichelten Worte: „Wol„len Sie etwan das widerrufen, was Sie mir heute Vor„mittage geschrieben?" nicht verstand; aber ich dachte, Sie hätten geeilet und sich in der Geschwindigkeit nicht deutlich genug erkläret, und heute, sobald ich der Mademoiselle Paret Billet erhielt, war meine Eilfertigkeit, Sie zu beruhigen, so groß und ungeduldig, daß ich mir nicht die Zeit nahm, Ihren Brief noch einmal vorher anzusehn. Seyn Sie aber ja nicht unruhig, bester Herr Professor, er kann nicht seyn verloren gegangen. Wenn er nur nicht in der Eil und unter der Menge der andern Briefe an eine unrechte Person überschrieben ist. —

Sobald ich ihn erhalte, melde ichs Ihnen, und wenn ich alle Stunden schreiben soll.

Itzt habe ich Ihren gestrigen Brief abgeschrieben und mich aufs neue über mich geärgert, daß ich ihn nicht bedachtsamer gelesen. Aber Ihre Drohung: „Alsdenn könnte es auch kommen, daß ich Ihnen meine Anekdoten niemals mehr überschriebe," hat mich so aus der Fassung gebracht, und mich gegen alles Nachfolgende gleichgültig und unaufmerksam gemacht.

Alles, was ich hierbey wünsche, ist, daß weder der Brief noch das Schicksal desselben so beschaffen seyn mag, daß es Ihnen Mißvergnügen verursachen oder Sie nöthigen könnte, die Gütigkeit zu bereuen, aus welcher Sie ihn mir geschrieben haben.

Der Brief, den ich vor einer halben Stunde auf die Post geschickt, ist an den Herrn Oberpostcommissär addressirt. Er muß ihn ohnfehlbar erhalten haben, ehe, oder doch zugleich, wenn Sie diesen bekommen.

Ich bin recht betäubt, daß Sie um meinetwillen so

viel Unruhe haben, da Ihnen doch niemand eifriger und herzlicher jede Zufriedenheit wünscht als

Ihre

gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

86.

Dresden, den 12. Sept. Montags Abends 1763.

Theuerster Herr Professor!

Aus meinem Briefe, den ich heute Vormittags auf die Post geschickt, und den Sie morgen erhalten, und der Sie, wie ich hoffe und noch mehr wünsche, völlig beruhigen kann, werden Sie gesehen haben, daß eine kleine Unordnung vorgegangen seyn müsse, weil ich Ihres ersten Briefs, vom Sonnabend früh um 9 Uhr, mit keiner Sylbe erwähne, ob ich Ihnen wohl den andern von Nachmittags 3 Uhr beantworte. Allein, liebster Herr Professor, ich erhielt diesen letztern, wie Sie wissen, gestern Nachmittags etwas spät, und der erste ist mir nicht eher als heute Nachmittags gebracht worden. Es ist vielleicht ein Glück, und im Grunde bin ich froh darüber, daß er zuletzt gekommen ist; aber heute zu Mittage, als ich ihn das erstemal vermißte, und aus dem Briefe, den ich von Ihnen hatte, deutlich sah, daß ich zu gleicher Zeit noch einen andern hätte bekommen sollen, so erschrak ich in der That, und ich habe noch zum Ueberflusse den Brief, den ich den Augenblick in der Angst und Ungewißheit darüber an Sie

schrieb, unter beyliegende Abschriften gesteckt. Endlich aber kam Ihr Brief, den ich für verloren oder für verirrt hielt, und zum guten Glücke eben da Johann den meinigen (der Sie nur vergeblich wieder in Unruhe versetzt hätte) auf die Post geben sollte, und diesen Abend brachte man Ihr Briefchen vom 11. September. Mein Gott! liebster Herr Professor, warum sind Sie denn so sehr unruhig? — Aber nun kann ichs besser erklären als zuvor. Sie sind in Furcht, die Frau Gräfin möchte sich allzugeschwind der halb ertheilten Erlaubniß bedient haben. Nein, bester Herr Professor, Sie hätten ganz gewiß nichts zu fürchten gehabt; denn eben der Zufall, der Sie ängstlich macht, macht auch die Frau Gräfin äußerst vorsichtig und furchtsam, und sie hat ihre Meynung in dieser Sache nicht anders verlangt, als nur in der Absicht, ihr ganz zu folgen, und allem dem auszuweichen, was derselben nicht allein geradezu, sondern auch durch entfernte Veranlassungen zuwider seyn könnte.

Es betrübt mich außerordentlich, daß Ihnen so viel Unruhe ist verursacht worden, und daß ich unglücklicherweise mit daran Schuld haben muß. Ich fürchte, es hat Sie gereuet und es reuet Sie vielleicht noch, daß Sie mir den Brief, den Sie sehr ungerecht den bösen Brief nennen (oder meynen Sie vielleicht damit meinen, darinnen ich fragte, ob der Ihrige der Prinzessin dürfte gezeiget werden?) geschrieben haben; der Brief, der der Frau Gräfin und mir so sehr viel Vergnügen gemacht hat, in welchem ich Sie in Ihrem ganzen Staate sehe, und Herrn Gödicken und Sauern geschäftig um Sie her, und die Prinzessin, wie sie so gütig mit Ihnen spricht — Wie konnten Sie doch denken, daß Ihr Brief wider Ihren Wil-

len nach Hofe kommen würde? — Nein; in der That, Sie wissen noch nicht, wie sehr wir hier Sie und Ihre Zufriedenheit lieben und Ihren Willen ehren. Ich habe mirs gar nicht einmal eingebildet, daß Sie nur einen Schatten von Einwilligung geben würden, wie Sie doch anfänglich gethan haben; ja, ich kann sagen, daß ichs nicht einmal wünschte. Ich gehorchte ganz unschuldig, ich versichere Sie, blos dem Verlangen der gütigen Gräfin, indem ich Sie fragte; so wie ich vorher dem Ihrigen gehorchte, als ich den Brief zu ihr hintrug; und eben so genau, ohne die geringste Veränderung, würde ich jedem Ihrer Befehle gehorsam gewesen seyn, von welcher Art sie auch hätten seyn mögen.

Nun habe ich den fürchterlichen Brief wieder bey mir und so sicher verwahret, als alle die übrigen Briefe, der Schatz, den ich besitze; und in der ganzen Welt ist keine Abschrift zu finden, als die hier mitfolgende.

Wie werden Sie diese Nacht schlafen? — Wenn es nur schon Morgen wäre, und wenn Sie nur meinen heutigen Brief schon hätten und beruhigt würden! Es ist bald Mitternacht, und ich habe bald alles mein Licht verbrannt. Ich weiß, daß das Schreiben zu nichts nützt, daß Sie weder von mir wissen, noch mich sehn und hören können, und daß ich überhaupt nichts zu sagen habe, das verdiente, von Ihnen gelesen zu werden. Aber ich kann mir nicht helfen, ich muß Sie bitten, ruhig und nicht verdrießlich auf mich zu seyn, ob es gleich zu nichts hilft.

Bestrafen Sie mich ja nicht, liebster Herr Professor, wegen der Unruhe, die Sie ausgestanden haben, damit, daß Sie den Herrn Oberpostcommissär hindern, mir die

Geschichte mit der Prinzessin zu ergänzen, oder damit, daß Sie mir Ihre Anekdoten nicht mehr überschreiben wollten. Da ich so glücklich nicht bin, Sie sehen und sprechen zu können, so verliere ich eines der wichtigsten und angenehmsten Vergnügen, welche für mich in dem Glücke, Ihre Freundschaft zu besitzen, liegen, und worüber, gütigster Herr Professor, wollten Sie mich strafen? Es war nicht mein Einfall, ich gehorchte blos der Frau Gräfin, und ich dachte, ich müßte ihr gehorchen, weil sie Ihre Freundin ist; und auch von ihr selbst war es nichts weiter, als ein bloßer Einfall, den sie bereit war auszuführen oder aufzugeben, nachdem Sie sich darüber erklären würden.

Eine Strafe verdiene ich freylich, und wenns auch nur darum wäre, daß ich Ihnen so vielerley unter einander geschrieben und Sie veranlaßt habe, mir in zween Tagen dreymal zu schreiben. Ich will nun recht lange auf Ihren künftigen Brief warten; das soll meine Strafe seyn. Lassen Sie mir nur durch den Herrn Oberpostcommissär sagen, daß Sie völlig beruhigt sind, und daß Sie das Glück Ihres Briefwechsels und die Ehre Ihres Vertrauens nicht entziehen wollen

Ihrer gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

Den 13. Septbr. Dienstags.

Ich habe die Fr. Gräfin Vitzthum die ganze Zeit unsrer unruhigen Correspondenz hindurch nicht gesehen. Diesen Mittag soll ich die Ehre haben, dort zu speisen. Leben Sie recht wohl.

---

87. *)

Liebste Correspondentin!

Lassen Sie uns unsre Streitfrage abkürzen. Wenn n
der Beyfall und der Dank einer niedrigen Weibsperson,
mich weder durch einen scharfen Verstand noch durch Fe
heit des Geschmacks und der Sitten einnimmt, sondern bl
durch die Aufrichtigkeit und Güte des Herzens sich e
pfiehlt, wenn ihr Beyfall und der Dank dafür, daß ich
unterrichtet und erbauet habe, mich ungeachtet aller ih
Niedrigkeit, Einfalt und unangenehmen Gestalt, dar
weil sie ein Geschöpf Gottes, und eben so unsterblich
eine Prinzessin und eben so theuer vor ihm geachtet i
wenn er mich, sage ich, eben so sehr rührt, als der Be
fall und der Dank einer verständigen, tugendhaften u
angenehmen Prinzessin, sollte das nicht eine Pflicht u
eine Ehre für unser Herz seyn? Dieses habe ich sag
wollen. — Die Prinzessin kann mit mehr Verstand v
dem Werthe meiner Schriften urtheilen; aber die vernü
tige christliche Magd kann eben so gewiß wissen und fühl
daß ihr meine Schriften gefallen, daß sie ihr genützt u
sie erbaut haben (zumal geistliche und leichte Schrifte
ob sie es gleich nicht sagen kann. Sollte mir also
Beyfall von dieser Seite nicht eben so schätzbar sey
Denn wir wollen der Sicherheit wegen voraussetzen, d
der Beyfall und Dank auf beiden Seiten nicht irrig, ni
parteiisch, nicht eigennützig sey; sonst findet gar keine B

*) Nur ein Stück dieses Briefes ist gedruckt in Gellerts Wer
Th. IX. S. 35.

gleichung statt. Ich nahm an, daß ich die Magd in ihrer Art für gut und aufrichtig halten mußte, wie die Prinzessin in ihrer Art.

Doch, liebe Mademoiselle, ich will nicht dociren, nicht streiten. Ich will Ihnen lieber die Geschichte vom Feldwebel erzählen, eine Parallelgeschichte. Ein Preußischer Feldwebel hatte mich schon zween Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral, und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. — „Verzeihen „Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich „bin ein preußischer Feldwebel, habe drey und dreyßig „Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, „bin auf dem Wege, nach Liefland, in mein Vaterland, „zurück zu kehren, und bin fünf Meilen umgegangen, um „Sie zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen."

Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdient?

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 „lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft „vom Bösen abgehalten, und zum Guten ermuntert. Ach, „das sey Gott im Himmel gedankt und Ihnen! Er segne „Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes „Leben, und das ewige Leben. Wenn Sie nur wüßten, „wie gut ichs meyne, und wie ich mich erfreue, Sie zu „sehen!"

Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe eben so sehr, als Sie mir danken; denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genützet,

so will ich Gott danken, und mich freuen, daß sie Ihnen genützet haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie soviel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?

„Ich bringe nichts, als meine Freyheit zurück, aber „ich finde noch soviel zu Hause, daß ich nicht Mangel „leiden darf. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner „Blessuren, noch gesund; und o wie oft hat mich Gott „nicht im Kriege sichtbar beschützet und erhalten! So „wird er mich auch ferner erhalten. Als ich nach der Af„faire bey Görlitz tödtlich blessirt nach Böhmen gebracht „wurde, habe ich binnen fünf Tagen (ich denke, er sagte „gar fünf Wochen) auf einem Schlitten liegend, nichts ge„habt, als ein Stück Commißbrod, an dem ich kaute, und „den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten „fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch „erhielt mich Gott und gab mir das Glück, daß ich, als „ich in das Lazareth kam, in die Hände eines sehr geschick„ten und mitleidigen böhmischen Doctors fiel, der mich (ich „war hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der „Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt schreckliche „Schmerzen) der mich curirte und mir nachher einen freyen „Zutritt, während meiner Gefangenschaft, in sein Haus „verstattete, und damals habe ich Ihre Schriften (er hatte „sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz „außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun „will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch „ein paar Meilen fortsetzen." — Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied, küßte mir mit aller Gewalt

die Hand, und ich war im Begriffe, ihn selbst zu küssen, aber ich erschrack über seinen Bart.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Liefland Sohn, hatte in seiner Jugend studiren wollen, und war 1730 in den Dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch," setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor den Soldaten „gehabt, und hätte in russischen Diensten können Officier „werden, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. „Aber, Gottlob! es ist überstanden!" Er war sechs oder acht und funfzig Jahr alt, und noch stark vom Leibe.

Nun, was meynen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beyfall und der Dank des geringen unbekannten Feldwebels weniger rühren, als der Beyfall und das Vertrauen eines großen berühmten Generals, eines Laudon?—

Die Versicherungen, die Sie mir im Namen der Frau Gräfin gegeben, haben mich völlig beruhiget. Der Brief war nicht für die gute Prinzessin geschrieben; warum sollte sie ihn lesen? Sie wird mirs schon auf mein Wort glauben, daß ich alle Ehrfurcht für sie habe, und weswegen sollte es die Welt erfahren, wie ich mich angekleidet habe, als ich zur Prinzessin Christine gerufen wurde, und was sie mir für gnädige Erklärungen gethan hat? So bald so ein Brief gedruckt ist, so bekömmt er, ich weiß nicht was für eine eitle und pralerische Miene, die er unter guten Freunden gar nicht hat. Nichts also mehr von diesem Briefe. Nunmehr werden Sie wohl von der Gräfin Abschied genommen haben. Und wie viel Verbindliches wird sie und ihre Tochter Ihnen nicht gesagt haben? Das soll mich erfreuen, so

wie mich der Dank erfreuet, den mir die Mademoiselle Kirchhof vor wenig Tagen in einem guten und langen Briefe gesagt hat. Sie danket mir, wie Sie leicht denken können, für Ihre Freundschaft, und ich muß mir freylich dabey gefallen, daß Personen, die einander nicht gesehen haben und die ich nicht gesehen habe, auf mein Wort Freunde werden. Ihren Briefwechsel möchte ich mit der Zeit wohl lesen. — Nun liebe Mademoiselle, ich dächte, ich hätte zeither oft und viel an Sie geschrieben und könnte mit Ehren einige Wochen nach einander an meine andern Correspondenten denken. Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. Septbr. 1763.

Gellert.

Den 16. Septbr. Nachmittags.

Erst itzt erhalte ich Ihre Briefe vom 12. Septbr., eben da ich aus dem Collegio komme. Seyn Sie ruhig, liebste Mademoiselle, ich bin es auch, und wenn ich ja noch unruhig bin, so ist es blos über die Mühe und Unruhe, die ich Ihnen verursachet habe. Zu unserm Glücke können diese Vorfälle nicht oft vorkommen. Ob Ihnen mein Bruder die Geschichte mit der Prinzessin umständlicher beschreiben wird, das weiß ich nicht; aber nun noch einmal: Leben Sie wohl.

Sonnabends Vormittage, den 17. Septbr.

Der Bogen wird wohl noch voll werden, wie ich merke. Indem ich meinen Brief an Sie zusiegeln will, schickt mir der Herr Geheimderath von Kayserling, der sich acht Tage hier aufgehalten hat und diesen Morgen in

die Lausitz abgegangen ist, die beygelegte Schrift *) für Sie, deren Autor er ist. — „Für mich?" — Ja, für Sie, liebe Freundin. — „Aber wie weiß der Mann etwas von mir?" Das will ich Ihnen wohl sagen. Er hat fast täglich an unserm Tische gespeiset und sich in der Gesellschaft der Dänen und Sachsen sehr wohl befunden. Der älteste Graf Moltke, der die Honneurs von unserm Tische machte und nebst meinem Bruder dem Geheimdenrath die Merkwürdigkeiten von Leipzig sehen ließ oder sie ihm auch erzählte, war in seinen Erzählungen sogar bis auf unsern Briefwechsel gekommen. „Hatte er dazu Erlaubniß gehabt?" Das kann ich eben nicht sagen. Aber genug, er hatte durch seine Beredsamkeit den guten Baron Kayserling so eingenommen, daß er mich inständigst bat, ihm etliche von Ihren Briefen lesen zu lassen. „Ja, Herr Geheimderath, „Ihnen traue ich, wie mir selber. Ich liebe und verehre „Sie sehr; und darum sollen Sie diese Briefe alle lesen." Er war außerordentlich mit Ihrer Schreibart zufrieden, und sein Beyfall darf Ihnen nicht gleichgültig seyn, weder von der Seite des Verstandes noch des Herzens und Geschmacks. Er ist ein verdienstvoller Mann, ein glücklicher Gemahl, der nie ohne Freude seine Frau nennt, und ein lieber Vater von neun lebenden und sechs verstorbenen Kindern. Im Carlsbade unterhielt er beynahe, ehe der Herr von Kessel kam, die ganze Gesellschaft allein. Er hat

*) Eine Piece von vier Octavblättern mit dem Titel: Versuch, die bisherige Zubereitung des Caffee zu verbessern und zu anderweitigen Verbesserungen Gelegenheit zu geben, einigen Brunnengästen zu Carlsbad im Jahre 1763 mitgetheilt. Ohne Druckort und Druckjahr.

wohl studirt, ist in seinen jüngern Jahren Obrister in Russischen Diensten gewesen, darauf in seinem Vaterlande, Curland, Oberlandjägermeister geworden, und hat endlich bey den entstandenen Unruhen in Curland diese Bedienungen aus Gewissen niedergelegt, Bedienungen, die ihm bis zu fünftausend Thalern jährlich eingetragen. Er weiß viel, hat viel gesehen, viel gelesen, erzählt naiv, treuherzig, und gewinnt durch seine ehrliche und zufriedne Miene die Gesellschaft schon bey dem Eintritte, die er sich bald durch Bescheidenheit und Dienstfertigkeit ganz verpflichtet. Dieses ist also der Mann, der Sie hochschätzt und Ihnen gern einen Beweis davon durch beygelegte Schrift geben will. Habe ich nun wohl gethan oder nicht, daß ich den Bogen, da er schon gebrochen, und also schwer zu beschreiben war, doch noch voll geschrieben? Ich dächte, so ein Mann wäre schon eines Briefs werth? und er ist auch in der That der erste auf der Liste der Carlsbader Bekanntschaften, die ich Ihnen noch zu beschreiben in meinem langen Briefe versprochen habe. Gleichwohl habe ich noch wenig von ihm gesagt. Aber nicht alles auf einmal. Leben Sie wohl, zum drittenmale.

88.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie haben mich heute recht mit Ihrem so gütigen Briefe überrascht. Ich war schon darauf vorbereitet, nun lange zu warten. In der That, Sie sind gar zu gütig. Das ist nun schon der dritte Montag, an dem ich ordentlich, früh beim Thee, einen langen, langen Brief von dem Orte und aus den Händen, da meine liebsten Briefe herkommen, von dem Manne, den ich in der Welt am meisten liebe und ehre, und dem ich ohne Ausnahme, meine mehresten und angenehmsten Vergnügen zu danken habe, erhalte, und das ist Vergnügen für mich auf die ganze Woche, und kömmt in acht Tagen nicht gleich wieder ein neuer Brief, auf vier, sechs und mehr Wochen. Sie können leicht denken, liebster Herr Professor, wieviel ich hier Gelegenheit habe, mir das Vergnügen Ihrer Briefe zu vervielfältigen. Einmal erhalte ich sie, das ist die erste Freude: dann werden sie gelesen. Ich lese sie für mich, dann den Andern, bald wieder allein mit meinen Schwestern, mit Herrn Zeisen — wir reden davon, wiederholen und erzählen einander daraus, was wir alle schon gelesen und gehört haben, ich beantworte sie, schreibe sie ab, erzähle meiner Kirchhof und meinen Freundinnen hier, was ich denke, das sich für sie schickt. — Und wenn ich daraus lernen will, wie viel Gutes und Nützliches haben mich nicht schon Ihre Briefe gelehrt, und an wie viel gute vergessene Lehren (selbst aus Ihren Schriften) mich wieder erinnert.

Ohne allen Streit, Sie haben Recht in unsrer Streitfrage, und ich wußte es vorher, liebster Herr Professor,

daß Sie Recht haben würden, und es sollte auch so seyn. Aber sagen Sie mir einmal recht im Ernste, finden Sie's nicht unbescheiden, daß ichs immer wage, Ihnen, wo es angehn will, meine kleinen Einwendungen zu machen? — In der That thue ichs nicht, um zu streiten, noch weniger um Recht zu behalten; aber ich sehe es sehr gern, wenn von einer jeden Sache soviel gesagt wird, als für und wider dieselbe gesagt werden kann; und, bester Herr Professor, wer hält sich nicht lieber an die Aussprüche seiner eigentlichen Freunde, die er vorzüglich liebt und in Ehren hält, wenn er gleich auch aus dem Umgange guter Menschen und aus guten Büchern lernen kann, wie man von dieser oder jener Sache denken soll? Und eben deswegen ist mirs eine Freude, und wird mir eine Freude seyn, so lange ich Sie und Ihre Briefe lieben werde („wie lange das geschehn wird?" — Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen: troppo incerta è l'ora del morire, muß ich mit dem Schäfer des Ménage *) antworten), wenn ich sie zu meinem Vergnügen durchlese, einige moralische Gedanken darinnen aus einander gesetzt, und alle Zweifel und Einwendungen, die man dawider machen kann, von Ihnen entschieden und widerlegt finde.

Der gute, alte, ehrliche Feldwebel! Gott bringe ihn glücklich in sein Vaterland, und erzeige ihm die Wohlthat, dort sein Leben in Ruhe und Zufriedenheit zu beschließen! Ich danke Ihnen, liebster Herr Professor, für die Erzählung seines Besuchs und seiner Geschichte, als für ein gro-

*) „Ich kann zwar nicht dafür stehen, ob Ménage hier an einen Schäfer gedacht hat. Ich glaube, er redet in seinem eignen Namen." (Spätere Anmerkung der Bsin. dieses Briefs.)

ses Vergnügen, das Sie mir gemacht haben. Ich freue mich, daß es dem guten Manne noch geglückt ist, Sie zu sehen, und, noch mehr, zu sehen, daß seine aufrichtige, redliche Liebe Ihnen nicht gleichgültig ist, und daß Sie ihm die Mühe, fünf Meilen zu gehen, durch Beweise Ihrer unschätzbaren Gewogenheit und Güte so reichlich belohnet haben.

Ich habe freylich an dem Tage, an welchem ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, von der Frau Gräfin und Ihrer Tochter und Madem. Paret, Abschied genommen, aber nicht allein Abschied genommen, ich habe auch Ihr Bildniß bey der Frau Gräfin gesehen, und ein wiederholtes Versprechen, die Copie künftigen Winter zu bekommen, von ihr erhalten. Die Copie, die sie mir zeigte, war, denke ich, für den Herrn von Miltitz, der mit dort speißte.

Ich bins nicht werth, daß ich Ihr Bild haben soll; aber ich freue mich darauf, und sobald ichs bekommen, will ichs der Mademoiselle Kirchhof beschreiben, wie es aussieht; ich habe es ihr schon versprochen, und, so viel ich kann, will ich sie an allen meinen Vergnügen Theil nehmen lassen, vornehmlich an denen, die von Ihnen herkommen; denn auf diese hat sie ein vorzügliches Recht. Ich halte sie für ein sehr gutes Mädchen. Ihre Briefe gefallen mir sehr wohl, und ich schreibe sehr gern an sie. Bisher haben wir uns immer lange Briefe geschrieben, aber nicht öfters. Ich habe von ihr nur zween Briefe, aber von mir mag sie wohl viere bis fünfe haben; denn das mag, glaube ich, ein Theil meiner Bestimmung mit in der Welt seyn, daß ich meine Correspondenten in der Geduld üben soll. Herr Zeis hat sich Abschriften von meinen Briefen an die Jgfr. Kirchhof behalten, bis auf

zween, die ich fortgeschickt habe, ohne sie ihm lesen zu lassen. Ich wußte nicht, daß er sie abschrieb; aber nun wollte ich, da Sie, gütiger Herr Professor, sie zu sehn wünschen, daß er diese auch hätte. Ich will sie mir wieder schicken lassen: so stelle ich Herrn Zeis zufrieden, der es ohnedem gern gesehn hätte, und bin auch im Stande, Ihren Befehlen zu gehorchen, wenn Sie einmal diese Briefe verlangen.

Aber noch ein Wort von der Gräfin Bitzthum. Ich habe bey dieser gütigen Dame in Gesellschaft der ganzen Familie (den Herrn von Schönfeld aufgenommen) und des Herrn von Miltitz gespeist, zwischen der Frau Gräfin und dem Herrn General gesessen, Pflaumen, Feigen, Melonen u. s. w. aus Welkau gegessen, und Ihre Gesundheit getrunken. Bald nach Tische kamen mehr Besuche, und die Frau Gräfin wollte noch vor der Oper etliche Visiten machen. Ich verließ sie, und sie und die Fräulein, auch der Herr General, haben mir sehr viel Gütiges gesagt. Beym Abschiede küßte ich der Gräfin die Hand, wie der Feldwebel Ihnen that, und sie küßte mich auf den Backen; denn sie erschrack nicht wie Sie. Vergnügt über die Gewogenheit, die mir von einer jeden Person in dieser edeln Familie war erwiesen worden, lief ich fort; denn Herr Zeis wartete zu Hause auf mich, und wollte mit mir und meiner Schwester in die Oper gehen. Ich weiß nicht, obs Herr Zeis gern sehen wird, daß ichs Ihnen verrathe, daß er auch in die Oper geht; aber, in der That, er ist kein eiteler Mensch. Er macht sich wenig aus solchen Ergötzlichkeiten, und er ist nur zweymal, und fast nur auf unsere Veranlassung, mit dahin gegangen. Doch nun will ich für mich beichten. Ich ging also diesen Dienstag mit in die Oper, und den Tag darauf schickte mir die Frau Gräfin

ein Billet zur Oper Thalestris, welche auch die königliche Oper genennt wird, weil sie von den königlichen Herrschaften aufgeführt und als eine Privatergötzlichkeit für den König angesehen wird, und mit diesem Billet mußte ich nun wieder in die Oper gehen. Da hatte ich auch noch zuletzt das Vergnügen, den Herrn General auf der Treppe zu des Königs Loge stehen, und die Frau Gräfin unten im Zirkel sitzen zu sehen; aber die Fräulein und Mademoiſ. Paret fand ich nicht. Das Schauspiel ist ein glänzendes Stück, und die Musik, von der ich nichts verstehe, die ich blos nach dem beurtheile, was dem Ohr gefällt und die Seele rührt, die nenne ich eben so überzeugt schön, als es die Kenner thun, die die Regeln der Beurtheilung wissen. Soll ich Ihnen aber sagen, liebster Herr Professor, was mir dabey am meisten gefiel und was mich am lebhaftesten rührte? Es war dieses, daß ich hier den lieben alten König sahe und seine Kinder vor ihm; zu einer Familien-Lustbarkeit versammlet, und beschäftigt, ihm Vergnügen zu machen. Es ist kein gleichgültiger Anblick, den ehrwürdigen Vater einer zahlreichen Familie mitten unter derselben zu sehen; aber der Anblick wird interessanter und majestätisch, wenn der Vater ein König ist, und wenn er, von Kindern und Enkeln und dem ganzen Hofe umgeben, mit der liebreichen Güte, die ihm so eigen ist, ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, väterlich mit Beyfall belohnt, wenn die Kinder ihm zärtlich und ehrerbietig-vertraulich, ihre Dankbarkeit für das Wohlgefallen bezeigen, mit welchem er sie aufmuntert, und wenn sie also in öffentlicher Versammlung, ohne sich durch das beschwerliche Ceremoniel einschränken zu lassen, ganz Vater und Kinder sind. — Da habe ich auch die so gute Prinzessin Christine zum erstenmal wieder

recht nahe, und ihrem Herrn Vater vielmal die Hände küssen sehen.

Es heißt, der Hof wird nicht auf die Messe gehen.

Wenn es ein Glück ist, guten, tugendhaften, auch verdienstvollen und geehrten Menschen bekannt zu seyn, so verdienen die ganz gewiß unsre Dankbarkeit, die uns so würdigen Personen bekannt machen, und hieraus, liebster Herr Professor, sehn Sie wohl, wie viel ich Ursache zu wünschen habe, daß sich der Graf Moltke meiner Dankbarkeit für die Gewogenheit versichert halten möchte, aus welcher er nicht allein dem Herrn von Kayserling von mir gesagt, sondern ihn auch so sehr zu meinem Vortheile eingenommen und ihm etwas von der gütigen Meynung für mich mitgetheilet hat, die er selbst für mich zu hegen mir die ganz unverdiente Ehre erweißt.

Aber, liebster Herr Professor, was soll ich mit diesem Herrn von Kayserling anfangen? — „Ihn lieben, seine „Güte hochschätzen, mich dankbar darüber freuen, mich da„durch immer mehr zu allem, was gut ist, aufmuntern „lassen —?" Ja, das will ich thun; und das nicht, weil er vornehm und geehrt ist, auch nicht allein wegen der Vorzüge seines Geistes und der Feinheit seines Geschmacks, sondern mehr noch wegen der Eigenschaften eines rechtschaffnen Herzens, und weil er tugendhaft, fromm und unsterblich ist. Von der Person, für die er mich hält, gegen den Mann, der er ist, und für ein so gütiges Bezeigen, als das seinige, kann er keine Undankbarkeit vermuthen. Könnte er das, so würde ich sehr unruhig seyn, weil für mich kein Mittel ist, wodurch er zu überzeugen wäre, daß ich seine Güte ganz empfinde. Ich hebe sein Geschenk bey Ihren Briefen auf: kann ich mehr thun, um es durch Ach-

tung und Sorgfalt zu unterscheiden? Der Brief an Herrn Müller ist von mir einem Manne zugeschickt worden, zu dem er alle Tage kömmt, wie mir Herr Zeis gesagt hat, und dieser Mann will ihm morgen den Brief geben.

Heute Vormittags kam ich mit diesem Briefe bis auf die Stelle von der Königl. Oper. Nachmittags besuchte mich Herr Zeis. Ich gab ihm Ihren Brief zu lesen und fragte ihn, ob wir meine Briefe von der Jgfr. Kirchhof wollten zurückkommen lassen (Er hatte es selbst gewünscht; aber weil ich glaubte, er verlangte sie blos, um sie zu lesen, so versagte ichs auf gewisse Weise, weil ich ihm fast alles erzählen konnte, auch ihm alles bekannt ist, was ich für die Jgfr. Kirchhof neues schreibe), damit ich erfahren möchte, ob er Lust hätte, die angefangenen Abschriften (von denen er mir gestern das erste Wort gesagt hat) fortzusetzen? Denn das wünschte ich, weil es mir dann leicht gewesen wäre, Ihnen unsre Correspondenz im Zusammenhange vorzulegen. Allein er will es nunmehr nicht, und hat sogar, wie er mir sagte, die Abschriften, die er schon hatte, wieder zerrissen (und er ist nicht böse gewesen, spricht er, wie er das gethan hat; aber mir kam es ziemlich Lord G—isch vor) und also scheint er auch nicht geneigt, sich neue zu machen. Ich werde also das Mittel ergreifen, die Jgfr. Kirchhof zu bitten, daß sie Ihnen bey Gelegenheit meine Briefe schickt. Ich will Ihnen die ihrigen senden, und vielleicht finde ich, weil wir doch so gar oft nicht schreiben, künftig so viel Zeit, daß ich für mich selbst Abschriften behalten kann.

Herr Zeis empfiehlt sich Ihnen gehorsamst. Er ist verdrießlich, daß der Präsident nicht auf die Messe geht. Indessen ist er doch willens, wenn Sie, theuerster Herr

Professor, nicht unterdessen nach Oberau kommen, no
einen Freund nach Leipzig zu begleiten, um nur Si
einmal wieder zu sehn.

Nun so nehme ich denn auf etliche Wochen Abschie
von Ihnen. Leben Sie recht wohl, liebster Herr Professor
Vielleicht, wenn mir unterdessen die Zeit lang wird, schreib
ich an den Herrn Oberpostcommissär, er mag mir nun ant
worten wollen oder nicht, und dann schicke ich ihm die Ab
schrift Ihres letzten Briefes, nebst der Jafr. Kirchho
ihrem für Sie, und bitte ihn, Ihnen ehrerbietigst zu em
pfehlen

Dresden, den 19. Septbr. 1763.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Haben Sie die Gräfin Vitzthum mit ihrer Fräulein
noch nicht in Leipzig?

Was mag der kranke Herr von Zetlitz machen? Ob
er denn noch lebt?

Da meine Freundin mir diesen Brief mit ihrem Pet-
schier zuschickt, so kann ich ja, ehe ich ihn zusiegele und
fortschicke, mich meinem lieben Herrn Professor eigenhändig
empfehlen; ich werde aber bald selbst antworten, oder wohl
gar kommen.

Zeis.

89. *)

Liebste Mademoiselle!

Ich würde Ihnen vielleicht heute noch nicht schreiben, wenn ich mir nicht ein Gewissen daraus machte, Ihnen ein Buch, das Sie gewiß lesen werden, auch nur einen Tag länger vorzuenthalten. Also schicke ich Ihnen die Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer, aus dem Englischen des Herrn Wilkes, von dem Herrn Kreissteuer-Einnehmer Weiße übersetzet **). In der That habe ich lange Zeit kein Buch gelesen, das mir so wohl gefallen, keine Moral, die mit so vielem Geiste und so christlich schön geschrieben wäre. Warum schreiben doch nicht alle Moralisten so gut?

Die beiden ersten Briefe der Jgfr. Kirchhof habe ich gelesen; sie sind recht gut, bis auf einigen Zwang in der Schreibart. Die andern beiden, die Sie bey meinem Bruder eingeschlossen haben, kann ich nicht lesen, weil sie unleserlich geschrieben sind. Daß so viel Menschen unter dem Schutze meines Namens sich Ihnen aufdringen, höre ich sehr ungern; aber wie soll ich dem Unheile steuern? Trauen Sie Niemanden, der sich nicht schriftlich legitimiren kann, daß er von mir kömmt oder besonders mit mir bekannt ist. Den Herrn, von dem Sie in dem Briefe an meinen Bruder reden, habe ich ehedem zum Hofmeister empfohlen gehabt. Genau bin ich nie mit ihm bekannt gewesen.

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 83.

**) Leipz., 1763, 8. Der Titel des Originals ist: A letter of genteel and moral advice to a young lady, by Wetenhall Wilkes. Lond., 1753, 8.

Leben Sie wohl. Die Gräfin Vitzthum und ihre Tochter, die vor einigen Tagen von hier wieder nach Welkau gegangen sind, grüßen Sie bestens und erzählen viel Gutes von Ihnen.

Leipzig, den 18. October 1763.

Gellert.

Meine Collegia sind wieder angegangen; darum schreibe ich so lakonisch.

90.

Hochzuehrender Herr Professor!

Daß ich Ihnen drey Wochen und darüber eine Antwort und eine Danksagung schuldig geblieben, das ist wirklich etwas Unerhörtes. Aber, liebster Herr Professor, ich wollte so gern vorher das Buch des Herrn Wilkes lesen. Ich fing es sogleich an; aber ich fand — Sie wissen, wie man immer leicht im Guten gehindert wird — so viel Hindernisse, daß ichs nicht zu Ende bringen konnte. Was mich gehindert hat? — Nicht viel Sonderliches. Trauerwäsche, Manschetten ꝛc. vor meinen Vater. — Ich wußte wohl, daß ich mich darauf verlassen könnte, daß alles, was mir von Ihnen käme, gut seyn müsse. Ich dachte nur, ich würde Ihnen noch herzlicher für dieses Geschenk danken, wenn ich aus eigner Erfahrung wüßte, wie vortrefflich es sey, und Sie verlangen ja nichts weiter als die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit meines Dankes. — Aber, liebster Herr Professor, ist es denn auch Ihre Absicht, mir dieses

Buch zu schenken? Ich habe schon den Herrn Oberpostcommissär darüber fragen wollen; ich wußte nur nicht recht, wie ichs anfangen sollte, und hernach, dachte ich, weiß ers vielleicht selbst nicht. Sehen Sie, bester Herr Professor, weil Sie mir in Ihrem Briefe nicht sagen, daß das Buch künftig mein seyn soll, so ließ ich mirs auch gar nicht einfallen. Ich war vollkommen vergnügt über Ihre gütigste Vorsorge für meinen Unterricht und für mein Vergnügen, und war nur böse, daß ichs nicht geschwind genug werde lesen können, und daß ichs Ihnen länger als ich wünschte aufhalten würde. Aber da giebt es nun auch wieder andre Leute (unter denen ist auch Herr Zeis), die sprechen, „das „Buch wäre von mir als ein Geschenk zu betrachten; Sie „sagtens ja mit keinem Worte, daß ichs zurückschicken „sollte. Was ich denn das Buch in der Welt wollte her„umreisen lassen? Es käme doch vielleicht wieder zurück, „oder ich machte Sie wohl gar verdrießlich." Ich, liebster Herr Professor, verstehe nichts davon. Ich habe votiren lassen; die Stimmen sind zu getheilt, und ich weiß nicht, an welche ich mich halten soll. Es ist gewiß am Besten, und ich weiß, daß ich Sie nicht verdrießlich mache, wenn ich Ihnen versichere, daß das Buch sicher bey mir aufbehalten wird, daß ichs mit ausnehmenden Vergnügen, (und ich will wünschen, nicht ohne Nutzen) lese, daß ichs morgen oder aufs längste übermorgen zu endigen hoffe, und daß ichs Ihnen, wenn Sie es befehlen, mit eben so vollkommener Dankbarkeit zurückgeben werde, als ichs im entgegengesetzten Falle, wenn Sie es nicht mehr brauchen, unter den Kostbarkeiten, die ich von Ihnen besitze, aufheben und es zu dem Entzwecke anwenden will, zu welchem es der Verfasser geschrieben, zu welchem es der Uebersetzer

allgemeiner gemacht und zu welchem Sie, gütigster Herr Professor, es mir empfohlen haben.

Ich bin außerordentlich mit dem Herrn Wilkes zufrieden, und bisher ist nur Eine Sache, eine Kleinigkeit, in der ich mit ihm nicht einig bin. Ich glaube es ihm nämlich nicht, daß es eben so schlimm und so nachtheilig sey, zu viel Thee als zu viel Wein zu trinken.

Ja, liebster Herr Professor, die Corbussischen Mädchen (die beiden Briefe, die Sie nicht gelesen haben, waren der eine von der Jgfr. Kirchhof, der andre von der Jgfr. Kagel, ihrer Freundin, und der war der ärgste) schreiben zuweilen sehr beschwerliche Briefe zum lesen. Doch ich mag immer stille seyn. Wer weiß, was ich mache. — Ich schreibe beym Lichte, und ich sehe nicht recht gut. Lesen Sie ja meine Briefe nicht; sobald sie Ihnen Mühe machen, und sagen Sie mirs alsdann, daß Sie sie nicht gelesen haben; das soll meine Strafe seyn, und ich werde gewiß hernach mehr Fleiß aufs Schreiben wenden. Sie sind gar zu gütig für mich besorgt, bester Herr Professor. Ich kann es wirklich nicht sagen, daß sich mir Jemand unter dem Schutze Ihres Namens bisher aufgedrungen hätte. Daß Herr Rothe, der Däne, (ich glaube, Sie haben den mit in Gedanken gehabt) uns besuchte, ob ihm wohl Niemand aus unsrer Familie bekannt war, das lege ich ihm als eine Höflichkeit aus, für die ich ihm verbunden bin. Er ließ sich auch nicht so melden, als ob er von Ihnen käme, und nach seinem ersten Complimente schien die Ursache seines Besuchs keine andre zu seyn, als daß er ein Däne war. Hernach sagte er zwar, vielleicht aus einem verbindlichen Verlangen, uns etwas Angenehmes zu sagen, denn er schien mit uns zufrieden zu seyn, daß er uns

von Ihnen und vom Herrn Oberpostcommissär zu grüßen hatte.

Den Herrn A — habe ich nicht wieder gesehen. Es ist gar nicht zu verwundern, daß viel Leute sich Ihrer Freundschaft rühmen, da Sie fast gegen alle Menschen so sehr gütig sind; und überdieß, wer setzt sich nicht gern in Ansehen? Ob ich es gleich im Grunde für unbescheiden halte, so finde ich doch einige Ursache, mit dieser Art von Unbescheidenheit weniger unzufrieden zu seyn, als mit einer jeden andern. Es ist doch immer gut, wenn die Eitelkeit eines Menschen auf eine wünschenswerthe und schätzbare Sache fällt, und wenn er sie ihrem wahren Werthe nach zu schätzen weiß.

Es ist schon halb zehn Uhr, und mein Vater ist noch nicht nach Hause. Dieß ist zwar nichts ungewöhnliches, aber vielleicht ist der Zustand des Herrn Grafen Brühl Ursache, daß er uns nicht einmal hat können wissen lassen, wenn er kommen wird. Der Graf Brühl ist diesen ganzen Tag über seinem Ende so nahe gewesen, daß man von Zeit zu Zeit kaum auf die nächste Viertelstunde Hoffnung fassen können. Vielleicht endet er sein Leben noch in dieser Nacht, wenn es nicht schon geschehen ist. Zwischen hier und morgen, ehe ich diesen Brief fortschicke, hoffe ich entweder meinen Vater wiederzusehen, oder sonst etwas Gewisses zu erfahren. Indessen will ich den Brief nicht unvollendet liegen lassen; denn ob ich wohl viel jünger und viel gesünder als der Graf Brühl bin, so ist mir doch keine Versicherung darüber gegeben, ob ich morgen oder jemals wieder im Stande seyn werde, dem theuersten unter meinen Freunden die ehrerbietigste Liebe zu versichern, die,

sie mag [illegible] heute oder morgen oder in funfzig Jahren sterben [illegible] sich ins Grab nehmen wird

Dr[illegible], den 27. Octobr. 1763.

Ihre

C. C. Lucius.

Den 28. October früh.

Der Graf Brühl muß noch leben. Gestern Abends um 11 Uhr kam mein Vater nach Hause, nachdem er zuvor in Gesellschaft des Platz-Major, 6 Mann Wache und des Herrn Hofrath Ferber's den Cammerrath Heinecken *) in seiner Wohnung hatte arretiren und seine Papiere versiegeln helfen. Der Graf Brühl hat sich gestern Nachmittags wieder recht wohl befunden, mit vieler Leichtigkeit und Munterkeit gesprochen, auch Suppe und ungarischen Wein und Biscuit gegessen. Doch hat mein Vater die Nacht wachend und in Kleidern zubringen müssen, weil man sich auf diesen Anschein der Besserung nicht verlassen zu können glaubte. Er empfiehlt sich Ihnen nebst meiner Mutter und meinem Geschwister aufs gehorsamste und beste, und ich freue mich, daß ich Ihnen heute noch sagen kann, daß ich zeitlebens seyn werde

Ihre gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

Dem Herrn Oberpostcommissär danke ich gehorsamst für sein gütiges Brieschen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihr Fräulein erzeigen mir außerordentlich viel Ehre, wenn sie sich meiner so gütig erinnern.

---

*) Günstling des Ministers Brühl und durch seine Verdienste um die Kunstgeschichte bekannt.

91. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie wissen, daß ich immer aus Langeweile vielleicht, oder aus Mangel solcher Verrichtungen, die meine Gedanken beschäftigen, oder wer weiß woher, in meinem Kopfe Betrachtungen und Untersuchungen anstelle, zuweilen über Dinge, die mich nicht viel angehen und die ich nicht einmal ganz verstehe, und Sie wissen auch, daß ich mich nicht selten durch meine kleine Sophistereyen selbst hintergehe, und vielleicht sind sie aus der Ursache niemals verdrießlich gewesen, wenn ich Sie zum Richter über meine Gedanken gemacht habe. Jtzt habe ich Gelegenheit zu einer Betrachtung gefunden, die ich Ihnen gar zu gern mittheilen möchte; denn sie gefällt mir, und wenns möglich ist, liebster Herr Professor, so lassen Sie mich, ich bitte Sie, Recht behalten.

Ich las vor einiger Zeit im Zuschauer, im achten Theile ein Stück von der Verläumdung, in welchem er ein Gesetz der Abtey de la Trappe anführet, das den Mitgliedern derselben Abtey die Pflicht vorschreibt, von einer bösen Handlung, die sie so richtig bewiesen finden, daß sie nicht daran zweifeln können, vorauszusetzen, daß sie wohl aus einer guten Absicht entsprungen seyn möchte. „Vielleicht, spricht der Zuschauer, heißt das die Menschen„liebe zu weit treiben?" — Das kann allenfalls seyn. Doch bin ich nicht davon überzeugt. Wenigstens ist nicht zu besorgen, daß man diese Regel zu sehr beobachten

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 90.

werde. Ich halte dafür, daß nur Leute von gütiger und großmüthiger Gemüthsbeschaffenheit dazu fähig sind, und daß eine Fertigkeit in Ausübung derselben eine der liebenswürdigsten Eigenschaften des menschlichen Herzens ist. Die Marquise von Lambert, wenn sie in dem Briefe an ihren Sohn ihm den Charakter seines Vaters zur Nacheifrung und Nachahmung verstellt, so spricht sie von ihm: Quelle indulgence n'avoit-il pas pour les foiblesses de l'humanité! Il excusoit tout et regardoit les fautes comme des malheurs, et se croyait seul obligé d'être honnête homme. Ses vertus laissoient les autres a leur aise. In der That, ich finde nichts Größeres in dem Charakter eines Menschen, als eine große Nachsicht gegen andre mit einer großen Strenge gegen sich selbst. Niemand sollte unterlassen, eine so glückliche Fähigkeit in sich zu erwecken und zu befestigen. Wer ein gutes Herz hat und sie richtig beurtheilt, wird sie außerordentlich leicht finden. Wer hat nicht von Natur eine Neigung und eine Geschicklichkeit zu dem, wodurch er sich beliebt und gefällig machen kann? Und schmeichelt diese Tugend nicht unserm Eigennutze, indem sie die Ruhe unsers Lebens in Sicherheit setzt, wenn sie uns verhindert, über die Handlungen andrer Menschen, denen wir beleidigende Absichten beymessen, weil sie vielleicht solche zu haben scheinen, Verdruß zu empfinden? —

Mir wenigstens, wenn ich sie so ansehe, kömmt sie leicht und liebenswürdig vor. Es ist mir natürlich, mich in die Situation dererjenigen zu setzen, deren Aufführung ich beurtheilen will, und die Bewegungsgründe und Gesinnungen anzunehmen, die man bey einer jeden Handlung haben kann, nach den verschiedenen Arten, sie zu betrachten und nach den verschiednen Umständen, in welchen man

sich befindet und aus welchen man sie betrachtet. Ich weiß sehr wohl, daß man mit völliger Unschuld eine That begehen kann, welche nicht weiter, als nur in Absicht auf die Person, die sie begangen hat, in Absicht auf ihre Ursachen, und aus dem Gesichtspunkte, aus welchem sie dieselbe angesehen hat, unschuldig ist. Es kann sogar geschehen, daß diese Person selbst ihre Handlung nicht mehr unschuldig findet, sobald sie die Umstände oder die Gesinnungen verläßt, in welchen sie sich damals befand, als sie die Handlung vornahm, und daß diese That niemals mehr unschuldig seyn kann, sie werde denn von einer Person begangen, die sich aufs allergenaueste in eben demselben Falle befindet.

Um mich in der Gewohnheit dieser Pflicht, die ich so gern billige, nicht nur weil ich Güte und Menschenliebe darinnen finde, sondern weil die Gerechtigkeit, die man einander schuldig ist, unumgänglich dazu verbindet, festzusetzen, habe ich mich um Gelegenheiten bemüht, sie auszuüben, und nun will ich Ihnen eine, die ich ungesucht gefunden habe, um so viel lieber erzählen, da ich gewiß weiß, daß Sie einigen Antheil daran nehmen werden.

Ich erfuhr von Jemanden, der gewiß kein Verläumder ist (es ist unnöthig die Person zu nennen), aber der sich leicht für oder wider eine Sache einnehmen läßt, und sie selten ganz übersieht, sondern alle Dinge nur immer von der Seite betrachtet, von der er darauf gewiesen wird, daß der Graf Kayserling der lobenswürdige Mann nicht wäre, für den Sie, bester Herr Professor, ihn gehalten. Er hätte, erzählte man, dem Herzoge Carl von Curland gehuldiget, ihn seiner Dienste aufs feyerlichste und eifrigste versichert, auch von dem Herzoge viel Gnade und Vertrauen erhalten. Nachdem aber das Glück des Herzog

Carls sich geändert und er dem Biron zu weichen genöthiget worden, so habe der Graf die Partey des Erstern verlassen, und sich und seine Treue dem Letztern angeboten, welcher aber von den Verbindungen des Grafens mit dem Herzoge Carl unterrichtet gewesen und aus dieser Ursache seine Anerbietungen verworfen hätte. Hierauf sey der Graf nach Carlsbad gegangen (wo Sie, liebster Herr Professor, mit ihm bekannt geworden) und von da habe er wieder Briefe an den Herzog Carl geschrieben und ihm seine Dienste aufs neue angetragen; allein der Herzog, weil er seine erste Untreue erfahren, habe Bedenken getragen, sie anzunehmen. Dieß alles versicherte man von sicherer Hand und von einer Person zu wissen, welche die Briefe des Grafen bey dem Herzoge selbst gelesen, der aber im Uebrigen denselben als den einnehmendsten und angenehmsten Mann von der Welt beschrieben hätte, und nun, setzte man hinzu, sollte ich urtheilen, ob dieses von dem Herrn Grafen Kayserling nicht schlecht gehandelt sey?

Der ersten Vorstellung nach kam mir die Aufführung des Grafen verhaßt vor, und wenn ich auch eine dunkle Empfindung davon hatte, daß wohl Ursachen zur Entschuldigung für dieselbe zu finden seyn möchten, so hatte ich doch damals weder Zeit noch Gegenwart des Geistes genug, sie sogleich zu entdecken. Es fiel mir ungemein schwer, einen Mann verdammen zu hören, für den Sie, theuerster Herr Professor, so viel Freundschaft und Hochachtung bezeiget und den Sie mich hochzuachten gelehret hatten, und der auf meine Dankbarkeit ein Recht hatte, und aus allen diesen Ursachen verdroß mich's, daß ich mir nicht getraucte, etwas Gründliches zu seiner Entschuldigung anzuführen. Ich mußte es also dabey bewenden lassen,

und ich sagte nur zu mir selbst: „Da der Graf der ein„nehmende und angenehme Mann ist, wie ihn der Herr „Professor beschrieben, der nichts als Gutes von sich sehn „läßt, so hat der Herr Professor nicht anders, als ihn „hochachten können und müssen. Würde er nicht zu tadeln „seyn, wenn er seine Hochachtung einem Manne versagte, „an dem er lauter Ursachen sieht, solche für ihn zu hegen? „und wollen wir haben, daß ein rechtschaffner Mann in „einem Andern Fehler voraussetze, die er nicht gewahr „wird, und hingegen den Verdiensten, die er wirklich ent„deckt, nicht Gerechtigkeit erzeige?" So suchte ich mich in Ansehung Ihrer vortheilhaften Meynung für diesen Herrn zufrieden zu stellen, über die ich doch noch keinen Zweifel gehabt hatte. Ich fühlte auch wohl, daß dieß die Sache nicht wäre, die mich beunruhigte.

Als ich allein war, fing ich wieder an diese Geschichte zu überlegen. Ich kanns Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr michs kränkte, daß ich einen Mann, den Sie ehren, in einem so wichtigen Punkte, wo es auf Rechtschaffenheit und Treue ankömmt, fehlerhaft finden sollte. Hier, sagte ich zu mir selbst, ist die Gelegenheit, die nachsichtsvolle Regel der Abtey de la Trappe auszuüben, und vielleicht kann ich, wenn ich ohne Kunst, ohne Vorurtheile, auf eine simple Art und indem ich blos der natürlichen Billigkeit folge, mir seine Aufführung und seine Ursachen dazu vorstelle, entdecken, ob er denn dadurch wirklich der Hochachtung eines rechtschaffenen Mannes unwerth ist.

Der Graf von Kayserling hatte seinen Landesherrn verloren. Er wußte, daß er der Regierung entsagen müssen, und daß er nicht zurückgerufen werden würde, so lange die Kayserin Elisabeth lebte, und des Herzogs hohes Alter

ließ nicht hoffen, daß er noch eine so glückliche Veränderung erleben würde.

Es konnte also der Graf, der als ein einzelner Unterthan die Nachfolge in dem erledigten Lande nicht zu bestimmen hatte, ruhig seyn und erwarten, was es der Vorsehung gefallen würde, seinem Lande für einen Regenten zu geben.

Der Herzog Carl kam, von Einigen freywillig und aus Zuneigung, von Andern aus Politik und Eigennutz angenommen, und noch Andern mit Gewalt aufgedrungen.

Wenn er theologisch raisonnirte, so war es seine Pflicht, der Obrigkeit zu gehorchen, die über ihn gesetzt war. Ein rechtschaffner Mann wird in keiner Pflicht, die er dafür erkennt, kaltsinnig seyn, und der Herzog Carl, sagt man, sey gütig gegen ihn gewesen: also war es recht von dem Grafen, daß er aus Dankbarkeit seinen Eifer ihm zu dienen noch vermehrte.

Endlich änderte sich das Glück des Herzog Carl. Biron ward wieder eingesetzt, ein Herr, dem er vielleicht schon vorlängst seine Treue gewidmet (nur daß er sie in seinem Unglücke für ihn anzuwenden nicht mehr hoffen können), der ein Eingeborner seines Landes und nach dessen Religion, Gesetzen und Sitten erzogen war, dem sein Land und seine Unterthanen nichts vorwarfen, der nur das Opfer einer Privatrache geworden, dessen Unglück er vielleicht beklaget, für dessen Wiederherstellung er vielleicht fruchtlose und hoffnungslose Wünsche gethan hatte. — Wenn ich in dem Grafen alle diese und ähnliche Gesinnungen voraussetze, die gewiß möglich seyn können: (und warum sollte ich das nicht thun?) darf ich mich da wundern, oder den Grafen tadeln, wenn er sich über die unerwartete Glücksveränderung

dieses Herrn erfreut, zu seiner ersten Pflicht zurückkehrt, und demjenigen Dienste und Treue anbietet, dem er sie vor andern schuldig zu seyn glaubt, und für dessen Eigenthum er sich schon sonst gehalten? Der Fall wenigstens scheint mir ganz genau mit demjenigen übereinzukommen, in welchem Ihre Schwedische Gräfin, liebster Herr Professor, von dem Herrn N. zu ihrem ersten Gemahle zurückkehrt. Ja, wenn es erlaubt ist, solche Betrachtungen für ihn anzuführen: Hatte der Graf nicht eine Gemahlin und neun Kinder, die ihm theuer waren, deren Glück ihm am Herzen lag, und deren Interesse er in Acht nehmen und nicht in Gefahr setzen mußte, so lange ers ohne Verletzung seines Gewissens thun konnte? Und konnte ers nicht? Ich wills nicht entscheiden, ich berühre dieß nur im Vorbeygehen. So viel ist indessen gewiß, daß mächtige und angenehme Leidenschaften, als z. B. hier, zärtliche Liebe für die Seinigen, Dingen, die uns dazu zu dienen scheinen, in unsern Augen ein unschuldiges, ja, sogar pflichtmäßiges Ansehen geben, das sie in den Augen Andrer, die gleichgültig dabey sind, nicht haben.

Bis hierher, glaube ich, ist mirs ohne Mühe, blos durch eine simple Vorstellung der Wahrheit gelungen, noch mehr zu thun, als das Gesetz der Abtey de la Trappe befiehlt; denn nicht nur die Absicht, sondern selbst die Handlung des Grafen ist unschuldig.

Daß der Herzog Biron die Anerbietungen dieses Herrn nicht angenommen, dieß ist ein Fehler, der nicht auf dessen Rechnung kommen kann, und der aus einem Stolze herzurühren scheint, der den Großen in der Welt vornehmlich eigen ist, nach welchem sie sich beleidigt finden sobald man einen Augenblick aufhört, von ihrem Interesse voll zu

seyn und ihre Sache zu unserer eignen zu machen; oder vielleicht aus einer mißtrauischen Furchtsamkeit, die sich bey dem Herzoge Biron wohl entschuldigen läßt, da er in seinen verschiedenen Abwechselungen nur zu sehr die Untreue und Falschheit der Menschen erfahren haben kann.

Nur bey dem Schritte, den der Graf hierauf that, wieder zu dem Herzoge Carl umzukehren, nachdem er gleichsam durch den vorhergehenden den Biron für seinen rechtmäßigen Herrn erklärt hatte, dem er seiner eignen Einsicht nach am meisten Pflicht und Dienste schuldig wäre, kann man ihn, wie es mir scheint, mit Recht eines Fehlers beschuldigen. Denn es zeigt sich in seiner Aufführung ein Widerspruch, der nicht von einerley Grundsätzen herkommen konnte. Indessen ist er, obwohl nicht von Ungleichheit, doch von Niederträchtigkeit und Treulosigkeit, freyzusprechen.

Ein Mann, der ein wenig Stolz und ein empfindliches Gemüth besitzt, der sich seiner redlichen Absichten und der Aufrichtigkeit seiner Anerbietungen bewußt ist, und undankbar, mit verächtlichem und seine Rechtschaffenheit beschimpfendem Mißtrauen abgewiesen wird, kann vielleicht diese Beleidigung zu hoch empfinden und dem Verdruße darüber zuviel nachgeben, zumal wenn das Andenken empfangener Wohlthaten und einer gütigern und dankbarern Begegnung sein Herz mit Dankbarkeit und Liebe erfüllen und demselben die erlittene Beleidigung noch empfindlicher machen, da er diese Dankbarkeit und Liebe der Pflicht, die er demjenigen, der ihn iht beleidigt, schuldig zu seyn glaubte, aufgeopfert hat, und sich dadurch zu einem Schritte verleiten lassen, welcher verursacht, daß er aufhört, in seiner Aufführung sich gleich und ein gesetzter Mann zu scheinen; aber deswegen hört er nicht auf, ein rechtschaffener Mann zu

seyn. Denn ich wiederhole es, was ist leichter für ein ehrliches und empfindliches Herz, als in einem so kritischen Umstande, wo es auf der einen Seite durch beleidigende Verwerfung zurückgetrieben, und auf der andern Seite durch das Andenken der Güte gelockt und zur Dankbarkeit aufgefordert wird; was ist leichter für dasselbe, als von dem rechten Wege zu weichen? Und sollen rechtschaffene Leute, einen Mann als einen Unredlichen verurtheilen, weil er hat irren können — und in einem solchen Falle?

Es wäre sehr gezwungen, wenn man bey itziger, oder vielmehr damaliger Verfassung der Sachen, dem Grafen eigennützige oder ehrgeitzige Absichten bey diesem letzten Schritte beymessen wollte, und es scheint mir ganz unstreitig, daß kein ungezwungnerer und natürlicherer Bewegungsgrund dazu könne aussindig gemacht werden, als diejenigen, die ich angegeben habe, nämlich zuviel Empfindlichkeit über die Beleidigung von Biron, die das Andenken der gütigern Begegnung Carls in dem Herzen des Grafen zu lebhaft erneuerte.

Die Aehnlichkeit des Verfahrens der beiden Herzoge bey gleicher Gelegenheit kann vielleicht aus ähnlichen Ursachen entsprungen seyn, und zum Vortheil oder Nachtheil der Sache des Grafen nichts beytragen.

Nun lassen Sie mich, liebster Herr Professor, bey Gelegenheit wissen, ob ich die Sache richtig erklärt habe, oder ob ich sie aus Parteylichkeit oder aus Mangel der Einsicht unrecht verstehe. Ich hätte große Lust, Ihnen noch die Ursachen zu sagen, warum ich hierinnen mir noch weniger als sonst traue; aber der Brief ist ja schon zu lang, und ich scheue mich, einen neuen Bogen zu nehmen.

Leben Sie also wohl, theuerster Herr Professor, und seyn Sie meiner vollkommensten Ehrerbietung versichert.

Dresden, den 7. Novbr. 1763.

C. G. Lucius.

---

92. *)

Liebste Mademoiselle!

Ihre Apologie ist voll Güte und Scharfsinn, und vielleicht hat sie der Baron Kayserling nöthig. Ich für meine Person habe indessen viel Ursache, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten, und er ist mir auch unter diesem Namen selbst von dem Geheimen Rath Keßel, dem wackersten Manne, und der die Geschichte des Prinzen Carl doch auch kennen sollte, gerühmet worden. Irre ich, nun so hat uns Ihr Ungenannter doch nur eine traurige Wahrheit entdecket, für die ich ihm nicht sehr danken kann. Sie ist aber auch nicht so leicht zu erweisen. Dieß soll mich so lange beruhigen, bis ich die Untreue des Mannes, die eine historische Sache ist, historisch bewiesen sehe. Ich halte die Leute gern bis auf den letzten Augenblick für ehrlich, vielleicht weil ich wünsche, daß ich und alle Menschen es ohne Ausnahme seyn möchten.

Etwas anders! Ob Sie das Buch behalten sollen? Ja, das versteht sich. Sie erweisen mir sogar eine Wohlthat, wenn Sie es gern behalten, und wenn Sie mir noch ein Buch nennen, das ich Ihnen in Ihre Bibliothek schicken

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 97.

soll. Es ist itzt sechs Uhr, und Morgen ist Bußtag; also will ich immer Feyerabend machen. Leben Sie wohl, meine liebe Correspondentin.

Leipzig, den 10. Novbr. 1763.

Gellert.

---

93. *)

Theuerster Herr Professor!

Nun weiß ich, was unter allen Dingen in der Welt das Leichteste ist: Ihre Wohlthäterin zu seyn, so lange Sie das Ihnen eine Wohlthat erweisen, nennen, wenn man Ihre Geschenke gern annimmt; und ich, wie sollte ich das nicht in Betrachtung des Geschenks, der Hand, von der es kommt, und der Art und Absicht, mit der es gegeben wird, thun? —

Ja liebster Herr Professor, es ist mir eine Freude, daß ich das Buch des Herrn Wilkes habe, und daß ichs von Ihnen habe. Nehmen Sie doch die Versicherung hiervon und die von meiner Dankbegierde nur halb so gern an, als ich Ihr Geschenk, die neue Verbindlichkeit dazu, angenommen habe.

Daß meine Apologie, wie Sie's nennen, aus Gutherzigkeit herkam, mag wohl gewiß seyn, und es ist mir sehr angenehm, daß Sie, bester Herr Professor, auch so denken und meine Gründe zu billigen scheinen. Scharfsinn ist freylich, ich gestehe es Ihnen, nicht ganz das Wort, das ich mir hier gewünscht hätte, weil man sich scharfsinnig auch

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 93.

sehr betrügen kann, und weil man sich nur zu oft aus gutem Herzen, zu seinem und anderer Leute Vortheil blendet. Wenn ich dieses sonst nie besorgt hätte, so würde ichs doch unfehlbar in diesem und in einem jeden andern ähnlichen Falle thun. Es kostet zu viel, diejenigen fehlerhaft zu finden, für welche wir Liebe und Ehrerbietung gefaßt haben. Unser Herz besitzt einen gewissen Stolz, und in unsern Gesinnungen ist so etwas Erhabnes, nach welchem wir nicht einwilligen wollen, etwas zu lieben, das sehr unvollkommen oder tadelnswerth wäre. Und doch läßt sich die parteyische Neigung des Herzens nicht so leicht durch die Gerechtigkeit der Vernunft regieren. Wir ergreifen also das Mittel, uns subtil zu hintergehen und Gründe aufzusuchen, die uns behülflich sind, dasjenige für unschuldig zu halten, was uns lieb ist. So dürfen wir unsre Neigung nicht dem Stolze aufopfern, den wir haben, nichts Unwürdiges lieben zu wollen. Wir retten unsern Stolz und unsre Neigung zugleich, indem wir uns über die Tugenden und Fehler unsrer Freunde geschickte Blendwerke machen.

Ich schmeichle mir aber demohngeachtet, Sie haben Richtigkeit in meinen Gedanken angetroffen; denn wenn das nicht wäre, so hätten Sie gewiß die Gütigkeit gehabt, mir meinen Irrthum zu zeigen, und mich genauer und richtiger denken zu lehren.

Ich mache mir indessen die Freude, mit Ihnen zu glauben, daß die Apologie ganz unnöthig ist. Ich habe mirs nun zur Regel gemacht, weil schlimme Nachrichten nicht selten wahr sind, eine jede unangenehme Sache, die man mir hinterbringt, so lange als gegründet anzunehmen, bis ich alles ausgedacht habe, was sie gut oder erträglich

machen kann, und bis ich mir wider den Verdruß, den ich empfinden würde, wenn sie zum Unglück wahr seyn sollte, eine Zuflucht ausfindig gemacht habe.

Ihr, hochzuverehrender Herr Professor, und wenn Sie auch noch so viele Freunde um sich haben, wenn Ihnen auch schon der Herr Oberpostcommissär bleibt, und wenn Sie auch noch so fromm denken, so müssen Sie es doch in der Entfernung Ihres Freundes des Herrn Geh. Cammerrathes Wagner und der besten Gräfin Vitzthum empfinden, daß es eben kein Vergnügen ist, sich von seinen liebsten Freunden, von seiner Erholungsgesellschaft, getrennt zu sehen. Man kann einander freylich schreiben; aber dabey muß man viel sitzen, und das Sitzen ist nicht gesund, und das Schreiben verderbt die Augen. Zudem ist es doch nur eine schwache Nachahmung des Umganges und der Unterredung; wiewohl ich für mein Theil manchmal weit lieber schreibe, als rede. Wenn ich schreibe, stört mich Niemand; ich habe meine Gedanken unzerstreut, und kann einen jeden so lange ausbilden und fortsetzen, als es mir gefällt. Das ist im Gespräche nun schon nicht. Ich werde zu leicht unterbrochen und in der Ordnung meiner Ideen gestört, und unvermerkt, ohne daß ich vielmal weiß, wie es zugeht, von demjenigen abgeführt, was ich am liebsten hätte sagen, fragen oder beantworten mögen. Aber das gilt nur von mir, und ich will damit nicht sagen, daß jede mündliche Unterredung diese Fehler haben müßte. Und dann ist das Vergnügen, seine Freunde zu sehen, ihre Mienen zu bemerken, womit sie dasjenige begleiten, was sie uns Freundschaftliches zu sagen haben, ihre Gedanken zu verstehen, noch ehe sie reden, die Bequemlichkeit, seinem Freunde ohne Zeitverlust etwas zu erzählen, und wenns

nur eine Kleinigkeit, ein bloßer Einfall ist, der nichts weiter thut, als daß er ihn vergnügt, und wenn er alt wäre, nichts mehr seyn würde, die Meinung seines Freundes sogleich über etwas zu hören, und sich ohne Umstände zu Rathe ziehen, ausfragen, und beantworten zu können: dieß alles sind Vorzüge des persönlichen Umganges, die der vertraulichste und beste Briefwechsel nicht ganz und auch nicht ohne Unbequemlichkeit ersetzen kann. Und um alles dieses sind Sie nun, bester Herr Professor, bey Ihrem Freunde durch seine Entfernung gekommen.

Ich weiß wohl, was Sie sagen werden. Sie werden sprechen: Es ist Beruf, Pflicht, ein Wink der Vorsehung, dem man ohne Widerrede gehorchen muß. Das ist es auch; aber ich bedaure Sie demungeachtet und ich bedaure auch Ihren Freund, der so viel aufopfern muß. Mein Vater hat die Ehre gehabt, ihn gestern zu besuchen. Und vorgestern habe ich die Erlaubniß erhalten der Frau Gräfin Vitzthum meine Ehrerbietung zu bezeigen. Sie hätte mir gewiß ein Compliment an Sie mitgegeben, wenn ich gesagt hätte, daß ich schreiben würde. Sie befindet sich recht wohl und freut sich auf ihre neue Wohnung im Minszeckischen Palais, und darüber, daß sie ihren lieben kleinen Wagner (so sagte sie zweymal) und seine Frau herauf bekömmt. Der Fräulein habe ich besonders in ihrem Zimmer aufgewartet; denn sie ist seit der Reise ein wenig unpäßlich, doch wollte sie gestern ausgehen. Mademoiselle Paret ist wohl, und sie und die Fräulein scheinen über den Aufenthalt in Dresden ganz zufrieden zu seyn. Die Frau Gräfin auch; doch sagte sie: Ich bin eigentlich dazu gemacht in Störmthal oder in Welkau zu seyn.

Heute bin ich auch spatzieren gewesen, und der Spatzier-

gang fängt an, mir eine Neigung zum Schlafe zu erwecken, die mir nun recht willkommen seyn soll, da ich den Tag mit der angenehmen Beschäftigung, an Sie zu schreiben, beschließe, und mit der Bitte, daß Sie, bester Herr Professor, niemals an der Ehrerbietung und Liebe zweifeln wollen, mit welcher ich lebenslang seyn werde

Ihre

Dresden, den 7. Dec. 1763.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

---

94. *)

Theuerster Herr Professor!

Ich bin recht betrübt, daß Sie nach den letzten Briefen, welche die Frau Gräfin Vitzthum und Herr Zeis von Ihnen erhalten, am Beschlusse des ltzten und am Anfange des itzigen Jahres nicht so gesund gewesen, als ich wünsche, daß Sie immer seyn möchten, und als ich zum Theil nach den guten Versicherungen der Frau Gräfin Vitzthum und des Herrn Geh. Cammerrathes Wagner hoffen durfte; denn ich habe den Herrn Geh. Cammerrath einmal bey Herrn Zeisen zu sehen das Vergnügen gehabt, und, wenn es mir erlaubt wird, will ich mich bemühen, die Gewogenheit seiner Frau Gemahlin zu erlangen, wenn sie nach Dresden kommen wird.

Wie gütig sind Sie indessen, liebster Herr Professor, daß Sie noch an mich denken, und mich in dem Briefe an

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 103.

Herrn Zeis grüßen. Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Gewogenheit; aber ich bitte Sie, schreiben Sie nicht an mich, bis Sie es ohne alle Beschwerung thun können. Dieses wird mir lieber seyn, als der längste Brief, der Ihnen zu schreiben beschwerlich gewesen wäre.

Es ist ungefähr zehn Tage, daß ich bey der Frau Gräfin gewesen. Sie ist recht wohl, wenn ich ihre Betrübniß über den Tod unsers guten Churfürsten ausnehme. Sie befahl mir, Ihnen ihr Compliment zu machen, und ich schäme mich, daß ich ihren Befehl nicht eher befolgt habe, und daß sie mir vielleicht zuvorgekommen seyn und Ihnen selbst geschrieben haben wird. Die Fräulein aber ist immer kränklich. Weil sie spät aufgestanden und die Gräfin ganz allein war und mich nöthigte lange bey ihr zu bleiben, bis die Zeit zur Tafel kam, so habe ich sie das letztemal nicht sehen können.

Sehen Sie, Herr Professor, so fährt die liebe Gräfin immer fort gütig gegen mich zu seyn, und das nur Ihrentwegen, und weil sie glaubt, daß Sie mich lieben.

Ich schreibe auch heute an eine von meinen Freundinnen in Cotbus, an die Mademoiselle Kegel. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon einmal von ihr erzählt habe. Sie ist die beste und vertrauteste Freundin und Gespielin der Jungfer Kirchhof, eine vaterlose Waise wie sie. Sie hat sich in unsre Correspondenz gemischt, und mir, ungefragt ihre ganze Verwandschaft bekannt gemacht. Der schlimmste von den unleserlichen Briefen, die Sie, liebster Herr Professor, nicht haben lesen können, ist von ihr. Es ist wahr, sie schreibt wie eine kleine Katze, und drückt sich bey weitem so gut nicht aus als die Jungfer Kirchhof; aber ich weiß gewiß, sie muß sehr angenehm, aufgeweckt

und offenherzig seyn. Ich habe sie herzlich lieb, und es gefällt mir, Ihnen eine Freundin zu danken zu haben, von der Sie wohl selbst nichts wissen; denn die Mademoiselle Kirchhof hat mir sie gegeben, und von Ihnen erhielt ich die Mademoiselle Kirchhof.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich wollte Ihnen aufrichtigst wünschen, daß die Tage Ihres theuern Lebens ganz glücklich und von jeder Trübsal frey seyn möchten, wenn ein solcher Wunsch sich mit dem Zustande der Menschen vertrüge, und man ein Beyspiel hätte, daß dergleichen Wünsche niemals erfüllet worden wären. Aber das lassen Sie mich von Gott bitten, daß Ihr Leben lang und gesegnet, und Ihrer heitern Tage mehr als der traurigen seyn mögen, und daß es Ihnen niemals an dem Troste fehlen möge, den Sie dem Herrn von Zetwitz (haben Sie nichts weiter von ihm erfahren?) gegeben, und von Ihnen bitte ich, daß Sie mich, so lange ich lebe, erkennen wollen für Ihre

Dresden, den 10. Jan. 1764.

gehorsamste und ergebenste
C. C. Lucius.

---

95. *)

Liebste Mademoiselle!

Ob Sie mich gleich heute gebeten haben, daß ich nicht an Sie schreiben soll, wenn es nicht ohne alle meine Beschwerung geschehen kann, so will ich Ihnen doch heute noch zei-

*) Gellert's Werke, Th. IX. S. 104.

gen, daß ich Ihren Bitten widerstehn und gern an Sie schreiben kann, auch wenn mirs sauer wird. Ich danke Ihnen also, liebste Freundin, zuerst für Ihre gütigen Wünsche zum neuen Jahre, die ich von Ihnen desto williger und freudiger annehme, da sie Niemand leicht aufrichtiger und kräftiger thun kann, als Sie. Auch Ihnen wünschet mein Herz alle die Wohlfarth, durch die wir auf Erden ruhig, der Welt nützlich und zum Himmel reifer werden. Lebe ich nach Gottes Willen noch länger, so wird mirs Freude und Pflicht seyn, Ihr Bestes, so oft ich kann, zu befördern, oder Ihnen doch zu zeigen, daß ichs gern befördern wollte. Zuerst will ich Sie in diesem Jahre meinem guten Wagner und seiner lieben Frau bey unserm Abschiede anbefehlen, der leider bald erfolgen und für mich äußerst traurig seyn wird. Dieser Mann ist fast noch der Einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin, und wenn ich nicht zu ihm ging, so war mirs doch Trost, daß ich zu ihm gehen konnte. Aber auch dieser Trost entgeht nunmehr meinem Leben, und getrennt von meinen ältesten und besten Freunden sehe ich mich entweder einsam und allein oder an der Seite der jugendlichen Welt, die nicht mehr meine Welt ist. Doch unser unzufriednes Herz, sagt Gerhard, macht ohne Noth ihm manchen Schmerz; und vielleicht thut dieses auch itzt das meinige. Soll Wagner mir zum Besten in Leipzig bleiben? Und weiß ich denn, wie lange ich ihn noch würde genießen können? Nein, ich will mich bemühen, ihn gern von mir zu lassen. Den größten Dienst kann er mir auch in Dresden und an allen Orten auf Erden täglich leisten. Gott schütze und segne diesen frommen und zum Dienste unsers Vaterlandes gebornen Mann. Aus meinem

Zuhörer ist er mein Freund, Wohlthäter und Rathgeber geworden, und auf eben diese Art ist es auch der vortreffliche Gutschmidt *) geworden. O wenn Sie nur wüßten, wie klein und demüthig ich mir bin, wenn ich diese beyden Männer oder einen Cramer denke, der ehedem zu mir kam und mit vieler Schüchternheit mein Urtheil über seine jugendlichen Arbeiten einholte; der Mann, dem ich wenig Jahre hernach meine eignen Arbeiten zur Beurtheilung, nicht ohne Furchtsamkeit, vorlegte. In dem Lehrgedichte, der Christ, stehn zwo Zeilen, welche Gutschmidt, der sonst keine Verse macht, als eine Verbesserung an den Rand des Manuscripts geschrieben hatte. Ich sah, daß sie schöner und kräftiger waren, als die meinigen, und ich nahm sie mit Dank in meine Arbeit auf. Von diesem Gedichte muß ich Ihnen im Vorbeygehn eine kleine Anekdote erzählen. Ich verfertigte es binnen acht Tagen mit einer Begierde, die ich eine längere Zeit nicht hätte ausstehen können. Die ersten beyden Tage hatte ich ungefähr achtzig Verse niedergeschrieben. Den dritten Morgen strich ich sie voller Unmuth aus, entwarf einen andern Plan, schrieb nieder, war ohne Trost, wenn ich gestört wurde, lief oft in meine Kammer und betete, daß ich ja von Herzen und nicht aus unreinen Absichten schreiben möchte, ward endlich an einem Sonntage, Abends um sechs Uhr (es war Messe und ich hatte auch die Kirche nicht versäumt) fertig, und las mirs alsdann zum erstenmale laut vor; da, da war Himmel und Erde mein. O wie sind meine ihigen Tage von den damaligen unterschieden, unendlich unterschieden!

---

*) Nachheriger sächsischer Minister.

Daß die Frau Gräfin Bitzthum itzt in Dresden und nicht in Welkau ist, und auch künftig weniger da seyn wird, auch dieses ist für meine Ruhe der größte Verlust. Ich würde diese Messe, die ich auf meiner Stube ängstlich versessen habe, bey ihr nützlich verredet haben. Hat sie Ihnen mein Portrait noch nicht gegeben? — O wie viel Großes und Frommes höre ich täglich von unserm seligen Churfürsten, einem Herrn, dessen Sachsen nicht werth war, über dessen Tod die Menschen weinen und die Engel sich freuen! Die Tugend ist allezeit reizend, aber in einem Prinzen thut sie Wunder. Gott belohne unsern theuersten Friedrich Christian für seine väterliche Liebe in alle Ewigkeit!

Leipzig, den 11. Januar 1764.

Gellert.

Die Fräulein Schönfeld ist wieder besser; sie hat mir vor wenigen Tagen einen vortrefflichen Brief geschrieben. Die gute Fräulein! Am vorigen Montage habe ich in der Gesellschaft des Herrn Vice-Präsidenten Lindemann und des Herrn Geh. Conf. Rath Gutschmidt, D. Ernesti, Herrn Zollikofer, des Cammerrath Kregel u. s. w. bey Wagnern zu Mittage gegessen, und bis vier Uhr (eine mir fast unglaubliche Sache) bey Tische gesessen. Leben Sie wohl.

Den 14. Januar.

Mein Brief vom 11ten ist liegen geblieben. Ich ritt um die Zeit, da er auf die Post hätte sollen gegeben werden, aus, und vergaß ihn, so wie ich vieles, das ich thun sollte, täglich vergesse. Diesen Fehler einigermaaßen zu

verbessern, will ich noch eine kleine Zugabe zu meinem Briefe machen. Die Jungfer Kirchhof hat mir in dieser Messe geschrieben und Ihre Briefe an sie überschickt. Ich dächte, sie könnte mit der Correspondenz, die ich ihr verschafft, sehr zufrieden seyn, und Sie, Mademoiselle, können es auch mit sich selber seyn. Ihre Briefe sind angenehm und nützlich, und haben das Verdienst des Natürlichen. Von den französischen kann ich zwar nicht so zuversichtlich urtheilen, weil ich ein Deutscher bin; aber genug, sie haben wir auch sehr gefallen, und ich danke Ihnen, daß Sie so gut schreiben.

Noch ein Postscript Nachmittags. Diesen Mittag sollte ich in der Gesellschaft des Herrn Vicepräsidenten Lindemann wieder bey Wagnern speisen; allein leider habe ich meine Hüftschmerzen bekommen. Doch Gott sey gedanket; daß ich sie seit dem Carlsbade nicht gehabt.

---

96. *)

Bester Herr Professor!

Daß Sie meine Wünsche für die Ruhe und Glückseligkeit Ihres Lebens so gern und willig annehmen, das ist mir eine Versicherung, daß Sie von den Empfindungen der Ehrerbietung und Liebe, und von der vollkommenen Ergebenheit, womit mein dankbegieriges Herz für Sie erfüllt ist, so überzeugt sind, wie ichs wünsche. Und wie sollten Sie auch daran zweifeln können? Die ganz besondere Gü-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 107.

tigkeit, mit der Sie mich beehren, und von der Ihr letzter lieber Brief ein neuer Beweis ist, steht Ihnen ja wohl für meine ewige Dankbarkeit und Liebe. Wie wäre es möglich, daß in meiner Seele die geringste Gleichgültigkeit gegen einen Mann bleiben könnte, dessen Herz mir alle wahre Glückseligkeit dieses und jenes Lebens wünscht, und der schon alle meine Liebe und Hochachtung und meine besten Wünsche hatte, ehe er noch etwas von mir wußte, und ehe ich noch daran dachte, daß er mir jemals etwas mehr werden sollte, als was er allen übrigen Menschen in der Welt ist, die ihm so wenig bekannt sind, als ichs damals war.

Haben Sie Dank, theuerster Herr Professor, für alle Ihre Güte und nun auch dafür, daß Sie mich dem Herrn Geh. Cammerrath Wagner und seiner Frau Gemahlin empfehlen wollen. Ja, liebster Herr Professor, thun Sie es, und seyn Sie überzeugt, daß ich Sie in diesen Ihren Freunden zeitlebens lieben und ehren werde.

Aber haben Sie denn gar Niemanden, der Ihnen ersetzen könnte, was Sie in der Entfernung des Herrn Geheimen Cammerraths verlieren? Ich dächte, Sie dürften nur wählen. Wer weiß, wie viel rechtschaffene Männer Ihre Freundschaft wünschen und als ein großes Gut betrachten, die aber zu bescheiden sind, darum zu bitten? Es mag wohl schwer fallen, neue Verbindungen zu errichten, vornehmlich alsdann, wenn man in seinen vorhergehenden sehr glücklich gewesen ist; und alte Freundschaften müssen freylich ihre großen Vorzüge haben; aber es giebt doch auch immer solche gute Menschen, bey denen man weder einen langen Umgang noch Prüfung nöthig hat, um ihres Herzens ganz versichert zu seyn.

Ich glaube es wohl, daß Sie die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Tochter vermissen. Die Frau Gräfin, denke ich, wird auch Sie und Welkau vermissen. „Ich bin eigentlich dazu gemacht, in Welkau und in Störmthal zu seyn," sagte sie letzthin einmal. An der Mittwoche ist sie, wie ich gehört habe, ausgezogen. Ihr Bildniß, liebster Herr Professor, hat sie mir zwar noch nicht gegeben, wenn aber Herr Zeis dem Herrn Geheimen Kriegsrath von Ponikau glauben soll, so hat die Frau Gräfin bey einem geschickten Frauenzimmer hier in Dresden, dessen Namen Herr Zeis vergessen, eine Copie davon für mich bestellt. Dem sey nun wie ihm wolle, so weiß ich doch, daß ich es noch gewiß von den gütigen Händen dieser lieben Dame zu erwarten habe. Denn, sehn Sie, ob ich gleich das Geschenk niemals verdient habe und auch niemals verdienen kann, so bin ich doch desselben itzt nicht unwerther als ichs war, da sie mirs versprach. Sie hat mir dieß Versprechen wohl dreymal ganz freywillig ohne alle Veranlassung erneuert; und noch das letztemal im vorigen Sommer, als sie mir die Copie davon für den Herrn von Miltitz zeigte, sprach sie: „Sehen Sie, so ist das Bild, „das Sie von mir bekommen sollen." Ich habe also keine Ursache zu zweifeln. Und wenn ichs bekomme, dann, gütiger Herr Professor, werde ich gewiß nicht eine Stunde vorbeylassen, ohne Ihnen meinen Dank und meine Freude zu bezeigen.

Die kleine Anekdote von einem Ihrer vorzüglichsten Gedichte, dem Christen, ist mir sehr lieb. Gott belohne Sie in alle Ewigkeit auch für diese Arbeit und für den frommen Eifer, aus welchem Sie sie unternommen haben. Wollten Sie mir wohl bey Gelegenheit einmal die zween

Verse des Herrn Gutschmidts anzeigen? denn ich weiß nicht, ob Sie's erlauben, daß ich ihn selbst darum frage, wenn ich etwan irgendwo mit ihm zusammenkommen sollte. Ich kenne ihn nicht weiter, als daß ich bey Accis-Rath Hofmann zwey oder dreymal in seiner Gesellschaft gespeißt habe. O Herr Professor, Sie können sich in Ihrer Demuth nimmermehr so klein seyn, als Sie mir darinnen groß sind. Ja, — und wenn Sie's doch glauben könnten, daß ich das ohne alle Schmeicheley und nach den wahren Gedanken meines Herzens sage! — Es möchte kein einziges Blatt von allen den Schriften, durch die Sie die Liebe und den Beyfall der Menschen erlangt haben, in der Welt seyn, so würde ich doch an den kleinen zerstreuten Zügen, die ich aus Ihren Briefen sammeln wollte, genug haben, um mir daraus den Charakter eines Mannes zu bilden, den ich auf die aufrichtigste Art zu verehren und zu lieben für Pflicht halten würde.

Wenn Sie doch nur der Poesie nicht entsagt hätten! — Jetzt würden alle Ihre Freunde Sie bitten, unserm theuersten Churfürsten auch in Ihren Schriften ein Denkmal zu hinterlassen. Und Sie würden dem Vaterlande den Dienst nicht versagen. Jeder redliche Unterthan, dessen Herz zu voll oder dessen Zunge zu unberedt ist, die Empfindungen seiner Seele zu sagen, würde es Ihnen danken, und sich freuen, daß Sie ihm eine Sprache erfunden hätten. Er würde die schönsten Stellen auswendig lernen, und wenn er dann von seinem Churfürsten reden wollte, mit Ihren Worten von ihm reden.

Ich habe einige Kleinigkeiten über den Tod dieses unschätzbaren Prinzen gedruckt gesehen; aber es ist alles nichts. Die Größe des Gegenstandes, wie Sie wissen, setzt allemal

die Schwäche des Dichters in ein helleres Licht, als ein geringer Inhalt. Und ich denke, wer den Werth unsers Verlustes kennt und davon, wie er soll, durchdrungen ist, der kann, wenn er anders ein Dichter ist, nichts Schlechtes schreiben. Entweder er wird ganz schweigen, oder er muß im Ausdrucke seiner Empfindungen vortrefflich seyn.

Haben Sie denn auf Ihrer Akademie keinen jungen Dichter, welchen patriotische Regungen und Ihre Aufmunterungen in einen poetischen Enthusiasmus versetzen, und ihm ein Lied eingeben könnten, das eines solchen Prinzen würdig wäre? Wie sehr wünschte ich, daß Cramer noch unser seyn möchte, wiewohl ich ihn den Dänen nicht mißgönne. Aber gewiß man sollte dafür sorgen, daß den Sachsen ein treues Bild aller der Tugenden ihres verlornen Vaters und aller Verdienste, die er um ihre Wohlfarth hat, aufbehalten würde. Und wenn das auch gleich zur Ausbreitung und Unsterblichkeit seines Ruhms und zur Erhaltung seines unvergänglichen Andenkens in den Herzen seiner Unterthanen nicht nöthig ist, so scheint es doch die Pflicht der Dankbarkeit zu erfordern. Kein wahres Genie, denke ich, sollte bey einer solchen Gelegenheit seine Talente ungebraucht lassen.

Indessen, wenn auch Niemand da ist, der im Namen des Landes prächtig klagt und den wahren Schmerz der Unterthanen berühmt macht, so ist er doch deswegen nicht weniger wahr, nicht weniger pflichtmäßig, und den Sachsen eine Ehre; und wer die Sachsen kennt, wird gewiß hier das Volk von aller Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit freysprechen, und den Ruhm des Fürsten und die Liebe der Unterthanen in den ungekünstelten Thränen so deutlich

und so überzeugend, als in dem erhabensten und rührendsten Gedichte lesen.

Viel tausend Zähren sind, die Redlichen entfliehn,
Und jede ist ein Lobgedicht.

Der sechste Februar ist der Tag, der besonders dem ehrenvollen Andenken unsers seligen Churfürsten gewidmet ist. Ein trauriger Tag! an welchem in Einer Stunde, an allen Orten im Lande, unzählig viel Großes und Frommes und Edles, bald schön, bald schlecht, von ihm gesagt werden wird. Aber die Rührung in den Herzen der Zuhörer wird den Rednern auf der Kanzel zu Hülfe kommen, und mehr thun, als ihre Beredsamkeit kann.

Nun, da Sie meine Briefe an die Jungfer Kirchhof gesehen, nun bin ich in der That doppelt mit mir zufrieden. Erstlich, daß ich meiner Freundin, wie sie mich versichert, durch meine Briefe Vergnügen mache, und hernach auch vornehmlich, daß sie Ihnen nicht mißfallen. Ich freue mich auch, daß Ihnen mein Französisches gefällt. Ich habe eine lange Zeit nicht halb so gut deutsch schreiben können, als ich französisch schrieb. Nicht etwan, daß ich zu dem Letzten sehr eifrig wäre angehalten worden. Ich sollte es vielmehr gar nicht lernen; denn meine Mutter kann es nicht, und mein Vater spricht es auch nicht. Ich hatte auch täglich nur eine Lehrstunde; aber ich las viel und fast lauter französische Bücher, denn damals waren mir die guten deutschen Bücher noch nicht sehr bekannt, und also hatte ich nichts, das meine Schreibart bilden konnte. Als man mir aber sagte (und diese Regel fand ich auch in vielen vernünftigen Büchern), daß es eben nicht anständig wäre, von seiner eignen Sprache weniger zu wissen, als von einer fremden, so verließ ich das Französische, las und schrieb

lauter deutsch, und hätte es bald gar wieder verlernt, wenn ich mich nicht die letzten zwey Jahre wieder darinnen zu üben gesucht hätte.

Wenn die Jungfer Kirchhof an meinen Briefen so viel Vergnügen findet, als sie sagt, so freue ich mich sehr darüber; denn ich liebe sie herzlich und sie liebt auch mich; denn sie sagt mirs; warum sollte sie mir schmeicheln?

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Möchte doch Ihr künftiger Brief mir sagen, daß Sie sich wohl befänden, und kein so trauriges Postscript haben, als Ihr letztes war.

Unser ganzes Haus, liebster Herr Professor, empfiehlt sich Ihnen mit der Ehrerbietung, mit welcher ich nie aufhören werde zu seyn

Ihre

Dresden, den 21. Jan. 1764.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Den 22. Janner.

Herr Zeis, der diesen Brief gelesen hat, (er ist so freundschaftlich für mich, daß ers immer als eine Gefälligkeit annimmt, wenn ich ihm das, was ich schreibe, zu lesen gebe) will Ihnen gern durch mich empfohlen seyn. Nun, mein lieber Herr Professor, erlauben Sie mir, daß ichs thue, ob ers gleich nicht nöthig hat und sich Ihnen selbst besser empfehlen kann.

Nun noch ein Wort von mir. Indem ich Ihren Brief noch einmal durchlas, zu sehen, ob ich nicht irgend etwas vergessen hätte, fielen mir zwey halbe ausgestrichene Zeilen die mich gleich Anfangs sehr unzufrieden gemacht hatten, wieder in die Augen. Ach Herr Professor, Sie wissen nicht,

wie geizig ich auf jedes Wort bin, das Sie schreiben. Haben Sie doch die Gütigkeit, wenn Sie künftig wieder ausstreichen und durchkreuzen Sie es mir nicht so sehr, daß ich nicht mehr errathen kann, was es gewesen.

97.

Hochzuehrender Herr Professor!

Wenn ich einen Brief von Ihnen erhalte, den ich mit zur Frau Gräfin Vitzthum nehmen kann, so nenne ich ihn mein Creditiv, und bilde mir ein, daß ich mit besserm Rechte hingehe, als wenn ich so ganz allein komme. Und eben so ist mirs, wenn ich Ihnen, liebster Herr Professor, etwas schreiben kann, das mir von der Frau Gräfin oder von andern Personen, die Sie lieben, an Sie aufgetragen wird.

Itzt schreibe ich, Ihnen im Namen der Frau Gräfin recht viel Complimente zu machen. Halten Sie das nur nicht etwan für meine Erfindung. Nein, lieber Herr Professor, ich thue es gewiß auf ihren Befehl; denn ich habe am letzten Donnerstage mit ihr, dem Herrn General, der Fräulein Schönfeld, Mademoiselle Paret, dem Herrn Major und zween andern Herren (ich habe ihre Namen vergessen, ich denke der eine war Adjutant des Herrn Generals und der andre ein Freund des Herrn Majors, noch ein sehr junger Officier) zu Mittage gespeißt, und fast vier Stunden dort zugebracht. Die Fräulein kam mir munterer und gesünder vor, als ich sie jemals gesehen habe. Sie bittet Sie, theuerster Herr Professor, sie zu entschuldigen,

daß sie Ihnen noch nicht hat schreiben können. Sie hätte sehr viel zu thun. Des Vormittags übte sie sich in der Musik und lernte itzt ein neues Instrument, die Pandore, und den übrigen Tag wäre sie fast keinen Augenblick frey. Sie würden ihr schon vergeben, setzte sie hinzu, und ich sollte Ihnen nur unterdessen ein das Gute sagen, das sie Ihnen täglich wünschte. Aber das halte ich für etwas Schweres: wie soll ich das machen? Ich dächte, es wäre besser, wenn ichs der Fräulein überließe, es Ihnen selbst zu sagen, oder Ihnen, es zu errathen; denn die gütige, fromme Fräulein wünscht ihrem theuersten Freunde gewiß mehr Gutes als sie selbst sagen kann. Sie wissen nicht, liebster Herr Professor, wie sehr sie von ihr und ihrer verehrungswürdigen Mutter und der Mademoiselle Paret, die ich Ihnen auch bestens empfehlen soll, wegen der Entfernung Ihres Freundes, des Herrn Geh. Cammer-Raths Wagner und seiner Frau Gemahlin, und auch wegen des Herrn Hofrath Krebel bedauert werden.

Ihren letzten Brief, ob ich ihn wohl der Frau Gräfin gern gezeiget hätte, nahm ich dennoch nicht mit, weil Sie die Gütigkeit gehabt hatten, mich darinnen zu fragen, ob sie mir Ihr Bild noch nicht gegeben hätte, und weil ich befürchtete, sie möchte es so aufnehmen, als ob ich sie daran erinnern wollte und diese Erinnerung unbescheiden finden. Ich erzählte also nur etwas davon und erbot mich ihn hinzuschicken, wenn sie es beföhle, und das that ich hernach um so viel lieber, da sie sich des versprochenen Bildes erinnerte und mir ihre Gedanken wegen der Abzeichnung und die Hindernisse, die es noch aufhielten, entdeckte. Sie ist Willens, es von Herrn Wille in Kupfer stechen zu lassen, im Fall er aber in seiner Forderung allzu aus-

schweifend seyn sollte (und das soll er nicht selten seyn), will sie es für mich bey einer gewissen Fräulein Langen abzeichnen lassen, doch möchte sie auch gern zuvor diesem Fräulein eine Pension auswirken. Sehn Sie, bester Herr Professor, das ist es, was mir die Frau Gräfin gesagt hat, und was ich Ihnen für den Herrn Oberpostcommissär wieder erzähle, wiewohl ich nicht weiß, ob ichs habe thun sollen. Ich wüßte einen sehr kurzen Weg, eine Abzeichnung dieses mir so lieben Bildes für mich zu bekommen. Charpentier (er ist gestern von Freyberg gekommen und hat mich heute besucht) erbot sich, es mir abzuzeichnen, und ich weiß gewiß, daß er sich Mühe geben würde. Aber ich darf die Gräfin nicht bitten, daß sie mir das Original auf einige Tage anvertraute, und ich verstehe es auch nicht ob sichs schickt, und ob es nicht das Ansehen haben könnte, als wenn ich ihre Gütigkeit nicht erwarten und in der Art und Weise etwas vorschreiben wollte.

Der älteste Herr von Schönfeld wird, wie es scheint, in Kurzem hier erwartet. Jetzt befindet er sich noch in Frankfurt. Die Gräfin freut sich auf ihn; sie sagte, sie höre viel Gutes von ihm und er würde mir wohl gefallen.

In der That, liebster Herr Professor, ich bin recht unruhig, daß ich nicht weiß, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit für die Bekanntschaft dieser vortrefflichen Dame und ihres Hauses, die mich mit so vieler unverdienten Gütigkeit beehrt, und die ich Niemanden als Ihnen schuldig bin, zu danken habe, bezeigen soll. Sie würden eine Idee von meiner Dankbegierde haben, wenn Sie sich eine Vorstellung von dem Vergnügen machen könnten, das ich darinnen finde, mit Personen, die mit Ihnen in Verbindung

stehen und von Ihnen geehret und geliebet werden, einiges Umgangs gewürdiget zu seyn, und von ihnen Gewogenheiten zu erhalten. Dieß ersetzt mir auf gewisse Weise das Vergnügen, das ich entbehre, wenn ich oft vergebens wünsche, Sie zu sehen und persönlich kennen zu lernen. Und gleichwohl, liebster Herr Professor, wenn ich Ihnen meine Gedanken ganz sagen soll, bin ich zuweilen wieder so wunderlich, daß mirs recht lieb ist, daß ich Ihnen nur so wie itzt bekannt bin und es auch wahrscheinlicher Weise nicht mehr werden kann. Itzt bin ich überzeugt, daß ich das Glück habe, Ihnen zu gefallen, daß Sie mich lieben und mit mir zufrieden sind; aber davon bin ich nicht überzeugt, daß ich Ihnen, wenn Sie mich gesehen und gehöret hätten, noch weiter eben so gefallen würde. So denke ich zuweilen, und in einer andern Stunde schmeichle ich mir wieder, Sie würden vielleicht eben so gütig gegen mich seyn, als die Frau Gräfin Vitzthum und die Fräulein Schönfeld.

Der kleine Seidelin, der erste Däne, den ich gesehn habe, hat gegen das Ende vorigen Monats, aus seinem Vaterlande an meinen Bruder, meine Schwester und mich, an jedes besonders, geschrieben, und mir aufgetragen, Sie seiner vollkommensten und unaufhörlichen Ehrerbietung zu versichern. Sollte ich an ihn schreiben, ehe Sie, theuerster Herr Professor, mich mit einer Antwort beehren, so werde ich mir die Freyheit nehmen, ihn in Ihrem Namen zu grüßen; denn ich glaube, er erwartet und wünschet dieß.

Meine Kirchhof hat mir auch einen Brief geschrieben und ist so gefällig gewesen, mir alle die Ihrigen an sie in Abschrift beyzulegen. Dieß ist der andere Brief von

ihr, den Sie noch nicht gesehen haben, ausser demjenigen, der so unleserlich geschrieben war. Seyn Sie so gütig und befehlen Sie mir, ob ich fortfahren soll, sie Ihnen zum Durchlesen zu übersenden.

Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Ehrerbietung zu seyn

Dresden, den 22. Febr. 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

98.

Liebste Mademoiselle!

Schon seit dem 15ten dieses Monats steht in meinem Diario: an die Fräulein Schönfeld und Madem. Lucius zu schreiben — heute ist der 22ste und noch ist es nicht geschehn. Aber trösten Sie sich, es stehn wohl noch zehn Briefe auf eben dem Blatte, von denen kein einziger noch beantwortet ist. Vermuthlich sind die Collegia, die mir sauer werden, und meine Kränklichkeit die Ursache meiner saumseligen Antworten; nur weiß ich nicht, ob sie auch genug Entschuldigung sind. Genug, ich will heute wenigstens einige Punkte aus Ihren beiden letzten Briefen beantworten.

Sie wollen gern die zwo Zeilen wissen, die von dem Herrn geh. Assistenzrathe Gutschmidt in dem Gedichte, der Christ, stehen: Hier sind sie:

„Ist er der Weise nicht, der nach der Weisheit strebet?
„Durch sie erleuchtet denkt, durch sie gebessert lebet?"

Ob kein junger Dichter in Leipzig ist, der die Verdienste des seligen Churfürsten besingen könnte? Nein! Magister Brunner, mein Schüler und Freund, macht in der That vortreffliche Verse, aber dennoch mag ich ihn nicht zu dieser Arbeit ermuntern. Er ist Repetent bey dem Grafen Moltke, und auch mit andern academischen Arbeiten beschweret.

Ich dächte, Sie sagten es der Frau Gräfin getrost, daß der Herr von Charpentier mein Bild für Sie abcopiren wollte. Sie wird es nicht ungnädig nehmen, und Sie selbst bekommen unstreitig eine schöne Copie. Wenigstens können Sie es der Fräulein sagen und diesem guten Kinde die Hand in meinem Namen küssen, und auch der besten Mutter dieses guten Kindes.

Wille soll mich stechen? — die gute und für mich so gutgesinnte Gräfin! Wenn ich an Willen in Paris oder an seine Frau schreiben und ihnen mein Portrait schicken wollte, ich glaube, er stäche es ohne alles Entgeld; denn er ist als ein Deutscher in alle deutsche witzige Köpfe herzlich verliebt. Aber ich werde ihm nicht schreiben. Der berühmte Kupferstecher Schmidt hat, da er noch in Berlin war, bis Wittenberg kommen und mich da nach dem Leben stechen wollen; aber nein, sagte ich, das ist Eitelkeit; ich werde nicht nach Wittenberg reisen. Schmidt ist nunmehr in Petersburg, und ich bin ohne Kupfer in Leipzig.

Mein Bruder reist morgen mit den beyden Herren von Raben nach Dresden. Es sind Dänen, und Sie können leicht denken, daß Sie einen Besuch von ihnen bekommen werden; aber es sind auch, zu Ihrem Troste gesagt, sehr gute liebe Kinder. Vermuthlich werden sie Ihnen die-

sen Brief selbst überbringen. Warum ich nicht mitkomme? Das steht auf der ersten Seite. — Ja, grüßen Sie den jungen Seidelin auf das beste von mir, und versichern Sie ihn meiner Liebe und Hochachtung, und leben Sie wohl, gute Mademoiselle.

Leipzig, den 27. Febr. 1764.

Gellert.

99.

Ja, theuerster Herr Professor, ich habe am letzten Freytage das versprochene Vergnügen gehabt, Ihren gütigen Brief aus den Händen des jüngern Herrn von Raben zu erhalten, welchen sein älterer Herr Bruder und der Herr Oberpostcommissär zu uns begleiteten. Glauben Sie ja, liebster Herr Professor, daß ich allen den Dank empfinde, den ich Ihrer Freundschaft für die Ehre schuldig bin, welche mir diese Herren, die ich hochschätze und als Ihre Freunde ehre, aus ganz besonderer Gütigkeit erwiesen haben. Ich war recht ungeduldig darnach, sie zu sehen, denn der Herr Oberpostcommissär sagte mirs schon den Tag vorher, daß sie einen Brief von Ihnen für mich hätten. Nun ist mir der Brief doppelt lieb, sowohl um der Hand willen, die mir ihn geschrieben, als auch um der, die mir ihn hat geben wollen. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie viel Freude mir der ganz unerwartete Besuch des Herrn Oberpostcommissär verursacht hat. Er überraschte mich völlig, und ich getraute mich nicht eher zu glauben, daß ers selbst wäre, bis er mit mir redete. Ob ich meinen Augen ge-

glaubt hätte, wenn Sie mitgekommen wären? (denn ich setze voraus, daß ich Sie kennen würde, zumal da mir die Frau Gräfin Vitzthum Ihr Bildniß einmal gewiesen). Ich zweifle; so wenig hätte ich mirs vermuthet, und so wenig wundre ich mich bey der itzigen Jahreszeit, daß es nicht geschehen ist. Wenn man hier Ihre Freunde fragt, ob es wohl wahrscheinlich sey, daß Sie einmal nach Dresden kommen würden, so sind ihre Antworten sehr verschieden. Niemand hat bessere Hoffnung, als der Herr Hofrath Krebel (er erwieß uns vorgestern die Ehre uns zu besuchen), und die gründet er auf Ihre künftige Reise nach dem Bade, und auf den Aufenthalt des Herrn Geh. Cammer-Raths Wagner in dieser Stadt.

Herr Hofrath Krebel sagte mir, der Herr Oberpostcommissär würde längstens morgen von hier abreisen. Ich bin ungewiß, ob ich das Vergnügen haben werde ihn noch vorher zu sehen. Er versprachs mir wohl, daß er noch von mir Abschied nehmen wollte, aber er kann es auch vergessen oder gehindert werden. Deswegen will ich ihm meinen Brief, sobald ich damit fertig bin, zuschicken. Er enthält freylich nichts Nothwendiges, und für Sie, bester Herr Professor, kann es eine sehr gleichgültige Sache seyn, ob Sie ihn durch den Herrn Oberpostcommissär erhalten oder nicht; aber das ist es für mich nicht. Nein, der Bruder meines theuersten Freundes — so darf ich Sie nennen — soll nicht von hier wegreisen, ohne für denselben von mir eine Versicherung derjenigen Liebe, Dankbarkeit und Ehrfurcht, mitzunehmen, die Er meinem Herzen eingeflößt hat, und die niemals aufhören werden, weil sie zu den eigenthümlichsten Empfindungen meiner Seele gehören.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich bin nicht

recht gut auf den Herrn Oberpostcommissär, daß er soviel von Ihnen reisen und Sie allein lassen will.

Dresden, den 6. März 1764.

C. C. Lucius.

Morgen oder einen andern Tag dieser Woche, will ich mir die Erlaubniß ausbitten der Fr. Gräfin und dem Fräulein die Hand zu küssen und da will ich wegen des Bildes Ihrem Rathe folgen. Herrn Seidelin werde ich alle die Gütigkeit melden, die Sie für ihn haben.

100.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Gestern hat mir die Gräfin Vitzthum einen ordentlichen Festtag gemacht, und Sie, bester Herr Professor, Sie waren der Heilige davon. Sie hat mir Ihr liebes Bild gegeben. Früh um neun Uhr ließ sie mich zu sich kommen. Ich fand sie im Bette; denn sie hat sich einer kleinen Unpäßlichkeit wegen einige Tage inne gehalten, wollte aber heute wieder ausgehen. Sie entschuldigte sich sogar, daß sie mich so früh hätte rufen lassen, und war so gnädig hinzuzusetzen, daß sie mir zwar wohl das Bild hätte zuschicken können, allein es wäre ihr lieber gewesen, es mir mit eigner Hand zu geben, und Sie können leicht denken, theuerster Herr Professor, daß ich diese gütige Hand von ganzem Herzen dafür küßte.

Ich sollte bey diesem Bilde ihrer gedenken, sagte sie noch. Bester Herr Professor, was müßte ich seyn, wenn ich jemals Ihrer und der theuern Gräfin vergessen könnte?

— — Was sage ich, vergessen? — wenn ich jemals in den Pflichten der Ehrerbietung, Dankbarkeit und Liebe müde werden könnte? Ich bin recht traurig, daß ich keine Gelegenheit habe, weder Ihnen noch der Frau Gräfin Beweise davon zu geben.

Ich weiß es sehr wohl, wie vielen Dank ich Ihnen auch für dieß Geschenk der Frau Gräfin schuldig bin. Als ich ihr kurz nach der Abreise des Herrn Oberpostcommissair aufwartete, erzählte sie mir, daß Sie selbst, liebster Herr Professor, sich die Mühe gegeben, wegen des Herrn von Charpentier an die Fräulein zu schreiben; allein sie hatte das Mylinßische Bild damals schon der Fräulein von Langen zum Abzeichnen gegeben, und diese Fräulein hat es so gut getroffen, daß ich nicht nöthig habe, den Herrn von Charpentier um eine andere Copie zu bitten, welches mir die gnädige Gräfin gern erlauben wollte, im Fall der Fräulein Langen ihre nicht gut gerathen wäre.

Meine Eltern und meine Schwester sind fast eben so erfreut als ich, Sie wenigstens dem Bilde nach von Person zu kennen. Ja, das ist er, sagte der Herr von Charpentier, der sich seit etlichen Tagen hier aufgehalten und heute wieder Abschied nahm, als ich ihm das Bild wies. Er lobte die Zeichnung, es wäre ein schönes Stück, und war vergnügt, seinen lieben Gellert, so sagte er, auch wieder einmal gesehn zu haben.

Auf den Dienstag geht die Mutter der Frau Gräfin Vitzthum von hier ab, und in drey Wochen die Gräfin selbst. Sie empfiehlt sich Ihnen bestens, liebster Herr Professor, wie auch Mademoiselle Paret. Ihre liebe Fräulein aber habe ich nicht gesehen; sie war noch nicht aufgestanden.

Aber wie befinden Sie sich, bester Herr Professor? Es weiß mir Niemand etwas von Ihnen zu sagen. Die Frau Gräfin hat keine Briefe, und den Geh. Cammerrath Wagner sieht sie selten, weil er mit Arbeiten überhäuft ist. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zwar am Sonntage besuchen wollen, und vielleicht würde er mir einige Nachricht von Ihnen haben geben können, aber zum Unglück waren weder meine Eltern noch ich zu Hause.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Ich bleibe mit einem Herzen, das Ihnen alles wünschet, was zufrieden und glücklich macht,

Ihre

Dresden, den 23. März 1764.

dankbarste und ewig ergebne
C. C. Lucius.

Ich schickte Ihr Bild zu Herr Zeisen, und er schreibt mir, daß sein kleiner Gotthelf, der doch wenig von Küssen verstünde, das fromme, menschenfreundliche Gesicht desjenigen, den sein Vater am meisten ehret, ohne alle Veranlassung geküßt habe.

---

101. *)

Liebste Freundin!

Also haben Sie mein Portrait? Dank sey es der guten Gräfin, daß Sie es haben, und Dank Ihnen, daß Sie es so werth halten! Nun fehlet nichts mehr, als daß Sie

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 111.

das kranke Original noch sehen und sprechen. Aber wenn wird das geschehen? Vielleicht bald, vielleicht in diesem Leben niemals; denn ich bin ziemlich krank. Wenigstens denke ich itzt oft an das Carlsbad, noch öfter an den Tod; und wer denkt oft und weise genug daran? Ich habe wieder einen lieben Freund, der Böhme hieß, Landrichter im Kreisamte, ein Liebling von Wagner und jünger als ich war, durch einen geschwinden Tod verloren. So stirbt die Welt meiner Bekannten mir ab, bald durch den Tod, bald durch Entfernung! Aber getrost! Ein guter Tod ist Leben und Seligkeit, und das Sterbebette oft noch Ruhe und Friede. Ich denke niemals an das Ende des großen Addison ohne eine christliche Eifersucht. Als er die Aerzte aufgegeben, erzählt Young, der glaubwürdigste Mann, und sich von allen Angelegenheiten dieses Lebens losgerissen hatte, ließ er einen seiner jungen Anverwandten, den er liebte und der es verdiente, rufen. Er lag, da der Jüngling kam, in der äußersten Entkräftung, und schwieg. „Sie haben mich rufen lassen, fing der junge Verwandte nach einer langen und ehrerbietigen Pause an, und ich hoffe, Sie, theuerster Herr, haben mir noch etwas zu befehlen. Ich werde es, was es auch sey, heilig erfüllen." Nichts, mein Sohn — keinen Befehl, sprach der sterbende Addison, indem er dem Jünglinge sanft die Hand drückte. Siehe hier, in welchem Friede der Christ stirbt; — — und bald darauf starb er. O Gott, möchte dieses mein Ende seyn, wie überglückselig wäre ich!

Künftige Woche will ich Ihrer Freundin in Cotbus die Briefe, die sie von Ihnen besitzt, und die sehr schön sind, wieder schicken und ihr für die Mittheilung derselben danken; heute habe ich auch meine öffentlichen Collegia, die

ich herzlich satt war, geschlossen. Gott sey Dank, daß ich sie dieses ganze halbe Jahr bey aller Schwachheit der Kräfte, doch ununterbrochen und ohne eine Stunde auszusetzen, habe halten können! — Nun will ich acht Tage Briefe schreiben, dann noch ein Werk der Religion verrichten und hierauf, wenn Gott will, einige Zeit aufs Land gehen. Küssen Sie der Frau Gräfin die Hand in meinem Namen, und leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald wieder.

Leipzig, den 31. März 1764.

Gellert.

Ich grüße Ihr ganzes Haus ergebenst.

---

102. *)

Hochzuehrender Herr Professor!

Es war sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir am Ende Ihres Briefs sagten, bald wieder zu schreiben, und nun denke ich nicht, daß ich auf eine solche Erinnerung nach zehen Tagen bald genug schreibe. Was mich abhielt? — Ich kann es Ihnen nicht eigentlich sagen. Ihr Brief ist — ich weiß nicht — ob traurig? Wohl sechsmal habe ich ihn, in der Absicht, ihn zu beantworten, gelesen, und habe die Feder wieder hingelegt, und den Brief auch; ich hatte keinen Muth. Die Idee Ihres verstorbenen und Ihrer entfernten Freunde, die Gedanken an Krankheit und Tod — und an wessen Krankheit und Tod! machten mich so niedergeschlagen, daß ich nicht schreiben konnte. Es scheint

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 112.

mir selbst nicht so, als ob ich in der itzigen Stunde fröhlicher wäre; aber ich bin itzt auf so eine Art betrübt, daß ich gern mit Jemanden, der es mir erlaubte, davon reden möchte, und itzt habe ich keinen Menschen um mich, als Sie, meinen theuersten Herrn Professor; denn wenn ich an Sie schreibe, bin ich ganz bey Ihnen.

Es ist wahr, wenn ich den Tod Ihres Freundes und Ihre Krankheit abrechne, enthält Ihr Brief lauter tröstliche Bilder, das Bild des guten Todes und das Sterbebette eines Frommen, von welchem unser lieber Young sagt, „daß „es sein Heiligthum, über den gemeinen Weg des tugend„haften Lebens hinausgesetzt, mit besondern Vorrechten be„gnadigt ist, und ganz im Gebiete des Himmels liegt. „Denn der Himmel erwartet nicht den letzten Augenblick; „schon diesseits des Todes erkennt er seine Freunde, und „zeigt sie den Menschen zu einer wichtigen Lehre. Denn „nicht im Tode ist der Sterbliche zu finden. Sein Verhal„ten ist ein Vermächtniß für Alle." —

Nun giebt es wohl Menschen, die darüber traurig werden, wenn sie Personen, die sie lieben, vom Tode reden hören, ja, die über den Gedanken an ihren eignen Tod traurig werden. Aber ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Einmal ist uns der Gedanke des Todes ein so höchstnöthiger Gedanke, daß er nie für traurig sollte gehalten werden; denn das giebt Gelegenheit, ihn zu entfernen. Und hernach ist er ja eine von den ersten allgemeinen Lehren, die der mitleidige Schöpfer seinen verirrten Menschen, zu ihrem Wohlverhalten in der Welt, durch die Natur gegeben. Denn welche Wahrheit, als die: Du bist Staub, und wirst wieder Staub werden, war geschickter, uns zu lehren, wie weit unsere Ansprüche an die Welt gehen sollen und dürfen, und

uns wieder zu demjenigen Punkte der Wahrheit zurückzubringen, von welchem unsere unordentlichen Neigungen uns alle, den einen mehr, den andern weniger, ableiten? — Und endlich, wer es glaubt, daß die Religion dasjenige ist, was uns in der gegenwärtigen Welt ruhig und in der künftigen selig machen kann, wie kann der den Gedanken des Todes nicht lieben? Wie kann ers vergessen, daß er zur Religion gehört, ja selbst Religion ist? In der That, so wie ich ihn betrachte, ist er ihr vornehmster Inhalt. Um des Todes willen ist die Religion, nicht um dieses, oder doch weniger um dieses Lebens willen. Der Tod giebt der Religion Ursache und Wirksamkeit und bringt uns zu unsrer Bestimmung und vollendet uns zu dem Endzwecke, zu welchem uns die Religion nur vorbereiten soll. Was wäre sie ohne den Tod? Und wie wollen die sterben können, die vor diesem Gedanken fliehen?

Bester Herr Professor, Gott erhalte Ihr Leben noch lange und segne es mit Gesundheit! Sie kennen mein Herz, und Sie wissen, wie aufrichtig ich Ihnen dieses wünsche. Und ich kann es aufrichtig thun: nicht allein, weil ich Sie liebe und gewiß bin, daß ich einen Theil Ihrer Gewogenheit besitze, für den ich mit Freuden die Ehren einer Krone hingeben wollte, wenn ich sie hätte, sondern weil ich gewiß weiß, daß Sie einen jeden Tag Ihres Lebens sich und andern zum Segen und keinem einzigen zum Schaden leben würden. Aber wenn Sie einst Ihre theure Seele Ihrem Gotte überlassen sollen — — — o so wünschte ich, daß ein Young dabey gegenwärtig seyn, und dem nachfolgenden Geschlechte die Scene Ihres Todes schildern möchte, eines Todes, der so fähig wäre, das Beyspiel Ihres Lebens mit Nachdruck zu empfehlen! Wie will ich mich

auf die Ewigkeit freuen, wo ich das verklärte und vollkommene Original eines werthen Bildes sehen werde, von dem ich vielleicht, wie Sie sagen, in diesem Leben, das kranke Original nicht werde kennen lernen.

Aber was ist denn nun so Trauriges in allem dem, was ich bisher geschrieben habe? Dieß habe ich mich schon etliche mal gefragt, und es ist nichts. Gleichwohl was weine ich? Ich habe immer mit im Schreiben geweint; ich dächte, wenn mein Leben darauf stünde, ich könnte mich itzt nicht enthalten; aber ich weiß nicht, woher es kömmt. Ich bin eben nicht zur Traurigkeit gemacht, und ich habe sogar gedacht, daß ein Theil mehr Leichtsinn als Ernst in meinem Gemüthe seyn müsse. Indessen kann ich doch leicht sehr tief gerührt werden, und das ohne den Einfluß äußerlicher Dinge, die etwa mich besonders angingen, nur durch meine eigne Betrachtungen. Aber in der That, es sind in dem Leben und selbst in dem Leben guter Menschen so viel traurige Zufälle, und manchmal in einem einzigen Streiche ein so vielfaches Unglück, daß man wohl Ursache zum Weinen hat.

Heute aber habe ich ein Vergnügen, das wirklich für mich groß ist, ob es wohl kein sehr fröhliches Ansehen hat. In meiner Nachbarschaft wohnte ein Mann, ein Geistlicher, der von einigen geliebet und geehret, und von andern getadelt, verspottet, und, ich kann sagen, gelästert wurde. Ich habe ihn nie genau gekannt, und mich wenig um das, was von ihm gesagt ward, bekümmert. Dieser Mann nun ist heute früh nach einer kurzen Krankheit von fünf Tagen, die ihm aber bis an die letzte Stunde den freyen Gebrauch seines Verstandes gelassen, unter anhaltenden Anfällen einer ängstlichen Erstickung, mit völliger Losmachung von der

Welt, mit einem freudenvollen Verlangen nach der Ewigkeit, voll Ruhe und Trost, selbst Trost für seine Frau und seine drey junge Waisen, die er wirklich als ein guter Ehemann und Vater geliebet, gestorben. Nun wissen Sie liebster Herr Professor, und Young sagt es auch: „Ein „Sterbebette ist ein Verräther des Herzens. Hier wohnt „ein unüberwindlicher Beweis; hier läßt die müde Verstel„lung, die Beherrscherin in dem Geberdenspiele des Lebens, „ihre Larve fallen; hier sind Schein und Wahrheit einer„ley. Hier sehen wir den Menschen; wir sehen sein siche„res Vertrauen auf den Himmel, wofern seine Tugend „rechtschaffen ist." — Soll ich nun nicht glauben, daß die Tugend dieses Mannes, die wenigstens mir sein Tod zu rechtfertigen scheint, rechtschaffen gewesen, und daß er von Verleumdern, wo nicht in Allem, doch in den Hauptsachen, Unrecht gelitten? Denn ich verlange ihn nicht von jedem Fehler frey zu sprechen; ich weiß es, daß er welche hatte, und wo ist der Mensch, der ganz davon frey wäre? Und soll ich mich nun nicht freuen, zu denken, daß Gott ihm aus Gnaden mit ewigen Ehren die leichte Verachtung einiger Menschen ersetzen werde?

Ich habe der Frau Gräfin Vitzthum in Ihrem Namen die Hand geküßt. Sie war über die Nachricht von Herr Böhmens Tode sehr gerührt und das war auch die Fräulein und Demoiselle Paret. Die Frau Gräfin empfiehlt sich Ihnen bestens; sie freut sich darauf, Sie nach den Feyertagen, vielleicht als eine reducirte General-Lieutenantin, zu sehen und hernach mit Ihnen zugleich in Carlsbad zu seyn. Möchten Sie doch dießmal noch gesünder und dauerhafter gestärkt von dort zurückkommen, als vor dem Jahre, und möchte ich Ihnen noch viele

Jahre sagen können, daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung bin

Ihre

Dresden, den 8. April 1764.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Eltern empfehlen sich Ihnen gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester küssen Ihnen die Hände.

N. S. Ich freue mich recht sehr, daß Ihnen meine Briefe an die Jgfr. Kirchhof gefallen haben; (denn es würde mich betrüben, wenn Sie sich die Mühe gäben, etwas von mir zu lesen, das Ihnen nicht gefiele,) und ich danke Ihnen für die Gütigkeit, die Sie haben, es mir zu sagen. Dieses ist mir ein Beweis für die Wahrheit des Vergnügens, das meine Freundin an unserm Briefwechsel zu finden vorgiebt.

Herr Zeis ist am letzten Montage von seiner Frau mit einer jungen Tochter beschenkt worden.

Ob mein Brief Sie noch in der Stadt antreffen wird? Herr Gödicke wird doch wohl so gut seyn und ihn Ihnen zuschicken; denn ich weiß Ihre Addresse auf dem Lande nicht.

103.

Liebste Mademoiselle!

Die Dänen sind freylich gute Leute, aber sie machen auch mir und Ihnen viele Noth. Schon kommen wieder ein Paar derselben und wollen Sie mit Gewalt sehen. In der

That bedaure ich nicht sowohl Sie (denn ich weiß, daß Sie aus Liebe für Ihren Freund noch mehr als diese Last ertragen), nicht sowohl Sie, gute Mademoiselle, als Ihre lieben Eltern, die sich diese Dänischen Staatsbesuche so oft müssen gefallen lassen. Aber seyn Sie ruhig! Ich hoffe, der Graf Schulin und sein Hofmeister Müller, ein geschickter Mann, sollen auf dieses Jahr die letzten seyn, die Sie auf meine Rechnung sprechen und mit Complimenten ermüden werden. Sie haben ein halbes Jahr hier in Leipzig studirt und gehen wieder nach Dänemark. Doch genug von den Dänen! Nunmehr küsse ich Ihnen die Hand für den letzten vortrefflichen Brief, mit dem Sie mich in einer schweren Stunde sehr ermuntert haben. Itzt bin ich noch in der Stadt und werde meine Feyertage auch wohl in der Stadt und nicht auf dem Lande zubringen, obgleich die Frau von Zetwitz hier ist, und mich nebst ihren Söhnen abholen will. Leben Sie wohl, sehr, sehr wohl.

Leipzig, den 17. April 1764.

Gellert.

101.

Liebster Herr Professor!

Nun geht die Frau Gräfin Vitzthum wieder einmal von hier weg, und Sie werden, wie sie hofft, bald zu ihr nach Welkau kommen; und ich, wenn ich Ihr Bildniß nicht hätte, würde die gnädige Gräfin und alle, die um sie sind, bis auf die Frau Steudeln, und den Johann und den

Friedrich, und wie die Leute weiter heißen, noch mehr beneiden, als ich thue.

Beym Abschiede, den ich diesen Nachmittag von der gnädigen Gräfin nahm, war sie so gütig, mich zu fragen, ob ich nichts an unsern Herrn Professor zu bestellen hätte? Die Prinzessin Christine hätte ihr recht sehr viel Schönes an Sie aufgetragen. Ja, ja, dachte ich, das mag die Prinzessin wohl thun, aber für mich möchte sichs wohl nicht schicken, wenn ich der gnädigen Gräfin etwas auftrüge. Allein da Madem. Paret kam und sich auch gütigst erbot, mir einen Brief mitzunehmen, so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, ihr einen mitzugeben. Seyn Sie nur nicht verdrießlich darüber; denn ich habe freylich nicht viel Nöthiges und Wichtiges, damit ich Sie unterhalten könnte. Das Beste soll seyn, wie bey einer schlechten Predigt, daß ichs kurz mache; es ist ohnedem bald Mitternacht.

Vor allen Dingen, bester Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen die Hand für die Gütigkeit küssen, mit der Sie meinen letzten Brief von Herr Winzern angenommen, und durch den Herrn Grafen Schulin beantwortet haben. Heute vor acht Tagen habe ich die Ehre gehabt, den Herrn Grafen mit seinem Hofmeister bey mir zu sehn, und für diese Ehre und für alle diese Höflichkeiten, die mir von diesen und andern Dänischen Herren erwiesen worden, bin ich nur Ihnen verbunden. Herr Müller ist sehr höflich und gefiel mir besonders in Allem, was er mir von Ihnen sagte.

Ich glaube, Sie lassen mir Gerechtigkeit widerfahren, liebster Herr Professor, wenn Sie denken, daß ich aus Liebe für Sie wohl eine Last ertragen würde (wenn es

nämlich ausgemacht ist, daß etwas für die, so man liebt gethan, eine Last seyn kann). Ja ich gehe weiter und glaube ganz gewiß, daß sich meine Eltern um Ihrentwillen auch etwas, das wirklich beschwerlich wäre, recht gern würden gefallen lassen; allein hier ist dieses doch der Fall nicht. Was könnte es meiner Mutter beschwerlich seyn, wenn sie sich nun eine halbe oder ganze Stunde hinsetzt und ein paar höflichen Leuten zuhört, die uns tausend verbindliche Dinge sagen, die sich immer gut anhören lassen, wenn sie nun auch gleich nicht aufs allergewissenhafteste aufrichtig sind? Und mein Vater — der ist ohnedem um diese Zeit niemals zu Hause, und dann ist es gleichviel, ob wir eine oder zwanzig Staats-Visiten in einem Tage annehmen. Gewiß, liebster Herr Professor, mein Vater hätte den Herrn Oberpostcommissär, als er das letztemal oben war, nicht zu sehn bekommen, wenn er ihn nicht frühmorgens einmal zu einer unbequemen Stunde in seiner Wohnung hätte besuchen dürfen.

Herr Winzer ist auch so gütig gewesen und hat mich bey seiner Zurückkunft besucht, und mir von der Besorgung meines Briefs Nachricht gegeben. Ich wußte nicht, daß er die Person war, die ihn mitnehmen sollte, und ich kannte ihn auch sonst nicht. Er machte mir ein Vergnügen damit, daß er mir verschiedenes von Ihnen erzählte. Er schätzte mich glücklich, daß Sie, theuerster Herr Professor, mich Ihres Briefwechsels und dann Ihrer Freundschaft gewürdiget hätten. Daran hat Herr Winzer Recht; ich schätze mich auch deswegen überhaupt glücklich, und hernach freue ich mich auch jedesmal, wenn es mir gelingt, Ihnen mit einem besondern Briefe zu gefallen, und zu Ihrem Vergnügen etwas beyzutragen, so wenig es auch ist.

Seit meinem letzten habe ich Herrn Winzer, den Graf Schulin und Herrn Müller auf Ihre Rechnung, und überdieses noch den Herrn geh. Cammerrath Wagner, den Herrn Hofrath Krebel, und heute die Frau Gräfin, die Fräulein und Madem. Paret gesprochen. Alles Bekannte und Freunde von Ihnen. Wenn ich Personen sehe, von denen ich weiß, daß sie dieses sind, dann ist mirs, als ob ich etwas von Ihnen selbst sähe, und was sie mir von Ihnen sagen, höre ich lieber, als was mir fremde Leute, die Sie nicht so genau kennen, erzählen; denn die können es doch so gut nicht wissen. Urtheilen Sie selbst, ob es mir eine Last seyn kann, Fremde auf Ihre Rechnung zu sprechen?

Nun, liebster Herr Professor, leben Sie in Leipzig und bey der besten Gräfin und Fräulein recht sehr wohl und zufrieden. Denken Sie zuweilen an mich, und seyn Sie versichert, daß Sie mich durch jeden gütigen Gedanken, den Sie für mich hegen, aufs neue verbinden ewig zu seyn

Ihre

Dresden, den 26. April 1764.

dankbare und gehorsamste
C. C. Lucius.

105.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bin wie die Harpagons, die am liebsten ihre Zeit anwenden, ihre Schätze zu überzählen und zu vermehren. Wenn ich einige Augenblicke für mich finden kann, so bedenke ich mich nicht lange, wie ich sie anwenden will; ich bringe sie mit meinen Schätzen, Ihren Briefen, zu, oder ich schreibe Ihnen, um sie zu vermehren.

Eben itzt habe ich einige von Ihren und einige von meinen Briefen durchgelesen; denn, liebster Herr Professor, ich habe auch für meine Briefe an Sie eine besondere Freundschaft, und daß ich daran nicht unrecht thue, getraute ich mir unwidersprechlich zu beweisen, wenn es nöthig wäre. Ich fand unter denselben einen, in welchem ich mir wünschte, von Ihnen einen Verweis, worüber es auch seyn möchte, zu erhalten. Nun erinnere ich mich nicht, daß ich seitdem einen recht förmlichen von Ihnen bekommen hätte; aber wenn es Ihnen beliebt, will ich mir ihn itzt holen, wenn Sie finden, daß ich ihn verdiene.

Ich habe etwas gethan, davon ich nicht eigentlich verstehe, ob es recht oder unrecht gethan ist. Anfänglich fiel mirs wohl nicht ein, daß ich dabey zu tadeln seyn würde; aber ich bin zweifelhaft gemacht worden, und wenn Sie gütigst erlauben, will ichs Ihnen erzählen.

Ich habe Ihnen bereits gemeldet, liebster Herr Professor, daß mich Herr Müller den Tag nach seiner Ankunft in Gesellschaft seines jungen Grafen besuchte. Er sprach von verschiedenen Dingen, lobte unser Sachsen und

dessen Einwohner, am meisten aber unterhielt er mich von Ihnen (denken Sie, ob ich gern zuhörte) und von der Gewogenheit und dem Briefwechsel, womit Sie mich beehren; und das war wirklich dasjenige, wovon er am leichtesten mit mir sprechen konnte, da er mich nicht anders als durch Sie und unter dem Verhältnisse kennt, in welchem ich mit Ihnen zu stehen das Glück habe. Und vielleicht wählte er auch aus Höflichkeit den Inhalt zum Gespräch, von welchem er mit Grunde urtheilte, daß er mir der angenehmste seyn würde. Er verschwendete mir viele und zu weit getriebene Lobsprüche meiner Briefe wegen. Das mag so seine Art seyn; es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß er mir habe schmeicheln wollen, sonst würde ichs befürchten. Indessen, ob ichs gleich niemals für bescheiden gehalten habe, Jemanden ins Gesicht zu loben, weil die Person, die auf solche Art gelobt wird, allemal eine Rolle dabey spielt, die ihr, wenn sie Sittsamkeit besitzt, selbst unangenehm seyn muß, so vergnügte mich dennoch das Lob und der Beyfall des Herrn Müller auf gewisse Weise sehr, indem ich mir einbildete, daß er wenigstens einen Theil von dem, was er zu meinem Vortheile sagte, aus Ihren Gedanken und Urtheilen von mir gesammelt und entlehnt haben könnte, und diese Vorstellung war mir so lieb, daß Sie mirs verzeihen müssen, wenn ich mich von ihr betrügen lies.

Doch dieses alles geht die Frage nicht an, die ich Ihnen gern vorlegen wollte. Es ist soviel nicht daran gelegen zu wissen, ob ich einer Person trauen darf, die ich zu wenig kenne, als daß ich auf ihre Einsicht und Aufrichtigkeit rechnen dürfte; darüber streite ich mit Niemanden. Mir ist es genug, theuerster Herr Professor, Ihnen zu glauben. Sie sind mir mehr als alle Dänen und Sachsen,

und Ihre Art mich zu loben sagt mir mehr, das mich vergnügt und ruhig macht, als aller andern Leute ihre.

Mein Zweifel betrifft eigentlich einen Brief, den ich Herrn Müller auf seine Bitte geschrieben habe, und damit bin ich nun itzt nicht mehr recht zufrieden. Hier sehen Sie, wie er mich darauf brachte.

Er besuchte mich den Tag vor seiner Abreise noch einmal allein, um Abschied zu nehmen. Er wiederholte mir viele von den Dingen, die er mir das erstemal gesagt hatte, nur auf eine andre Art. Endlich fragte er mich, ob es mir niemals widerführe, daß ich Lust zum Schreiben hätte, und doch nicht wüßte, an wen ich schreiben sollte? Ich stand ein wenig mit der Antwort an; denn, ohne seine Absicht zu errathen, konnte ich mich nicht gleich darauf besinnen, ob mirs widerfahren wäre. Er fuhr also fort: Denn wenn das wäre, Mademoiselle, so wünschte ich, daß Sie alsdenn an einen Dänen dächten, und mich mit Ihrem Briefe beehrten. Ich sagte ihm, wenn ich an ihn schreiben sollte, so könnte er versichert seyn, daß ich nicht den Augenblick, in welchem ich sonst Niemanden wüßte, darzu erwarten würde; denn, setzte ich hinzu, (und das war freylich sehr unnöthig, und ich weiß auch nicht, warum ichs that) wenn es auch solche Augenblicke giebt, so sinne ich herum, und schreibe alsdann nur an diejenige Person unter meinen Freunden, von der ich vermuthe, daß sie am liebsten meinen Brief lesen würde. Er versicherte mich, daß ich mich niemals irren könnte, wenn ich ihn für diese Person hielte, und dabey blieb es.

Nachher kam er zu mir ans Fenster, und fragte mich, wenn er auf einen Brief von mir hoffen dürfte? Ich machte die Einwendung, daß ich seine Addresse weder auf der Reise

noch nach derselben wissen und also nicht an ihn schreiben könnte. Allein er bat mich, es ihm unter diesem Vorwande nicht zu versagen. Er würde sich ungefähr drey Wochen in Berlin aufhalten, und im Quartiere des Dänischen Gesandten zu erfragen seyn. Ich versprach es ihm also nach Berlin zu schreiben; denn die Sache, die er verlangte, war es, meinen Gedanken nach, nicht werth, daß er umsonst so lange darum bitten sollen.

Indessen hatte ich doch einige Tage darnach wenig Lust es zu thun; denn es wollte mir gar nichts einfallen, daraus ich einen Brief für ihn hätte machen können, und gleichwohl hielt ichs auch für Unhöflichkeit, wenn ich mein Versprechen nicht erfüllte, und ihm nicht dadurch ein Merkmal von der Achtung gäbe, die mir ein Mann zu verdienen scheint, dessen Bekanntschaft mir zu verschaffen Sie, gütiger Herr Professor, sich selbst die Mühe gegeben haben. Ich schrieb also wirklich, wie ich versprochen hatte, meine Eltern billigten es, und ich selbst war damit zufrieden.

Da ich aber einer andern Person, für deren Urtheil ich Achtung habe, und die es wußte, daß sich Herr Müller einen Brief von mir ausgebeten, die Abschrift davon zeigte, machte sie mich zweifelhaft, ob ich recht oder unrecht gethan hätte; denn sie sagte, nachdem sie mir für die Mittheilung desselben gedankt hatte: „Es ist wahr, ich hätte nicht vermuthet, daß Sie sich noch entschließen würden, an Herrn Müller zu schreiben. Aber Sie können doch wohl etwas Gutes gethan haben, ohne daß meine Vermuthung entscheidet." Ich gestehe Ihnen, das machte mich ein wenig bestürzt, und ich wollte nun lieber nicht geschrieben haben. Gar zuviel bekümmre ich mich wohl nicht mehr darum; denn endlich, wenn es allenfalls nichts Gutes wäre, so

weiß ich doch, daß es nicht so gar was Schlimmes seyn kann. Es ist nun ohnedem nicht mehr zu ändern. Dieß einzige wünschte ich mir, bey Gelegenheit von Ihnen zu erfahren, was sich am besten für mich zu thun geschickt hätte, damit ich eine Vorschrift habe, wenn ich mich etwan künftig einmal in einem ähnlichen Falle befinden sollte.

Das war eine lange Frage, ich denke es selbst. Ich weiß auch, wie sie hätte kürzer seyn können. Aber man bedient sich nicht allemal aller seiner Einsichten. Dieß ist eine Freyheit, die man sich ziemlich oft nimmt; doch kann es vielleicht wohlanständig seyn, eine Entschuldigung deswegen zu machen. Ich will es auch thun; ich erfülle die Wohlanständigkeiten gern, wenn ich sie nur verstehe. Es ist kaum eine Beschäftigung, die mir so lieb wäre, als die, Ihnen zu schreiben. Nun sind die wahren Vergnügen, wie es mir scheint, so sparsam ausgestreut, daß ichs fast für Pflicht halte, alle diejenigen, deren man sich bemächtigen kann, so lange dauren zu machen, als möglich ist. Sollte das nicht eine Entschuldigung für mich seyn?

Herr Zeis hat mir Ihren Brief an ihn gezeigt, in welchem Sie ihm Ihre Meynung von seinem Gedichte sagen. Darf ich Sie noch etwas fragen, liebster Herr Professor? Könnten Sie mir, ohne daß es Ihnen im mindesten Mühe machte, die Strophen anzeigen, die er hätte weglassen sollen? Im Vertrauen gestehe ich Ihnen, daß ich darnach fast noch weniger neugierig bin, als nach der Beantwortung meiner ersten Frage; denn endlich, was liegt daran? Mein Brief ist nicht wieder zurückzurufen, und das Gedicht nicht mehr zu ändern. Ich bin blos aus Gefälligkeit gegen Herr Zeisen neugierig; denn ich sehe es ihm an, daß ers wünscht. Ich dächte sogar einige von den Strophen zu

errathen, aber ich nehme mir nicht vor, dieses Herr Zeisen zu sagen. Also, bester Herr Professor, beantworten Sie mir nur gar keine von den beiden Fragen, wenn es Ihnen beschwerlich fällt, oder Sie es sonst unnöthig finden. Sagen Sie mir nur, wenn Sie mich einmal mit einem Briefe beehren, daß Sie sich wohl befinden, und sich noch mit Ihrer vorigen Gütigkeit erinnern

Ihrer

Dresden, den 23. May 1764.

gehorsamsten Dienerin
C. C. Lucius.

106.

Liebste Freundin!

Daß der Mann, von dem die Rede ist, seine Eitelkeit und Begehrlichkeit so gar hoch treiben würde, dieses habe ich freylich nicht gedacht. Aber, da ers nun gethan, und da ich gewiß weiß, daß Sie in Rücksicht auf mich, der ich ihn mit einem Briefe hatte autorisiren müssen, in seine Begehrlichkeit gewilliget haben, so muß ich diesen Fehler, wenn es einer ist, mehr auf meinen Namen schreiben, als Ihnen anrechnen; kurz, ich muß Sie lieber bedauren als tadeln. Aber eben diese Begebenheit soll mich auch hart gegen künftige Forderungen machen, wenn man wieder Ihre Bekanntschaft durch mich sucht. — Herr Zeis wird Ihnen vielleicht schon gesagt haben, daß ich wieder im Begriffe stehe, in das Carlsbad zu reisen. Ja, liebste Mademoiselle, ich soll dahin, aber ich gehe mit widerstehendem Herzen.

Gott schicke es, wie mirs gut und selig ist. Begleiten Sie mich mit Ihren frommen Wünschen, empfehlen Sie mich Ihren werthesten Eltern, Ihrer lieben Schwester, Ihrem lieben Bruder bestens, und leben Sie wohl.

Leipzig, den 5. Juny 1764.

Gellert.

107.

Theuerster Herr Professor!

Ich muß doch noch vor der Reise ins Carlsbad von Ihnen Abschied nehmen; denn dort, das habe ich mir schon vorgenommen, sollen Sie ganz sicher vor mir seyn, es müßte mich denn etwas sehr Nothwendiges zwingen, Sie zu beunruhigen.

Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Gedanken wegen meines Briefs an Herrn Müller gesagt haben, und ich wünschte freylich, daß er und ich denselben gemäßer gehandelt hätten. Indessen bitte ich Sie, liebster Herr Professor, denken Sie deswegen nicht weniger gütig von Herrn Müller als von mir. Ich bin gewiß, wenn er daran gedacht hätte, daß er etwas thäte, das nicht seyn müßte, und daß er eine Indiscretion beginge, er hätte den Brief eben so wenig von mir verlangt, als ich ihn geschrieben hätte, wenn es mir nur eingefallen wäre, daß es eine Unbedachtsamkeit sey. Kurz, bester Herr Professor, Herr Müller (oder er muß sich sehr verstellen) liebt Sie so sehr, und ist so stark von Ihnen eingenommen, daß er sich, davon bin ich überzeugt, ganz und gar nichts darum bekümmert

haben würde, einen Brief von mir zu besitzen, wenn er nicht in den Gedanken stünde, daß einige von denen, die ich geschrieben, Ihren Beyfall erhalten und Ihnen Vergnügen gemacht hätten.

Und nun, theuerster Herr Professor, reisen Sie glücklich, und, wo möglich, mit einem willigen, fröhlichen, Gutes hoffenden Herzen, und für Ihre Gesundheit und Verlängerung Ihres theuern gesegneten Lebens mit dem besten Erfolge! Dieses wünscht Ihnen unser ganzes Haus, und, wenn es darauf ankömmt, gute Wünsche für Sie zu thun, dann wissen Sie wohl, daß sich davon nicht ausschließen wird

Ihre

Dresden, den 11. Juny 1764.

ewig ergebene und gehorsamste
C. G. Lucius.

108.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich verlerne mein Deutsch, wenn ich mir nicht die Freyheit nehmen darf, einmal an Sie zu schreiben. In langer Zeit habe ich keinen ordentlichen Brief geschrieben. Die Jungfern in Cotbus sind, ich weiß nicht, ob gestorben; — der Herr Oberpostcommissär ist, ohne sichs merken zu lassen, weit weg ins Bad gereist, und Sie, liebster Herr Professor, freylich sollten Sie im Bade auch verschonet bleiben. Aber wer weiß, ob es nicht auch gewiß wahr ist,

was der Herr Hofrath Krebel vor acht Tagen zu meiner Mutter gesagt hat, nämlich, daß Sie wohl schon auf dem Rückwege nach Leipzig begriffen seyn möchten. Desto besser; so träfe Sie mein Brief gewiß in Leipzig an. Dem sey, wie ihm wolle; ich werde ihn nach Leipzig schicken, dort mag er liegen, bis Sie wiederkommen. Denn sagen Sie mir, liebster Herr Professor, was soll ich wohl sonst die ganze Zeit über, als Sie noch im Bade seyn können, anfangen? Ich kann doch nicht immer mit Ihrem Bilde reden. Ihr Bild, so hübsch es auch ist, ist doch darinnen wie alle Bilder, daß es immer einerley Miene macht und nichts von dem versteht, was ich ihm sage, und sich überhaupt nicht sonderlich gut zum Umgange schickt.

Aber wenn nur auch ich Ihnen itzt was hübsches zu erzählen wüßte! Vor einiger Zeit würde ich vielleicht mehr gewußt haben. Von unserm Kreuzkirchen-Grundsteine — — hätten Sie das hören mögen? — Aber nein; davon werden Sie noch gedruckte Relationen zu lesen bekommen, und unterdessen werden Ihnen etliche neugierige Leute, die deswegen von Leipzig herauf gekommen sind, davon erzählen können. Die Komödie — ist auch schon eine alte Neuigkeit, von der Sie schon gehört haben. Deswegen will ich Ihnen keine Nachrichten davon geben, ob ich wohl nicht glaube, daß Sie das Theater verachten; Sie haben für dasselbe gearbeitet und es dadurch geehret. Aber aus der Komödie habe ich einen Auftrag an Sie, den ich doch ausrichten muß. An unsrer Churfürstin Geburtstage führte der Herr Accisrath Hofmann mich und meine Schwester mit seinen beiden Töchtern ins Schauspiel. Der Herr von Werthern gesellte sich zu uns, und wir saßen in Gesell-

schaft die Schottländerin des Herrn Hume, und ein lustiges Nachspiel, der Franzos in London, auf dem französischen Theater aufführen. Diesem folgte ein Schäfer-Ballet, welches mit Chören abwechselte, und dessen Anordnung und Decoration, wie auch die Verse, so dabey gesungen und recitirt wurden, ganz von der Erfindung des Herrn Hofrath Ferber waren. Es ward von den Acteurs und Tänzern mit eben soviel Anmuth ausgeführet, als es mit Geschmack erfunden war, und mit dem Beyfalle der Prinzessin, für deren Fest es bestimmt war, und aller, die daran Theil nahmen, beehret und belohnet. Beym Herausgehen fanden wir den Herrn Hofrath Krebel. Weil der Abend, die Luft und der Himmel so schön waren, und er in Neustadt wohnt, wollten wir ihn begleiten. Er ließ es zu, begleitete uns auch wieder zurück. In der Allee machte uns der Accisrath Hofmann auf eine Flöte aufmerksam, auf der Jemand, Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, spielte. Wir hörten einige Zeit zu, hernach fiel der Herr von Werthern in eine Erzählung von den vergnügten Stunden, die er vor mehr als zwanzig Jahren so manchen Abend in Ihrer, des Herrn von Witzleben und des jüngsten Schulenburgs Gesellschaft zugebracht hätte. „Meinen Gellert, sprach er, vergesse ich in der Welt nicht. „Wir haben einen sehr angenehmen und vergnügten Abend „gehabt; Gott gebe, daß der seinige auch gesund, ruhig „und fröhlich gewesen!" Hierauf erzählte er noch einige angenehme Kleinigkeiten, und endlich bat er mich, daß ich Sie tausendmal in seinem Namen grüßen, Sie an Ihre alte Freundschaft erinnern, und Ihnen einen vollkommenen Segen der Gesundheit, als einen Erfolg Ihrer Badecur,

wünschen möchte. Herr Zeis hat mir dieses letztere ebenfalls aufgetragen.

Weil ich einmal von Schauspielen rede, so will ich Ihnen nur noch sagen, daß die Franzosen den Hof, und die Deutschen die Stadt auf ihrer Seite haben, wenigstens soll das Haus an den deutschen Tagen allemal zweymal so voll seyn, als an den französischen. Der Hof aber kömmt seit den zwo ersten Vorstellungen nicht mehr hinein, ausgenommen am Sonnabende vor vierzehn Tagen zum Nachspiele, die kranke Frau, welches sehr gut vorgestellt worden seyn soll. Mein Bruder und Herr Zeis waren drinnen und haben mirs erzählt.

Meine Feder wird stumpf und ich habe keine andere. Mein Vater schneidet mir sie itzt, aber er hat nur wenig Zeit dazu. Vergeben Sie also, liebster Herr Professor, wenn ich nicht besser schreiben kann. Ich sehne mich sehr zu erfahren, wie Sie sich befinden, (im Vorbeygehn, Herr Krebel ist ein guter Mann, er erzählt uns alles, was wir gern hören, er hat Herr Zeisen versichert, das Bad bekäme Ihnen dießmal noch besser, als vorm Jahr), aber ich verlange nicht, daß Sie mir es selbst schreiben. Ich will aber Dr. Stieglitz bitten, daß er sich nach Ihrem Befinden erkundigen läßt, und mir Nachricht davon giebt. Ich freue mich darauf; denn ich hoffe, sie werde so seyn, wie ich sie wünsche. Ich hoffe, die Frau Gräfin von Vitzthum mit ihrer Fräulein werde sich auch wohl befinden. Ich bin letzthin mit meiner Mutter bey der Geh. Cammerräthin Wagner gewesen, und habe auch da den Herrn geheimen Cammerrath zu sprechen die Ehre gehabt. Ihr kleiner Thomas sahe den Grundstein mit in dem Hause liegen, wo wir waren. Er fürchtete sich vor den Canonen;

als er aber sahe, daß das Haus nicht einfiel und nicht brannte, ward er wieder vergnügt.

Ich bin mit der vollkommensten Ehrerbietung

theuerster Herr Professor!

Dresden, den 30. July 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucins.

---

109. *)

Liebste Mademoiselle!

Endlich bin ich, Dank seys Gott ewiglich, auch das zweyte- und wie ich hoffe und wünsche, das letztemal aus dem mir traurigen Carlsbade ohne Gefahr und Unfall wieder zurück gekommen. Diese Nachricht ertheile ich Ihnen eher als meinen übrigen Freunden, weil ich weiß, daß Sie dieselbe mit Verlangen erwarten, sich darüber vorzüglich freuen und Gott mit mir für diese Wohlthat preisen werden. Die Geschichte dieses wiederholten Gebrauchs des Carlsbades ist beynahe die Geschichte des vorigen Jahres. Ich habe den Brunnen vier und dreyßig Tage getrunken, ohne kränker und gesünder zu seyn, als ich außer dem Carlsbade war. Ich bin ohne Ausnahme der Erste bey dem Brunnen, der Erste zu Pferde und der Erste in der Allee gewesen, den gute und böse Menschen gesucht, betrachtet, aus-

*) Dieser Bericht von der zweyten Carlsbader Reise ist in Gellerts Werken Th. X. S. 165 ff. mit denselben Auslassungen gedruckt, wie der von der ersten Badereise, und erscheint hier zuerst ganz vollständig.

gefragt und bald mit Mitleiden beehret, bald mit Lobsprüchen beschämet und gemartert haben. Ich habe viele Bekanntschaften des vorigen Jahres wieder angetroffen, als den Grafen Uhlefeld und seine Gemahlin, die mir nicht allein viel Ehre, sondern ein besonderes Vertrauen erzeigten (die letzte beschenkte mich bey dem Abschiede mit einem Buche von der unlängst verstorbnen Erzherzogin, worein sie ihren Namen schrieb; ferner den General Ziethen, der mich bey dem ersten Anblicke brüderlich umarmte und mir sagte, daß er in seinem fünf und sechzigsten Jahre ein Bräutigam wäre; den Geheimdenrath Wechmar aus Anspach, der mir eben die Liebe und Achtung, als im vorigen Jahre, ja noch weit größre erwiesen, mich fast täglich besucht und sich mit wir von sehr ernsthaften Dingen unterhalten hat, ein sehr rechtschaffner, erfahrner und gesitteter Mann. Den General Laudon fand ich nicht; aber dafür den Preussischen General Saldern, einen belesenen und gewissenhaften Soldaten, den ich vor etlichen Jahren in Leipzig kennen lernte und der mir schon damals bey einem vertrauten Gespräche gestand, die größten Glückseligkeiten seines Lebens, für die er Gott nie genug danken könnte, wären folgende gewesen: ein frommer Vater, dessen Beyspiel ihn früh gerührt, ein rechtschaffener Hofmeister, der ihn ein Jahr lang sorgfältig unterwiesen und gegen die Religion empfindlich gemacht, und endlich eine Gemahlin, die ihn durch Liebe und Klugheit von vielen Fehlern abgezogen, auf sich selbst aufmerksamer und täglich weiser und zufriedner gemacht hätte, und an deren Verlust er nie ohne Thränen und ohne Angst seiner ganzen Seele denken könnte. Ich rieth ihm damals zu einer zweyten Heirath, und er präsentirte mich im Carlsbade seiner zweyten Gemahlin

mit diesen Worten: Dieses ist der Mann, der mich ermuntert hat, mein Glück in der Ehe noch einmal zu versuchen, und dem ich in Ihrem Beyseyn sagen muß, daß ichs gefunden habe. Eigentlich hatte er die Schwester seiner verstorbnen Frau zur zweyten Gemahlin gewünschet. Aber diese stirbt unvermuthet und empfiehlt ihm seine jetzige Gemahlin, mit der er nach seinem Wunsche und Verdienste lebt. Wenn ich, sagte er, als wir von Büchern redeten, auf die Musterung reise, die sich über eine ganze Provinz erstrecket, so nehme ich gewöhnlich den Zuschauer, den Nordischen Aufseher und Youngs Nachtgedanken mit mir. Seine Gemahlin, die durch die Frau von Zetlitz meinen Geburtstag erfahren hatte, schickte mir den 4ten Julius früh, als ich noch am Brunnen war, einen Kranz von frischen Blumen, die ich aber leider unter die anwesenden Damen vertheilen mußte.

Kaum war ich im Carlsbade angekommen, als das beste junge Frauenzimmer meines Vaterlandes, die Fräulein Schönfeld nebst der Madem. Paret mich auf meinem Zimmer bewillkommte. Dieses war nach drey verdrießlichen und schweren Tagen der Reise der erste frohe Augenblick. Ich freute mich, wenn die Vergleichung nicht sündlich ist, wie Paulus, als ihm einige Christen in tres tabernae entgegenkamen, und wirklich war mir die Gräfin Vitzthum des Tags vorher mit ihrem ganzen Hause bis an einen Ort vor der Stadt, der die Kayserliche Wiese heißt, entgegen gegangen; denn an dem Tage hatte ich eigentlich ankommen wollen. Sie können leicht vermuthen, liebste Mademoiselle, daß ich mich zu der Gräfin am meisten gehalten, und da die Fräulein wegen ihrer Unpäßlichkeiten beständig zu Hause speiste, am öftersten und liebsten

bey ihr gespeiset habe. An der Gräfin und ihrer Tochter habe ich, wenn ichs auch sonst nicht gewußt hätte, mit Augen gesehn, daß wahre Verdienste, wenn sie mit Bescheidenheit erscheinen, an allen Orten und bey allen Arten von Menschen Beyfall, Liebe und Ehrerbietung erhalten. Auch die Personen, die sonst aus Nationalstolz Fremde nicht gern bemerken mögen und an unsrer Tugend zweifeln," weil wir uns nicht zu ihrer Religion bekennen, haben bey der Gräfin und ihrer Tochter eine Ausnahme gemacht. Die Gräfin Vitzthum, das habe ich mehr als einmal aus Böhmischem und Oesterreichischem Munde gehört, das ist eine Frau, die alle Welt hochachten muß. Ihre Tochter durfte sich nur zeigen, so gefiel sie durch ihren gelassenen und leutseligen Charakter. Die Comtessinnen Uhlefeld und Trautmannsdorf liefen ihr auf allen Schritten nach und begleiteten sie früh um sieben Uhr nebst mir den größten Theil der Stadt hindurch in ihren Reisewagen und sahen ihr so lange mit nassen Augen nach, daß ich mich der Thränen kaum erhalten konnte. — Auch die Frau von Zetwitz und die Frau Präsidentin Lindemann, die das gute Herz bald zu Freundinnen machte, gefielen überall.

Doch ich soll Sie wohl mit neuen Bekanntschaften unterhalten. Gut, meine beste Correspondentin, hier sind einige. Der Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, nebst seiner Gemahlin. Die Gräfin hatte mir beyde vorzüglich gelobt, und ich fand an beyden, was sie mir gesagt hatte, zwo merkwürdige und schätzbare Personen. Er, der die Wissenschaften liebte, kränklich und ein Freund meiner Schriften war, fand sich bald zu mir und machte mir seine Bekanntschaft sogleich leicht und angenehm. Er unterschied sich durch sein Gesicht eben so sehr von andern Menschen,

als durch sein gutes und gewissenhaftes Herz. Eine sehr hohe Stirn, voll Ernst und Verstand, große blaue Augen, die ganz aus ihren Ufern zu treten schienen und vor der Stirne herum flessen, eine außerordentlich große Habichtsnase, dieses war das Sonderbare seines länglicht langen Gesichts, und doch gefiel dieses sonderbare Gesichte, so bald man es einigemal gesehen hatte, weil es Verstand und Redlichkeit versprach. Er hatte, wie seine Gemahlin, die meisten Europäischen Länder gesehen und schien nur das Gute von fremden Nationen an sich genommen zu haben. Ich, sagte er unter andern zu mir, als wir von den Sitten der Höfe redeten, gehe selten nach Hofe und suche keine andre Ehre, als die genaue und gewissenhafte Beobachtung meines Amtes; aber so oft ich nach Hofe komme, habe ich das Vergnügen, daß mich die Herrschaft öfter kommen heißt und die Günstlinge mich freundlich empfangen, weil sie wissen, daß ich nicht zu meinem Vortheile und auch nicht zu ihrem Schaden komme. Als er aus dem Carlsbade reisen wollte, gieng ich in sein Haus, um Abschied von ihm zu nehmen. „Nun, sagte er, indem er mich umarmte, leben Sie lange wohl, lieber Mann, und seyn Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher" — und den Augenblick lief er schnell in sein Zimmer. — Seine Gemahlin war ganz Verstand, ohne daß sie es wußte, ganz Lebensart, ohne daß man im Umgange sich von ihr beschämt fühlte, ganz große Welt, aber gute große Welt, die sich mit Verstand herabließ und mit einer natürlichen Gutheit und Heiterkeit einnahm. Sie war schon in dem Herbste ihres Lebens und schmückte sich nicht in den Frühling zurück. Sie war ihres

Mannes Freude und Leben, und er, dem Alter nahe, war ihr eben das. Ich kann es mit Wahrheit sagen, daß ich in der großen Welt kaum ein zärtlicheres, mit Anstand zärtlicheres Ehepaar gesehen habe. Sie folgte ihm, der viel und gern ging, über die höchsten Berge zu ganzen Stunden, ohne alle andre Gesellschaft. Sie begleitete ihn auf einer Wiese, wo sie keine Zuschauer hatte, zu Pferde. Sie befreyte ihn, sobald sie merkte, daß ihm das Spiel zur Last ward, vom Spiele und nahm seine Last auf sich. Mein Mann, so sagte sie einstmals, als ich mit ihr lange in der einen und ihr Mann mit dem General Ziethen in der andern Allee gegangen war, mein Mann, ich sehe es, hat sich mit dem General ausgeredet. Kommen Sie, wir wollen ihn ablösen. Sie soll stets, wie mir die Gräfin Vitzthum gesagt, einen sehr kostbaren Schmuck getragen haben, das ich, auf mein Leben, nicht wahrgenommen; aber das Portrait ihres Mannes, das sie auf dem Arme trug und das erstaunend ähnlich war, dieses fiel mir an einer Dame, die schon sechzehn bis zwanzig Jahre vermählet war, oft in die Augen. Seyn Sie, sagte der Graf Harrach einst zu mir, als er seine Dose öffnete, (er schnupfte beständig), das ist meine Tochter von sechs Jahren, mein einziger Wunsch und meine einzige Sorge auf Erden: Das gute Kind hat die Pocken noch nicht gehabt. — Niemand hielt sich so sehr zur Gräfin Vitzthum, als die Gräfin Harrach, und niemand war der Gräfin Vitzthum lieber, als ihre Gräfin Harrach. Sie beschenkte sie mit meinen Liedern. Das, sprach der Graf bey dem Abschiede, soll unsre Lectüre unterwegs seyn und steckte das Buch zu sich. Ich stieg gleich vom Pferde, als er früh fortging und ich eilte in Stiefeln und Sporen, um ihm noch einmal Glück

zur Reise zu wünschen. Allein da ich seinen Wagen leer und ihn nebst seiner Gemahlin mit vielen gepusten Herren zu Fuße über die grüne Wiese kommen sah, so schämte ich mich in meinem Reitkleide (es hatte sehr geregnet) und trat bey Seite in das erste beste Haus und kränkte mich, daß ich ihm und ihr nicht meine guten Wünsche auf ihr ganzes Leben nachrufen konnte. Kaum waren sie fort, so kam ein Bedienter und brachte mir im Namen des Grafen Harrach sechs Bouteillen Tockayerwein. Ich redte mit diesem Menschen, und erstaunte über die Liebe und Beredsamkeit, mit der er von seiner Herrschaft sprach. O sagte er, so sind wir alle im Hause, so viel es unsrer giebt, gesinnet, und wer nicht so ist, den dulden wir nicht. Es sind Leute zu zwanzig Jahren bey dem Grafen, die noch kein unschön und zorniges Wort gehört haben. Wir werden wie die Kinder gehalten und wir müssen gut seyn. Wir dienen auch alle mit Freuden und sehn und wissen nichts als Gutes und Ordnung im Hause. — So machen gute Herrschaften gute Bedienten.

Die Gräfin Trautmannsdorf, auch aus Wien. Sie hatte nicht den einnehmenden Geist der Gräfin Harrach, nicht ihr edel gebildetes Gesicht, nicht ihre angenehmen und alles überredenden Manieren; nein, sie hatte mehr eine traurige, aber leutselige Miene, versprach nach ihrem Gesichte nichts als Gutherzigkeit und hatte doch, wenn man mit ihr redete, eben so viel Verstand als Bescheidenheit; keinen Originalverstand, aber einen Verstand, durch das Lesen guter Schriften und durch Achtsamkeit, Erfahrung und Anwendung gebildet und durch ein gutes Herz inspiriret. Sie blieb länger im Carlsbade, als die Harrach, und daher wurden unsre Gespräche auch vertraulicher

und bestimmter. Ich war ein Gesellschafter, wie sie ihn wünschte, und nie war ich besser mit ihr zufrieden, als wenn ich mit ihr gesprochen hatte, so viel Nützliches und Unterhaltendes sprach sie. Madame, sagte ich einmal zu ihr, als wir lange von der Erziehung der Kinder geredet hatten, nach dem, was ich von Ihnen iht gehöret, so wünschte ich wohl, daß Ihre Kayserin Ihnen eine ihrer Prinzessinnen zur Erziehung anvertrauen möchte. Sie irren sich aus guter Meynung von mir, versetzte sie. Ich habe es erfahren, daß es ganz etwas Anders ist, gut von der Erziehung urtheilen und sie selbst bey den tausendfachen Hindernissen, die sie zumal bey Hofe findet, gut und glücklich besorgen. Ich habe dieses Amt sechs Monate geführet, und unzufrieden mit mir und krank am Gemüthe und Leibe wieder aufgegeben. Aus großem Eifer alles auszurichten richtete ich sehr wenig aus. Mein größter Fehler war, daß ich mich nicht verbergen, nicht meine Zufriedenheit noch meinen Unwillen zur rechten Zeit verdecken konnte. Auch wenn ich schwieg, verkündigte doch mein Gesicht wider meinen Willen die Meynung meines Herzens, und so gab ich denen, die ich regieren sollte, die Anleitung, sich meiner zu bemächtigen. Es ist schwer, seine eignen Kinder zu ziehen, aber unendlich schwerer ist die fremde Erziehung, wenn man keine Naturgaben dazu besitzet und sich nur auf Eifer und Regeln des Verstandes verläßt. Ich kenne nur Eine Frau, die alle Gaben, Kinder fremder Eltern zu bilden, besitzet, und das ist die Beaumont. Meine Tochter, fuhr sie fort, die Sie kennen, ist mehr durch mein Beyspiel, weil ich sie nie von meiner Hand gelassen, als durch meinen Unterricht, kurz, mehr durch meinen Umgang und durch ihre große Liebe zu mir, mehr durch den göttlichen Seegen, um den ich täglich

gebetet, als durch meine Weisheit und Klugheit gebildet worden. In der That war die Tochter, die schon erwachsen war, ein gutes gesittetes Kind, die viel Aehnliches mit der Fräulein Schönfeld hatte. Den Tag, da die Gräfin fortging, sprach ich noch lange in der Allee mit ihr. Sie sagte mir so viel Verbindliches, daß ich endlich anfing: Madame, ich verdiene das Alles nicht, denn ich habe sehr wenig zu Ihrem ruhigen Aufenthalte im Carlsbade beytragen können. Aber ich kränke mich, daß ich nicht besorgter oder dreister gewesen bin. Ich hätte diese letzten acht Tage, da ich den warmen Brunnen nicht mehr getrunken, alle Tage eine Stunde zu Ihnen kommen und Ihnen etwas vorlesen können; denn ich habe ein moralisches Manuscript bey mir, eine Lectüre für eine so gute Dame. O warum sagen Sie mir das, rief sie. Auf mein Leben, ich gehe nun unruhig aus dem Bade! Ich möchte weinen, hat sie zu dem Geh. Rath Wechmar gesagt, daß ich nicht länger warten kann. Der Professor hat mir ein Anerbieten gethan — o warum hat ers nicht eher gethan! — Meinen Sohn (aber ich muß Erlaubniß von der Kayserin suchen,) will ich Ihnen gewiß und bald schicken: er ist schon sechzehn Jahre und ich verlasse mich auf Sie. Gott friste Ihnen das Leben und stärke Ihre Gesundheit! Das waren ungefähr ihre letzten Worte, Worte einer katholischen Dame an einen lutherischen Professor. Als sie fortfuhr (es war nach der Mittagstafel) ging ich voraus an die Prager Straße und wartete bey einem Drechsler, den ich kannte, bis ihr Wagen kam. Sobald mich ihre Leute auf der Kutsche gewahr wurden, schrieen sie: Halt, dort steht der Herr Professor! Ich küßte also der Gräfin noch die Hand. O das ist zu viel Freude, zu viel Ehre für mich. Leben Sie

wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin! Sie hatte noch zwo Stiefstöchter bey sich, davon die eine eine Hofdame, die andere eine Stiftsdame war, auch gute Frauenzimmer.

Die Comtessinn Hatzfeld aus Schlesien mag das Kleeblatt voll machen. Sie war eine Canonissin, und war ihrem Bruder, dem Fürsten, zu Gefallen ins Carlsbad gegangen, eine verständige, ernsthafte und belesene Dame, auch sehr für mich eingenommen. Sie war weder die Harrach, noch die Trautmannsdorf, und doch war sie eine der besten Personen im ganzen Bade, von der Gräfin Vitzthum und von allen hochgeachtet. Ich habe ihr meine Schriften versprechen müssen, weil sie ins Reich in ihr Stift geht. Ihr Bruder war auch ein würdiger, aber kränklicher Herr, voll Bescheidenheit und guter Kenntnisse. Hier fällt mir der Prinz von Zweybrücken ein. Er ging durch Carlsbad und speisete Mittags bey der Gräfin Uhlefeld; er hatte von mir gehört und wollte mich gern sprechen. Die Gräfin Uhlefeld weiß nicht, wie sie es anfangen soll, weil ich ihre Tafel auf immer wegen meiner Kränklichkeit verbeten hatte. Sie schickt also zur Gräfin Werther, und läßt sie bitten, mich zu überreden, daß ich sie, die Uhlefeld, nach der Tafel besuchen möchte, sie hätte etwas mit mir zu reden, das keinen Verzug litte. Ich ging also hin und fand den Prinzen von Zweybrücken. — Herr Professor, fing er an, mein jüngster Sohn, Ihr großer Freund, würde mirs nicht vergeben, wenn er hörte, daß Sie im Carlsbade gewesen wären und ich Sie nicht gesprochen hätte. Wenn er des Tags über fleißig und folgsam gewesen, so darf er zur Belehnung eine Stunde in Ihren Schriften lesen. Er wird sich sehr freuen, wenn Sie

ihn grüßen und Ihrer Freundschaft versichern lassen. — Darum bitte ich Ihro Durchlaucht ehrerbietigst und zugleich, daß Sie den Prinzen versichern wollen, wie ich noch weit heißere Belohnungen für seinen Fleiß wüßte, als meine Schriften. — Er sagte mir darauf viel Schmeichelhaftes, das ich ohne roth zu werden und ziemlich stillschweigend anhörte. Bey dem Abschiede dankte ich ihm noch für den Schutz, den er meinem Vaterlande geleistet hätte. — Er ist halter nicht sonderlich gewesen, Herr Professor, sondern nur gut gemeynt. Ich hätte wohl mehr thun mögen, auch sollen.

Dieß sind denn wieder die kleinen Anekdoten meines abermaligen Aufenthalts im Carlsbade. Sie sind sehr unvollkommen und trocken; aber Sie werden es auch an der Schrift sehen, liebe Freundin, daß sie mit kranker Hand aufgesetzet sind und nur für Sie. Den zweyten dieses Monats sind wir aus dem Carlsbade gegangen, heute ist der fünfte, und ich habe seit dieser Zeit auf der Reise und hier in Bonau, wo ich dieses schreibe, mehr erduldet und verloren, als die ganzen fünf Wochen im Bade. So demüthiget mich Gott, damit der eingesogene Beyfall von Menschen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit, wenn Andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich desto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die sie nicht wissen noch wissen können. Der Beyfall der Menschen ist, wie der Reichthum, eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken sollen; aber wie leicht überlassen wir ihm unser Herz zum abgöttischen Altare. — Ich will den Brief mit etlichen Anmerkungen beschließen. Ich habe diesesmal mehr merkwürdige und gute Frauenzimmer, als Mannspersonen, im Bade

kennen lernen. Viele Menschen mögen im Bade besser zum Umgange seyn, als außer dem Bade, und sich, ohne daß sie es wissen, in etwas verwandeln, das sie nicht sind. Die, die sich von ihren Geschäften oder von den Sorgen des Hauses losgerissen haben, fühlen ihre Freyheit und werden biegsamer, gefälliger; die Stolzen, weil sie ohne Herablassung keinen Umgang hätten, werden bescheidner; die Meisten, weil der Auftritt in dieser flüchtigen Welt nur drey oder vier Wochen währet, thun sich Gewalt an, ihre Rollen mit Beyfall zu spielen, und leben wie gute Menschen; viele schränken ihre Leidenschaften ein, weil es die Cur befiehlt und weil die Furcht der Krankheit sie immer überredet; die Kränklichen verbergen ihr ängstliches und verdrießliches Wesen, um die Gesunden nicht von sich weg zu seufzen — und so macht das Bad auf einige Wochen gesellig, nachgebende, bescheidne, gesprächige, mitleidige, freundschaftliche Menschen und läßt unter Hunderten kaum etlich schlechte Seelen übrig. Ich habe also immer nach dem Leben außer und vor dem Bade geforschet. — Die Damen erweisen mir fast durchgängig mehr Vertrauen und Achtung als die Mannspersonen, und ich verstehe die Ursache nicht. Vielleicht bin ich gegen die ersten ohne mein Wissen freundlicher und gesprächiger, als gegen die andern. — Die meisten Menschen haben mich für einen angenehmen Gesellschafter gehalten, und warum? weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich sie achtsam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und selten von mir und meinen Schriften gesprochen habe.

Noch ein Wort von dem Präsident Lindemann. Ich habe diesen Mann, den ich herzlich liebe und ehre, wenig genießen können. Ich bin ein einzigmal mit ihm ausgeri

ten und nur zweymal, da ich doch alle Tage kommen konnte, habe ich mit ihm gegessen. Zu Hause war er immer mit Aufwartungen umgeben, und in der Allee war ich nicht mein. Aber seine Verdienste habe ich den Menschen im Carlsbade oft bekannt gemacht. Seine Frau ist die beste Frau von der Welt, ist ganz Unschuld und Freundschaft, und ihre Schwester, die Schillingin, ganz Munterkeit und Beredsamkeit. Der Madame Roß und ihrem Manne und dem kleinen Legationsrath Lischinsky (alles Eine Gesellschaft) bin ich auch sehr gut gewesen. Mit Schillingen und Lindemannen habe ich noch in Meißen studirt. — Meine alte Magd im Carlsbade habe ich nicht sprechen können, ob ich gleich nach ihr gegangen bin. So viel wenigstens auf heute, den fünften August.

Den 7. August.

Die Frau von Zetwitz, welche diesen Brief gelesen hat, spricht, ich sollte ihn noch nicht schließen, ich hätte Vieles vergessen, und sie wollte mich mit allerhand Supplementen bereichern. Aber diese Supplemente, liebe Mademoiselle, beziehen sich fast alle auf Ehrenbezeugungen und Lobsprüche, die man mir gemacht, die ich am wenigsten selbst erzählen darf, und die ich nicht einmal gern leise denken mag. Ich will Ihnen lieber ein Unglück erzählen, das mir im Carlsbade begegnet ist, das mich sehr beunruhiget hat und zeitlebens beunruhigen muß. Ich litt bald anfangs durch das brennende Wasser, das man zu ganzen Stunden trinket, an meinen ohnehin kranken Zähnen. Endlich kam es so weit, daß ich (lieber hätte ich alle meine Bücher verloren) den zum Sprechen nothwendigsten obern Vorderzahn einbüßte, dessen beide Nachbaren schon lange waren verloren gegangen. Ich glaube, ich mag über die-

sen Verlust wohl geweinet haben. Das Grausamste war, daß mir der Doctor anmuthete, selbst Hand an den Zahn zu legen; aber ich konnte es nicht so weit bringen, bis endlich der Doctor mein Peiniger ward. Seyn Sie ruhig, sagte er, es ist ein geschickter Zahnarzt aus Prag hier, der Zähne glücklich einsetzt, und Sie sind wegen Ihres Amtes verbunden, seine Hülfe zu gebrauchen. Ich schickte traurig nach ihm. Er versprach mir Alles, und kam den andern Morgen, marterte mich mit Instrumenten, die der Scharfrichter nicht ärger hat, mit Feilen und Lanzetten, und zwang mir eine Reihe von drey Zähnen mörderisch ein. Ich duldete alles, ging unter vielen Schmerzen zur Gräfin zu Tische und konnte mit den neuen Zähnen weder reden noch essen, noch schlafen. Nachmittags ließ ich meinen Zahnarzt wieder rufen, bat ihn, daß er mich von meiner Marter befreyen und mir kein Wort weiter von künstlichen Zähnen sagen sollte. Hier haben Sie die drey Ducaten für Ihre Mühe — und Sauer, nehme er diese Zähne zu sich, bis ich sie ihm wieder abfordern werde. Also hatte ich einen unentbehrlichen Zahn und drey Ducaten und einen ganzen Tag elend und unter Zittern und Zagen verloren, Vormittags (der Doctor und Zahnarzt hatten alles ausgebreitet) Glückwünschungen und gegen Abend Condolenzen angenommen. Indem ich über diesen meinen Verlust noch niedergeschlagen am Fenster stand, sahe ich einen alten ehrwürdigen Juden, wenn es solche giebt, einen Mann, den der Schlag vor vielen Jahren gerührt und der vierzig Meilen hinter Warschau herbey gekommen war, von seiner Frau und zwey Kindern geleitet, vorbey schleichen, und dachte: Bist du nicht viel glücklicher, als dieser Mann? Du kannst noch gehn und reden; das

kann er nicht. Sey nicht undankbar! Aber die elendeste Person unter allen Kranken war eine Jungfer aus Dresden, eines Fleischers Tochter, die durch das Schrecken des Bombardements am ganzen Leibe gelähmt und durch das langwierige Lager jämmerlich verwundet war. Ich hörte dem Dr. Springsfeld, so oft er von ihrem Elende sprach und ihrer Geduld erzählte, achtsam zu, um Mitleiden und Geduld zu üben. Einen andern Kranken, den herzogl. Leib-Chirurgus aus Schwerin, auch vom Schlage gelähmt, habe ich oft besucht und getröstet. Er wünschte nichts, als bey seinen Vätern zu sterben, und ich hoffe, Gott wird ihm den Wunsch gewähren. Eben zu der Stunde, da wir in Carlsbad ankamen, begrub man unter einem großen Gewitter den Grafen Esterhazy, einen Badegast und ehemaligen Gesandten an unserm Hofe, der krank aus Wien abgereiset war, seine Genesung sicher im Carlsbade erwartet, noch den Abend, da er angekommen, sechs Becher Prudel begierig getrunken, darauf wohl geschlafen, den andern Tag wieder getrunken und den dritten sein Leben geendiget hatte. Herr lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen! mit diesem Gedanken weihte ich meine Stube ein. — Aber nun auch kein Wort mehr vom Carlsbade, kein Wort mehr, als: Gott sey Dank und Preis!

Und Sie, liebe Mademoiselle, es sind schon acht Wochen, daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe. Sie haben doch hirnen dieser Zeit mit Ihrem ganzen Hause gesund und zufrieden gelebet? Das hoffe ich und erwarte ich bald von Ihnen zu hören. Die Gräfin und der Präsident Lindemann, beyde versuchten mich mit dem Antrage, mit ihnen nach Dresden zu reisen. Die Chur-

fürstin, sagte der Präsident, würde mirs sehr danken. Sobald ich gesund bin, versetzte ich, will ich der Churfürstin vor allen Fürstinnen auf Erden zuerst aufwarten, itzt aber meinen selsigten Weg über Annaberg und Chemnitz nach Bonau und Leipzig nehmen. Ich dächte, Mademoiselle, Sie besuchten die Frau Geh. Cammer-Räthin Wagner und überbrächten ihr und ihrem Gemahle in meinem Namen die herzlichsten Versicherungen meiner Hochachtung und Freundschaft und tausendfache Glückwünsche. Endlich bitte ich eben dieses gegen Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter, Ihre Igfr. Schwester, Ihren Herrn Bruder und Herrn Zeisen und seine Frau Liebste zu thun. Und nun leben Sie wohl.

Bonau, den 7. u. 8. Aug. 1764.

Gellert.

Die Frau von Zetwitz empfiehlt sich Ihnen bestens.

Noch eine kleine Begebenheit, damit der Bogen voll wird. Als ich in den ersten Tagen einmal bey dem Neubrunnen vorbeyritt, kam ein Herr auf mich zugelaufen und hielt mein Pferd sehr freundlich an. Vegeben Sie mir eine unbescheidne Frage, Herr Professor: ich bin der Baron Stentsch aus Schlesien; Ihre Schecke kömmt mir so bekannt vor und ich möchte wohl gern wissen, ob Sie das Pferd schon lange hätten. Wie lange ichs habe, Herr Baron, das kann ich Ihnen nicht so genau sagen — schon übers Jahr — Vielleicht wollen Sie lieber wissen, wo ichs her habe? Aus dem Stalle des Prinzen Heinrich von Preußen. — O nun weiß ich alles. Sein Generaladjutant Kalkreuter hat es von mir für den Prinzen gekauft. Er hat es immer auf dem Marsche geritten! O wie freut

michs, daß die Schecke in Ihren Händen ist. Ich habe Sie, Herr Professor, so lieb, und es ist ein sehr gutes Pferd, das ich selbst zugeritten habe. Nun, das ist ein unerwartetes Vergnügen für mich. — — Ich dankte ihm herzlich, bat, daß er ja sein erstes Recht auf das Pferd nicht erneuern möchte, gieng nachher zu ihm in sein Quartier und küßte ihn dankbar für seine Freude über meinen Besitz seines gewesenen Pferdes. Es war ein rechtschaffener Mann und wir wurden gleich gute Freunde.

P. S. Heute Nachmittags um 4 Uhr habe ich Ihren lieben Brief erhalten, für den ich Ihnen itzt nur danke. Grüssen Sie den guten Hofrath Krebel ja von mir.

110.

Theuerster Herr Professor!

Sie haben mir durch Ihren letzten Brief eine außerordentliche Freude gemacht, und mir durch den Vorzug, den Sie mir in diesem Stücke vor Ihren andern Freunden geben, eine Ehre erwiesen, die ich kaum ruhig annehmen kann, und ich schäme mich, daß ich Ihnen nicht eher für eine Gewogenheit habe danken können, für welche Ihnen vielleicht andere, die sie später erhalten, schon gedankt haben. In der That, liebster Herr Professor, ich würde traurig seyn, daß ich die Gütigkeit nicht verdienen kann, aus welcher Sie sich die Mühe geben, fünf Bogen voll an mich zu schreiben, wenn ich nicht durch meine Abschrift dieses Geschenk von Ihnen wieder in Ihr Eigenthum verwandeln und zu einer Nachricht machen könnte, die zu Ihrem eignen

Gebrauche aufgesetzt ist, und die Sie vielleicht noch in künftigen Jahren wieder mit Vergnügen durchlesen werden.

Warum aber nennen Sie das Carlsbad traurig? — Erfreulich ists nicht; denn wenn es das seyn sollte, hätten Sie vollkommen hergestellt zurück kommen müssen. Indessen sind Sie doch dort nicht kränker gewesen, als außer dem Bade, und wenn Sie auch die Beschwerlichkeit der Reise und vielleicht einige Unbequemlichkeiten der Reise und des Aufenthalts abrechnen, so bleibt Ihnen doch das Vergnügen übrig, viele alte Freunde, die sich über das Glück, Sie zu sehen, gefreuet, angetroffen und neue Bekanntschaften mit schätzbaren Personen gemacht zu haben, von denen Sie gesuchet, geliebet und geehret worden sind.

Denn gewiß, es ist Ihnen lieb, die Gräfin Trautmannsdorf und die Gräfin Harrach und ihren Gemahl zu kennen und die Gesellschaft der Gräfin Vitzthum und ihrer Fräulein, die Sie den ganzen Sommer und Winter entbehret, genossen zu haben. Diese Damen sind vorige Woche aus dem Bade hier durchgereiset, weil sie sich aber nur einen Tag in der Stadt aufgehalten, habe ich ihnen meine Aufwartung nicht machen können.

Der Verlust Ihrer Zähne ist allerdings betrübt. Aber trösten Sie sich, liebster Herr Professor. Die Frau Präsidentin Lindemann hat zur Frau Geh. Cammer-Räthin Wagner gesagt, man merke es fast gar nicht an Ihrer Sprache, und Sie selbst werden es, sobald Sie es gewohnt sind, nicht mehr merken. Der Zahnarzt mag wohl etwas dabey versehen haben, denn ich habe doch hier von verschiedenen Personen gehört, die mit ihren künstlichen Zähnen eben so gut reden, essen und schlafen können, als Andere mit ihren natürlichen. O wären Sie mit nach Dresden

gekommen, wenn es auch nur aus Vorsorge für Ihre Zähne hätte geschehen sollen!

Ich habe beym Geh. Cammer-Rath Wagner, wie Sie verlangt haben, meine Commission ausgerichtet, und viel Hochachtungs- und Freundschafts-Versicherungen auch Danksagungen von der Frau Geh. Cammer-Räthin für Sie erhalten; denn ihren Herrn Gemahl habe ich nur gesehn, nicht gesprochen, es war eine Amtmännin mit ihrem Vormunde, auch einem Amtmanne, glaube ich, da, die viel mit ihm zu sprechen hatten.

Bey Gelegenheit des Blumenkranzes, den Ihnen die Frau Generalin Saldern an Ihrem Geburtstage zugeschickt und den Sie, wie Sie sagen, leider unter die andern Damen vertheilen müssen, fiel es mir ein, daß der Wohlstand in tausend Fällen ein sehr albernes Ding ist, und der wahren Höflichkeit zuwider ist. Wenn ich Wohlstandsregeln festsetzen sollte, wollte ich sagen: Blumen, die man von einer Dame oder einem Freunde bekömmt, soll man nicht wegschenken, sondern bey sich verwelken lassen.

Sie merken am Ende Ihrer Geschichte an, daß Sie mehr gute Frauenzimmer, als Mannspersonen im Bade angetroffen, und unmittelbar darauf sagen Sie, daß sich wohl viele Menschen im Bade in etwas verwandeln möchten, das sie außer dem Bade nicht sind, und hiervon geben Sie sehr gute Ursachen an. Wollen Sie, hochzuehrender Herr Professor, hieraus die Folge ziehen, als ob die Frauenzimmer sich mehr zu verstellen wüßten, als die Mannspersonen? Es könnte allenfalls seyn. Wenn unsre Charaktere biegsamer sind, als der Mannspersonen ihre, so muß es uns leichter fallen, eine andre Person vorzustellen, und dasjenige, was Andern missallen könnte, zu verbergen.

Dieses aber erklärt noch die Ursache nicht, warum die Damen mehr Achtung und Vertrauen, als die Männer, zu erweisen scheinen. Man giebt unserm Geschlechte viel Eitelkeit und Verlangen zu gefallen Schuld. Unfehlbar wird derselben geschmeichelt, wenn Personen, deren Verdienste wir einsehen und die von einem gewissen Ansehen in der Welt unterstützt sind, uns Achtung beweisen, und sich gegen uns gefällig und freundlich bezeigen, als ob sie an uns Vergnügen fänden, und es ist ausgemacht, daß nichts gefälliger, angenehmer und höflicher im Umgange machen kann, als befriedigte Eitelkeit, ich sage vernünftige Eitelkeit, wenn man so sagen kann: oder daß ich mich gelinder und genauer ausdrücke, als Zufriedenheit mit uns selbst, die aus der Zufriedenheit der Andern mit uns, entsteht.

Weil ich hier von der Zufriedenheit mit Andern spreche, so muß ichs Ihnen aufrichtig sagen, daß ich mit Ihnen nicht recht zufrieden bin. Ja, liebster Herr Professor, das ist ganz gewiß wahr. Warum haben Sie denn der so guten Gräfin Trautmannsdorf Ihr moralisches Manuscript nicht vorgelesen? Oder, warum haben Sie ihr davon gesagt, da ihr Ihre gute Absicht nichts weiter, als Reue, daß Sie dieselbe nicht ausgeführet haben, zurücklassen konnte? Ich glaube in der That, Sie haben an dieser Ihrer Freundin eine kleine Sünde begangen. Wollen Sie sie denn nicht wieder gut machen, und da, wie ich vermuthe, das Manuscript fertig ist, es drucken lassen? Ich habe wohl einmal etwas, ich denke selbst von Herrn Reich, von einem Werke gehört, an welchem Sie arbeiteten, und das nicht eher als nach Ihrem Tode herauskommen sollte. Aber, liebster Herr Professor, es ist so traurig, an Ihren Tod zu denken. Sie sollen noch lange leben; und es ist

auch verdrießlich, ein Buch von Ihnen zu entbehren. Es könnte itzt schon vielen nützen, die hernach nicht mehr leben, oder nicht mehr geschickt seyn werden, Nutzen daraus zu ziehen. Ja, was weiß ich? Sie können wohl machen, wenn die Sache weiter bekannt wird, daß andere Ihrer unbekannten Freunde, die an Ihrem Umgange, Briefwechsel, und überhaupt an Ihrem Leben in der Welt weiter keinen Antheil haben, sich kein Gewissen darüber machen, sich auf Ihren Tod zu freuen, wie reiche Erben auf den Tod ihres geizigen Verwandten, der seine Schätze, die auf sie fallen sollen, vor ihnen verschließt.

Ich bin recht schlimm daran, daß ich Sie niemals mit irgend einer abwechselnden Beschreibung oder Abschilderung unterhalten kann. Ich reise nirgends hin, lebe immer an Einem Orte und mit einerley Menschen, einen Tag, wie den andern. Diese Woche ist einige kleine Veränderung in meiner Lebensart dadurch vorgegangen, daß der Geburtstag des Prinzen Administrators in Pillnitz sehr feyerlich begangen ward. Meine Eltern wollten also mit uns (mit mir, der Schwester und dem Bruder) hinausreisen, vornehmlich um uns das Feuerwerk sehen zu lassen, das Abends dem Schlosse gegenüber an dem andern Elbufer abgebrannt werden sollte; denn wir hatten zuvor noch nie eines gesehen. Mein Vater aber ward den Tag vorher von einer Unpäßlichkeit angegriffen, bey der er die Reise nicht wagen und sich der kalten Nachtluft nicht aussetzen wollte (sie war auch schon am Tage nicht sehr warm), und meine Mutter blieb also auch aus Vorsorge für ihn und aus Furcht vor dem Uebergange über die Elbe zurück, und wir drey wurden mit Herrn Zeis und seiner Schwester fortgeschickt, alle fünfe in einer großen schweren Kutsche (die Leute, die uns

sahen, sagten: wir möchten wohl von Bauzen kommen) mit zwey kleinen Pferden, die den Tag schon drey Meilen gefahren hatten. Wir fuhren so stille und gemächlich, wie auf dem Wasser, und der Kutscher, ein sehr närrischer Kerl, sagte uns immer zu unserm Troste, wir kämen gewiß noch nach Pillnitz und führen so hübsch allein und hätten keinen Staub. Wir langten endlich um sechs Uhr dem Schlosse gegenüber an, kamen glücklich über die Elbe, und waren anfangs in großer Angst, Herrn Zeisen, der sich, ich weiß nicht warum, in ein andres Schiff gesetzt hatte, das an einem andern Orte gelandet war, wiederzufinden. Denn die Wachen, die da herum gestellet waren, wollten ihn nicht zu uns und uns nicht zu ihm lassen, wir hatten auch keine Lust darzu, denn wir waren besser. Endlich hatte sich Herr Zeis in den Garten hineingearbeitet, kam durch das Schloß zu uns und brachte uns durch Hülfe eines höflichen Officiers, der die Wache hatte, hinein. Bey dieser Gelegenheit verloren wir unsern Bedienten, den wir wieder über die Elbe geschickt hatten, etwas aus der Kutsche zu holen. Im Garten trafen wir den Accisrath Hofmann mit seiner Familie und den Herrn von Werthern an, der sich Ihnen bestens empfiehlt und mich aufs Gewissen gefragt hat, ob ich auch seinen letzten Auftrag an Sie ausgerichtet. Wir machten nunmehr Eine Gesellschaft und wurden auf eine Gallerie geführt, die einen Pavillon des Schlosses an der Elbe umgiebt, und von der wir von der einen Seite den Garten, und von der andern das Feuerwerk, gleich uns gegenüber, zur Aussicht hatten. Auch giengen Fenster von dieser Gallerie in den Salon, wo man Concert hielt. Der Hof war schon früh vor zehn Uhr hinausgefahren, und Mittags war große Tafel von sieben-

zig oder mehr Couverts gewesen. Ich hörte die Prinzessin Cunigunde und eine Hofdame Spinuzzi singen, und den Herzog Carl auf der Flöte spielen, doch nur schwach; denn die Fenster waren zu, auch mußte ich, um meinen Platz, von welchem ich das Feuerwerk sehen sollte, nicht zu verlieren, die Musik verlassen, und länger als eine Stunde, bis das Concert zu Ende war, auf Einem Flecke stehen und frieren, welches mir sehr langweilig vorkam. Hiermit vereinigte sich noch die Furcht und Angst, die mir die andern Leute wegen des Feuerwerks einjagten. Ich rüstete mich mit Muth, so gut ich konnte. Mir war nur vor dem Anfange bange. Wenn nur, dachte ich, die achtzehn Canonen (sie stunden uns gleich gegenüber, und ich stellte mir vor, sie würden alle auf Einmal gelöst werden) überstanden sind; hernach soll es schon gut gehen. Nunmehr kam der Hof aus dem Concerte, und versammelte sich gleich unter uns an der großen Treppe, und ich ward sehr ruhig, als ich nur eine Canone nach der andern losbrennen sahe. Soll ich Ihnen, liebster Herr Professor, das Feuerwerk beschreiben? Ich denke nicht; ich weiß die Kunstwörter nicht, und würde Ihnen nur eine ungeschickte Vorstellung davon geben. Die Raketen sahen schön aus, aber sie klingen mir abscheulich, sie rauschen und zischen, wie Carcassen und Bomben in der Belagerung, wenn sie in der Luft über dem Hause hinflogen. Die Inscription: Tutore Xaverio Saxonia Felix in weißem Feuer, die auf beiden Ufern den hellsten Tag verbreitete, und nach und nach in lauter Raketen, Lichtkugeln, Sternfeuer, Goldregen u. s. w. in die Luft ging, gefiel mir sehr wohl, ingleichen ein großes X mit einer Krone im brillanten Feuer. Die Churfürstin zündete es selbst vermöge eines brennenden Scepters an,

welchen ihr ein Officier überreichte, mit welchem sie ein Ding berührte, davon die Leute sagten, es wäre eine Taube; es mag meinethalben so seyn. Eigentlich war es eine Rakete, die an einem Faden über die Elbe hinfuhr, und mehr einer Schlange auf diese Weise ähnlich sah. Dieses X aber verwandelte sich bald in ein blaues Feuer, das ich kaum gesehen habe; ich habe ein kurzes Gesicht. Das Wasserfeuer hätte uns bald Händel gemacht. Es kam eine Figur auf dem Wasser, die ich einen Schwan nennen hörte (sie war aber grün gemalt), und etwas von dem, was es ausspie, ward vom Winde in eine Dachrinne des Schlosses geführt, nicht vier Schritt seitwärts über uns. Es sprühte abscheulich viel Funken, und der Hof lief, ich weiß nicht wohin. Wir auch waren alle schon auf der Flucht, endlich zersprang es und löschte aus. Es war ein Glück; denn auf der andern Seite, wo Hofmanns stunden, hatten sie mit einem Schwärmer zu kämpfen.

Nach dem Feuerwerke begab sich der Hof durch den wirklich artig illuminirten Garten in einen andern Pavillon zur Abendtafel. Wir spazierten unterdessen in den Garten, machten Betrachtungen über das Gedränge des Volks, das die Tafel sehen wollte, und kamen doch zuletzt selbst mit hinein. Beym Herumgehen um die Tafel geschah es, daß ich, ich weiß nicht wie, ich vermuthe durch eine Verbeugung, die mir der Hauptmann Wiedemann machte, den Sie in Welkau gesehen haben, und der mit speiste, von der Prinzessin Elisabeth und dem Prinzen Administrator bemerkt ward. (Der Hauptmann erzählte mir nachher, daß ihn die Prinzessin durch die Hofdame Spinuzzi nach meinem Namen fragen lassen.) Weil ich sah, daß wir beobachtet wurden, und daß man von uns sprach, verließ ich

bald diese Stelle. Nach der Tafel aber schickte der Prinz Xavier einen Cavalier an Hofmannen und ließ fragen, wer ich wäre? Er kam sogleich wieder, und sagte Hofmannen im Namen der Prinzessin Elisabeth, daß er mich ihr präsentiren sollte. In dem Augenblicke war sie selbst da. Hofmann küßte ihre Hand. Ich war zurückgetreten und wußte von dem allen nichts, als nur daß ich ihn der Prinzessin die Hand küssen sah, und das sagte er mir auch noch vorher mit halben Worten, daß der Prinz hätte fragen lassen. Hofmann gab mir einen Wink, ich trat näher, und die Prinzessin ließ mir ihre Hand auf eine sehr gnädige Art küssen und redte mich freundlich an: Sie correspondirt mit Gellerten, wie ich gehört habe? (unfehlbar hatte es Wiedemann gesagt.) Ja, Ihro Hoheit, er schreibt zuweilen an mich. — Nun das ist ganz eine angenehme Correspondenz; er schreibt gut, der Gellert. — Hierauf wandte sie sich zu den beiden Prinzen, und sagte etwas zum Prinz Carl, das mir Hofmann wieder erzählte, das ich aber nicht wiederholen will, weil ichs nicht selbst gehört habe. Was will Sie ihm denn, fieng sie wieder zu mir an, von der heutigen Fête schreiben? Will Sie's ihm denn recht lustig beschreiben? Gnädigste Prinzessin, antwortete ich, ich werde ihm gewiß von dem heutigen Feste schreiben, und, wenn ich könnte, wollte ichs ihm gern so schön beschreiben, als es ist. — — So weit gings gut; nur das war mir unangenehm, daß es in einem sehr engen Raume, nicht allein im Angesichte des ganzen Hofes (doch glaube ich, daß der nicht so sehr darauf gesehen hat), sondern auch vor einer großen Menge bekannter und unbekannter Zuschauer geschah, die alle darauf Achtung gaben. Das ärgste aber machte der Accisrath Hofmann.

Als ihm die Prinzessin meinetwegen unterschiedliche Fragen that, wem ich angehörte? Ob er mit mir verwandt wäre? u. s. w. war er nicht damit zufrieden, daß er sie schlechthin beantwortet hätte, sondern er setzte zum großen Ueberflusse hinzu: ich wäre gelehrt, und schriebe deutsch und französisch schön. Es war ein Glück, daß ich nicht so leicht aus meiner Fassung zu bringen bin, sonst hätte nichts geschickter dazu seyn können, als dieses; ich konnte es kaum aushalten. Die Prinzessin hat zu Hofmann gesagt, er sollte mich einmal zu ihr bringen. Ich werde keinen Anlaß dazu geben; aber wenn ich wünsche, dieser Prinzessin, die es wohl verdient, daß man ihr nichts Falsches vorredet, noch einmal meine Ehrfurcht zu bezeigen, so wünsche ichs vornehmlich, um ihr zu sagen, und es ihr vor nicht so vielen Zeugen zu sagen, daß ich nicht gelehrt bin. Und soviel von dieser Geschichte.

Nach der Tafel ward getanzt und wir gingen nach einer halben Stunde mit Herrn Zeis und seiner Schwester in den Garten, aßen da früh um zwey Uhr eine gebratene Henne, suchten im Finstern ein Schiff (meine Schwester und die Jfr. Zeis hätten bald aus Furcht geweint), und kamen glücklich über die Elbe, fanden unsern Bedienten wieder und unsre Kutsche und auch den Kutscher, der immer einige Schritte fuhr und hernach wieder den Weg mit Laternen suchte. Um fünf Uhr früh kamen wir in die Stadt, stiegen bey Herrn Zeis ab, um unsre Eltern nicht so früh aufzuwecken, fanden sein Quartier verschlossen und Niemanden zu Hause, und kamen doch endlich durch ein künstliches Manoeuvre vermittelst einer Escalade, die Herr Zeis wagte, hinein, tranken Thee, kamen um halb sieben Uhr zu unsern Eltern, fanden sie aufgestanden und gesund genug, tranken mit ihnen Kaffee, erzählten einige unsrer Begebenheiten,

legten uns ins Bette, schliefen drey Stunden, waren den ganzen Tag müde, und wissens nun, wie ein Feuerwerk zu Wasser und zu Lande aussieht.

Wollen Sie wohl so gütig seyn, bester Herr Professor, und die Frau von Zetwitz, wenn mein Brief Sie noch in Bonau antrifft, meiner Ehrerbietung versichern? Wie mag sich aber die Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer Fräulein befinden? Der Hauptmann Wiedemann und Herr Weise, der Fräulein Musikmeister, sagten mir, sie wäre nicht recht wohl gewesen.

Erlauben Sie, liebster Herr Professor, daß ich Ihnen meine Eltern und Geschwister gehorsamst empfehle, und Sie von ihrer Hochachtung, Ehrerbietung und ihren besten Wünschen versichere. Ich freute mich schon, und mein Vater that es auch, daß er Sie die bevorstehende Messe in Leipzig würde sehen und sprechen können. Der Hof hatte die Absicht hinunter zu reisen; er hat aber nunmehr seinen Entschluß geändert. Heute wird Herr Zeis nach Maxen gehen, seine Familie hereinzuholen. Ich habe ihn gestern auf der Gasse gesprochen; er weiß nicht, daß ich schreibe, sonst hätte er mir gewiß etwas an Sie aufgetragen. Den Herrn Hofrath Krebel habe ich lange nicht gesehen, ich weiß aber, daß er gesund ist.

Nun, liebster Herr Professor, leben Sie recht wohl, und werden Sie's nur nicht überdrüßig, immer auf einerley Art von mir zu hören, daß ich nichts höher schätze, als Ihre Gewogenheit und die Ehre mich nennen zu dürfen

Dresden, den 31. August 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Ich habe die ganze Woche an diesem Briefe geschrieben.

P. S. Noch eins, liebster Herr Professor, das ich bald vergessen hätte. Der Accisrath Hofmann hat mich gebeten, daß ich ihn Ihnen gehorsamst empfehlen möchte. Er hätte Ihnen, als er an der Ostermesse in Leipzig gewesen, gern aufwarten wollen, wegen Ihres Aufenthalts auf dem Lande aber, hätte er nur seine Empfehlungen zurücklassen können. Und nun bittet er Sie, ihm einen verständigen Mann für seinen Knaben zum Hofmeister heraufzuschicken, wenn Sie jemanden kennen, der dergleichen Stelle wünscht.

In der That hat Hofmann einen Knaben von sechs oder sieben Jahren, auch vielleicht älter (ich weiß es nicht recht), der es wohl werth wäre, daß ein rechtschaffener Mann der Aufsicht über ihn sich annähme. Das Kind hat Lebhaftigkeit, viel Lernbegierde, wie der Vater sagt, und scheint sich leicht lenken zu lassen. Vielleicht thäte man ein sehr gutes Werk, wenn man den Knaben in die Hände eines Menschen bringen könnte, der vornehmlich geschickt wäre, ihm die Religion von der ehrwürdigsten und überzeugendsten Seite zu zeigen, sie ihm tief einzudrücken, und von allem dem zu reinigen, was abergläubisch ist, und ihr ohne ihre Schuld schwache Seiten giebt, die den Anfällen der Spötter ausgesetzt sind. Ich weiß nicht, liebster Herr Professor, ob Sie es wissen, daß Hofmann in Verdacht ist, als ob er in der Religion unrichtige Grundsätze angenommen und sich von seiner Philosophie zum Nachtheil der heiligen Wahrheiten hätte einnehmen lassen. Ich weiß es ganz gewiß, daß viel Ungegründetes von ihm gesprochen wird, und daß man ihn ohne weitere Untersuchung, weil er den öffentlichen Gottesdienst versäumt, zum Freygeiste macht. Ganz ohne Religion ist Hofmann nicht; aber schon dieser

Verdacht, in dem er steht, und vielleicht Irrthümer, die er annehmen mag, lassen mich wünschen, daß sein Sohn in die Hände eines Mannes kommen möchte, der die Religion dergestalt in seiner Seele befestigte, daß er eher Mitleiden mit seinem Vater haben, als Lust bekommen möchte, ihm nachzuahmen; und vornehmlich wünschte ich, daß sein Lehrer geschickt seyn möchte, ihm Ehrerbietung für den öffentlichen Gottesdienst beyzubringen, und doch nicht eine heuchlerische, wie manche Christen haben, die die Abwartung desselben für ein Tagewerk, ja wohl für etwas Verdienstliches halten. Ein solcher Mann kann seinem Sohne, auch vielleicht seinen Töchtern, bis auf die Ewigkeit nützlich werden. Hofmann hält seine Kinder und Niemanden in seinem Hause vom öffentlichen Gottesdienste ab; aber ich glaube auch nicht, daß er sie darzu anhält, und wie bald werden Kinder in solchen Pflichten nachlässig, wenn sie nicht durch lebhafte Bewegungsgründe daran erinnert werden? Der itzige Informator, den er bey diesem Kinde hat, ist ein einfältiger Mensch und hat keine Gaben zur Erziehung.

111.

Liebste Mademoiselle!

So sehr mich Ihr letzter Brief vergnügt hat, so hat mir doch die Beredsamkeit des Herrn Hofmann in Ansehung unserer Correspondenz nicht recht gefallen. Ich habe Ihnen und mir schon ehedem gewisse beschwerliche Folgen von der Bekanntmachung unsrer Correspondenz prophezeiht, und

ich fürchte, ich werde wahr geredet haben. Eine hierher gehörige Anekdote habe ich noch gestern von der Gräfin Vitzthum erfahren, die mich sehr beunruhigt hat. Allein da die Sache vorbey ist, so würde ich ungerecht handeln, wenn ich Ihnen einen Vorwurf machen, und überflüßig, wenn ich Ihnen eine Lehre geben wollte, die Ihnen die Erfahrung gegeben. Es ist nichts gewisser, als daß eben die Geschicklichkeit, die uns bey einigen Hochachtung erwirbt, bey mehrern Neid erweckt, zumal wenn sie so beschaffen ist, daß sie von vielen könnte erlanget werden. Doch keine Moral — Nein, ich will Ihnen für Ihren letzten langen Brief danken, Ihnen sagen, daß ich eben itzt aus Störmthal komme, und die Gräfin und Fräulein, die beide krank sind, besucht habe, daß ich selbst krank bin, daß ich meine Arbeiten wieder angefangen und deswegen itzt ein Recht habe, lakonische Briefe zu schreiben. Einen guten Informator weiß ich leider nicht; aber ich will sorgen, wenn Sorgen hilft. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle.

Leipzig, den 8. September 1764.

Gellert.

---

112. *)

Theuerster Herr Professor!

Wenn Sie, wie Sie mir zu sagen die Gütigkeit haben, durch meinen letzten Brief auf einige Weise sind vergnügt worden, so muß es mir doppelt leid seyn, daß er dennoch

*) Blos ein Stück dieses Briefes ist gedruckt in Gellerts Werken Th. IX. S. 118.

etwas enthalten, das Ihnen nicht gefallen. Ich verstehe wohl nicht eigentlich, aus welchem Grunde Sie die Beredsamkeit des Herrn Hofmann wegen unsers Briefwechsels zu fürchten zu haben glauben. Eines Theils weiß er nichts mehr von der ganzen Sache, als nur überhaupt, daß Sie mir die Ehre erweisen, an mich zu schreiben und meine Briefe anzunehmen. Ich habe ihm nie das geringste Besondere davon vertraut, weil ich ihn eben nicht sehr genau kenne, und noch mehr, weil ich in ihm eine Neigung, sich und andre bemerklich zu machen, wahrzunehmen glaube. Und daher, liebster Herr Professor, dächte ich, wäre nicht zu besorgen, daß er etwas, das Ihnen oder mir unangenehm seyn möchte, davon reden könnte. Auch weiß ich ganz gewiß, daß er an der Nachricht, welche die Prinzessin von unserer Correspondenz hat, unschuldig ist. Er hat zuvor nie ein Wort von mir mit der Prinzessin gesprochen, und als er auf die erste Nachfrage dem Herrn von Brüggen (ich denke, so hieß der Cammerjunker, den der Administrator an ihn schickte) nur schlechtweg meinen Namen gesagt, ist derselbe gleich mit der andern Frage wiedergekommen: Ob ich die Lucius wäre, mit welcher der Professor Gellert correspondirte? Der ganze Vorfall, schmeichle ich mir, wird ohne alle Folgen seyn; wenigstens, hoffe ich, wird er keine nach sich ziehen, denen ich nicht, wenn sie verdrüßlich seyn sollten, auf alle Fälle ausweichen könnte.

Das Unglück, das mir vorigen Winter begegnete, und von welchem ich herzlich gewünschet und einige Ihrer Freunde gesorget haben, daß Sie mit einer beunruhigenden zu nichts dienenden Nachricht davon verschonet bleiben möchten, war von einer ganz andern Art. Ich mag wohl beneidet werden können, wenn es auch eben nicht einer

Geschicklichkeit wegen geschieht, die dem Neide um so viel weniger ausgesetzt seyn sollte, da es in eines Jeden Willen steht, ob er sich dieselbe zu eigen machen will oder nicht. — Ob sich also das, was Sie bey dieser Gelegenheit vom Neide sagen, hierauf anwenden läßt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß mir in meinem Leben nie etwas Traurigeres begegnet ist, vielleicht weil mein eignes Versehen an dem, was mich sonst betrübte, keinen Antheil hatte, oder auch weil mich in der Welt nichts mehr interessiren könnte, als alles das, worauf es hier ankam.

Aber ich kann mich nicht entschließen, mehr davon zu reden. Die Frau Gräfin Vitzthum, wenigstens der Herr Geheime Cammerrath Wagner, wissen alles, was hierher gehört. Ich habe immer geglaubt, daß ich eine standhafte Seele und einen gewissen Antheil von Muth besäße, und auch andre haben es bey verschiedenen Gelegenheiten von mir geglaubt. Allein es kann doch nichts anders als eine Zaghaftigkeit seyn, aus welcher ich den Verdruß fliehe. Ich bemühe mich weit weniger an gegenwärtiges Unglück zu denken, als wohl andere an vergangenes oder zukünftiges thun; oder wenn ich mich auch nicht verhindern kann, daran zu denken, so hüte ich mich doch, ja ich habe einen rechten Abscheu davor, daran zu denken, gleich als ob ich mich fürchtete, meinen Ideen dadurch eine Art von mehrerer Existenz zu geben.

Ich danke Gott, daß nichts von allem dem geschehen ist, was ich damals befürchtete. Ich habe mir dieses Unglück (in der That, es war eines von meinen größten, denn ich nenne nicht eben alles das Unglück, was viele andre Leute so nennen) dadurch nützlich zu machen gesucht, daß ichs als eine Bestrafung und Demüthigung des eitlen

Wohlgefallens an mir selbst betrachtet habe, mit welchem ich mich vielleicht gegen mich selbst Ihrer Gewogenheit gerühmt und mit der ich das Vergnügen, von Ihnen Ihrer Achtung nicht unwerth gehalten zu seyn, und die Freude über Ihre Freundschaft genossen habe.

O liebster Herr Professor, wie großmüthig ist es, daß Sie mich mit Vorwürfen und Lehren verschonen — das Einzige, was ich itzt wünsche, ist, daß ich in Ihrer guten Meynung nicht so viel möge verloren haben, daß Sie aus Mißtrauen gegen mich noch zweifeln könnten, wenn ich Ihnen die heiligste Versicherung gebe, daß ich aufs sorgfältigste Alles vermeiden werde, was Ihnen Unruhe oder Verdruß verursachen könnte. Es wäre ja höchst traurig, wenn ich, da ich Ihnen ohnedem für alle Ihre freywillige und schätzbare Gütigkeit und Freundschaft nichts mehr als ein schwaches Vergnügen zu verschaffen im Stande bin (und dieses Vergnügen ist doch in der That mehr noch Ihr eignes Werk als meines), Ihnen anstatt dessen und wider alle meine Wünsche nur eine Gelegenheit zur Unruhe und Besorgniß werden sollte.

Noch eine Bitte, bester Herr Professor, lassen Sie mich Ihnen thun. Sagen Sie mir in Ihrem künftigen Briefe nichts, das sich hierauf bezieht. Ich habe meinem Vater die verdrüßliche Sache verborgen, weil ich glaube, daß er sich dieselbe sehr würde zu Herzen genommen haben, und weil ich gern andern einen Verdruß erspare, der mir selbst sehr empfindlich fällt. Deswegen habe ich ihm auch Ihren letzten Brief und meine itzige Antwort nicht zeigen wollen; aber Ihren künftigen Brief wünsche ich ihm sehen zu lassen, weil es ihm eine Freude ist.

Unser guter Charpentier ist auch wieder seit acht

Tagen hier und geht morgen oder längstens künftige Mittwoche wieder nach Freyberg. Er will Ihr Portrait mitnehmen und es mir abzeichnen, weil ich ihm erzählt habe, daß ich meiner Freundin in Cottbus gern das Vergnügen, es zu sehen, verschaffen möchte. Nun kann ich ihr ein Geschenk damit machen; aber ich werde es ihr sagen, daß sie diese Gewogenheit von mir durch öftere Briefe verdienen möchte; denn in der That, es ist mir keine ganz gleichgültige Sache, Ihr Bildniß wegzugeben, wenn ichs gleich alsdann doppelt habe; und beide Bildnisse haben in meinem Herzen einen großen zweyfachen Werth, erstlich wegen des theuern Originals, dessen Aehnlichkeit sie mir vorstellen, und dann, weil ich das eine aus den Händen einer Dame, die ich ehre, und das andre von der Hand eines lieben Freundes erhalten haben werde. Ich weiß nicht, lieber Herr Professor, ob Sie den Charpentier genau kennen; aber dächten Sie nicht, daß er einer von den besten jungen Leuten ist? Nach dem, was ich gehört und gesehen habe, mache ich keine Schwierigkeit, ihn unter die besten der wenigen Menschen zu setzen, die ich kenne. Aber jemehr mir sein solider Charakter, seine philosophische und aufrichtige Seele gefällt, und seine Geduld, Freudigkeit und Ergebung mich erbaut, so sehr betrübt mich die traurige Beschaffenheit seines Glücks. Seit zwey Jahren ist er nun schon in Freyberg und legt sich auf diejenige Wissenschaft, auf die ihn seine Neigung vorzüglich geführet und darinnen er nützlich seyn zu können glaubt. Hätte er nur soviel, daß er leben könnte, so würde er, da er wirklich Versicherungen und Hoffnungen, obgleich keine gewisse Aussicht, vor sich hat, aus Neigung noch dort bleiben und ruhig den Zeitpunkt seiner Versorgung erwarten. Aber da seine Umstände

es ihm nicht erlauben, aufs Ungewisse hinzuleben, so wird er sich gezwungen sehen, außer Landes zu gehen, ein Glück zu suchen, das vielleicht eben so ungewiß ist, und dieser Schritt wird ihm unendlich sauer ankommen, da er eine Schwester zurücklässt, die in Görlitz bey seinem alten abgelebten Vater lebt, der sie kaum nothdürftig unterhalten, ihr also kein Erbtheil, als seinen Segen (der Bruder spricht, sie wäre ein fromms Kind) hinterlassen kann, und nach dessen Tode sie sich ganz allein in einer Welt befinden wird, in der ihr Bruder, wenn er nur unterdessen eine sehr mäßige Versorgung erhielte, ihre einzige und beste Zuflucht wäre. Ich will eben nicht sagen, ob es wohl ziemlich wahrscheinlich ist, daß Menschen und recht gute Menschen, die im Glücke sind und sich nie in einer traurigen Situation befunden oder sie doch längst vergessen haben, gegen das Unglück der andern eine gewisse Gleichgültigkeit behalten, die sie verhindert, soviel Antheil daran zu nehmen, als man nehmen muß, wenn man im Ernste darauf bedacht seyn will, einem Unglücklichen zu helfen. Allein das kann man sichrer behaupten, daß das vornehmste Hinderniß darinnen mit besteht, daß diejenigen, welche Hülfe bedürfen, bey denen, welche die Mittel darzu in ihren Händen haben, so schwerlich Gehör finden, weil diese theils mit Geschäften überhäuft und dadurch zerstreut werden und theils Ceremonialbesuchen und andern dergleichen Schuldigkeiten eine Zeit aufopfern müssen, die sie gesegneter zum Dienst und zur Beförderung des Glückes bescheidener Tugendhaften anwenden würden, die keinen Freund haben, der für sie spricht, und keinen Schimmer um sich her, der Aufmerksamkeit erregt. Eben so geht es auch dem armen Charpentier, der manchen vergeblichen Gang, auch wohl manche vergeb-

liche Reise, thun muß, und doch vor diejenigen nicht kommen kann, die ihm allein einige gewisse Aussichten eröffnen oder ihm wenigstens eine abschlägliche Antwort ertheilen könnten, die er vielleicht noch als eine Wohlthat annehmen würde, wenn er sie erhielte, ehe er noch mehr Jahre bey Erlernung schwerer Wissenschaften verlöre, die am Ende vielleicht für ihn ganz ohne Nutzen seyn werden.

In der That, wenn ich die vielen Exempel dieser Art betrachte, wie beschwerlich der Eintritt in die Welt und das Leben selbst dererjenigen ist, die Würden und Ehren erlangt haben, die sie durch mühsame sorgenvolle Arbeiten erkaufen, so kehre ich das Gesicht ab und sage, daß es traurig in der Welt zu leben ist. Aber das muß vielleicht so seyn. Wäre hier alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, wären alle Tugendhafte so glücklich, als sie zu verdienen scheinen, so würden wir wenig an die Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll.

Quand je vois sur la terre, pénétré de douleur,
Génie l'humble vertu, qu'accable le malheur,
J'élève mes regards vers un juge suprême,
Et je reconnais Dieu dans ce désordre même.
Puisqu'il le souffre, il doit le réparer un jour.

Und das wird er thun. O wenn wir nur die Gedanken der zukünftigen Welt stets bey uns lebendig erhielten, wie sehr wenig Dinge würden alsdann für uns eine Versuchung zum Murren seyn!

Aber wie kommen Sie denn darzu, daß ich Ihnen den Kummer meines Freundes klage? — Doch ich dürfte Ihnen ja wohl eben so zuversichtlich meinen eignen klagen, und ist dieß nicht eben so tröstlich? O wären alle Menschen so mitleidig wie Sie! Die itzige Welt würde ein

Himmel und in der zukünftigen wenig gut zu machen seyn. Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor. Ich bin zeitlebens

Dresden, den 21. Sept. 1764.

Ihre gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

113.

Liebste Mademoiselle!

Es mag leider wohl sehr lange seyn, daß ich nicht an Sie geschrieben habe. Aber leider bin ich auch drey Wochen krank und seit der Messe mit vielen Arbeiten und Sorgen beschweret gewesen. Dieses Geständniß wird mich bey Ihnen hinlänglich entschuldigen, wenn es auch eine Saumseligkeit bey mir selbst nicht ganz rechtfertigen kann. Heute, liebe Mademoiselle, sollen Sie nun zwar nichts weiter sehen, als meinen guten Willen an Sie zu schreiben; aber nächstens, hoffe ich, sollen Sie auch die Erfüllung desselben sehen. Indessen bitte ich, daß Sie mir bald schreiben, sich aller meiner Hochachtung und Freundschaft versichert halten, und mich Ihrem Herrn Vater und Ihrem ganzen Hause auf das Beste empfehlen.

Leipzig, den 1. Novbr. 1764.

Gellert.

114.

Theuerster Herr Professor!

Ob ich gleich, wie Sie sagen, aus Ihrem letzten Briefe nur Ihren guten Willen an mich zu schreiben, und nichts weiter, sehen soll, so ist mir doch dieser Ihr Wille und die theuern Versicherungen, die Sie Ihrem Briefchen beygefüget, und die gütige Aufmunterung, Ihnen bald zu schreiben, so höchst schätzbar, daß Sie mir eine ausnehmende Freude damit gemacht haben, und ich schäme mich nur, daß ich mir diese letztere nicht eher zu Nutze gemacht habe, welches Sie vielleicht, wenn Sie nicht so sehr gütig wären, auf die Gedanken hätte bringen können, als ob ich dieselbe weniger hochhielte, als ich sollte. In der That habe ich, liebster Herr Professor, seither immer gewünscht und darauf gedacht, Ihnen zu schreiben; allein jede Materie, die mir einfiel, schien mir nicht werth, Sie damit zu unterhalten. Und endlich, was mir in Ansehung meiner, von der größten Wichtigkeit ist, Sie von meiner Ehrerbietung, Dankbarkeit und von meinem Attachement (lassen Sie immer hier das fremde Wort zu, das ich wohl gern einmal recht gut ins Deutsche übersetzt sehen möchte) zu versichern, das ist mir wieder, in Betrachtung Ihrer, von keiner, und überhaupt finde ichs ziemlich überflüßig, Sie von Empfindungen zu versichern, zu denen Sie sich so besonders und unstreitig berechtigt haben, daß Sie dieselben niemals in Zweifel ziehen können, ohne mich von einem Charakter voraussetzen, der durchaus Ihrer Hochachtung und Freundschaft unwürdig seyn müßte. Indessen, so wahr auch alles dieses seyn mag, wollte ich doch nicht dafür stehen, daß

Sie nicht auch noch einige Briefe von dieser Materie, von mir erhalten könnten; denn es ist nun einmal, die Sache mag auf gewisse Weise von noch so geringer Wichtigkeit und noch so unnöthig seyn, etwas so höchst angenehmes, von den Empfindungen seines Herzens, über die man sich selbst Beyfall giebt, zu reden, und sie denen Personen zu erklären, für die man sie hegt, daß ichs für eine sehr unzeitige Strenge halte, sich ein so unschuldiges Vergnügen zu versagen.

Vorizt aber will ich mir kein Vergnügen machen. Ich will vielmehr nur suchen, eine Sorge, die mich beunruhigt, dadurch zu erleichtern, daß ich sie Ihnen entdecke.

Ich kenne einen jungen Menschen, von dem ich Ihnen viel Gutes sagen kann. Seine Seele ist gottesfürchtig, sein Wandel und seine Sitten sind rein, gewissenhaft und unschuldig, seine Moral ist fast streng, er hat einen größern Antheil von Bescheidenheit und Sittsamkeit, als viele Frauenzimmer, die man deswegen nicht für unbescheiden oder unsittsam hält, sein Herz ist voll Menschenliebe und das redlichste, das nur zu finden ist, und seinen Freunden ist er ein aufrichtiger, eifriger und dienstfertiger Freund. Er steht in einem Amte, das er sorgfältig in Acht nimmt; er liebt das Vergnügen, aber er setzt jedes Vergnügen seiner Pflicht nach, und ist mit einem Worte, wie ich glaube, von einem Charakter, den man allen jungen Leuten wünschen möchte, und der ihm die größte Fähigkeit gäbe, ein Christ, nach dem vollen Nachdrucke des Worts, zu seyn, wenn er nicht auf eine höchst unglückliche Weise über einige der Hauptwahrheiten der christlichen Religion in Zweifel und dann in Irrthum gerathen wäre.

Ich kann über jeden Bösewicht bekümmert seyn, den

ich dem Verderben zueilen sehe; aber es scheint in der That noch melancholischer, noch ängstlicher zu seyn, wenn man die Seele eines frommen und tugendhaften Menschen in Gefahr gerathen sieht. Ich muß Ihnen aber sagen, liebster Herr Professor, was mir eigentlich von dem Anfange seines Unglücks bekannt ist. Ich fürchte immer, der Emil hat auch mit Schuld daran; wenigstens weiß ich, daß er ihn mit ziemlichem Beyfall gelesen. Jetzt aber macht er nichts mehr daraus; denn er spricht: Rousseau wisse selbst nicht, was er wolle. Vielleicht wäre er noch glücklich, wenn es beym Emil geblieben wäre. Allein er brachte mir (und ich weiß nicht, wie es zugeht, daß er mir in dieser Sache alle seine Geheimnisse vertraut, denn ich bin wenig mit ihm umgegangen und sehe ihn noch selten) ein Buch, unter dem Titel: Lettres sur la religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire *). Er sagte mir, daß er ganz der Meynung dieses Autors wäre, daß er sich alle seine Schriften schaffen wollte, und bat mich, ich möchte ihm den Gefallen erweisen und sie lesen. Ich wagte es auch, (und Sie werden es vielleicht sehr verwegen finden) und las es. Ich weiß nicht, ob man ein gefährlicheres Buch finden kann; aber das weiß ich, daß es ihn verführt hat. Es stehen ganz vortreffliche Sachen darinnen; aber diese sind mit einer Menge von Irrthümern, auf eine unbeschreiblich künstliche Art durch so feine Sophistereyen verflochten, daß ich wünschte, ja, daß es höchst nöthig ist (aber es würde auch außerordentlich schwer seyn), daß auf eine bündige und vernünftige Art darwider geschrieben würde. Allein das gehört nicht hierher.

---

*) Lond., 1739, 12. 2 Bde. Auch ib., 1756, 12. 5 Theile in 3 Bden.

Die Religion dieses unglücklichen Autors ist nun die Religion des jungen Menschen geworden, von dem ich rede. Sie wird ihn nicht zu einem bösen Menschen machen; allein sie wird ihn in Stunden der Anfechtung ohne Trost lassen, und das Andenken aller seiner eignen Tugend wird ihm den Trost der Erlösung nicht geben, dem er freywillig und nach Grundsätzen entsagt. Er hat sichs in den Kopf gesetzt, für alle Dinge, die wir glauben sollen, eine Evidenz zu fordern, die der menschlichen Vernunft genug thut. Dieses macht, daß er hauptsächlich darinnen von der Religion der Christen abweicht (denn es ist zu weitläuftig, Ihnen alle seine besondern Meynungen zu erzählen), daß er nicht einen dreyeinigen, sondern einen einigen Gott glaubt, und sein ewiges Heil nicht der zugerechneten Gerechtigkeit und der Genugthuung des Erlösers, sondern seiner eignen Bemühung, seiner Lehre zu gehorchen und sein Beyspiel nachzuahmen, schuldig seyn will. Den Herrn Jesum glaubt er nur in die Welt von Gott gesandt zu seyn, den ersten reinen Gottesdienst und Religion wieder herzustellen, und den Menschen ein Beyspiel zu geben, wie sie wandeln sollen. Indessen hält er den Heyland nicht für einen bloßen und nur unsündlichen Menschen. Er glaubt, es sey derselbe das höchste Wesen, das Gott hervorgebracht, sein besonderer Liebling, dem er sich auf eine eigentlichere Art als allen übrigen Wesen, mittheile, dem er die Enden der Welt zum Erbtheil gegeben, und den er aus besonderer Huld seinen Menschen zum Bruder, Lehrer, Richter und Haupt geschenkt habe.

Weil das Geheimniß der Dreyeinigkeit ein so sehr hohes ist, und alle Kräfte des menschlichen Verstandes übersteigt, weil viele Stellen der Schrift, besonders viele Reden

des Heilandes (wenn man sich nämlich nicht darum bekümmert, sie mit andern Stellen zu vereinigen, welche dieser junge Mensch, von dem die Rede ist, ganz besonders zu erklären gelernt hat), diese Meynung von seiner Person zu begünstigen scheinen, so gestehe ichs, dieser Irrthum erschreckt mich noch nicht so sehr als der andre, und es kann vielleicht nicht unmöglich seyn, für denselben Vergebung zu erhalten.

Es ist eine Unternehmung über meinen Verstand und Kräfte, ihm den Ungrund des Buches, das ihn verführt hat, zu zeigen. Doch möchte ich gern etwas für ihn thun; ich weiß aber nicht, wie ichs anfangen soll. Ich kenne hier niemanden, dem ich seine Situation mit Nutzen, und ohne die Discretion zu verletzen, die er von mir, wie ich glaube, erwarten und fordern kann, entdecken möchte. Aber, liebster Herr Professor, können Sie mir nicht etwan ein Buch vorschlagen, das ihn zurecht zu führen fähig wäre? Ich bin seinetwegen sehr bekümmert. Ich gab ihm, als ich eben das Buch las (es wird ein halbes Jahr seyn), einige Anmerkungen, die ich über die irrigen Begriffe, die der Autor von dem Endzwecke der Sendung des Erlösers in die Welt giebt, aufgesetzt hatte, und von denen ich hoffte, er würde sie gründlicher finden als die Meynungen, wider die ich sie schrieb; allein er hat mir nie darauf geantwortet, und weil ich ihn selten und niemals allein sprach, so habe ich auch nicht das Herz davon zu reden, theils weil ich Widerwillen empfinde, das Vertrauen, das er in mich setzt, zu verrathen, wenn er gleich niemals Verschwiegenheit von mir verlangt hat; theils weil ich mich fürchte, die andern Anwesenden, möchten ein Aergerniß daran nehmen oder auch in Zweifel gerathen.

Beten Sie, liebster Herr Professor, für den armen jungen Menschen. Ich habe Hoffnung, Gott wird seine unschuldige und aufrichtige Seele erleuchten und gewiß machen. Das will ich noch thun; ich will ihm, sobald ich Gelegenheit habe (und die kann ich mir vielleicht durch ein Buch, les moeurs, machen, das er mir itzt zu lesen gegeben hat) bitten, seinen Eifer, tugendhaft zu leben, nie schwach werden zu lassen, sich so viel als möglich von allen Vorurtheilen zu befreien, und eine lange Zeit kein anderes Buch als die Bibel zu lesen und mit einer solchen Gemüthsbeschaffenheit zu lesen, als ob er erst anfinge sich von der Religion unterrichten zu wollen. Aber ich fürchte nur, er wird meinem Rathe nicht folgen, wenn er ihm nicht gar kindisch vorkömmt.

Ich habe auch vor einigen Wochen einen Brief von der Jgfr. Kirchhof erhalten und ihr eine sehr lange Antwort zugeschickt; denn ich bin nun einmal dazu versehn, daß ich lange Briefe schreiben muß.

Die Frau Gräfin Vitzthum wird wohl bald wieder nach Dresden kommen. Wenigstens hat mirs Herr Weise, der Fräulein Musikmeister, gesagt. Aber der Herr Oberpostcommissär von dem sehe und höre ich in der Welt doch gar nichts mehr.

Meine Eltern, bester Herr Professor, und meine Geschwister empfehlen sich Ihnen ehrerbietigst. Ich brauche nichts mehr, um vergnügt zu seyn, als zu hören, daß Sie nicht krank sind, und daß Sie noch lieben

Dresden, den 14. Novbr. 1764.

Ihre gehorsamste und ewig ergebene
Dienerin
C. C. Lucius.

115.

Liebste Mademoiselle!

Da der gute Jüngling, von dem Sie reden, durch ein gefährliches Buch zum Irrglauben ist verführet worden, so hoffe ich aus Liebe zu ihm und aus Vertrauen zu seinem unverderbten Herzen und seinem forschenden Verstande, daß er sich auch durch ein gutes Buch wird wieder zurückbringen lassen. Der beste Rath ist unstreitig derjenige, den Sie ihm schon gegeben haben. Bitten Sie ihn also (und das können Sie auch in meinem Namen thun), daß er das Neue Testament, das er für göttlich hält, mit derjenigen Achtsamkeit des Verstandes und mit aller der Ehrfurcht, Demuth und Willigkeit des Herzens, die wir einem göttlichen Buche schuldig sind, oft und viel lesen und sich von dem wahren Sinne desselben in Ansehung der Gottheit unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi und der Erlösung des menschlichen Geschlechtes durch ihn, zu überzeugen suchen wolle. Der Gott, dem er so gern durch einen aufrichtigen Gehorsam gefallen will und der ihm beides, das Licht der Vernunft und das Licht der Offenbarung, gegeben hat, wird ihn bey der Erkenntniß der wichtigsten Wahrheit der christlichen Religion nicht in Ungewißheit lassen, wenn er aufrichtig zu Werke geht. Will er die Gemüthsverfassung, mit welcher er in der heil. Schrift forschen soll, genau und von Gott bestimmt, wissen, so darf er nur folgende Stelle lesen *): „Laß dein Ohr auf Weisheit Acht haben, und

*) Sprüchwörter Cap. II. V. 2—7.

„neige dein Ohr mit Fleiß dazu. Denn so du mit Fleiß „darnach rufest und darum betest, so du sie suchest wie „Silber und forschest sie wie die Schätze, alsdann wirst „du die Furcht des Herrn vernehmen und Gottes Erkennt„niß finden, denn der Herr giebt Weisheit und aus seinem „Munde kömmt Erkenntniß und Verstand. Er läßt es den „Aufrichtigen gelingen." Aufrichtige Forscher aber in dem göttlichen Worte sind diejenigen, die seine Aussprüche annehmen, wie sie solche finden, und Wahrheiten, welche die Vernunft nicht einsehen kann, glauben, weil sie Gott offenbaret hat, und weil es der Pflicht eines Geschöpfs gegen seinen Schöpfer gemäß ist, ihm auch mit der Unterwerfung unsers Verstandes in seine unendliche Weisheit zu gehorchen.

Kurz, liebste Mademoiselle, ich hoffe von dem Jünglinge, dessen Irrglaube nicht aus einem unartigen Herzen, sondern aus großer Vernunftliebe herfließt, das Beste. Eben der Verstand, sagt ein gewisser Schriftsteller, der da macht, daß ein Scribent vortrefflich ist, macht auch, daß er zweifelt, ob er jemals gut geschrieben hat. Und eben der Verstand, denke ich gegentheils, der da macht, daß unser Jüngling die Wahrheit in seinem Buche gefunden zu haben glaubt, wird auch bald machen, daß er zweifelt, ob er nicht einen witzigen Traum für Wahrheit gehalten habe. Nein, Gott wird ihn bald wieder zur Erkenntniß unsers heiligsten Glaubens an unsern Erlöser mit Furcht und Zittern gelangen lassen; das hoffe ich und darum bete ich, daß er noch einer der würdigsten, eifrigsten und glückseligsten Christen werden möge. — Grüßen Sie ihn in meinem Namen aufrichtigst und liebreichst.

Unter den vielen Schriften der Gottesgelehrten, aus denen sich dieser Ungenannte belehren könnte, weiß ich kaum

eine Wahl zu treffen. Wollte er etwas Kurzes von einem tiefdenkenden und sehr frommen Theologen lesen, so würde ich D. Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes in zwölf Predigten, und unter denselben vornehmlich die erste von der Gerechtigkeit Gottes über die Sünden mit dem Verstande, die zwote von der Weisheit des göttlichen Rathschlusses, daß uns der Glaube zur Seligkeit helfen soll, und endlich die achte, daß die rechte Annehmung Christi zur Ehre Gottes gereiche, vorschlagen. So wünschte ich auch, daß er Leland's Abriß der deistischen Schriften (aus dem Engl. übers. Hannover, 1755, 8.), ein herrliches Buch, mit lesen möchte. Will er den Glauben der Christen von der Versöhnung nach den Lehren der Schrift vorgetragen sehen, so könnte ich ihm Wichmann's Betrachtungen über den Glauben der Christen (Hamburg, 1763, 8.) nennen, und vielleicht dürfte er nur bis zur fünften Betrachtung lesen S. 347, und wenn ihm noch Zweifel oder Schwierigkeiten im Lesen einfielen, sie gleich und kurz auf ein Papier setzen. Sie sollen ihm beantwortet werden. — Eine umständliche Ausführung der Wahrheit von der Gottheit Christi kann er in Canz fortgesetzten Betrachtungen des sel. Reinbecks über die Augspurgische Confession finden, und zwar in 5. Th. Betr. 47, S. 56. Es fallen mir hier ein paar kleine Bücher ein, die zwar nicht unmittelbar für unsern jungen Menschen gehören, die aber überhaupt den jungen und alten Zweiflern zu empfehlen sind, ich meyne Pontoppidan's Kraft der Wahrheit in verschiedenen Beyspielen der Religionsspötter ꝛc. (Copenhagen, 1759, 8.) und D. Samuel Squire strafbare Gleichgültigkeit in der Religion ꝛc. (aus dem Engl. Leipzig, 1764, 8.) Alle diese Schriften, die Reinbeckischen Betrachtungen

ausgenommen, werden etwan drey oder vier Thaler kosten. Noch ein Wort: Wenn dem ungenannten Herrn die lutherische Uebersetzung des N. Testaments etwa zu geläufig ist, so bitten Sie ihn, daß er die Heumannische, oder im Französischen die von Lenfant und Beausobre nimmt. Und hiermit leben Sie wohl, liebe Mademoiselle, und danken Sie Gott, daß Sie so glücklich sind, sich um die Wohlfahrt einer Seele verdient machen zu wollen und auch zu können.

Leipzig, den 21. Novbr. 1764.

Gellert.

116.

Theuerster Herr!

Ich habe heute die unvermuthete Freude gehabt, den Herrn Oberpostcommissär zu sehen, aber er will schon morgen früh wieder fort. Wenn es nicht früher geschieht, als ich zu ihm schicken kann, wird er mir vielleicht dieses Briefchen selbst mitnehmen, welches ich Ihnen, liebster Herr Professor, nur schreibe, um Ihnen für Ihren letzten gütigen Brief zu danken, und für den Antheil, den Sie an der unglücklichen Verfassung des irrenden Jünglings nehmen. Ich will Sorge tragen, mich alles dessen, was Sie vorschlagen, zu bedienen. Ich studire noch darauf, wie ichs anfangen will; denn es ist gewiß ein Vierteljahr, daß er nicht in unser Haus gekommen ist; er schickt mir nur immer ein Buch nach dem andern zu lesen. Jtzt habe ich Dit-

ton's Beweis der Religion aus der Auferstehung Christi von ihm angefangen. Dieses Buch empfahl ihm vor einiger Zeit in meiner Gegenwart, ein junger Theolog. Nach dem aber, was ich darinnen gelesen habe, halte ichs doch nicht recht von der Art Büchern zu seyn, wie er sie eigentlich nöthig hat.

Ich will indessen, liebster Herr Professor, mit Ihnen das Beste hoffen und in der That, wenn ich nur allein an den jungen Menschen denke, so wird es mir gar nicht schwer, es zu thun. Fällt mir aber das Buch ein, das ihn verführt, und die mannichfaltigen Fallstricke, wodurch er in Irrthum gezogen worden, und denke ich an die Menge listiger Hindernisse, die es dem Eingange der Wahrheit und selbst der Autorität der heiligen Schrift entgegen setzt, so vermehren sich meine Sorgen. Sollten die gütigen Bemühungen, die Sie, bester Herr Professor, für ihn angewandt haben, einen Erfolg zuwege bringen, wie wir ihn wünschen, so werde ich gewiß Ihnen und mir die Freude machen, Ihnen davon Nachricht zu geben.

Die Igfr. Kirchhof hat an Herrn Zeis geschrieben, daß sie ihre gute Freundin, die nach Berlin geheyrathet, verlieren wird; das ist betrübt genug für sie. Aber da, wie Bruyère sagt, es fast immer wahr ist, daß die angenehmsten Dinge und die wir am liebsten geschehen sehen, doch nicht auf die Art und zu der Zeit und mit den Umständen geschehen, wie man sie eigentlich gewünscht hätte, so muß sie sich trösten und versuchen mit dem Gedanken vergnügt zu seyn, daß ihre Freundin, wie sie glaubt, glücklich und gut versorgt seyn wird. Und daß sie mich hat, an die sie schreiben kann, wenn sie jener Freundin Gesellschaft vermißt, das kann sie auch noch zu ihrem Troste

mitnehmen. Ich denke, nun soll sie es Ihnen zweyfach danken, daß Sie uns einander bekannt gemacht haben. Leben Sie recht wohl, theuerster Herr Professor. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihre

Dresden, den 23. Nov. 1764.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

117.

Liebste Mademoiselle!

Ich weiß nicht, warum ich nicht eher auf ein sehr dienliches Buch für den Ungenannten, das ich selbst besitze und mehr als einmal gelesen habe, warum ich, sage ich, nicht eher darauf gefallen bin, als bis mich ein Freund daran erinnert hat. Hier ist der Titel: D. Joseph Butler's, Bischoffs zu Durham, Bestätigung der natürlichen und geoffenbarten Religion aus ihrer Gleichförmigkeit mit der Einrichtung und dem ordentlichen Laufe der Natur. Aus dem Englischen. Leipzig, 1736, 8. Sowohl die Neuheit als die Gründlichkeit des geführten Beweises muß auf einen aufmerksamen Leser viel Eindruck machen. Anstatt Ihres Ditton's würde ich lieber eines englischen Edelmanns, Gilbert West, Anmerkungen und Betrachtungen über die Auferstehung Jesu Christi und derselben Zeugnisse (Berlin, 1748, gr. 8.) vorschlagen. Wenigstens würde ich es dem Ungenannten nicht vergeben, wenn er sich nicht überwinden könnte, von S. 202 bis zu Ende S. 208 zu lesen.

So wünschte ich auch, daß er sich mit Jacob Bernard's, ehemal. Professors der Philosophie u. Mathemat zu Leiden, Abhandlung von der Vortreflichkeit der christlichen Religion, bekannt machen möchte, wenn ihm ander die Religion am Herzen liegt. Die deutsche Uebersetzun dieses Buchs, wenn er es nicht lieber im Französischen lese will, ist gut. (Rostock, 1754, 8. mit einer Vorrede vo dem sel. D. Baumgarten).

Sie aber, liebste Mademoiselle, bitte ich als Ih Freund, sich das Lesen solcher Werke, wie die religio essentielle ist, von dem Sie selbst gestehen, daß es schwe zu widerlegen sey, nicht oft und nicht zu sicher zu erlaube Ich denke von Ihrem Verstande und Ihrem Herzen sel gut, das können Sie gewiß glauben. Aber wenn ich au noch so gesund und munter wäre, so würde ich doch, selb mit dem besten Präservative versehn, nicht gern ohne Ber in ein Lazareth gehn. Ich will die Bücher nicht gern a die Post geben, sonst schickte ich den Buttler und We mit. Vielleicht hat sie der Herr Geh. Cammerrath Wagner. Mein Bruder ist glücklich hier angekommen un empfiehlt sich Ihnen bestens. Leben Sie wohl, lieb Freundin.

Leipzig, den 4. Dec. 1764.

Gellert.

Noch ein Buch:

Défense du christianisme. Préservatif contre u ouvrage intitulé: Lettres sur la religion essentielle l'homme, par François de *Roches*, Pasteur de l'églis de Genève. Lausanne et Genève, 1740, 8. 2 Voll.

Die Religion essentielle ist von der Mademoisell Huber zu Lyon.

Nur noch ein Wort. Streichen Sie unter den angezeigten Büchern Wichmanns Betrachtungen aus. Ich fürchte, sie sind zu weitschweifig und hin und wieder zu seicht geschrieben, als daß sie einem Zweifler gefallen oder genug thun sollten. Vielleicht finde ich ein besseres Buch. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, das ich ergebenst grüße.

118.

Theuerster Herr Professor!

Nur einige wenige Zeilen, um Ihnen gehorsamst für die viele und gütige Versorge zu danken, von der ich wünsche, daß mein Ungenannter dahin gebracht werden möge, sie selbst mit dem Danke, den sie verdient, zu erkennen und zu verehren. Aber ich werde sie ihm nicht eher bekannt machen, als bis ich sehe, daß er geneigt ist, es zu thun, und daß ers eifrigst wünscht. Und wenn er so unglücklich bleiben sollte, daß ich dieses nicht von ihm erwarten dürfte, so will ich ihn wenigstens von der Sünde erretten, die Versorge des besten und gütigsten Mannes wissentlich mit strafbarer, halsstarriger Undankbarkeit von sich gewiesen zu haben. Jetzt aber will ich immer noch bessere Hoffnungen von ihm fassen.

Buttler's Uebereinstimmung der natürlichen und geoffenbarten Religion hat er selbst. Ich denke, daß er sich dieses Werk nur erst angeschafft hat, wenigstens hörte ich ihn niemals davon reden. Diese Woche aber bot er mirs in einem Briefe an, jedoch ohne seine Meinung davon

anzuzeigen; nur der bloße Titel, unter mehr als ein
Dutzend andrer Bücher, von denen er nichts mehr als
bloßen Titel geschrieben hatte. Auf den Sonntag will
zu mir kommen; vielleicht kann ich da mit ihm spred
Dafür, dächte ich, wollte ich stehen, daß er den Berna
und alle Bücher, die ich ihm vorschlagen werde, lesen w
Bernard's Vortrefflichkeit der Religion habe ich vor
len Jahren deutsch gelesen, ich kann mich aber nicht m
besinnen, wer mirs gab. Ich will aber schon sehen,
ichs ihm schaffe, wie auch den West. Ich habe mirs ol
dem vorgenommen, der Frau Geh. Cammerräthin Wag
die nächste Woche aufzuwarten. Vielleicht finde ich
Gelegenheit, davon zu reden und sie vom Geh. Cammer
zu bekommen, wenn er sie hat.

Liebster Herr Professor, verlassen Sie sich darauf,
ich die Unvorsichtigkeit, die ich in Ansehung der relig
essentielle begieng, nicht wieder begehen werde. Ich s
die Nothwendigkeit, Ihrem Rathe hierinnen zu folgen,
ich will es hier so gern und willig als in jeder an
Sache thun. Auch habe ich mirs vorgesetzt, niemals
das bloße Wort andrer, wenn ich sie nicht recht ge
kenne, eine Schrift zu loben und anzupreisen.

Glauben Sie, theuerster Herr Professor, daß ich
Wohlthat, die Sie dem Ihnen ganz unbekannten Mens
zu erweisen sich bemühen, nicht stärker empfinden kön
als wenn Sie Ihre Hand ausstreckten, mich selbst aus
Verderben zu retten.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ih
und dem Herrn Oberpostcommissär nebst mir ganz ge
samst. Ich und mein Bruder und meine Schwester ha
den Abend bey Herrn Zeis zugebracht. Er bat mich,

er hörte, daß ich Ihnen noch einige Zeilen zu schreiben gedächte, Ihnen seine Ehrerbietung zu bezeigen.

Bleiben Sie, liebster Herr Professor, von der meinigen fest versichert; ich werde niemals aufhören zu seyn

Ihre

Dresden, den 7. Decbr. 1764.

ehrerbietigste und gehorsamste
Dienerin
C. C. Lucius.

119.

Theuerster Herr Professor!

Ich wünsche mehr als ich es hoffe, daß Sie sich wohl befinden, und diejenige Gesundheit und Munterkeit, um die ich täglich für Sie bitte, mit in das vor wenig Tagen angefangene Jahr mögen herüber gebracht haben. Ich bin vor acht Tagen bey der Frau Gräfin Vitzthum gewesen, und da habe ich Ihrentwegen, liebster Herr Professor, nichts gehört, was mich eben hätte erfreuen können. Es ist wahr, die Gräfin wußte nichts Eigentliches von Ihnen. Sie sagte nur, Sie hätten ihr nicht geschrieben, Sie hätten sie nicht besucht, und das Letztemal, als sie Sie gesehen hätte, wären Sie gar nicht wohl gewesen, und sie stand in Sorgen, Sie möchten es noch nicht seyn. O wollte Ihnen doch Gott in dem itzigen Jahre Gesundheit und neue Kräfte auf ein langes gesegnetes Leben schenken!

Die Frau Gräfin befindet sich recht wohl, auch die Fräulein, der Herr General und Mademoiselle Paret.

Ich habe sie alle gesehen, die beiden Herrn von Schönfeld ausgenommen. Den ältesten kenne ich noch gar nicht. Die Frau Gräfin befahl mir, sie Ihnen bestens zu empfehlen. Auch der kleine Herr Seidelin hat mich in einem Briefe vom 8. Decbr. gebeten, dieses aufs gehorsamste und ehrerbietigste zu thun. Er ist itzo in Copenhagen in dem Hause des Staatsrath von Jeßen, und er schreibt mir, daß der Herr Professor Schlegel vor einigen Wochen eine sehr gute Fräulein aus diesem Hause geholt habe. Aber vielleicht wissen Sie diese und noch mehrere Dänische Neuigkeiten eher und besser als ich. Ich darf Seidelin doch wohl in Ihrem Namen grüßen, liebster Herr Professor? Meine Antwort und meiner Schwester ihre sind schon fertig, und ich warte nur noch auf meinen Bruder, um sie fortzuschicken.

Vor einiger Zeit meldete ich Ihnen, daß der Herr von Charpentier Ihr Portrait mit sich nach Freyberg genommen, um es abzuzeichnen. Nun ist es fertig; vorgestern kam es wieder. Er hat es nicht mit schwarzer Kreide gezeichnet, wie Mylius der Frau Gräfin ihres, und die Fräulein Langen meines, sondern er hat es getuscht; aber es ist sehr schön gerathen und ganz unverbesserlich ähnlich. Ich glaube, es würde mich dauern, wenn ichs nicht meiner lieben Kirchhof bestimmt hätte, die ich gewiß herzlich liebe. Morgen oder übermorgen wird der Rahmen und das Futteral dazu fertig werden, und auf den Freytag, ob ich wohl auf meine letzten Briefe noch keine Antwort habe, schicke ichs fort, denn ich bin in größter Eil, ihr eine Freude zu machen, die ich schon im Voraus genieße. Sie weiß noch gar nichts davon, daß ichs ihr habe wollen zeichnen lassen. Ich habe nur immer versprochen, daß ichs ihr,

wenn ich eine sichere Gelegenheit fände, auf etliche Tage zum Ansehen schicken wollte. Nun aber ist es viel besser; denn es würde ihr allemal weh gethan haben, es wieder von sich zu lassen, und sie behält dadurch ein immerwährendes Denkmal von meiner Freundschaft sowohl als auch zugleich von der Ihrigen, gütiger Herr Professor.

Es ist wohl sehr lange, daß sie Ihnen nicht geschrieben hat? und es ist auch lange, dächte ich, daß ichs nicht gethan habe, und doch hätte mir die itzige Zeit so sehr gute Gelegenheit dazu gegeben. Aber ich weiß, Sie werden itzt eine Menge Briefe erhalten und sich ganz müde daran gelesen haben, und vielleicht hielten Sie es für bescheidener, wenn ich Sie mit dem meinigen noch verschonte. Allein, liebster Herr Professor, ich kann mich eines Rechts nicht begeben, welches sich alle Ihre übrigen Correspondenten anmaßen oder doch anmaßen zu können glauben, und ich mag mich auch betrachten, wie ich will, ich gehöre nun einmal mit zu Ihren Correspondenten; denn Sie haben nun einmal mit diesem Prädicat beehrt

Ihre

Dresden, den 6. Jan. 1765.

dankbarste und gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

Meine Eltern und Geschwister bezeugen Ihnen durch mich ihre besondere Hochachtung und Ehrerbietung mit den eifrigsten Wünschen für die Wohlfarth, Ruhe und Dauer Ihres so theuern Lebens. Dem Herrn Oberpostcommissär wünsche ich eine glückliche Reise nach Dresden, wenn er nicht schon auf dem Wege ist.

Noch ein Wort, bester Herr Professor, ehe ich zusiegle. Buttler's Bestätigung habe ich nun gelesen. Ich hoffe,

der junge Mensch, von dem Sie wissen, soll, wenn er i
seinen Nachforschungen so aufrichtig ist, als er sich stell
doch diesen Nutzen davon haben, daß die Offenbarung be
ihm wieder ihr voriges Ansehen erhalten wird, wenn sie dav
verloren haben sollte, und daß er (welches vielleicht da
Schwerste ist) in den Umfang menschlicher Einsichten ei
bescheidenes Mißtrauen setzen und ihre Unzulänglichkei
Einschränkung und Betrüglichkeit empfinden und begreife
wird. Aus diesem Grunde schmeichle ich mir, er werde d
Lehre von der Genugthuung annehmen, welche in der H
Schrift deutlich ausgedrückt ist, ob es aber in Ansehun
der persönlichen Gottheit des Erlösers gleichfalls zu erwar
ten ist, davon, denke ich, kann man nichts sagen. Ic
habe ihm Ihre Anweisung nach der aus den Sprüchwörter
Salomonis angeführten Stelle die Schrift zu lesen gegebe
und ihm gerathen, dasjenige, was ihm darinnen dunkel un
unauflöslich vorkömmt, lieber den Erleuchtungen eines künf
tigen Zustandes zu überlassen, als sich durch eigenmächtig
Erklärungen irre zu führen, welches auch Buttler haben
will. Dieses habe ich auch schriftlich gethan, denn ich kann
von solchen Materien nicht mit ihm sprechen, weil immer
zu viel andere Leute dabey sind. Letzthin wurde doch ein
mal diese Streitfrage vorgebracht. Es war aber einer zu
gegen, der zwar auf der Seite der Orthoderen ist, aber in
alles, was er sagte, soviel Griechisches und fremde Kunst
wörter brachte, daß ich wenig verstund und lieber gar nichts
sagte. Ueberhaupt mag ich nicht gern disputiren, ob ich
wohl nie etwas behaupte, davon ich nicht Gründe hätte,
die wenigstens für mich überzeugend wären. Aber ich weiß
es schon, ich bin so leicht aus der Sache zu bringen und
verirrt zu machen, zumal wenn die Andern nicht genau

dabey bleiben, und ich getraue mir nicht, von so wichtigen Materien so zu sprechen, als geschehen muß, und vielleicht gehört eine Kenntniß dazu, die ich nicht besitze, und eine Kunst Schlüsse zu machen, die ich nicht verstehe.

Leland's Abriß habe ich gestern erhalten und ich will es ihm zu lesen geben. D. Crusius Erläuterung werde ich bald bekommen. Unterdessen habe ich ihm einen andern Band Abhandlungen von diesem Gottesgelehrten gegeben, die ihm vielleicht nützen können. Zwey Predigten, die ich darinnen las, brachten mich auf den Gedanken; es waren die erste von den ungläubigen und lehrbegierigen Fragen, und eine andre von der Beschämung des Unglaubens durchs göttl. Wort. Ich habe sonst nie etwas von diesem Autor gelesen oder zu lesen gewünscht, weil man mir ihn, als dunkel, schwer und unverständlich beschrieben. Vielleicht aber mag er das nur in seiner Philosophie seyn, denn in den Predigten finde ich seinen Vortrag gründlich und sehr deutlich, ich lese ihn recht gern.

Das Buch Défense du christianisme soll nicht gut gerathen seyn. Das haben mir durchgehends Leute gesagt, die für und wider die Religion essentielle sind.

120.

Liebster Herr Professor!

Ich habe vor einigen Tagen eine Erklärung von meinem Irrgläubigen erhalten, die mir von seiner Gemüthsbeschaffenheit bey seinen Zweifeln, oder, wenn man will, Irrthümern, einen solchen Begriff giebt, daß ich nunmehro weniger Ursache zu finden glaube, seinetwegen beunruhigt zu seyn, als ich zuvor dachte. Erlauben Sie mir, liebster Herr Professor, daß ich mir einen langweiligen Abend damit angenehm mache, daß ich Ihnen einen kleinen Abriß davon gebe. Vielleicht sagen Sie mir alsdann, ob ich wirklich Grund zu denken habe, daß seine Seele wirklich in einem solchen Zustande ist, in welchem sie von Gott die Gnade erwarten kann, von demjenigen, was eigentlich Wahrheit ist, auf eine ungezweifelte Art überzeugt zu werden. Ich sollte es meynen, er scheint mir so aufrichtig;

> Et une ame sincère, parcequ'elle sait douter, mérite qu'il l'éclaire.

Er glaubt, es sey seine Pflicht zu untersuchen. Diese Untersuchung hat ihn zur Kenntniß verschiedener Meynungen geführt. Eine davon muß Recht haben. „Wer, fragt er, „soll den Ausspruch thun, nachdem die ganze Welt Partey „geworden? Wo sollen wir den Richter suchen? In der „Schrift? Ja; aber so sagen wir alle, und doch ist die „Uneinigkeit dadurch nichts weniger als gehoben. Alle wäh„len einen und eben denselben Richter. Jeder behauptet, „daß dieser gemeinschaftliche Richter besonders für ihn den „Ausspruch gethan habe, und jeder macht den andern solche „Widersprüche, daß wir, zum zweytenmale einstimmig,

„einen andern Richter zu wünschen uns nicht entbrechen „würden, wenn nicht der erste versichert hätte, daß dieser „Wunsch Verwegenheit sey. Und welchen Schluß soll wohl „der dritte Mann in dieser Uneinigkeit fassen? Ich stelle „mir unter dem dritten Manne einen solchen vor, der eben „so unparteyisch, als von der unumgänglichen Nothwendig„keit, einen Schluß zu fassen, überzeugt ist. Soll er blind„lings die erste Partey verstärken? sie wird ihm im Ver„trauen sagen, die letztern wären alle Betrüger. Oder soll „er nicht vielmehr der letztern Beyfall geben, die ihn mit „Beweisen von den Fehlern der ersten übertäuben wird?" u. s. w.

„Wenigstens, fährt er fort, kann ich mich zur Zeit „noch zu Keinem von beiden entschließen. Alles zu wissen, „ist mein Verlangen; alles zu prüfen, meine Bemühung; „alles Gute zu behalten, mein Vorsatz; und fertig zu seyn, „Antwort zu geben jedermann, der Grund fordert von der „Hoffnung, die in mich gelegt ist, mein sehnlich gewünsch„ter Endzweck.

„Ob hierzu meine Kräfte zu unvermögend und meine „Jahre zu bestimmt seyn werden, das weiß ich nicht; aber „das weiß ich, daß, so uns unser Herz nicht verdammt, „wir schon eine Freudigkeit zu Gott haben. Wenn wir „alles gethan haben, was wir zu thun schuldig waren, ja, „was wir, meiner Einbildung nach, in unsern Zeiten und „Umständen, gar zu thun nicht unterlassen konnten, gesetzt „wir blieben noch ziemlich unnütze Knechte, so bleiben wir „doch nach Vermögen, ob schon in Wenigem, treu." (Mich dünkt, man könnte das so auslegen, als ob ers fürs Beste hielt, lieber auf dem Wege einer aufrichtigen Nachforschung der Wahrheit in einen Irrthum zu gerathen oder im Zweifel zu

bleiben, als eine Wahrheit blindlings und ohne Untersuchung anzunehmen.)

Er sagt ferner: „daß er die unvollkommenste Erkenntniß gegen eine träge Unwissenheit nicht vertauschen wollte, „und daß er sich vorwerfen würde, an sich selbst untreu „gehandelt zu haben, wenn er bey aller Wahrscheinlichkeit, „daß seine Erkenntniß wirklich einer Verbesserung und „Wachsthums bis ins ewige Leben fähig sey, derselben mit „Willen und Vorsatz Gränzen gesetzt hätte."

Dieses alles sagt er mir nur in der Absicht, mir von seiner Denkungsart in diesem Stücke Rechenschaft zu geben. Er spricht: „er gäbe allen Menschen zu dem Entschlusse, „die Entscheidung ihrer Zweifel in der Schrift zu suchen, „seinen vollkommensten Beyfall, und (Gott wüßte es) aus „mehrern Ursachen, als weil dieses ein Vorsatz sey, zu dessen Ausführung er seit verschiedenen Jahren alle nur zu „ersparende Zeit angewandt habe." Er sagt mir aber: „es „sey mehr Schwierigkeit dabey zu erwarten, als ich mir „wohl vorstellte." Er thut zwey Wünsche für alle, die sich hierauf einlassen. Entweder sie sollen „alle die Schwierigkeiten vermeiden, über deren Auflösung er öfters lange „Zeit sehr bekümmert gewesen, oder sie sollten in dieser „Verlegenheit selbst alle die Beruhigung finden, welche ihm „die Fortsetzung seiner Bemühungen täglich angenehmer „machte."

Crusius Erläuterung des vernünftigen Gottesdienstes will er lesen, auch Gilbert West. (Ich werde, wenn der Geh. Cammerrath Wagner wiederkommen wird, hingehen und ihn bitten, wenn er dieses Buch hat, es mir zu leihen.) Den Leland will er auch lesen, wenn ich denke, daß er ihm gut ist. Ich habe nur erst angefangen, darinnen zu

lesen. Es steht viel Schönes darinnen, aber mein Freund gehört wohl nicht in die Classe der Deisten, zum wenigsten nicht ganz. Einer von seinen Freunden, von dem ich Ihnen, liebster Herr Professor, gesagt habe, daß er mir zu griechisch disputirt, übernahm es, ihm Beweise aus der H. Schrift für die persönliche Gottheit unsers Erlösers zu geben. Er gab mir sie, weil ich sie verlangte, und fügte einige von seinen Beweisen für das Gegentheil hinzu, um sich wenigstens, sagt er, aus dem Verdachte zu retten, als wollte er wider allen Dank und aus einer Art von Eigensinne andrer Meynung seyn.

Unser Wissen ist nur Stückwerk. Vielleicht ist seines noch unvollkommener, als vieler andern Menschen ihres; aber sollte ihn dieses von der Fähigkeit ausschließen, nach dem Tode in Erkenntniß zu wachsen? Vielleicht wäre das Glücklichste, was ihm begegnen könnte, der Tod, wo alle äußerlichen Hindernisse hinwegfallen und seinem aufgeklärtern Verstande das wahre Geheimniß der Gottheit eröffnet werden würde. Ich gestehe es, liebster Herr Professor, ich denke, daß ein Irrthum dieser Art nichts schaden kann. Es wäre ein großes Unglück, wenn dieses nicht so seyn sollte; denn ich sehe gar nicht, wie hier etwas zu thun ist. Die Sache, worüber gestritten wird, ist keiner Demonstration fähig. Man muß sich schlechterdings auf eine Offenbarung berufen, und da glaubt man schon viel gewonnen zu haben, wenn ein Zweifler ihre Autorität zugesteht und ihre Aussprüche anzunehmen geneigt ist. Wenn nun aber ein solcher Zweifler selbst in dieser Offenbarung dasjenige erklärt zu sehn glaubt, was ihm der andre als Irrthum beweisen will, thäte er da nicht Unrecht, wenn er wider seine Einsicht (nehmlich so lange ihm seine Begriffe in der

Schrift gerechtfertiget scheinen, gesetzt er verstünde sie unrecht) andre Begriffe (und wenn es auch die wahren wären) annähme, deren Grund er einzusehen nicht fähig ist? Ich denke, daß die Menschen nach ihren Absichten und Zwecken, und bey den Mitteln dazu, nach ihrer Erkenntniß, gerichtet werden sollen. Freylich mag bey den Mitteln zu den meisten Endzwecken viel auf die Moralität der erstern mit ankommen, wenn auch die letzten unstreitig lobenswürdig sind. Aber hier, bey dem Endzwecke, wovon wir reden, habe ich kaum einen Begriff davon, wie bey den Mitteln dazu Moralität statt finden könnte.

Vorgestern erst ist Ihr Bildniß mit einem Briefe von mir, zu meiner Kirchhofin abgereist. Warum es sich so lange verzogen? O! es entstand ein großer Streit darüber. Meine Eltern wollten, ich sollte es behalten, und Herr Zeis (ich weiß gar nicht warum) sagte auch, ich könnte es ihr wohl schicken, aber lassen sollte ichs ihr nicht; und das alles kam ungefähr darauf hinaus, daß das Bild sehr schön wäre, und daß es wohl für sie, die mir ganz unbekannt wäre, (weil ich sie nie gesehen habe — und hier dachte ich, ist mir denn der Herr Professor also auch ganz unbekannt? ich habe ihn ja auch niemals gesehen —) zu gut seyn möchte. Das alles machte mich zweifelhaft, daß ich mir einige Tage Bedenkzeit nehmen mußte. Endlich entschloß ich mich: Es ist für sie bestimmt gewesen, sagte ich zu mir selbst, Charpentier hat mirs blos deswegen gezeichnet, sonst wäre es vielleicht gar nicht geschehen; sie liebt den Herrn Professor so herzlich, und mir wird sie's sehr vielen Dank wissen. Soll ich nicht die Freude haben, ihr eine Freude zu machen? Warum soll ich einen Entschluß ändern, den ich ein ganzes Vierteljahr hindurch behalten habe? Weil das Bild sehr

schön ist? Je, das ist ja besser, als wenn's schlecht wäre. Es läßt nicht hübsch, wenn wir etwas für Freunde zu gut halten. Was wäre es, wenn ich ihr etwas Gleichgültiges schenkte, etwas, das mir gar nicht oder nur halb lieb wäre? — Hierzu kam noch meine Schwester, die sagte mir, es wäre eine Art von Neid, zwey Portraits behalten zu wollen, da die Andre gar keins hätte; und so schickte ichs fort und weiß es, daß ichs nicht wieder zu sehen bekomme; dennoch bin ich sehr vergnügt, daß ichs gethan habe, und freue mich auf ihre Antwort. Nicht wahr, liebster Herr Professor, Sie billigen es, daß ichs so gemacht habe? Und das billigen Sie auch, daß ich schließe. O wenn Sie nur nicht krank wären! Ich muß nur zur Frau Gräfin Vitzthum und zur Frau Geh. Cammerräthin gehen, damit ich erfahre, was Sie machen und wie Sie sich befinden. Der Herr Oberpostcommissär kömmt nun wohl nicht nach Dresden? Ich schriebe gern einmal an ihn; aber ich weiß nicht, was ich ihm sagen soll, ich bin ganz aus der Gewohnheit gekommen. Leben Sie wohl, bester Herr Professor. Ich mache mir die größte Ehre daraus, zeitlebens zu seyn

Ihre

Dresden, den 15. u. 16. Jan. 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

121.

Hochzuehrender Herr Professor!

Ich bin itzt gleich in einer solchen Verfassung, daß ic mich nach einer Art von Vergnügen sehne, welches ich i keiner andern Beschäftigung anzutreffen weiß, als wenn ic mir die Freyheit nehme, an Sie zu schreiben.

Es ist wahr, Sie haben mich wohl seit drey Monate und länger mit keinem Briefe beehrt, und dieß sollte mic vielleicht furchtsam machen; aber ich denke nicht, daß ic mein Privilegium zu schreiben verliere, wenn Sie mir gleic meine Pension schuldig bleiben, und ich würde nicht zu ent schuldigen seyn, wenn ich an Ihrer Gütigkeit zweifel könnte, und mich nicht täglich durch die großen Beweise die Sie mir davon gegeben haben, zur Dankbarkeit un Liebe gegen meinen theuersten Herrn Professor aufmun tern ließe.

Ich habe seit der Zeit, als ich unmittelbar von Ihne selbst etwas zu hören nicht die Freude gehabt, doch di Frau Gräfin Bitzthum und einmal die Frau Geh. Cam merräthin Wagner gesprochen, und von Ihrer Gesundhe wenigstens keine traurige Nachrichten gehört.

Ich bin besorgt gewesen, ob wohl mein letzter Bri Sie verdrüßlich gemacht haben möchte. Aber, liebster Her Professor, Sie sollen mit keinem von der Art mehr beun ruhiget werden. Ich habe meine Ueberlegungen gemach und ich verlasse die Unternehmung, einem Irrenden di Wahrheit zu lehren, vornehmlich seitdem ich dafür halte daß sein Zustand ihm keine Gefahr droht. Lockens christianisme raisonnable, welches ich kürzlich gelesen un

um soviel zuversichtlicher gelesen, da D. Leland in seinem Abrisse sich öfters darauf beruft und sonst keine Warnung darwider anbringt, hat mich in dieser meiner Meynung und überhaupt in meiner Liebe zur Toleranz noch mehr bestärkt und ich bin mit dieser Lectüre sehr zufrieden gewesen.

Unser Irrender nun hat eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit, welches ich wenigstens hoffe, und Christus und seine Apostel, dieselbigen mögen ihn lehren. Zwar weiß ich, und Locke sagt es auch, es ist die Schuldigkeit eines jeden Menschen, daß er sich bemühe, die Wahrheit von allem dem, was er von Gott geoffenbaret zu seyn glaubt, einem Andern auch erweislich zu machen; aber ich finde, daß mir das nöthige Maaß von Weisheit hierzu nicht gegeben ist. Er besitzt eine Stärke des Raisonnements, die ich nicht habe, und ich halte es für weit besser, gute Gründe gar nicht, als schlecht zu vertheidigen. Ja, wer weiß, wenn mir ein solcher Versuch ein oder mehrmal mißglückte, ob ich nicht verleitet werden möchte, von der Gewißheit und Richtigkeit meiner Sache zweifelhafte Gedanken zu fassen. Dieß hindert mich indessen nicht, ihm alle die guten Bücher zu empfehlen und zu verschaffen, die Sie, gütiger Herr Professor, vorgeschlagen haben (itzo hat er den Crusius); aber ich will es vermeiden, ihn um seine Meynung darüber zu befragen oder mich über eines derselben mit ihm einzulassen. Ich werde mich freuen, wenn diese Partey, die ich ergriffen habe, Ihren Beyfall erhält.

Ich weiß nicht, ob ichs Ihnen schon gesagt habe, daß ich und meine Schwester itzt die englische Sprache studiren, doch ohne Lehrmeister, und nur um soviel zu lernen, als wir zu unserm Vergnügen, zum Lesen, brauchen; weiter geht unsre Absicht nicht. Wir kommen besser damit fort,

als ich mirs vorstellte. Der Herr Hofrath Krebel hat uns zum Anfange einige Bücher geliehen, die wir mit Hülfe unsrer Grammatik und Wörterbuchs, diesen Winter durchlesen haben. Wenn wir nun täglich etwas Englisches lesen, (denn auf andre Art können wir uns ohnedem nicht üben) hoffen wir schon noch unsern vorgesetzten Endzweck zu erlangen.

Die Frau Gräfin Vitzthum und ihre Fräulein sahe ich zuletzt am verwichenen Dienstage. Sie sagten, sie fingen nun schon wieder an auf ihre Abreise zu denken.

Vielleicht ist es Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen, ehe ich schließe, noch ein Wort von Herrn Zeis sage, welcher, soviel ich weiß, Ihnen lange nicht geschrieben hat. Er befindet sich mit seiner Familie wohl, nur daß er über den Tod seiner Schwägerin (ihr Gemahl ist der Obrist Lieutenant und Kreiscommissär des Erzgebirgischen Kreises Petrikowsky) sehr betrübt ist, vornehmlich weil sie dreyerley Kinder und Stiefkinder aus verschiedenen Ehen, und darunter aus der letzten Ehe vier sehr junge Kinder, wovon das kleinste nur vier Jahr alt ist, verwaist hinterlassen hat. Demungeachtet aber hat Herr Zeis diese Woche unsrer Familie einen großen Dienst erwiesen, indem er es durch seine Vermittelung dahin gebracht, daß ein armer Rector seinem Schwiegervater, der meiner Mutter leiblicher Schwager und Pastor in Sebnitz ist, substituirt worden, welches für diese Familie eine große Ursache zur Freude und tausend Segenswünschen für den guten Herrn Zeis seyn wird.

Ich würde diese für Sie sehr wenig merkwürdige Geschichte hier gar nicht berühret haben, wenn ich nicht wüßte, daß Sie es gern hören, wenn Jemanden Gutes und zwar

durch die Hand Ihrer Freunde geschicht. Leben Sie wohl, liebster Herr Professor, und glauben Sie, daß ich mit ehrerbietigster, ewigdauernder Ergebenheit bin

Ihre

Dresden, den 16. März. 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

122.

Liebste Mademoiselle!

Es giebt Leute, die ihre Lieblingsmeynungen, wenn man sie ihnen streitig machen will, nur desto fester halten, und die solche hingegen, wenn sie Niemand bestreitet, satt werden und oft mit bessern vertauschen. Ich hoffe, Ihr Ungenannter soll unter diese Classe gehören. Wenigstens denke ich, wenn die Menschen sein System zu dem ihrigen machten, er würde es nicht mehr so schön finden und aus Liebe zum Neuen und zur größern Scharfsichtigkeit bald ein andres ergreifen. Uebrigens hat er ohne unsre Widerlegung Hülfsmittel genug, sich eines Bessern zu belehren, wenn dieses sein Wunsch ist; denn er kann ja die besten Bücher in mehr als einer Sprache um Rath fragen. Und wenn ihn diese, von so großen und gottseligen Männern geschrieben, nicht überzeugen, was können wir von unsern flüchtigen Widerlegungen hoffen, die seine Einsicht, sobald er uns Recht geben wollte, unter die unsrige setzten? So lange es ihm leicht wird, zu glauben, daß soviel wackere Leute sich bey den Grundwahrheiten der Religion geirret haben,

und hingegen schwer zu glauben, daß er sich bey seinen erwählten Systeme irren könne, so hat er keine große Ursache auf uns zu hören, und wir thun genug, wenn wir ihn auf ein gutes Buch weisen und an die Wichtigkeit der Sache erinnern. Weiter glaube ich nicht, daß meine Pflicht in diesem Falle geht. Trage die Irrenden mit Sanftmuth und siehe zu, wenn du stehest, daß du nicht fallest, und denke daran, daß ein jeder für sich Gott wird Rechenschaft geben müssen von seinem Glauben und seinem Leben.

Daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen, liebe Mademoiselle, so lange habe ruhen lassen, die Schläfrigkeit, so groß sie auch zu seyn scheint, würden Sie mir gern vergeben, wenn Sie nur acht Tage ein Zeuge von den Umständen seyn könnten, in welchen ich seit einem halben Jahre stehe. Ich würde sie Ihnen beschreiben, wenn ich mich nicht vor dem Fehler der Krankheit und der Eigenliebe, vor dem Fehler des Klagens, fürchtete.

Die gute Beschäftigung, die Sie diesen Winter über mit Ihrer Igfr. Schwester zugleich getrieben haben, wird Sie beide für Ihre Mühe reichlich belohnen. Indessen wünschte ich doch, daß Sie wenigstens einen Monat lang einen Lehrmeister zu Hülfe genommen und das Verdienst der überwundnen Schwierigkeit nicht so theuer erkauft hätten. Der liebe Hofrath Krebel, der selbst die englische Sprache wohl versteht und die besten Bücher darinne kennt, auch zum Theil selbst hat, wird Ihnen, zum glücklichen Fortgange in dieser Sprache die besten Rathschläge geben können. Wüßte ich ein recht schönes, leichtes und doch nicht großes englisches Werk, so würde ich Ihnen rathen, es zu übersetzen, und Herr Krebeln um die gelegentliche Durchsicht Bogenweise zu ersuchen. — Nach der guten Gräfin Vi

thum und ihrer Tochter, die ich so lange nicht gesehen habe, sehne ich mich täglich und zähle immer, wie viel ich noch Collegia bis Ostern zu lesen habe.

Leben Sie wohl, gute Mademoiselle, und empfehlen Sie mich Ihrem geehrtesten Hause und Herrn Zeis aufs ergebenste und beste.

Leipzig, den 21. März 1765.

Gellert.

123.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie werden nun vielleicht schon das Vergnügen genossen haben, Ihre liebe Gräfin Vitzthum mit ihrer Fräulein zu sehen, oder es steht doch nunmehr in Ihrer Gewalt, es zu thun. Am Donnerstage reißten sie fort und eben am Donnerstage hatte ich auch noch die Ehre, von ihnen Abschied zu nehmen. Es war mir recht traurig, als ich Abschied genommen hatte, und allein durch die Säle ging und bey mir dachte, daß ich nun in langer Zeit nicht wieder hierher kommen würde. Ich wundre mich auch gar nicht darüber, denn ich gehe allemal mit Freuden hin und zufrieden wieder weg, ob ich gleich nur kurze Zeit dort bleibe. Aber ich liebe und ehre die Gräfin von ganzem Herzen (Ihnen, liebster Herr Professor, darf ich das erste wohl sagen, wenn ichs gleich ihr selbst nicht sage, weil sie an Rang und Jahren zu weit über mir ist), und ich habe auch wohl sehr gute Ursachen dazu. Sie läßt sich herab, ohne es merken zu lassen, daß sie es selbst weiß, und erhält

sich demungeachtet bey der wahren Würde ihres Ranges. Ich gehe niemals weg, daß sie nicht etwas Gütiges zu mir gesagt hätte; selbst ihre gleichgültigsten Fragen sind einem angenehm, weil sie dieselben so vollbringt, daß man ihr für die Mühe, die sie sich nimmt, nach etwas zu fragen, daran ihr vielleicht gar nichts gelegen ist, verbunden seyn muß. Ueber dieses bin ich ihrer ganz besondern Gütigkeit den Besitz Ihres Bildnisses schuldig. Aber dieses alles ist es nicht allein, was ich an ihr liebe, sondern ich höre sie auch noch überhaupt so gern reden, weil sie von einer jeden Sache so sehr gut, richtig und billig denkt. Liebster Herr Professor, Ihnen vornehmlich habe ich die Bekanntschaft dieser so guten Dame zu danken und dieses ist ein neuer Bewegungsgrund, sie mir höchstschätzbar zu machen, so wie ich mich ihrer Gütigkeiten weit zuversichtlicher annehme, als ich sonst thun könnte, wenn ich mich erinnere, daß sie allein Ihrentwegen mir dieselben erweist. Wie glücklich bin ich, wenn ich meine Verbindlichkeit gegen Sie für die Fortsetzung Ihrer eignen Gewogenheit und des Andenkens der theuern Gräfin überdenken kann, und sich in diese Betrachtung keine Erinnerung von etwas einmischt, welches mir den Verlust von beiden zuziehen könnte! Möchte nur, dieses ist mein Wunsch, die Gegenwart dieser Ihnen so werthen Personen und der Genuß der Landluft zur Befestigung Ihrer Gesundheit etwas beytragen, so wollte ich vergnügt seyn und, wie die kleine Gräfin Callenberg zur Fräulein Schönfeld ist bey der Abreise, sagen: Schreiben Sie mir des Jahrs nur einmal (und daß Sie sich wohlbefinden) und erlauben Sie mir, mich zuweilen Ihrem Andenken zu empfehlen.

Der Herr Hofrath Krebel, dem ich gleich anfangs

unser Vorhaben, Englisch zu lernen, eröffnete und der uns sehr dazu aufmunterte, rieth uns auch den Anfang nur auf kurze Zeit mit einem Sprachmeister zu machen. Allein wir getrauten uns nicht unsre Eltern darum zu bitten, weil es nicht ihr Wille, sondern nur unser eigner Einfall war, und sie die ganze Sprache für uns als etwas Unnöthiges und Entbehrliches halten möchten, noch mehr aber, weil mein Vater eine rechte Antipathie wider diese Sprache äußerte und kaum unsere kleinen Bemühungen, sie zu lernen, leiden konnte. Allein wir haben ihn doch nunmehr in so weit mit derselben ausgesöhnt, daß er nichts mehr darwider sagt und wir ihm auch manchmal etwas von unsern Fortgängen in derselben erzählen dürfen.

Ich gebe mich darüber um soviel leichter zufrieden, weil ich nichts mehr als zu lesen wünsche, und weil ich das Französische gelernt habe, ohne meiner Lehrmeisterin viel Dank schuldig zu seyn. Und meine Schwester hat Französisch und Italienisch ohne alle Unterweisung lesen und verstehen gelernt, wenn ich den kleinen Vorstand ausnehme, den ich und der Bruder ihr zu Anfange im Französischen geleistet haben; und sie weiß doch genug davon, um es recht gut zu schreiben; sie würde es auch sprechen, wenn sie Lust dazu und weniger Schüchternheit hätte. Herr Francke hat mir ist aus der Bunauischen Bibliothek zwey englische Bücher geschickt. Wenn mir der Herr Hofrath, den ich sehr lange nicht gesehen habe, keinen Verschlag zum Uebersetzen zu thun weiß, so will ich einige kleine einzelne Stücke aus den Büchern, die mir vorkommen, übersetzen, und ihn bitten, sie bey Gelegenheit durchzusehen. Sie erlauben es wohl, gütiger Herr Professor, daß ich, um

ihn hierzu geneigter zu machen, ihm sagen darf, daß ich mir soviel Freyheit Ihrer Anleitung zu Folge nehme.

Es ist mir mehr als angenehm, es ist mir recht tröstlich, daß Sie meine Entschließung in der Sache, welche den Inhalt meiner letzten Briefe ausgemacht, dadurch zu billigen scheinen, daß Sie dieselbe noch mit mehrern Gründen unterstützen. Ich erkenne diese Ihre Güte mit der größten Dankbarkeit, und ich wage es nur noch zwo Bitten an Sie zu thun. Die eine, daß Sie, wenn Ihnen ein gutes Buch, welches in diesem Falle nützlich seyn könnte, bekannt wird, mir dasselbe nennen, und die andre, daß Sie, um die Freyheit zu entschuldigen, deren ich mich hierbey bedienet habe und die mir immer größer vorkömmt, jemehr ich daran denke, sich der Bewegungsgründe erinnern wollen, die mich veranlasset haben.

Zuerst bewog mich eine Empfindung des Mitleidens und der christlichen Liebe, irgendwo in einer Sache Rath zu suchen, von welcher ich glaubte, daß Rath darinnen nöthig sey, und mein unumschränktes Vertrauen nicht weniger auf Ihre Gütigkeit und Menschenliebe als auf Ihre Einsicht und richtige und billige Denkungsart in einem jeden Falle ließen mich denselben am besten von Ihnen besitzen. Ich besorge auch, wenn ich die Irrthümer dieses Jünglings hier Jemanden entdecken wollte, so könnten dieselben aus Zufall oder Indiscretion weiter bekannt werden, und, wie solches in manchen Fällen geschehen kann, seinem zeitlichen Glück dadurch geschadet oder, was noch schlimmer wäre, ein Heuchler aus ihm werden. Und ein Heuchler ist das ärgste Wesen in der Natur, wenigstens wird ein solcher Gelegenheit zu allem Bösen übrig. Diese Ursachen bestärken mich in meiner Verschwiegenheit, ohne daß ich dadurch zu

verstehen geben will, als ob ich zu meinen hiesigen Freunden gar kein Zutrauen fassen könnte; aber es ist nicht nöthig, hier weiter von der Sache zu reden, nachdem ich alles, was ich darinnen gewünscht, mit der größten Sicherheit und Ueberzeugung, daß es gut sey, von Ihnen erlanget habe. Und im Grunde habe ich doch auch wirklich keinen theuern Freund, als wenen dessen Herrn Professor; seinen, in welchem ich mehr gütige Bereitwilligkeit, mehr Einsicht, mehr [illegible]eit von Vorurtheilen und mehr Nachsicht gegen Irrende [illegible]ussetzen könnte. Wir können ja selbst unsern Gott mit [illegible]erm Vertrauen ehren: warum sollte man nicht auch seine vorzüglichsten Freunde damit ehren? Oder besser, warum sollte man nicht vornehmlich ihnen die Ehrenbezeugungen seines Vertrauens besonders vorbehalten? Und sollte ich nicht, wenn sich keine wichtigern Vorfälle darbieten, die gemeinern Gelegenheiten, so wie sie sind, dazu anwenden dürfen?

Bleiben Sie indessen, bester Herr Professor, von meinen dankbarsten Empfindungen für den an dieser Sache gütigst genommenen Antheil von mir versichert. Vielleicht erweist Gott dem Irrenden die Gnade, die Wirkungen desselben zu seinem Besten zu erfahren, und mir die Freude, mit ihm zugleich denjenigen zu segnen, der sich seiner angenommen. Ewig müsse der Himmel alle diejenigen beglückseligen, die Ihnen ähnlich sind, theuerster Herr Professor.

Dresden, den 1. April 1765.

C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst. Mein Vater, dachte ich, sollte es bald persönlich thun; aber er geht nicht mit auf die Reise. Sein Zeug macht

sich aber sichre Rechnung diesen Sommer noch Leipzig zu besuchen. Ich freue mich selbst darauf, weil er Sie sehen wird. Sie können denken, ob er sich selbst freut, da er Sie, Herr Creuzigern, den er noch niemals gesehen hat, und seinen alten Freund Buschmann zu sehen hinreist.

124.

Liebste Mademoiselle!

Der Herr Hofrath Jahn, dessen Bekanntschaft ich diese Messe erlanget und den ich sehr lieb gewonnen habe, erbietet sich mir Briefe nach Dresden mit zu nehmen. Ich weiß nicht, ob er den Ihrigen selbst überbringen wird. Sollte er es aber thun, so wird er's auf eine Art thun, die Ihnen nicht beschwerlich fallen kann. Vielleicht erzählt er Ihnen, daß er mich vor dem Churfürsten hat lesen und mich von ihm loben hören, und schon dieses wird Ihnen lieb seyn. Vielleicht erzählt er Ihnen, wie gesund oder krank ich bin, und auch dieses wird Ihnen keine gleichgültige Nachricht seyn. Also hoffe ich kurz und gut, sein Besuch wird Ihnen nicht zur Last fallen.

Leben Sie wohl, und haben Sie Dank für Ihren letzten und langen Brief. Die Fr. Gräfin grüßt Sie ergebenst, und ich grüße Ihr ganzes Haus verbindlichst.

Leipzig, den 4. May 1765.

Gellert.

125.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Herr Zeis kann unmöglich ohne einen Brief von mir zu Ihnen nach Leipzig reisen, das ist ausgemacht. Ich wollte lieber mehr thun; ich wollte ihm meine Augen und Ohren mitgeben, und gern die 14 Tage über, als er abwesend seyn wird, ganz stille sitzen, wenn es nur anginge, daß ich sie ohne Schaden wiederbekäme. Ich bin seinetwegen in tausend Aengsten; ich weiß nicht, ob er ein gutes und zuverlässiges Gedächtniß hat und ob er sich alles recht merken und mir wieder erzählen kann. Ja was ist zu thun? Ich muß mich doch auf ihn verlassen. Seyn Sie ja nicht ungeduldig, liebster Herr Professor, wenn er viel fragt. Wer weiß, ob er in seinem Leben wieder nach Leipzig kömmt und überdieß fragt er auch für sich und für mich.

Der Herr Hofrath Jahn hat sich wirklich die Mühe gegeben, mir Ihr gütiges Briefchen selbst zuzustellen, und von Ihrer Gesundheit mir ganz erfreuliche Nachrichten mitgetheilet; doch sagte er dabey, daß diese Gesundheit, wie allemal, eine sehr schwächliche sey. Weil Sie sich nicht gern lesen hören, will ich das, was Ihr neuer Freund bey dieser Gelegenheit noch hinzusetzte, nicht wiederholen. Der Herr Hofrath erzählte mir ferner, wie er einen Theil Ihrer Vorlesung mit angehöret, und erwähnte Ihrer Anrede an den jungen Churfürsten, in welcher Sie ihm zum Beschluß das Beyspiel Salomon's empfohlen und wie dieses vielen Eindruck gemacht hätte. Er macht sich Hoffnung, wie er sagte, die ganze Vorlesung in Abschrift zu erhalten, und ich dächte, ich wollte meinen Kopf verwetten, daß er mir

sie auch versprochen hätte. Was halten Sie davon, liebster Herr Professor? Er wird mir sie wohl versprochen haben oder er hätte es wenigstens thun können. Weiter hat er mir nichts erzählt und ich habe auch nicht viel mehr gefragt; ich behalte es Herrn Zeis auf, meine ganze Neugierigkeit zu befriedigen.

Die Leute hier haben davon geredet, der Churfürst wollte Sie gern auf ein Vierteljahr herauf an den Hof haben. Ich halte es nur für ein Gerücht, wiewohl ich sehr zufrieden wäre, wenn es etwas mehr seyn könnte.

Am Sonntage habe ich einen deutschen reformirten Prediger aus Magdeburg gehört. Ich will Ihnen aber nicht die Predigt und die Fehler und guten Stellen derselben erzählen; ich will Ihnen nur sagen, daß ich von ihm zum erstenmal in meinem Leben Stellen aus Ihren Liedern in einer Predigt anführen gehöret. Die Strophe: „Der kleinste Halm ist seiner Weisheit Spiegel" und die: „Mein erst Gefühl sey Preis und Dank," die er sehr gut anbrachte, machten mich ihm so geneigt, daß ich ihm viel Kostbares und einige poetische Ausdrücke, die ich sonst kaum Einmal in einer Predigt billigen würde, wohl zwanzigmal wiederholt, vergab. Er war noch jung und, wie ich mir einbilde, ein Poet. Er kann noch ein sehr guter Prediger werden, denke ich und die andern Leute, die ihn gehört haben. Doch ich will den Mann gehen lassen, der wohl schwerlich daran denken wird, daß Ihnen Jemand von seiner Predigt, von Ihren Versen darinnen und von dem, was die Leute hier von ihm halten, schreibt.

Leben Sie wohl, bester Herr Professor! Ich will Herrn Zeis einen Kuß mitgeben, den soll er in meinem Namen auf Ihre liebste Hand drücken. Die Frau Gräfin

hat meine ehrerbietigste Dankbarkeit für ihr gnädiges Andenken.

Nehmen Sie gütigst von unserm ganzen Hause die besten Wünsche und die ergebensten Empfehlungen an. Ich verharre zeitlebens

Ihre

Dresden, den 16. May 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

126.

Theurester Herr Professor!

Am Sonntage früh bin ich von meiner großen Reise wieder unter dem väterlichen Dache angelangt, und habe ein wenig Zahnschmerzen und ein sehr fröhliches Herz mitgebracht. Die erstern werden mich nicht schlafen lassen und das andere wird mich munter erhalten, Ihnen zu schreiben. Ich bin voller Briefe, das heißt, ich habe fünf unterschiedene Briefe an fünf Personen im Kopfe, die ich gern alle zugleich schreibe. Aber Sie, bester Herr Professor, Sie sind der Erste in meiner Achtung, also muß auch der erste Brief nach der großen Epoche meiner Reise an Sie gerichtet seyn.

Haben Sie tausendfachen Dank für alle die Güte, mit welcher Sie mich empfangen haben, für alle die Augenblicke, die Sie uns geschenkt haben und für die vorzügliche Gewogenheit, uns Ihre Note von der Moral selbst zu lesen (wenn ich mich mit ewiger Erkenntlichkeit erinnern werde) und endlich für die gütige Empfehlung, mit welcher Sie

uns zuletzt verliehen. — Dieses, mein bester Herr Pr
fessor, ist ein Theil von dem Danke, den ich Ihnen s
Ihre eigne Rechnung schuldig bin. Und nun, da ich eh
Sie und Ihre Freundschaft für mich nimmermehr ein
Wunsch nach Leipzig empfunden hätte und nimmermehr
nach Leipzig gekommen und keinem Menschen daselbst b
kannt geworden wäre, so danke ich Ihnen auch noch al
die vergnügten Stunden, die ich durch diese Gelegenhe
auf meiner Reise genossen und besonders für die Freund
schaft, welche das so gute Doles'ische Haus mir gan
freywillig geschenket, und welche ich zu verdienen, wed
Zeit noch Gelegenheit gehabt habe, und die ich bl
dem günstigen Vorurtheile zuschreiben kann, welches Ih
gute Meynung für mich ihnen eingeflößet haben mag. Ve
nehmlich die gute Frau Doles — in der That, ich hätt
Jahre lang mich um ihre Freundschaft bemühen und den
noch Ursache haben können, mit dem halben Antheile ve
demjenigen, was sie mir geschenkt hat, zufrieden zu sey

Liebster Herr Professor, Sie wissen nicht, wie zärtlic
sie viermal von mir Abschied genommen (ich habe auf mei
ner Reise die Anmerkung gemacht, daß das Abschiednehmen
eben nicht die angenehmste Beschäftigung und daß es ein
Art von Schmerz ist, zu lieben und geliebt zu werden, w
der Augenblick der Trennung so nahe steht, daß man ih
nie aus dem Gesichte verliert). Sie wissen vielleicht nicht,
wie sehr sie gewünscht und wie viel sie sich Mühe gegeben,
mich nur noch drey Tage bis zum Donnerstage bey sich zu
behalten, und wie viel kleine Pläne zu meinem Vergnügen
sie schon entworfen hatte. Und ich muß es Ihnen nur ge
stehen, ich wünschte auch recht herzlich noch diese drey Tage
in Leipzig zu bleiben. Unter andern Vergnügen, die ich

mir versprach, hoffte ich auch vornehmlich, meinen liebsten Herrn Professor noch ein oder zweymal recht ungezwungen und in Freyheit zu sprechen. Ja ich hatte ein großes Verlangen, Sie zu bitten, daß, wenn Ihnen irgend etwas an mir mißfallen hätte, Sie mir die Wohlthat erzeigen und es mir entdecken möchten, damit ich mich bessern könnte. Doch hoffe ich, Sie werden mir diese Gewogenheit in Ihren nächsten Briefen nicht versagen. Indessen machten vielerley Betrachtungen, daß ich mich entschloß, meinem Wunsche zuwider mit nach Lemnitz zu reisen, und die kleine Ueberwindung, die es mich kostete, ist mir durch die Freude, die Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer ganzen Familie, wider alle meine Erwartung, verschiedenemal zu sehen und zu sprechen, reichlich belohnt worden. Ueberhaupt bin ich im buschmannischen Hause, in einem sehr guten Hause, gewesen, in welchem ich sehr freundschaftlich aufgenommen worden bin, und für welches ich viele und wahre Hochachtung gefaßt habe. Auch habe ich daselbst den würdigen M. Heyer kennen gelernet, und eine liebe junge Freundin an dem jüngsten Fräulein Schönfeld erlanget, die ich zwar so wenig kenne, daß sie gute Eigenschaften besitzen kann, ohne daß ich es weiß; davon bin ich aber überzeugt, daß sie ein zärtliches, empfindungsvolles Herz hat; und das Geschenk ihrer Freundschaft ist mir eben so unerwartet und unverdient, als die der Frau Doles.

Kurz, ich bin in Lemnitz sehr vergnügt gewesen, habe auch nirgends besser geschlafen, als da. Ja, liebster Herr Professor, ich bin auch wohl nirgends zu einer unvermuthetern und aufgewecktern Freude aufgewacht, als eben da. Wer, denken Sie wohl, war es, den ich am letzten Donnerstage in Lemnitz, als ich zuerst aufwachte,

an meinem Bette erblickte? — Die liebe Frau Doles — Aber das wird sie Ihnen wohl schon selbst erzählt haben, oder sie mag es noch thun; denn es war ein Vergnügen von ihrer eignen Erfindung, das sie mir machte, und ganz von ihrem freundschaftlichen Herzen, das ich ewig schätzen werde, eingegeben.

Sie, theuerster Herr Professor, sind keine neue Bekanntschaft von mir. Ich habe Sie schon lange gekannt, an Ihnen war mir gar nichts fremd. Wie seltsam klänge es auch, so lange mein Freund, und nun erst mein Bekannter! — Aber bin ich nicht recht glücklich, in der kurzen Zeit meiner Abwesenheit soviel neue schätzbare Bekanntschaften gemacht zu haben? Die Frau Doles ist ganz unstreitig meine Freundin, und auf gewisse Weise werde ich vielleicht wenig wagen, wenn ich ihren rechtschaffenen Mann, ihren guten Bruder und ihren eben so guten Sohn ziemlich zuversichtlich mit zu meinen Freunden rechne. Selbst Herr Grenziger ist voll guter Meynung für mich, und er hat sich ein eignes Werk daraus gemacht, mich auf hundertertey Art zu verbinden, und ich darf sicher schließen, daß wenn er auch für sich selbst nicht eigentlich mein Freund wäre, er es doch unter meinen Freunden seyn wird.

Bemerken Sie also, wie angenehm es für mich zu denken seyn müsse, daß ich nach einem so kurzen Aufenthalte, eine Gesellschaft von sechs Personen (ich rechne Herrn Sendel und Herrn Grenziger mit dazu) auf der Thermalschule zurückgelassen, davon eine jede das Beste von mir zu denken und zu sprechen bereit ist. Urtheilen Sie, wie beruhigend es für mich seyn müsse, gewiß zu seyn, daß mein Gutes und meine Fehler in ihren vertraulichen Gesprächen, wenn sie solche zuweilen auf mich lenken werden,

vor dem nachsichtsvollen Richterstuhle der Freundschaft abgewogen werden, und zu wissen, daß keiner von ihnen einen Fehler angeben kann, ohne daß sich nicht der andre bemühen sollte, die Entschuldigung dafür aufzusuchen, oder irgend etwas Gutes, als ein Gegengewicht, an mir ausfindig zu machen. Und das Schmeichelhafte und Sonderbare der Sache mag darinnen bestehen, daß ich dieses von sechs Personen erwarten darf, die ich alle, den einzigen Seydel ausgenommen, vorher niemals gesehen oder gekannt habe.

Meine Eltern und mein Geschwister nehmen den lebhaftesten Antheil an meinen Vergnügungen sowohl als an meiner Dankbegierde für alle Ihre Gütigkeiten. Ich hatte kaum am Sonntage mit meinen Eltern gefrühstückt, so schickte uns Herr Zeis, dem ich nächst Ihnen alle Freuden der letzten vierzehn Tage zu danken habe, das Packet, welches er von Ihnen in Dresden fand. Wir lasen es sogleich ganz durch. Urtheilen Sie selbst, mit welchem Vergnügen! Ich wünschte wohl hundertmal, daß Sie doch anstatt meines Vaters da sitzen und selbst lesen möchten.

Noch ein Wort, bester Herr Professor! Darf ich mir etwas von Ihnen ausbitten? Schlagen Sie mirs ab, wenn meine Bitte unbescheiden ist. Ich habe meinen Eltern und meiner Schwester von dem Briefe erzählt, den Sie am ersten Feyertage der Frau Doles verlasen. Aber ich habe nur das Wenigste davon wiederholen können. Wollten Sie wohl die Gewogenheit haben und mir ihn schicken? Ja, wollten Sie mir ihn wohl überlassen? Ich denke immer, es ist nicht ganz Recht, daß ich einen Brief nicht habe, den Sie doch eigentlich für mich geschrieben hatten. Aber wie Sie denken, liebster Herr Professor, ich überlasse es Ihnen ganz.

Und nun leben Sie recht wohl und gesund. Uebers Jahr will ich wieder nach Leipzig kommen und sehen, wie Sie sich befinden. Mein ganzes Haus wünscht Ihnen alles ersinnliche Gute und meine Schwester küßt Ihnen die Hand für Ihr so gütiges Geschenk. Morgen, fürchte ich, wird man es diesem Briefe noch ansehen, daß er in der Nacht und bey Zahnschmerzen geschrieben worden. Wie hätte ich sie aber besser hinbringen wollen, und was wird mir zu jeder Zeit leichter zu thun, als Sie um Ihre Gewogenheit zu bitten und Ihnen zu sagen, daß ich lebenslang bin

Ihre

Dresden, den 4. Jun. 1765.

ergebenste und gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

127.

Liebste Mademoiselle!

Ich freue mich mit Ihnen über Ihre so glückliche Reise, und verdanke es allen den guten Menschen, die Ihnen Ihren Aufenthalt in Leipzig und Lemnitz angenehm zu machen gesucht und gewußt haben. Aber ich bin wohl leider derjenige, der das Wenigste zu Ihrem Vergnügen hat thun können, das ist wahr; und doch denke ich nicht, daß es meine Schuld ist, und weiß auch, daß Sie es nicht denken. Genug, daß ich die Freude erlebt habe, Sie von Person zu kennen, wenn ich auch diese Freude nur mit dem Herzen eines Kranken genossen habe. Den Brief, den Sie verlangen, schicke ich Ihnen ohne Bedenken.

Leben Sie wohl; Grüssen Sie Herrn Zeisen und seine liebe Frau sowohl als Ihr ganzes Haus ergebenst von mir.

Leipzig, den 17. Junius 1765.

(Mit ziemlich kranker Hand.)

Gellert.

128.

Liebster Herr Professor!

Ihrem Briefe nach sind Sie krank. Das betrübt mich; denn wer sieht nicht gern seine Wünsche erfüllt? Und wer kann Ihnen mehr und öfterer und herzlicher Gesundheit wünschen, als ichs thue? Möchten Sie doch itzt sich wohl genug befinden, um einen Brief von mir, Ihrer sehr überflüßigen Correspondentin, ohne Ermüdung und Ueberdruß zu lesen; denn ich habe sehr große Lust, an Sie zu schreiben. Ein Zufall, der mir oft wiederfährt.

Sie müssen nicht sagen, theuerster Herr Professor, daß Sie den wenigsten Antheil an meinem Vergnügen in Leipzig gehabt hätten. Sie können sichs nicht vorstellen, wie außerordentlich lieb mir der Gedanke noch itzt ist und immer seyn wird, an dem Orte gewesen zu seyn, wo Sie wohnen, und Sie gesehen und gehört (besonders lesen gehört) zu haben. Und die Freunde, die ich in Leipzig gefunden habe, bin ich die nicht Ihnen schuldig? Und sind sie nicht auch zugleich die Ihrigen? Und ist es nicht dieses alles, was meiner Reise die größte Annehmlichkeit gegeben hat? Noch immer beschäftigt mich das Andenken daran. Herr Winzer kam neulich bewegen zu mir, mich zu fragen, wie ich

Sie gesehen und gefunden hätte, und ich erzähle recht ge
davon, und die Frau Geh. Cammerräthin Wagner u
der Herr Hofrath Krebel, mit welchem ich verige Wo
einen Abend bey Herrn Zeis zugebracht habe, hörten m
auch recht gern zu.

Und damit Sie alles Vergnügen wissen, das ich Ihne
als der einzigen Veranlassung und Bewegungsursache m
ner Reise, zu danken habe, will ich Ihnen noch (und vi
leicht ist es auch auf gewisse Weise eine Pflicht) von ein
mir angenehmen Erfolge Nachricht geben, den sie nach s
gezogen und dessen ich mich noch lange erfreuen will. S
hat mir Gelegenheit gegeben, von meinen Eltern die Fre
heit zu erhalten, mit Herr Seydeln Briefe zu wechse
und durch dieses Mittel meine älteste und erste Freundsch
fortzusetzen, und ich habe mir recht ernstlich und unw
brüchlich vorgenommen, dieses durch mein ganzes Leben
thun. Es ist etwas so besonders Angenehmes in dem G
danken und es bringt einem von der Beschaffenheit sei
eignen Herzens und von der Zuverlässigkeit und Richtigk
seines Charakters eine so gute Meynung bey, wenn m
sich fähig findet, seine eignen Empfindungen und Zu
gungen so wahr und dauerhaft zu machen. Und in d
Vergnügen, das daraus entstehen muß, werde ichs s
weit gebracht haben, wenn es mir gelingt, diese u
Freundschaft durch alle Jahre und Zeiten, die wir n
leben mögen, und durch alle darinnen vorkommende Bri
derungen unverletzt zu unterhalten, ohne daß ihr die E
fernung der Orte unsers Aufenthalts schaden mag; denn
ist leicht möglich, daß wir uns letztthin in Leipzig, für
ses Leben, zum letztenmale gesehen haben.

Mir sind vor einigen Tagen Ihr Brief vom 10. 9

vember 1761 in die Hände und als ich ihn durchlas, nahm ich mirs gleich vor, Ihnen von meiner mit Herr Seydeln erneuerten Freundschaft Rechenschaft zu geben, und es ist gewiß, daß ich mir Ihren Beyfall dazu wünsche, und ich hoffe auch in der That, ihn zu erlangen.

Wenn ich Ihnen zwar werde gesagt haben, daß Seydel zur Zeit meiner ersten Jugend, als ich noch nicht ganz aufgehört hatte, ein Kind zu seyn, als mir außer meinen Eltern und Geschwistern in der Welt noch Niemand lieb war, und ich überhaupt von keiner Empfindung wußte, welche die Natur nicht eingeflößt oder die Pflicht befohlen hätte, von meinem Bruder, als sein Mitschüler, öfters in unser Haus gebracht wurde; daß ich damals gar keinen Umgang hatte, ausgenommen mit einigen Mädchen von meinem Alter, der aber zu selten und zu gezwungen war, als daß er zur Freundschaft hätte werden können; dennoch aber Ideen und Empfindungen von Freundschaft in meinem Herzen fand und Verlangen hatte, sie auch bey andern für mich anzutreffen; wenn ich meinen Bruder Seydeln seinen Freund nennen hörte; wenn ich ihren Umgang viel zärtlicher, vertraulicher und vergnügter fand, als den meinigen mit meinen Freundinnen; daß ich sie mit einander von ihren andern Freunden reden hörte, und dabey dachte, sie wären glücklicher als ich, weil sie sagen könnten, daß sie Freunde hätten; daß ichs gern sah, wie mir Seydel zu gefallen suchte; daß mir die Stunden in seiner Gesellschaft sehr angenehm verstrichen und ich mich an dem Gedanken vergnügte, daß er wohl eben so gut mein Freund, als meines Bruders Freund, seyn könnte: so mögen Sie, liebster Herr Professor, vielleicht wohl an den Beyspiele denken. Aber das ist gewiß, wir dachten nicht an ihn.

Wir wußten nichts von ihm, und bey unserm unerfahrnen und leichtsinnigen Alter war es nicht möglich, aus eigner Einsicht und Ueberlegung so weit zu denken. Noch itzt sollte es mir schwer werden, unsre damaligen Empfindungen richtig zu bestimmen; es ist zu viel Zeit seitdem verstrichen. Doch getraue ich mir, zu behaupten, daß unsre Zuneigung höchst unschuldig gewesen; denn sie hat mir nie die geringste Unruhe gemacht, und ich habe mich derselben stets mit Zufriedenheit erinnert. Und nun, ohne daß ich mirs herausnehmen wollte, den eigentlichen Unterschied zwischen Liebe und Freundschaft festzusetzen oder zu bestimmen, wie weit eine jede dieser Empfindungen gehen dürfte, um das zu bleiben, was sie heißt, ja ohne selbst dieses recht zu verstehen, getraue ich mir doch zu sezen, daß ichs beständig in meiner Gewalt haben werde, meine Empfindungen für meinen Freund auf bloße Freundschaft einzuschränken. Ich will nicht mehr versichern, als ich zuverlässig weiß. Ich bin nicht so ganz gewiß in meinem Urtheile von der Natur seiner Zuneigung. Das habe ich allemal bemerkt, daß er seine Freunde, auch die von seinem eigenen Geschlechte, mit einer Art von Leidenschaft liebt. Und endlich kam wohl der Dank und die Freude, über mein ihm durch eine sehr lange Abwesenheit erhaltenes freundschaftliches Andenken, wozu er alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinem Herzen eine empfindlichere Zärtlichkeit geben, als es sonst nicht haben würde. Vielleicht beschreibe ich sie richtig, wenn ich sie mit der Zuneigung vergleiche, welche die Frau von Sévigné für ihren Vetter hatte, von der sie in einem Briefe sagt: *Ce que je sens pour Vous, est plus tendre que l'amitié, mais moins ardent et moins inconstant que l'amour.*

Doch dem sey wie ihm wolle. Habe ich denn, bester Herr Professor, nöthig, das alles so genau zu untersuchen, da weder die erlaubten Gefälligkeiten der Freundschaft, noch der Dienst des Umgangs (welcher bey uns gar nicht statt haben kann) für uns von einiger Folge seyn können? Denn wenn nun Seydel Tugend und Rechtschaffenheit in einem sehr empfindlichen Herzen hat, wenn Güte und Bescheidenheit seinen Charakter ausmachen, wenn er mehr und länger Ergebenheit für mich hat, als wohl Jemand in der Welt, wenn er durch Alles dieses meiner Freundschaft werth ist, und sich nichts mehr, als meine Freundschaft wünscht: soll ich sie ihm da wohl aus Vorurtheil und eingebildeter Furcht versagen? Ich denke, daß er sich alsdann mit Recht über mich zu beklagen hätte, und Ursache, über mich zu klagen, möchte ich ihm doch nicht gern geben. Er ist gegen mich auch sehr gewissenhaft, und ich weiß gewiß, er wird mir keine Gelegenheit geben, ihm Vorwürfe zu machen. Wenigstens wird er mich nicht ein halbes Jahr lang ohne Antwort lassen, wenn er weiß, daß ich sie mit Verlangen erwarte, wie meine Kirchhofin thut. Sie hat mir nichts von der Verheirathung ihrer Freundin, von ihrer Trennung u. s. w. geschrieben, und erst hat sie doch gemacht, daß ich vielen Antheil daran nahm und mit Verlangen darauf wartete, und überdieß wären es so hübsche Materien zu Briefen an eine Freundin gewesen. Vor einiger Zeit meldete ich ihr meine Leipziger Reise nur mit zwey Worten ganz ebenhin; aber sie ist nicht einmal neugierig und fragt mich nicht, was ich dort gesehen und gehört habe. Ja, liebster Herr Professor, ich kanns gar nicht begreifen, und ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Ich werde recht unruhig darüber, bald bilde ich mir ein, daß sie ihre Freundin nach

Berlin begleitet hat, bald befürchte ich gar, daß sie krank oder tod seyn möchte, und ich weiß gar keinen Weg, wie ich etwas von ihr erfahren kann. Aber nichts mehr hiervon. Vielleicht schreibt sie bald; alsdann will ich ihr alle meine Ungeduld und das Böse, das ich manchmal von ihr denke, recht herzlich abbitten.

Durch Stillschweigen mache ich meine Freunde, so lange ich Augen und Hände habe, nicht ungeduldig; dafür bin ich zeitlebens sicher. Aber vielleicht durch Schreiben. — Ich bin mit dem Sprüchworte recht wohl zufrieden, daß alle Menschen ihre Fehler haben müssen. Es tröstet mich zuweilen über mich selbst und macht mich wieder mit den Andern zufrieden. Wenn ichs nur so weit bringen könnte, daß Sie immer zufrieden bleiben mit

Ihrer

Dresden, den 14. Jul. 1765.

gehorsamsten und ergebensten Dienerin
C. C. Lucius.

N. S. Jst gleich denke ich daran, daß heute Ihr Geburtstag ist. Der Tag, an welchem sich Ihr vielen so theures Leben angefangen und nun erneuert, sey mit den auserlesensten Segnungen des Himmels beglückseligt! Viele rechtschaffene Menschen werden diesen Tag wissen und mit Gebeten für Sie feyern. Möchten doch alle diese vereinigten Wünsche Gesundheit und Freude, neue Kräfte und ein verlängertes, weit hinaus gesetztes Ziel des Lebens auf Sie herab bringen! Meine Familie hat Theil an diesem Wunsche und Herr Zeis gewiß auch im Herzen. Er befindet sich seit gestern mit seinem Hause in Naren, kommt aber auf den Abend wieder.

129.

Liebster Herr Professor!

Nur noch ein paar Worte im Vertrauen, und von einer Sache, über die Sie sich freuen werden. Sie kennen, Sie schätzen und lieben Herrn Tachselt. Meine Schwester kennen Sie zwar nicht; aber es ist ein gutes liebes Mädchen, die es wohl verdiente, Ihnen bekannt zu seyn. Herr Tachselt findet ihren Character der Frau Doles ihrem sehr ähnlich, und eben deswegen liebt er meine Schwester und würde sich glücklich schätzen, sein Leben in der engsten Verbindung mit ihr zuzubringen. Eine sehr wahrscheinliche und nahe Hoffnung, sein Glück zu verbessern, verleitet ihn meiner Schwester diese Erklärung zu thun, deren weises und aufrichtiges Herz davon gerührt ward. Wenige Tage darauf verschwand die Hoffnung, die Herr Tachselt zur Verbesserung seiner Umstände vor sich sah. (Fast so wie Herrn Güldens Hoffnung verschwand. Möchte doch Herr T. und meiner Schwester Schicksal noch so erwünscht, als Herrn Güldens und meiner Kirchhofin ihr Schicksal werden!) Das machte Herrn Tachselt sehr betrübt, wie Sie wohl denken können. Er sagte es Fritzchen, und bereute seine Vereiligkeit. Meine Schwester ward auch traurig, doch nicht zu tief und nicht zu lange. Sie denkt, wie sie soll. Es bleibt ihr doch die Freude, sagt sie, den schätzbarsten, zärtlichsten und beständigsten Freund gefunden zu haben. Ist der Besitz eines Herzens, wie das seinige, nicht ein großes Gut? Und sie überläßt ihr Schicksal der Leitung der Vorsehung. Sie sind beide jung und beide rechtschaffen. Tachselt hat zu Seydel gesagt, wenn er

meiner Schwester nicht zugehören könnte, so wollte er Niemandem angehören, und Seydel steht uns für diese Entschließung. Ich glaube, es kann in der Welt nichts Sicherers geben, als das Wort und die Gewährleistung zwey solcher Personen, als Seydel und Tachselt sind. Herr Tachselt hat viel Verdienste; es ist sehr wahrscheinlich, daß er über kurz oder lang in beßre Umstände kommen könne, und ist es nicht immer Zeit, glücklich zu seyn? Ich verliere wohl viel an meiner Schwester, aber in Leipzig in dem Hause einer Doles und an der Seite eines Tachselt würde sie glückliche Tage leben. Glücklicher, wenigstens für mich, wäre es, wenn der Beruf des lieben Tachselt ihn hierher versetzte. Ist es Ahndung, oder ein heißer Wunsch; aber ich liebe ihn schon als meinen Bruder. Ich hätte ihn umarmen mögen, als ich ihn das erstemal wiedersah, nachdem meine Schwester mir ihre kleine Vertraulichkeit gemacht hatte. Helfen Sie, theuerster Herr Professor, helfen Sie uns Wünsche für das Glück dieser zwey geliebten Personen thun! — Gestern, den 24. Juli, haben wir wieder einen glücklichen Abend gehabt. Wir brachten ihn mit Spazierengehen und zu Hause zu. Wir fünf und Seydel und Tachselt und Herr Zeisens gute Schwester, alle durch Liebe, Freundschaft und die süßeste Vertraulichkeit vereinigt. Wenn Sie mir über dieses Postscript etwas zu sagen haben, liebster Herr Professor, so seyn Sie so gütig und thun es in einem besondern Billet, an Seydeln addressirt. Ich konnte mir das Vergnügen dieser Mittheilung nicht versagen. Leben Sie recht wohl.

Dresden, den 25. Juli 1765.

G. E. Lucius.

130. *)

Dresden, den 18. Sept. 1765.

Theuerster Herr Professor!

Ich schicke Herrn Creuziger Thomson's Jahreszeiten wieder, die er mir und meiner Schwester seit meiner Abreise aus Leipzig geliehen hat und die mir ganz ausnehmend wohl gefallen haben. In der That, wenn ich auch in meinem Leben kein englisches Buch mehr zu lesen bekäme, so sollte michs doch nicht gereuen, nur um dieses einzigen willen Englisch zu lernen. Ich habe es zweymal, und mit sehr vielem Fleiße, gelesen, und, wie ich wenigstens glaube, bis auf drey oder vier kurze Stellen, ganz verstanden, und mich unterm Lesen, in Gedanken vielmal bey demjenigen bedankt, der uns zuerst zur englischen Sprache Muth gemacht, und dann wieder bey mir selbst, daß ich ihm gefolgt bin.

Weil ich nun so voll vom Englischen bin, so hatte ich, liebster Herr Professor, den wunderlichen Einfall, Ihnen einen englischen Brief zu schreiben. Nicht allein, damit Sie eine Probe von meinen kleinen Bemühungen sehen möchten, sondern auch, weil ich glaubte, ich könnte eben nicht zu tadeln seyn, wenn ich von einem so unschuldigen Mittel Gebrauch machte, meinem Briefe ein Ansehen von Neuheit zu geben und ihn dadurch Ihnen gefälliger zu machen; denn, wie Sie wissen, bester Herr Professor, mein Inhalt ist immer derselbe, immer die Empfindungen derjenigen Ergebenheit und Freundschaft, die ihrem Gegenstand

*) Gellerts Werke, Th. IV. S. 121.

niemals anders als mit Ehrerbietung betrachtet, denen ich mich so gern überlasse, mit denen ich mich so oft unterhalte und um die ich mein eignes Herz hochachte. Hätte ich nicht Ursache gehabt, vergnügt zu seyn, wenn es mir gelungen wäre, diese Empfindungen in einer so beredten Sprache, obgleich noch unberedt darinnen, auf eine Ihnen angenehme Art auszudrücken? — Ich hatte mir schon mehr als die Hälfte von dem ausgesonnen, was und wie ichs Ihnen sagen wollte. Aber auf der andern Seite, dachte ich, es liese der Achtung zuwider, die ich Ihnen schuldig bin, Ihnen mit Vorbedacht einen Brief zu senden, von dem ichs wußte, daß er nicht anders als voller Fehler seyn konnte. Und doch scheint mir auch dieser Zweifel auf eine Eitelkeit hinaus zu laufen; denn auch meine deutschen Briefe sind von Fehlern nicht frey.

Ich erfahre zuweilen, wie Sie sich befinden, und freue mich, so wie ich mich bey meiner andern Freunde vollkommenen Gesundheit freue, wenn ich höre, daß Sie nicht krank sind. Nur ein verneinendes Wohlbefinden! — Es ist traurig, für seine Freunde zu fürchten. Das habe ich itzt sehr lebhaft bey der Krankheit unserer lieben Frau Doles erfahren; denn niemals habe ich gewußt, daß so viel Ursache zu fürchten war, als da. Es sind heute sechs Jahre, daß ich einen Freund zum letztenmale sah, der in zehen Tagen darauf todt war, ohne daß ich für ihn fürchtete. Er verließ mich gesund und froh, und das erstemal als ich wieder von ihm hörte, meldete man mir seinen Tod. Es thut nichts, daß sein Name unbekannt, sein Leben kurz war, daß die Welt ihn nicht kannte, nur Wenige seinen Werth wissen und Niemand davon spricht. Von seinem Andenken inspirirt, habe ich dennoch Recht, wenn ich ihn mit

in den Inhalt eines Briefes an Sie mische. Dieß sey eine Ehrenbezeugung, die ich seinem Andenken erweise, gleich den Blumen, die man auf geehrte Gräber streut! Es ist keine fremde Materie, ob er selbst gleich Ihnen unbekannt war. Denn er war ein frommer Jüngling,

as truth sincere, as weeping friendship kind,

und ein Freund — theuerster Herr Professor, ein solcher Freund, als ich glaube, daß Sie in den Jahren des Jünglings, ehe noch ernsthafte Sorgen Ihr Herz einnahmen und Empfindung von Krankheit und die der Krankheit beschwerlichen Geschäfte die zärtlichern und angenehmern Eindrücke schwächten, Ihren jungen Freunden gewesen sind. Er ehrte Sie zärtlich. Vielleicht mögen wohl einst nach diesem Leben Ihre Seelen einander ausfindig machen, einander deutlich kennen und in alle Ewigkeit einander lieben. Welch ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! Welcher Anblick ist schöner, als der Anblick einer tugendhaften und gefühlvollen Seele, und welche Quelle menschlicher Glückseligkeit ist reicher und unerschöpflicher, als das heilige Band, das solche Seelen vereinigt!

Sie kennen wohl das jüngste Fräulein Schönfeld in Lemnitz nicht? Sie ist eine Freundin, liebster Herr Professor, die mir meine Reise zu Ihnen eingebracht hat. Wollen Sie wissen, wie ihr Herz redet, so lesen Sie nur dieses Briefchen von ihr.

Da ich einmal von meinen Freunden mit Ihnen rede, so muß ich noch ein Wort von meiner Kirchhofin sagen. Ich bin so rachgierig gewesen und habe sie letzthin bey Ihnen verklagt. Ich habe es sehr bereut und hätte es längst wieder gut machen sollen. An eben dem Tage, an welchem mein Brief an Sie abgegangen war, erhielt ich einen von

ihr. Sie war darinnen noch voll Betrübniß über den Verlust der Demoiselle Kegel und schien mit irgend einer für sie wichtigen Angelegenheit beschäftiget zu seyn, von der sie nur dunkel sprach, und die vollständigere Eröffnung auf eine andre Zeit verschob. Sie hat aber seitdem nicht wieder geschrieben. Indessen bin ich doch von ihrer Liebe und Freundschaft so vollkommen überzeugt, als ich Sie, bester Herr Professor, zu überzeugen wünsche, daß ich, so lange ich lebe, die leichte und angenehme Pflicht lieben und in Ehren halten werde, mit dem dankbegierigsten Herzen zu seyn

Ihre

gehorsamste und verbundenste
Dienerin
G. C. Lucius.

---

131. *)

Liebste Mademoiselle!

Da Sie meine Umstände kennen, so darf Sie meine späte und kurze Antwort auf Ihre beiden langen und lieben Briefe nicht befremden. Genug, daß ich Ihr Freund bin, wenn ich auch Ihr unfleißigster Correspondent wäre. Der erneuerte und von Ihren Eltern gebilligte Briefwechsel mit Herrn Seydel kann mir nicht anders als angenehm seyn, so wie er für diesen gewiß vortheilhaft seyn muß. Indessen erschrecke ich doch über die Menge Ihrer Correspondenten,

*) Gellerts Werke, Th. II. S. 124.

welche das gute Fräulein Schönfeld noch vermehrt hat. Wenn Sie verheirathet wären, würden Ihnen freylich die Geschäfte des Hauses den Briefwechsel schwer machen; aber nun sind Sie es itzt noch nicht, und also genießen Sie das Privilegium, Ihre freyen Stunden zum Schreiben anzuwenden, in so fern Ihre Mama es billiget und Ihr künftiger Mann nichts dabey verliert. Die Frau Doles ist Ihre sehr große Freundin, davon bin ich ein Zeuge, so wie sie überhaupt eine vortreffliche und liebenswürdige Frau und Mutter ist. Ich bin zween Tage in Bedra bey dem Grafen Brühl gewesen; aber meine Kränklichkeit, mit der ich täglich streite, und die rauhe Witterung haben mich wenig Vergnügen da genießen lassen. Ich eilte also zurück, als gehörte ich nicht mehr auf das Land. Leben Sie wohl, liebe Mademoiselle und versichern Sie Ihr ganzes Haus meiner Hochachtung und Ergebenheit.

Leipzig, den 22. Septbr. 1765.

Gellert.

---

132. *)

Schon wieder eine freye Stunde? werden Sie sagen. Ja, liebster Herr Professor, und ich habe deren schon verschiedene ungern vorbeystreichen lassen, aus bloßer Furcht, Sie möchten endlich mehr über die Menge meiner freyen Stunden oder über meine wenige Arbeit, als über die Anzahl meiner Correspondenten erschrecken. Wenn ich meine Corre-

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 195

spondenten zähle, so dächte man doch, ich müßte sehr viel schreiben. — Der Herr Professor Gellert, der Herr Oberpostcommissär (schreibt, glaube ich, nicht mehr), der D. Stieglitz (schreibt, denke ich, auch nicht mehr oder doch selten), die Igfr. Kirchhofin, das Fräulein Schönfeld (schreiben nicht oft); die Frau Doles schrieb sonst auch nicht oft, will aber nun mehr schreiben — o trösten Sie, trösten Sie doch meine gute Madame Doles, bester Herr Professor! Herr Seydel, etwa alle Monate; der Herr von Charpentier, des Jahres zwey bis dreymal Englisch; der kleine Däne Seidelin, allemal zum neuen Jahre; eine gewisse Fräulein von Auerswald in Grimma, schreibt ziemlich oft, wegen einer gewissen Angelegenheit, die sie hier am Hofe hat und von der sie zuweilen einige Nachricht verlangt; und endlich fast wöchentlich zwey Briefe, die ich im Namen meiner Mutter an ihre verheirathete Schwester schreibe. Wenn ich die Briefe an das Fräulein Auerswald und die an meine Tante abziehe, welche ich ohnedem nicht zu meinen freyen, sondern zu meinen Arbeitsstunden rechne, und die übrigen Correspondenten gleich eintheile, so kann unmöglich auf jede Woche Ein Brief kommen. Nun sind mir alle meine Abende frey und wir sind immer allein und haben gar keine Gesellschaft und ich bin alle Abende zu Hause (ich müßte denn einmal bey Herr Zeisen seyn) und habe überhaupt wenig Bekanntschaft und wenig Besuche zu geben und anzunehmen. Auf diese Weise, liebster Herr Professor, erspare ich sehr viel Zeit, die ich nach meiner Neigung zum Lesen, zum Schreiben, oder zu kleinen Nebenarbeiten anwenden kann. Ich bin so unglücklich daran, daß ich von meinen liebsten Freunden entfernt bin. Hätte ich sie hier um mich, so

würde ich ihnen viel mehr Zeit schenken und keinen Augenblick davon bereuen. Wenn ich verheirathet wäre, würde sich freylich diese meine Eintheilung ein wenig ändern müssen; aber dafür finden auch verheirathete Frauenzimmer viel Nachsicht gegen ihre Nachlässigkeiten in solchen Fällen. Ich, so begierig ich auch auf Briefe von meinen Freunden bin, ließ es mir doch gefallen, daß die liebe Madame Doles selten schrieb, und auch wenn sie einmal schrieb, den halben Brief dictirte und durch Herr Seydeln schreiben ließ. In der That glaube ich nicht, daß man, wenn man sich verheirathet, auch allen freyen Stunden entsagen müßte. Allein ich denke, eine zärtliche Frau, die ihren Mann liebt, und in demselben einen angenehmen Gesellschafter findet, soll sich nicht wünschen, über ihre freyen Stunden so unumschränkt befehlen zu können, als sie thun mochte, da sie noch unverheirathet war. Ich meyne, sie soll ihre Geschäfte, wenn es möglich ist, so eintheilen, daß sie sich diejenigen Stunden frey machen kann, in welchen ihr Mann ohne Geschäfte ist, damit der Mann, so wenig als möglich, die mit Arbeit und Sorge beschäftigte Haushälterin in ihr erblicke, sondern, soviel als möglich, mit einem freyen Gemüthe, an seinen vergnügten Stunden Theil zu nehmen, und sorgfältig die Wolke zu zertheilen, die sich etwa darüber ausbreiten will.

Es können freylich Fälle und Umstände kommen, in welchen der beste Plan dieser Art nicht auszuführen ist; ja solche Umstände, in welchen die gefälligste und verbindlichste Frau alle Fähigkeit dazu verliert. Alle diese Betrachtungen gehen mich vielleicht wenig an. Da meine Eltern so wenig Vermögen haben, daß sie schlechterdings für mich nichts thun können, da ich keine persönlichen Vorzüge besitze, so

habe ich niemals im Ernste daran gedacht, verheirathet zu werden. Wenigstens würde mir, bey der Beschaffenheit unsrer Umstände, sehr wenig Wahl übrig bleiben. Es giebt wohl tausend alltägliche Heirathen, die es zeigen, daß sie ohne Wahl geschlossen werden; aber diese hält mein Herz für ein Unglück. Welche Empfindung kann durch dergleichen Bündniß befriedigt werden? Ich glaube in der That nicht, daß meine Begriffe romanhaft sind und doch weiß ich nicht gewiß, ob ich ganz so denke, wie ich soll. Wenn die Frau von Beaumont ohne Ausnahme Recht hat, so habe ich Unrecht. Wenn aber der Ehestand, so wie alle Stände dieses Lebens, seinen Frieden und seine Last hat, wenn es öfters geschieht, daß der erste ganz vermißt wird und nur eine erkaufte und durch fromme Besiegung des Verdrusses erstrittene Zufriedenheit zu erlangen ist, hingegen die andern niemals ganz wegbleibt, und sich unvermeidlich in der vergnügtesten Ehe empfinden läßt, so denke ich, die Person handelt unvorsichtig, unverantwortlich gegen sich selbst und mit einem stolzen Vertrauen auf ihre eignen Kräfte, die (es wäre denn aus dringenden Ursachen und um sich von einem noch traurigern Schicksale zu befreyen) sich ohne einige, wenigstens dem Scheine nach, zuverlässige, Aussichten von Vergnügen gewissen und unvermeidlichen Beschwerlichkeiten auszusetzen wagt.

Ich habe auch heute an meine liebe Frau Doles geschrieben. Seydel kam gestern von Leipzig hier an, und brachte mir einen Brief von ihr. Einen so zärtlichen, so rührenden Brief, — und doch nicht ein Wort von ihrem schmerzlichen Verluste. Gestern Abends beantwortete ich ihn schon, und heute, wie Herr Seydel fort war, wandte ich den übrigen Vormittag an, diese Antwort zu schließen

und an Sie, meinen theuersten Herrn Professor, zu schreiben. Leben Sie recht wohl, bester Herr Professor und gütigster Freund! Wenn ich auch unter allen den würdigen Personen, deren Freund Sie sich nennen, am wenigsten in Betrachtung zu ziehen bin, so stellt mich doch dieß zufrieden, daß ich mit zu der Zahl derer gehöre, die von Ihrer Freundschaft am lebhaftesten gerührt sind und den ganzen Werth derselben empfinden.

Dresden, den 12. October 1765.

C. C. Lucius.

Meine Eltern und mein Geschwister empfehlen sich Ihnen mit einem wahren Antheile von allen den Empfindungen, die mein Herz erfüllen.

---

133. *)

Mein bester, theuerster Herr Professor!

Ich habe die Frau Gräfin Bihthum, die ich, wie Sie wissen, aufrichtig verehre und liebe, nebst ihrer Fräulein, ihrem Sohne und der Madem. Paret gesehen. Hernach besuchte ich mit meiner Schwester unsre gute Freundin, die Madame Hauschild und nun, um den Tag vergnügt zu beschließen, mache ich Ihnen noch einen kleinen Abendbesuch. Fürchten Sie nichts, liebster Herr Professor, er soll nicht lange dauern; ich will auch meine Doles noch sprechen und auch dem D. Stieglitz noch wegen seiner Mutter condoliren. Das aber mag bleiben bis auf die Nacht

*) Gellerts Werke, Th. IV. S. 120.

Sie werden wohl denken und es kann fast nicht anders seyn, daß ich ein sehr müßiges Leben führe, weil ich in Einem Tage Besuche gebe und Briefe schreibe. Aber wenn Sie wüßten, wieviel ich itzt Zeit erspare. Ich habe jetzt fast gar nichts zu antworten. Ich bin oft zu meinem eignen Erstaunen fleißig. Niemand scheints zu denken, daß ichs bin, als bis ichs erzähle und es ist doch so was verdrüßliches, von seinen eignen Verdiensten zu reden. Davon zu schreiben ist noch leichter. Mir wird es wenigstens gar nicht schwer. So fleißig ich aber meinen Gedanken nach itzt bin, so glaube ich doch, daß ichs noch mehr seyn könnte. Ich habe mir also vorgenommen, im künftigen Jahre eine Probe zu machen. Ich will versuchen, früher aufzustehen und so wenig Zeit zu vertändeln, als nur möglich ist. Warum das? — O, lieber Herr Professor, darunter steckt ein wichtiges Geheimniß. Ich habe, oder vielmehr, ich werde mit zwo Gesellschaften in unsre Kirchen-Lotterie legen, und ich bin noch überdieses in einer andern Lotterie, in der ich schon 8 oder 18 gr. gewonnen habe. Nun denke ich, es kann nicht fehlen, als ich werde doch etwas gewinnen; wenigstens soviel, daß ich aufs künftige Frühjahr mit Extrapost mit meinem Geschwister nach Leipzig reisen kann; denn ich wünsche mir fast nichts so sehr, als Sie und meine Frau Doles in der Welt noch einmal zu sehen und meine Schwester dabey zu haben. Der Bruder reißt des Wohlstandes wegen mit. Und eben deswegen will ich fleißiger werden, damit ich die Zeit, die ich verreisen werde, einbringe. Wenn nur erst der Punkt wegen der Lotterie richtig ist (itzt fühle ichs gleich, daß das Vergnügen Luftschlösser zu bauen, nicht so schlecht ist, als man denkt), alsdann werde ich noch meine Geschicklichkeit anwenden

müssen, einem andern Einwurfe zu begegnen, den meine den Vorurtheilen unterworfene Vernunft dem Projecte dieser Reise entgegen setzt. Er läuft kurz gefaßt darauf hinaus, daß uns die Leute eine solche Reise übel auslegen könnten. Es wäre höchst überflüßig, mir itzt darüber den Kopf zu zerbrechen. Ich möchte diese Schwierigkeit überhaupt am liebsten auf dem Postwagen in Betrachtung ziehen. Ich glaube nicht, daß ich mich so recht in die Welt schicke, wie sie ist. Die Frage: Was werden die Leute davon sagen? ist mir bey unschuldigen und angenehmen Dingen allemal sehr anstößig gewesen und sie wird einem unter den Menschen bis zum Ekel wiederholt. Was das Leben in der Welt noch erträglich macht, ist, daß man nicht so leicht das Nachtheilige erfährt, was die Menschen von unsern Handlungen denken und daß man mit einiger Gleichgültigkeit und Unachtsamkeit für ihre Urtheile noch zufrieden und ruhig genug seyn kann. Indessen mag es wohl einigermaßen gefährlich seyn, diese Beobachtung oft und aus Gewohnheit zu machen. Es ist eine Art von Heldenmuth darinnen, bey dem sich unser Stolz gefällt. Wir ziehen uns in uns selbst zurück. Unser eigner Beyfall folgt der eingebildeten oder wahren Rechtmäßigkeit unsrer Handlungen, und diese Empfindung ist so süß, daß sie uns den Verdruß über die falschen und gehässigen Urtheile der Andern nicht empfinden läßt. So lernen wir nach und nach erstlich den Tadel, hernach den guten oder schlimmen Ruf überhaupt gering schätzen, und uns selbst schmeicheln, daß noch bessere Menschen seyn werden, die besser und so, wie wir selbst thun, von uns denken; und diese Art zu schließen hat vielleicht schon verschiedenemal einen schädlichen Einfluß,

wo nicht in die Sitten, doch in das Glück einiger guter und rechtschaffener Leute gehabt. —

Ob jemand schlimm von mir denkt, weiß ich nicht. Ich habe nichts davon erfahren und gebe mir auch keine Mühe, es auszuforschen. Ich verlange kein Gegengewicht gegen das Vergnügen, zu wissen, daß Sie, theuerster Herr Professor, und noch einige sehr gute Menschen, gütig von mir denken und mich lieben. Hierunter rechne ich auch den rechtschaffenen Herrn von Duncan, der mir beym letzten Abschiede aufs ganze Leben tausend Gutes gesagt hat. Wie herzlich liebt er nicht Sie! Wie viel brünstige Wünsche wird sein redliches Herz nicht für Sie gethan haben, als er Sie verließ! Ich bitte Gott, dem Besten unter denen, die ich liebe, durch viele Jahre in dieser Welt und in Zeit und Ewigkeit alles das Gute wiederfahren zu lassen, welches so viel fromme Gebete für ihn erbitten. Gott hat Güter, überschwengliche Güter, über alles, was wir bitten und verstehen, für diejenigen, so ihn aufrichtig lieben. O wie glücklich wird er Sie machen!

Ich bin mit vollkommenster Hochachtung, mit unaufhörlicher Ergebenheit

Ihre

Dresden, den 30. December 1765.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Meine Eltern und Geschwister empfehlen sich Ihnen aufs Gehorsamste und Beste.

134.

Liebste Mademoiselle!

Wenn Ihr Entschluß, Leipzig künftigen Sommer wieder zu besuchen, der doch mit vieler Beschwerlichkeit auf Ihrer Seite verknüpft bleibt, dennoch für Sie so angenehm ist, wie sehr muß ers für uns seyn, da wir nichts zu thun haben, als das Vergnügen anzunehmen, das Sie uns entgegenbringen. Kurz, hinge die Ausführung dieses guten Gedankens bloß von Ihrer Standhaftigkeit ab, so würden ich, die Frau Doles und alle Ihre Leipziger Freunde Sie bey Ihrem Worte halten und es als eine Beleidigung ansehen, wenn Sie es nicht erfüllten. Doch wer weiß, was wider unser Vermuthen sich für günstige Umstände vereinigen, diese Reise gewiß und Ihren und unsern Wunsch, wenn wir leben, wahr zu machen. Indessen danke ich Ihnen auch schon für die bloße Hoffnung und zugleich für alles das Gute, das Sie mir, weit über mein Verdienst, zum neuen Jahre wünschen. Gott lasse es Ihnen und Ihrem ganzen Hause auf immerdar und alle Weise wohlgehen.

Leipzig, den 3. Jan. 1766.

Gellert.

135. *)

Hochgechrtester Herr Professor!

Ich bin Ihnen recht sehr vielen Dank für Ihr letztes gütiges Billet schuldig. Sollte sich Gelegenheit zeigen, meinen Wunsch, Sie, meinen theuersten Herrn Professor, noch einmal zu sehn, zu erfüllen, so giebt es mir ein Recht, diesem so guten Wunsche nachzusehen; und wird mir derselbe noch lange verzögert oder wohl gar vereitelt, so bleibt mir doch immer der Trost und die Freude, zu wissen, daß Sie mir die Erfüllung desselben selbst gewünschet haben. Und sind wir nicht, so zu sagen, halb in dem Besitze desjenigen Guten, welches uns unsre Freunde gönnen, oder gern verschaffen würden, wenn sie könnten? Und ist nicht oft die Freude über ihr Wohlwollen und die Erkenntlichkeit unsers Herzens dafür so rührend und so süß, als der Besitz und Genuß des Guten selbst? Dieses habe ich schon oft erfahren und über verunglückte Projecte habe ich mich auch schon einigemal zufrieden gegeben. Man wird dieses in der Welt sehr gewohnt. Die geringsten und gewöhnlichsten Dinge sind zuweilen in der Ausführung so schwer, als eine Königswahl oder eine Eroberung. Einige von meinen Freundinnen und ich hatten Lust in diesem Winter irgend ein gutes Schauspiel zu lernen und zu unserm Vergnügen unter uns aufzuführen. Die Wahl war schwer, weil wir keine Mannsperson dazu nehmen und wenig Frauenzimmer eine Mannsrolle spielen wollten. Wir blieben endlich bey der Betschwester; aber auch da ereignen sich Schwierigkeiten

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 134.

und weder die Betschwester noch sonst ein Stück wird aufgeführt werden.

Herr Seydel hat mir einmal gesagt, Sie wären der Meynung, daß die Betschwester nicht mehr sollte gespielet werden. Ich habe sie nie gesehen, ich verstehe auch nichts von Schauspielen, aber ich dächte, es wäre ein sehr gutes Stück, und die Charaktere sehr wahr und natürlich. Dafür bin ich zwar nicht, daß man es oft spiele. Es ist nicht so gar nützlich, weil es eben nicht viel Betschwestern giebt und weil die rechten Betschwestern nicht in die Komödie gehen, weil es sechs oder acht Groschen kostet, auch keine Komödie lesen, sondern lieber Geld zählen und mechanisch ein Lied dazu singen, ohne dabey etwas zu denken oder zu empfinden. Die zärtlichen Schwestern sind mir am liebsten. Ich wollte, daß sie ins Französische übersetzt und hier gespielt würden, weil wir keine deutschen Komödianten haben. Was mir an den itzigen Schauspielen gefällt, die am meisten gespielt werden, ist, daß ihre Satyre hauptsächlich das Leere, Frivole, Empfindungslose und Nichtsbedeutende trifft, das in den Gesellschaften und überhaupt in dem Leben der Leute nach der Mode herrscht, und daß ihre Moral darauf abzielt, an die Stelle dieser Nichtswürdigkeiten und der verächtlichen Coquetterie, Wahrheit und Empfindung zu setzen. Und in der That hier ist nichts nöthiger. Zwar sehe ich wenig Gesellschaften, aber man braucht nur drey Personen von der Art eine halbe Stunde zu hören, so weiß man genug, und ich muß sagen, daß ich unter jungen Personen von meinem Stande und von meiner Lebensart mehr Richtiges, Wahres, Moralisches, mehr Herz und Verstand gefunden habe, als wenn ich Gelegenheit gehabt, vornehmere, ältere, verheirathete Personen reden zu hören,

die entweder selbst zur großen Welt zu rechnen sind oder doch mit ihr umgehen. Ich dächte, die meisten Logen des ersten und zweyten Stockwerks müßten uber einander bey solchen Schauspielen lachen und viele sich selbst höchst nichtsbedeutend vorkommen.

Die Jgfr. Kirchhof hat mir kürzlich geschrieben, und mich gebeten, ihr Nachricht von Ihnen zu geben, welches ich auch gethan habe. Aus Bescheidenheit schreibt sie nicht an Sie selbst. Sie mag in dieser Tugend wohl viel stärker seyn, als ich. — Wer kann sich helfen? Sie haben deswegen doch Geduld mit mir, das weiß ich und bitte auch darum; denn, lieber Herr Professor, die Freyheit, Ihnen zu schreiben, gehört nun einmal zu meinem Vergnügen, und meinem Vergnügen sind Sie nicht zuwider; dazu sind Sie viel zu gütig. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ihre

Dresden, den 20. Jan. 1766.

gehorsamste Dienerin.
C. C. Lucius.

---

136. *)

Hochgeehrtester Herr Professor!

Sie haben mich mit Ihrer moralischen Vorlesung durch den Herrn Geh. Cammerrath Wagner beschenkt. Sie wissen, daß mir alles theuer ist und seyn muß, was mir

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 137.

von Ihnen kommt. In der That, Sie können nicht zweifeln, daß ich Ihnen sehr aufrichtig für diese Gewogenheit danke; die nehmliche Gewogenheit, die ich mir gleich in meinem ersten Briefe von Ihnen auszubitten wagte.

Und wie gütig haben Sie nicht meiner guten Schwester durch Ihr Geschenk Freude gemacht! Ich soll ihr ein ganz kleines Plätzchen in meinem Briefe lassen, damit sie ihren Dank dafür mit ihrem eignen Namen unterschreiben könnte. Das habe ich ihr auch versprochen. Aber, liebster Herr Professor, es ist hier noch soviel Platz, daß ich Sie wohl bitten möchte, mir zu erlauben noch ein wenig bey Ihnen zu bleiben. Ich wünschte ohnedem Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, den ich neulich gehabt habe, und einmal bey Gelegenheit Ihre Meynung davon zu erfahren.

Es ist eine bekannte Pflicht, daß man bemüht seyn soll, die Jahre seines Lebens so nützlich zu erfüllen als möglich, und zuweilen frage ich mich selbst, warum ich lebe und was ich eigentlich in der Welt nütze, und wünsche mir ein Mittel ausfindig zu machen, dadurch ich nützlich werden könnte, ohne genöthigt zu seyn, eine von meinen gegenwärtigen Pflichten aufzugeben.

Mein Bruder ist durch Erziehung und eignen Fleiß in den Stand gesetzt, viele und, wie ich hoffen will, nützliche Geschäfte zu übernehmen, die auch seinen Fleiß belohnen und meine Eltern von der Sorge für den größten Theil seines Unterhalts befreyen.

Meine Schwester lernt seit einem Jahre Zeichnen und wird sich vermuthlich der Malerey widmen, theils weil es ihr eignes Talent ist und weil es undankbar wäre, die Gaben der Natur nicht anzuwenden, theils aber auch mit in der Absicht, daß sie, wenn sich keine oder eine nicht hin-

längliche Versorgung für sie finden sollte, sie in ihrem Genie und der erlernten Kunst eine Zuflucht finden möchte.

Da dieses Studium eine anhaltende Uebung verlangt und ihr viel Zeit raubt, so kann sie itzt wenig von den Geschäften des Hauses übernehmen, die ich meiner Mutter verrichten helfe. Es bleibt mir aber dennoch einige Zeit übrig, die ich, wenn ich meiner Neigung folgen dürfte, am liebsten dazu anwendete, daß ich einigen wenigen jungen Frauenzimmern in der französischen Sprache, die ich sehr liebe, und, wenn sie Lust hätten, auch allenfalls bey Gelegenheit in einigen nützlichen Frauenzimmer-Arbeiten Unterricht gäbe.

Es ist dieses freylich weder der Weg berühmt noch reich zu werden; und das ist auch meine Absicht nicht. Vielleicht aber ist es der einzige Weg, durch welchen ich außer dem engen Kreise unsers Hauses nützlich werden kann. Ich schmeichle mir doch wohl nicht zu viel, wenn ich das hoffe? Soviel ist gewiß, junge Kinder, die von ihren Eltern verkehrt erzogen werden oder sich von ihnen lauter eigensinnigen und gebieterischen Widerspruch vermuthen, nehmen oft williger die Lehre oder den Rath einer fremden Person an, von der sie wissen, daß sie sich selbst und ihr eignes Ansehen nicht mit dabey in Gedanken haben, und keine Herrschaft über sie zu behaupten verlangen kann. Auch macht oft ein Unterricht, der mit einem freundlichen Lächeln begleitet und nicht im stolzen Tone des Befehls ausgesprochen wird, mehr Eindruck auf ein junges Herz, als das Beste, was eine sonst kluge Mutter oder Hofmeisterin sagen kann, welche der Ernst des Alters und die Gewalt und die Gewohnheit zu befehlen und zu strafen schon unangenehm machen. Und wie viele Erziehungen sind nicht so beschaffen, daß es für eine junge Person schon

ein großer Vortheil heißt, wenn sie nur täglich eine Stunde in eine Gesellschaft zubringen kann, wo sie etwas Gutes hören oder lesen und auf eine unschuldige Art ruhig und vergnügt seyn darf! — Dieses war der Einfall, liebster Herr Professor, von dem ich noch keinem Menschen, außer meiner Schwester, ein Wort gesagt habe. Es giebt Vorurtheile, seltsame Vorurtheile, in denen gar nichts Wahres ist, die man da wider recht gute Sachen gelten läßt, und die einen aufhalten, ob sie das gleich nicht thun sollten. Eben deswegen giebt es auch viele Dinge, die weder unanständig noch der wahren Ehre zuwider, oft löblich sind, und von denen man doch nicht einmal mit allen rechtschaffenen Leuten reden kann. Nur solchen kann man alles sagen, deren Denkungsart so richtig, so delicat und zugleich so simpel ist, als die Ihrige; und diese weiß ich nirgends so sicher zu finden, als bey Ihnen. Verzeihen Sie mir also, theuerster Herr Professor, wenn ich Sie bitte, mir einmal nach Ihrem Gefallen zu sagen, was Sie ungefähr dazu denken; ob ich wohl meinem Vater einen solchen Vorschlag thun könnte?

Ich vermuthe mir einigen Widerspruch. Deswegen wünsche ich durch Ihren Rath dazu aufgemuntert oder davon zurückgehalten zu werden. Mein Vater versorgt mich mit allem, was ich brauche, und er wird es gewiß, so lange ers im Stande ist, mit Freuden thun. Indessen wäre mirs ein unschuldiges und wahres Vergnügen, wenn ich ihm einen Theil dieser Sorgen abnehmen könnte. Vielleicht wäre es sogar vorsichtig, wenn ich, gleich meinem Geschwister, ein Hülfsmittel auf die Zukunft festsetzte, damit ich, wenn es Gott gefallen sollte, uns unsern Vater, der zwar, Ihm sey Preis und Dank dafür! itzt noch gesund und munter,

aber doch schon acht und funfzig Jahr alt ist, hinwegzunehmen, ich nicht erst in die Verlegenheit käme zu wählen, was ich thun sollte.

Sie, bester Herr Professor, kennen übrigens meine Gedanken von der Geringschätzigkeit der Umstände dieses Lebens in Absicht auf zeitliches Glück und Ehre. Sie wissen, aus was für sichern Gründen ich mit Allem zufrieden bin, was hier mein Loos seyn kann. Da ein viel Weiserer als ich, derjenige, dessen Werk ich bin, mein Schicksal ordnet und bestimmt hat, so weiß ich, daß ich nichts zu thun habe, als seinen Beystand anzurufen, daß ich den Plan seiner Weisheit nicht durch das, was ich thue oder werde, verunstalten, sondern vielmehr dasjenige thun und bleiben möge, was er will, daß ich thun und seyn soll. Das macht mich ruhiger, fröhlicher und heiterer, als viele Menschen, die ich kenne, weil ihnen zum Theil die nöthige Bereitwilligkeit fehlt, dem Winke der göttlichen Vorsehung zu folgen und denselben ohne Ausnahme für gut zu erkennen. Ich bin freylich auch immer glücklich gewesen. Selten ist meine Hoffnung hintergangen worden, weil ich wenig gewünscht habe, und selbst zu befürchtende Dinge befürchte ich nicht, weil ich meiner Pflicht, der göttlichen Hülfe zu vertrauen, keine Grenzen setze, die, wie Young sagt, auch durch einen Sturm erretten kann.

Aber, bin ich von mir selbst so weise geworden? Nein, liebster Herr Professor, das maaße ich mir nicht an, und das würden Sie mir auch nicht glauben.

Leute, die viel gelitten haben, mögen vielleicht durch mehr als natürlichen Trost oder durch die höhere Weisheit, die sie aus ihren ausgestandenen Prüfungen als einen Gewinn und Lohn davontragen, oder auch, wenn es die

Schwachheit der Natur erfordert, durch die Abwechselung einiger glücklichen Begebenheiten aufgerichtet und gestärket werden müssen. Eben so nöthig mag es seyn, die vereinigte Jugend, Gesundheit und Fröhlichkeit, die keinen Schmerz oder Leiden kennt, die der Zerstreuung, Thorheit oder Gedankenlosigkeit so leicht begegnet und sich damit verbindet, durch einen plötzlichen Unfall oder einen empfindlichen Schmerz, von dieser gefährlichen Gesellschaft zu trennen und dem heilsamen Kummer zu überliefern, der sie mit der Ernsthaftigkeit, dem Nachdenken und der Betrachtung ihrer selbst, bekannt machen soll. Ich erinnere mich und schäme mich einer unglückseligen Zeit in meinem Leben, wo es mir Mühe kostete, einen ernsthaften Gedanken zu finden und mich dabey aufzuhalten.

Das Unglück des Kriegs, auf gewisse Weise; der Kummer andrer Menschen, den ich sah, und solcher, die mir sehr lieb und nahe waren; noch mehr aber ein doppelter Verlust, den ich in der Freundschaft erlitt, brachten mich wieder zu mir selbst. Muß ich nicht die göttliche Erbarmung preisen, die mich gewürdigt hat, mich zurück aus der Welt in mich selbst und in die Zukunft zu führen, und mir Lehrer zur Tugend zu geben, die ich so nöthig hatte? — Youngs Nachtgedanken waren mir wohl vorher schon bekannt, aber ich konnte sie nicht lesen; ich verstund sie so wenig, als eine fremde Sprache. Nun aber konnte ich sie lesen, sie verstehen und empfinden. Mit welcher Begierde und mit welcher Theilnehmung las ich sie damals nicht! Dieses Buch hat mir unschätzbare Dienste geleistet. Gott belohne den gesegneten Verfasser auch dafür in alle Ewigkeit! Es verwandelte meine Thränen in Freude und meinen Schmerz in Weisheit und Muth. Meine besten und

richtigsten Grundsätze habe ich von dieser Zeit her. Ich bin viel glücklicher, als ich sonst war. Meine ehemalige Ruhe war Abwesenheit und Unwissenheit des Uebels; meine gegenwärtige ist tieseingedrückte, aus Erfahrung herfließende Kenntniß und Ueberzeugung von der Unzuverlässigkeit, Vergänglichkeit und Eile der Freuden, der Leiden und der Tage dieses Lebens, und eine gläubige Erwartung des Zukünftigen.

Ich bin also in einer Art von Sicherheit gegen die Zufälle des Lebens. Der Traum, den ich gelebt habe, hat mir Unterricht von dem Werthe desjenigen gegeben, den ich vielleicht noch leben soll. Welcher König kann seine Krone theurer achten, als ich die Freunde, die ich verlor? Und wie unsicher sind Kronen und Freunde! — Es ist höchsttraurig, daß unendliche Seelen sich durch vergängliche Freuden entzücken, durch endlichen Schmerz niederschlagen lassen. Alles Endliche ist nichts gegen die Unendlichkeit.

Aber soll denn der trostreiche Contrast der Vergänglichkeit und Unendlichkeit die heilige Flamme der Freundschaft in unsrer Brust auslöschen, weil sie uns hier in der Welt nur Freuden gewährt, die unterbrochen und verdunkelt werden können? — Das sey ferne! Er soll nur unsere Trübsal erleichtern; denn dieser ist die Unendlichkeit versagt, weil sie dem Frommen nicht über das Grab hinaus folgen darf. Ein Vorrecht, welches nur die Freude behauptet! Mit der unsterblichen Freude aber, mit den Freuden der Freundschaft, die bestimmt sind, unsern gegenwärtigen und künftigen Zustand zu beseligen, mag sich unser Herz immer aufs zärtlichste verbinden. Sie sind nicht verloren, und wenn wir der Menschlichkeit die ihr gehörigen Thränen bezahlt haben, dann lernen wir, welch ein Trost, welch eine Aufmunterung es ist, in eine Ewigkeit übergehen

zu können, wo wir sie wieder finden und ihrer ungestört genießen.

Mit solchen Aussichten liebe ich Sie, theuerster Herr Professor. Ist es wohl möglich, daß ich jemals aufhören könnte, es zu thun?

Dresden, den 15. März 1766.

C. C. Lucius.

N. S. Künftigen Monat habe ich mir vorgenommen, nach Copenhagen an Herrn Seidelin zu schreiben, und einen Brief an den Herrn von Duncan einzuschließen; denn er sagte, seine Reise würde im April zu Ende seyn.

* * *

Erlauben Sie mir, theuerster Herr Professor, daß ich Ihnen mit eigner Hand, für das unerwartete und so schätzbare Geschenk danke, das Sie mir gemacht haben. Womit habe ich mir Ihre Gütigkeit verdient? und womit kann ich die dankbaren Regungen ausdrücken, die sie in mir erweckt hat?

Auguste Friederike Lucius.

137.

Liebste Mademoiselle!

Ihr Einfall oder vielmehr der Wunsch Ihres Herzens, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe entdecken, ist in meinen Augen allerdings löblich und vortrefflich, und wenn ich mir

vorstelle, daß Sie Gelegenheit hätten, in dem Hause Ihrer lieben Eltern einige Ihnen anvertraute Kinder, gleich einer Beaumont, zu unterrichten und zu bilden, so wüßte ich nichts, was Sie für sich und die Welt Rühmlicheres und Nützlicheres thun könnten; denn daß Sie zu diesem wichtigen Geschäfte vor tausend andern Personen Ihres Geschlechts Geschicklichkeiten und Naturgaben besitzen, davon bin ich völlig überzeugt. Aber, liebe Mademoiselle, die Hauptsache bleibt doch stets die Einwilligung Ihrer Eltern. Ehe also Ihr Herr Vater diesen Gedanken nicht weiß und gut heißt, so dürfen Sie ihn, so gut er auch für sich betrachtet ist, dennoch nicht fortsetzen. Endlich ist die Frage: Wollen Sie blos einigen Kindern aus guten Familien, die täglich zu Ihnen kommen, Unterricht in Sprachen und weiblichen Geschicklichkeiten ertheilen? Oder wollen Sie ein und das andere Kind zu sich ins Haus nehmen und seine ganze Erziehung besorgen? Welches wäre Ihnen lieber? Und welches nach den Umständen Ihres Hauses thunlicher? Und in welchem Falle könnten Sie sich am ersten versprechen, Schülerinnen zu bekommen? Denn daß Sie ganz und gar in ein fremdes Haus treten und die Erziehung daselbst übernehmen sollten, dieß wird Ihr Herr Vater nicht zugeben und ich billige es überhaupt auch nicht. Kurz wenn Ihr Herr Vater seine Einwilligung dazu giebt, so bin ichs herzlich zufrieden, daß Sie das Amt einer Beaumont auf einige Zeit übernehmen, aber in Ihrem eignen Hause. Wenigstens könnten Sie mit Einem Kinde einen Versuch machen, und auch Herrn Zeisen, der Ihre Umstände besser kennt, als ich, um Rath fragen; vielleicht auch die Frau Geh. Cammerräthin Wagner oder die Frau Gräfin Vitzthum. Dieß mag also genug seyn auf heute, meine liebe

Freundin. Ich grüsse Ihre gute Jgfr. Schwester und Ihr ganzes Haus ergebenst.

Leipzig, den 20. März 1766.

Gellert.

138.

Theuerster Herr Professor!

Ich war recht angenehm überrascht, als ich am Sonntage Abends von Herr Zeisen nach Hause kam und Ihren Brief fand. So gar geschwind hatte ich auf Ihre Antwort nicht gehofft, und ich kann es nicht aufschieben, Ihnen dafür zu danken. Als ich ihn gelesen hatte, und von der Güte gerührt war, mit der Sie an dieser meiner kleinen Angelegenheit Theil nehmen, legte ich ihn meinem Vater vor, und mein Vater billigte meinen Einfall, wie Sie gethan haben, und sagte zu mir, daß er nichts darwider hätte und mir nur Gelegenheit wünschte, denselben auszuführen, und daß ich meines deutschen Namens wegen nicht Schwierigkeiten antreffen möchte. Er verlangte zugleich, daß ich Ihrem Rathe zu Folge mein kleines Project Jemanden, zu dem ich genug Vertrauen hätte, entdecken möchte. Die Frau Gräfin ist vorgestern abgereißt, ohne daß ich von ihr Abschied nehmen können. Vielleicht wage ichs, die Frau Geh. Cammerräthin Wagner um ihre Meynung hiervon zu bitten, auch habe ich kein Bedenken, Herrn Zeisen meine Gedanken mitzutheilen, wenn er von einer kleinen Reise zurück seyn wird. Ich besorge eben nicht, daß er ihn mißbilligen werde; denn meiner Eltern Haus zu ver-

lassen ist im geringsten meine Absicht nicht. Dadurch beraubte ich mich ja gänzlich der Gelegenheit, meiner Familie Dienste und Beystand zu leisten, welches ich für meinen eigentlichsten Beruf ansehe. Auch würde mich Keines von ihnen gerne verlieren, und für mich und meine Schwester würde es ein sehr großer Schmerz seyn, wenn wir uns trennen müßten. Wie sollte ich mich freywillig dazu entschließen?

Irgend ein Kind zu mir zu nehmen und dessen Erziehung ganz zu besorgen, wäre vielleicht das Beste, was ich thun könnte. Es ist aber auch das Schwerste und kann z. E. bey Krankheiten und dergleichen Fällen Beschwerlichkeiten mit sich führen, die ich ganz allein nicht würde übernehmen können, und denen ich meine Eltern und deren Dienstboten nicht aussetzen darf. Nicht zu gedenken, daß unsre Wohnung nur soviel Raum enthält, als wir aufs abgemessenste für uns brauchen. Ich schränke also meinen Wunsch blos darauf ein, daß ich ein paar Stunden des Tages, in denen ich sonst nichts versäume, zum Unterrichte einiger jungen Personen anwenden könnte, wenn es möglich wäre, und zwar so, daß die französische Sprache der Hauptgegenstand hieße, hiernächst, daß ich ihnen soviel beybrächte, als sie nöthig haben, um sich ihre Wäsche, ihren Putz und dergleichen selbst zu verfertigen, welches jungen Frauenzimmern wohl ansteht, und daß ich hierbey Gelegenheiten ergriffe und veranlaßte, wo sich etwas thun und sagen läßt, was zur Bildung ihrer Charaktere und Sitten dienlich seyn kann. Und dieses alles aus den Bewegungsgründen, die Ihnen bekannt sind.

Als mich mein Vater versichert hatte, daß er nichts wider meinen Entwurf hätte, und mir Ihren Rath, die

Frau Geh. Cammerräthin darüber zu hören, empfahl, warf er die Frage auf, ob dieses mein Vorhaben mir nicht in Absicht auf eine Versorgung (ich verstehe dieß von einer Verheirathung) oder sonst nachtheilig seyn könnte? Liebster Herr Professor, es kann seyn, daß der Ehestand gar nicht mein Beruf ist. Da mir Gott die Mittel zu versorgen beschloß, eine Familie zu erhalten oder dazu beyzutragen, hat er mir vielleicht meinen Beruf zum ehelosen Leben anzeigen wollen, mit welchem auch meine eigne Neigung übereinzustimmen scheint; wiewohl ich nicht begehre, dieselbe wider den Willen meiner Eltern oder gegen die Wege der göttlichen Vorsehung geltend zu machen. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so kann ich mir doch dieses Bedenken nicht recht erklären. Denn was will man eigentlich zu meinem Nachtheile schließen? Daß mein Vater kein Vermögen besitzt und ich nichts von ihm erben werde? Dieses ist eine Wahrheit, welche die Klugheit und Rechtschaffenheit uns ohnedieß schon verbinden, einem jeden ehrlichen Manne, der mir seine Hand anbieten könnte, aufs deutlichste bekannt zu machen.

Es ist gewiß, die meisten Leute werden sich meine besten und vornehmsten Bewegungsgründe nicht einmal einfallen lassen; allein was kann das mir schaden? Wenn ich mit meinem Schicksale zufrieden bin, und mir durch eine unverwerfliche Aufführung die Hochachtung rechtschaffener Freunde und meine eigene zu erhalten weiß, was kann mich hindern, glücklich zu seyn? Ich halte sehr wenig von der Glückseligkeit in den Gedanken Anderer. Und überhaupt, da ich in Absicht auf die menschliche Gesellschaft fast wie Nichts bin, und wegen meines eingeschränkten Glücks nur sehr wenigen meiner Nebenmenschen in einem sehr geringen

Grade Gutes thun kann, soll ich denn da nicht um desto eifriger etwas hervorsuchen, wodurch ich wenigstens einigen nützlich seyn könnte? Und weil es Leute giebt, die aus falschen Begriffen oder aus Mangel an Verstande und an Güte des Herzens von der einzigen Art von Diensten, zu denen ich mich für die Menschen geschickt und auf gewisse Weise verbunden glaube, geringschätzig oder verächtlich denken würden, soll ich deswegen blos für mich allein leben und das Mittel unversucht lassen, wodurch ich andern dienen könnte?

Nach den Feyertagen, bester Herr Professor, werde ich Ihnen vielleicht melden können, was die Frau Geh. Cammerräthin hiervon denkt. Leben Sie recht wohl, liebster Herr Professor, und nehmen Sie von meiner ganzen Familie und von mir die Versicherung unsrer vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit an.

Dresden, den 25. März 1766.

C. C. Lucius.

Noch ein Wort, liebster Herr Professor. Sie fragen mich, in welchem Falle ich mir am ersten Schülerinnen versprechen könnte? Sie wissen nunmehr, daß ich dergleichen nur auf eine einzige Art annehmen kann, und ich stelle mirs ein wenig schwer vor, welche zu finden. Ich und meine Eltern haben sehr wenig Bekanntschaft. Ich habe einige Bekannte, die gut für mich gesinnet sind, wie ich glaube, und eine weitläuftige Bekanntschaft haben. Vielleicht würden mir diese einige Schülerinnen verschaffen können. Ich wünsche mir zum Anfange ohnedem nicht viel.

139.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich habe bey der Frau Geh. Cammerräthin Wagner von der nahen Vermählung der Fräulein Schönfeld gehört. Ob sie es wohl gütig aufnehmen möchte, ihr meinen Glückwunsch schriftlich abzustatten? Ich lege einen Brief für diese Braut bey, und ich bitte Sie, liebster Herr Professor, gehorsamst, die Bestellung desselben zu besorgen, wenn Sie es für gut befinden. Ich vermuthe, daß Sie bey der schönen Jahreszeit bald nach Welkau gehen werden, da die Frau Gräfin ohnedem ihre Fräulein gern in Ihrer Gegenwart verheirathen will. Es wird ein froher Auftritt für Sie seyn; ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück, daß Sie dieses Vergnügen erleben. Gott gebe nur Ihnen und der Braut Gesundheit und Munterkeit.

Was mein kleines Project betrifft, so habe ich sowohl Herrn Zeisens als auch der Frau Geheimdecammerräthin Beyfall dazu erhalten. Die Frau Geheimdecammerräthin munterte mich auf, mich durch die kleinen Schwierigkeiten im Anfange nicht irren zu lassen, und sie glaubt, daß mich dieser Entschluß nicht gereuen werde. Sie hat mir auch gütig versprochen, mir zu dessen Ausführung behülflich zu seyn, wenn sie Gelegenheit dazu findet. Ich für mein Theil stelle mir viel Angenehmes bey dieser Beschäftigung vor, und der Gedanke, einen soliden und nützlichen Gebrauch von meinen müßigen Stunden zu machen, erweckt mir Freude. Mein Vorsatz ist gut, und das macht mich zufrieden. Finde ich Gelegenheit, ihn ins Werk zu richten, so ist einer von meinen Wünschen erfüllt. Finde ich sie nicht, so werde ich

denken, daß mich Gott zu dieser Beschäftigung nicht bestimmt und daß ich mich derselben vielleicht nicht mit so gutem Erfolg entledigen würde, als ich mirs itzt vorstelle.

Leben Sie wohl, liebster Herr Professor. Ich habe mir in kurzer Zeit das Vergnügen, Ihnen zu schreiben, sehr reichlich erlaubt. Ich werde sparsam damit werden müssen, um Ihre Geduld nicht zu ermüden. Ich schreibe ohnedem so schlecht. Den Brief an das Fräulein Schönfeld hätte ich schöner schreiben mögen; aber meine Federn sind Schuld. Ich bedaure meinen verstorbenen Schreibemeister bey jedem Briefe und noch mehr, daß ich keine Federn habe schneiden lernen; aber das hat er nicht zu verantworten, sondern ich; er gab sich Mühe genug.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen gehorsamst, und ich bin, mit einem Herzen, das Ihnen ganz ergeben ist, und das Ihnen zum Hochzeitsfeste Ihrer Freundin recht viel Vergnügen und Heiterkeit wünscht,

Ihre

Dresden, den 5. April 1766.

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Haben Sie nichts von meiner Kirchhofin gehört? Zum neuen Jahre schrieb sie, daß ihre Mutter in eine Verbindung zwischen ihr und einem jungen Medicus Namens Gülden auf den Fall gewilligt hätte, wenn dieser in bessere Umstände käme. Es hätte auch derselbe Hoffnung gehabt, ein ziemlich einträgliches Physicat zu bekommen, allein der Sohn des königlichen Leibarztes hätte das Amt durch wichtigere Empfehlungen erhalten und ihre und Herrn Güldens Hoffnung wäre also zernichtet worden. Ich fragte sie, ob ihre Verbindung durch diesen Unfall nur auf-

geschoben oder ganz getrennt wäre? Sie hat mir aber noch nicht geantwortet.

Von dem kleinen Glücke, das der gute Charpentier in Freyberg gemacht hat und das für ihn schon groß genug ist, haben Sie vielleicht wohl durch den Herrn Bruder Nachricht erhalten.

140.

Liebste Mademoiselle!

Also werden Sie, wenn Sie Gelegenheit finden, das Amt, Kinder zu guten und nützlichen Menschen zu bilden, dieses wichtige Amt, mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters, wirklich übernehmen? Nun, so wünsche ich Ihnen denn im Voraus Glück und von Herzen den göttlichen Segen dazu. Bleiben Sie bey diesem Vorsatze, wenn er auch anfangs mit vielen Schwierigkeiten verbunden seyn sollte, und denken Sie, daß Gutes thun allerdings Mühe kostet, aber für unser Herz auch die natürlichste Freude und durch sich selbst schon die größte Belohnung sey, und wenn wir nicht allein aus Neigung, sondern auch aus Religion, das Gute unternehmen und ausführen, wie glücklich dürfen wir uns alsdann schätzen! Getrost also! — Ihr Brief an die nunmehrige Gräfin Bünau ist nicht nur bestellt, sondern die Gräfin Vitzthum will ihn, es sind ihre eignen Worte, entweder bald schriftlich oder doch binnen drey Wochen in Dresden mündlich beantworten. Ich habe die neue Frau den Tag nach ihrer Vermählung, die in der äußersten Stille zu Welkau vollzogen worden, (den 8. April) besucht, sie

gelassen und bey aller Kränklichkeit zufrieden und an der Hand eines sehr würdigen Mannes gefunden. Vielleicht soll ich dieses Glück auch bald von Ihnen hören und sagen können.

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 13. April 1766.

Gellert.

---

141. *)

Dresden, den 17. May 1766.

Liebster Herr Professor!

Hier sitze ich bey einem dunkeln Lichte unter einer grünen Maye, die vortrefflich riecht; höre Fledermäuse schreyen, und sinne nach, was ich Ihnen morgen schreiben will; bedaure, daß es schon um eilf Uhr und also auf diesen Abend zu spät ist; denke, daß ich nichts weiter thun, als Ihnen recht herzlich in Gedanken eine gute Nacht wünschen kann; und ohne es fast selbst zu merken, ergreife ich die Feder und schreibe: Liebster Herr Professor — — — und weil ich in gewissen Fällen nicht viel Herrschaft über mich habe, so kann ich mich nicht verhindern, ein wenig fortzusetzen, und alle die Empfindungen schon itzt zu empfinden, die mein Herz ganz gewiß morgen Vormittags und gegen Abend erfüllen werden — und o wie gern wird sichs ihnen überlassen.

Ich werde nicht wieder von Ihnen Abschied nehmen, wie vorm Jahre; ich werde nicht die Thräne eilfertig

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 144.

abtrocknen, die mir entfiel, als ich durch das Zimmer lief, in welchem ich Sie itzt zum letztenmal gesehen hatte und nun nicht mehr sehen sollte. Aber mein Herz wird Sie für alle Ihre Gütigkeiten segnen, für die redende Miene, die uns allen, die wir damals beysammen waren, sagte, daß Sie uns liebten und segneten, ich werde sie auf Ihrem Bilde aufsuchen und wenn ich sie nicht darauf finde, wird meine Einbildung sie ihm zu geben wissen. Glauben Sie nicht, daß ich Sie in meinem kleinen Enthusiasmus, in welchem ich mich oft in meinen vergnügtesten Stunden verliere, noch immer sehe und höre? — Und meine Doles! Die wird mich spät verlassen, sie wird mich bitten bey ihr zu bleiben und ich werde nicht können. Man wird mir sagen, daß ich hier in Dresden schlafen muß (denn wenn ich manchmal zu lange sitze und lese oder schreibe, kömmt die Mama und heißt mich zu Bette gehen und das Licht wegthun). Glückliche, erwünschte Tage! Noch immer in der Erinnerung schön, und mir auf mein ganzes Leben rührend! Auch wenn sie niemals wiederkämen. Meine Doles — o Sie wissen, wie sehr sie eine Freundin seyn kann; und so sehr, als sie's seyn kann, ist sie's für mich, und ich bin sie Ihnen schuldig. — Muß ich mich nicht freuen, sie gefunden zu haben und sie schon ein Jahr lang zu besitzen?

Für den gütigen Brief, den Sie mir durch Herrn Seydeln überschickt, und den er mir in der Stunde seiner Ankunft brachte, dankt Ihnen mein ganzes Herz. Bisher hat sich noch keine Gelegenheit gezeigt, meinen Vorsatz auszuführen. Indessen behalte ich ihn doch immer und es ist mir genug, daß er an sich selbst gut ist, und den Beyfall derer hat, die ich am höchsten schätze, um die Gelegen-

heiten, die sich etwa anbieten könnten, mit Freuden zu ergreifen.

Daß die Frau Gräfin Bünau meinen Brief so gnädig aufgenommen, ist etwas, womit ich mir geschmeichelt habe, so oft ich dachte, daß sie ihn vielleicht aus Ihren Händen erhalten würde, und das mich also doppelt rührt. Ich habe noch nichts davon gehört, daß die Frau Gräfin Bitzthum hier angekommen wäre. Ich wünsche ihr die Hand zu küssen. Werden Sie nicht in diesen Feyertagen Ihren Freund, M. Heyern, predigen hören?

Vor einigen Wochen machte ich hier mit der Mademoiselle Wolle Bekanntschaft und heute erhielt ich einen Brief von ihr. „Also eine neue Correspondentin?" Ja, bester Herr Professor, an die Stelle des Herrn Oberpostcommissärs. Sie schreibt wohl nicht so gut wie Er, aber sie sagt mir doch, daß sie mich liebt und meine Freundin seyn will, und sie mag es wohl im Ernste sagen, sie scheint sehr aufrichtig. Es ist wahr, ich sah sie nur zweymal, aber die Frau Geh. Cammerräthin Wagner liebt sie, auch die Cammerräthin Frege (und die soll auch eine gute Frau seyn) und also glaube ich der Mademoiselle Wolle auf ihr Wort. Was könnte sie auch für Vergnügen daran finden, sich gegen mich zu verstellen?

Noch etwas vom Englischen. Zeither habe ich einen Theil des Zuschauers gelesen, der Herrn Creuziger gehört und den ich mit diesem Packet zurückschicken werde; denn ich habe mir Popens Werke kommen lassen. Heute habe ich sie vom Buchbinder erhalten und nun werde ich erst recht fleißig werden. Auch hat mir Herr Seydel Youngs Nachtgedanken geschenkt. Es ist eine ganz gute deutsche Uebersetzung dabey, die mir in schweren Stellen

forthelfen kann; wiewohl ichs leichter lese, als ich hoffen durfte. Ohne Zweifel hilft das viel, daß ich die Ebert'sche Uebersetzung fast auswendig weiß, weil ich sie seit vielen Jahren gelesen und wieder gelesen habe. Ich weiß mirs täglich mehr Dank, daß ich dem Einfalle, Englisch zu lernen, gefolgt bin. Meine Einfälle sind wohl manchmal ganz gut, aber keiner ist mir noch so lieb, als der vom 21. October 1760.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ehrerbietung

Ihre

gehorsamste Dienerin
C. C. Lucius.

Unser ganzes Haus empfiehlt sich Ihnen und dem Herrn Oberpostcommissär gehorsamst.

Den 19. May.

Ich siegle diesen Brief noch einmal auf, um Ihnen eine glückliche Zeitung mitzutheilen, welche ich diesen Morgen erhalten habe. Meine Kirchhofin schreibt mir, daß Herr Gülden in bessere Umstände gekommen und ihre Mutter, aus Ueberzeugung, für ihre Tochter nicht besser wählen zu können, den 26. May zu ihrer Verheirathung angesetzt hätte. Sie bittet mich, ihrem theuersten Herrn Professor von ihrer Verheirathung Nachricht zu geben, Sie um Ihr ferneres gütiges Andenken für sie zu bitten und Ihnen zu versichern, daß ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht für Sie so lange als ihr Leben dauern werde. Nächstens wird sie sich die Freyheit nehmen, selbst zu schreiben und um Ihren Segen zu bitten.

142.

Bester Herr Professor!

Meinen eigentlichen Brief werden Sie wohl aus den Händen des Herrn Creuziger erhalten, weil ihn Herr Seydel in ein Packet an denselben legen wird. Hier schicke ich Ihnen nur noch die Abschrift Ihres letzten Billets an mich, welches ich in jenen Brief legen wollte und vergessen habe. Bald dürfte ich Ihnen meiner Kirchhofin letzten Brief mittheilen. Vielleicht lesen Sie ihn doch wohl gern. Ich habe schon darauf geantwortet, und meine Antwort soll, wie ich rechne, den Abend vor dem Hochzeittage, oder den Tag selbst ankommen. Meine Wünsche flattern immer ein wenig nach Cotbus hin. — Ich möchte meine Freundin kennen und ihren Bräutigam auch, und sie in meinen Augen die Wünsche lesen lassen, die mein Herz für sie thut. Herr Seydel hat mir diese Feder geschnitten, aber sie schreibt nicht, sie spritzelt. Es ist eben so gut; so muß ich aufhören und Ihnen nicht länger beschwerlich fallen, und Ihnen, anstatt auf der vierten Seite, gleich auf der ersten, die immer gleichlautende, aber immer wahre, immer mit Empfindung gedachte und mit Vergnügen geschriebene Versicherung wiederholen, daß ich Sie, meinen theuersten Herrn Professor, ewig lieben und verehren werde.

Dresden, den 24. May 1766.

C. C. Lucius.

143.

Liebste Freundin!

Also ist es schon ein Jahr, daß Sie uns in Leipzig besucht haben? Flüchtiges Jahr! Nun so danke ich Ihnen denn heute noch einmal für die unerwartete Freude, die Sie uns um diese Zeit des vorigen Jahres gemacht haben, und wünsche, daß die Erinnerung derselben auch eine beständige Freude für Sie bleiben mag. Könnten Sie doch nur auch Ihre Freundin in Cotbus in diesem Jahre so unvermuthet überfallen! Wünschen Sie ihr in meinem Namen die zufriedenste Ehe, und denken Sie bey dem Beyspiele Ihrer Freundin an die Pflichten, Freuden und Unfälle dieses Standes, der wahrscheinlicher Weise auch Ihr Stand bald werden kann. Schon habe ich mich wieder ausgeschrieben, so kraftlos bin ich. Doch ein kurzer Brief von einem Manne, dem das Schreiben herzlich sauer wird, ist wenigstens ein Beweis, daß er gern an Sie schreibt. Leben Sie wohl mit den lieben Ihrigen.

Leipzig, den 23. Juni 1766.

Gellert.

144. *)

Dresden, den 22. Juli 1766.

Ein ganzer Monat seit Ihrem gütigen Brieschen! Bester Herr Professor, ich verdiene wohl, daß Sie mich ein wenig wegen meiner Bescheidenheit loben. Und mit wie viel Freude, mit wie viel Zutrauen schreibe ich nicht heute, nun ich denke, daß ich recht lange gewartet habe? Ueberhaupt verlor ich nichts bey diesem Verzuge. Der vierte Julius ist dennoch mein Festtag gewesen, und obgleich die Post meine Wünsche für Ihr theures Leben nicht empfangen, so hat sie doch gewiß der Himmel mit Wohlgefallen gehöret und angenommen.

Meine liebe Doles hat mich auch so freundschaftlich an allem Antheil nehmen lassen, was mir wichtig seyn konnte: wie ihr ehrwürdiger Vater mit ihrem Sohne Ihnen die süßeste Pflicht der Freundschaft und der ehrerbietigen Liebe abgestattet, und wie Sie den eignen Geburtstag dieses ihr so theuren Greises feyerlicher haben machen helfen. Sehen Sie, liebster Herr Professor, so hat mein Herz sich mit Ihnen beschäftiget und mit dem glücklichen, so glücklichen Andenken des vorigen Jahres! Daß diese mir eine beständige Freude bleiben mögen, wünschen Sie? O gewiß! Das bleiben sie! Bald (so angenehm träumten es Herr Seydel und ich) bald hätte ich diese Freude recht lebhaft erneuert. Meine liebe Doles hatte ein kleines wahrscheinliches Project gemacht, mit ihrem Sohne, Herrn Tachselten nach Dresden zu begleiten. Anfänglich fanden sich wohl

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 146.

einige Bedenklichkeiten; und die sehr schleunige Abreise des Herrn Tachselt, die Unpäßlichkeit ihres guten Mannes und die erwartete Ankunft ihres Vaters und ihrer Schwester zerstörten es ganz. Es mag sie wohl etwas gekostet haben. Mich kostete es viel. Ich gieng ihr schon in Gedanken bis Neudorf entgegen, und führte sie schon in unsre schönsten Gegenden spazieren. Alles umsonst! — Gut! Bleibt mir doch mein Gedächtniß und ein vorjähriges Pfingstfest, das ich, wenn ich will, in dasselbe zurückrufen kann. Süßes Andenken! — Das ist gewiß, ich habe den Kaiser gesehen. Freylich ist er auch ein Mensch, wie wir andern, aber er hat das Gesicht eines guten Menschen, und nach dem Verhältnisse, in welchem er als Kaiser mit unserm deutschen Vaterlande steht, sah ich ihn mit mehr Antheil, als ich einen andern fremden Prinzen gesehen hätte. Aber werde ich mich in einiger Zeit noch lebhaft daran erinnern und mich freuen ihn gesehen zu haben? Wenn ich wieder an die Orte komme, wo ich ihn sah, werde ich zu mir selbst sagen: Hier fuhr, hier saß, hier speißte der Kaiser? Ich glaube es nicht; aber das weiß ich, daß ich eine gewisse Treppe, wo ich jemanden zuerst die Hand küßte, einige Zimmer, eine gewisse Lectüre und noch viel andre kleine Umstände, Worte und Blicke, niemals vergessen und mit Dank und Freudenthränen ins Gedächtniß rufen werde. Meine liebe Cotbussische Freundin werde ich wohl so leicht nicht besuchen können, wenigstens dieses Jahr nicht, und meine Doles wird auch mich nicht besuchen. Aber der Himmel hatte mir doch wieder eine eigne Freude, auf die ich nicht rechnete, für dieses Jahr bestimmt. Der rechtschaffene, schätzbare Herr Tachselt, der uns itzt zugleich anstatt der Frau Doles und ihres Sohnes ist,

und den der freundschaftliche Seydel bey uns eingeführt hat, ist unser Freund, unser wahrer zärtlicher Freund für unser ganzes Haus geworden. Eine neue glückliche Folge von der zuversichtlichen Willigkeit, mit der ich dem starken Triebe, den ersten Brief an Sie zu schreiben, zu folgen wagte! Freuen Sie sich mit mir darüber! Sie, dessen liebreiches Herz so gern an den Freuden andrer guten Menschen Theil nimmt. O wie glücklich sind Sie für Ihre damalige gütige Nachsicht gegen mich belohnet worden! Ihr allein habe ich alle die besten Freuden meines itzigen Lebens zu danken. Und Gott weiß, ob ich einige davon nicht sehr nöthig hatte und ob mein Herz nicht so müßig, so freudenleer war, als es in Ihnen einen Freund suchte. — Einen Freund? Sollte ich das gedacht haben? Ich weiß es so genau nicht, ich wußte es damals selbst nicht; aber das weiß ich, daß ich mit den frohesten, angenehmsten Empfindungen an Sie schrieb und daß dieses auf geraume Zeit die ersten dauerhaften in dieser Art waren. Meine Doles und ihr Sohn und Herr Seydel haben mir oft gesagt, daß ich denen, die mich lieben, glückliche Augenblicke mache. — Sie theuerster, bester Freund, haben mir seit dem Anfange unsers Briefwechsels, viele, sehr viele glückliche Tage gemacht! Ich wiederhole es immer (es ist einer von meinen liebsten Gedanken), daß ich Alles oder doch das Meiste, was meinem Herzen erwünscht und glücklich ist, darauf zurückleiten kann.

Mit unserm Tachselt (denn er gehört zu uns und unsern Freunden) haben wir viel vergnügte Stunden zugebracht. Zum Glück war auch noch der Baron K. eilf Tage verreißt, und unser guter Seydel hatte die Freiheit, sie mit uns zu theilen. Uns fehlte nichts, als unsre Doles

und Herr Creuziger. Ich und Seydel und Tachselt haben der lieben Freundin unsre kleinen Ergötzlichkeiten alle beschrieben. Vornehmlich muß sie am Montage von Herrn Tachselt einen langen Brief erhalten haben, über den sie sich außerordentlich freuen wird.

Hat denn meine Kirchhofin, itzo Gülden, Ihnen geschrieben? Ich habe keine weitere Nachricht, ungeachtet meines gewiß recht hübschen Glückwünschungsbriefes. Aber ich bin nicht unruhig darüber; ich schließe vielmehr daraus, daß sie froh und glücklich ist. Hätte sie zu Hause nicht Vergnügen und angenehme Unterhaltung genug, so würde sie vielleicht bey mir welche suchen.

Liebster Herr Professor, ich denke nichts Nachtheiliges von der Ehe. Ich denke, daß dieser Stand vielleicht eine Pflicht wird, wenn man sich mit Klugheit in denselben begeben kann. Ich denke noch mehr; ich denke, daß es meinen Eltern eine Freude seyn würde, mich glücklich verheirathet zu sehen und daß ich wohl verbunden seyn könnte, ihnen diese Freude zu machen, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu zeigte. Denken Sie also ja nicht, wenn ich etwa unverheirathet bleiben sollte, daß es aus Vorurtheilen oder aus Eigensinn geschieht. Hätte ich itzt Zeit, es zu sagen und Sie, liebster Herr Professor, Lust, es zu hören, so würden Sie mit mir übereinkommen, daß sich wider diese Aussicht vielerley Schwierigkeiten vereinigen.

Der Ehestand muß doch nicht für alle Leute seyn. Warum hätten sonst soviel gute Leute, von denen man denken sollte, sie wären recht geschickt, eine Familie glücklich zu machen, warum hätten die nicht geheirathet? Warum, z. E. hätten Sie nicht geheirathet? Ich verlange nicht, daß Sie mir dieses erklären; ich sage nur, daß man

gut von der Ehe denken und doch unverheirathet bleiben kann. Indessen (das gestehe ich gern,) spricht meine Vernunft mehr für die Ehe, als meine Neigung. Hätte ich ein kleines Vermögen, dadurch den Sorgen für mein künftiges Schicksal vorgebeugt wäre — aber sorgt denn der Himmel nicht? — so, glaube ich, würde meine Neigung sehr leicht gewinnen. Zuweilen habe ich, ohne im geringsten traurig oder finster zu seyn, eine so abgeschiedene, einsiedlerische Denkungsart, daß ich, anstatt meine Verbindungen mit der Welt und dem Leben darinnen zu vervielfältigen und fester zu knüpfen, solche lieber vermindern und auflösen möchte. Sollte es dem Himmel gefallen, mich zu einem andern Stande, als mein itziger ist, zu berufen, so hoffe ich gewiß, er werde mir auch Gedanken einflößen, die sich dazu schicken, und einen frommen, treuen und einsichtsvollen Freund übrig lassen, so einen Freund, wie Sie, theuerster Herr Professor, meine Entschließungen zu leiten.

Oden 23. Juli.

Heute habe ich bey der Frau Gräfin Vitzthum mit ihrer Familie gespeißt. Sie sind alle wohl, auch die Gräfin Bünau. Am Sonntage erhielt ich einen Brief vom kleinen Herrn Seidelin. Er empfiehlt sich Ihnen ehrerbietigst. Er lebt itzt in Erwartung einer Versorgung bey seinen Eltern. Keiner von den Dänen, die ich kenne, wären versorgt. Der einzige Herr Rothe ausgenommen ist Prediger in Seeland. Dem Herrn von Juul wünscht Seidelin empfohlen zu seyn, weil seine Familie demselben sehr bekannt wäre. Vor einigen Wochen besuchte mich der Hofrath Krebel, und bat mich, Ihnen die Versicherung seiner Ehrerbietung und Freundschaft zu erneuern.

Nehmen Sie gütigst eben diese Versicherung von meinen Eltern und Geschwistern an. Ich werde und kann niemals aufhören zu seyn,

Theuerster Herr Professor!

Ihre

ganz ergebenste und gehorsamste Dienerin

C. C. Lucius.

145.

Dresden, den 25. Aug. 1766.

Theuerster Herr Professor!

Herr Tachselt wünscht, Ihnen bey seinem ersten Besuche nach seiner Dresdner Reise einen Brief von mir zu überreichen. Ich kann ihm seinen Wunsch unmöglich versagen; ich finde zu viel Ursachen in meinem Herzen, diese Gefälligkeit für ihn zu haben. Und auch ohne alle diese Ursachen wäre er es werth, daß ich ihm ein jedes Vergnügen machte, das nur in meiner Gewalt steht. Er ist so ganz der Freund unsers ganzen Hauses und auch mein eigner Freund geworden. Ich glaube kaum, daß ich recht daran thue, wenn ich meine ältern Freunde viel mehr lieben wollte, als ihn; denn er verdient gewiß meine ganze Freundschaft und mein ganzes Vertrauen, er, der Allen, die ich liebe, so theuer ist! — Die sieben Wochen, die er hier zugebracht hat, sind sehr reich an Freuden und Glück für unsre Herzen gewesen. Wie süß ist mir der Gedanke, liebster Herr Professor, daß Sie ißt, da Sie diesen Brief lesen werden, einen Menschen gesehen und gesprochen haben, dem Sie

schon müssen angesehen haben, daß er mit uns, seinen hiesigen Freunden, sehr zufrieden ist, daß er alles liebt und schätzt, was Ihrer Caroline angehört und ihr lieb ist, und daß er seinen hiesigen Aufenthalt ungern verlassen und die Zeit, die er hier zugebracht hat, nicht bereuet, sondern für eine der glücklichsten und vergnügtesten seines Lebens hält und dieses durch die unschuldigen Freuden, die wir mit unserm Seydel (denn diesem sind wir eigentlich die genaue Bekanntschaft des guten lieben Tachselt schuldig) gemeinschaftlich genossen haben. Wie oft, bester Herr Professor, sind Sie mitten unter uns gewesen! Ja, oft haben Sie unsre Freude beseelt. Herr Tachselt spielte uns oft auf dem Claviere vor. Er spielt die meisten Bachischen Melodien Ihrer Lieder. Er lehrte mich einige singen, welches nach seinem Claviere leichter ist, als nach meines Seydels Flöte, ob ich sie wohl da lieber höre. Einmal, es war Sonntags, hatte mir Seydel einen rührenden Brief geschrieben, der sich mit der letzten Strophe Ihres schönen Gedichts von der Freundschaft schloß. Er hatte mich bis zu Thränen gerührt. Abends waren wir Alle beysammen. Unser Tachselt spielte: Sey ohne Freund rc. Stellen Sie sich vor, daß über der Commode, wo das Clavier stand, Ihr Portrait hängt und der Kopf davon über dem aufgemachten Clavier-Deckel hervorsah, auf Tachselt sah, welcher spielte. Zur Linken stand mein Fritzchen, die voll Empfindung zuhörte, zur Rechten neben Tachselt ich, Seydel hinter uns und hielt meine rechte Hand. Wir dreye sangen. Meine Mutter saß dicht bey uns vergnügt und still. Bey der letzten Strophe dachte ich an Seydels Brief; ich wandte mein Gesicht nach ihm um, indem ich seine Hand ein wenig drückte. Er riß sich schnell los voll

Bewegung und vergoß einige Thränen der Freude. Bald darauf kam er wieder zu mir, zeigte auf Ihr Bild und sagte: „O könnte Er Zeuge unsrer Empfindungen und „unsrer Freuden seyn: welche Belohnung für sein Herz!" — So hat uns Ihr Bild oft zugesehen. Wären Sie es doch selbst gewesen! Nicht Eine Empfindung, nicht Ein Gedanke ist in allen unsern vereinigten Herzen, den Sie zu billigen sich bedenken würden und gewiß, oft, recht oft wären wir Ihrer Gegenwart werth.

Heute ist ein Gallatag, unsers Xavier's Geburtstag. Wir haben ihn gefeyert. Wir sind gleich um vier Uhr aufgestanden, sind mit unserm Seydel in den Plauischen Grund gegangen, und haben uns da einen der vergnügtesten Morgen unsers Lebens gemacht, für den sich's, wie eben Seydel auf dem Rückwege sagte, auf den Abend Gott recht herzlich wird danken lassen. Unser Tachselt war uns immer gegenwärtig; denn wir waren auch vor einigen Wochen an einem so schönen Morgen mit ihm da gewesen, und nur noch Vorgestern früh brachten wir einige glückliche Stunden mit ihm im grosen Garten zu, begleiteten ihn hernach auf seine Stube, blieben eine kleine halbe Stunde bey ihm und bald darauf gieng er mit der Post nach Freyberg, und ließ uns die stärksten Versicherungen seiner Freundschaft zurück.

Mein liebster, bester Herr Professor, da Sie oft so kränklich und so schwach sind, daß auch eine kleine Lectüre Ihnen zur Arbeit und zur Beschwerde werden kann, so sollte michs vielleicht reuen, daß ich Ihnen einen so entbehrlichen Brief geschrieben habe. Aber ich weiß nicht, es ist mir immer, als obs Ihnen keine Arbeit seyn würde, wenn Sie sich denselben von Herrn Gödicken vorlesen ließen; als ob

Sie an meinen Freuden sogar einigen vergnügten Antheil nehmen würden. Und ich, ich bilde mir ein, durch diesen Brief meine Freuden auf gewisse Weise mit Ihnen, meinem theuersten, verehrungswürdigsten Freunde, getheilt und sie mir dadurch noch feyerlicher und doppelt rührend gemacht zu haben. Vielleicht denke ich auch, daß die wahre, herzliche und gewiß unaufhörliche Freundschaft dieses schätzbaren Mannes, den Sie lieben, für unser ganzes Haus und mich, uns Ihnen noch werther machen könne, und daß Sie darinnen einen neuen Bewegungsgrund finden werden, uns zu lieben. Ich werde Sie aus den wichtigsten und dringendsten Bewegungsgründen zeitlebens verehren und lieben, und das wird mit mir unser ganzes Haus thun.

C. C. Lucius.

Unser lieber Herr Zeis hat seine Familie vor vier Wochen durch einen kleinen lieben Sohn vermehrt gesehn, und zu seiner desto größern Freude befinden sich die Mutter und der Sohn vollkommen wohl. Doch vielleicht hat er Ihnen schon selbst davon Nachricht gegeben.

146.

Liebste Freundin!

Wenn ich Ihnen sage, daß ich an den Freuden Ihres Hauses und der Freunde desselben herzlichen Antheil nehme, so habe ich Ihnen zugleich gesagt, daß mir Ihre drey letzten Briefe vorzüglich angenehm gewesen seyn müssen, da sie voll von lauter frohen Nachrichten, Sie und Ihre liebe

Schwester und Ihre Freunde betreffend, voll von glücklichen Vorbedeutungen waren. Nun für diese frohen Nachrichten will ich Ihnen heute und noch oft danken. Herr Tachselt war noch ganz in Ihrem Hause, als er mir Ihren Brief mit einigen mündlichen Supplementen brachte, und ich, ich war noch ganz krank und hörte ihn dennoch gern an. Ja, liebe Mademoiselle, auch heute noch, und da ich dieses schreibe, fühle ich alle meine Beschwerlichkeiten und lege die Feder schon nieder. Genug, daß ich ein paar Worte habe mit Ihnen reden können. Also will ich nicht klagen, sondern Gott danken, daß ich nicht ganz darnieder liege. Ich grüße und segne Ihr ganzes liebes Haus und empfehle mich Herrn Seydeln bestens.

Leipzig, den 9. Septbr. 1766.

Gellert.

---

147. *)

Meine liebe Freundin!

Ihr langer Brief oder vielmehr Ihre beredte Geschichte zweyer jugendlicher Herzen, die einander lieben und verdienen, hat mir sowohl wegen der unschuldigen Liebe, als der Schreibart und des Vertrauens wegen, das Sie mir dadurch

*) Der Brief, auf welchen der obige eine Antwort ist, war nicht zur Mittheilung geeignet, und ist von Fr. Pastor Schlegel zurückbehalten worden. Sein Inhalt geht aus dem 148sten von selbst hervor und bezieht sich auf ein nahes Verhältniß zwischen Gellerts Correspondentin und dem oft erwähnten Herrn Seydel. Vgl. unten den 151sten Brief.

bezeugen, nothwendig interessant seyn müssen, und wie natürlich ist der Wunsch für mein Herz, daß ein günstiger Ausgang diese Liebe beglücken möge! Gott lasse ihn bald erfolgen, wenn es seiner Weisheit gefällt! Hoffen Sie beide das Beste bey Tugend und Klugheit und im Vertrauen auf den Stifter der Ehen. Hätte ich Vermögen, so würde ich bitten, daß Sie mich für Ihre Ausstattung sorgen ließen. Aber getrost! An dem, was wahrhaft glücklich macht, läßt Gott es Keinem fehlen. Und Ihr Lotteriegewinnst ist ja auch ein Beweis der göttlichen Vorsorge. Ich leide seit etlichen Tagen an meinem Husten und Hüftweh, aber ich leide sehr erträgliche Schmerzen; das sey Gott gedanket. Grüßen Sie Ihr ganzes Haus, Ihre liebe Schwester, Ihren Herrn Bruder und den guten Seydel bestens von mir.

Leipzig, den 2. Dec. 1766.

Gellert.

148.

Theuerster Herr Professor!

Mein Herz wünscht Ihnen für die Güte, für den Antheil zu danken, womit Sie seine Geschichte angehöret haben, aber kann es das? Gott segne Sie, bester Herr Professor, mit allem den Guten, das Ihre wohlwollende Seele Andern gönnt, und, wenn es in Ihrer Macht stände, widerfahren lassen würde! Er belohne Sie für die großmüthigen, die väterlichen Gesinnungen, womit es Ihnen gefällt (aber

es gefällt Ihnen nicht; denn können Sie anders seyn?), mein Vertrauen zu belohnen!

Als ich Ihren Brief erhielt, mußte ich ihn allein und geschwind lesen und konnte nur einige Thränen der Freude und der Dankbarkeit darüber vergießen. Seydel war gleich bey meiner Mutter. Ich gab ihm beym Abschiede Ihren Brief mit; er wußte nichts von dem, was ich Ihnen geschrieben. Wie wird er gerührt worden seyn!

Mein bester Herr Professor, halten Sie es nicht für gut, daß ich mein Geheimniß meinen Eltern auch entdecke? Wenn Sie es thun, so bitte ich Sie, schicken Sie mir etwa durch Herrn Tachselt oder durch die Frau Doles meinen langen Brief zurück, ich glaube, dieser wird mir meine Entdeckung bequemer und für meine Eltern angenehmer machen.

Am Sonntage hatte ich die unvermuthete Freude, von dem guten Herrn von Duncan einen langen sehr freundschaftlichen Brief zu erhalten. Er schreibt mir, was Sie vielleicht schon wissen, daß er seine alte Mutter gesund und den Grafen Scheel als Vater einer Tochter wiederangetroffen habe. Er erzählt mir, daß dieser Herr das Bildniß der Dänischen Prinzessin an den Schwedischen Hof habe überbringen müssen und dafür mit dem Portrait der Königin und einem kostbaren Ringe beschenkt worden sey; sein eignes Schicksal aber, sagt er, wäre wegen der mit dem Grafen Moltke vorgegangenen Veränderungen noch immer unentschieden. Ich wünsche dem redlichen Duncan Gutes. Er verspricht mir, wenn ihm etwas Glückliches begegnet, will er mich Antheil daran nehmen lassen. Der Herr Hofrath Krebel hat uns heute auf eine Stunde besucht. Er

ist gesund und zufrieden. In der letzten Kirchen-Lotterie hat er auch 200 Thaler gewonnen.

Möchten Sie doch von den, Gott sey Dank! erträglichen Schmerzen, die Sie einige Tage gelitten haben, gänzlich befreyet seyn und Sie dieses Jahr gesund und in Heiterkeit des Gemüths beschließen! Leben Sie wohl, theuerster und gütigster Freund!

Dresden, den 5. Dec. 1766.

C. C. Lucius.

149.

Liebste Mademoiselle!

Allerdings wird es Ihre Pflicht und eine Beruhigung für Ihr Herz seyn, wenn Sie dieses Ihr Herz bey einer glücklichen Stunde Ihren lieben Eltern entdecken. In dieser Absicht sende ich Ihnen Ihren Brief, der mir das Geheimniß entdecket hat, und zwar durch die Hand des guten Tachselt's, der es kaum verbergen kann, wie gern er in das Luciußische Haus eilet. Also bekommen Sie nunmehr wieder einen Freund näher und mit ihm viele Freuden, die ich Ihnen und Ihrer Igfr. Schwester und Ihrem ganzen Hause gönne.

Leipzig, den 9. Decbr. 1766.

Gellert.

150.

Mein theuerster Herr Professor!

Ich habe Ihnen den Brief, den Sie so gütig waren, durch Herrn Tachselt zurückzuschicken, damit ich ihn meinen Eltern zeigen möchte, noch einmal für Sie, zwar nicht schöner, doch in beßrer Ordnung abgeschrieben, und ich nehme mir die Freyheit, Ihnen denselben zu übersenden. Zugleich will ich Ihnen auch Nachricht von einem empfindlichen Vergnügen geben, das ich im Anfange dieses Jahres gehabt habe. Meine Kirchhofin, deren langes Stillschweigen mir, ihres Schicksals und ihrer Freundschaft wegen, viel Sorgen macht, hat wieder an mich geschrieben. Sie ist am 26. May vorigen Jahres mit Herrn Gülden verheirathet worden, hat in ihm den liebenswürdigsten und rechtschaffensten Mann gefunden und wird ihn gewiß zu einem der glücklichsten machen. Sie lebt bey ihrer guten Mutter im Hause, und die Glückseligkeit dieser lieben Tochter und ihre und ihres Mannes Ergebenheit und Liebe machen den Trost und die Freude ihres Alters aus. Sonst meldet sie mir noch, daß die Mademoiselle Müller, die Freundin, die bey ihnen wohnte, vor einem halben Jahre sanft und ruhig gestorben ist. Sie fragt mich ungeduldig nach Nachrichten von Ihnen, bester Herr Professor, und ich will eilen, ihr welche zu geben. Ich habe schon einen Brief für sie angefangen. Wenn ich ihr sagen darf, daß sie Ihnen noch werth ist, werde ich ihr viel Freude machen und gewiß, Sie entziehen ihr Ihre Gewogenheit nicht; denn Sie wissen, wie theuer ihr dieselbe ist, und Sie sind gütig, so gütig, daß Sie diese

Gewogenheit, dieses unschätzbare Gut, auch beständig erhalten werden

Ihrer

Dresden, den 19. Jan. 1767.

gehorsamsten und ewig ergebensten
C. C. Lucius.

---

151. *)

Bester Herr Professor!

Ich thue es recht ungern, daß ich in dieser Woche Ihnen zum zweytenmale beschwerlich falle. Aber vielleicht werden Sie der Ursache, die ich dazu habe, etwas nachsehen. Meinen ersten Brief, hoffe ich, haben Sie mir schon verziehen: vielleicht haben Sie sich schon sogar gütig über den Inhalt desselben gefreut — und nun bin ich eben dieses ersten Briefes wegen verdrüßlicher Weise zu diesem zweyten genöthiget. Ich weiß, theuerster Herr Professor, daß Sie, obwohl selten, mit dem Baron von Kessel Briefe wechseln. Ich muß mir die Freiheit nehmen, Sie zu bitten, wenn etwa der Herr Baron Ihnen schreiben und etwas von Seydeln gedenken sollte, in Ihrer Antwort nichts von demjenigen zu erwähnen, was mein letzter Brief enthält; denn heute hat Seydel mit seinem Herrn auf die Menagerie fahren müssen und diese Gelegenheit hat er sich zu Nutze gemacht, demselben die Hand zu küssen und ihm für

*) Auch vor diesem Briefe fehlt ein Brief der Demoif. Lucius aus gleichem Grunde und von gleichem Inhalte, wie oben bei Nr. 147.

die Gnade zu danken, die er gehabt hätte, von seiner Angelegenheit mit dem Herrn Hofrath Welke zu sprechen, auch ihm zu erlauben, daß er sich den Herren Präsidenten und Cammerräthen mit einer Empfehlung von Sr. Excellenz hätte präsentiren dürfen. Und zu gleicher Zeit hat er um Erlaubniß gebeten, acht oder zehn Tage zu einer Reise nach Serau anwenden zu dürfen, weil es für ihn sehr nothwendig und von Wichtigkeit ist, verschiedene Dinge mit seinen Eltern in Ordnung zu setzen. Der Herr Oberkuchenmeister hat zwar darein gewilligt, hat aber Seydeln mit bittern und demüthigenden Vorwürfen überhäuft (ob er es gleich anfänglich gebilligt und darein gewilligt hatte), daß er keinen Ehrgeiz, keine Empfindungen besäße, da er seine Wünsche auf eine so geringe Stelle einschränkte, daß er sich gänzlich in Ansehung seiner betrogen hätte, u. s. w. Seydel befürchtete auch aus einigen Worten seines Herrn, daß derselbe einigen Verdacht auf ihn in Ansehung unsrer Verbindung werfen möchte, und darüber ist er sehr bekümmert, weil der Herr Baron für junge Leute, die ans Heirathen denken, nichts als Haß und Verachtung hegt. Auch hat er durch diese Begegnung alles Vertrauen verloren, das sein Herr ihm zuvor eingeflößt hatte und er wird sich für sehr glücklich halten, wenn er es nur dabey bewenden läßt und sich nicht etwa Mühe giebt, die Hoffnungen zu zernichten, die Seydel mit gutem Grunde fassen konnte, welches ihm, glaube ich, ganz außerordentlich empfindlich seyn würde. Ich will aber lieber hoffen als fürchten. Indessen sehn Sie hieraus, liebster Herr Professor, wie höchst nachtheilig es seyn würde, wenn etwas aus meinem Briefe vor den Herrn Oberküchenmeister käme.

Ich weiß, theuerster Herr Professor, daß Sie mit

meine Freyheit verzeihen und weiß auch, daß Sie es, nach Ihren Grundsätzen, meinem Seydel und mir für keine Niederträchtigkeit anrechnen werden, wenn wir wünschen, in einem ehrlichen Stande, bey einem zulänglichen Auskommen und einer anständigen Lebensart glücklich zu seyn, und wenn wir hoffen, unter solchen Umständen weder uns noch unsern Freunden Schande zu machen. Nein, was auch unser Schicksal seyn mag, das soll allemal unser eifrigstes Bestreben bleiben, uns Ihrer Gewogenheit würdig zu erhalten und es zu verdienen, daß Sie an demjenigen, was uns begegnet, gütigen Antheil nehmen. Leben Sie wohl, liebster Herr Professor.

Dresden, den 24. März 1767.

C. C. Lucius

152.

Liebste Mademoiselle!

Ich billige Herrn Seydels Entschluß vollkommen und hoffe, daß er in seinem Suchen glücklich seyn und daß dieses Glück der Weg zu Ihrer beiderseitigen beständigen Zufriedenheit werden wird. Wohl zehnmal habe ich Ihnen dieses sagen wollen, und ich begreife es selbst nicht, wie ich mich so oft habe können daran verhindern lassen. Aber Ihres Freundes Sache hat dadurch nichts verloren, sondern ich weiß vielmehr, daß mein Bruder binnen dieser Zeit einen für ihn sehr günstigen Bericht erstattet hat und er konnte auch nach allen Umständen nicht anders ausfallen. Freilich wird der Herr von Kessel eine so frühe Heirath, wenn er sie

vermuthet, nicht billigen; aber bey einer billigen und guten Sache müssen wir uns das widrige Urtheil, auch selbst verdienter Männer, nicht irren lassen. Ich für meine Person wünsche die Erfüllung Ihres Planes bedachtsam und herzlich, und hoffe, daß Ihre Verbindung nach Gottes gnädigem Willen und nach seiner gnädigen und weisen Regierung beschlossen war. Er lasse sie, wenn sie dieses ist (und sie ist es gewiß), auf alle Weise beglückt und gesegnet seyn! Mir soll ihre Gewißheit eine der erfreulichsten Nachrichten werden; denn ich weiß, daß Sie einander beyde nicht nur lieben, sondern auch verdienen, und Ihre Ehe durch Liebe, Religion und Verstand zur guten und besten Ehe machen werden. Grüßen Sie Ihren Freund und Ihr ganzes liebes Haus ergebenst von mir.

Leipzig, den 17. April 1767.

Gellert.

153.

Dresden, den 20. Mai 1767.

Theuerster Herr Professor!

Ich bin gesund und heiter und froh im Gemüthe, und mit einem Herzen voll Liebe, Ehrerbietung, Dankbarkeit und guter Wünsche für Ihre Gesundheit und Zufriedenheit sehne ich mich Ihnen dieses zu sagen, und fühle, daß ich noch heiterer und froher seyn werde, wenn ichs Ihnen werde gesagt haben; denn ich denke Sie mir als einen meiner gütigsten Freunde, dem ich dadurch unfehlbar einiges Vergnügen erwecken kann, und wie sehr kostbar ist mir nicht dieser Gedanke! Lassen Sie mich ihn zeitlebens unterhalten,

so wie ich den glücklichen Einfluß, den er auf die Ruhe meiner Seele hat, immer zu verdienen wünsche.

Herr Trummer wird Ihnen diesen Brief überbringen. Vielleicht wird er Ihnen sagen, daß er in Dresden und unter uns, seinen Freunden, vergnügt gewesen ist, und unsre kleinen Ergötzlichkeiten getheilt, auch oft an unsern Berathschlagungen über ein süßes Projektchen, womit wir uns beschäftigen und zu welchem wir schon vorläufige Anstalten machen, Theil genommen hat. Ja, liebster Herr Professor, ich rechne beynahe darauf, wenn nur unsre Doles wegen ihres guten Vaters Gesundheit ruhig bleibt, mit meinem Bruder und meiner Fritzchen kurz vor den Pfingstfeyertagen nach Leipzig zu reisen und mir das glückliche Andenken vor zwey Jahren auf das angenehmste und rührendste zu erneuern und Sie, meinen theuersten, verehrtesten Freund, für dieses Leben vielleicht zum letztenmale zu sehen. Ich glaube, ich werde weinen, wenn ich Sie werde gesehen haben; denn ich weine itzt, indem ich schreibe. Doch das thut nichts. Vor zwei Jahren weinte ich auch, aber sehr leicht kann es geschehen, daß ich nicht wieder nach Leipzig komme. Herr Tachseit wird uns vielleicht wieder zurück nach Dresden begleiten und den übrigen Sommer bey uns bleiben. Ein wenig traurig für mich ists, daß Herr Seydel das vielfache Vergnügen dieser Reise nicht mit mir theilen kann und daß ich wohl bey meiner Abreise auf den ganzen Sommer von ihm werde Abschied nehmen müssen. Doch liegt nichts daran, wenn es Gott gefällt, uns für einander zu erhalten, und soll eines von uns sterben, so ists für die Ewigkeit sehr gleichgültig, ob wir einige Monate mehr oder weniger mit einander umgegangen sind.

Ich habe immer auf einen guten Ausgang seiner Angelegenheit gehofft und mich darauf gefreut, Ihnen die Nachricht davon zu schreiben; allein es verzieht sich noch damit. Er ist neulich beym Herrn Geh. Cammerrath Wagner gewesen, und dieser hat ihm, als er gehöret, wie viel ihm daran gelegen sey, diese Sache noch vor seiner Abreise nach Schlesien geendiget zu sehen, gütig versprochen, die Acten nach Leipzig zu schicken, und nun rechnet er auf die günstigen Gesinnungen des Herrn Hofrath Welke. Vermuthlich werden wir nach der Messe etwas davon hören. Unsre Wünsche sind mäßig und unsrer Einsicht nach vernünftig. Gott erfülle oder zernichte sie nach seiner Weisheit. Wünschen Sie mir, bester Herr Professor, die Resignation immer zu behalten, die itzt mein Herz so ruhig macht und die alle so kurzsichtige Menschen bey ihren Wünschen haben sollten. Zwar habe ich nicht ganz allein Ergebung im Herzen, ich habe auch Hoffnung. Ich wage es auch, mit Ihnen zu denken (und lieber wollte ich allem entsagen, wenn ich nicht Ursache hätte so zu denken), daß ich und mein Seydel nach Gottes Willen für einander bestimmt sind und es schon damals waren, als ich, fast noch ein Kind, meinen ersten Freund in ihm suchte und er seine erste Freundin in mir. Ich mag es vielleicht mit weit mehrerm Grunde hoffen, als wenn diese Wahl, vielleicht auf Veranlassung einer dritten Person, nach den Regeln der Convenance wäre getroffen worden und unsre eignen Herzen nur nachgebend darein gewilligt hätten. So aber entdeckten und wählten sie sich in den ersten unschuldigen Jahren der Jugend, blos von der Empfindung geleitet. Ein glücklicher Zufall trennte sie und übergab sie lange dem ruhigen, ungestörten Nachdenken der zunehmenden Vernunft.

Ein glücklicherer Zufall brachte sie wieder zusammen. Sie erkannten sich wieder, bestätigten nun ihre frühe Wahl und verbanden sich fester und feyerlicher. Dieß ist unsre kurze einfache Geschichte und für uns eine Quelle süßer Betrachtungen und Hoffnungen. Aufs wenigste müssen sie dazu dienen, uns einige Jahre dieses Lebens vergnügt und heiter zu machen, und das ist nichts Geringes in einem so kurzen Leben.

Gott erhalte Sie recht gesund auf die Zeit, da ich mich Sie wieder zu sehen freue. Bis dahin verschiebe ichs, meinen Freunden in Dänemark, denen ich lange Antwort schuldig bin, zu schreiben. Ich wüßte ihnen auch in der That nichts zu sagen, das ihnen lieber und interessanter seyn könnte, als die Nachricht, daß ich in Leipzig, dem Orte, der ihnen so werth ist, gewesen bin und ihren Lehrer und Freund gesehen habe. Bey unsrer Doles werden wir wohnen. Wir wünschten, daß Herr Zeis uns begleiten möchte, aber er kann es nicht. Werden wir nicht auf unsrer Reise in einer recht glücklichen Situation seyn? Unsre lieben Zurückgelassenen werden mit guten Wünschen und mit Freude, daß wir von so vielem Vergnügen erwartet werden, an uns denken, und unsre erwartenden Freunde werden mit dem Wunsche und der Freude, uns Vergnügen zu machen, und mit der zärtlichsten Sehnsucht unsrer Ankunft entgegen sehen! — Ich bin schon halb in Leipzig; ich denke kaum daran, von Ihnen Abschied zu nehmen. Es ist fast unnöthig; wie bald werde ich Sie nicht sehen! Leben Sie ja recht wohl, recht gesund, Ihre Caroline noch einmal zu segnen. Gott wird es gewiß geschehen lassen und wie will ich ihn nicht darum bitten. Lucius.

154.

Theuerster Herr Professor!

Nun bin ich wieder hier bey meinen guten Eltern und habe mit meinen Geschwistern eine sehr angenehme und glückliche Reise zu Ende gebracht, welche uns die vergnügtesten Erinnerungen und Gespräche darüber verkürzen halfen. Die Ihrige nach Störmthal, in Begleitung einer Ihrer würdigsten Freundinnen nach dem von Ihnen geliebten Hause der Gräfin Bitzthum ist, wie ich hoffe, für Sie erfreulich und angenehm gewesen. Mein Herz hat Sie dahin begleitet, und ich habe das schöne Wetter an diesem Tage, das unserm lieben Wirth zu einer Spazierfahrt nach Raschwitz mit uns Lust machte, doppelt genossen, wenn ich dachte, daß auch Sie auf dem Lande, in gewählter Gesellschaft und an einem schönen Orte spazieren gehen würden.

Eins betrübt mich, daß ich fast ohne Abschied von Ihnen aus Leipzig gegangen bin. Ob ich Sie wohl jemals wieder sehen werde? — Sie wissen nicht, was bald geschehen wäre. Meine Doles und ihr guter Mann wollten mich nicht reisen lassen; ich sollte noch vier Wochen bei ihnen bleiben und dann sollte mich Herr Creuziger nach Dresden bringen. Herr Creuziger war willig es zu thun und gab sein Wort von sich. Morgen ist nun Ihr Geburtstag, der Festtag aller derer, die Sie lieben, so sehr als Ihr eigner. Den hätte ich in Leipzig gefeyert. So hätte ich ihn feyern wollen: Ich wäre in die Kirche gegangen, in der Sie Gott Ihr frommes Dankopfer vor der Versammlung derer, die ihm dienen, dargebracht hätten. Da hätte ich mit Ihnen zugleich meinen gerührtesten Dank

für Ihr Leben, für jedes Gute, das Ihnen widerfahren, für jedes Leiden, das Sie überstanden, für jeden Segen, den Gott durch Sie so vielen Menschen geschickt hat, dem Herrn geopfert und für Ihr Leben, Ihre Gesundheit, Ihre Zufriedenheit und Ruhe gebetet. Dann wäre ich vielleicht auch noch ein wenig zu Ihnen gekommen, hätte Sie gebeten, mich Ihre liebe Hand küssen zu lassen; — aber ich bin hier, weit, weit von Ihnen, doch nicht so weit, daß ich nicht das Meiste und Beste von Allem diesen auch hier thun könnte. — Leben Sie noch lange und glücklich! Ich bin sehr gerührt, wenn ich an die in Leipzig zugebrachten neun Tage zurückdenke. Meine Freunde in Leipzig sind es wohl werth, daß ich sie mit meinem ganzen Herzen liebe, denn sie lieben mich nicht weniger. Ich war kaum vom Wagen gestiegen, so empfand ich schon wieder eine Freude, die ich Ihrer Liebe danke. Herr Creuziger, der junge Herr Doles, Herr Trummer schrieben mir jeder einen freundschaftlichen Brief, und die liebe Doles begleitete den Brief ihres Sohnes selbst mit einigen Zeilen voll zärtlicher Betrübniß über meine Abreise und voll Verlangen, mich bald wieder zu sehen, und diese Briefe waren noch vor uns in Dresden angelangt, und ich hielt sie für das beste Geschenk, für die angenehmste Ueberraschung, die mir meine Freunde hätten zubereiten können.

Leben Sie wohl, theuerster Herr Professor, Sie, dem ich alles danke, was ich in Leipzig liebe, Sie, den ich unter allen meinen Freunden am längsten, am ehrerbietigsten, aber nicht mit weniger Vertrauen liebe; denn ich liebe Sie am kindlichsten. Leben Sie recht wohl! Fahren Sie fort mit der gütigen, väterlichen Liebe gegen mich, und nehmen Sie die aufrichtigsten und besten Wünsche und die

Versicherungen der vollkommensten Ehrerbietung an, von den Eltern und dem Bruder und der Schwester

Ihrer

Dresden, den 3. Juli 1767.

ewig dankbaren

C. C. Lucius.

155.

Liebste Mademoiselle!

Unter allen Briefen, die ich zu meinem Geburtstage erhalten, hat mich keiner so erfreut und gerührt, als der Ihrige und der Brief des Vaters Ihrer Doles. Nun für diesen Ihren lieben Brief danke ich Ihnen herzlichst, so wie ein guter Vater der besten Tochter. Aber, liebste Mademoiselle, ich habe Ihre neuntägige Anwesenheit in Leipzig wohl zu wenig, durch meine Schuld vielleicht, genossen und habe zu wenig zu Ihrem Vergnügen gethan und thun können. Dieses kränkt mich. Aber dafür haben meine Freunde Ihre Anwesenheit desto mehr genossen, und haben zu Ihrem Vergnügen desto mehr gethan und thun wollen; dieses beruhigt mich. — Leben Sie wohl mit allen den Ihrigen, die ich ergebenst und freundschaftlichst grüße, so wie Ihren lieben Seydel.

Leipzig, den 24. Juli 1767.

Gellert.

156.

Dresden, den 12. Aug. Mittwochs 1767, im Gewitter.

Mein theuerster Herr Professor!

Es ist so finster, ob es wohl noch nicht sieben Uhr ist, daß ich meine Arbeit hinlegen mußte. Ich habe mir Licht geholt und will mir die schwarze furchtbare Stunde des Sturms dadurch erheitern, daß ich mich mit meinem besten, würdigsten Freunde beschäftige und mich zu ihm versetze. Ich bin den ganzen Nachmittag bey Ihnen und für Sie in Sorgen gewesen. Es war erstickend heiß, und die Luft mit schweren Gewittern erfüllt, und ich weiß, daß Sie immer davon leiden. Ich dachte, es müßte in Ihrem Wohnstübchen recht traurig und ängstlich aussehen. Unzählig oft habe ich an Sie gedacht und mir wenigstens an Sie zu schreiben gewünscht, nur daß ich meine Arbeit nicht gern, so lang es Tag war, verlassen wollte; denn ich habe freylich zeither viel versäumt durch die Reise und dann gehen wir auch viel spazieren. Hierzu kömmt noch, daß unsers lieben Herrn Zeis Schwester (unsre Schwester Christelchen) für ihre Hochzeit und neue Wirthschaft viel zu thun hat, und ich und Fritzchen oft halbe auch ganze Tage bey ihr sind und ihr helfen. Auf den achtzehnten ist ihr Hochzeittag. Gott lasse es ihr wohlgehen. Wünschen Sie ihr auch Gutes, bester Herr Professor. Ihr frommer Wunsch wird Segen für sie seyn; sie ist ein sehr gutes Kind. Für uns ist es traurig, daß sie von hier wegkömmt und auch, daß ihr Bruder unsre Nachbarschaft verläßt. Wir verlieren dabey. Wenn sie nur unsre Freundin bleibt!

Ich hoffe es wohl von ihr, doch rechne ich nicht mehr so ganz auf sie, wie bisher. Mir scheint, die meisten Frauenzimmer ändern sich nach der Heirath, und nicht immer zu ihrem Vortheile. Ich kenne nur Eine von meinen Freundinnen, die nach einer sechsjährigen Ehe noch ganz so ist, wie sie sonst war. Nicht gleichgültiger gegen ihre vorigen Verbindungen, und doch so zärtlich für ihren Mann und ihre Kinder, als es eine gute Frau nur seyn kann; auch nicht so voll Ueberklugheit und feyerlichen Ernstes gegen unverheirathete Personen, die noch die ernsthaften Sorgen des Hauswesens nicht haben. Ich habe sie erst in Gesellschaft von lauter jungen Mädchen gesehen, und sie als das artigste, munterste und gefälligste darunter gefunden. Mannspersonen, denke ich, ziehen sich dergleichen Vorwurf seltener zu. Meistens bleiben sie ihren alten Verbindungen getreuer und in ihren Sitten und Betragen ungezwungener und unveränderter. Sollte es überhaupt von der Festigkeit des männlichen Charakters oder vom schwächern Grade der Liebe gegen ihre Gattinnen herrühren? Und ist vielleicht ein höherer Grad von Liebe im Herzen eines Frauenzimmers Schuld, daß sie für die andern Gegenstände ihrer Zuneigung keine Empfindung mehr übrig behalten und aus Begierde, ihrem Manne zu gefallen, von sich selbst unterschieden werden, um vielleicht das seyn zu wollen, was er ist? Diese Ursache wäre allenfalls noch die beste, und doch fürchte ich, daß sie die allgemeinste nicht ist, weil eben nicht sogar viele Ehen von dieser sorgfältigen Bemühung, einander zu gefallen und einander alles aufzuopfern, Beweise abgeben.

Von meiner Kirchhofin möchte ich wohl auch denken, daß sie sich geändert habe. Häusliche Verrichtungen

können zwar ein großes Hinderniß seyn, warum sie mir nicht schreibt, aber ein Brief ist doch bald geschrieben, und sie weiß, daß es mir nichts weniger als gleichgültig ist, ob ich etwas von ihr weiß oder nicht.

Liebster Herr Professor, ich kann zu gar keinem rechten Begriffe von der Sympathie sich verstehender Seelen kommen. Meine Kirchhofin z. E. müßte sich doch auch sehnen, etwas von mir zu wissen, wenn Sympathie unter unsern Seelen wäre und meine Empfindungen nicht einseitig wären. Sie verliert dabey, die arme Kirchhofin. Ich wünschte so herzlich, ihr meine Leipziger Reise zu erzählen; ich könnte es auch noch thun. Ja, aber sie bekümmert sich ja nicht um mich. Wie gut ist es, daß wir hier immer auf der einen Seite gewinnen, was wir auf der andern verlieren! Mein Seydel ersetzt mir itzt meine Kirchhofin, und ich darf das Vergnügen, meine in Leipzig genossenen Freuden jemanden zu erzählen, der mir sie herzlich gönnt und gern an allem Theil nimmt, was mir begegnet, nicht missen. Ich habe es ganz genossen, ihm alles, auch das geringste geschrieben, und ihm Freude damit gemacht.

Das Gewitter hatte sich ein wenig entfernt; es kömmt aber wieder näher. Ich freue mich gewissermaßen, so oft ich ein fürchterliches Wetter aufsteigen sehe. Dann denke ich, vielleicht wird heute ein Gotteslläugner, ein muthwilliger Spötter bekehrt oder erschüttert. Wenn die Natur uns ihren Herrn predigt, so ist der Donner gewiß eine ihrer durchdringendsten Stimmen.

Donnerstags, den 13. August.

Es wird recht hübsch kühle, und man ist ganz leicht und lebendig. Wenn ich gelehrt wäre und nicht so oft

im Mond- und Sonnenschein spazieren ginge, hätte ich gar geglaubt, ich wäre hypochondrisch, so ängstlich war mir und so mißvergnügt in mir selbst. Heute ist mir recht wohl; ich komme von einem angenehmen Spaziergange. Wir gingen von acht bis zehn Uhr im großen Garten, im Mondlichte, in der sanftesten Luft, unter dem abwechselndsten Himmel, und in einer so ruhigen Stille — man hörte nichts als den einförmigen Gesang des Grashüpfers und einzelne vorübergehende Spazierende. Es war außerordentlich schön. Diese spätern Abendstunden sind sehr oft unsre Zeit zum Spazierengehen und in der That eine bequeme Zeit. Es hat mich immer gekränkt, wenn ich auf diese Art vergnügt gewesen bin und gedacht habe, daß es Ihnen wohl Ihrer Gesundheit wegen nicht erlaubt seyn möchte, so spät noch in der freyen Luft zu seyn. Ich werde immer recht munter und heiter davon. Diese Nacht habe ich gar keine Lust zu Bette zu gehen, und ich schreibe mit solcher Begierde an diesem Briefe, als ob ich Ihnen etwas recht Hübsches schriebe, und es ist doch nicht. Dennoch will ich ihn an Sie fortschicken. Er soll auch gleich zu Ende seyn. Lassen Sie mich Ihnen nur noch Verschiedenes sagen, das mir Freude macht und gemacht hat. Ich habe dreymal Briefe von unserm Seydel. Er ist gesund und doch abwechselnd heiter. Ich schicke ihm alle Briefe meiner Freunde in Leipzig. Die Ihrigen, liebster Herr Professor, wollte ich zwar wohl nicht so weit weg wagen; aber wider meinen Willen muß ich Ihr letztes gütiges Billet unter den andern Briefen mit eingepackt haben; denn ich suche es hier vergebens, und das ist auch die Ursache, daß ich es Ihnen nicht in Abschrift beylegen, sondern Ihnen nur mit meinem ganzen Herzen dafür danken kann. Das wissen Sie wohl

nicht, daß der gute Herr Cantor Doles und seine liebe Frau und auch Herr Creuziger Lust haben, noch in diesem Herbste nach Dresden zu kommen? Sie schreiben wohl noch alle sehr ungewiß davon; aber es ist doch Hoffnung und Ursache zur Freude. Herr Creuziger schreibt oft an mich und Fritzchen, auch der junge Doles und Herr Trummer, so daß es uns niemals an Nachrichten aus Leipzig fehlet, und wir immer noch halb dort gegenwärtig sind. Ich habe keinen Ort in der Welt so lieb, als Dresden und Leipzig. Diese zween fassen alles in sich, was mir das Liebste und Theuerste ist. In Raake in Schlesien ist wohl auch etwas; aber ich habe doch Raake deswegen nicht lieb. Es ist auch ganz natürlich. Nur in Dresden und Leipzig bin ich sehr vergnügt und glücklich gewesen, und was habe ich Raake zu verdanken, das ich niemals gesehen habe und nie zu sehen hoffe? Am Sonntage vor acht Tagen ging ich recht mit Freuden in die Kirche. Ihr würdiger Zollikofer predigte hier. Wie lieb war mirs, diesen Mann, den Sie hochschätzen und lieben, zu sehen und zu hören! Wir haben hier auch einen recht guten deutschen reformirten Prediger. Seine Einweihungsrede hatte vortreffliche Stellen, und sein Text und Vieles, was er darüber sagte, ist mir noch ganz gegenwärtig, wenn ich in dieses Bethaus trete. „Wie heilig ist diese Stätte! Gewißlich wohnt der Herr an diesem Orte! Hier ist Gottes Haus! Hier ist die Pforte des Himmels!" — Diese Worte höre ich noch; ihr feyerlicher Klang scheint noch mein Ohr zu rühren. Damals hätten alle diejenigen ihn hören sollen, die den öffentlichen Gottesdienst gar nicht achten und seine wahre Absicht und seinen Nutzen nicht kennen. Ich freue mich recht auf den

Sonntag, da ich ihn wieder hören will. Herr Zollikofer ließ zwey von Ihren Liedern singen, und für mich war dieses das erstemal in öffentlicher Versammlung. Ich habe mir auch sein Gesangbuch gekauft.

Seyn Sie ja nicht böse, liebster Herr Professor, daß ich Ihnen so viel und doch so wenig Interessantes vorgeschwatzt habe. Wie süß ist der Gedanke für mich, daß ichs thun darf, daß Sie auf mich hören! Für mich, die ich in der Welt Niemanden weiß, den ich mehr und ehrerbietiger liebte! O möchten Sie es doch ganz wissen können, wie theuer Sie meinem Herzen sind! Möchten es doch alle Leute wissen! Sie würden dann alle gestehen, daß ichs wegen meiner Empfindungen für Sie werth bin, daß Sie mein Freund sind und mich Ihre Freundin, Ihre Caroline, nennen. Gott segne Sie, bester Herr Professor! Ihre Gesundheit, Ihre Zufriedenheit und Ihre Freundschaft sind kostbare Güter und Segen für alle, die Sie lieben und auch für mich, die ich Sie so stark, so zärtlich und so ehrerbietig liebe, als mein Herz nur lieben kann.

C. C. Lucius.

157.

Liebste Mademoiselle!

Ich kann Herrn Creuzigern nicht wohl nach Dresden reisen sehen, ohne ihm einen Brief an Sie mitzugeben, so wenig ich Ihnen auch zu sagen weiß. Denn von meiner Hochachtung und Liebe sind Sie lange überzeugt und alles Andere, was Sie interessiren könnte, kann Ihnen Creu-

ziger mit seiner freundlichen Beredtsamkeit besser sagen, als ich mit meinem ernsthaften und abgebrochenen Tone. Eins indessen muß ich Ihnen doch selbst sagen; nehmlich, daß mir Ihr letzter langer Brief nicht zu lang gewesen ist. Denn auch Kleinigkeiten, wenn Sie solche erzählen, unterhalten mich als wichtige Nachrichten. Endlich sind kleine Umstände, die unser Herz und unser häusliches Leben angehen, für uns immer Merkwürdigkeiten. Sie können mir sie also getrost schreiben. Itzt aber bitte ich Sie, daß Sie der Braut, deren Angelegenheiten Sie besorgen helfen, in meinem Namen zu ihrer Verbindung Glück wünschen und daß Sie selbst, durch ihr Beyspiel sich wegen Ihres eignen künftigen Schicksals beruhigen. Ich grüße zugleich Herrn Seydeln und Herrn Zeisen ergebenst sowohl als Ihr ganzes mir schätzbares Haus.

Leipzig, den 20. Aug. 1767.

Gellert.

158.

Bester Herr Professor!

Herr Creuziger kam aus Ihrer Stadt zu mir, mit einem Briefe von Ihnen, und Herr Tachselt sollte gleichsam aus unserm Hause und ohne meinen Dank zu Ihnen kommen? Nehmen Sie den gerührtesten und herzlichsten von mir an. Es war sehr gütig, daß Sie mir diesen so lieben Besuch noch theurer zu machen wünschten, und Sie haben Ihre Absicht ganz erreicht. Wie sehr wünschte ich Ihnen, anstatt des Dresdner Hofs, den Besuch ei-

ner freundschaftlichen Familie; denn obwohl selbst dieser Ihnen nur ein unterbrochenes und vielleicht mit Beschwerde verknüpftes Vergnügen geben könnte, so wäre er doch in Vergleichung viel besser.

Sie denken es wohl, liebster Herr Professor, daß uns jene glückliche Zeit, welche unser Creuziger, die liebe Doles und ihr guter Sohn bey uns zubrachten, so höchst vergnügt als geschwind verstrich. Sie, meine Doles, unternahm die Reise mit einiger Schwierigkeit und Aufopferung eines Theils ihrer Bequemlichkeit und Bedenklichkeiten, und doch hielt sie sich durch die vier Tage, die sie unter uns, und den einen, den sie in Zehista lebte, für sehr belohnt und war in sich ganz glücklich und äußerlich gesünder, als gewöhnlich, und immer anhaltend heiter und fröhlich, und oft bis zu einem kleinen artigen Muthwillen lebhaft. Ihr Sohn war ganz Empfindung und Dank für unsre Freundschaft, und angenehmes Erstaunen über alles, was ihm hier neu und schön war. Im Plauischen Grunde vornehmlich stieg sein Enthusiasmus aufs höchste. Ob auch Herr Creuziger solchen Anfällen ausgesetzt war? — Nein, lieber Herr Professor, dafür weiß sich sein philosophischer Geist schon zu hüten. Er war stets gleich froh, heiter, freundschaftlich, mit uns allen sehr zufrieden. Es war gewiß sein Ernst, wenn er uns das zu verstehen gab, und ich freue mich, Ihnen dieses so zuversichtlich versichern zu können; denn ich weiß, daß Sie viel auf ihn und sein Urtheil halten. Nur wollte er unsrer Stadt und Gegend, auf die wir uns viel zu Gute thaten (und der Eindruck, den sie auf seine Gefährten machte, bestärkte uns noch mehr in unserm kleinen Stolze) durchaus kein Compliment ma-

chen. Er bezog alles sein Vergnügen auf uns selbst und leitete es von uns her.

Das wäre wohl im Grunde sehr verbindlich gewesen, wenn ich nur gewiß wüßte, ob er es nicht einem geheimen Widersprechungsgeiste zu Gefallen that. Ich bin doch ein undankbares Geschöpf, daß ichs ihm so boshaft auslege. Ich sollte mich schämen. Ich sehe mir itzt viel nach; ich halte mich für halb krank. Im Ernste habe ich viel Zahnschmerzen und schlaflose Nächte und ordentlich Fieber, Hitze und Frost. Es ist mir gar, als ob ich mir morgen (liebster Herr Professor, das ist für mich eine große Merkwürdigkeit, die ich Ihnen nun schon schreiben muß) den einen Zahn, den ersten in meinem Leben, würde ausreißen lassen. Papa und Seydel wenden ihre ganze Beredtsamkeit an, mir Muth zu machen, und ich, ich höre sie an und wünsche mir in der Stille ein Bischen Carlsbad, um mich von dem Zahnarzt zu retten. Ich weiß nicht, was ich noch thun werde. Ich fürchte mich selbst. Doch ist es gewiß, daß ich den Zahn nicht behalten kann. Wozu aber überlege ich das hier vor Ihnen? Ich werde recht albern. Lieber will ich Ihnen einen andern kleinen Umstand erzählen, der mir angenehmer ist. Mein guter Seydel ist nun seit acht Tagen wieder hier; recht glücklich, uns unsern Tachselt zu ersetzen, aber auch vielleicht nur eben auf so lange, als dieses nöthig ist. Der Herr Oberküchenmeister will ihm erlauben, nach der Messe seine Dienste zu verlassen und nach Sorau zu gehen. Zwar hat er sich mit dem Postmeister daselbst nicht vergleichen können, indessen bleibt er doch bey diesem Plane und auf eine Sicherheit für die Zukunft in Ansehung dieser Bedienung, die sein Herr ihm vom Prinzen zu verschaffen versprochen, hält er es für nöthig, seine

eigne Oeconomie besser kennen zu lernen und sich eine vollständigere Wissenschaft, sie zu führen, zu erwerben, wie denn auch seine Eltern bei ihren zunehmenden Jahren nicht so ganz allein ihrer weitläuftigen Haushaltung, wie es nöthig wäre, vorstehen könnten. Es mag also wohl ganz gut seyn, daß er hingehen will und Tachselt spricht es auch. Er freut sich sehr darauf, einen Theil seiner neuen Freyheit zu einer kleinen Reise nach Leipzig anzuwenden. Dann soll er auch meinem theuersten Herrn Professor in meinem Namen, die Hand küssen, und das erlauben Sie ihm.

Nun will ich mich doch niederlegen (es ist Ein Uhr) und versuchen, ob ich schlafen kann; aber ich zweifle. Herr Zeis ist auch immer kränklich. Gestern ist er mit seiner Frau zu seiner unverheiratheten Schwester gereißt. Es geht ihr recht wohl und er wird Freude haben. Morgen will er wiederkommen. Man sagt ja, daß die Frau Geh. Räthin von Dieskau nach Dresden kommen will. Wenn sie doch zu Herr Zeisen in seine zweyte Etage zöge, es ist so hübsch dort und in der ersten wohnt auch eine verwittwete ältliche Dame. So bald meine Zähne besser werden, will ich der Frau Präsidentin meine Aufwartung machen. Meine Eltern empfehlen sich Ihnen ehrerbietigst. Mein Vater wäre gern mit auf die Messe gereißt. Leben Sie recht wohl, bester Herr Professor, Gott erhalte Sie gesund. Ich bin mit meinem ganzen Herzen

Dresden, den 27. Sept. 1767.

Ihre ewig ergebene
C. C. Lucius.

---

159. *)

Liebste Mademoiselle!

Freuen Sie sich mit mir, daß die beschwerliche, eitle, für meine Gesundheit und meine Gemüthsruhe gefährliche Messe überstanden und, Gott sey Dank! von mehr als einer Seite, glücklich überstanden ist. Daß ich zwo Vorlesungen vor unserm guten Churfürsten, eine öffentlich, und die andere auf seinem Zimmer, im Beyseyn der Churfürstin habe halten müssen, dieses werden Sie wohl schon durch meine Freunde wissen. Aber daß unser junger Fürst mit eigner Hand und den liebreichsten und gnädigsten Ausdrücken mir sein Porträt und eine Schreibtafel gegeben hat, dieses werden Sie wohl noch nicht wissen oder doch gern von mir selbst hören wollen. Das Geschenk, und wenn es ein Rittergut werth wäre, rührt mich wenig; destomehr hingegen die unerwartete und unverdiente Liebe des hoffnungsvollsten Fürsten, den Gott erhalten, leiten, und am Geiste und Leibe segnen und also unser Vaterland in ihm vom neuen beglücken wolle! **)

Der Baron Kessel hat sehr gütig und väterlich von Ihrem Seybel gesprochen, und mich versichert, daß er den Administrator mündlich um sein Glück angehen würde, oder daß er es, wenn ich mich recht erinnere, bereits schon gethan hätte.

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 151.

**) Das Gedicht, in welchem Gellert seinen Dank für diese Gnade abstattete, erscheint zu Ende dieses Buchs aus dem Original zum erstenmal gedruckt.

Freuen Sie sich also auch über diese Nachricht und leben Sie wohl, liebe Freundin.

Leipzig, den 23. Oct. 1767.

Gellert.

160.

Hochgechrtester Herr Professor!

Wie gütig eilen Sie nicht, mich an allem demjenigen Theil nehmen zu lassen, was Ihnen Freude und Ehre ist! Sie, mein theuerster Freund, der Sie aus liebreicher Zuneigung mich auffordern, mich mit Ihnen zu freuen, weil Ihnen an meinem Vergnügen gelegen ist und Sie mir gern angenehme Empfindungen mittheilen wollen, Sie würden gewiß, das hoffe ich, aus eben dem Grunde der Gewogenheit und des Zutrauens zu der Beschaffenheit meines Herzens, mit Ihrem Kummer zu mir eilen und mich auffordern, mit Ihnen zu trauern, wenn sich irgend ein Unfall ereignen sollte, in welchem die bereitwillige Theilnehmung einer aufrichtigen und empfindlichen Seele Trost oder Linderung für Sie wäre, oder von welchem Sie vorhersähen, daß desselben Mitempfindung mich vorsichtiger und demüthiger, auch williger und muthiger gegen die Leiden machen könnte, die ich vielleicht auf meinem eignen Wege antreffen werde. Ich fühle den ganzen Beweis Ihrer Freundschaft für mich, der hierinnen liegt, die Ehre, die Sie dadurch meinem Herzen erzeigen und bin mehr davon gerührt, als ich Ihnen sagen kann.

Ihrer Ruhe und Gesundheit wegen war mir für die Messe sehr bange. Von Herrn Creuziger erfuhr ichs

bald, daß Sie lesen würden. Trummer, der Ihre öffentliche Vorlesung mit angehöret, beschrieb mir dieselbe und seine eignen Empfindungen dabey sehr umständlich, wodurch er sich bey mir vielen Dank verdiente und mich auch in den Stand setzte, Herr Zeisen mit dieser Nachricht zu verbinden. Bald darnach ließ mir der Herr Geh. Kriegsrath von Vieth durch meinen Vater sagen, wie Sie vom Churfürsten mit seinem Portrait und einer Schreibtafel wären beschenkt worden, mit dem Zusatze, daß mir dieses lieb zu hören seyn würde. Er irrte sich nicht, der Herr von Vieth. Ich hatte den Churfürsten so lieb dafür, ich freute mich so sehr, daß er Sie liebt und Ihnen Freude gemacht hatte, und wollte Ihnen dazu Glück wünschen, und stund nur noch an, weil ich doch von der Sache noch nicht ganz gewiß war, und hier immer sehr vielerley mit eben so viel Wahrscheinlichkeit, als wenig Grunde, erzählt wird. Nun aber wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück zu den süßen Empfindungen der Freude und des Dankes, die unser Fürst in Ihnen erregt hat. Möchte er sich doch aller der Segnungen würdig machen, die Ihre frommen Gebete auf ihn herabbringen können! Und möchten Sie doch noch lange ein Zeuge seiner beglückten und ehrenvollen Regierung seyn! —

Ich sah ihn gestern über die Brücke fahren. Gleich fiel mirs ein, daß er Sie vorzüglich liebt. Ich glaube, ich neigte mich tiefer gegen ihn, als sonst, und es war mir gar nicht recht, daß er sich nicht gegen mich neigte, wie die Churfürstin that, die neben ihm saß. Ich tröstete mich aber damit, daß ers gewiß gethan haben würde, wenn er wüßte, daß ich am Sonntage einen Brief von Ihnen erhalten hätte, in welchem so viel Gutes von ihm stund.

Daß der Herr Baron Kessel Zufriedenheit über Seydeln und Gewogenheit für ihn bezeugt, erfreut mich in der That. Eine Stunde, nachdem ich Ihren Brief erhalten hatte, kam Seydel zu mir. „Ich habe einen Brief von „unserm lieben Professor," sagte ich, „aber Ihr Herr muß „sich sehr unzufrieden über Sie bezeigt, er muß sehr über „Sie geklagt haben" — und reichte ihm den Brief. „„Mein Herr?"" sprach er und nahm den Brief aus meinen Händen, mit großer Ruhe in seinem Wesen. — „„Mein Herr kann nichts von mir gesagt haben; denn „„mein Herr wird keine Unwahrheit sagen"" — und so las er den Brief laut und mit Zuversicht und lächelte ein wenig, wie er auf die Stelle von seinem Herrn kam, und that, als ob er es erwartet hätte, und das gefiel mir von ihm.

Es ist auch gewiß, daß der Herr Baron mit dem Administrator seiner Angelegenheit halber noch vor der Messe gesprochen und sein Bitten empfohlen hat. Seydel sucht nämlich um eine Signatur vom Administrator an, daß die Postmeisterstelle in Sorau im Erledigungsfalle, ihm ertheilet werde. Denn ob er dessen von Seiten der Cammer und des Oberpostamts wohl ziemlich versichert ist, so wünscht er es doch noch von Seiten des Prinzen zu seyn, weil sehr öfters abgedankte Officiere um dergleichen Plätze ansuchen und Kraft der Signatur des Prinzen sie vor allen andern erhalten. Gestern (denn das Memorial ist bisher noch nicht in den Vortrag gekommen,) ist Seydel bey dem Minister, Baron von Ende gewesen, und hat auch von ihm die Versicherung erhalten, daß er sich der Sache annehmen will. Heute kömmt der Baron Kessel von Kalkreuth zurück und da wird er ihn nun wohl noch einmal um seinen Vorspruch bey dem Minister bitten.

Da der jetzige Postmeister in Sorau noch viele Jahre leben kann und es Sünde ist, eines andern Schaden zu suchen, oder seinen Tod zu wünschen, und gewiß bey solchen Planen kein Segen oder Beystand des Himmels zu hoffen, ja nicht einmal ohne Sünde zu bitten ist, so habe ich, nachdem einmal kein billiger Vergleich möglich zu machen war, eben nicht gewünscht, daß die Sache weiter getrieben würde. Denn obwohl in der That hieraus für den alten Postmeister nichts Nachtheiliges entsteht, so ist es doch allemal für unser Glück eben so wenig hoffnungsvoll, als gefährlich für unsre innerliche Tugend, uns in solchen Umständen zu befi..den, in welchen unser Glück und unsre angenehmsten Hoffnungen von dem Tode oder dem Schaden eines andern abhängen. Seydel hat gewiß eines von den besten und menschenfreundlichsten Herzen. Ich weiß auch, daß er sein Etablissement mit der größten Gleichgültigkeit erwarten, es vielleicht gar vernachlässigen würde, wenn nicht die Wünsche seiner Liebe und das Verlangen, etwas für mich zu thun und mein Glück zu machen, damit verbunden wären. Aber eben deswegen traue ich seinem Herzen in Erwartung dieser Versorgung die gehörige Gelassenheit nicht zu und bin in Sorgen, daß ihm nicht in geheim ein unrechtmäßiger und sündlicher Wunsch entfahren möge. Denn die Liebe kann dem Herzen einen gewissen Eigennutz geben, der ihm sonst nicht natürlich ist, und die allgemeine Liebe vielleicht durch die besondere eingeschränkt werden, welches immer bey mir ein Argument wider die Liebe gewesen. — Indessen hat dieser Plan auch viel Gutes und Bequemes, und wenn wir dessen Ausführung nur mit einer frommen Ergebung dem Willen der Vorsehung überlassen, so hoffe ich gewiß, daß noch alles gut gehen kann.

Es kann wohl seyn, daß viele Personen, auch wohl von meinen Freunden, es an mir als einen Mangel der Klugheit tadeln, daß ich mich ohne Aussichten in eine Verbindung eingelassen. Ich weiß alles, was man für und wider dergleichen Verbindung sagen kann, und habe auch vorher an alles gedacht und es leicht herausgebracht, daß dieses keine Materie für das Nachdenken eines hierbey uninteressirten und nicht mit jedem Umstande bekannten Verstandes ist; und ich kann es einem Jeden vergeben, der mich tadelt, auch wohl seine Gründe billigen, ohne deswegen mich selbst zu tadeln, oder aufzuhören, mein Verhalten und meine Entschließung für rechtschaffen, klug und anständig und für eine Art von Pflicht gegen Seydeln und mich selbst anzusehen.

Heute vor acht Tagen war ich bey der Frau Präsidentin von Globig und fand sie sehr munter und dem Ansehen nach gesünder als sonst. Sie sagte mir damals, Sie, theuerster Herr Professor, wären in Störmthal auf vierzehen Tage. Ihr Brief aber sagt nichts davon. Haben Sie die theure Gräfin Vitzthum und ihre würdige Tochter in dieser Messe gesehen? Wie wünsche ich ihr einmal wieder meine Ehrerbietung zu bezeugen! Aber sie werden wohl diesen Winter wieder nicht nach Dresden kommen. — So oft ich Ihr Bildniß ansehe, erinnere ich mich auch des Dankes, den Ihnen mein Herz ewig erhalten wird. Und so oft ich meine Gedanken auf etwas richte, das mir lieb, zum Guten aufmunternd oder rührend und mit meinem Herzen nahe verbunden ist, finde ich Sie als die nahe oder entfernte Ursache, der ichs zu danken habe oder um deren willen es mir doppelt lieb und schätzbar ist.

So geht es mir unter andern mit meiner Freundin in Cottbus. Sie schenkten mir sie, und mein Herz will sichs nicht überreden lassen, daß es sie jemals wieder verlieren könnte. Ich habe ihr heute geschrieben. Ohne ihr Vorwürfe zu machen, habe ich sie an mich erinnert, ihr kurz die Geschichte meines letzten frohen Sommers beschrieben, und sie um Nachrichten von sich gebetem. Wie gütig sind Sie, bester Herr Professor, daß Sie mir welche von Ihnen geben, ohne daß ich erst darum bitte, und mich Ihrer Liebe und Gewogenheit versichern, die ich zeitlebens mit einem von Dank und kindlicher Ehrerbietung durchdrungenen Herzen empfinden und verehren werde als

Dresden, den 31. October 1767.

Ihre gehorsamste und ergebenste
C. C. Lucius.

161.

Liebste Mademoiselle!

Herr Tachselt geht wieder zu Ihnen und verlangt seinen Geleitsbrief oder Salvum conductum, und wie könnte ich ihm diesen ohne meinen eignen Schaden versagen? Freylich wird der Brief sehr kurz werden, wie leider fast alle meine Briefe nur lakonisch sind. Aber ich weiß auch, daß Sie meine Briefe nicht nach der Länge, sondern nach dem guten Willen, mit dem ich sie gern länger schriebe, wenn ich könnte, schätzen. Mit Ihrem System, liebe Freundin, das Sie sich in Ansehung des Herrn Seydels und seines künftigen Glücks und der Art, es zu suchen, gemacht ha-

ben, bin ich vollkommen zufrieden. Es ist eine Selbstverläugnung darinnen, die Ihrer Liebe und Ihrem Herzen Ehre macht. Um desto mehr hoffe ich, daß diese wichtige Angelegenheit einen glücklichen Ausgang für Sie und Ihr Haus gewinnen werde. Das gebe Gott! Ja, ich hoffe die Erfüllung Ihres Wunsches noch als eine für mich bestimmte Freude der Freundschaft zu erleben, so wie ich eben diese Freude durch Tachselts Glück für mein Herz mir verspreche. Ich grüße Ihr ganzes Haus ergebenst.

Leipzig, den 20. Nov. 1767.

Gellert.

162.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Schon über drey Wochen ist Herr Tachselt hier, mit guten Nachrichten von Ihrer Gesundheit und mit einem Geschenke von Ihrer theuern Hand, und ich habe Ihnen noch nicht meine Freude darüber bezeugt, und meinen Dank dafür abgestattet und ich fühle, daß meine Schuld mir schwer wird. Nicht etwa so, wie ordentlichen Haushältern, die gern am Ende des Jahres alles in Ordnung und frey haben wollen. Nein gar nicht so, liebster Herr Professor, sondern — sondern ganz anders; Sie wissen schon, wie. Mein Herz hat keine solche mechanische Antriebe zu dem, was es thut, als etwa der rechnende Kopf eines Haushalters. Es zählt deswegen auch nicht die Zeilen Ihrer Briefe; es empfindet nur den liebreichen Gedanken, den Sie dabey haben, es zu erfreuen; es erkennt die Wohlthat, die ihm

widerfährt und die ihm dadurch bestätigt wird, im Umgange mit dem Ihrigen zu stehen, der Eindrücke seiner Gütigkeiten fähig zu seyn und zuweilen selbst einige angenehme Eindrücke auf dieses beste menschliche Herz machen zu können. Oft schmeckt es die süße Zufriedenheit, dessen Beyfall zu erhalten. Derjenige, den Sie meinem System ertheilet, macht es fest und freudig in demselben, es nimmt leicht und ohne Mühe Ihre Hoffnungen von seinem und seiner Freunde Glück an, und wünscht dreister und anhaltender, wenn es sieht, daß Sie mit ihm und für dasselbe, gleiche Wünsche thun.

Ein wenig Rechnung mag doch wohl einigen Antheil an meinem itzigen Briefe haben. Es ist mir, als ob ich eilte, noch vor Ende des Jahres damit zu Ihnen zu kommen; denn itzt habe ichs einmal selbst erfahren, wie es ist, wenn man zu gewissen festlichen Tagen so viele Briefe zugleich bekömmt. Vorige Woche war mein Geburtstag; er wurde zween Tage gefeyert; ich habe noch nie einen so langen Geburtstag gehabt und bin recht mit Glückwünschen überschüttet worden. Den ersten Tag einen ganzen Teller voll goldpapierner Glückwünsche mit Zeichnungen und Sinnbildern von meinen hiesigen Freunden und den andern Tag von Leipzig. Eine große Menge und vielerlei; Verse in Strophen, recitativische Verse und Knittelverse, Chronodistichons, ein Akrostichon, ein gereimtes Titelblatt und inwendig eine alte gedruckte Idylle auf einen Todesfall und wieder Briefe und Hexameter, alles von Papa, Mama, Geschwister, Seydeln, Tachselten, Herrn Creuziger, Trummer und dem kleinen Doles. Das sind neun Personen, liebster Herr Professor, und neun Personen haben des Jahres neun Geburtstage. Ich werde recht in

Angst seyn, wenn ich ihnen allen auch Glückwünsche und noch darzu in Versen machen soll. Denken Sie das nicht auch? — Meine Mama weiß gar nicht, was die außerordentlich vielen Glückwünsche zu bedeuten haben mögen. Bisher ist nun noch nichts Merkwürdiges vorgegangen, denn das große Wasser können sie doch wohl unmöglich bedeutet haben. Ich bin gestern mit Fritzchen in Neustadt gewesen und wir haben beide den Schnupfen daven; sonst befinden wir uns recht wohl. Auch Herr Zeis wird täglich besser und munterer. Möchte ich doch dieses auch von Ihnen und allen meinen Freunden hören. Die arme Güldden in Cottbus ist diesen Sommer ein ganzes Vierteljahr lang schmerzlich und tödtlich krank gewesen. Vor einigen Wochen schrieb sie mir und machte mir damit ein Fest; denn es war lange, daß ich nichts von ihr wußte und ich sehnte mich sehr nach Nachrichten von ihr. Herrn Zeisens gute jüngste Schwester, unser liebes Christelchen, schrieb mir auch vor Kurzem, daß sie glücklich und zufrieden ist. Und wenn ich im Kreise aller meiner Freunde umher sehe, so finde ich keinen, der nicht in sich selbst einen Grund der Glückseligkeit und in den Umständen seines Lebens einige Ursachen der Zufriedenheit finden sollte, und das ist mir ein Trost und meine Betrachtung hält sich also gern bey den Gegenständen meiner Zuneigungen auf und kehrt vergnügt von denselben zurück.

Innerlich gefühlte Glückseligkeit und Ruhe ist das Theil einer jeden frommen Seele, das gewisse Antheil der Ihrigen, theuerster Herr Professor. Ich thue brünstige Gebete zu Gott, daß er Ihnen zu diesem Antheile seiner Frommen, Gesundheit des Leibes und mit derselben den Geschmack jeder geselligen Freude und aller Vortheile Ihres

ehrenvollen Lebens, den glücklichen Erfolg jeder Ihrer frommen Absichten und Wünsche und zu diesem allen eine Anzahl gesegneter Jahre hinzufüge, und mich Ihrer Gewogenheit würdig erhalte.

Dresden, den 16. Dec. 1767.

C. C. Lucius.

Darf ich Sie, liebster Herr Professor, bitten, daß Sie mir meinen letzten Brief durch Jemanden aus dem Doles'ischen Hause oder durch Herrn Creuziger überschicken. Mein Seydel wünscht ihn zu lesen und ich denke, ich habe keine Ursache, es ihm abzuschlagen. Die Signatur, um die er gebeten, ist ihm versagt worden. Weil er aber doch den Bericht des Cammer-Collegii für sich hat und das Oberpostamt nicht abgeneigt ist, so hat er doch für die Zukunft Hoffnung. Auch erlaubt ihm sein Herr nun bald aus seinem Dienste zu gehen, damit er zu Hause seine eigne Wirthschaft lernen und etwas für sich und zu seinem Vortheile thun kann.

163.

Liebste Mademoiselle!

Anstatt des verlangten Briefs folgt leider nur die Versichrung, daß ich ihn lange in der Kälte gesucht aber nicht gefunden habe. Beruhigen Sie indessen Ihren Freund. Der Brief soll ihm noch werden, und bis dahin soll er mir auf mein Wort glauben, daß er für ihn sehr vortheilhaft und für seine Braut auf alle Weise rühmlich ist.

Vielleicht, liebe Correspondentin, erwarten Sie, daß ich Ihnen wenigstens statt des Briefs ein Bausisches Kupfer von mir schicken würde; aber auch dieses folgt, leider, nicht. Erstlich ist es eine große Frage, ob ich getroffen bin; dann kommt es mir eitel vor, sich selbst zu verschicken; endlich habe ich von sechs Exemplaren auch keines mehr, und eins für einen Gulden zu kaufen, möchte wohl für uns beyde Sünde seyn. Von diesem Gelde kann sich ein Armes itzt eine ganze Woche hindurch wärmen. Wollen Sie das Kupfer ja sehen, so gehen Sie zur Frau Geh. Cammerräthin Wagner. Und hiermit leben Sie wohl, wertheste Freundin, gesund und zufrieden mit Ihrem ganzen Hause. Dieses Glück gebe Ihnen Gott in dem angetretenen Jahre und in Ihrem ganzen Leben.

Leipzig, den 7. Jan. 1768.

Gellert.

Ich grüße Herrn Tachselt und Herrn Seydel ergebenst.

164.

Dresden, Sonnabends den 13. Febr. 1768.

Mein bester Herr Professor!

Es ist über einen Monat, daß ich Ihren Brief und mit ihm ein Vergnügen erhielt, welches mir alles giebt, was mir von Ihnen kömmt; und dieser Brief erwies mir noch einen besondern Dienst mehr. Ich weiß den Tag noch ganz genau, an welchem ich ihn bekam. Morgen wird es

fünf Wochen werden, es war am letzten Tage meines Seydels hier in Dresden. Ein trauriger Tag! Zwo Stunden lang ungefähr war er Nachmittags bey uns gewesen, und nun gieng er weg, dem Herrn Geh. Cammerrath Wagner aufzuwarten, denke ich, und zur Reise einige Anstalten zu machen. Ich erwartete ihn wenigstens in einer Stunde wieder und fing unterdessen an, an Herrn Creutziger zu schreiben. Er blieb lange; ich hatte Zeit genug, einen langen Brief zu Ende zu bringen. Als ich fertig war, konnte und wollte ich nichts mehr thun; ich ging in der Stube auf und nieder und alles war einsam oder stillschweigend um mich her. Hier brachte man mir Ihren Brief. Die erwünschteste Zerstreuung, die ich nur haben konnte und auf die ich damals gar nicht dachte. Meine Gemüthsverfassung bekam davon eine ganz andere Wendung; ich freute mich über Sie, über Ihre Freundschaft. — Ich wünschte meinen Seydel ungeduldiger, um meine Freude mit ihm zu theilen und er kam und konnte sich auch mit mir freuen und ich behielt einen so angenehmen Eindruck davon in meinem Herzen, daß ich den Abend nicht wieder ganz traurig ward, und wenn ich auch zuweilen ein wenig weinte, doch immer noch wechselsweise und ziemlich aufrichtig scherzen und lachen konnte.

Ich danke Ihnen recht sehr, bester, liebster Herr Professor, daß Sie sich die Mühe gegeben haben, den Brief, um welchen ich gebeten, zu suchen. Aber in der Kälte hätten Sie ihn nicht suchen sollen. Wie leicht hätten Sie sich nicht schaden können! Sie haben mich böse auf mich selbst gemacht, daß ich mit meiner unbescheidenen Bitte Ursache davon gewesen. Suchen Sie ihn ja nicht weiter. Seydel kann nimmermehr denken, daß ich etwas zu sei-

nem Nachtheile sollte geschrieben haben. Fiele er Ihnen aber von ungefähr in die Hände und Sie erinnerten sich dabey meiner Bitte, so will ich ihm denselben allenfalls noch lesen lassen. Es ist eine Art von einem guten Werke, ihm in seinem einförmigen und einsamen Leben, einige Unterhaltung zu verschaffen. Ich kann mir die ganze Verfassung denken, in der er bey so ungeduldigen Wünschen und so unsichern Aussichten seyn muß, und dort in Sorau ist er nun sich selbst so ganz überlassen und hat Niemanden, der ihn zu unterstützen und zu leiten wüßte, weil Niemand seine Verfassung kennt. Wäre er auf eine bestimmte Zeit weggereißt, so würde mir diejenige, die er abwesend gewesen, lang vorkommen. So aber, da ich mich von ihm, ohne eine bestimmte Idee des Wiedersehens getrennt habe, da dieses Wiedersehen selbst, wenn ich es auch voraussetzen will, doch nichts weiter, als die Ursache einer neuen Trennung seyn kann, so scheint mir die vergangene und künftige Zeit seiner Abwesenheit, sich gleichsam in die Ewigkeit zu verlieren. Aber ich bin ein gutes Kind (unser Herr Freutziger räumt mir das auch ein), ich erlaube allen diesen Betrachtungen nicht, mich auf länger als ein paar Minuten traurig zu machen. In der That habe ich allemal die Vorsichtigkeit gebraucht, den Begriff meiner Zufriedenheit und Glückseligkeit an kein Ding in der Welt, an keine menschliche Begebenheit fest zu heften. Und wer auch nicht eine ziemliche Menge beträchtlicher zeitlicher Vortheile in seiner Gewalt hat, wird schwerlich ohne solche Vorsichtigkeit in diesem Leben nur mittelmäßig froh, ruhig und glücklich seyn können. — Aber wie lange habe ich schon von uns, von mir und meinem Seydel, geredet! Ich bitte Sie um Verzeihung, gütiger Herr Professor. Es

mag wohl unbescheiden seyn, wenn es nicht vielleicht gar schwach ist. Doch es mag stehen bleiben. Einer von meinen Freunden erlaubt mir und muntert mich auf, oft und viel von mir und meinem Seydel zu reden. Ich will zu dieses, zu keines von meinen Freunden Güte und Nachsicht mehr Zutrauen haben, als zu meines theuersten Freundes, zu meines besten Herrn Professors seiner.

Gestern habe ich einen recht vergnügten Tag gehabt; ich habe zwo von Ihren besten Freundinnen gesehen: die Frau Geh. Cammerräthin Wagner, die uns besuchte, und dann die Frau Geheimderäthin von Globig, die ich Abends in der Komödie sah und munter mit andern Damen plaudern hörte. Wundern Sie sich nicht, daß die Frau von Globig das gestrige Schauspiel besuchte. Ich glaube, sie thut es sonst nicht, oder doch selten. Aber gestern spielte man Eugenie. Dieses Stück muß gewiß eins von den besten seyn, nach dem Eindruck zu urtheilen, den es auf den Leser und noch mehr auf den Zuschauer macht, der es so spielen sieht, als es gestern gespielt worden. Bald, und vielleicht noch künftige Woche, will ich mit meiner Schwester zur Frau Präsidentin gehen. Die Frau Geh. Cammerräthin hat mich auch mit Fritzchen zu sich gebeten; da will sie uns Ihr Portrait in Kupfer und auch in Gyps gegossen zeigen. Mit dem letztern scheint sie nicht recht zufrieden zu seyn. Die Gräfin Manteufel schickte Herr Zeisen, sobald das Kupfer nur heraus war, einen Abdruck davon. Er brachte es sogleich zu mir. In der That, glaube ich, hat es viel Aehnliches und Charakteristisches, das ungerechnet, daß der Künstler sehr schön gearbeitet hat. Dennoch ziehe ich die Zeichnung, das werthe Geschenk der lieben Gräfin Vitzthum, vor. Es scheint

mir das theure Original noch lebendiger, noch mehr so wie ichs gesehen habe, vorzustellen. Herr Zeis, der keine Zeichnung hat, freute sich sehr, den Kupferstich zu besitzen und damit er noch denselben Abend über seinem Schreibtische hängen möchte, mußte ihm unser letztverstorbener König weichen und seinen Rahmen und Glas hergeben. Herr Zeis gewinnt gewiß bey diesem Tausche. Oft und fast immer ist er kränklich, ohne recht krank zu seyn; seine Arbeit wird ihm schwer. Wer weiß, wie manche ängstliche Stunde hindurch er diese Beschwerlichkeit schon an diesem Schreibtische, bey unumgänglichen Arbeiten, traurig in sich selbst mag empfunden haben. Nun lächelt ein Freund auf ihn herab, der oft in dem gleichen Falle gewesen und noch ist, und dessen Beyspiel ihm Trost und Ermunterung werden muß. Sehen Sie, liebster Herr Professor, so darf ich nur zu meinen Freunden gehen, wenn ich Lust habe, Sie in einer andern Miene zu sehen, als die ist, mit der Sie in mein Zimmer gucken — und wie viele liebe Bilder von Ihnen habe ich nicht auch in meinem Herzen! Ich muß Ihnen gestehen, liebster Herr Professor, daß ich nicht ein einzigmal daran gedacht habe, daß Sie mirs wohl schicken würden, und weil Sie es für Sünde halten, will ich mirs auch nicht kaufen. Aber die Betrachtung von der Sünde und die von der Eitelkeit zusammengenommen, was werden Sie da von mir denken, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich für meinen Seydel in Miniatur habe malen lassen? Immer hatte ich vor dem Abmalen einen Widerwillen; er wußte es und ließ mich erst durch unsern kleinen Freund Trummer, als dieser im Frühlinge hier war, bitten und dann bat er mich selbst, daß ich mich doch in Leipzig dem jungen Mechau möchte malen lassen. Ich versprachs;

aber die Zeit in Leipzig war zu kurz und Pastelgemälde sind unbequem zu verwahren und leiden fast durch sich selbst Schaden. Ich that es also nach meiner Zurückkunft und schickte ihm das Bildchen nach Schlesien, welches er in Breslau niedlich einfassen lassen und nun bequem bey sich tragen kann. Ich weiß mirs immer noch Dank, denn es macht ihm viel Vergnügen, giebt ihm viel Unterhaltung und ob ich gleich nicht ganz vollkommen gut getroffen bin, so bin ich doch nicht zu verkennen, und er hat es fast so lieb, als wenn ichs selbst wäre. Wollen Sie wissen, liebster Herr Professor, was mich vornehmlich dazu bewogen hat? Wer weiß, dachte ich, das Leben ist so kurz, so ungewiß — wer weiß, ob ich jemals für ihn viel werde thun, ihm viel Vergnügen geben, ihm viel Dienste leisten können? Und mein Bildchen leistet ihm in der That wirkliche Dienste. Es ist freylich nun zu spät; ich hätte vorher fragen sollen. Doch sagen Sie mirs immer, liebster Herr Professor, ob Sie es mißbilligen.

Aus Dänemark habe ich auch vor vier Wochen eine hübschen, scherzhaften und freundschaftlichen Brief vom jüngsten Seidelin erhalten. Ich habe ihn nach Soran geschickt, wenn er von da zurückkommt, will ich ihn beantworten. Seidelin ist noch nicht mit einem Amte versorgt, aber dabey ganz zufrieden, weil er noch jung ist und noch nichts versäumt zu haben glaubt. Allein er bedauert den Herrn von Duncan, der auch noch keinen Weg zum Etablissement für sich finden können. Herr von Duncan läßt mir durch Seidelin auch bald einen Brief von sich versprechen. Ich hätte nicht geglaubt, da ich die Bekanntschaft dieser guten Dänen zu machen anfing, daß sie in solcher Entfernung, bey einer vorherzusehenden beständigen

Abwesenheit, sich auf länger, als die wenigen Tage ihres Hierseyns, sich auf Jahre und vielleicht, wie ich hoffe, aufs ganze Leben erstrecken würde. Aber so war es auch mit meinen Leipzigischen Freunden und mit der lieben Fräulein Schönfeld in Löbnitz, die itzt in Kändler wohnt. Ich habe nur kürzlich wieder an sie geschrieben.

Ich und Fritzchen haben itzt auch wieder eine neue Bekanntschaft gemacht. Es starb vor vier Wochen ein Greis von siebenzig Jahren in unsrer Nachbarschaft, in dem Hause, wo Herr Zeis bisher gewohnt hat. Er hinterließ eine einzige vortreffliche Tochter, die in ihrer Jugend Schönheit besessen und solche durch die Blattern verloren haben soll. Zu den Zeiten ihrer Mutter und so lange ihr Vater (er war Hofrath und hieß Schubert) gesund und munter gewesen, hat man ihr erlaubt und sie angewöhnt, an allen anständigen Ergötzlichkeiten der Gesellschaft Theil zu nehmen und das Ansehen ihres Vaters und ihre eigenen guten Sitten haben gemacht, daß ihr solche von allen Seiten angeboten werden. Eine lange und gefährliche Krankheit (so wird von ihr erzählt), die sie ausstund, und während derselben ihr Vater sie, sein einziges Kind, nicht verließ und sie aufs sorgfältigste selbst verpflegte, beweg sie, aus Erkenntlichkeit ihrem Vater freywillig zu versprechen, so lange er lebte, nicht zu heirathen, damit sie ihm in seinem Alter und Schwachheit ungehindert die gleiche Pflicht leisten und alle ihre Sorgen ungetheilt auf ihn wenden könnte. In der That sind ihr, da sie sich jederzeit viele Hochachtung erworben und ihre Glücksumstände gut sind, viele annehmliche Anträge geschehen, die sie alle abgelehnt hat. Vielleicht ist diese Krankheit und die Zärtlichkeit ihres Vaters für sie in derselben, die ihr dankbares Herz zu diesem Ent-

schlusse gebracht, ein eigentliches Werk der göttlichen Vorsehung gewesen. Ihre Mutter starb, da sie noch jung war, und wenn jemals ein Vater in seinem Alter die Sorge und ganze Aufmerksamkeit einer zärtlichen Tochter nöthig gehabt, so ist es dieser gewesen. Ich will Ihnen keine Beschreibung seines langen vieljäheigen Elendes machen. Es ist genug, wenn ich Ihnen sage, daß er die letzten achtzehn Monate seines Lebens völlig blind und unbehülflich geworden und ihren Beystand nicht einen Augenblick entbehren können. Als ich noch nicht völlig erwachsen war, traf ich dieses Frauenzimmer an einem dritten Orte an, und sie schien mir ihre Freundschaft anbieten zu wollen. Damals aber war der Unterschied unserer Jahre noch so merklich und ich noch so leichtsinnig, daß sie mir eben nicht sonderlich gefiel und ich weiter nicht darauf achtete. Seitdem, und da ihr Vater ihrer beständigen Wartung viele Jahre lang nöthig gehabt, konnte ich mirs nicht einfallen lassen, ihren Umgang zu suchen, wenn auch unsre nahe Nachbarschaft einen ungezwungenen Vorwand dazu gegeben hätte. Der Tod ihres Vaters aber und das eingeführte Ceremoniel der Condolenzbesuche verschafften uns einen dergleichen Vorwand zu einer weit bequemern Zeit. Die Art, mit der sie mich und Fritzchen empfing, erfreuete mich sehr. Sie schien unsern Besuch sehr wohl aufzunehmen. Ihr Betragen war freundlich, zuvorkommend, vertraulich, als wenn wir schon viele Jahre mit einander umgegangen wären. Sie erweckt viel Zutrauen, ist sehr gesprächig und ungezwungen. Ich bin über diese neue Bekanntschaft vergnügt; ob mir wohl nicht durchgängig Alles an ihr gefällt; und das würde ich auch seyn, wenn sie selbst alles dasjenige Angenehme und Gefällige, das sie wirklich besitzt, nicht hätte, weil ich es für einen

Grundsatz halte, nicht so wohl die angenehmsten Personen zu seinem Umgange zu wählen, als vielmehr diejenigen, welche gute und nachahmungswürdige Beyspiele gegeben haben.

Heute kam unser Bedienter nach Hause und sagte, daß an der Seegasse ein alter Mann säße, der krank wäre, nicht mehr reden könnte und wohl sterben würde. Man hätte ihn schon den ganzen Morgen sich von einer Thüre zur andern schleppen gesehen und Niemand kannte ihn. Es kränkte mich, da ichs hörte, daß in einer gesitteten Stadt ein armer Greis auf der Gasse sterben und Niemand seyn sollte, der ihn aufnähme. Welche Schande für unsre Einwohner, dachte ich, wenn itzt ein Fremder durchreißte und sähe, daß wir unsre Armen hülflos auf der Gasse umkommen ließen! Bald hernach kam mein Vater durch die nämliche Gasse auch nach Hause, und hatte keinen sterbenden Mann und kein zusammengelaufenes Volk mehr gesehen. Unfehlbar hat ihn Jemand aus Mitleiden in sein Haus geführet. Es ist doch hübsch, daß Jemand das gethan hat.

Abends spät.

Herr Zeis war gestern Abends bey uns gewesen, weil er aber mich nicht zu Hause gefunden, war er so gütig und kam heute wieder. Er schien mir heiterer und gesprächiger, als ich ihn zuletzt gesehen habe. Er brachte Reander's neue Lieder mit. Die Frau Geh. Cammerräthin erzählte uns schon gestern davon. Wir lasen einige. Sie gefallen mir sehr, sie haben die Simplicität, die herzliche und fromme Sprache der wahren Andacht und machen glücklichen Gebrauch von biblischen Sprüchen und Ausdrücken.

Welche Menge habe ich geschrieben! — aber liebster Herr Professor ich dächte, ich schriebe auch itzt nicht oft; dafür kann ich wohl eher ein Bischen lang seyn? Darf ich Sie bitten, mich dem Herrn Oberpostcommissär und Ihrer Frau Schwägerin recht gehorsamst zu empfehlen? Ich ehre und liebe Ihre Frau Schwägerin; die Frau Geheimdecammerräthin hat mir von ihr viel Vortheilhaftes erzählt. Meine Eltern und unser ganzes Haus versichern Sie ihrer unveränderlichen und zärtlichsten Hochachtung und Ergebenheit, und das thut auch Herr Zeis. Sie kennen die Empfindungen, mit welchen ich bin

Mein bester Herr Professor!

Ihre gehorsamste und ergebenste Dienerin

C. C. Lucius.

165.

Liebste Mademoiselle!

Zur Vergeltung für Ihren lieben langen und beredten Brief schicke ich Ihnen den schon so oft versprochenen und von Herrn Seydeln gewünschten Brief, und zur Belohnung für Ihr richtiges Urtheil über Neander's Lieder, diese Lieder selbst. In der That ist ihr Charakter die kräftige erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht, so wie er der Charakter aller geistlichen Lieder seyn sollte. Ich lasse diese Lieder, die Niemand gekannt oder gerühmt hat, itzt recensiren. Herr Weiße will es in seiner Bibliothek thun und D. Ernesti in der seinigen auch. Ich hoffe Sie werden diesem jungen Dichter Gerech-

tigkeit widerfahren lassen, denn er soll erst etliche zwanzig Jahr alt seyn.

Nunmehr habe ich Ihnen das Nothwendige gesagt. Wegen Ihres Schicksals, o da seyn Sie ruhig und überlassen Sie seinen baldigen oder spätern Ausgang getrost, wie Sie stets gethan haben, also auch ferner der göttlichen Regierung. Der Verzug unsrer Wünsche kann uns wohl zuweilen niederbeugen, aber die Hoffnung soll uns wieder aufrichten und die Religion uns trösten. Leben Sie also wohl und zufrieden mit Ihrem ganzen werthen Hause und grüßen Sie den guten kranken Herrn Zeis herzlich von mir.

Leipzig, den 1. März 1768.

Gellert.

---

166. *)

Dresden, den 19. April 1768.

Bester Herr Professor!

Vorige Woche setzte ich mich an einem sehr stürmischen Nachmittage, aber in einer desto ruhigern Disposition meines Gemüthes hin, einen Brief an Sie zu schreiben, und ich schrieb Ihnen sehr viel von dem äußerlichen Sturme und meiner innern Zufriedenheit, von einem einsamen Spaziergange, den ich früh mit meiner Schwester gemacht und der mich, wie ich glaubte, so aufgeheitert hatte, und noch von verschiedenem Guten, das mir widerfahren war und

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 152.

davon das Andenken mich noch in jener Stunde sehr angenehm rührte. Damals gefiel mir, was ich schrieb; ich gab es hernach meiner Mama zu lesen und ihr gefiel es nicht. Ich las es auch wieder und ich fand, wie sie, daß das Wetter und ich zwo Materien sind, in denen ich eben nicht glücklich bin. Unsre Fehler führen alle ihre eigne Strafe bey sich. Meiner war ein Fehler der Beurtheilung. Zur Strafe dafür sitze ich nun, nicht weit von Mitternacht, und reibe mir den Schlaf aus den Augen, dasjenige zu verändern, was ich zu bequemer Zeit mit soviel Leichtigkeit geschrieben hatte. Denken Sie nicht, daß ich gezwungen bin, die Mitternacht hierzu anzuwenden. Nein, das thue ich freywillig, weil ich mich strafen will; denn zweymal an Sie zu schreiben, wenn es auch einerley Sache ist, dieß ist für mich eben noch keine sonderliche Strafe. Ich schicke mich ist auch recht gut zur Nacht; ich bin gar nicht so heiter, als ich damals war. Dennoch will ich Ihnen einige für mich angenehme Dinge, davon ich in dem verunglückten Briefe erzählte, hier wiederholen. Ich werde es gern thun, und mich noch einmal dankbar daran erinnern. Auch Sie werden es gern lesen, weil Sie sehr gütig sind und ein Herz besitzen, das sich des Guten, das andern Menschen begegnet, aufrichtig freut.

Erstlich besuchte ich am Montage Vormittags eine kranke Tante, ein gutes Frauenzimmer, das ich liebe und die meine Mutter am Sonntage im Bette liegend, und ohne Hoffnung, daß sie es jemals wieder werde verlassen können, angetroffen hatte. Ich aber fand sie außer dem Bette, mit einem ziemlich muntern Ansehen voll guter Hoffnung, gesprächig, erfreut über meinen Besuch und verbindlich dankbar dafür. Nachmittags gieng ich zur Frau Geh.

Räthin von Globig und fand auch sie gesund und sehr heiter und gnädig. Sie werden die Freude haben, sie diesen Sommer in Leipzig zu sehen. Ich blieb eine Stunde lang bey ihr, bis der Herr Geh. Kriegsrath von Ponikau kam. Sie schien gern mit mir zu reden, und ich war auch recht gern bey ihr, und doch waren wir über vielerley Dinge gar nicht einerley Meynung. Den großen Garten z. E. kann sie fast gar nicht mehr sehen, so sehr ist sie seiner überdrüßig und für mich gehört er unter die liebsten Spaziergänge. In der Eugenie hat es ihr letzthin auch nicht gefallen. Sie hat das Stück vorher gelesen, erschrecklich viele Fehler darinnen gefunden, daß sie schon mit Verdruß hineingegangen ist. Und mir gefiel es nun sehr: die Fehler verstehe ich nicht, und alles kam mir so wahr, simpel und natürlich vor, daß ich mich dem süßen Betrage ganz überließ. Ueber den honnête Criminel, denke ich, werden wir wohl einerley Meinung seyn. Sie hat ihn zwar noch nicht gelesen, wie ich, sie ist aber schon sehr vortheilhaft dafür eingenommen. Man hat ihr gesagt, daß dieses Stück niemals aufs Theater werde gebracht werden können. Denken Sie das auch, liebster Herr Professor? Doch das mag seyn! Aber von Neander's Liedern — wollen Sie ihr das hingehen lassen? Sie ist da gar nicht unsrer Meinung und schien ihre Freude an einer ungünstigen Recension in der hallischen Bibliothek, wie sie solche nannte, zu haben. Ich habe recht mit ihr darüber gestritten, und ihr gesagt, daß Sie mir ein Geschenk damit gemacht haben; allein das sagte ich nicht, daß ich Ihnen dafür noch nicht gedankt hätte.

An eben diesem Montage ward die Cammercreditcasse gezogen und Abends brachte mein Vater die Nachricht mit

nach Hause, daß er auch mit tausend Thalern herausgekommen sey. Eine Art von Glück, die noch keinem von seinen Collegen begegnet ist. Dieses war also dreyerley Gutes an Einem Tage, noch über die unzähligen Wohlthaten, die uns Gott stündlich erweißt und deren wir, weil wir sie einen Tag wie den andern genießen, fast gewohnt werden. Auch mein heutiger Tag ist an solchen Wohlthaten reich gewesen: ich erkenne dieses, und doch sagte ich vorhin, daß ich heute nicht recht froh und heiter wäre. Ich habe auch einige Entschuldigungen. Die Tante, deren Besserung mich erfreute, ist wieder schlechter und wird schwerlich aufkommen. Ueberdieß haben Unfälle, die zwar nicht mich oder unser Haus, aber Leute angehen, die ich lange kenne und zum Theil liebe, traurige und kummervolle Empfindungen in meinem Herzen erregt. Ihr Herz, liebster Herr Professor, ist sehr mitleidig und empfindlich: es kann bey fremdem, auch bey verschuldetem Elende bluten. Welches Elend ist auch schwerer? Und wie viel Unschuldige werden nicht oft in den Untergang eines Strafbaren hineingezogen. Ich will Sie also mit den Schmerzen einer solchen Erzählung verschonen. Wenn ich Menschen leiden sehe, und zu traurig und ängstlich darüber werde, als ob ich dächte, Gott hätte nicht auch Liebe und Erbarmung für seine Geschöpfe und werde nicht vermittelst ihrer schwersten Leiden etwas Gutes und für sie Seliges zu wirken wissen, dann schäme ich mich oft des zu weichen Jammers und schelte ihn, als eine Art von Muthlosigkeit, die ich vielleicht in meinem eignen Falle, wenn ich selbst leiden sollte, noch mehr fühlen würde.

Leiden sind wohl gut, wenn sie christlich ertragen werden. Gestern rührte, erfreute und erbaute mich auch der Besuch einer sehr guten Frauensperson von niedrigem

Stande, die sonst meiner seligen Großmutter einige Jahre mit vieler Treue und Geduld gedient hat. Nachher heirathete sie und riß durch ihren Fleiß und gute Wirthschaft und vielleicht noch mehr durch den göttlichen Segen, der ihr frommes Leben begleitete, ihren Mann, einen durch schlechte Lebensart seiner ersten Frauen verarmten Leineweber mit drey unerzogenen Söhnen aus großer Unordnung und Armuth, ob es gleich Gott so fügte, daß sie beym andern Brande in der Vorstadt ihr Wohnhäuschen, auf welches sie noch vierhundert Thaler schuldig waren, verloren, und auf einem, eine Stunde von hier gelegenem Dorfe, ihre Zuflucht suchen mußten. Und selbst damals erwieß sie einer ebenfalls abgebrannten Nachbarin, die noch ärmer geworden war, als sie, Wohlthaten und theilte ihr von der Wäsche und den Betten mit, die sie noch erhalten hatte. Sie blieben sechs Jahre auf dem Lande, um wohlfeiler zu leben. Da mußte sie wöchentlich ihre Waaren mit saurer Mühe zum Verkaufe in die Stadt tragen und ihren Mann, der einmal achtzehn Wochen lang gefährlich krank lag, mit seinen und auch ihren eigenen kleinen Kindern versorgen. Hierauf zogen diese Leute wieder in die Stadt, kamen in gute Umstände, bezahlten ihre Schulden, und lebten in ihrer Art einige Jahre sehr zufrieden. Vor neun Monaten bekam diese gute Frau, von einem plötzlichen Schrecke, die sogenannte weiße Rose an der Brust; durch eine unverständige Cur ist ein schmerzhafter und langwieriger Schaden daraus entstanden, der ihre Nahrung hindert, ihr Vermögen verzehrt und sie wahrscheinlicher Weise ins Grab bringen wird. Ihr Verhalten in dieser großen Prüfung erhöht alle Tugenden ihrer Seele in meinen Augen. Sie sah einer Leiche gleich, aber heiter und freundlich. Sie erzählte von

der Menge und Größe ihrer Schmerzen, vom Verfall ihrer Nahrung, von der Nothwendigkeit, ihr Ersparter zuzusetzen und mischte nur wenige sehr bescheidene Klagen unter; aber viel Vertrauen auf Gott, viel Gelassenheit und Ergebung war in ihrer Miene und in ihren Reden. Mit Sanftmuth und Nachsicht erwähnte sie, daß ihr Mann mit ihrem Zustande keine Geduld und kein Mitleiden habe, und keine Hoffnung zu Gott, daß er sie aus dieser Noth wieder erretten und sie wieder segnen könne, wie er doch schon sonst gethan hätte. Voll Erkenntlichkeit und Rührung redete sie von den Diensten, die ihr ißt ein junges Mädchen leistete, deren Mutter sie eben nach dem Brande Gutes erwiesen, und die Gott oft um die Gnade angerufen hätte, daß er ihr doch Gelegenheit geben möchte, ihr diese Gutthat wieder zu vergelten. Mit den gleichen Empfindungen rühmte sie die Liebe, die ihr ältester Stiefsohn (sie ist eine der besten Mütter für ihre Stiefkinder), der ißt als Geselle bey dem Vater arbeitet, ihr in ihrer Krankheit erweist. Sie ist sieben und dreyßig Jahr alt, und macht sich keine Hoffnung zur Genesung und zum Leben, und sieht dem Tode ruhig und heiter entgegen. Wir erinnerten sie an ihr eigenes Kind, ein Mädchen von sieben Jahren, an welchem sonst ihr Herz hieng. Gott, so tröstete sie sich, werde schon für ihr Kind sorgen. Sie wäre auch jung verwaist und doch gut in der Welt fortgekommen. — Ist nicht ein solches Verhalten und eine solche Gemüthsfassung, bey einem solchen Leiden, groß und nachahmungswürdig? Vielleicht habe ich wohl ein wenig zu lange von ihr geredet, da sie Ihnen ganz fremd ist. Aber alle gute und tugendhafte Menschen gehen einander an, haben Gemeinschaft unter einander und gehören zusammen, und nach meinen

Begriffen von Güte und Tugend ist es diese fromme Kranke wohl werth, daß auch Sie etwas von ihr wissen und ihr Gutes wünschen.

Neander's Lieder, bester Herr Professor, sind mir sehr lieb und mein ganzes Herz dankt Ihnen für dieses liebreiche und schätzbare Geschenk. Es kam mir recht unvermuthet; sobald versah ich mir noch keine Antwort auf meinen Brief. Ich war eben außer dem Hause gewesen, und unten begegnete mir Wagner's Bedienter, der es gebracht hatte und mich grüßte ohne weiter ein Wort zu sagen. Wie angenehm war ich überrascht, als ich von ungefähr die Augen auf meinen Nähtisch warf und da einen Brief von Ihrer Hand überschrieben, und die Lieder liegen sah. Schreiben Sie meine späte Antwort nicht einer Fühllosigkeit gegen Ihre Gütigkeit oder einem kaltgewordenen Verlangen nach der Unterhaltung mit Ihnen zu. Nein, da thäten Sie mir Unrecht. Mein Wunsch geht immer dahin, im beständigen Umgange mit Ihnen zu seyn und alles mit Ihnen zu theilen, was mir wichtig, rührend oder angenehm ist. Und oft dann, wenn ich schon im Begriffe bin, mit meinen Empfindungen zu Ihnen zu eilen, denke ich an den Unterschied des Alters, der Gesundheit, der Gemüthsart, der Interesse, der Beschäftigungen, und werde auf Betrachtungen geführt, die mich zurückhalten und mir mit Recht die Furcht erwecken, daß ich bey der besten Absicht, Sie zu unterhalten und zu zerstreuen, auf meiner Seite, und bey der liebreichsten Willfährigkeit und Nachsicht auf der Ihrigen, dennoch beschwerlich werden könnte.

Herr Tachselt soll Ihnen diesen Brief überreichen und das wird er gern thun. Werden Sie vielleicht unter

der Messe aufs Land flüchten? Es ist eine Messe ohne Hof. Die Gräfin Bünau, hat mir die Geheimderäthin von Globig gesagt, sieht wieder ihrer Niederkunft entgegen. Gott gebe ihr Glück! Ich glaube, es würde eine rührende Freude für mich seyn, sie und ihre würdige Mutter wieder zu sehen. Zweymal habe ich vergangenen Winter von ihnen geträumt, so lebhaft wahr, als ob ich bey ihnen wäre. Es war mir so angenehm, daß ich mit Freudenthränen im Auge erwachte. Wollten Sie ihr wohl, liebster Herr Professor, auch für mich Glück wünschen, wenn Sie sie in ihren Wochen besuchen werden? Ich will gern auch wieder etwas für Sie thun. Am ersten Osterfeyertage gerieth ich in eine große Versuchung, etwas für Sie zu thun, dazu Sie mir wohl keinen Auftrag gegeben haben. Ich war mit meinem Bruder in der katholischen Kirche, eine gewiß schöne Musik zu hören. Auf dem Kirchgange blieb ich stehen, weil ich den Hof wollte vorbey gehen sehen. Viele küßten der Herrschaft die Hände, und wäre nur nicht der ganze Hof da gewesen, ich glaube, ich hätte mirs nicht verwehren können, wenigstens der Prinzessin Christina in Ihrem Namen die Hand zu küssen. Ich hätte ihr dieses wohl nicht gesagt, allein ich hätte es doch so gemeynt. Hernach reute michs, daß ichs nicht gethan hatte. Aber das ist nun vorbey, und im Grunde liegt nichts daran, ob ich der Prinzessin die Hand küsse. Könnte ich doch gleich ist Ihre liebe Hand haben! Wie herzlich wollte ich sie küssen, wenn Sie mirs anders erlaubten. So oft Sie mirs abgeschlagen haben, bin ich nicht recht mit Ihnen zufrieden gewesen und Sie haben mich damit allemal ein wenig traurig gemacht. Doch das ist nur sehr wenig geschehen, und wie unzählig oft machen Sie mir Freude! Gott segne Sie ewig dafür.

C. C. Lucius.

Meine Eltern empfehlen sich Ihnen und dem lieben Herrn Oberpostcommissär, nebst mir, ganz ergebenst.

167.

Liebste Mademoiselle!

Es wird mir sauer, Herr Tachselt ohne einen Brief an Sie fortreisen zu lassen, und doch leide ich seit einiger Zeit zu sehr an meinem Kopfe, daß mir auch ein kleiner Brief schon ein ganzes Buch zu seyn scheint. Wenigstens will ich Ihnen für den Ihrigen vom 19. April, der mich sehr unterhalten hat, danken und Sie wegen der neuen Correspondenz, die Ihnen zugemuthet wird und von der mir Tachselt gestern das erste Wort gesagt hat, beklagen. Ich dächte, Sie könnten sich durch die Mademoiselle Wolle getrost durch die Situation, in der Sie als eine Versprochene stünden, entschuldigen und frey machen. Das übrige Herr Tachselt. Leben Sie wohl, liebe Freundin und grüßen Sie Ihr ganzes Haus ergebenst von mir.

Leipzig, den 31. May 1768.

Gellert.

---

168. *)

Dresden, den 11. Junius
Sonnabends 1768.

Theuerster Herr Professor!

Früh beschloß ich einen Brief an meine liebe Cotbussische Freundin, denn sie schrieb mir letzthin frohe Nachrichten, daß sie gesund und glücklich ist und mich liebt. Hernach schrieb ich an meine Doles und ihren Sohn und meldete ihnen, daß ich in acht Tagen mit Mama und Fritzchen auf vier Wochen ins Gieshübler Bad, eine Stunde von Zehista, reise. Jtzt komme ich von der Geh. Räthin von Globig und fand sie wohl und heiter. Nun kann ich nichts Gleichgültiges thun. Ich überlese das gütige Briefchen, mit welchem Sie mich durch Herrn Tachselt beschenkten. Die aufmunternde Versicherung, daß mein letzter Brief Sie unterhalten habe, steht darinnen, und darauf wage ichs, einen neuen anzufangen, ob ich gleich weiß, daß sie kränker sind als sonst, und folglich auch mehr geschont werden müssen. Wundern Sie sich nicht, wenn ich mit Freuden und einer Art von Geize alles ergreife und sammle, was meinen Wunsch, wieder an Sie zu schreiben, den ich mir so oft als eine Indiscretion vorwerfe, bey mir selbst entschuldigen kann. Ich mache mich vorsetzlich und oft mit Mühe gegen alles blind, was mich zurückhalten sollte, nur damit ich dem süßen Vergnügen, mich zuweilen schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, mir es dadurch sinnlich zu machen, daß ich Ihnen einigermaßen

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 159.

angehöre und an Ihrer Gewogenheit Antheil habe, einem Vergnügen, an welchem mein Herz hängt, nicht entsagen dürfe. Eins bitte ich Sie, bester Herr Professor, antworten Sie mir nicht mehr. Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie heilig und höchst theuer mir jeder Beweis Ihrer gütigen Freundschaft ist und, so lange ich lebe, bleiben wird. Es ist wahr, ich entsage mit Betrübniß der Hoffnung, deren mehrere zu sammeln. Die Ursache dazu ist mir weit trauriger, als selbst der Verlust, den ich dadurch leide, doch gebe ich sie willig auf und kann nicht wünschen, daß Sie durch das, was mir Freude macht, nur im geringsten leiden sollen. Ja ich wollte selbst gern nicht mehr an Sie schreiben, wenn es geschehen sollte, daß meine Briefe Ihnen nur den kleinsten Grad von unangenehmer Empfindung oder Ueberdruß erweckten.

Meine gute Tante, von der ich Ihnen im vorigen Briefe schrieb, ist noch am letzten April gestorben. So gern, so ruhig! Ich war an ihrem Sterbetage über zwo Stunden bis eine halbe Stunde vor ihrem Ende bey ihr. Nie bin ich zuvor bey einem Kranken- oder Sterbebette gewesen, und so feyerlich und durchdringend der Anblick an sich selbst ist, so neu und ungewohnt er für mich war, so habe ich doch keine andere als angenehme und ruhige Ideen und tröstliche und sanfte Eindrücke, die ich in meinem Herzen zu behalten wünsche, mit mir davon hinweggenommen. Nein, der Tod kann so fürchterlich nicht seyn, oder es muß weit weniger davon gesehen als empfunden werden. Und doch, wie heiter war sie nicht! Wie frey ihr Gemüth! Wie los ihr Herz! Sie betete unablässig und mit Inbrunst, und freute sich sichtbar der Zukunft ihres Heylandes. Der Tod hatte keine Schrecken, sie und die umstehenden Freunde sahen und

fühlten keine. Wir sahen wohl etwas von der Angst und dem Untergange der Natur, aber wir sahen weit mehr von dem Siege der Unsterblichkeit und des Lebens, das Jesus Christus ans Licht gebracht hat. Die gute kranke Leinweberin ist nun auch bettlägerig und dem Tode nahe; sie wird auch gern und selig sterben. Ein unverheirathetes Frauenzimmer, bey dem ihre Schwester lange Jahre in Diensten ist, hat ihr versprochen, ihr Töchterchen zu sich zu nehmen und für dessen Erziehung zu sorgen. Dieses ist eine doppelt gute That; Wohlthat für Mutter und Kind, die Gott auch belohnen wird, der auch, ohne daß sie es verdienen, den Menschen soviel Glückliches und Angenehmes begegnen und empfinden läßt.

Am ersten Pfingstfeyertage erhielt ich nach einem vortrefflichen Spaziergange mit meinem Vater und Geschwister aus den Händen meiner Mutter einen sehr lieben Brief von dem guten Herrn von Duncan, und mit demselben, viele Freude für mein Herz. Ich will noch diese Woche an ihn und an Herrn Seidelin schreiben, dem ich schon seit dem Januar Antwort schuldig bin. Diese durch zwar seltene aber sehr liebe Briefe unterhaltene Freundschaft ist eine von den besten Vergnügungen meines Lebens und den liebsten Angelegenheiten meines Herzens. Wie viel gute und angenehme Bekanntschaften habe ich nicht der Gütigkeit zu danken, mit der es Ihnen gefallen hat mich zu unterscheiden! Vor kurzem noch habe ich eine Bekanntschaft gemacht, die ich ebenfalls von dieser Ursache herleiten muß, und die mich dadurch interessirte, so wie alles, was eine eigentliche oder uneigentliche Beziehung auf Sie und Ihre Gewogenheit für mich hat. Ich sehe aus Ihrem Briefe, daß Ihnen Herr Tachselt davon gesagt hat. Ich wünsche aber Ihnen

selbst von der kleinen Geschichte mit D. Pl....., so wie sie sich zugetragen, Rechenschaft zu geben, damit Sie ihm, wenn es möglich wäre, keine Indiscretion Schuld gäben. Denn, liebster Herr Professor, wenn er indiscret ist, was bin ich, was ist meine Freundin in Cothus, was ist meine Schwester gewesen, die auch zuerst an meine Doles und Gülden ohne vorhergehende Bekanntschaft und Veranlassung schrieb? Ich bin bey dieser Gelegenheit wohl ein wenig vor mir selbst erschrocken; aber gewiß, es giebt glückliche Versehen, und ich werde es wohl schwerlich bereuen, daß ich, wie ich wirklich befürchtete, indiscret gewesen bin.

Doch wieder auf D. Pl..... zu kommen. Vor bald 3 Monaten schrieb mir die Mademoiselle Wolle am Schlusse eines Briefes, daß ihr Vetter einige meiner Briefe an sie gesehen hätte, um die Erlaubniß bäte an mich zu schreiben, und mit Ungeduld auf meine Einwilligung wartete. Sie sagte noch verschiedenes zu seinem Lobe, das ich eben weiter nicht in Zweifel zog, doch hielt ich D. Pl..... für eine Art von Fat und die Wolle für unvorsichtig. Tachselt rieth mir, mich nicht mit ihm einzulassen, weil er ein vollständiger Witzling wäre. Es vergingen acht Wochen, ehe ich antworten konnte. Ich sagte ihr endlich meinen Gedanken nach auf die höflichste Art, daß ich das Verlangen ihres Vetters für einen flüchtigen Einfall hielte, von dem er von sich selbst wieder zurückkommen würde. Ich sagte ihr ferner, daß ich bereits glaubte zu viel Correspondenz zu haben (wie sie aus meinen seltenen Antworten leicht schließen würde), und ohne mich zu belästigen, mich in keinen neuen Briefwechsel einlassen könnte, zumal mit einer ganz unbekannten Person, von deren An-

gelegenheiten ich nichts wüßte und deren Geschmack und Charakter im Detail mir unbekannt und vielleicht von dem meinigen unterschieden wäre, und daß ich mir überhaupt wenig Vergnügen bey einer Correspondenz vorstellte, die gleichsam nur aus Neugierde angefangen, aus Eitelkeit fortgesetzt und nicht durch ein zärtliches Interesse, das die Freundschaft auch an Kleinigkeiten nimmt, beseelt und unterhaltend gemacht würde. Ich dankte ihr übrigens für die gute Meinung, die sie ihrem Verwandten von mir beygebracht hätte und bat sie, es so zu machen, daß der Doctor, wenn er wieder darauf käme, durch meine Verweigerung nicht beleidigt, und seine gegen sie für mich bezeigte Hochachtung nicht für verachtet halten möchte. Herr Zeis, Tachselt und Creuziger haben meinen Brief gesehen und ihn gebilligt.

Ich gestehe es, es ist mir gar nicht eingefallen, mich des Einwandes zu bedienen, den Sie, liebster Herr Professor, mir vorschlagen. Allein da ich mit andern unverheiratheten Mannspersonen Briefe wechsele, würde es nicht vielleicht ausgesehen haben, als ob ich D. Pl..... Absichten beylegte, die sich mit meinen übrigen Verbindungen nicht vertrügen? Zudem traue ich auch der Verschwiegenheit der Wolle nicht. Mein Herz empörte sich darwider, Ihnen, seinem theuersten Freunde, seine nächste Angelegenheit zu verbergen, meinen vertrautesten Freunden glaubte ich diesen Beweiß meiner Liebe auch schuldig zu seyn, aber es will sich fast nicht schicken, daß ich mich allgemein gegen Jedermann für eine Versprochene erkläre, da Sandel selbst zur Zeit noch Bedenken gefunden, sich seinen eigenen Eltern darüber zu entdecken, ob er wohl denkt, daß sie es wissen, wenigstens muthmaßen.

An eben dem Morgen, an welchem mein Brief mit der Frau Präsidentin abging, ließ sich D. Pl..... bey mir melden. Meine Schwester und ich nahmen ihn an. Er überreichte mir ein Billet von seiner Verwandtin, sagte, daß er mich durch meine Briefe an Sie, bester Herr Professor, vor vielen Jahren kennen gelernt und von der Zeit an den Vorsatz gefasset hätte, wenn er jemals nach Dresden käme, meine persönliche Bekanntschaft zu suchen, daß er sich über meine Freundschaft für die Mademoiselle Welle freute und über ihre Commissionen an mich vergnügt wäre, weil sie ihm einen geschickten Vorwand zu seinem Besuche gegeben und die Freyheit desselben gemildert hätte. Er redete viel Angenehmes mit uns und kam mir vernünftig, unterhaltend und gutherzig vor, aufrichtig ohne Rauhigkeit, verbindlich ohne Schmeicheley, ungekünstelt und ohne alles dasjenige, was die Franzosen Prétension nennen. Er gefiel mir auch in dem, was er von sich selbst sagte. Er gestand, daß er lieber mit Frauenzimmern als jungen Mannspersonen umginge, weil man sich in ihrem Umgange einigermaßen Zwang anthun und eine nachgebende Gefälligkeit annehmen lernte, welche die Sitten sanfter machte. Junge Mannspersonen wären nur immer, entweder von ihren Ergötzlichkeiten, die oft die seinigen nicht wären, oder von ihrem Studiren oder von ihren Absichten und Entwürfen für ihr Glück voll und redeten davon, welches für ihn in der Stunde des Umgangs, in der er sich erholen und vergnügen wollte, nicht leicht und angenehm genug wäre. Doch tadelte er auch den Ton der meisten Leipziger Frauenzimmer in Gesellschaft. Er erzählte, wie er wenig Umgang und Zerstreuung hätte und keine schwärmenden Lustbarkeiten, selbst das Theater nicht mehr so wie sonst liebte.

Ein Besuch bey einem Freunde, eine Stunde Spaziergang in eine angenehme Gegend, ein Brief an eine abwesende ihm theure Person, dieses sey hinreichend, ihn auf eine ganze Woche heiter und gegen alle andre Zerstreuung gleichgültig zu machen. Von der Mademoiselle Wolle urtheilte er richtig und doch liebreich; ihre Mutter schien er sehr zu ehren, und rühmte sich mit Bescheidenheit, ihr Liebling zu seyn. Zuletzt sprach er dankbar von den Gütigkeiten und Gefälligkeiten, die ihm vom Geh. Kammerrath Wagner wiederführen.

Ob gleich viel vom Briefschreiben geredet wurde, so sagte er doch nichts von dem, was mir die Wolle geschrieben hatte. Auf allen Fall gab ich zu verstehen, daß mir das Schreiben oft beschwerlich fiele, weil ich wenig Zeit dazu hätte und des Nachts viel schreiben müssen, wovon meine Gesundheit gelitten. Er rieth mir, wenn mirs zu viel würde, und ich merkte, daß ich mich, so zu sagen, selbst ausschreiben müßte, mich ein wenig abzuziehen und weniger zu schreiben. Es wäre zum freundschaftlichsten und angenehmsten Briefwechsel nicht nothwendig, daß man sich so sehr oft und viel schriebe. Er verließ uns mit einer Miene, als ob er über die Stunde, die er mit uns beiden verschwatzt hatte, vergnügt wäre, und bat um Erlaubniß (unter dem Vorwande, Abschied zu nehmen), uns noch einmal zu sehen.

Ich schrieb den folgenden Tag noch einen Brief an die Wolle, ihm solchen, wenn er wiederkäme, mitzugeben: sagte ihr, daß ihr Vetter mir nichts vom Briefwechsel gesagt hätte, und mir solches lieb wäre, weil ich mich auf keine Weise, die ihn vergnügen und unterhalten würde, darauf einlassen könnte; daß ich ihn schätzte, daß mir sein Umgang

gefiele, und hier sagte ich ihr, wie ich denselben nützen würde, wenn er hier wäre und wie sie es thun könnte. Hierzu veranlaßte mich verschiedenes, was mir der Doctor von der Wolle gesagt hatte.

Am Tage vor seiner Abreise kam er wieder, klagte, daß er hier in Dresden ein langweiliges elendes Leben geführet, indem er nicht einen Freund, sondern lauter Gönner hier hätte, denen er Aufwartungen machte und die ihn zu Gaste bäten. Bey Geheimdekammerrath Wagner, wo er auch artige Leute kennen lernen (vornehmlich lobte er die Frau Vicepräsidentin Lindemann), sey er allein vergnügt gewesen; hierauf machte er uns das Compliment, daß er die paar bey uns zugebrachten Stunden unter seine besten hier in Dresden rechnete, und daß er sehr gewünscht hätte, an einem unsrer Lieblingsorte mit uns spazieren zu gehen. Bey seinem ersten Besuche aber hätte er es nicht gleich wagen wollen, davon zu reden, und seitdem habe es auch das Wetter kaum verstattet. Unter andern redete er sehr viel vom Briefwechsel überhaupt und auch insbesondere von unsern Freunden, und, wie ich mir nach dem Briefe der Wolle einbildete, mit Absicht. Ich richtete daher meine Antworten nach dieser Vermuthung ein, wiederholte ihm, daß meine besten Freunde abwesend und also meine Correspondenten wären, daß mir dieses oft beschwerlich fiele und ich auch deswegen nicht einen einzigen gleichgültigen Briefwechsel unterhielte, wie ich vielleicht zu meiner Uebung und Belustigung thun würde, wenn ich meine Freunde nahe um mich hätte. Er beantwortete dieses zum Theil und sagte dabey, durch den Briefwechsel wäre es leicht, einander eine wahre Freundschaft des Herzens einzuflößen, wenn man sich zuvor mit Gewogenheit und Hochach-

tung begegnet und eines für das andere ein gutes Vorurtheil gefaßt hätte. Er brachte scherzweise einige Dinge vor, deren Absicht ich merkte, und da er meine Absicht, ihn nicht zu verstehen und ihm nicht grade zu antworten zu wollen, ebenfalls merken mochte, so fing er an von der Aufrichtigkeit zu reden, daß er einen großen Antheil davon besäße und vieler Leute Umgang und Vergnügungen, die nicht nach seinem Sinne gewesen wären, verbeten hätte. Er könne aber auch, fuhr er fort, einen eben so hohen Grad davon ertragen und es wäre ihm lieb, wenn man ihm ohne Umschweif sagte: Er sey der Mann nicht, dessen Umgang, Besuche oder Briefe man sich wünschte. Als ich darüber lächelte, sagte er mit einer verbindlichen Art: Ja gewiß, ich bin so aufrichtig, als ich sage. Sagen Sie mir z. E. Sie wollen Briefe mit mir wechseln: Sie sollen sehen, daß ich gar nicht embarassirt seyn werde, Ihnen von Grund des Herzens darauf zu antworten. — Unser Gespräch hatte unvermerkt den Ton des Scherzes angenommen. Er brach geschwind davon ab und gestand, daß er mich, wenn mirs nicht beschwerlich gewesen wäre, um die Erlaubniß, zuweilen an mich zu schreiben, gebeten haben würde. Den Wunsch, mich bey Gelegenheit persönlich zu kennen und dann um diese Gewogenheit zu bitten, habe er schon so lange unterhalten, als er durch Sie, hochgeehrtester Herr Professor, von mir gehöret. Er erzählte hierauf von einer gewissen Mademoiselle Saltzmann in Merseburg, die zeither seine Correspondentin gewesen, die er aber itzt verlöre, weil sie nach Tergau heirathete. Er sprach mit soviel Hochachtung und Vergnügen von ihr und ihrer Correspondenz und mit der Miene des aufrichtigen Bedauerns von derselben Verluste, daß man meinen Gedanken nach sehr

stolz hätte seyn müssen, um sich durch den Wunsch, einen an ihre Stelle zu setzen, für beleidigt zu halten. Er setzte noch hinzu, wie ers für Etwas Unbescheidenes und Grausames hielte, Jemanden zu einem Briefwechsel oder Umgange zu nöthigen, zu dem man nicht Lust hätte, schloß aber mit der Bitte, daß wir es gütig aufnehmen möchten, wenn er doch einmal wünschen sollte, uns Beiden seine Ergebenheit schriftlich zu bezeugen. Er bat auch, wenn wir irgend einmal wieder Besuch in Leipzig haben, daß wir ihm unsre Anwesenheit melden und ihm die Ehre gönnen möchten, uns einiges Vergnügen zu verschaffen. Des Doctors Betragen gefiel mir seiner bescheidenen Aufrichtigkeit und seiner ungezwungenen Höflichkeit wegen, daß ich schon um deswillen ihm verbindlich begegnet seyn würde, wenn er auch mit der Frau D. Wolle, die ich sehr ehre, nicht so nahe verwandt wäre, und bey Wagners nicht in einer gewissen Achtung zu stehen geschienen hätte, ob ich es wohl überhaupt für einen Grundsatz halte, die angebotene freywillige Freundschaft und Zuneigung, mit der eine rechtschaffene und gutherzige Person uns entgegen kömmt, mit Dankbarkeit zu schätzen und anzunehmen. Ich antwortete ihm daher so höflich als möglich und bezog mich auf das, was ich nun in zwey Briefen der Mademoiselle Wolle geschrieben hätte. Er erstaunte sehr darüber, daß er Materie zu unsern Briefen gegeben. Ich erzählte ihm die Veranlassung aus der Wolle Briefe hierzu. Er schien sehr verdrüßlich darüber, weil sie ihm dadurch ein albernes und romanhaftes Ansehen gäbe und er versicherte mich bey Gott, er hätte ihr nie etwas gesagt, dadurch sie zu diesem unbedachtsamen Schritte ein Recht bekommen hätte. Wenn er ein Autor, Poet oder sonst durch Etwas in der Welt

bekannt wäre, so, meynte er, möchte es vielleicht angehen, ohne Vorbereitung um den Briefwechsel eines Frauenzimmers zu bitten; daß aber ein jeder Doctor medicinae, der davon hörte, daß ich hübsche Briefe schriebe und von dem ich in der Welt nichts wüßte, sichs einfallen lassen sollte, denselben zu begehren, wäre wider alle Lebensart. Gewünscht hätte ers oft; das könnte die Madem. Welle wissen: nie aber hätte er darnach streben wollen (denn sonst hätte ers längst gethan), als bis er Gelegenheit finden würde, mir bekannt zu werden und mir vielleicht durch Bezeigung seiner aufrichtigsten Hochachtung einige gütige Gesinnungen für ihn einzuflößen. Ich wiederholte einige von meinen Einwendungen wider eine neue Correspondenz, sagte ihm aber übrigens alles, was sich nur Verbindliches sagen ließ und versicherte (und das that ich im Ernste), daß mir seine Bekanntschaft, sein Andenken und seine Gewogenheit schätzbar bleiben und auch ein Merkmal davon mir zu jeder Zeit Freude und Ehre seyn würde. Er bat nochmals um Nachsicht, wenn er schreiben sollte und setzte scherzweise hinzu, weil wir doch alle sterbliche Menschen wären und ich wohl mit der Zeit einen von meinen Correspondenten verlieren könnte, so wollte er um eine Survivance gebeten haben. Und so schied er mit viel Versicherungen der Hochachtung und mit guten Wünschen von uns und ließ uns vergnügt über seine beiden Besuche zurück. Ich hatte Hochachtung für ihn und Vertrauen zu ihm gefaßt.

Ich bin darum ein wenig weitläuftig in Beschreibung dieser Besuche und eines Theils unsers Gesprächs gewesen, damit Sie, theuerster Herr Professor, sehen, auf welcher Seite ich ihn habe kennen lernen. Zum Glück habe ich mich noch auf nichts mit ihm eingelassen, denn wie Tach-

selt (der den Doctor selbst nicht kennt), mir von Ihnen und noch mehr von einem Andern, den er mir nicht nannte, gesagt hat, so ist D. Pl..... ziemlich das Gegentheil von dem, wie er sich hier gezeigt hat. Der Held des Leipziger Frauenzimmers, kein Freund der Einsamkeit und stillen Ergötzungen, sondern in allen Gesellschaften, ein eitler, pralerischer, unzuverläßiger Mensch, durch den man, wenn man z. E. mit ihm Briefe wechselte, von der ganzen Stadt gelesen und beurtheilt werden würde. Er hat noch nicht geschrieben, auch selbst die Madem. Welle nicht. Ich kann meine falsch angebrachte Hochachtung leicht wieder zurücknehmen; doch weiß ich nicht recht, wie ich mich verhalten soll, wenn er noch schreibt; denn sein Bezeigen gegen mich für sich genommen verdient, denke ich, eine höfliche Begegnung.

Weil ich einen dritten Bogen habe anfangen müssen, so will ich doch eine kleine Materie nicht übergehen, die Ihnen beziehungsweise angenehm seyn wird. Mein Bruder ist seit dem 30. May bis den 10. Junius abwesend und in Sorau bey Seydeln gewesen. Herr Tachselt wäre mitgereißt, wenn er Gesundheit genug dazu gehabt hätte. Meinem Bruder hat es außerordentlich in Sorau gefallen. Eine artige Stadt, schöne Gegenden und Spaziergänge, wohlgesittete und gesellschaftliche Einwohner, mit denen er in kurzer Zeit viele angenehme Bekanntschaften errichtet und die beste Bewirthung und Begegnung im Seydelischen Hause und viel abwechselnde Vergnügungen, die sie ihm verschafft haben. Er ist noch ganz voll davon und wünschte sein Leben dort zuzubringen; er wollte ohne Reue Dresden verlassen. Hierzu kömmt noch, daß er dort eine freundschaftliche Familie aus Dresden angetroffen, die

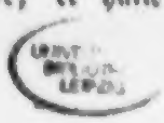
wir lieben und hochschätzen, und welche wieder zu sehen ihm eine rührende Freude gewesen. Der in Ungnade gefallene Vater dieser Familie, der geh. Cabinetssecretair Müller, mußte sich vor etlichen Wochen mit seinen zwey Töchtern und 400 Thalern Pension plötzlich dahin begeben. Ihr Unglück schlug sie schnell nieder; ich habe aber mit Vergnügen gehört, wie freudig und gelassen sie es tragen und wie zufrieden und angenehm, obwohl eingeschränkt, sie in Sorau leben. Ich habe diese Familie, die von meinem Seydel und von ganz Sorau nichts wußte, mit ihm und seinen Eltern bekannt gemacht und beide sind mir dafür verbunden, weil sie an einander die herzlichsten Freunde gefunden haben. Müllers vornehmlich rechnen mir es als eine Wohlthat an, daß ich sie in ihrem Exil an Personen gewiesen, die ihr Unglück mitleidig empfinden, sie liebreich trösten und, wo sie Vorsorge und Dienste brauchen, ihnen damit entgegen kommen.

Es ist die höchste Zeit, diesen Brief zu schließen. Ich will auch kein Wort hinzusetzen, als daß ich mit den eifrigsten Wünschen für Ihre theure Gesundheit und mit dem Herzen einer zärtlichen Tochter bin

Bester, theuerster Herr Professor!

Ihre eigne und ganz ergebenste
C. C. Lucius.

Heute, den 12. Juni Sonntags hat die liebe Frau Präsidentin einen schweren Tag. Sie muß wegen des morgenden Antonientags nach Pillnitz, Cour zu machen. Ich empfehle mich dem Herrn Oberzollcommissär und seiner Gemahlin recht gehorsamst. Die Worte auf dem Couverte machten mir Freude. Ich glaube, er hatte wohl lange



nicht an mich gedacht und ich grämte mich ein wenig darum. Von meinen Eltern, meinen Geschwistern, meinem Seydel und Herrn Tachselt die ehrerbietigsten Versicherungen ihrer Ergebenheit.

---

169. *)

Bergießhübel, den 3. Julius 1763.
Sonntags Abends um 9 Uhr.

Hier bin ich nun, liebster, bester Herr Professor, seit vierzehn Tagen mit Mama und Schwester im Bade, wie Sie vor vier und fünf Jahren. Aber ich weiß Ihnen nichts von uns zu erzählen. Vielleicht verdiente die hiesige Gegend, welche Carlsbad und Töplitz übertreffen soll, Ihnen geschildert zu werden. Allein in der That dazu brauchte ich eine poetische Feder oder einen Pinsel; denn unsre blumenvollen Thäler, in welchen sich unversteckt und zwischen Weiden und andern Sträuchern ernsthaft murmelnde oder spielend schwatzende Bäche schlängeln, unsre grasigen oder bebüschten oder besäeten Hügel und Berge, der unaufhörlich abwechselnde Gesang der Waldvögel und Lerche, die natürlich bedeckten, schattenreichen Gänge und hohen Alleen und die bäurischen Gärten, aus welchen unter den nützlichen Gewächsen sparsam, aber desto anmuthiger, manche frische Rose hervorglänzt, Heumacher, die Blumen auf den Hüten tragen und ein Schäfer, der verborgen im Gebüsche auf seiner Flöte oder Pfeife (wie man es nennen

---

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 165.

will) einsam und vergnügt, vielleicht gar zärtlich, sein Stückchen spielt, dieß alles zusammen macht eine sehr poetische Gegend aus und noch nirgends habe ich ein so ähnliches Urbild zu der Idee gefunden, die ich von Arkadien habe, als hier.

Mit der Beschreibung der Landschaft möchte ich wohl nicht glücklich seyn und die Badegäste sind in geringer Anzahl, Leute, die ich wenig kenne und — Leute wie wir selbst, von denen sich nichts Merkwürdiges sagen läßt. Dennoch habe ich mir einen kleinen Liebling unter ihnen erwählt, einen Knaben von 3 Jahren und etwas drüber, das sanfteste, liebenswürdigste, freundlichste Kind, das ich noch gesehen habe, das ich Ihnen tausendmal lieber abmalen möchte, als die ganze schöne Gegend; für welches mein Herz aufrichtige Wünsche thut, solche nehmlich, daß es einen Lehrer und Führer finden möge, der seine Seele so schön bilden helfe, als sein Körper regelmäßig und seine kindischen Sitten einnehmend gebildet sind, einen Lehrer, der das an ihm thun möge, was Sie, gütigster Herr Professor, an ihm gethan haben würden, wenn er zwanzig Jahre früher geboren und in Ihre liebreichen Hände gekommen wäre. Es muß ein Schmerz seyn und viel Ueberwindung dazu gehören (habe ich heute gedacht), gegen ein solches Kind Schärfe zu gebrauchen, um gewisse unvermeidliche Unarten auszurotten, die das liebenswürdige Geschöpf dereinst verstellen könnten. Ich lockte den Kleinen heute in unsre Stube, weil mein Vater hübsche Kinder gern sieht (er hat uns heute früh mit Bruder Carln ganz unvermuthet überrascht und ist nun schon um sechs wieder fort, der arme Papa!). Er nahm es auf den Arm und küßte und klopfte es. Sein eigner Vater aber hat es, wie mir

seine älteste Schwester hernach erzählte, noch in seinem Leben nicht auf die Arme genommen. Es giebt doch seltsame Väter!

Wir leben hier einsam, ruhig und sehr ordentlich. Wir baden gleich früh um sechs Uhr, essen meistens Grünkraut, Gartengewächse, Sallat, Erdbeeren und alle Abende Milch, geben sehr viel spazieren und befinden uns wohl dabey. Bey so wenig Zerstreuung und Geschäften, denke ich unaufhörlich an alles, was mir lieb ist und woran mein Herz einen zärtlichen und vergnügten Antheil nehmen kann; denn zu traurigen und unangenehmen Gedanken darf man es, wie Sie wissen, im Bade nicht kommen lassen. Sollte ich nun da nicht an Ihren morgenden feyerlichen Tag gedacht haben, liebster, theuerster Herr Professor? Gott nicht für das Geschenk dieses zu Ihrem segensvollen Leben hinzugefügten Jahres gedankt haben? Morgen wenn ich erwache — und ich erwache hier früh — soll es mein erstes vorsetzliches Geschäft seyn, Gott für Sie um Segen für Ihr künftiges Leben, um Gesundheit, um Heiterkeit Ihres Gemüths, um Vermehrung Ihrer Tage und um Beystand zu jeder Ihrer edlen und frommen Absichten zu bitten. Voll Zuversicht und Vertrauen auf die Uebereinstimmung des göttlichen Willens mit meinem Gebete will ich mit Freuden in die verfloßene Reihe von Jahren zurücksehen, seitdem Sie, bester Herr Professor, angefangen haben, Antheil an mir zu nehmen, und dann, erfüllt mit dem glücklichen Bilde und mit der gleichen Empfindung der Freude, weit hinaus in die künftige Zeit denken, in welcher ich noch Ihrer unschätzbaren Freundschaft genießen, noch im Besitz des Glücks seyn werde, Ihnen die aufrichtigsten, ehrfurchtsvollsten, zärtlichsten Empfindungen meines Herzens für Sie

erklären zu dürfen. Frohe und rührende Viertelstunden werden es seyn, die ich auf solche Art Ihnen zu verdanken haben werde. Auch dafür wolle Sie Gott durch Ihr ganzes Leben segnen!

C. C. Lucius.

Herr Zeis hat mir vom 1. July geschrieben, daß er sich fertig machte, noch selbigen Tag mit seiner Frau und Mutter nach Zabel zu seiner Schwester Christel zu reisen, die einige Tage zuvor die Familie mit ihrem ersten Töchterchen vermehrt und ihre Mutter und Mad. Zeis zu Gevattern gebeten hat.

Herr Tachselt ist seit dem 29. Juni auf einer Reise ins Gebirge. Er hat durch Freyberg angefangen.

---

170. *)

Liebste Mademoiselle!

Herr Creuziger reißt morgen nach Dresden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich ihm nicht einen Brief an meine beste Correspondentin mitgäbe. Doch nein, nicht einen Brief, sondern nur ein Paar Zeilen — so weit ist es leider mit mir, der ich sonst so gern schrieb, so gern an die Jgfr. Lucius schrieb, gekommen. Beides in Ihrem letzten Briefe, liebe Freundin, so wohl die Beschreibung von Berggießhübel, das ich kaum den Namen nach gekannt habe, als auch die Geschichte von Ihrem Aufenthalte daselbst.

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 169.

hat mich sehr unterhalten und da ich auf Ihren feyerlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage kam, konnte ich mich der Thränen nicht enthalten, theils wegen seines frommen Inhalts, theils weil ich fühlte, wie viel mir fehlte, wenn ich alles des Guten, das Sie mir erbitten, werth seyn sollte. Gott wolle es Ihnen ißt und nach mir lassen so wohl gehen, als es zum Glücke eines guten Herzens dienlich ist. Ich grüße Ihr ganzes Haus und Herrn Zeisen und sein Haus ergebenst.

Leipzig, den 8. Aug. 1763.

Gellert.

---

171. *)

Dresden, Sonnabends Abends den 17. Sept. 1763.

Mit einem sehr gerührten Herzen komme ich zu Ihnen, bester, liebster Herr Professor, mit einem Herzen voll angenehm trauriger Empfindungen. Der ganze heutige Tag ist mir so still dahin geschlichen, ganz einförmig, in Ruhe, Heiterkeit und anhaltendem Fleiße. Ißt gedachte ich, um gleichsam davon auszuruhen, ich wollte Fritzchen aufsuchen und ihr vorschlagen, eine Partie Picket mit mir zu spielen; ich verließ aber sogleich diesen Einfall wieder. Die Einsamkeit um mich, das schwache Licht, so nur das Tischchen vor mir erleuchtet und den übrigen Theil des Zimmers

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 170.

halb in Dunkelheit läßt, das Zimmer an sich selbst, in welchem ich vielleicht den größesten Theil meiner glücklichsten Stunden zugebracht, in welchem ich alles gesehen habe, was meinem Herzen jemals sehr theuer gewesen (nur Sie fehlen, und noch zwo Personen), in welchem auch Ihr Bildniß hängt, endlich, der nicht entfernte Schall feyerlicher Traurgesänge, die eben jetzt vor der Wohnung des seligen Grafen Rex abgesungen werden, alles dieses machte, daß ich mir eine ehrwürdige Gesellschaft und eine interessante Beschäftigung wünschte, und goß eine Art von sanfter Traurigkeit in meine Seele, ohne dennoch mich betrübt zu machen. Ich weiß auch nicht, warum meine Augen voll Thränen waren, als ich den Brief hier anfieng. Sie kamen, glaube ich, von einer zärtlichen Aufwallung der Freude, daß ich mich noch Ihnen nähern, mich noch mit Ihnen unterhalten kann. Die Freunde des Grafen Rex (er muß gewiß Freunde gehabt haben, er ist ein viel zu rechtschaffener Mann gewesen) die Freunde des Grafen Rex können es nicht mehr. Seine verwaißte Tochter kann es nicht mehr. Die arme junge Gräfin! Mein Vater sah sie, als man vor einigen Monaten in der Kirche ein öffentliches Dankgebet für die vermeintliche Genesung ihres Vaters verrichtete, mit welcher feurigen Andacht sie auf ihren Knien das Opfer eines kindlichen Herzens mit dem Danke der Gemeine darbrachte und sich doch in der gemeinschaftlichen Handlung unterschied und die Tochter an sich erkennen ließ. Wie weit wird jene fromme Freude itzt von ihrem Herzen geflohen seyn! Und ist es nicht selbst für unsern jungen Fürsten betrübt, am ersten Tage seiner Regierung den Verlust eines so würdigen Mannes zu leiden, den er vielleicht liebte und der ihm noch viele wichtige Dienste könnte gelei-

stet haben? Wenn wir darauf achten, so finden wir, daß unser ganzes Leben und alle zeitliche Freude desselben in einem beständigen Untergange besteht! Selbst was wir die Fortdauer unsers Vergnügens nennen, ist der immerwährende Fortgang seiner Abnahme; jeder vorbeystreichende frohe Augenblick begräbt seine eigenthümliche Freude und verringert die Zahl dererjenigen, so uns vorgezählt sind. Auch ich hatte Freunde, die ich nicht mehr unterhalten, deren ich mich nur erinnern, die ich nur beweinen kann. In eilf Tagen wird es um die itzige Stunde neun Jahr. — Aber nichts hiervon! Ich bin dennoch glücklicher, als Viele. Meine geliebten Eltern, den theuern Freund, an den ich schreibe, mein Geschwister und viele mir ergebene gute Personen, die besitze ich noch alle. Durch diese genieße ich mehr Glückseligkeit und Freude, als ich zu genießen werth bin. Herr Creutziger machte uns nur kürzlich eine sehr frohe Woche. Vielleicht hat er Ihnen etwas davon erzählt. Er war vergnügt unter uns und wird herzlich von uns geliebt. Er brachte mir einen unerwarteten sehr lieben Brief von Ihnen, für welchen Ihnen mein ganzes Herz dankt, und mit einer so hübschen Art, daß ich wohl wünschte, ihm einen dafür an Sie mitzugeben, wenn er ihn vielleicht auch so hübsch überreicht hätte. Aber die sechs Tage seines Hierseyns entflohen mir so geschwind. Größtentheils brachten wir sie in seiner Gesellschaft zu und die Zeit, in der er nicht um uns war, wandte ich an, einige kleine Sorgen aus meinem Gemüthe zu verbannen, damit sie es in seiner Gegenwart nicht umwölken möchten.

Sie, bester Herr Professor, können es vielleicht von dem Herrn Oberpostcommissär gehöret haben, wie meines Seydels Anschläge für sein künftiges Etablissement auf

eine fürchterliche Art bedrohet wurden. Dieses beunruhigt
mich eben damals ein wenig seinetwegen. Nun hat sich
aufgeklärt, daß es abermals eine vergebliche Unruhe gewe
sen, wie die meisten menschlichen Unruhen sind, weil s
doch allemal am Ende zu nichts helfen. Sie hat vielmeh
eine gute Wirkung gehabt, sie hat unsern Seydel a
acht Tage hierher geführt und darüber, ob es nun glei
unnöthig ist, wird doch keines von uns unzufrieden sey
Seitdem wir aus dem Bade nach Hause sind, ist mei
Mutter noch nie so heiter und aufgeräumt gewesen, als s
itzt bey Seydels Besuch geworden. Und in der Al
liebster Herr Professor, ich habe oft gedacht, es würde selb
Ihnen manchmal bey uns gefallen haben, zumal wenn e
nes von uns Ihr Sohn oder Ihre Tochter gewesen wär
Da hätten Sie vielleicht unsern süßen vertraulichen G
schwätzen zugehört, wie ihnen meine Mutter zuhörte, wen
wir uns in die ersten Zeiten unsrer Bekanntschaft zurü
setzten, uns an die oft wiederholte Geschichte des Anfan
und Fortgangs unserer jugendlichen Liebe, an ihre schme
chelnden Freuden, an die kleinen Thorheiten, die sie u
begehen ließ, erinnerten, nun weiser und ernsthafter, o
gleich mit einer Art von geheimen Gutheißen, sie verla
ten, bald unsrer Mama davon erzählten, die sich mit g
fälliger Güte alle die kleinen nichtsbedeutenden Umstän
als Dinge von Wichtigkeit vorsagen ließ. Solche Zurü
erinnerungen sind sehr angenehm und interessant, sie bri
gen uns auf die Hauptangelegenheiten unsers Lebens z
rück. Denn unsre pflichtmäßigen und tugendhaften Zun
gungen und Verhältnisse sind das Einzige, was unser
Leben einen Zusammenhang und ein wesentliches und
stes Andenken giebt. Die andern Umstände des Lebens u

des Glücks, die Sitten, der Umgang, die Beschäftigungen und die Lebensart, alles ändert oft ab und verschwindet wie ein Traum, von neuern Dingen dieser Art verdrängt, dem Gedächtnisse. Allein das Verhältniß, in welches uns Gott mit ihm selbst zu setzen uns gewürdiget hat, und dann die heiligen Bande, mit welchen er uns an Seelen von gleicher Natur und gleicher Bestimmung verknüpft, machen ein ununterbrochenes Ganze, das stets durch alle abwechselnde Scenen des Lebens dasselbe bleibt und durch alle Ewigkeit ungehindert und immer vollkommener mit uns fortdauert. Diejenige Zuneigung, die meine und Seydels Seele mit einander vereinigt, ist besonders, wie Sie, liebster Herr Professor, wissen, ganz eigentlich von dieser Art, da durch sie mit unsern ersten denkenden Jahren unsere Herzen angefangen haben, sich selbst zu empfinden.

Montags den 19. Sept. früh.

So weit schrieb ich vorgestern Abends. Heute bin ich fröhlicher. Ich denke, ich würde heute hübscher schreiben, als jemals, wenn ich mich nur recht darauf einrichten könnte, aber ich habe leider sonst so viel zu thun. Es ist ein heiterer schöner Morgen, so schön, daß meine Mama, die sich sonst nicht leicht zum Spazierengehen entschließt, mit Fritzchen spazieren gegangen ist. Bey mir hier ists auch recht hübsch. Ich bin wieder ganz allein, aber von lauter Sonnenschein umgeben. Alles ist Licht und Leben um mich. Wie mögen Sie sich denn itzt befinden, theuerster Herr Professor? Wie mag es bey Ihnen seyn? Auf die Messe werden Herr Tachsett und Seydel nach Leipzig kommen und mir, Gott gebe! erwünschte Nachrichten von Ihnen mitbringen. Wenn nur der Verdruß, den Sie über

die unordentliche Aufführung einiger Studirenden *) empfunden, nicht noch Ihrer Gesundheit schadet!

Abends.

Ich bin sehr böse auf Ihre Studenten und habe immer mit dem Papa und dem Bruder zu streiten, die auf ihrer Seite sind. Ich sollte auch nicht böse seyn! Ihnen machen Sie Sorge und Verdruß, und dem armen Creutziger soviel Arbeit, daß er an seinen Freund nicht schreiben kann und die hübsche müßige Woche bey uns sehr theuer bezahlen muß. Im Kleinen aber geht es bey uns auch wild genug zu, und um desto trauriger, da einige Personen, weil sie ihrer Vernunft nicht ganz mächtig sind, Unordnungen angerichtet haben. Heut Mittags z. E. lief ein armer Jude Gefahr, von einem alten halb rasenden Kuppler todtgeschlagen oder aufgehangen zu werden. Er hatte ihn von der Gasse in sein Haus gerufen, solches hinter ihm verschlossen und ihn, glaube ich, nöthigen wollen, eine Schriftstelle zu erklären und einem Bilde des gekreuzigten Heilandes eine Ehrenbezeugung zu erweisen. Auf das entsetzliche Geschrey des Juden, dem er schon wirklich einen Strick um den Hals gemacht, hat man Wache geholt und die Hausthüre aufgeschlagen. Es ist nahe in Herrn Zeisens Nachbarschaft geschehen, der uns diesen Abend besuchte, und uns noch eine traurigere aber ärgerliche Geschichte aus Waldheim erzählte. Seine Gesundheit und gute Disposition macht uns itzt viel Freude; das tägliche oder doch öftere Reiten thut ihm sehr gut.

---

*) Im Jahre 1768 fanden in Leipzig Studentenunruhen statt, welche sehr bedeutend waren. Vgl. Gellerts Leben im 10. Bande seiner Schriften S. 163.

Könnte ich Ihnen doch, liebster Herr Professor, noch zum Schlusse etwas so Angenehmes sagen, das meinen Brief gut machen könnte, der so lang und vielleicht leer ist! Mein Herz ist nicht leer. Es ist voll gerührten Danks für Ihre mir so lange fortgesetzte unschätzbare Gewogenheit, voll eifriger Wünsche für Ihre Gesundheit und Ruhe und voll heißen Verlangens, Sie lebenslang zu verehren und zu lieben.

C. C. Lucius.

172.

Liebste Freundin!

Lassen Sie sich erzählen, was mir armen Manne zeither begegnet ist. Man veranstaltet hier eine neue Auflage meiner Schriften in etlichen Bänden *), eine Sache, die mir seit anderthalb Jahren (denn so lange hat Herr Reich schon davon gesprochen) bald gleichgültig, bald beschwerlich gewesen ist, und bei der ich mich, wegen meiner Kränklichkeit, in gar nichts habe einlassen wollen. Endlich, da ich höre, daß es Ernst wird, lasse ich mir die ersten und letzten Stücke meiner Schriften aus dem Laden holen, um sie durchzusehen, einige Kleinigkeiten der Grammatik zu berichtigen und etwa ein paar kleine Aenderungen im Durchlesen zu wagen. Ich sitze acht Tage, werde jeden Tag ängstlicher, erreiche meine Absichten wenig, der Druck kömmt, ich werde noch ängstlicher, will mit Gödicken die Kleinigkeiten abthun u. s. w. Hierüber verliere ich meinen

*) Vgl. Gellerts Leben, S. 163 ff.

Schlaf, erst Stundenweise und dann in voriger Woche zwo ganze traurige Nächte. Nach der ersten schlaflosen Nacht, ließ ich früh meinen Dr. Heine kommen, erzählte ihm mein Schicksal und hatte den ersten Correcturbogen vor mir liegen. Gut, fieng er an, diesen Bogen lesen Sie noch, ich will so lange warten und ihn selbst mit lesen; alsdann bitte ich Sie, wenn Sie Ihr Leben lieben, denken Sie weiter an keine Durchsicht, an keine Verbesserung, an keine Correctur und werfen Sie den Augenblick alles von sich. Ich ließ also den Kreissteuereinnehmer Weiße und Gödicken rufen, übergab ihnen die Correctur und bat, mir, außer der äußersten Noth, kein Wort vom Drucke vorzusagen. Mein Schlaf kam freylich noch nicht wieder und meine Nerven waren und blieben geschwächt. Gott vergebe mirs! Ich dachte, ich würde in Einem oder ein Paar Tagen das thun können, was ich in Gedanken hatte, und ich hatte albern gedacht. Ob ich nunmehr ganz ruhig bin? — Nein, liebste Mademoiselle, dieses ist nicht zu erwarten; aber Gott sey gelobt, daß ich wieder schlafe und meine gewöhnlichen Collegia lese. Weg mit dem Autor, den ich lange schon nicht mehr habe leiden und ausstehen können! Gott lasse das Gute in meinen Schriften nützlich werden für viele, und das Uebrige unschädlich bleiben. Ich empfehle mich Ihrem ganzen Hause. Grüßen Sie Herrn Seydeln und Herrn Zeisen ergebenst von mir und hoffen Sie das Beste und wünschen Sie mir, Ihrem kranken Freunde, das Beste.

Leipzig, den 4. Nov. 1763.

Gellert.

173.

Dresden, den 12. Nov. 1768.

Bester Herr Professor!

Ihr letzter Brief hat mich sehr erfreut, das dachten Sie wohl nicht, weil er nur eine Klage enthält? Aber ich weiß nicht, wie es ist. Sie klagen in einem so hübschen Tone, daß es mir wie nicht geklagt war. Ueberdieß beredete ich mich — verzeihen Sie die offenbare Eigennützigkeit dieses Gedankens — Sie sähen in diesem Briefe, ob er gleich klagt, nicht so krank aus, als etwan in einem Dutzend laconischen Zeilen ohne Klage. In der That, liebster Herr Professor, war er nicht, fast wie sonst vor einigen Jahren, drey Seiten lang und eine Erzählung von dem, was Ihnen begegnet ist? Denken Sie, wie lieb er mir seyn müsse, mir, die ich so gern um alles wissen mag, was Ihnen begegnet. Möchte Ihnen doch recht viel Gutes begegnen! Ihr wohlwollendes Herz, das gewiß gern Freude mittheilt, würde Ihnen bald den Wunsch eingeben, auch Ihrer Dresdner Correspondentin ihren Antheil davon zu schenken. Gewiß, mein ihiges Vergnügen war nicht unvermischt. O schonen Sie sich! Der Schaden, den die angefangene Arbeit Ihrer Gesundheit gebracht, zeigt von deren Schwäche. Wie wohl haben Sie gethan, daß sie dieselbe Ihren Freunden übergeben haben! Ihr Medicus hat meine Hochachtung und mein Zutrauen, daß er auch andere Ursachen von Krankheiten glaubt, als verdorbenen Magen und stockendes oder wallendes Blut und andere sichrere Gegenmittel, als Pulver und Tropfen, von welchen ich, im Vorbeygehen, eben keine große Verehrerin bin. Nein, etwas weniger gearbei-

tet, mehr spazieren gegangen, eine Lustreise nach Gießhübel ins Bad, und Milch, Gartengewächse und Früchte zur Speise: das sind nun so die Dinge, die ich der Arzney-Gelahrtheit noch gern zu Gefallen thue, aber mehr auch nicht, ausgenommen im äußersten Nothfalle.

Gott sey Dank, daß Sie Ihren Schlaf wieder haben! Sorgen Sie, ihn nicht wieder zu verlieren und hoffen Sie, daß auch ohne Aufopferung Ihrer Ruhe, Segen, Glück und Ruhm Ihren Werken folgen werde. Das mögen Sie mit aller Demuth und Bescheidenheit nach dem Vergangenen und Gegenwärtigen von der Zukunft erwarten.

Itzt werde ich Ihnen wieder viel Vergnügen zu verdanken haben, ohne daß Sie gegenwärtig etwas dabey für mich thun. Ich habe mir Ihre Briefe an mich alle nach der Ordnung, zu meiner itzigen Lectüre statt eines andern Buchs hingelegt. Das wird mir glückliche Stunden machen und mir viele der angenehmsten Situationen, in denen sich mein Herz befunden hat, zurückbringen. Etwas wird mir dabey betrübt seyn; zu sehen, wie ihre Anzahl von Jahr zu Jahr abgenommen hat. Im Ganzen aber freue ich mich über den Reichthum meines Schatzes. Letzthin wollte ich ihn zählen und in eine Summe bringen, ich konnte aber nicht mit mir einig werden, ob ich nach Briefen oder Bogen oder Blättern zählen wollte, und meinte, die eine Art zu rechnen könne mich reicher machen, als die andre. Ich brachte so lange damit zu und in dem uneingeheizten Zimmer, wo ichs thun wollte, war es so kalt, daß ichs endlich gar mußte seyn lassen. Sie wissen also, theuerster Herr Professor, was ich itzt zunächst lesen werde. Wie gerührt ich aber dabey an Sie denken, wie mein Herz dabey mit süßen Empfindungen und feurigen Segenswünschen für Sie

erfüllt seyn werde, das können Sie nicht wissen, weil ichs Ihnen nicht sagen kann, auch es Ihnen nie sagen konnte, wie herzlich und kindlich ich Sie liebe und verehre.

Auf gleiche Weise will ich nachher auch alle Briefe meiner übrigen Correspondenten und Freunde lesen, einige ausgenommen. Meine Correspondenten werden iht ein wenig faul, nur Creutziger nicht, der mir auch dafür der liebste ist. Ich murre immer darüber und doch hat ein jedes seine gute Entschuldigung. Die liebe Doles hat in ihrer Wirthschaft viel zu thun, ihr Sohn studirt fleißig, auch habe ich ihn vorigen Sommer selbst ein wenig vernachlässigt. Der arme Trummer ist weit in die Welt hinausgegangen. Die Cotbußische Freundin — ich weiß nicht, ob die noch lebt. Hat sie nicht in diesem letzten halben Jahre einmal an Sie geschrieben und Ihnen einen Brief von mir an Sie übersendet, der aus Versehen in ein Couvert an sie gelegt worden war? — Und der arme Seydel, der ist zu nichts gut, wenn er traurig ist; so spricht er selbst und traurig mag er oft seyn: daher schreibt er selten und kurz und melancholisch. Und mir ist nun nichts ängstlicher anzusehen, als unzufriedene Menschen. Gleichwohl darf ich ihm wenig darüber sagen. „Wenn ich meiner Caroline mein Herz nicht eröffnen, gegen sie nicht klagen darf, so habe ich gar niemanden, sagte er mir einmal, da ich ihm den melancholischen Ton seiner Briefe verwies. Oft wollte ich, daß ich nicht seine Caroline, sondern sein Freund wäre; ich könnte vielleicht mehr für ihn thun und er würde weniger dabey leiden. Ich gedenke bald einmal an ihn zu schreiben und ihm zu sagen, wie gütig Sie sich seiner erinnern.

Unser Herr Zeis befindet sich wohl und reitet oft. Zuweilen begleitet ihn mein Bruder. Vor wenig Wochen

gaben sie zusammen in Zadel bey Herr Zeisens jüngster Schwester Besuch. Sein kleiner Sohn, ein liebenswürdiges Kind von sechs Jahren, besucht mich fast täglich, unter dem Vorwande, bey mir französisch zu lernen. Wir lernen auch in der That, und hernach spielen wir wie Kinder und sind überhaupt die besten Freunde von der Welt.

Abends nach 10 Uhr.

So weit kam ich heute am Tage. Abends habe ich mir ein Vergnügen gemacht, das ich mir aus verschiedenen Ursachen nicht oft erlaube. Ich bin im Schauspiele gewesen und habe Crebillon's Rhadamist und Zenobie aufführen sehen. Ich versprach mir viel davon, doch, glaube ich, ist meine Erwartung übertroffen worden. Durch gute Vorstellung eines interessanten Stücks kann ich ungemein angenehm gerührt und unterhalten werden. Ich habe also einen zufriedenen und vergnügten Tag und Abend gehabt, dessen ruhige Geschäfte und Ergötzlichkeiten ich nun damit beschließe, daß ich meinen theuersten Freund mit Zuversicht um die Erhaltung seiner Gewogenheit bitte, die ich unter die besten Geschenke des Himmels in diesem Leben rechne und so lange ich lebe und bin, mit der zärtlichsten und lebhaftesten Dankbarkeit besitzen, erkennen und verehren werde.

C. C. Lucius.

Von allen meinen Freundinnen Versicherungen der Ehrerbietung und die besten Wünsche für Ihre Gesundheit und die ganze Ruhe Ihres theuern Lebens.

---

174. *)

Dresden, den 26. Dec. 1768.

Liebster Herr Professor!

Gute Freunde sind immer gewohnt, Feyertags zusammen zu kommen und das ist hübsch. In der Kindheit schon werden uns die Feyertage so lieb, weil man nicht in die Schule gehen, weil man spielen, Visiten geben, seine besten Kleider anziehen, spazieren gehen darf. Kleine kindische Ursachen, die mit der Zeit verschwinden, in dem Gemüthe aber einen frohen Eindruck hinterlassen, der es, wenn diese Tage wiederkommen, zur Lust und Freude besonders fähig macht. Hierzu gesellen sich in reifern Jahren die großen und wichtigen Ursachen der Freude, die das ganze menschliche Geschlecht angehen und jeden einzelnen Menschen von der ernsten Absicht Gottes für ihn, ihn ewig glückselig zu machen, überzeugen; welche gnädige Absicht ihm zugleich ein Unterpfand ist, daß es ein so gütiger Gott seinen Menschen an keinem wahren Guten je werde fehlen lassen.

Dieses tröstende Gefühl der allgemeinen Liebe Gottes, mit dem aus unserer Kindheit zurückgebliebenen frohen Eindrucke vereinigt, nebst der ruhigen Sammlung unserer Gedanken und Entfernung von zerstreuenden und ermüdenden Geschäften, machen unsre Herzen offener, fröhlicher, leichter, unsern Verstand freyer und uns zur gesellschaftlichen Freude und zur Belebung des Umganges geschickter, und ich erkläre mirs aus diesem Grunde, daß an solchen Tagen

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 174.

Bekannte und Freunde sich unter einander zu vergnügen suchen, welches an sich sehr erlaubt seyn kann, obgleich auch hierbey, wie bey vielen guten Dingen, sehr strafbare Mißbräuche eingerissen sind. Nun, bald werde ich ein Tractätlein über die Feyertagsbesuche schreiben. Wenigstens ist es ein sehr weitschweifiger Eingang, um Ihnen, bester Herr Professor, zu sagen, daß ich heute keinen Besuch gebe, auch keinen erwarte, als unsern gewöhnlichen Abendbesuch, unsern Tachselt, und um Sie zu bitten, daß Sie mir erlauben, nur auf eine sehr kurze Zeit (denn schon ist es bald Abend) ein wenig zu Ihnen zu kommen.

Vielleicht finde ich meine Freundin, meine Gülden, bey Ihnen. Ich meyne, ihren letzten Brief an mich, den ich neulich Herrn Creutziger zugeschickt und ihn gebeten habe, Ihnen selbigen mitzutheilen. Es kann seyn, daß Sie ihn nun schon gelesen, Mitleiden für die liebe Kranke empfunden und zu Gott für sie gebetet haben. Es müßte ihr in ihren itzigen Umständen eine mächtige Unterstützung seyn, wenn sie so glücklich wäre, Ihres Zuspruchs und Trostes zu genießen. Es zeigt sich einige Niedergeschlagenheit in ihrem Briefe, aber auch viel Geduld, viel Ergebung und viel liebreiche und edle Bekümmerniß für die Ruhe ihrer Freunde, die sie ohne ihre Schuld unterbricht. Sie muß eine sehr gute Person seyn — fromm und gut und meine Freundin, meine wahre Freundin, und Ihr Geschenk, bester Herr Professor! Nächst Ihrer eigenen Gewogenheit das Theuerste und Liebste von Ihren Händen! Ich kann es weder ihr noch Ihnen sagen, wie herzlich ich sie liebe und ehre, wie sehr ihr letzter Brief mich gerührt hat und mit welcher Bewegung ich einige Stellen in meiner Antwort darauf geschrieben habe.

Ich habe es kaum seit einem Jahre recht lebendig verstehen und empfinden lernen, welch eine unschätzbare Wohlthat Gottes die Gesundheit ist. Vorigen Winter war ich krank oder doch auf dem Wege es zu werden. Man vermuthete, ich würde in eine auszehrende Schleichkrankheit fallen und ich dachte es selbst. Mein Gemüth litt von dem Verfalle meiner Gesundheit und die Mühe, die es mich kostete, um aufgeräumt zu seyn wie sonst, und die ich doch größtentheils verlor, vermehrte das Uebel und machte mich trauriger und unzufrieden und unwillig mit mir selbst. Ich schreibe etwas hiervon dem langen und strengen Winter zu, der uns zu sehr ins Zimmer verschloß; denn sobald die Witterung sanft ward und ich wieder anfing auszugehen, empfing ich gleichsam ein neues Leben, und etliche wenige Mittel und Diät-Regeln, die unser Medicus mir vorschrieb, machten alles wieder gut. Hierzu kam unser sechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Lande, der schöne Herbst und nun der noch immer nicht unangenehme Winter. Wir drey Geschwister sind gestern noch spazieren gewesen und ich befinde mich sehr wohl dabey, und danke Gott aus dem Innersten meines Herzens dafür. Möchte die gute Gülden zum Troste ihres Mannes und ihrer Mutter itzt nicht schlimmer seyn, als ich vor dem Jahre war, und mit dem Frühlinge so gesund werden, als ichs geworden bin! Gesundheit ist vielleicht das Einzige, was ihr fehlt; sonst wäre sie glücklich. Ihre liebsten Wünsche sind ihr erfüllt. Ich kann nicht zweifeln, daß ihre Ehe nicht sehr zufrieden sey. Nun hat ihr Gott ihre Gesundheit und mit derselben alle Fühlbarkeit für die Freuden dieses Lebens hinweggenommen! Es sey nun, daß er sie durch ein kurzes vorübergehendes Leiden prüfen, oder sie unter Schmerzen und

Krankheit zu einem höhern Alter hinaufsteigen, oder bald die Kräfte ihres Lebens sich gänzlich verzehren lassen wolle, so muß er weise und gütige Absichten dabey haben. Wir verstehen oft nicht, was wir wünschen.

Trau Gott, nicht deinen Schlüssen
Die Wahl des Besten zu.
Sprich: Wer wirds besser wissen,
Dein Schöpfer, oder Du?

Jtzt am Schlusse des Jahres will auch ich die geliebte Freundin diesem allweisen Schöpfer übergeben, wie ich alles, was mir das Theuerste ist, wie ich Sie, bester Freund, ihm empfehle! Und ich sollte wegen eines von denen, die ich liebe, bekümmert seyn? Sind sie nicht alle unter der Aufsicht und in der Hand des ewigen Vaters im Himmel? Er erhalte Sie, liebster, theuerster Herr Professor! Er segne Sie! Er weihe Sie mit dem neuen Jahre zu nachfolgenden Jahren, eines langen, ruhigen, nützlichen und ehrenvollen Lebens ein!

Der Herr, Herr, dem ich Dich befehle,
Der segne und behüte dich! Amen!

C. C. Lucius.

175.

Liebste Mademoiselle!

Ein Schuldner, der von einem großen Capitale nach und nach etwas, wenn gleich wenig, abträgt, ist doch immer noch besser, als der, der gar nichts bezahlt, und ein Correspondent, der auf zween und drey lange Briefe nur mit

einer Seite antwortet, immer noch besser, als der sich nur heimlich schämt und darüber gar nicht antwortet. Diese Schutzschrift, mit der ich meine Antwort anfange, wird Sie freylich schon denken lassen, daß diese Antwort einsylbig seyn wird; aber genug, daß ich Ihnen immer noch mehr schreibe, als ich vielen meiner übrigen Freunde nicht schreiben kann. Ich danke Ihnen also zuvörderst für Ihren letzten Brief und die herzlich guten und frommen Wünsche, die Sie für meine Wohlfahrt thun; und wie kann ich dankbar seyn, ohne Ihnen von Gott alles das Gute zu wünschen, was zu Ihrer wahren Zufriedenheit itzt und in Ihrem ganzen Leben und in dem Ihnen bevorstehenden Stande vorzüglich dient? Er beglücke Sie, Ihren Bräutigam und Ihr ganzes Haus.

Ich schicke Ihnen den Brief Ihrer armen kranken Freundin wieder zurück. Möchte sie doch, wenn es Gott gefällt, mit diesem Jahre wieder das Glück eines gesunden Lebens erlangen! Und wer kann und soll dieses Glück dem Freunde herzlicher wünschen, als der, welcher seinen Mangel und die damit verbundenen Leiden selbst empfindet und lange empfunden hat?

Noch eine frohe Nachricht. Diesen Abend ist meines Bruders Frau glücklich und leicht mit einem Sohne entbunden worden. Gott sey Preis und Dank! Daß unser theuerster Churfürst aus Sorgfalt für meine Gesundheit mir ein Pferd aus seinem Stalle mit Sattel und Zeug durch einen Stallbedienten zugeschickt hat, dieses werden Sie wohl schon gehöret haben *). Welche gnädige Gesinnungen setzen ein solches Geschenke, das er vor seinen Augen auf viel-

*) Vergl. Gellerts Leben, S. 163. Werke, Th. IX. S. 25.

sache Weise hat auf die Probe stellen lassen, damit es ja nicht vor etwas scheu seyn möchte, in diesem meinem Fürsten voraus, den uns Gott erhalten und ihn immer mehr mit Weisheit und Kraft zu seiner Regierung begnadigen wolle.

Leipzig, den 5. Jan. 1769.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

176.

Liebste Mademoiselle!

Der Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, der mit an unserm Tische speißt, Herr Langer, und der Sie also durchs Gespräche kennt, geht nach Dresden, und wünscht sich die Ehre, Sie auch persönlich kennen zu lernen. Da er ein guter und bescheidener Mann ist und mir anliegt, ihm einen Brief an Sie mitzugeben, das heißt, ihm den Zutritt in Ihrem Hause zu verschaffen, so kann ich ihm seine Bitte ohne Härte nicht wohl versagen. Erlauben Sie ihm also einen Besuch. Er kann Ihnen wenigstens die Geschichte vom Churfürstlichen Pferde, die er selbst erlebt hat, erzählen, Ihnen sagen, wie die Leute hier diesem Pferde nachlaufen, wie sich der Mann, der es füttert, ein Capital von den Trinkgeldern sammelt, die er täglich erhält, wenn er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeisen von Silber, woraus sie die Erzählung gemacht hat, vorzeigt. Alles dieses kann er Ihnen sagen und so geht der Besuch vorbey und ich er-

halte eine Antwort mehr von Ihnen, und er, Herr Langer, hat seinen Wunsch erreicht und sagt Ihnen am Ende noch, daß ich vor andern Ihr Freund bin.

Leipzig, den 12. Jan. 1769.

Gellert.

177.

Dresden, den 24. Januar Dienstags 1769.

In einer solchen Schuld bin ich wohl noch nie mit Ihnen gewesen, bester Herr Professor. Zween Briefe unbeantwortet? Und zween Briefe voll gütiger Absichten? Der erste, um mich durch zwo angenehme Nachrichten zu erfreuen, und der andre, um mir die Bekanntschaft eines schätzbaren Mannes zu verschaffen, den Sie loben und dem Sie wohlwollen. Für alles dieses empfindet mein Herz die wahreste Dankbarkeit und ich schäme mich, daß ich so lange verzogen habe, Ihnen dieses zu sagen. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu Ihrem kleinen lieben Neveu und Pathen von ganzem Herzen Glück wünsche. Gott segne Sie, Ihren Herrn Bruder, Ihre Frau Schwägerin, deren kleinen Sohn und Ihr ganzes Geschlecht! Möchte das Kind unter Ihren Augen und an der Hand seiner Eltern aufwachsen und seines Namens würdig, ein eben so liebenswürdiger Jüngling und geehrter Mann werden, als viele geworden sind, die Ihre treuen Sorgen mit haben bilden helfen.

Am vorigen Freytage erhielt ich Ihren letzten Brief aus Herr Langers eigner Hand, oder es war doch eben

so viel. Ich war einen Gang ausgewesen und traf ihn unten im Hause an. Da wir uns nicht kannten, grüßten wir uns, wie sich Unbekannte grüßen. Oben an unsrer Thüre fand ich seinen Bedienten mit dem Briefe und ließ ihn bitten, herauf zu kommen. Weil es aber Mittag und in der Wohnstube gedeckt war, mußte ich mit ihm in einem kalten Zimmer sprechen, welches vielleicht seinen Besuch abkürzte. Ich wunderte mich hernach, daß er Ihr Bildniß, welches an der Wand hängt und sonst allen Leuten in die Augen fällt, nicht zu bemerken geschienen. Er that, als ob er Lust hätte, mich noch einmal zu sehen, wenn ihn nicht vielleicht die Zerstreuungen der itzigen Zeit davon abhalten werden. —

Die Geschichte des Churfürstlichen Pferdes, die mir Herr Langer wohl ein wenig ergänzte, ist uns schon sehr lange bekannt und wir hatten viel Sorge darum, als es so lange unterweges war, ob es vielleicht möchte krank geworden seyn. Es war nicht so bald angekommen, so meldete es uns Herr Creutziger, doch sehr lakonisch, und weil wir wissen, daß man von Neuigkeiten durch unsre Leipziger Correspondenten nicht leicht mehr erfährt, als was man ausdrücklich fragt, so machten Bruder Carl und ich 19 Fragstücke zusammen, über die ihn unsre Doles abhören sollte. Anfänglich wollte er nicht daran, weil er unterdessen in einem Briefe viel genug über diese Materie geschrieben hatte, und noch mehr, weil wegen der Zeugengebühren nichts ausgemacht war, endlich aber bequemte er sich und gestern kamen seine Aussagen an, aus welchen wir unter andern den Herrn Zeugen selbst betreffenden Umständen doch so viel wissen, daß das Pferd weder schwarz noch weiß, ganz gewiß von großem, kleinem oder mittlern

Schlage sey, sich mit dem Kopf und sonst bescheidentlich geberde, zuweilen einigen Leichtsinn zeige, der Jugend verrathe, zur Zeit keinen Namen habe, sondern in seinem Berufe sich erst einen machen solle, daß es nicht mit Sattel und Zeug angekommen sey, wie die Leute sprächen, sondern Sattel und Zeug mit ihm, indem es nicht wie bey den Menschen wäre, die oft mit ihren Kleidern kämen, anstatt daß die Kleider mit ihnen kommen sollten, und was dergleichen zur Sache Dienliches mehr war.

Alle Welt hat unsern Churfürsten dafür lieb, daß er Ihnen das Geschenk gemacht hat. In der That ist es ein großer Beweis seiner gnädigen und liebevollen Gesinnungen für Sie. Gott lasse ihn einen guten Fürsten seyn und bleiben, und segne alles das Gute, das er je gethan und wozu er noch den Willen und die Gelegenheiten hat, und lasse ihn dafür glücklich und gesegnet werden. Vielleicht geschieht es zum Theil itzt durch die Hand seiner Gemahlin. Ich freue mich auf sie. Heute ist der Churfürst von Trier zur Einsegnung des hohen Brautpaars hier angelangt. Seine beyden Brüder und die Prinzessin Elisabeth sind ihm entgegengeeilt. Die Artillerie der Wälle hat ihn bewillkommt und paradirende Garden und der versammlete Hof in Galla und unter demselben der junge Churfürst selbst unten an der Treppe, haben ihn empfangen. Ich habe von der ganzen Freude nichts gesehen oder gehört, als meinen Vater in einem Sonntagskleide, ein paar Soldaten in weißen Camaschen und etliche Canonenschüsse und doch ist mir der heutige Tag schon halb wie ein Festtag, so daß ich auch nicht gern arbeiten, sondern lieber an Sie, bester Herr Professor, schreiben mag.

Je näher die Ankunft unsrer neuen Fürstin heranrückt,

desto fröhlicher scheinen mir die Tage zu werden. Mein Vater, der vierzehn Tage lang krank war und nur seit vier Tagen wieder ausgeht und recht matt und schwach und durch seinen schweren Beruf oft erschöpft und verdrüßlich ward, ist heute wie neubelebt, lustig, leicht. Erstlich spielte er auf dem Clavier, hernach fing er an, für sich allein und recht galant eine Menuet zu tanzen und versprach uns, daß er ehestens in unsrer Tanzexercierstunde mit uns tanzen wollte und darauf ging er vergnügt von uns auf die Canzley, von der er doch, wenn es geht wie alle Tage, vor neun oder halb zehn Uhr nicht zu uns nach Hause kommen wird. Wäre doch dieser Geist der Fröhlichkeit, der vielleicht in der Nation allgemeiner seyn kann, als ichs nicht weiß, eine Vorbedeutung des ehelichen Glücks der durchlauchtigen Vermählten! Heute haben wir darauf gesonnen, wie wir die hohe Braut wollen ankommen sehen und gestern waren wir drey Geschwister mit Herrn Creutziger in der Opernprobe, die ich immer, trotz aller Kritik, mit Zachariä, meinem guten Papa und Schwester Fritzchen, für ein Land voll süßer Bezauberung halte. Vornehmlich habe ich bey den Schönheiten dieser Oper ein angenehmes Gefühl von einer Art vom Stolze auf den Componisten empfunden, der ein Sachse, in einem sehr benachbarten Dorfe und dunkeln Stande gebohren ist. *) — An unsers Churfürsten letztem Geburtstage sahe ich den Hof an der Ceremonientafel, da erhielt eine Mutter die Erlaubniß, dem Fürsten einen von ihr selbst gebackenen Stangenkuchen zum Ge-

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß hier von dem aus Blasewitz bey Dresden gebürtigen Capellmeister Naumann die Rede ist.

schenk zu überreichen. Vielleicht aber habe ich Ihnen dieses schon damals erzählt.

Doch nun etwas Anders, das zwar nicht fröhlich, dennoch aber gut ist. Gott hat sich über die unglückliche Frau des, weil er strafbar ist, noch unglücklichern Accisrath Hoffmann's, erbarmt und sie nach einem zehenwöchentlichen Krankenlager durch den Tod von allen Leiden dieser Zeit erlößt. Eine für sie höchst erwünschte Begebenheit, für die ich Gott so herzlich danke, als ich, glaube ich, ihm danken werde, wenn er meiner lieben Gülden Gesundheit und Hoffnung zu einem längern gesegneten Leben schenkte. Wie mag es wohl itzt um sie stehen? Wer weiß, wenn ich wieder etwas von ihr hören werde! Krankheit und Gefahr machen die Entfernung und die Seltenheit der Nachrichten doppelt traurig, so wie diese jene doppelt ängstlich und fürchterlich vorstellen. Sollte es besser mit ihr werden, so wird sie unfehlbar eilen, mich durch die frohe Nachricht zu erfreuen. Wenn es aber schlimmer wird, wer wird mirs da sagen? Sie selbst wird es vielleicht nicht können, oder nicht daran denken oder es nicht wollen — ja, sie kann wohl lange todt seyn, ohne daß ichs erfahre. In solchen Fällen ist es recht ängstlich, von seinen Freunden fern zu leben und Niemanden zu haben, durch den man ihr Schicksal erfahren kann. Und dort in Cottbus habe ich nur sie. Es ist, als ob es nicht wohl anginge, daß ich sie, wie ich zuweilen Lust habe, bäte, mir durch hinterbleibende Freunde, das Letzte von sich wissen zu lassen. Ein gewisses, unfehlbar übel verstandenes, Etwas scheint sich dawider zu setzen. Ich habe ihren letzten Brief, nachdem Sie, liebster Herr Professor, ihn mir wieder zurückgesendet haben, nicht zu den andern von ihr gelegt.

Ich behalte ihn näher um mich und vor meinen Augen. Ich habe der Ursache nachgesonnen, warum ich ihn so ungern von mir lassen will, ich kann sie aber nicht herausbringen. Gott wird sie wohl erhalten und wieder gesund machen. Hoffen Sie es nicht auch, liebster Herr Professor? Wenigstens wünschen Sie es ihr, und Wünsche des Gerechten sind wie seine Gebete. Sie wenden sich an eben das höchste gütigste Wesen und kommen aus dem gleichen Herzen voll Glauben und Unterwerfung. Auch für mein Wohl thun Sie solche Wünsche! Gott wolle nach seiner Weisheit alle Ihre Wünsche, vornehmlich die Sie für sich selbst thun, in Erfüllung gehen lassen! — Ich küsse Ihre theure Hand und bin

Ihre ewig dankbare
C. C. Lucius.

Wissen Sie, bester Herr Professor, daß der Herr M. Hofmann in Maxen sich am Donnerstage zum zweytenmale in Bischofswerda verheirathet hat? Herr Zeis hat diesem Hochzeitfeste persönlich beygewohnt, doch scheint er bey aller dieser frohen Zerstreuung kränklicher, als noch vor etlichen Wochen. Seit gestern ist das neue Paar von Bischofswerda zurück und hier in Dresden.

178. *)

Theuerster Herr Professor!

Sie haben mir statt einer Antwort ein Geschenk gesandt, das mir schon darum viel Freude machen müßte, weil es mir eine sehr gute Gelegenheit giebt, ohne den mindesten Schein von unbescheidener Zudringlichkeit, wieder einmal an Sie zu schreiben. Eine meiner angenehmsten Beschäftigungen, die ich in die Reihe, ja oft an die Spitze meiner liebsten Ergötzungen setze, und die ich schon einigemal als eine reichliche Ersetzung einiger andern Vergnügungen, die ich vielleicht mit einiger Ungeduld wünschte und nicht haben konnte, erfahren habe. Kaum fiel es mir ein, daß es ganz in meiner Macht stünde, mir meinen besten und würdigsten Freund gegenwärtig zu denken, mich mit ihm zu unterhalten und den Eindruck seiner Güte für mich und die Vorstellung seines Werthes in mir lebhaft zu erneuern, so gab ich gern alle meine kleinen Wünsche und Absichten auf, und mein Gemüth befand sich gleich in dem ruhigen sanften Zustande, in welchem es nach nichts verlangt, und überzeugt ist, daß es itzt alles das besitzt, was es braucht, um zufrieden zu seyn. — Doch ich bin ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich thun wollte; ich wollte Ihnen für ein Geschenk danken, das mir um der angezeigten Ursache willen schon so lieb war, das aber noch in andern Betrachtungen einen Werth für mich hat. Jedes andre Geschenk hätte mir den Vortheil verschafft, Ihnen meinen Dank in einem Briefe abstatten zu dürfen; jedes andre Geschenk aber

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 179.

wäre nicht so unmittelbar ein Geschenk von Ihnen selbst gewesen und hätte nicht so wie dieses, das Gepräge Ihres Herzens, Ihrer Denkungsart und Ihres Urtheils an sich getragen.

Heute las ich die Abhandlung von der Andacht. Gott verhüte, daß diese Lectüre, so wie viele andre fromme Lehren, die wir wohl mit Rührung hören oder lesen, dann leichtsinnig vergessen, nicht mich richten und einst mein Gewissen schrecken möge. Auf der 13. Seite traf und rührte mich die Stelle, die sich anfängt: „Ein Mensch, der in den „Augenblicken der Andacht Gott in aller seiner Größe, und „sich in aller seiner Niedrigkeit erblickt" ꝛc. Ich will Ihnen meine Sünde bekennen, liebster Herr Professor. Wir haben seit etlichen Monaten eine Person zu uns genommen, die noch dazu unsre nahe Anverwandte ist, und, es ist wahr, keine von den Hochachtung erwerbenden, empfehlenden Eigenschaften besitzt. Oft ist der Ueberdruß ihrer Gegenwart bey mir so stark geworden, daß ich gegen sie mürrisch und unfreundlich war und es weder mir selbst noch andern zu verbergen suchte, daß ich sie gering schätzte. Ich gab mir wohl verschiedenemal Vorwürfe darüber, besserte oft an meiner Aufführung gegen sie, predigte auch wohl andern Nachsicht und Ertragsamkeit, aber ohne dauerhaften Nutzen für mich selbst. Heute, da ich Ihre Schrift las, habe ich mein Unrecht tiefer als sonst gefühlt, und mich darüber mehr geschämt und mit Gott den Entschluß gefaßt, mir keine Nachässigkeit oder Geringachtung gegen sie zu erlauben und nicht mehr zu predigen, sondern lieber selbst in meinem Betragen ein Beispiel der Sanftmuth und Bescheidenheit, des Mitleidens und der Dienstfertigkeit zu werden. O wenn es mir gelingt, in diesem Stücke gegen diese Person und auch ge-

gen andere, wo ich vielleicht weniger darauf achtete, weil der Fall zu fehlen nicht so oft kam, besser zu werden, so möge Gott im Himmel Sie auch für diese gute fromme Schrift segnen und selbige noch vielen, vielen Nutzen Ihrer heiligen Absicht nach schaffen lassen! Freuen Sie sich, bester Herr Professor, glücklicher Mann! Wie groß wird einst Ihr Lohn für alles das Gute seyn, das Sie durch Gottes Gnade gethan haben! Mit welcher Ruhe muß eine Seele, die solchen Lohn vor sich erblickt, auf die Begebenheiten dieses Lebens und mit welcher Gleichgültigkeit auf die Ehrenbezeigungen der Welt sehen! Sie würden ihr verächtlich scheinen, wenn sie nicht zum Theile aus den liebevollen Gesinnungen der Hochachtung, Dankbarkeit und Fühlbarkeit der Herzen ihrer Nebengeschöpfe flössen, die sie unmöglich gering achten, die sie nicht anders als mit Erkenntlichkeit lieben und schätzen kann.

Wie mögen Sie sich doch itzt befinden? Sie werden wohl von der Anwesenheit des Hofs und bey Gelegenheit der Messe wieder einige Unruhe haben. Gott gebe nur, daß sie Ihrer Gesundheit nicht schade! Gestern wünschte ich Ihnen, daß Sie irgendwo auf dem Lande, unter einigen wenigen Personen nach Ihrem Sinne, den Frühling genießen möchten. Ich bin schon verschiedenemal spazieren gewesen, aber noch niemals habe ich einen so sanften und vergnügten Eindruck davon behalten, als von dem gestrigen Spaziergange. Ich ging mit Fritzchen ganz allein gegen vier Uhr in der Gräfin Moszczinska Garten. Etliche unbekannte Menschen waren hier, die uns nichts angingen und uns nicht störten, aber genug, um zu verhindern, daß man sich in einem so weitläuftigen Garten nicht zu einsam fand. Eine starke Stunde lang durchliefen wir alle Gänge

des Gartens, suchten allenthalben junge Veilchen und machten daraus kleine Sträußer, für die Mama eins und eins für Herrn Tachselt, der am Morgen nach Leipzig abgereiset war. Hernach banden wir rothe Gänseblümchen an einen grünen Zweig und freuten uns wie Kinder, der Mama einen kleinen Betrug zu spielen, welche glauben sollte, die Hecken trügen solche Blümchen. Vom Gehen und Bücken müde, setzten wir uns an einen erhabenen Ort, von welchem wir die Landschaft umher und einige Dörfer übersahen. Es war außerordentlich schön, die Luft so sanft schmeichelnd, der Himmel bedeckt und doch nicht trübe, das lachendste Grün über die Felder gebreitet und einzelne Menschen und zerstreute kleine Gesellschaften, die mit einem stillen sonntäglichen Anstande durch dieselben spazierten — der frohe Gesang der Lerche über ihnen und auf der andern Seite das Geschwätz der mancherley Vögel in dem jungen Laube der Bäume des Gartens und außer diesem, die ruhigste Stille, ganz feyerlich bis zur angenehmsten Melancholie und doch nicht zu ernsthaft oder traurig — und dann unsre kleinen hübschen vertraulichen Gespräche und süßen Träumereyen von der Zukunft mit zurückgerufenen Bildern des Vergangenen verbunden — Alles rührte mich angenehm und ich hatte eine der glücklichsten Stunden. Ich war ganz Zufriedenheit und stille moralische Freude, nur einen einzigen Grad erhöhet wird sie eigentliches Lob Gottes und andächtiger Dank für seine Wohlthaten. Mir fiel die schöne Stelle aus Young's zweytem Briefe über die Wollust im nicht fabelhaften Centaur ein: „Ein Garten hat von jeher das Lob und die Zuneigung des Weisen gehabt," und ich fand mich dadurch und durch meine eignen Gedanken erbaut.

In der That, stilles und unschuldiges Vergnügen bes-

sert das Herz und macht seine Zuneigungen zärtlicher und liebreicher. Es that bey mir Wirkung; ich fühlte den Abend in mir eine Art von dringendem angenehmen Verlangen an Seydeln zu schreiben und mein Vergnügen mit ihm zu theilen, und diesem mir fast wieder neuen und von meinem Herzen so gebilligten Antriebe that ich mit ungemeiner Freude genug. Ich muß mich wohl hierüber erklären. Seydel hatte eine Zeitlang nicht oder doch wenig geschrieben; dieß machte mich zu der gleichen Beschäftigung für ihn außerordentlich träge, und beynahe hätte ich mir es gar abgewöhnt, an ihn zu schreiben. Ich unterließ es viele Wochen. Nachdem er aber hier gewesen ist und sein Stillschweigen bey mir und, wie ich denke, gut entschuldigt und mich zärtlich und angelegentlich gebeten hat, ihm die einzige beste Freude, die ich ihm machen kann, nicht zu rauben, meynte ich, ich hätte wohl unrecht gethan, und nun ich es ihm versprochen und mich aufs neue darauf eingerichtet habe, finde ich viel Vergnügen darinnen und erfahre, daß man die Leute fast mehr um der Mühe willen liebt, die man sich für sie giebt, als um dasjenige, was sie für uns thun. Doch ist dieß keine allgemeine Erfahrung; daran fehlt sehr viel. Was kann, zum Beyspiel, ich, zu Ihrer Freude, zu Ihrem Nutzen, für Ihre Ruhe thun? Nichts in der Welt, ich armes Geschöpf! Und doch liebt Sie niemand besser, wenigstens hat niemand einen heißern Wunsch, Sie zu lieben und aufs zärtlichste zu verehren, als

Theuerster Herr Professor!

Dresden, den 17. April 1769.

Ihre ewig ergebenste
C. G. Lucius.

Den 21. April.

Dieser Brief ist alt geworden; das macht, ich habe immer noch etwas hinzusetzen wollen, doch ist er schon so lang. Ob ichs denn itzt noch thue, ehe ich zusiegle? Ich dächte wohl. Wohlwollen und Liebe für eines unsrer Mitgeschöpfe mehr zu empfinden, ist eins der besten und angenehmsten Gefühle, und angenehme Gefühle, die aus liebreichen Zuneigungen fließen, sind ein sehr beträchtlicher Zuwachs für unsre innerliche Glückseligkeit; und unsre innerliche Glückseligkeit ist immer wichtig genug, um mit denen, die uns Gutes wünschen, davon zu reden. Ich habe vor vierzehen Tagen eine junge blühende und aufrichtig geliebte Freundin verloren. Doch will ich diese Begebenheit itzt nicht aus dem traurigen Gesichtspunkte des Verlustes betrachten. Vielmehr will ich daran denken, daß ich bey aller vorigen zärtlichen Liebe für sie und allen süßen Erinnerungen des Vergangenen noch die frohe Hoffnung des Wiederfindens und der unzertrennbaren Vereinigung verbinde und aus diesen Quellen tausend beglückende Vorstellungen unterhalte. Eigentlich habe ich also nichts verloren, und was ich noch erworben habe, will ich Ihnen, liebster Herr Professor, gleich sagen. Die verstorbene junge Freundin hatte noch eine jüngere Schwester, die ich leiden konnte, aber nicht liebte. In der That besaß die älteste gewisse einnehmende Vorzüge vor ihr. Die jüngste war selbst tödtlich krank gewesen und nur außer Gefahr, als jene starb. Wir besuchten sie bald nachher, fanden sie mehr krank, als auf dem Wege besser zu werden, ganz niedergeschlagen von dem Streiche, der ihre Schwester getödtet hatte, und es schien ihr sowohl zu einer heftigen, lauten Betrübniß als zu der geringsten Bemühung sich selbst aufzurichten, an Kräften

zu fehlen. Sie war ganz Empfindlichkeit für das Andenken ihrer Schwester, ihr Kopf und ihr Herz so davon eingenommen, daß sie nichts anders dachte, von nichts andern redete und alle die kleinsten Umstände ergriff, mit Wohlgefallen dabey verweilte und sie von der allerrührendsten Seite und bei der sie sich am meisten betrüben konnte, zu betrachten, eine Art von schmerzhafter Wollust fand. Ich hörte ihr mit einem süßen Schmerze zu und von dem Tage an liebte ich sie. Ich erfuhr, daß heiße zärtliche Liebe in einer uns gleichgültigen Person für einen Gegenstand, der uns sehr werth ist, und ein mitleidiges Unglück, viel mehr zum Vortheil einer Person ausrichten und unsre Herzen derselben viel schneller zuwenden, als alle ihre eifrigsten Bemühungen um unsre Freundschaft nicht gethan haben würden. — Am folgenden Tage hatte das tieftraurende Mädchen das neue größere Unglück, seine Mutter an einer plötzlichen und kurzen Krankheit, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, ganz unvermuthet sterben zu sehen. Durch diesen neuen Unfall ward sie mir noch interessanter, und so wie er mir eine Gelegenheit war, sie öfterer zu sehen und sie in den ersten Regungen ihres Schmerzes, in welchen man so leicht die Achtsamkeit auf sich selbst verliert, zu bemerken, gab er mir das Vergnügen, ihren Charakter mehr als jemals vor meinen Augen entwickelt zu sehen, die lebhafteste, dankbarste und feinste Art von Zärtlichkeit für die Gegenstände ihrer Liebe darinnen zu entdecken und sie um der Gesinnungen und Eigenschaften willen, die ich in ihr fand, noch mehr zu lieben. Nun stehen vier junge mutterlose Waisen unter ihrer Aufsicht und Pflege. Sie sieht ganz den Umfang ihrer nunmehrigen Pflichten ein und fühlt den sehr vernünftigen Kummer, ob sie auch das Vermögen haben werde, sie

gehörig zu erfüllen. Ihr Vater, der außer einem zweyjährigen Sohne, der in e' .er verwandten Familie lebt, sonst keine erwachsenen Kinder und überall keine Tochter mehr und von siebenzehn Kindern nur noch sechs übrig hat, ist voll Sorgen, so viel Schmerz und Unruhe werde ihre kaum wiederkehrende Gesundheit aufs neue zerstören. Er liegt ihr an, die Stadt zu verlassen und zu einer Tante aufs Land zu gehen, welchen Aufenthalt sie mit Leidenschaft liebte, und nur acht Tage dort zu bleiben, nur so lange, als er selbst in Leipzig seyn und sie hier der allertraurigsten Einsamkeit überlassen muß. Aber sie will nicht, weil sie die Kinder nicht mitnehmen könnte. Ich selbst suchte sie zu bereden und stellte ihr vor, daß ein Frauenzimmer bey Jahren, welches sie während der Krankheit aller dieser Kinder (denn sie waren alle sechs an den Masern krank, und ihre gute Mutter war wohl das Opfer des um sie erlittenen Jammers, der Unruhe und der Abmattung) zu sich ins Haus genommen, solche so gut, als sie selbst, versorgen könnte. Nein, sagte sie, das kann ich nicht. Ich denke so, wenn die Mama mir noch hätte sagen können, was ich thun sollte, so würde sie mir vor allem empfohlen haben, ihre Kinder in Acht zu nehmen: also kann ich sie auch nicht verlassen. Um des einzigen Zuges willen hätte ich sie lieben müssen, wären auch alle Ursachen des Mitleids nicht gewesen. Ist dieser strenge Gehorsam gegen vorausgesetzte Verordnungen einer verstorbenen Mutter nicht schön? Und ist er nicht doppelt schön in einem so jungen Mädchen von funfzehn bis sechzehn Jahren? Um der so guten Schwester und Tochter willen, liebster Herr Professor, müssen Sie mir verzeihen, daß ich wieder etliche Seiten vollgeschrieben habe. Ich wollte nur ein kurzes Postscript machen und bin unvermerkt so

geführt worden. Und nun will ich den Fehler dadurch, h ihn entschuldige, nicht noch vergrößern. Lieber will r Ihre theure Hand küssen, und Sie bitten, nicht lig zu seyn auf

Ihre

gehorsamste und ergebenste

C. C. Lucius.

Herr Zeis ist in Gefahr, sein zweytes Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, zu verlieren. Das arme Geschöpfchen ist schon eilf oder zwölf Tage krank, wie Herr Zeis mir heute wissen ließ, in einem erbarswürdigen Zustande.

---

179. *)

Bester Herr Professor!

te las ich einen von Ihren alten Briefen, in welchem mir auf die gütigste Art von der Welt sagen, daß in acht Wochen keine Nachricht von mir hätten und solche täglich erwarteten. Itzt ist es viel länger, daß ich n nichts von mir gesagt habe, und vielleicht — je nun, icht ists Ihnen nicht ganz unangenehm, einmal wieder mir zu hören. Von Ihnen höre ich auch sehr wenig. e letzte Nachricht ist von Herrn Creuhiger, der mir ibt: Unser lieber Herr Professor befindet sich leidlich. Herr Tachselt hat gar nicht die Freude gehabt, Sie rend seines letzten langen Aufenthalts in Leipzig zu , und was er mir unter andern von Ihnen sagte, daß

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 138.

Sie Ihr neues Pferd nicht brauchen können, erschreckte mich. Was kann diese Veränderung Ihrer täglichen Lebensordnung nicht für Einfluß auf eine so schwache Gesundheit haben, wie die Ihrige ist? Haben es denn Herr Langer oder der junge Graf Lindenau nicht dem Herrn Oberstallmeister sagen können? Wenn es nur der Churfürst wüßte, der Sie so lieb hat, gewiß er gäbe Ihnen ein frommer Pferd. Warum bin ich nicht reich? Sie sollten Wagen und Pferde haben.

Als Sie Ihre Reise nach Oberau und Ihre Vaterstadt thaten *), freute ich mich sehr über Sie, und dachte, Sie müßten doch mehr als gewöhnlich munter und heiter seyn. Und das sind Sie gewesen, wie mir kurz darauf die Frau Geh. Cammerräthin Wagner im Vorbeygehen gesagt hat. Seitdem schrieb mir meine Doles, daß Sie an Zahnschmerzen viel gelitten hätten, und ich hatte sie für den zärtlich traurigen Ton lieb, in welchem sie mir diese böse Nachricht schrieb. Zuletzt haben Sie nun auch noch Ihren kleinen Neven verlieren müssen, so wie Ihre liebe Frau Geheimderäthin Globig ihren Sohn. Aber diese Dame soll sich sehr groß, sehr gelassen bey ihrem schmerzlichen Verluste, für sie den ersten in der Art, erwiesen haben.

Vielleicht vergütet mir meine Doles die schlimme Zeitung von Ihren Zahnschmerzen bald mit der erfreulichern von Ihrem Wohlbefinden am vierten Julius; denn an dem feyerlichen Tage wird sie oder ihr Sohn gewiß Ihre theure Hand geküßt haben. Gesegnet müsse der Tag für Sie seyn! Und zahlreich und gesegnet alle, die ihm folgen werden! Ich habe Hoffnung, unsern Creutziger und

*) Vgl. Gellerts Leben. S. 170

(wenigstens wünsche ichs) auch Fritzchen Doles diesen Sommer noch zu sehen. Ich sehne mich recht sehr nach meinen abwesenden Freunden; wenn ich nur einen von ihnen sehen sollte! Sie sind mir alle so gleich lieb; sind mir fast alle auf gleiche Weise erlangt. Alle sind mir wie Einer und in Einem sehe ich sie Alle. In der That, liebster Herr Professor, es sind alles liebe gute Menschen die Freunde, von denen ich geliebt bin! Doch scheine ich mir itzt vorzüglich den guten Doles zu wünschen, um seinetwillen wünsche ich ihn. Er soll sehr kränklich seyn. Zerstreuung und Freude könnten seiner Gesundheit vielleicht mit aufhelfen.

Abends gegen 8 Uhr.

Soviel schrieb ich heute gleich nach dem Mittagsessen. Um fünf Uhr wollte ich mich frey machen und wieder schreiben, da ward ich von einem Freunde gehindert, der mich besuchte um mir einen Kupferstich, Les adieux de Calas à sa famille zu zeigen, der vortrefflich ist, den ich und Fritzchen nicht ohne Thränen betrachten konnten und der Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, wenn er Ihnen irgendwo vorkömmt. Und der Freund ist in seiner Art auch gut, wie der Kupferstich in der seinigen. Ein gleichgültiger Zufall brachte uns unvermuthet zusammen; wie es scheint, wird mir ihn sein gutes Herz lange erhalten. Wir sprachen heute viel von den ungewissen Aussichten in unsre zukünftigen Schicksale; oft mag er darüber ein wenig ängstlich und beunruhigt seyn. Ich sagte ihm einen schönen französischen Vers her, der zur Ergebung, zum Vertrauen auf die Vorsehung und zur Hoffnung, daß alles gut werden würde, ermuntert. Das nahm er an und mit erfreuter Miene sprach er: „In zwanzig Jahren, wenn wir dann,

„wie ich sicher hoffe, recht überzeugte, recht bestätigte „Freunde seyn werden, dann werden wirs uns wieder sagen „können, wie es uns gegangen ist, und gewiß mit Freude „und Dank in die Tage unsrer Jugend zurücksehen." Es gefiel mir doch sehr von ihm, daß er auf zwanzig Jahr in unsrer Freundschaft hinausrechnet.

Ich konnte also nicht böse auf ihn seyn, daß er mich vom Schreiben abhielt. Sie, theuerster Herr Professor, waren dennoch unter uns, wenn ich gleich nicht so eigentlich wie iht, bey Ihnen seyn konnte. Nicht zu rechnen, daß ich ihn immer in der Stube spreche, wo Ihr Bild ist, mache ich ihm auch zuweilen die Freude, ihm einen oder den andern Ihrer lieben Briefe vorzulesen. Heute las ich ihm auch einen, und er küßte mir herzlich dankbar die Hand dafür. Da ich soviel von ihm geredet habe, möchte ich Ihnen wohl seinen Namen nennen. Er heißt Hunger und hat vom sechzehenden Jahre an fünftehalb Jahr in Leipzig studirt, ist Ihr Verehrer und damals Ihr Zuhörer und mit Ihrem Herrn Gödicke bekannt gewesen. Sein Vater ist ein Pfarrer auf dem Lande und muß einer der besten Väter seyn, nach den Lobsprüchen und der außerordentlichen Liebe des Sohns für ihn zu urtheilen.

Ich schäme mich, daß ich schon drey Seiten beschrieben, Sie schon so lange gelesen haben und vielleicht schon müde sind und ich Ihnen im Grunde doch nur so wenig gesagt habe. In der That habe ich Ihnen nichts Wichtiges zu sagen und sollte ich Ihnen von alltäglichen Kleinigkeiten erzählen, die mich wechselsweise beschäftigen, beunruhigen oder erfreuen, das wäre nur für Sie beschwerlich. Nur das Einzige, daß ich Sie liebe, unverändert und ehrerbietigst liebe, das ist es, was ich Ihnen sagen will. Das

erfreut mich immer und ist keine Kleinigkeit. Vielmehr ist es eine Sache von großer Wichtigkeit für mich. Diese schöne glückliche Empfindung, die vom ersten Anfange an, als sie sich in meinem Herzen entwickelte, eine so süße Quelle von Vergnügen darinnen aufschloß, die hilft es mit vor jeder niedrigen Unruhe, jeder Unzufriedenheit, jeder Empörung bewahren, wenn irgend etwas, das mich kränkt oder mir Unrecht zuzufügen scheint, mich aufbringen und meinen Frieden stören will. Herz, spreche ich dann, du kannst den frommen, ergebenen, gelassenen Mann lieben und du kannst unzufrieden und schwach seyn! O wie klein und geringschätzig wird mir dann jeder Verdruß gegen das Uebergewicht von Vergnügen und schlechtern, unechtern Freude gegen die reine Glückseligkeit, meinen besten theuersten Freund zu lieben und darneben einige sehr gute, mir sehr ergebene Herzen zu besitzen und zu belohnen.

Das Plätzchen hier ist wohl zu klein, um hübsch und gehörig zu schließen. Sie schmälen doch nicht, wenn ich auf so lange Zeit noch einen Bogen nehme? Was ich ungefähr vor acht Tagen, ich denke, es war am Bußtage, gethan habe und Ihnen noch gern erzählen will, das errathen Sie gewiß nicht! Ich hatte lange in einem guten Buche, das ich sehr liebe, gelesen und fing von der Hitze und der Stille an, schläfrig zu werden. Weil ich nun noch immer freywillig genug etwas Gutes thue, so dachte ich, du willst dich nicht zwingen, fortzulesen. Ich stand auf, ging in meinen Schrank, ohne im geringsten zu denken, ergriff ein Packet Briefe, worinnen alle die Ihrigen und Ihres Herrn Bruders seine in Ordnung liegen, fing an den letztern an zu lesen, las sie alle, ward ganz munter, freute mich seiner, fühlte das Glück seiner Freundschaft und

meinen unveränderten gegründeten Anspruch darauf, den ich nicht aufgebe. In einem derselben erinnert er mich an die Worte Sirachs, am 14. Vers des 9. Capitels. Ich lächelte selbstzufrieden mit mir: „O, dachte ich, sobald die Rede von meinen Freunden ist, ist mein Herz mein Sirach! Aber Sie, guter Herr Oberpostcommissär mit oder ohne Sirach, haben Sie mich nicht ganz und gar vergessen?"— Recht gern hätte ich ihm einen langen Brief geschrieben, ob ich wohl nicht wußte, wovon. Doch das hätte sich gefunden; habe ich doch oft lang und viel geschrieben, ohne im Anfange nur eine Sylbe davon zu denken. Die Materie war also die Schwierigkeit nicht, sondern der Ton. Ich war sehr aufgeräumt geworden, das Lesen dieser Briefe hatte mich in eine lustige Laune gebracht, die ich oft habe und meistens hatte, wenn ich sonst an ihn schrieb. Wäre er nur bey mir gewesen, er hätte wohl, wenn er mich so voll von dem frischen angenehmen Andenken an seine Freundschaft, so fröhlich und heiter gesehen hätte, als ich damals war, er sollte wohl Freude über mich gehabt haben. Aber dreyzehen Meilen weit von einander kann man kaum wissen, ob man einander gefallen wird, wenn soviel Zeit vergangen ist. Dennoch fing ich wirklich an zu schreiben und es wäre ein Brief fertig geworden, wenn unser guter Herr Zeis uns nicht zu einem Spaziergange hätte auffordern lassen. Am Ende mochte es sehr gut seyn, daß ich nicht schrieb. Es ist sehr viel Zeit vergangen, seitdem ich nichts vom Herrn Oberpostcommissär gesehen und gehört habe. Es ist ihm vielerley begegnet, er hat sich verheyrathet, ist Vater geworden, hat sein Kind betrauert. Daß die traurige Begebenheit die letzte ist, machte mirs schwer, den rechten Ton zu finden. Vor zwey Jahren sah ich ihn zuleht und nicht

recht sah ich ihn, nicht so wie sonst, zu sehr im Prunke; eine kurze Visite des Ceremoniels! — Werde ich ihn, werde ich Sie wiedersehen? Auch Sie, bester Herr Professor, auch Sie sah ich nicht allemal so, wie ich es gewünscht hätte. Warum konnte ich nicht einmal allein, nicht ungezwungen zu Ihnen gehen? Es ist mir etlichemal eingefallen, selbst unter der Zeit, wenn ich bey Ihnen gewesen bin, und Fritzchen, meine Schwester, hat es auch angemerkt. Ich weiß aber deswegen nicht, ob wir Recht haben, daß bey vielen Besuchen, die Ihnen gemacht werden, etwas nicht recht ist. Die meisten Menschen, die zu Ihnen kommen (ich will aber ganz fremde ausnehmen), scheinen sich einigen Zwang anzuthun und mit Vorsatz ein gewisses gesuchtes, ernstes und feyerliches Wesen an sich zu nehmen und sich selbst und nicht weniger Sie um einen Theil oder Sie um alles Vergnügen Ihrer Besuche zu bringen; denn sie geben einer Handlung, die zum Vergnügen, zur Zerstreuung und Aufmunterung bestimmt ist, ein Ansehen von Zwang und Aengstlichkeit. Dadurch bekommen Sie die Menschen nicht verschieden genug, nicht natürlich und frey, wie sie sind, zu sehen, wobey das Vergnügen des Umgangs nothwendig verliert. Und Sie, der beste, liebreichste und empfindsamste Mann, Sie merken es gewiß, daß Ihre Besuche nicht ganz frey und munter sind, und schreiben dann diese Veränderung auf Ihre eigene Rechnung und denken vielleicht, Ihre kranke, traurige Miene verscheucht Leben und Munterkeit aus den Gesichtern und Sitten der Andern, und bilden sich nicht ein, daß es vorsetzlich angenommenes Wesen ist. Ich selbst bin nicht immer so ganz natürlich und frey bey Ihnen gewesen, als ich sonst gewöhnlich bin, und blos durch Gewalt des Beyspiels. Wäre ich nur so glücklich, ein junger

Mensch zu seyn, der unter Ihren Augen studirte und Sie oft sehen könnte, gewiß ich dächte, ich wollte wohl hübsch bey Ihnen seyn. Als ein Mädchen ginge das schon so gut nicht an, da wäre ich zu unwissend, und auch um Sie oft, abwechselnd und auch lebhaft zu unterhalten. Leider ist auch mein itziger Brief nicht so, daß er dieses könnte! Möchte er Ihnen wenigstens ein neues Zeugniß von den Empfindungen desjenigen Herzens ablegen, das Sie ewig lieben und verehren wird, in Ihrer

Dresden, den 20. Juli 1769.

dankbarsten und ergebensten
C. C. Lucius.

Der Frau Geheimbecammerräthin Wagner habe ich recht lange nicht aufgewartet und ich schäme mich deswegen, ich will es aber nun nächstens thun. Der gute Herr Winzer besuchte uns noch, ehe er mit seiner Gräfin aufs Gut ging. Er pries gerührt Ihre gütige Vorsorge für ihn und freute sich sehr darauf, Sie zu sehen. Ich habe ihn gebeten, Sie an mich zu erinnern. Der gute Professor Charpentier, der nun in ruhigen Umständen und glücklich verheirathet ist, wohnte vorigen Monat eine Woche lang bey meinem Bruder. Der halbe Tag, den er bey uns zubrachte, war uns ein Fest der Freundschaft, und endlich haben auch noch meine beiden Dänen Duncan und Seidelin freundschaftlich an mich geschrieben und wünschen, Ihnen empfohlen zu seyn. Auch meine Eltern und Geschwister wünschen sich einen Platz in Ihrem gütigen Andenken und versichern Sie ihrer ganzen Ergebenheit und Ehrerbietung und ihrer besten Wünsche.

---

180. *)

Liebste Mademoiselle!

Ob ich Sie ganz vergessen habe? Nein, so böse bin ich nicht. Ich denke oft an Sie und wünsche Ihnen und Ihrem Hause Gutes und kränke mich, daß ich Ihnen soviel Antworten schuldig bin. Aber dieß ist es auch alles, liebe Freundin, was ich thun kann; denn meine Kränklichkeit und die mir immer schwerer werdende Berufsarbeit lassen mich fast zu keinem Briefe kommen, wenn mir ihn nicht eine drängende Pflicht abfordert. Seyn Sie also nicht unruhig über mein Stillschweigen und ahmen Sie es auch nicht nach. Seyn Sie auch nicht unruhig wegen Ihres künftigen Schicksals, sondern befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen. Der höchste und einzige Trost für uns alle. Mein Bruder empfiehlt sich Ihnen ergebenst, so wie ich mich zugleich Ihrem ganzen Hause.

Leipzig, den 28. Septbr. 1769.

Gellert.

---

181. **)

Bester Herr Professor!

Ihren Brief vom 28. Septbr. erhielt ich erst gestern den 9. October und viele, viele Freude mit demselben. Daß Sie mich vergessen hätten — Nein, das habe ich nie

*) Gellerts Werke, Th. IX. S. 195. — **) ebendaselbst.

gedacht, und schwerlich, glaube ich, würde ich mich darüber getröstet haben, wenn es geschehen wäre. Nein, das thun Sie schon nicht. Sie kennen die aufrichtige — warum habe ich doch keine Worte, die den Charakter meiner Liebe für Sie beschreiben können! Sie kennen mein Herz; Sie wissen, wie glücklich Ihre Freundschaft mich macht; und gewiß, Sie haben Recht; man ist einigermaßen böse, wenn man nicht so viele Herzen glücklich macht, als man glücklich machen kann. Also habe ich nie an Ihrer fortdauernden Gewogenheit für mich gezweifelt; auch habe ich nie gedacht, daß Sie mir Antworten schuldig sind. Doch will ich nicht läugnen, daß nicht vielleicht Ihr Stillschweigen die Ursache des meinigen gewesen seyn kann. Wüßte ich Ihnen nur immer etwas zu sagen, das interessant oder unterhaltend genug für Sie wäre, ich würde, denke ich, nicht so lange geschwiegen haben.

Unser Creuziger hat mich letzthin, als er hier war, von Ihnen gegrüßt, mit einem Tone gleichwohl, bey dem ich dachte, daß Sie es ihm wohl nicht möchten aufgetragen haben, und das machte, daß ich mich nicht recht darüber freuen konnte. Ueber Ihren Brief freute ich mich viel mehr; denn das sah ich ihm gewiß an, daß Sie ihn geschrieben hatten. Wer könnte, wie Sie, eine so liebreiche aufmunternde Sprache mit mir reden; auch bey Ihrem Stillschweigen will ich nie unruhig seyn, so lange ich noch von meinen Freunden erfahre, daß Sie leben und nicht krank sind. Auch über mein künftiges Schicksal will ich nicht unruhig seyn. Haben Sie etwas von meinem Gegenwärtigen erfahren? Durch Herrn Creuzigern könnte es seyn. Ich dachte es wenigstens bey einer Stelle Ihres Briefes, die mir darauf zu zielen schien, und ich weinte einige Thränen

des Dankes für die Zärtlichkeit, womit Sie es berühren. Ich setze voraus, daß Sie unterrichtet sind, sonst wollte ich Ihnen meine Begebenheit erzählen. Niemanden, als Ihnen und meiner Freundin in Cotbus erzähle ich so gern, was mir begegnet. Nichts von allem hat mich eine Ueberwindung gekostet, als nur dieses, daß ich gänzlich mit Seydeln habe brechen müssen, und daß ich nun vielleicht in meinem Leben nichts Zuverlässiges mehr von ihm erfahren werde. Wie ich die Sache anfänglich betrachtete, dachte ich: Gut! so werden wir dennoch zeitlebens Freunde seyn! — und die Idee, den Freund meiner ersten Jahre bis ans Ende meines Lebens zu behalten, mit ihm in diesem engen, vielleicht neuen, nicht gewöhnlichen und doch völlig rechtmäßigen Verhältnisse zu stehen, und die Theilnahme seiner Freuden und seiner Schmerzen; seine Rathgeberin, wo ich könnte, seine Trösterin — mit Einem Worte, seine Freundin zu bleiben und seine eigne Neigung zu mir über alles, was eigennützige Leidenschaft ist, zu erheben. Diese Idee faßte soviel Anziehendes, Zufriedenstellendes und Herzerfüllendes in sich, daß ich kaum zu entschriden wußte, ob ich nicht vielmehr bey dieser Veränderung gewönne, als verlöre. Meine Freunde aber hießen mich einen andern Weg gehen, der wohl der rechte seyn mag; ich räume es selber ein. Indessen ist es nunmehr sicher, daß ich verloren habe.

Die Hälfte meines Lebens mag ich wohl zurückgelegt haben. Im Ganzen ist es ruhig und glücklich gewesen. Warum sollte ich wegen der andern Hälfte in Furcht seyn? Viel Freuden habe ich genossen; zum Theil können sie nicht wieder kommen, aber andre können ihre Stelle besetzen. Wenn wir aufmerksam sind, finden wir täglich etwas Gutes, dessen wir uns freuen können.

Ich will bey jeder kleinen Gabe
Die mir der Himmel schenkt, mich freun,
Und will den Weg, den ich zu laufen habe,
Mit Blumen mir bestreun.

Wir gleichen in unserm Leben dem Besitzer eines Gartens. Jtzt sind Hyacinthen und Tulpen seine Freude, ein vergängliches Geschlecht! Bald werden volle Rosen seine Gänge bepurpurpern. Nicht lange darf er ihre Hinfälligkeit bedauern, so wird eine bunte Nelkenflor ihren Verlust ersetzen; und überlebt er den traurigen Winter, kann er wohl noch einmal Hyacinthen sehen. Aber freylich muß er nicht eigensinnig nur Eine Art der Blumen lieben und die andern, an denen er seine Freude haben will, sorgfältig sammeln und pflegen.

Sie wissen es schon sonst, theuerster Herr Professor, wie ich über die Dinge dieses Lebens denke und das ist gewiß meine wahre und eigenthümliche Denkungsart. Ich habe mich über einen Unfall zufrieden geben müssen, der schwerer war, als dieß. Wäre nur der arme Seydel auch ruhig und glücklich, wie ich! Wenn er tugendhaft ist, muß er es seyn. Auf drey Theile Ruhe und mehr kann doch jeder Mensch sicher in seinem Leben rechnen und in einem so kurzen flüchtigen Leben, in welchem uns unstreitig gewiß alle verdrüßliche Begebenheiten weit schwächer als die Erfreulichen rühren, ist dieses, denke ich, schon sehr viel. Die Kindheit ist eine Zeit des Leichtsinns, der Sorglosigkeit und des Spiels; und der Schlaf durchs ganze Leben eine Zeit der Vergessenheit, der Freyheit, Unabhängigkeit und Ruhe. Jtzt bald werde ich zu Bette gehen, zur Freystatt jedes traurigen Gedankens, jeder unruhigen Furcht oder Verlangens. Wenn ich nun auf die nächsten sieben Stunden alles besäße, was Könige besitzen, oder besser,

was sich mein Herz, wenn es wünschen wollte, nur wünschen könnte, so würde mirs doch von keinem Nutzen seyn, so wie wenn alles, was ich in der Welt zu befürchten haben kann, geschehen sollte oder bereits geschehen wäre, solches ebenfalls mir auf die nächsten sieben Stunden nicht schaden, ja mir nicht einmal bekannt werden könnte. Und das ist oft, wenn ich mich schlafen gelegt habe, einer meiner angenehmsten Gedanken gewesen, daß auch der unglücklichste Mensch, den ich (vielleicht ohne mein Verdienst) den Tag über an Ruhe und Zufriedenheit so weit übertroffen habe, daß er doch nun in dieser Stunde, eben so glücklich seyn wird, als ich. Aber freylich ist der Schlaf ein Sohn der Gesundheit und der innerlichen Ruhe, und Ruhe und Gesundheit sind nur selten die Gefährden des Elends und der Noth. Ruhe und ein erquickender gesunder Schlaf müssen diese Nacht, und alle Nächte Ihres Lebens Ihr Theil seyn.

Den 12. Oct. 1769.

Ist denn dieser Brief noch nicht lang genug, daß ich noch Einmal die Feder ergreife, daran zu schreiben? — Mein liebster, bester Herr Professor, wenn ich diesen Winter und künftig mehr und öfterer an Sie schreibe, als seit einiger Zeit geschehen, so müssen Sie nicht böse werden. Es ist gewiß, unsere Freunde haben es immer auf eine oder die andere Art mit zu empfinden, wenn uns etwas Verdrüßliches begegnet. Ich habe meinen Seybel aufgeben müssen. Die süße Beschäftigung an ihn zu schreiben, für ihn zu denken, habe ich zugleich mit verloren. Wenn nun meine Freunde mir nicht erlaubten, durch sie diese Reihe angenehmer Unterhaltungen zu ersetzen, so möchte ich wohl unausgefüllte, leere Augenblicke haben, und es giebt auf Erden nichts Traurigers als Langeweile. Ich

nenne Langeweile einen Mangel an Geschäften, der sich aber selten findet, wenn man nur selbst thätig, lebhaft und geschäftig ist, und noch mehr das Unglück einer trägen Gemüthsart, ist beschwerliche Langeweile. Von meiner Gemüthsart, wenn ich so bleibe, habe ich in diesem Stücke nichts zu befürchten. Auch fehlt mirs nie an hundert kleinen Geschäften, die ich immer abwechsle, daß ich keines müde werden kann. Täglich lese ich etwas beym Arbeiten für meinen Verstand oder zum Vergnügen. Auch fangen ich und Fritzchen wieder an Geographie und Historie zu studiren, und fast alle Abende schreibe ich etwas für eins oder das andere von meinen Freunden, oder ich übersetze aus dem Französischen oder Englischen. Itzt habe ich wohl meine Correspondenten nicht mehr so hübsch beysammen wie sonst. Creuziger ist der einzige von allen, mit dem sich nichts verändert hat. Trummer ist in die weite Welt, und man weiß kaum, wie es ihm geht und ob er noch an uns denkt. Meine Gülden in Cotbus muß itzt nothwendig mehr für ihren Mann und für ihr Kind, als für ihre auswärtigen Freunde leben. Vom Fräulein Schönfeld in Kendler erfahre ich wohl in der Welt nichts mehr. — Ja freylich! Die Blumen des Gartens verblühen, ein Geschlecht nach dem andern, und es können Wintermonate kommen, wo gar nichts blüht.

Eins bleibt mir gewiß, das Vergnügen, meine Freunde zu lieben. Diese Freude meines Herzens, Sie, meinen theuersten Freund zu ehren und zu lieben, bleibt gewiß zeitlebens

Ihrer

Dresden, den 12. Oct. 1769.

C. G. Lucius.

182.

Ihre Briefe, gute Mademoiselle, sind mir zwar alle lieb, aber der letzte vom 12. October ist mirs doch vorzüglich gewesen; nicht blos wegen der Beredsamkeit, die darinnen herrscht, sondern noch mehr wegen der großen Gelassenheit, mit der Sie mit mir von einem Schicksale sprechen, das Sie doch mit Recht beunruhigen könnte und das auch die meisten Ihres Geschlechts bey ähnlichen Umständen außer aller Fassung bringen würde. Eben diesen getrosten Muth lobe und bewundre ich an Ihnen. Danken Sie Gott für diesen Sinn der Religion, der Sie beruhiget. Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, sagt Sirach, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Nun so wird es auch wahr seyn, daß ein tugendhafter und liebenswerther Mann eine edle Gabe ist, und derjenigen auch gegeben wird, die Gott fürchtet — wenn es ihr gut ist und es der göttlichen Weisheit also gefällt. Ich bin freylich nicht recht mit Seydeln zufrieden; aber nun, ich kann ihn auch nicht richten. Der liebe Tachselt, der viel gelitten hat, eilet nach Dresden, sich daselbst unter seinen Freunden zu erholen. Ich begleite ihn mit meinen guten Wünschen und segne mit denselben auch Sie und Ihr ganzes Haus.

Leipzig, den 16. Nov. 1769.

Gellert.

183.

Liebste Mademoiselle!

Sie melden mir in Ihrem letzten Briefe, daß Sie fast täglich Etwas aus dem Englischen oder Französischen übersetzten. Ich dächte also, Sie schickten mir einige dieser Uebersetzungen, ob ich sie vielleicht in meinen praktischen Stunden zum Vorlesen gebrauchen könnte. Oder haben Sie selbst einige kleine Aufsätze gewagt, so schicken Sie mir auch diese. Sie verbinden sich dadurch Ihren Freund und Diener

Leipzig, den 4. Dec. 1769.

In Eile. *)

Gellert.

*) Letzter Brief Gellerts, der neun Tage darauf, am 13. December, starb.

Daß
die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe:

eine

Vorlesung

vor

Sr. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit

im Zimmer zu Leipzig auf gnädigsten Befehl gehalten

von

Christian Fürchtegott Gellert.

(Zum erstenmal gedruckt.)

Der Satz, Gnädigster Churfürst, mit dem ich Sie itzt unterhalten soll und der Ihrem Herzen eben soviel Ehre macht, als Ihrem Verstande, ist dieser: daß der wahre Werth, das wahre Verdienst des Menschen allein in der Beobachtung seiner Pflichten bestehe. Diese Wahrheit lehret uns nicht nur die Vernunft durch ihre Aussprüche, sondern auch das Herz durch seine Empfindungen. Wir besitzen nehmlich in unserm Herzen ein eingebohrnes Vermögen, Kraft dessen wir empfinden können, ob etwas edel oder unedel, rühmlich oder schändlich sey. Von dieser in unser Herz eingedrückten sittlichen Empfindung dessen, worinne die wahre Würde und Hoheit eines Menschen bestehe, und daß sie allein in der Erfüllung seiner Pflichten bestehe, will ich ausführlicher reden. Wir wollen also den Menschen in seinen verschiednen Verhältnissen, in seinen verschiednen Neigungen, Gesinnungen und freyen Handlungen gegen sich selbst, gegen andre Menschen, und gegen Gott betrachten. Wir wollen unser Innerstes ausfragen, was wir eigentlich an dem Menschen billigen oder mißbilligen, lieben oder hassen, hochschätzen oder verabscheuen, für recht oder strafbar erklären, und warum wir dieses thun.

Damon sorgt für nichts, als wie er seine Wünsche und Leidenschaften befriedigen will. Er liebt eigentlich nichts, als was ihm einen Kitzel der Sinne verschafft, und seine Arbeit besteht darinne, die angenehmsten Speisen und Getränke, so oft und so lange er kann, zu sich zu nehmen und neue Reizungen des Geschmacks zu erfinden. Die körperliche Wollust ist seine tägliche Gefährtin. Er schläft, um wieder den Genuß der Freuden des Geschmacks und der Sinne zu erneuern, und er erneuert ihn, um wieder schlafen zu können. Billiget unser Herz diese Handlungen und Neigungen? Sehen wir mit einem geheimen Beyfalle auf diesen Menschen? Möchten wir wohl an seiner Stelle seyn? Wird uns das Nachdenken über diese Handlungen eine gewisse Selbstzufriedenheit gewähren?

Eben der Damon treibt seine Sinnlichkeit so weit, daß er seine Gesundheit schwächt und sich unleidliche Schmerzen verursacht. Wird er uns nicht noch verächtlicher? Er treibt seine sinnlichen Freuden so hoch, daß er die Kräfte seines Geistes schwächet und erstickt. Seine Familie, seine Freunde brauchen seiner Hülfe und seines Rathes. Aber er kann nicht denken, er ist zu träge zum Nachsinnen, er scheut die geringste Mühe und bezeugt keine Neigung für das Glück der Seinigen. Er will Geschmack, Trägheit und Weichlichkeit seyn; er will blos für sich da seyn. Nimmt unsre Abneigung gegen diesen Menschen nicht zu? Mögen wir wohl an seiner Stelle seyn?

Dieser Damon, der seine Begierden nicht mehr ohne gewaltsame Mittel befriedigen kann, bricht seinen Freunden das Wort, hintergeht sie durch List um gewisse Güter, leugnet ein anvertrautes Gut, beleidiget seine Wohlthäter und verräth sein Vaterland. Können wir diesen Mann ohne

Abscheu denken? Und was verachten und hassen wir denn an ihm? Dieses, daß er ohne Regel und Ordnung, ohne Pflicht, daß er nur für sich selbst lebt, daß er seine sinnlichen Begierden nicht einschränken will, daß er, um nach seinem Wunsche zu leben, andre hülflos lassen oder selbst unglücklich machen will.

Aber was verursacht es, daß wir die Handlungen dieses Damons verachten oder verabscheuen, je nachdem wir ihn auf den verschiednen Stufen seiner Lebensart als bloße Zuschauer betrachten? Ist seine Lebensart nur unsrer Selbstliebe und unserm eignen Vortheile zuwider? Aber er soll in einem andern Welttheile leben oder lange vor uns gestorben seyn. — Ist blos das Urtheil unsers Verstandes die Ursache, daß wir die Aufführung dieses Mannes mißbilligen? Aber die Urtheile des Verstandes geben für sich allein einer Sache den innerlichen Werth oder Unwerth nicht. Der Verstand ist nur das Licht, das diesen Werth oder sein Gegentheil an den freyen Handlungen, Absichten und Gesinnungen des Menschen entdecket. Wir fühlen, wenn wir uns diesen Damon vorstellen, ohne daß wir erst lange unsern Verstand ausfragen dürften, eine gewisse innerliche Abneigung gegen seine Handlungen und Neigungen, die nicht auf unsern Willen ankömmt, und die uns nöthiget, diesen Charakter zu mißbilligen, so wie wir uns genöthiget finden, ein Gesicht, welchem die edelsten Theile, welchem Auge und Mund fehlen, mit Widerwillen zu betrachten.

Lassen Sie uns noch einen Schritt weiter gehen. Es wird uns von eben dem Damon erzählet, daß er keine Ehrfurcht, keine Liebe und Dankbarkeit, keine gehorsame Unterwerfung gegen das höchste und vollkommenste Wesen,

gegen Gott habe, sondern vielmehr die entgegengesetzten Empfindungen in sich ernähre und sie durch seine Handlungen ungescheut zu erkennen gebe. Wird uns dieser Charakter nicht noch schrecklicher? Können wir es mit Gelassenheit denken, wenn wir ihn selbst annehmen sollten? Und was ist es denn, warum wir diese Gemüthsverfassung verabscheuen? Ist es der gekränkte eigne Vortheil in Gott? Aber Gott gewinnt und verliert nichts durch alle unsre Hochachtung und Abneigung. Er ist und bleibt Gott.

Lassen Sie uns nunmehr den entgegengesetzten Menschen uns vorstellen. Semnon genießt die sinnlichen Freuden mit einer gewissen Einschränkung, damit er gesund bleibe. Wir billigen ihn mehr, als den Damon, aber wir haben noch keinen Wohlgefallen an ihm. Vorher verschloß er sich einsam bey dem Genusse seiner Mahlzeiten und seines Weines. Itzt öffnet er seinen Tisch den Freunden, und er wird dem Auge des Geistes schon erträglicher. Er wendet seine Reichthümer zu Schmuck und Bequemlichkeiten an, weil sich seine Freunde daran vergnügen und ihm dafür danken; — Semnon gefällt schon mehr.

Semnon vergnügt sich an Künsten und Wissenschaften und füllt durch dieses Vergnügen einen Theil seiner leeren Stunden aus. Wir sehen ihn in Gedanken lieber bey den Werken der Natur, der Malerey, Baukunst und Musik beschäftiget, als bey den kostbarsten Mahlzeiten, bey denen er nur den Geschmack seiner Zunge befriedigte.

Er verbessert seinen Geschmack und seine Einsicht so sehr, daß er andre dadurch vergnügen kann, und es ist seine Absicht, sie zu vergnügen. — Wir fühlen schon mehr Wohlgefallen an ihm.

Er kömmt so weit, daß er mit seinem Verstande auf

nützliche Bemühungen für das gemeine Beste fällt. Unsre Hochachtung für ihn wächst. Er hat sich durch Uebung eine gute und geschwinde Beurtheilungskraft, ein fertiges Gedächtniß, einen lebhaften Witz erworben; Fähigkeiten, die ihn vollkommner machen, indem sie ihn gemeinnütziger für die Welt machen. Er schränkt seine sinnlichen Vergnügungen noch mehr ein und ist unermüdet in Beschäftigungen, die seiner Nation nützen, ob sie sich gleich nicht auf unsern eignen Nutzen erstrecken. Fühlen wir nicht etwas anders gegen ihn, als gegen einen Damon, der weder Verstand, noch Geschmack und Arbeitsamkeit besitzet?

Semnon sieht Menschen, die elend sind. Es ist ihm zuwider, daß sie es sind. Er wünschet, sie wären es nicht. Er ist besser, als Damon; wir fühlen es. — Er freut sich, daß es seinem Hause und seinen Freunden wohl geht. Er ist nach unsrer Empfindung besser, als der gleichgültige Damon. — Er sorgt für das Glück der Seinigen, weil es ihm eine natürliche Liebe befiehlt; wir billigen es. — Er sorgt aber blos für das Glück der Seinigen. Er hat Kräfte und Gelegenheiten, auch andern zu dienen und er thut es nicht; wir mißbilligen es. — Er fängt an, auch andern zu dienen; wir achten ihn schon mehr.

Er hat einem Bekannten das Leben gerettet; wir bewundern die That. Aber sie hat ihm wenig Mühe, wenig Gefahr gekostet, wir bewundern sie weniger. Er hat es gethan, weil er gewußt hat, daß ihn der Andre reichlich belohnen würde, oder weil er sich dadurch einen Namen erwerben wollen; unsre Hochschätzung fällt. Das Eigennützige verringert den Werth seiner Handlung.

Er hat das Glück einer Person durch viele Mühe befördert, ohne Absicht auf seinen eignen Vortheil; wir beeh-

ren eine solche That mit Beyfalle. Sie setzet eine uneigennützige Neigung, eine gütige Gesinnung voraus. — Er hat mit noch größrer Mühe das Glück vieler Familien, oder als Fürst, das Glück einer ganzen Nation, mit Aufopferung seiner Kräfte, ja seines Lebens zu befördern gesucht, weil er es für eine göttliche Pflicht gehalten, sich um die Wohlfarth der Menschen verdient zu machen, und weil es sein Wunsch und seine Absicht war, diesen göttlichen Willen zu erfüllen. — Hier fühlen wir den höchsten Grad des Wohlgefallens an einem Semnon, in so weit wir ihn im Verhältnisse gegen die Menschen betrachten.

Warum können wir also dieser seiner Handlung unsern Beyfall nicht versagen? Weil sie uneigennützige Gesinnungen, Neigungen des Wohlwollens und einer Güte voraussetzet, die edel in ihrer Absicht ist und groß nach ihrem Umfange, in so weit sie sich auf viele erstrecket. Wir wollen unter diese Vielen itzt nicht gehören. Also ist die That, in so weit wir Zuschauer derselben sind, nicht unsers Eigennutzes wegen schön, sondern ihrer innerlichen Güte wegen, nicht des Vortheils wegen, den Semnon dabey genossen, weil sie seinen eignen Vortheil nicht zum Grunde gehabt, sondern ihm vielmehr widerstanden hat. Wie könnte sie uns also gefallen, wenn sie an und für sich keine Würde hätte? Wie könnten wir sie billigen, alle billigen, wenn nicht eine Kraft, eine Empfindungskraft in unsern Herzen verschlossen wäre, gewisse Neigungen und Handlungen als löblich oder schändlich, als gut oder böse zu empfinden, ohne daß es bey dieser Empfindung blos auf unsern Willen oder unsre Urtheile ankäme? — Lassen Sie uns zu dem Charakter des Semnon noch einen

Hauptzug sehen. Er ist von der Macht, Weisheit, Güte und Heiligkeit eines höchsten Wesens, als dem Ursprunge der ganzen Natur und der Quelle alles Schönen und Guten, vollkommen überzeugt. Er fühlt gegen diesen allmächtigen Vater die Empfindungen der höchsten Liebe und Dankbarkeit, des Vertrauens und der Unterwerfung in allen seinen Willen. Er strebt nach dem Beyfalle dieser höchsten Güte und Weisheit, verläßt sich im Glücke und Unglücke auf ihre erhaltende und schützende Macht, und tröstet sich im Tode mit der glücklichen Fortdauer seiner Seele und einer unaufhörlichen Liebe Gottes; — billigen wir diese Gemüthsverfassung nicht? Scheint uns Semnons moralischer Zustand nicht ehrwürdig? Halten wir ihn nicht für so gut, so edel in unsrer Empfindung, als ein Mensch seyn kann, und möchten wir nicht an seiner Stelle seyn? Aber wer nöthiget uns dazu, diesen Mann, seine Gesinnungen, seine Handlungen hochzuschätzen? Ein innerliches Gefühl, mit dem wir die Güte seines Charakters empfinden.

Der Begriff also dessen, was den wahren Werth des Menschen ausmacht, stützt sich, nebst den Aussprüchen und Gründen der Vernunft, zugleich auf eine moralische Empfindung oder einen Trieb des Herzens und Gewissens, der uns lehret, ob gewisse Neigungen und freywillige Handlungen eine innerliche Verbindlichkeit und Vortrefflichkeit haben, oder nicht. Man frage sich aufrichtig, ob man den Unterschied des Edlen und Unedlen, des Guten und Bösen nicht in sein Herz gedrückt und sich genöthiget fühlet, ohne lange Beweise des Verstandes diese oder jene That, diese Absicht, diese Begierde als gut und trefflich oder als schändlich zu empfinden. Wenn wir aber unpartheiisch auf das aufmerken, was uns eine natürliche Empfin-

dung unsrer Natur für edel und anständig, für recht und gut zu halten nöthiget, und den höchsten Begriffen des Guten nachdenken, so werden wir dadurch zu dem Bewußtseyn der angebohrnen natürlichen Gesetze gelangen: Und welche sind es denn? „Thue das, was mit der Vollkommenheit „Gottes, mit der Wohlfarth deiner eignen Natur und andrer „Menschen, mit der Liebe und Ehrfurcht Gottes, mit der „Liebe der Menschen übereinstimmt, weil du dich dazu ver„bunden fühlst, und unterwirf alle deine Neigungen, Ab„sichten und Handlungen dem Gewissen und Gehorsame „Gottes. Unterlaß das Gegentheil, weil es wider deine „Verbindlichkeit streitet. Unterlaß alles, was diesen Ge„horsam mittelbar oder unmittelbar hindern kann. Thue „alles, was ihn erleichtern, verstärken und befestigen kann."

So sehr wir von dem Daseyn und den Vollkommenheiten des höchsten Wesens überzeugt sind, eben so gewiß wissen wir auch, daß die moralische Beschaffenheit unsrer Natur sein Werk ist. Was können wir also anders daraus schließen, als daß es sein Wille sey, daß wir uns in diejenige Verfassung des Gemüths setzen und diejenige Art zu wollen und zu handeln erwählen sollen, welche den offenbaren Absichten und der Bestimmung unsrer Natur, als seines göttlichen Werkes, am gemäßesten ist, und daß also hierinnen unsre Pflicht und in dieser Pflicht die besondre und allgemeine Würde und Glückseligkeit und Vollkommenheit bestehen muß.

Wenn also die Bestimmung des Menschen und seine wahre Würde in liebreichen Neigungen und Handlungen gegen die Menschen, und in der höchsten Ehrfurcht und Liebe gegen Gott besteht; wenn sie darinne besteht, daß wir die natürliche Liebe zu uns selbst

mit ihren Wünschen und Begierden so regieren und mäßigen, daß sie uns an der Verehrung Gottes, an den Neigungen und Handlungen für das allgemeine Beste und für unsre eigne höchste Wohlfarth nicht hindern können, so ist es gewiß, daß dieses die Tugend ist, daß wir eine natürliche Verbindlichkeit in unserm Herzen dazu fühlen, sie durch die Vernunft erkennen, und also eine Pflicht haben, tugendhaft, das ist, so gut, so liebenswürdig, so vollkommen und glücklich zu werden, als es der Mensch nach der göttlichen Anlage seyn kann. Ja, die Tugend ist keine eigenwillige Erfindung der Vernunft:

Sie ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren,
Sie ist des Himmels Ruf, den nur die Herzen hören.
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und ist der Seele Rath.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen;
Er wird der Tugend nie, noch ihm das Gute fehlen.

Wollen Sie sich kürzer überzeugen, Gnädigster Churfürst, was wahres Verdienst, was Tugend sey, so stellen Sie sich einen Menschen vor, der leer von aller Ehrfurcht und Liebe gegen Gott, von allen guten Neigungen gegen andre Menschen ist, der nichts thut, als aus Eigennutz oder Ehrsucht, aus sinnlichen oder thierischen oder eitelen Antrieben, der sich keiner vernünftigen Einschränkung seiner Begierden, keiner göttlichen höhern Bestimmung bey seinen Fähigkeiten und dem Gebrauche seiner Kräfte unterwerfen will: können Sie ihn für gut halten? Widersteht Ihnen nicht Ihr eignes edles Gefühl? Geben Sie diesem Manne die größten Gaben des Verstandes, die feinsten Einsichten in alle menschlichen Künste und Wissenschaften, das glücklichste Gedächtniß, die lebhafteste Einbildungskraft, die größten Reichthümer, den schönsten Körper, die festeste Gesund-

heit und Stärke, Muth in Gefahren, Tapferkeit und Entschließung; aber denken Sie ihn dabey, wie er alle diese Eigenschaften und Gaben nur für sich anwendet, keinem Menschen, auch nicht mit der geringsten Mühe, dient, Niemanden, auch seine Freunde nicht, glücklich macht, unempfindlich gegen die Majestät Gottes ist, ihr sein Daseyn nicht zu verdanken haben, gegen sie nicht demüthig seyn will, der die Aufwallungen des Neides, der Habsucht, der Rache, der Wollust nicht unterdrücken, sondern ihnen gehorchen will: ist es uns möglich, diesen Menschen für gut zu halten? Denken wir ihn endlich, daß er alle diese Vorzüge der Natur anwendet, andre um ihr Glück, ihre Gesundheit, ihre Ehre und ihr Leben zu bringen, so oft es sein eigner Vortheil befiehlt: denken wir nicht ein Ungeheuer? Das wahre Verdienst muß also nicht in den Eigenschaften des Verstandes oder in körperlichen Vollkommenheiten bestehen, sondern in den Neigungen des Willens, in liebreichen und gütigen Neigungen gegen andre, in einer freyen und demüthigen Unterwerfung gegen das höchste Wesen, in einer willigen Anwendung unsers Verstandes auf das, was uns von unserm Gewissen als gut empfohlen wird, in der Beherrschung aller unsrer Begierden nach der von uns erkannten göttlichen Regel. Hierinnen muß das Verdienst und die Tugend bestehen: weil alles dieses die höchste Vollkommenheit in sich schließt, zu der ein Vernünftiger nach seiner eignen Empfindung zu gelangen wünschen kann.

Wenn man das Herz mit seinen ursprünglichen Neigungen und moralischen Trieben verfolget, so ergießen sie sich alle, gleich als Flüsse, die verschiedne Wege nehmen, in ein gemeinschaftliches Meer, in die Glückseligkeit Aller, davon die meinige stets ein Theil bleibt. Nach dieser Theorie

kömmt der Mensch der göttlichen Vollkommenheit, als dem Urbilde, am nächsten; denn der Hauptcharakter seines Willens wird eine gemeinnützige Güte, und ich kann nicht glücklich seyn, wenn ich diese Gemüthsverfassung nicht habe, nicht zu erlangen, nicht zu verbessern suche, nicht überall behaupte, weil Gott in meiner Natur die Anlage dazu gemacht und mir diese Neigung eingepräget hat, die ich zwar unterdrücken und ihr widerstehn, aber sie doch nicht aufheben kann.

Eine richtige Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften muß nothwendig die Ehrfurcht und Liebe gegen Gott befördern und durch beides den Gehorsam gegen seine weisen Absichten; und weil eben dieser Gott, wie ich offenbar erkenne, andre so sehr liebt, als mich, so muß ich ihnen auch wohlwollen, weil sie seine Geschöpfe und meine Brüder sind, und weil ich über Liebe und Gehorsam gegen Gott und über Güte gegen die Menschen nichts Edleres empfinden und also auf keine andre Weise höchst glücklich seyn kann.

Gott schuf den Menschen nur, des Menschen Freund zu seyn,
Und prägte dies Gesetz selbst jedem Herzen ein.
Wir fühlens; muß man es durch Fragen erst verwirren,
Und durch das Labyrinth von Lehrgebäuden irren?

Genug, die Tugend, als die wahre Würde, ist und bleibt allezeit ein Werk des aufgeklärten Verstandes, allezeit ein Werk des freyen Willens, das die Vernunft erkennt und billiget, und das Gewissen anpreiset. Sie erfordert allezeit gute Neigungen und Absichten, die ihre Verbindlichkeit in dem Willen des Schöpfers haben müssen, den er uns in den Kräften der Seele, in den Bestimmungen der Sinne und in der Betrachtung der Beschaffenheit

der menschlichen Natur offenbaret haben muß. Sie wird stets Achtsamkeit und Ueberwindung erfordern; denn wenn sie uns so leicht und natürlich wäre, als der Schlaf oder der Hunger, so würde sie kein Werk der Freyheit und des Geistes seyn. Sie wird stets darinne bestehen, daß wir nichts vornehmen dürfen, wovon wir fühlen oder schließen, daß es wider den Plan der Natur, das ist, wider die Absichten Gottes streitet; und also wird sie auch darinne bestehn, daß wir diese göttlichen Absichten sorgfältig erforschen, als heilige Kenntnisse, die zu unsrer Wohlfarth unentbehrlich sind, in unserm Verstande bewahren und die Ueberzeugung davon beständig erneuern müssen, weil sie sonst erlöscht; und daß wir ferner diese Kenntniß auf unsern Willen wirken lassen und Hindernisse vermeiden müssen, die sie unfruchtbar machen. Sie wird stets darinne bestehen, alle unsre Neigungen, Fähigkeiten und Kräfte so anzuwenden, wie es das vernünftige Verlangen, nach der göttlichen Anordnung glücklich zu seyn, befiehlt. Und welcher Mensch, der einen Gott glaubt und ihn zu erkennen aufrichtig bemüht ist, und also auch nicht nur seine Güte, sondern auch seine Heiligkeit erkennet, welcher Mensch getrauet sich wohl ohne Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn und also auch ohne Menschenliebe gut und glücklich zu werden? Welcher Mensch getraut sich, wenn er die Qual der Leidenschaften in sich fühlet, auf eine andre Art ruhig und glücklich zu werden, als wenn er sie einschränkt, das heißt, die Aussprüche der Vernunft und des Gewissens mehr gelten läßt, als den flüchtigen Kitzel der Sinne, der Einbildungskraft und zügellosen Begierden? Sobald wir einen Gott, der Liebe und Heiligkeit ist, annehmen, so ist kein Fall, kein einziger Fall, keine Regung des Herzens, keine angenehme

Empfindung der Seele oder der Sinne, kein irdischer Vortheil zu erdenken, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn, das heißt, wider den erkannten Willen Gottes, der allein das höchste Gut, dessen Beyfall allein das wahre Glück, dessen Mißfallen an uns nothwendiger Weise das größte Elend ist, zu handeln, und also ein Rebell in der Schöpfung Gottes zu seyn, um dadurch glücklich zu werden.

Gnädigster und Theuerster Churfürst, prägen Sie sich diesen Grundsatz der Sittenlehre tief in Ihr Herz. Alles beweiset ihn; der Gedanke Gottes und das Gefühl des Gewissens. Lassen Sie diese Wahrheit Ihren Liebling, Ihre höchste Vernunft seyn: es ist kein Fall zu erdenken, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn, kein Fall ohne Ausnahme, so gewiß eine belohnende und rächende Vorsehung und so gewiß unsre Seele unsterblich ist. Ja, es ist noch eine ewige Welt, und darum ist kein Fall in der gegenwärtigen, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn; man sey Fürst oder Unterthan. — Das Liebenswürdigste also, das Göttlichste des Menschen, was ist es? Pflicht, Gehorsam und Tugend! Wozu ist uns das Leben gegeben? Zur beständigen Ausübung unsrer Pflichten.

O junger Fürst, bewahre diese Lehren,
Jzt ist Dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey Niemand eifriger, als Du!
Durch sie steigst Du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht Dir erst des Lebens Anmuth schön;
Sie wird im widrigen Geschicke
Dich über Dein Geschick erhöhn;
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn Alle traurig von Dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu Deiner Seite stehn,

Und in die Welt der Herrlichkeiten
Den Geist, der sie geliebt, begleiten.
Sie wird Dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf Dein Glück und Deinen Umgang freun. —
O Fürst, ist dieses Glück zu klein,
Um strenge gegen sich, um tugendhaft zu seyn?

Gedicht von Christian Fürchtegott Gellert,

aus seiner eignen Handschrift zum erstenmal gedruckt *).

An

Se. Churfürstliche Durchlauchtigkeit zu Sachsen,

als Sie mich mit Dero Bildnisse begnadiget hatten.

Was kann, o Fürst, mein Dank, der, was ich fühl' und denke,
Durch Worte Dir zu schwach erklärt;
Was kann er anders thun, als daß er Dein Geschenke
Mit schweigender Verwundrung ehrt?

Und meines Friedrichs Bild, des Fürsten, dem ich diene,
Mit welcher Freud' erblickt' ich's nicht!
Das ist sie, rief ich aus, die heitre, sanfte Miene,
Aus der die beste Seele spricht!

Leutselig, weise, fromm! Das ist er, dessen Namen
Das Vaterland mit Freuden nennt!
Frühzeitig eifert er, dem Vater nachzuahmen,
In dessen Bild er sich erkennt.

Dein Unterthan, o Fürst, sieht schon die Zukunft offen,
In der Dein Arm den Zepter führt.
Du, Deiner Völker Wunsch, erfülle, was sie hoffen,
Und herrsche mild, wie Gott regiert.

Sey der Provinzen Glück, die Deinen Wink verehren!
Ich weiß, mein Prinz, Du wirst es seyn;
Und der Allmächtige wird mein Gebet erhören,
Und Dich mit seiner Gnad' erfreun.

Leipzig, den 28. Oct. 1767.

Christian Fürchtegott Gellert.

*) S. oben die Note zum 161. Briefe.

Gellerts Unterredung mit Friedrich II. *)

I. Rabener an Gellert.

Dresden, den 25. Jan. 1761.

Liebster Gellert!

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und sich in das dunkelste Gebüsche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. — „Aber," werden Sie mit Ihrer hohlen und krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es — freylich, der König hat mit mir gesprochen." — O, mein hochgelahrter Herr Professor, freylich viel Ehre für Sie und für den Witz! Aber das giebt Ih-

*) Die hier folgenden drei Briefe scheinen, ob sie gleich wahrscheinlich bereits gedruckt sind (der erste gewiß), dennoch eines abermaligen Abdrucks würdig, da sie zu Gellerts und Friedrichs Charakteristik sehr interessant und in Gellerts Werken nicht aufgenommen sind.

rem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem König bey seiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigstens noch zwey Jahre fortgeführet werden könne, ohne die Brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästigen. — Ja, ja, mein Herr, und haben wir einmal Friede, so sollen Sie — Zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich sonst lange darum gefragt ha-

ben. Aber ich merke es schon; schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebte ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freude tausendmal umarmen. Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne alle ängstliche Sorgen. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer in Kopenhagen, so werden Sie mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darinnen; denn seit meinem erlittenen harten Unglück ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich itzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beyden Briefe auf. Vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe. Tausend Empfehlungen an unsern lieben Commissionsrath *) und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund Lindemann **) auf künftige Mittwoche Hochzeit hat. Ich bin, wie man in Leipzig spricht, ganz zufrieden und ganz voll Freude über die Verbindung zweyer Personen, die Gott, wie es schei-

*) Wagner.

**) Damals Cammerrath, nachher Vicepräsident.

net, nur dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beyderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Führt sich Ihr Bruder besser auf als sonsten, so können Sie ihn von mir auch grüßen; aber daß es ja niemand merkt.

Rabener.

II. Gellert an Rabener.

Leipzig, den 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben, denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis dreyviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curiret und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? „Nein, Sire." — „„Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen."" — Endlich

fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „„Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?"" — „In der Schule der Natur." — „„Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?"" — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." — „„Nein, ich muß Ihn loben."" Und da sagte er zum Major, der dabey stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „„Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor."" — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und Andere, die mirs wiedergesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der englische Gesandte, der ein vortrefflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursache gewesen seyn, warum mich der König sehen wollen; denn der Gesandte hat mit Strauben in Breslau meine Fabeln größtentheils gelesen und ist sehr für sie eingenommen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener,

ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Cramern, der auch trefflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Cammerrath Lindemann würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklichen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht zeither zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige
Gellert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt. Morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. — „„Aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?““ — Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV. — „„Sachsen hat ja zween Auguste gehabt.““ — Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Literatur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schrei-

ben, da singen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten. — „„So gefallen Ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten?““ — Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede. — „„So? steht dies bey mir? Drey wider Einen!““ — Ich wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden! — „„Ja, ja!““

Gellert.

III. Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Januar 1761.

Der 18. December vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um drey Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

„Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen.“

Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet seyn.

Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie

sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Itzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine.

König: Ist Er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Haynichen bey Freyberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freyberg?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König: Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König: Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert: Die Welt glaubt's.

König: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

König: Da hat Er Recht.

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller

Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bey den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

König: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert: Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — —

König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert: Ihro Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König: So muß Er fahren.

Gellert: Dazu fehlet mir das Vermögen.

König: Ja das ist wahr, daran fehlts immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl itzt böse Zeiten?

Gellert: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —

König: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drey wider mich.

Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

König: Was meynt Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?

Gellert: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

König: Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

König: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

König: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?

Gellert: Ach ja, Ihro Majestät.

König: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ichs noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

König: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

Gellert: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, den Maler. *) „Ein kluger Maler in Athen — — — — — so strich er seinen Kriegsgott aus."

König: Und die Moral?

Gellert: „Wenn deine Schrift — — — — auszustreichen."

König: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabey gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

Gellert: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

König: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

---

*) Die letzte Fabel im ersten Theile.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched." Und den andern Tag bey der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.

Ein Brief von Gellert an Professor Gottsched.

Leipzig, den 20. Jun. 1742.

Es ist mir heute unmöglich, Ihnen in Person aufzuwarten, weil ich von meinem Hypochonder gemartert werde, und Arzney zu brauchen genöthigt bin. Ich habe indessen Ew. Magnificenz gehorchet, und das befohlene Gedicht aufgesetzet. Ich bin der erste, der es schlecht nennet; allein ich habe mir nicht zu helfen gewußt. Die Vorschrift war etwas unpoetisch, und ich habe schon so viele Male bey der Bahre klagen müssen, daß ich, ohne mich auszuschreiben, oft nicht weiß, was ich sagen soll. Vielleicht gefällt es dem leidtragenden Herrn Lieutenant, weil es nicht schön ist, und weil ich so künstlich an sein Studiren und an seine Feldzüge gedacht habe. Vielleicht liest er es auch wohl nicht ganz durch, wenn er so begierig ist, der sel. Frau Mutter ihren Willen, in Ansehung der Enkel, zu vollziehen. Sollte das Gedicht noch erträglich seyn, so werden mir Ew. Magnificenz erlauben, daß

ich nicht dem Herrn Lieutenant, sondern Ihnen selbst, zu Befehle gestanden habe. In diesem Falle ist es mir unmöglich, eine Belohnung anzunehmen. Ew. Magnificenz werden mir die kleine Mühe nicht besser vergelten können, als wenn Sie mir ferner Gelegenheit geben, Ihnen die Ehrfurcht zu zeigen, mit der ich unaufhörlich bin ꝛc.

Ein Brief von Gellert an Johann Andreas Cramer.

Leipzig, am 6. Dec. 1754.

Theuerster Cramer!

So wie ich vielleicht der erste Leser Deiner Predigten gewesen bin, so will ich auch — nicht der erste Richter, das kann ich nicht — nein, der erste und aufrichtigste Lobredner seyn. Ich bewundere Dich. Wo ich Dich sehe, in welcher Scene der Wissenschaft und der Beredsamkeit es auch sey, da sehe ich meinen ganzen Cramer, Dich ganz mit Deinem großen Genie, mit Deinem durchdringenden Verstande, mit Deiner fruchtbaren und freywillig gehorchenden Einbildungskraft, mit Deinem seligen Gedächtnisse. Vergieb mir meinen Lobspruch; er quillt aus dem Innersten meines Herzens. Vergieb mir ihn und glaube ihn; Du mußt ihn glauben; Du bist es werth, ihn nach dem Buchstaben glauben zu dürfen. Habe Dank, guter trefflicher Cramer, für Deine Reden. Sie haben mich schon eben so sehr erbaut, als vergnügt, und meine Zuhörer in der Beredsamkeit hören schon Stellen aus ihnen, ehe sie noch fertig sind; denn ich habe nicht mehr als zehn oder zwölf Bogen, da ich dieses schreibe,

gelesen, und diese Bogen habe ich mir von Breitkopfen selber geholet, selber erbettelt, selber geheftet, und itzt schicke ich Herrn B. demüthig an ihn, mir die übrigen, die aus der Presse seyn werden, zukommen zu lassen. O herrlicher Cramer, wie klein werde ich mir, wenn ich Dich lese, und wie groß auf der andern Seite, wenn ich Dich als meinen Freund, als meinen Bruder denke! Gott lasse es Dir und Deiner Charlotte und Deinen Kindern vorzüglich unaufhörlich wohlgehen, und Dein König müsse noch täglich Dich mit neuer Gnade belohnen. Er ist es unter allen Prinzen, der es am würdigsten thun kann, obgleich nicht der einzige, der es thun würde. Meinem Grafen Moritz will ich Deine Reden, sobald ich sie habe, schicken. O wie wird er mich lieben! wie werde ich mir ihn zu Danksagungen gegen mich, zu süßen Empfindungen gegen die Religion und gegen ihren Prediger verbinden!

So weit habe ich mit einer wahren Hitze geschrieben. Ich will aufhören, damit ich Dich nicht von Neuem lebe. Lebe wohl, liebster Freund, theurer Cramer, liebe mich unaufhörlich, bete für mich täglich. Ich bin ewig Dein Freund.

Gellert.

Bei dem Verleger dieses sind auch folgende Schriften erschienen, die ebenfalls durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind:

Alfieri (Vittorio), Denkwürdigkeiten seines Lebens. Von ihm selbst geschrieben. Nach dem italienischen Originale deutsch herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 2 Theile. 3 Thlr.

Auswahl aus Klopstock's nachgelassenem Briefwechsel und übrigen Papieren. (Herausgegeben vom Professor Clodius.) 2 Theile. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Baggesen (Jens), Parthenais oder die Alpenreise. Ein idyllisches Epos in zwölf Gesängen. 2 Theile. Neue Auflage. Mit 6 Kupfern. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Blätter, sybillinische, des Magus in Norden (Johann Georg Hamann's). Nebst mehrern Beilagen herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Mit Hamann's Bildniß. 8. 2 Thlr.

Bibliothek deutscher Dichter des 17ten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Wilh. Müller. Erstes Bändchen: auserlesene Gedichte von Martin Opitz. Zweites Bändchen: Gryphius. Drittes Bändchen: Flemming. 8. Jedes Bändchen 1 Thlr. 12 Gr.

Briefe aus Columbien an seine Freunde von einem hannoverschen Officier. (Geschrieben im Jahr 1820.) 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe Josephs des Zweiten. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer neuen Einleitung „Beitrag zur Würdigung Josephs des 2ten" bereicherte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Byron (Lord), Manfred; Trauerspiel. Deutsch von Adolph Wagner. Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Schauspiele. Uebersetzt vom Freiherrn C. F. G. D. von der Malsburg. Erster bis vierter Band. 12. Jeder Band 2 Thlr.

Casanova's Memoiren, aus. Nach dem französischen Original-Manuscript bearbeitet von W. v. Schütz. 8. Erster, zweiter und dritter Band. Jeder zu 2 Thlr. 12 Gr.

Depping (G. B.), Sammlung der besten alten spanischen historischen Ritter- und maurischen Romanzen. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen. 12. 2 Thlr. 12 Gr.

Dichter-Proben, Brittische. No. I. Nach Thomas Moore und Lord Byron. No. II. Nach Lord Byron und Georg Crabbe. Mit gegenüber gedrucktem Originaltext. (Vom Cabin. Rath Brenner.) 8. Preis jeder No. 1 Thlr. 12 Gr.

Dutens (L.), Memoiren eines Reisenden, der ausruht. Herausgegeben von J. F. von Meyer. 8. 2 Bde. 2 Thlr. 16 Gr.

Ebert, (Dr. F. A.), Geschichte und Beschreibung der königlichen Bibliothek in Dresden. gr. 8. 2 Thlr.

Falk (Johannes), auserlesene Werke (Alt und Neu). In 5 Theilen. (Erster Theil: Liebesbüchlein; zweiter Theil: Osterbüchlein; dritter Theil: Narrenbüchlein.) 8. 5 Thlr. 16 Gr.

Friedländer (Dr. Herrmann), Ansichten von Italien während einer Reise in den Jahren von 1815 und 1816. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Frohberg (Regina), das Opfer. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. In 2 Abtheilungen. Erste Abtheilung: die Wanderschaft. Zweite Abtheilung: der Ehestand. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr. (I. 1 Thlr. 8 Gr. II. 2 Thlr. 8 Gr.)

Gramm (J. J. von), die Heilquellen am Taunus. Ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen. Mit Erläuterungen, sieben Kupfern und einer Karte. 4. 5 Thlr.

Dasselbe, ohne die Kupfer, aber mit Karte. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Grötsch (J. G.), der Zug der Normannen nach Jerusalem. Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen. 8. 2 Thlr.

Hagen (F. H. von der), Heldenbuch. 8. 2 Thlr.

Handzeichnungen. 8. 1 Thlr.

Herrmann (F. R.), die Nibelungen. In 3 Theilen: 1. der Nibelungen Hort. 2. Siegfried. 3. Chriemhildens Rache. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Holberg's Lustspiele. Neu übersetzt und bearbeitet von Oehlenschläger. In 4 Theilen. 8. Auf Engl. Druckpapier 9 Thlr. 8 Gr.

Huber (Therese), Hannah, der Herrenhuterin Deborah Findling. 8. 2 Thlr.

Kanne (Friedr. August), Vier Nächte, oder romantische Gemälde der Phantasie. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Karamsin, Aglaja. Sammlung von romantischen und historischen Erzählungen. Aus dem Russischen übers. von Ferdinand von Biedenfeld. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Klingemann, (Dr. August), Faust, ein Trauerspiel in fünf Akten. 8. 18 Gr.

Körte (Wilhelm), das Leben L. N. M. Carnots. Aus den besten gedruckten, so wie aus handschriftlichen Nachrichten dargestellt. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Poesien Carnots. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Kotzebue's (August von), Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt. (Von Dr. Fr. Cramer.) 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Las Casas (E. A. D. Graf von), Leben und Schicksale. Nebst Las Casas zwei Sendschreiben, von St. Helena an Lucien Bonaparte und von Frankfurt an den Grafen Bathurst. gr. 8. 20 Gr.

Leidenschaften, die, eine Reihe dramatischer Gemälde nach dem Englischen der Joh. Baillie, von C. F. Cramer. 3 Bände. 8. 5 Thlr.

Lembert, dramatische Spiele. 12. 20 Gr.

Lieber (Dr. Franz), Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland während der Monate Januar, Februar, März, im Jahre 1822. 8. 1 Thlr.

Lobgesang, der, auf den heiligen Anno, in der altdeutschen Grundsprache und mit einer Einleitung, Uebersetzung und An-

merkungen herausgegeben von Dr. G. A. F. Goldmann. 8. 20 Gr.

Kalsburg (C. F. G. D. von der), Gedichte. Neue Ausgabe. gr. 8. 2 Thlr.

Kedschnoun und Leila, ein persischer Roman des Dschami, von A. Th. Hartmann. 2 Theile. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Kinnehöfe, die, des Mittelalters und ihre Entscheidungen oder Aussprüche. Ein Beitrag zur Geschichte des Ritterwesens und der romantischen Rechtswissenschaft. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Morgan (der Lady) Reisen. Zweite Abtheilung: Italien. Erster und zweiter Band. Jeder zu 2 Thlr. 8 Gr.

Müller (Dr. Christian), Reise durch Griechenland und die ionischen Inseln. In den Monaten Junius, Julius und August 1821. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Nibelungen, das Lied der. Metrisch in die jetzige deutsche Mundart übertragen von J. Gust. Büsching. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr. Auf Schreibp. 1 Thlr. 16 Gr.

Oehlenschläger (Adam), Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatisches Gedicht. Zweite verbesserte Auflage. 2 Theile mit zwei Kupfern. 8. 4 Thlr.

— — der Hirtenknabe. Dramatische Idylle. 12. 20 Gr.

Petrarca, Francesco, dargestellt von C. L. Fernow. Nebst dem Leben des Dichters und ausführlichen Ausgaben-Verzeichnissen. herausgegeben von Ludw. Hain. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

— — italienische Gedichte, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet vom Prof. Carl Förster. (Mit gegenüber gedruckte. Original-Text.) 2 Theile. 8. 5 Thlr.

Platen (August Graf von), lyrische Blätter. No. 1. 8. 1 Thlr.

Pölitz, (Prof. K. H. L.), Franz Veltmar Reinhard, nach seinem Leben und Wirken. In 2 Abtheilungen. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Quandt (G.), Streifereien im Gebiete der Kunst auf einer Reise von Leipzig nach Italien im Jahre 1813. 3 Theile. 8. 3 Thlr.

Rückert, (Friedrich), östliche Rosen. Drei Lesen. mit vielen Vignetten. 8. 3 Thlr.

Saalfeld, (Prof. Friedrich), Geschichte Napoleon Bonaparte's, oder Grundriß der Geschichte des neuesten europäischen Staatensystems unserer Zeit von dem Jahre 1796 bis 1815. 2 Theile, gr. 8. 5 Thlr. 12 Gr. (I. 2 Thlr. 12 Gr. II. 3 Thlr.)

Sakontala, oder der verhängnißvolle Ring. Indisches Drama des Kalidas in sechs Aufzügen. Metrisch für die Bühne bearbeitet von W. Gerhard. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Sand, Carl Ludwig: Acten-Auszüge aus dem Untersuchungs-Prozeß über; nebst andern Materialien zur Beurtheilung desselben und August von Kotzebue. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Schicksals-Strumpf, der. Tragödie in vier Akten, von den Brüdern Fatalis. (Von Castelli.) kl. 8. 1 Thlr.

Schopenhauer (Johanna), Gabriele. Ein Roman. In 3 Theilen. 8. 5 Thlr.

— — Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen im Sommer des ersten friedlichen Jahres. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Reise durch England und Schottland. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 2 Bänden. 8. 4 Thlr.

Scott (Walter), schottische Lieder und Balladen. Uebersetzt von Henriette Schubart. gr. 8. 1 Thlr.

— — die Jungfrau vom See. Frei übersetzt von Henriette Schubart. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Shakspeare's Schauspiele, übersetzt von Johann Heinrich Voß und dessen Söhnen, Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Erster bis dritter Band. gr. 8. Jeder Band auf Druckp. 3 Thlr. Auf Schreibp. 4 Thlr. Auf Velinp. 4 Thlr. 12 Gr.

Sinnbilder der Christen, erklärt von Arthur vom Nordstern. Mit 21 Holzstichen (von Nesbit, Branston, Clennel und Hole in London). gr. 4. 9 Thlr.

Stael (Frau von), zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Simond (L.), Reise eines Gallo-Amerikaners, durch Großbritannien in den Jahren 1810 und 1811. Deutsch herausgegeben von Ludwig Schlosser. 2 Thle. Mit 6 Kupfern. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

Teuscher (Friedrich), Saladin. Romantisches Gedicht in vier Gesängen. Mit 4 Kupfern. 12. 1 Thlr. 12 Gr.

Theater, classisches, der Franzosen. Nr. III. Cäsar von Voltaire, übersetzt von Peucer. kl. 8. 1 Thlr. 4 Gr. Nr. IV. Iphigenia von Racine, übersetzt von demselben. kl. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Thümmel (Moritz August von), der heilige Kilian und das Liebes-Paar. Herausgegeben von Friedrich Ferdinand Hempel. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Vaux (Hardy), eines zweimal nach Botany Bay Verbannten, Denkwürdigkeiten seines Lebens. In 2 Theilen. Aus dem Englischen. 8. 3 Thlr.

Volkssagen und Mährchen der Deutschen und Ausländer. Herausgegeben von Lethar. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wagner (Adolph), Theater. 12. 20 Gr.

Weißel (Jos.), das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit. 8. Erster Band 2 Thlr. Zweiter Band 2 Thlr. 8 Gr.

Wellington (Arthur Herzog von), sein Leben als Feldherr und Staatsmann. Nach Englischen Quellen, vorzüglich nach Elliot und Clarke, bearbeitet und bis zum September 1816 fortgeführt. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Wieland (Christoph Martin), geschildert von J. G. Gruber. 2 Theile. Mit gest. Titelblättern, 2 Kupfern und einem fac simile. 8. 4 Thlr.

Gellerts Briefe

an

Fräulein Erdmuth von Schönfeld,

nachmals

Gräfin Bünau von Dahlen,

aus den Jahren 1758 — 1768.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Aus Manuscript gedruckt.

Leipzig,
Druck von J. B. Hirschfeld.
1861.

Einleitung.

Am 3. October 1758 schrieb Gellert an seine Schwester, die Wittwe des Diaconus Biehle in Haynichen:*)

„Vor Michaelis war ich zehn Tage in Welke bey dem General Vitzthum. Man erwies mir außerordentlich viel Ehre, denn die Frau Gräfinn kann mich auswendig.... Die Gräfinn ist eine geborene von Fullen aus Störmthal, bey der die Frau Magister Lechla ehedem gewesen ist. Diese Dame, die ich seit wenig Monaten kenne, hat mir, ohne daß ich mit ihr bekannt war, folgende Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben. Sie schrieb vor etlichen Monaten an mich, sie hätte erfahren, daß ich meine Pension bey den jetzigen Unruhen nicht ausgezahlet bekäme; sie hätte sich also um sich um mich verdient zu machen, ohne meine Erlaubniß durch ihren Gemahl an die Churprinzessinn gewendet und es dahin gebracht, daß ich von derselben

*) Gellerts aufgefundene Familienbriefe mit einem Anhange. Herausgegeben von August Theodor Leuchte, Pfarrer in Haynichen. Zum Besten der Gellertstiftung in Haynichen. Freyberg, in Commission bei Graz und Gerlach. 1819. 8. S. 53 flgd.

gegen die gewöhnliche Quittung 200 Thlr. auf meine Pension, unter der Bedingung des Stillschweigens ausgezahlt bekommen sollte. Ich hatte nicht mehr als drey Termine zu fordern, der Weg zu meiner Bezahlung schien mir zu außerordentlich; ich wußte daß andere wackere Leute längere Zeit hatten zurückstehen müssen, kurz, ich schlug die Gnade aus, und sagte, daß ich die allgemeine Last auch mit tragen und eine Prinzessinn, die so großmüthig gesinnt wäre, nicht zu einer Zeit beschweren wollte, da ihr eigener Hof litte. Diese unerwartete Uneigennützigkeit hat man am Hofe sehr gut aufgenommen und seit dieser Zeit habe ich der Gräfinn einmal in Störmthal und letzthin in Wellau aufgewartet."

Die Frau, mit der Gellert auf diese Weise in Verbindung trat, war die Gräfin Erdmuth Dorothea Magdalena Vitzthum von Eckstädt, geborne von Fullen. Geboren zu Störmthal bei Leipzig den 25. März 1720 war sie die Tochter des nachmaligen Chursächsischen Oberhofrichters zu Leipzig, Statz Hilmar von Fullen auf Störmthal und Liebertwolkwitz von Erdmuth Sophie, der Tochter des Anhalt-Zerbstischen Geheimen Raths-Directors Wolf Siegfried von Kötteritz auf Beucha. Sie vermählte sich den 27. November 1737 zu Störmthal mit dem nachmaligen Chursächsischen Oberschenken Heinrich Rudolf von Schönfeld auf Schloß Löbnitz bei Bitterfeld, einzigem Sohne des Braunschweig-Lüneburgischen Obristwachtmeisters Adolph von Schönfeld auf Schloß Löbnitz, geb. 26. Juli 1695.

Aus dieser Ehe stammen, so viel uns bekannt, sechs Kinder:

1) Statz Rudolph, geb. zu Löbnitz den 20. Oct. 1738, gest. den 26. April 1740;

2) Johanna Erdmuth, geb. 31. Oct. 1741, Gellerts Correspondentin;

3) Johann Hilmar Adolph, geb. 18. Juni 1743, Herr auf Schleßtheil Löbnitz und nach seiner Mutter Tode auf Störmthal und Liebertwolkwitz, Großkreuz des Verdienstordens und des polnischen weißen Adlerordens Ritter; er folgte 1778 dem Grafen Loß als bevollmächtigter Minister am Versailler Hofe und ward 1786 in gleicher Eigenschaft an den römisch-kaiserlichen Hof ernannt. Den 6. Juli 1788 in den Reichsgrafenstand erhoben und seit 18. Juli desselben Jahres mit der Gräfin Ursula Margaretha Agnes Victoria Ludovica von Fries (geb. 3. Febr. 1767, gest. 6. März 1805) vermählt, bekleidete er den Wiener Posten bis zum Jahre 1810 und starb zu Wien am 6. März 1820 mit Hinterlassung zweier Söhne, welche sich ganz nach Oesterreich gewendet haben;

4) Christoph Friedrich, geb. 21. Aug. 1744, nachmals Besitzer von Golpa, war 1767 Oberstwachtmeister im Brenkenhoffschen Regiment, später Major und Commandeur einer Compagnie der Chursächsischen Garde du Corps. Er starb als solcher am 30. Mai 1771 an einem Purpurfieber im Standquartier Radeberg. An ihn sind Gellerts Briefe: No. 255 und 278*) gerichtet, aus denen hervorgeht, daß er die Feldzüge von 1761 und 1762 mitmachte;

5) Heinrich Rudolph, geb. 9. Nov. 1747, starb in der Kindheit;

6) Stat Georg Ertmann, geb. 27. März 1749, gest. 25. Oct desselben Jahres.

Der Oberschenk von Schönfeld starb am 25. Januar 1751, und seine Wittwe ward in zweiter Ehe am 1. December 1752

*) C. F. Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1840, auf welche Ausgabe wir uns in unsern Anmerkungen bezogen haben.

dem Grafen Johann Friedrich Vitzthum von Eckstädt auf Wölkau vermählt, der chursächsischer Generallieutenant der Cavallerie war und nach dem am 28. Mai 1777 erfolgten Tode des Generallieutnants der Cavallerie Christian Plötz dessen Nachfolger als Gouverneur von Leipzig wurde. Graf Vitzthum, geboren zu Wölkau am 24. Juni 1712, war der ältere Sohn des im Duell bei Warschau gebliebenen Oberkammerherrn. Er starb zu Leipzig am 16. October 1786, und seine Wittwe folgte ihm schon am 4. Januar 1787 im Tode nach.

Die Briefe, welche wir hier der Oeffentlichkeit übergeben, sind an die Tochter der Gräfin Vitzthum, Fräulein Erdmuth von Schönfeld, die beim Beginn dieser Correspondenz siebzehn Jahre alt war, meist nach Störmthal oder Wölkau gerichtet. Am 15. April 1766 ward sie zu Wölkau dem kön. französischen Obersten außer Dienst, Grafen Günther von Bünau auf Dahlen vermählt, und ist am 12. Februar 1779 zu Leipzig verstorben. Von drei Söhnen überlebte sie nur der mittelste, Günther Graf Bünau, nachmaliger Landtagsmarschall.

Die Nachkommen der Gräfin Bünau haben diese Briefe als ein theures Familieneigenthum aufbewahrt und sie befinden sich noch heute in deren Nachlaß. Aus dieser Sammlung sind bereits folgende Briefe, theils ganz, theils bruchstücksweise zum Druck gelangt:

1) No. 2. Der sogenannte Husarenbrief, ohne Gellerts Vorwissen zu seinem großen Nummer 1761 gedruckt und vielfach nachgedruckt. Daß er, wie Döring*), im chronologischen

*) Christ. Fürchtegott Gellerts Leben. Nach seinen Briefen und andern Mittheilungen dargestellt von Dr. Heinrich Döring. Greiz, 1833. 2 Th. 8.

Verzeichnisse von Gellerts Schriften angiebt, 1760 in Leipzig erschienen wäre, ist uns unwahrscheinlich. Dagegen liegen uns allerdings vom Jahre 1761 vier Ausgaben vor.*)

2) No. 4. — 43. — 44. — 45. — 52. — 56. — 109. — in den von Johann Adolf Schlegel und Gottlieb Leberecht Hetzer zu Leipzig 1774 herausgegebenen Briefen Gellerts.

3) No. 105. im 6ten Theile der 1840er Ausgabe von Gellerts Schriften, S. 180, dem Herausgeber von Fräulein Schreckenberger in einer Abschrift aus dem Nachlasse ihres Großvaters, des Pastors Hetzer in Wölkau, mitgetheilt.

Der bei weitem größte Theil unserer Briefe erscheint sonach zum ersten Male, einen Beitrag zu dem Gellerthause in Haynichen zu liefern.

Gellerts Orthographie ist beibehalten und selbst da keine Aenderung vorgenommen worden, wo sie, bei den Eigennamen, nicht immer richtig, und nicht gleichbleibend ist.

So vielfache Contraste auch Gellerts Zeitalter zu dem unsrigen bietet, so täuschen wir uns vielleicht doch nicht in der Annahme, daß auch heute noch mancher Leser sich eine Individualität gern vergegenwärtigen wird, die als der veredelte Ausdruck jener Zeit gelten kann, ja sich an dem milden Frie-

---

*) Vier Briefe von C. F. Gellert und G. W. Rabener. Frankfurt und Leipzig 1761, mit zwei Kupfern, 63 Seiten 8.

Briefe von Gellert und Rabener, wie auch des Ersteren Unterredung mit dem Könige von Preußen. Köln, bei Peter Marteau. 1761. 79 Seiten 8.

Zwei Briefe, der I. von C. F. Gellert, der II. von G. W. Rabener. Leipzig und Dresden 1761. 32 Seiten 8. (In zwei verschiedenen Ausgaben mit gleichem Titel.)

denshauche erquicken werde, der christlicher Ueberzeugungstreue, gesunder Lebensanschauung und herzlicher Menschenliebe entströmt. Der Gesammtheit seiner Zeitgenossen gegenüber erlangte bisher wohl kein deutscher Schriftsteller bei seinen Lebzeiten ein Ansehn wie Gellert. Seine Schriften fanden in allen geselligen Schichten einen bis dahin unerhörten Beifall, als Mensch war er durch und durch achtungswerth: wer aber fast den gleichen Zauber auf den jüngsten Lieutenant und auf Laudon, auf junge Mädchen, wie auf alte Frauen, auf Cronegk, Thümmel, Moritz Brühl und unzählige Andere in ihren ersten Jünglingsjahren wie auf den alten Grafen Uhlefeld, auf Friedrich von der Trenk und Klopstock ausübte — der muß auch im persönlichen Umgange mit seltener Anmuth begabt gewesen sein.

In mehrfachem Zusammenhange mit unsern Briefen steht der von F. A. Ebert 1823 herausgegebene Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellerts mit Demoiselle Lucius. Unsere Leser werden daher an manchen Stellen eine Hinweisung auf denselben und in der Anmerkung 77 eine längere Notiz über diese Correspondentin Gellerts nicht ungerechtfertigt finden.

1.

Gnädiges Fräulein,

Sie in Ihrer Krankheit zu bedauern ist meine große Schuldigkeit; aber in Ihrer Krankheit an Sie zu schreiben, ist eine Freyheit, die sich nicht ganz durch das Mitleiden entschuldigen läßt, und dennoch begehe ich sie, und schmeichle mir sogar, daß Sie meinen Brief nächstens beantworten werden.

Das ist doch eine große, eine recht gelehrte Begehrlichkeit, werden Sie denken. Nein, gnädiges Fräulein, ich begehre nicht zu viel.

Ich werde in meinem Briefe das thun, was ich thun würde, wenn ich die Erlaubniß hätte, Sie in Ihrem Krankenzimmer zu besuchen. Ich werde einige mitleidige Fragen an Sie thun, und damit Sie mir solche nicht beantworten dürfen, will ich sie gleich in Ihrem Namen wahrscheinlich beantworten. Unter diese Antworten darf die Mademoiselle Baret[1]) nur schreiben: die gnädige Fräulein sagt Ja, oder Nein — und mir meinen Brief wieder überschicken, so ist er beantwortet und ich erfahre das, was ich durch einen Besuch würde erfahren haben.

1) Johanna Baret war eines Handelsmanns in Kassel, Johann Baret, um 1722 geborene Tochter und scheint frühzeitig als Erzieherin des Fräuleins von Schönfeld in deren Familie gekommen zu sein. Nach der Vermählung derselben blieb sie bei der Gräfin Bitzthum, wahrscheinlich bis zu deren Tod, und starb unverheirathet zu Leipzig am 5. August 1794.

Frage: Sie sind also wohl sehr krank, gnädiges Fräulein? Ich bedaure Sie von Herzen.

Antwort: Nein, Herr Professor. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich sehr krank bin? Meine Krankheit ist ein kleines Fieber, das bald vorübergehen und meine Gesundheit seyn wird.

Fr. Wer mirs gesagt hat? Ganz Leipzig, gnädiges Fräulein; z. E. die Herzeginn[2]), der General Hausen[3]) und achte von meinen Zuhörern, nemlich Ihre beiden Herren Brüder, die beiden Herren

---

2) Johanna Magdalena, Tochter des Herzogs Johann Georg von Sachsen-Weißenfels, war am 17. März 1708 geboren, am 20. März 1730 dem damals fünfundsiebzigjährigen Herzog Ferdinand von Kurland, dem letzten aus dem Hause Kettler (geb. 2. November 1655) vermählt worden und seit 1. Mai 1737 Wittwe. Sie hielt sich bis zu ihrem den 25. Januar 1760 erfolgten Tode in Leipzig auf, wo schon ihre Mutter, Friederike Elisabeth, geborne Prinzessin von Sachsen-Eisenach, nach dem Tode ihres Gemahles sich niedergelassen hatte. Bei der Herzogin von Kurland versammelte sich in jener Zeit die beste Gesellschaft Leipzigs.

3) Friedrich Christian von Hausen, aus dem thüringischen Zweige dieser Familie, war seit 1747 Oberst in preußischen Diensten. Als nach der im October 1756 erfolgten Uebergabe des Lagers bei Pirna die gefangenen sächsischen Fußregimenter nächst der preußischen Uniform auch neue Stabs- und andere Ober-Offiziere erhielten, ward der am 20. Oct. desselben Jahres zum Generalmajor avancirte Hausen Chef des vormals sächsischen Regimentes Ludemireli. Nach Eröffnung des Feldzuges von 1757 ersetzte er den Obersten von Mannstein als Commandant von Leipzig und scheint in dieser Eigenschaft ein scharfes Regiment geführt zu haben. Gellert nennt ihn (in einem Briefe an Caroline Lucius vom 7. Mai 1763) „einen sonderbaren, heftigen, hitzigen, aber sonst ehrlichen Mann", dessen strenges Verfahren den Tod des Malers Mylius veranlaßt habe. Auch der Dichter Kleist, dessen Vorgesetzter Hausen war, beklagt sich über ihn, und in einem Briefe des jüngeren Schönfeld an seine Schwester, der er am 31. Oct. 1758 zu ihrem Geburtstage Glück wünscht, finden wir die Worte: „er wolle ihr zu Ehren ein freudiges: Vivat hoch! anstimmen, trotz dem Herrn General Hausen und allen Häschern."

Hausen behielt das Commando in Leipzig bis zum 7. August 1760, wo er, in Folge der unterzeichneten Capitulation, an der Spitze der preußischen Truppen mit allen militärischen Ehren nach Düben abzog.

von Schulenburge[4]), der Herr von Seuf[5]), der Herr von Miltitz[6]),

4) Wahrscheinlich Levin Friedrich, geboren am 23. Juni 1738, Majoratsherr auf Burgscheidungen, und dessen Bruder Heinrich Moritz auf Baumersrode, geb. 22. November 1739, welche beide 1786 in den Reichsgrafenstand erhoben wurden.

5) Friedrich Ernst Ludwig Seuft von Pilsach ward in Leipzig am 4. Juni 1757 inscribirt.

6) In den Zeiten, wo Gellert die Fürstenschule zu Meißen besuchte (1729—1734), besaß das nahe Siebeneichen der Reichskammergerichtsassessor und Chursächsische Appellationsrath Heinrich Gottlob von Miltitz auf Oberau und Gschdorf, geb. 27. Januar 1688, nachmals zu Hamburg am 9. Mai 1757 verstorben. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Margarethe Sophie geborner von Miltitz, hatte er am 11. Mai 1725 Fräulein Friederica Christina von Heynitz geheirathet. Diese war die dritte, am 3. Mai 1706 geborne Tochter des Chursächsischen Commissionsrathes und Inspectors der Landesschule Meißen, Friedrich Christian von Heynitz auf Dröschkau. Die Mutter, Johanna Sybilla geborne von Luckewin, hatte, der Tradition nach, ihre vier, durch vielfache Vorzüge ausgezeichneten Töchter fern von der Residenz in frommer Eingezogenheit erzogen. Die älteste derselben, Sophie Auguste, heirathete den Chursächsischen Appellationsrath Johann Georg von Penikau auf Prietitz, die zweite, Johanne Christiane, den Landkammerrath Geisler von Dicskau auf Puschwitz, die jüngste, vermählte von Hardenberg, ward durch ihren Sohn, den Salinendirector und Oberamtshauptmann Erasmus von Hardenberg, die Großmutter des Dichters Novalis.

Aus jener frühen Lebensepoche nun schreiben sich die nicht wieder unterbrochenen Beziehungen des dankbaren Gellert zur Familie Miltitz und seine Anhänglichkeit an ihre herrliche Besitzung her. Die jungen ihm empfohlenen Dänen durften, vor ihrer Rückreise in die Heimath, eben so wenig versäumen (nächst andern schönen Punkten Sachsens, wie den heranwachsenden Anlagen der Gräfin Maxdorf in Lichtewalde), Schloß Siebeneichen zu besuchen, als Carolinen Lucius in Dresden die schuldige Aufwartung zu machen: denn auf beides scheint Gellert förmlich gehalten zu haben. Es war daher natürlich, daß die verwittwete Frau von Miltitz ihren am 13. Juli 1739 zu Oberau geborenen Sohn Ernst Haubold bei seiner Inscription zu Leipzig am 2. November 1758 besonders Gellerts Fürsorge empfahl.

Ernst Haubold von Miltitz, der 1763 als Chursächsischer Obristlieutnant in der Grenadiergarde und Kammerjunker, 1771 als Kais. Königl. Kämmerer erscheint, vermählte sich am 22. Sept. 1765 mit Henriette Louise von Schönberg aus dem Hause Meicha (geb. 12. Dec. 1741, als Stiftshofmeisterin des Stiftes Joachimstein am 1. Mai 1809 zu Bautzen verstorben), lebte meist auf seinen Gütern und starb zu Pisa am 6. März 1774. Kurze

der Graf Werther[1]) und der Graf Heinrich von Brühl von Mar-

Zeit vor seiner Abreise nach Italien, zum Besuche bei seinem Schwager, dem nachmaligen ersten Grafen Hoffmannsegg zu Rammenau bei Bischofswerda anwesend, versäumte er eines Sonntags die Predigt und ward, da er den Wunsch äußerte, deren Inhalt zu erfahren, auf des Gänsejungen erstaunliches Gedächtniß aufmerksam gemacht, der sie fast wörtlich wiederzugeben vermochte. Er nahm sich des fähigen Knaben an, ließ ihm in Meißen den ersten Unterricht ertheilen, und beförderte so die Anfangsschritte in der Laufbahn des großen Philosophen Johann Gottlieb Fichte.

Auf seiner letzten Reise nach Haynichen besuchte Gellert Herrn und Frau von Miltitz in Oberau, woselbst wir noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts bei der Familie eines spätern Besitzers, des Conferenzministers Freih. von Werthern, das Andenken an diesen Besuch in der „Gellertsruhe", einer Rasenbank im Walde, und dem „Gellertsbrunnen" auf der Promenade nach dem Schweizerhause, erhalten gefunden haben.

Ernst Haubolds von Miltitz einziger Sohn war Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, als Königl. Preußischer Generallieutnant a. D. am 29. October 1855 verstorben, dessen ältester Sohn, Herr George von Miltitz auf Siebeneichen, uns die im Anhange mitgetheilten Briefe Gellerts an seinen Großvater zu überlassen die Güte hatte.

7) Jacob Friedemann, geb. 6. Sept. 1730, zweiter Sohn des Grafen Georg Werthern auf Gythra und der Gräfin Jacobine Henriette von Flemming, war zu Leipzig inscribirt seit dem 26. Mai 1759. Er vermählte sich den 14. Juli 1773 mit Johannette Louise (gest. 8. März 1811), des Churmainzischen Kammerherrn Carl Philipp Freiherrn von Stein ältester Tochter und Schwester des nachmaligen Preußischen Ministers, bekleidete den Chursächsischen Gesandtschaftsposten in Madrid von 1775 bis 1779, folgte gegen 1784 dem Grafen Heym als Kammerdirektor des Stiftes Naumburg-Zeitz, und starb zu Leipzig am 24. März 1806.

Die Zeitgenossen des Grafen Jacob Friedemann wußten von seinem wunderlichen Wesen ergötzliche Anekdoten zu erzählen und es fand sich auch bei seinem einzigen Kinde, der Gemahlin des Sächsischen Cabinetsministers Grafen Senfft von Pilsach, mancher Zug der väterlichen Excentricität wieder. Dennoch müssen wir das Andenken der Gräfin Louise Senfft gegen eine in Arndts „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein" erhobene Beschuldigung vor dem Forum deutscher Hausfrauen in Schutz nehmen. Es wird nämlich daselbst S. 176 behauptet, sie habe „zur Zeit ihrer Glanzhöhe alle ihre Leibwäsche, Hemden, Spitzen u. s. w. allmenatlich mit eigenen Kourieren" nach Paris gesandt. Mit Spitzen mag das wohl nicht allein Seiten der Gräfin Senfft geschehen sein; was aber die Leibwäsche betrifft, so steht der Behauptung Arndts die Tradition entgegen, nach welcher dieselbe während der Pariser Gesandtschaft des Gra-

tinskirchen.*) Meinen Bruder*) und etliche Doctores will ich nicht einmal nennen.

A. Es ist also meiner Krankheit ergangen, wie es den Batallien in den öffentlichen Nachrichten ergehet; sie sind halb wahr. Genug, ich befinde mich leidlich und ich danke Ihnen sehr für Ihr Mitleiden.

---

sen (1806—1809) vielmehr aus Frankreich nach Gythra geschickt und dort den sorgfältigen und geübten Händen Sächsischer Wäscherinnen anvertraut wurde.

8) Heinrich Adolph, des Landeshauptmanns in Weißenfels und Querfurt Grafen Friedrich Wilhelm von Brühl auf Martinskirchen (älteren Bruders des Premierministers) jüngerer Sohn von Agnes Elisabeth, geborner von Thümen, war den 19. Mai 1744 geboren und ward zu Leipzig den 10. Mai 1759 inscribirt. Er war der Bruder des als Gellerts Freund bekannten Moritz Brühl, ward später Chursächsischer Kammerherr und Amtshauptmann in Thüringen, lebte meist auf seinem Gute Bedra, vermählte sich am 18. Juli 1764 mit Sophie Louise, verwittweter von Stammer, geborner von Kalitzsch, und nach deren am 15. December 1771 erfolgtem Tode am 6. August 1775 mit Gertraud Johanna Christiana, Theodor Augusts Freiherrn von Hohenthal auf Altenhain Tochter. Diese zweite Ehe ward 1777 wieder getrennt und Graf Heinrich Brühl starb am 1. Februar 1778. Auf seine Erziehung bezieht sich der Brief Gellerts an die Gräfin Brühl von Martinskirchen vom 28. December 1759 (s. den Anhang), der uns aus einer Autographensammlung zum Druck gütigst überlassen wurde.

9) Friedrich Leberecht Gellert, geb. 11. Nov. 1711, war zuerst Fechtmeister, dann Oberpestcommissair zu Leipzig. Gellert speiste mit einem Kreise seiner Zuhörer täglich bei diesem Bruder. Goethe erwähnt diesen Mittagstisch und der Feldmarschall Kalkreuth schildert ihn in seinen Paroles etc. (s. Note 110) folgendermaßen: Gellert avait à Leipsick un frère maître d'armes, qui tenait des pensionnaires. Il avait alors onze comtes danois: des Knuth, des Bernstorf. Il me demanda à dîner avec ces jeunes comtes et son frère. Ce maître d'armes, très excellent homme, avait la gaîté d'un épicurien. Il faisait tout pour égayer son frère, mais en vain; à peine riait-il du bout des lèvres, et à midi, il s'échappa pour se rendre à l'église qui était vis à vis. Ce frère, si gai, est pourtant mort au bout de quatre semaines de chagrin de la mort de son frère. Der Oberpestcommissair, der sich 1767 zu Sangerhausen verheirathete, starb allerdings schon am 8. Januar 1770. Sein einziges Kind, ein am 5. Januar 1769 geborner Sohn, erreichte nur ein Alter von wenig Monaten.

Fr. Aber der Schlaf, gnädiges Fräulein, ist der gut? Haben Sie einigen Appetit?

A. O, lieber Herr Professor, fragen Sie mich nicht so medicinisch. Ich habe alle diese Fragen Doctor Ludwigen*), der Mademoiselle Baret und der gn. Mama so oft beantworten müssen, daß ich nunmehr ein Privilegium zu haben glaube, Niemanden weiter darauf zu antworten.

Fr. Sie nehmen meine gutherzigen Fragen ungnädig; das ist wirklich ein Zeichen, gn. Fräulein, daß Sie kränker sind, als Sie denken; denn in Ihren gesunden Tagen sind Sie, wie Ihre Mama, die Gutheit selbst. Nun, ich will keine medicinischen Fragen mehr an Sie thun. Aber womit unterhalten Sie sich denn in Ihrem Krankenzimmer?

A. Ich lese, wenn es die Augen zulassen, oder lasse mir von der Madem. Baret vorlesen, aber keine Fabeln und Erzählungen, keine Schwedischen Gräfinnen, keine Lustspiele, sondern Schriften die sich für ein Krankes schicken.

Fr. Diese kleine Satyre auf mich ist dieses auch Krankheit, gnädiges Fräulein? Ich beklage Sie doch wegen Ihrer Unpäßlichkeit, und wenn Sie auch noch so sehr über meine Schriften spotteten. Allein weil ich mit dieser Frage nicht fortkomme: so erlauben Sie mir eine andere? Möchten Sie nicht eine halbe Stunde auf dem Clavecin spielen, z. E. einige muntre Stücke von Wagenseilen? — Nein, so gesund bin ich noch nicht; und überhaupt werde ich künftig nicht mehr so viel sitzen, sondern mir den Winter hindurch sehr viel Bewegung mit Gehen

---

10: Christian Gottlieb Ludwig, geb. 1709 zu Brieg in Schlesien, war ordentlicher Professor der Medicin an der Leipziger Universität. Goethe erwähnt ihn in Wahrheit und Dichtung als eine ärztliche Celebrität Leipzigs und erzählt, daß er in der ersten Zeit seines Universitätslebens mit einer Gesellschaft junger Aerzte den Mittagstisch bei ihm hatte.

und Fahren machen. — — Das ist vortrefflich und Sie werden diesen Vorsatz gewiß erfüllen, wenn er auch der gnädigen Mama etwas unwahrscheinlich vorkommen sollte.

Doch, gnädiges Fräulein, es ist wohl Zeit, daß ich mein Geschwätze vor dem Krankenbette schließe, damit ich Sie, anstatt Sie zu ermuntern, nicht gar kränker mache. Ich hätte freylich unter der Zeit, da ich diesen Brief geschrieben, ein Collegium lesen können; aber einen Kranken unterhalten ist, denke ich, immer mehr als ein trocknes Collegium lesen. Endlich werde ich nicht öfter an Sie schreiben, als wenn Sie krank sind, und dieses, wie ich hoffe, wird in vielen Jahren nicht wieder geschehen; also haben Sie von meiner Correspondenz auch nicht viel zu befürchten. Morgen werde ich Ihre Herren Brüder besuchen und da hoffe ich das zu erfahren, was ich itzt nur wünsche, nemlich daß Sie sich wieder vollkommen wohl befinden. Ich habe keinen Raum mehr zur Unterschrift, aber das versteht sich auch, daß ich Ihr gehorsamster Diener und Verehrer bin.

Leipzig, den 6. Novbr. 1758.

C. F. Gellert.

2.

Leipzig, den 5. Decbr. 1758.

Gnädiges Fräulein,

Ihr zweyter Leibmedicus, Herr Kadebach, hat mich versichert, daß Sie wieder in den Umständen wären, einen Brief von mir zu lesen, und dieses ist mir schon genug, einen zu schreiben. Aber womit werde ich Sie unterhalten, gnädiges Fräulein? Mit Ihrer ausgestandnen Krankheit? Das wäre

sehr grausam. Mit meinen Collegiis? Das wäre noch grausamer. Nein, mein Brief soll ein kleines Kriegsliarium aus dem schwarzen Brete enthalten; denn ich weis doch, daß Sie gütig genug sind, an meinen Schicksalen Antheil zu nehmen.

Den 18. November ließ sich ein Husaren-Lieutenant von dem Gefolge des General Malakovsky[11]) sehr ungestüm bey mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann Nienand widerstehen, fasse dich und nimm den Besuch an, es begezne dir auch, was da will. Sogleich trat ein hagrer schwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigen Stiefeln und blutigen Sporen hastig auf mich zu. Sein gelbes Haar war in einen großen Knoten und sein Bart in etliche kleine geknüpft. Mit der linken Hand hielt er seinen fürchterlichen Sebel und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein Paar Pistolen, die Mütze und eine Korbatsche, mit Drat durchflochten. Was ist zu ihrem Befehle, Herr Lieutenant, fieng ich mit Zittern an? Haben Sie Ordre, mich zu arretiren? Ich bin unschuldig. — Nein, mein Herr! Sind sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert? — Ja, ich bin Geilert. — Nun, es erfreut mich, sie zu sehen und zu umarmen (o wie zitterte ich bey dieser Umarmung!) Ich bin ein großer Verehrer ihrer Schriften; sie haben mir in meinen Feldzügen viel Dienste gethan und ich komme, Ihnen zu danken und sie meiner Freundschaft zu versichern. — Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant. (Mehr konnte ich vor Schrecken noch nicht au

11) Paul Joseph Malachowsky von Malachow war 1742 aus Chursächsischen in Preußische Dienste und zwar als Rittmeister in das Natzmersche Husarenregiment getreten. Er gehörte seit April 1758 zu den vier Generalmajoren, welche unter dem Generallieutnant von Werner und dem General von Ziethen die Generalität der Husaren bildeten, war Chef eines Husarenregimentes und im December 1757 zum Ritter des Ordens pour le mérite ernannt worden. Im Mai 1771 zum Generallieutnant avancirt, starb er den 15. December zu Filehne in Westpreußen, 63 Jahre alt.

mir hervorbringen.) Haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder. — Ja, das will ich gern thun. Sagen Sie mir nur, wie Sies angefangen, daß Sie so viel schöne Bücher haben schreiben können? — Ob meine Bücher schön sind, Herr Lieutenant, das weis ich nicht; aber wie ichs mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich Ihnen sagen. Wenn ich Lust und Zeit zum Schreiben hatte, so dachte ich ein wenig nach, was ich schreiben wollte. Alsdann setzte ich mich hin, vergaß alles andre, dachte nur an meine Materie und schrieb, was mir diese eingab, so gut ich konnte. War ich fertig, so fragte ich ehrliche Leute, ob sie das Werk für gut hielten und was sie zu erinnern hätten. Sagten sie, es wäre gut, ich sollte es hin und wieder verbessern und es alsdenn drucken lassen: so besserte ich und ließ es drucken. Dieses, Herr Lieutenant, ist die Geburt meiner Schriften, die das Glück gehabt haben, Ihnen zu gefallen. — Nun, das will ich mir merken, versetzte er. Ich habe oft Lust und Zeit zum Schreiben und sobald die verteufelten Russen aus dem Lande sind, will ich einen Versuch nach Ihrer Weise machen. Itzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in Ihrer Chatoulle, Herr Professor; lesen Sie sich also einen aus. Diese hier sind von einem Cosacken-Obersten, den ich bey Zorndorf vom Pferde hieb, und diese da von der Frau eines russischen Officiers, die in der Flucht, mit dem Pferde stürzte. — Es lief mir bey diesem Praesente eiskalt über den Leib. Das sey ferne, daß ich Ihnen einen Theil Ihrer Beute entziehn sollte. Nein, lieber Herr Lieutenant, behalten Sie Ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der Sie mir dieselben anbieten. — — Aber Sie müssen ein Andenken von mir annehmen, Herr Professor. Gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind Syberische. Und diese Peitsche, das ist eine Knute.

Beides ist zu Ihren Diensten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkisches, Tartarisches; es steht bey Eulenburg und was Sie verlangen, will ich Ihnen schicken; ein Wort ein Mann! Der Soldat hat nichts kostbarers, als Beute, mit seinem Blute erfochten. Warum gefallen Ihnen diese Pistolen nicht? Es ist auserlesnes Gewehr. — Hier nahm ich ihn bey der Hand und führte ihn an meine Bücherschränke. Dieses ist mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weis, und kaum und kaum; denn einen Theil verstehe ich nicht, den andern brauche ich selten und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu scheinen muß ich solche Waffen haben. Wollen Sie sich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? — Ja, geben Sie mir Ihre Trostgründe wider ein sieches Leben, wenn ich etwan noch von den Russen blessiret würde: denn ach die Russen, das ist ein schreckliches Volk! Sie stehen, wie Berge so fest, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Batallie erzählen; aber zu meinem Glücke schlug es; meine Zuhörer kamen hauffenweise und ich sagte dem Herrn Husarenlieutenant, daß ich ein Collegium hätte. Er bot mir noch einmal sein Gewehr an, umarmte mich herzlich, war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, besah meinen Catheder, wünschte mir viel Gutes und gieng mit seinen Pistolen und seiner Knutpeitsche, die ihm ein Husar, der die Treppe nebst etlichen andern Cameraden besetzt hielt, abnahm. Peter! rief der Lieutenant, das ist der Herr, der die Schwedische Gräfinn"[12]) geschrieben hat. Peter sah mich starr an, griff ehrerbietig an die Mütze und lächelte mir seinen wilden Beyfall zu. Die andern Husaren bückten sich auch

12) Gellerts Leben der Schwedischen Gräfinn von G. war zu Leipzig 1746 erschienen.

sehr tief; und unter diesen Umständen begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich Ihnen, war sein letztes Wort, noch bey dem General Malakovsky auf irgend eine Weise dienen? — Im geringsten nicht. — Oder bey dem General Dohna? — Ich danke unterthänig. — Oder auch bey dem Könige? — Nein, Herr Lieutenant, empfehlen Sie ihm den Frieden in meinem Namen fußfällig; und schnell entfleh ich den Husaren.

Den 29. November. An diesem Tage ließ sich der junge Graf Dohna, Adjutant seines Vaters, des Generals[13]), melden. Ich erschrack wieder; aber ohne Ursache. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von neunzehn Jahren mit einer sanften frommen Miene, wie die Ihrige, der alle meine Schriften und selbst den Grandison[14]) auswendig wußte;

13) Christoph Graf zu Dohna aus dem Hause Schlodien, geb. 25. Oct. 1702, Königl. Preuß. Generallieutnant von der Infanterie und Ritter des schwarzen Adlerordens. Er hatte sich 1734 mit Friederike Amalie Albertine Gräfin von Solms-Wildenfels vermählt und war seit 1755 Wittwer. Wie aus Mitchells Memoiren (s. Note 80) ersichtlich, hatte den General Dohna, der bei Jerndorf ein Infanteriecorps befehligte, der Vorwurf getroffen, unthätig geblieben zu sein und den Sieg nicht genügend verfolgt zu haben; in diesem Sinne sprach sich Friedrich II. mehrmals gegen den englischen Gesandten über ihn aus. Dohna starb am 19. Mai 1762. Sein hier erwähnter ältester Sohn, Moritz Wilhelm, geb. 2. December 1738, quittirte 1760 als Capitain, wendete sich zur Brüder-Gemeinde und heirathete 1767 die Tochter des Stifters dieser Gemeinde, Marie Agnes Gräfin von Zinzendorf. Er starb 1784 mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, Heinrich Ludwig, geb. 1772, der durch seine erste Gemahlin, eine Tochter des Churſächsischen Hausmarschalls von Schönberg, in Sachsen reich begütert ward, alle seine Besitzungen verkaufte und kinderlos zu Herrnhut 1832 starb. Seine zweite Gemahlin, Friederike Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, überlebte ihn bis 1858.

14) In seinem ganzen Briefwechsel erscheint Gellert als ein großer Verehrer der Schriften Samuel Richardsons, des Verfassers von Pamela und Clarissa Harlowe, der fünf Jahre vor diesem Zeitpunkte seinen dritten Roman: The History of Sir Charles Grandison zu London in sechs Bänden veröffentlicht hatte.

der mich versicherte, daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewissen und das Vertrauen auf Gott sey; daß die Freygeister in der Schlacht die verzagtesten Geschöpfe wären, und daß er mich insonderheit wegen meiner Lieder sehr lieb hätte. Aber, fuhr er fort, ich habe eine Bitte an Sie; werden Sie mir solche wohl abschlagen? Nein, Herr Graf, sie müßte sehr groß seyn, wenn ich sie Ihnen abschlagen sollte. Was verlangen Sie? — Daß ich dann und wann an Sie schreiben darf. — Von Herzen gern, Herr Graf. Ein so lieber junger Officier, wie Sie, kann alles von mir bitten. — Nun, rief er, so mögte ich Sie wohl um ein Frauenzimmer bitten, wie die Schwedische Gräfinn oder Lottchen in den zärtlichen Schwestern[15]) ist. Sie müssen doch solche Personen kennen, weil Sie sie so gut abgeschildert haben. — Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein; aber sie ist itzt krank; und so lange nicht Friede ist, sage ich Ihnen ihren Namen nicht. So weit waren wir, als ein Corporal herein trat. Die sämmtlichen Oberofficiere, fing er an, von dem Beverischen Regimente, sind vor der Thüre und wollen Sie, Herr Professor, lesen hören. Wer? rief ich, und schon traten zwölf und mehr Officiere nebst einem Feldprediger herein, (es war Mittwochs um 11 Uhr) und ich mußte also vor der halben Armee lesen.

So kriegerisch, gnädiges Fräulein, geht es im schwarzen Brete zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten. Ich flüchte entweder nach Welke, oder, wie ich schon versprochen habe, nach Donau.[16]) Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch

15) Die zärtlichen Schwestern, Lustspiel von Gellert.

16) Rittergut in der Nähe von Naumburg mit einem schönen, von einem Lindenhalbrund und einem Wall umgebenen Hause, in welchem das von Gellert bewohnte Eckzimmer noch gezeigt wird; auch eine Buchenlaube

erzählen, wenn ich mich nicht schämte, den dritten Bogen zu nehmen! Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit und leben Sie wohl, und sagen Sie es der gn. Mama nicht, daß ich so oft an Sie schreibe.

Glrt.

3.

Gnädiges Fräulein,

Sie werden in kurzer Zeit eine meiner besten deutschen Correspondentinnen seyn; so schön ist Ihr Brief. Es ist wahr, er hat einige französische Redensarten und Wendungen (tours);

---

in dem „die Schöpplitz" genannten Wäldchen zwischen Bonau und Dreyssig hat den Namen „Gellerts Sitz" behalten. Die Freunde, welche Gellert in Bonau besuchte, waren: Christian Ferdinand von Zedtwitz auf Bonau und Holsteitz, und seine Gemahlin Friederike Sophie Louise geborne von Jungk. Ein Sohn des Fürstlich Sachsen-Weißenfelsischen Oberjägermeisters Anton Ferdinand von Zedtwitz von Christianen Charlotten gebornen von Könitz aus dem Hause Schraplau war Christian Ferdinand, am 11. März 1717 geboren, K. Polnischer und Chursächsischer, so wie auch Churfürstlich Cölnischer Kammerherr, Oberaufseher über verschiedene Aemter der Weißenfelsischen Landesportion und seit 1773 Domdechant, seit 1778 Domprobst des Hochstifts Meißen. In der letzten Eigenschaft starb er am 3. Jan. 1803 im 86sten Lebensjahre in der Domprobstei zu Meißen, während seine Gemahlin schon am 19. Dec. 1769, also wenig Tage nach Gellert, ihr Leben geendet hat. Von den zwei Söhnen aus dieser Ehe ist der ältere, Heinrich Ferdinand, mit Carolinen Friederiken von Ende vermählt gewesen und als Conferenzminister zu Dresden gestorben; der jüngere, Friedrich Christian von Zedtwitz auf Auerstädt, war Kreishauptmann des Thüringischen Kreises. Der Sohn des älteren Bruders, Ludwig Friedrich Ferdinand, als Königl. Sächsischer Geheimer Rath zu Dresden verstorben, war vermählt mit Fräulein Amalie von Zedtwitz, der Tochter des eben genannten Kreishauptmanns, so daß beider Sohn, Herr Appellationsrath von Zedtwitz zu Zwickau, sowohl von väterlicher als von mütterlicher Seite von Gellerts Freunden abstammt.

aber das sind Kleinigkeiten, die sich bald heben lassen. Genug, Ihr Brief ist schön und richtig gedacht. Ich habe ihn in Gedanken ins Lateinische übersetzet und er blieb immer gut; wer weis, wie schön er erst im Griechischen klänge! Zittern Sie also nicht mehr, wenn Sie an mich schreiben, sondern schreiben Sie getrost und glauben Sie, daß Sie natürlicher schreiben, als der Professor mit aller seiner Kunst, daß Sie so gut schreiben, als die Tochter der Sevigné, die Gräfinn von Grignan, deren Briefe die Mutter so oft lobt. Ich denke, Sie sollen diese Belohnung bald auch von Ihrer gnädigen Mama erhalten, die der Frau von Sevigne so wohl in der besondern Liebe zu ihrer Tochter als im Style ähnlich ist. Vielleicht habe ich meine Belesenheit niemals wahrer und richtiger angebracht, als an diesem Orte.

Es bleibt also dabey, gnädiges Fräulein, daß Sie gut schreiben und in einem Jahre vortrefflich schreiben werden; so wie Sie itzt ein liebes Fräulein sind und in wenig Jahren die liebenswürdigste Gemahlinn seyn werden. Daß Sie meine Briefe der gnädigen Mama gezeigt haben, ist sehr fromm, und für mich etwas gefährlich; mehr weis ich nicht davon zu sagen. Ihren Brief, als ein Hofmann, würde ich behalten haben, aber als Professor schicke ich Ihnen denselben mit einigen kleinen Aendrungen zurück. Vergeben Sie mir diese pedantische Dienstfertigkeit. Vielleicht habe ich bald selbst das Glück, Ihnen die Hochachtung persönlich zu bezeugen, mit der ich auf die vollkommenste Art bin

Leipzig, den 18. Decbr. 1758.

Ihr gehorsamster Diener
C. F. Gellert.

4.

Gnädiges Fräulein,

Sie haben Ihr böses Fieber wieder bekommen, und zwar bald nach meinem letzten Briefe? Das ist traurig. Bald dürften Sie denken, daß ich Ihnen das Fieber ancorrespondirte; und wer weis, ob es die gnädige Mama nicht schon gedacht hat. Aber ich armer Mensch, ich bin wohl unschuldig; und warum sollten meine Briefe, meine treuherzigen Briefe, eine so böse Wirkung thun? Nein, ich wage es getrost, mitten in Ihrem Fieber an Sie zu schreiben. Hat doch ein Poet ehedem durch sein Trauerspiel ein Gespennste vertrieben; wer weis, ob ich durch meine Prosa nicht auch ein Fieber wegschreiben kann. Aber das Trauerspiel war schlecht. Nun, gnädiges Fräulein, deswegen machen Sie sich keinen Kummer. Ich bin seit dem dritten Feyertage so hypochondrisch, daß ich mir zutraue, es mit jedem Menschen in schlechten Briefen und Gedichten aufzunehmen und, um witzig zu reden, mich selbst zu übertreffen. Ich wollte nach Benau reisen und machte alle Anstalt, und blieb da. Ich wollte nach Welkau mit meinem Bruder reisen und schickte nach dem Wagen und blieb da. Ich wollte Fürsten und Grafen zum neuen Jahre Glück wünschen. Herr Goedicke mußte mir eine Feder schneiden, ich setzte mich nieder u. schrieb an keine Fürstinn, ich schrieb an das Fräulein von Schönfeld, die das Fieber hat. So zweydeutig sieht es heute und gestern in meinem Herzen aus; und ich sollte keinen Brief zu Wege bringen können, vor dem sich das Fieber fürchten müßte? O das Vertraun habe ich zu meinen Gedanken. Aber, werden Sie fragen, warum sind Sie denn so hypochondrisch? Ja, gnädiges Fräulein, dieses kann ich Ihnen nicht so genau sagen. Die Bücher — o, hüten Sie sich vor den Büchern! Die civil und militair Besuche; o

wenn doch keine nach Welkau kämen! Die vielen Briefe, in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antwörten weis; o hüten Sie sich vor den Briefen, auch vor den meinigen, wenn Sie können. Ich las unlängst, daß der Poet[17]) Campistron zugleich Sekretair des Herzogs von Vendome und nicht gar zu sorgfältig in Beantwortung der Briefe gewesen, und ich gewann den Mann heimlich lieb. Ich las fort und fand, daß er bey dem Beschlusse eines alten Jahres mit unendlicher Mühe ein großes Packet Briefe verbrannt und daß der Herr von Vendome, der ihm zugesehen, gesaget hätte: le voilà tout occupé à faire ses réponses! Dieser Gedanke oder vielleicht die Sache selbst gefiel mir unendlich, und wer weis, ob ich morgen zum letzten Tage im Jahre meine unbeantworteten Briefe nicht größten Theils auch so geistreich beantworte; — und ich, Herr Professor, die Ihrigen vielleicht auch so. — Von Herzen gern, gnädiges Fräulein, nur diesen nicht, wenn er etwan für das Fieber gut seyn sollte. — Vier ganzer Seiten zu beschreiben und das mit Nichts? Ja wohl, gnädiges Fräulein, das kann Niemand so leicht, wenn er nicht sehr hypochondrisch ist. Mein Herz sagt mirs, daß Sie das Fieber itzt verläßt, nun kann ich also mit Ehren schließen. So bald ichs gewiß weis, daß Sie gesund sind, so komme ich vor Freuden nach Welkau; wenigstens ist es itzt Wahrheit, vielleicht ist es auch alsdann

17) Ludwig Campistron, ein Jesuit, welcher 1660 zu Toulouse geboren war, ein geschätzter Redner und Dichter. Seine Trauerreden auf Ludwig XIV. und den Dauphin, ferner eine Ode: sur le jugement dernier und endlich mehrere Trauerspiele nach dem Muster Racine's, dem er als Freund nahe stand, erwarben ihm allgemeinen Beifall. In seiner Eigenschaft als Geheimschreiber des Herzogs von Vendome begleitete er denselben auf seinem italienischen Feldzuge und machte ihn mit dem später so berühmten Albereni bekannt, den er zu geheimen Aufträgen empfahl. Campistron starb zu Toulouse im Presbyhause seines Ordens im März 1737.

noch wahr, wenn Ihre Herren Brüder zurückkommen, die ich ergebenst grüße. Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, und in dem neuen Jahre vollkommen gesund. Ich wünsche es und bin (ich dächte ich könnte die Unterschrift weglassen).

Leipzig, den 29. Decbr. 1758.

Gellert.

P. S.

Gnädiges Fräulein, noch eine Hausangelegenheit die ich Ihnen vertraun will. Der Herr Graf Watzdorf [18]) in Lichtewalde hat einem Vetter [19]), den ich bey mir im Hause habe,

18) Friedrich Carl Graf von Watzdorf auf Lichtewalde, geboren 27. März 1697, Chursächsischer wirkl. Geh. Rath, des bekannten Cabinetsministers Sohn, war seit dem 27. Mai 1723 mit Henriette Sophie Friderike Gräfin Vitzthum von Eckstädt, der am 3. November 1701 gebornen Schwester des Generals, vermählt. Sie ward am 28. August 1764 Wittwe und starb am 18. April 1772 zu Lichtewalde, welche Besitzung in Folge ihres Testamentes an die Vitzthumsche Familie überging.

19) Jedenfalls ist der hier Genannte Gabriel Christlieb Meese, der am 21. Mai 1738 zu Hannichen geborne Sohn des dortigen Bürgermeisters und Stadtschreibers Friedrich Gottlieb Meese (dessen Vater Diakonus zu Leisnig gewesen) aus seiner Ehe mit der am 23. März 1701 gebornen Schwester Gellerts, Johanne Auguste. Er hatte sie am 30. Mai 1718 geheirathet und starb zu Hannichen d. 17. Mai 1764; seine Frau war ihm schon am 6. April 1753 vorangegangen.

Aus den von Leuchte herausgegebenen Familienbriefen Gellerts ergiebt sich, daß Gellert seinen Neffen Gabriel bereits im Jahre 1755 zu sich genommen hatte (Brief v. 31. Dec. 1755), jedoch mit dessen Aufführung nicht zufrieden sein konnte. In der Correspondenz mit seiner Schwester ist dieser Gabriel vielfach Gegenstand seiner Klagen; er ließ ihn von Leipzig wegnehmen, sich jedoch bereden, es im Jahre 1758 noch einmal mit ihm zu versuchen. Abwechselnd ging es besser, jedoch hielt die Besserung nicht nach und den 4. Juni 1763 schreibt Gellert, Gabriel sei nunmehr unter des General Borks Compagnie. Da er in dieser seiner Stellung als Musketier bald Merkmale eines blöden Verstandes gezeigt und 1766 in wirkliche Gemüthszerrüttung verfallen war, so beantragten seine drei Oheime 10. Juli

einen Tisch im convictorio auf ein Jahr gnädig ertheilet. Dieses Jahr und diese Gnade gehen itzige Ostern zu Ende, und mein Vetter fragt mich, was er machen soll. Ich habe ihm geantwortet, daß ichs so wenig wüßte, als er. Aber der gute Mensch, der itzt so fleißig ist, dauert mich doch. Bitten Sie also die gnädige Mama, wenn Sie an Ihre Excellenz die Frau Gräfinn schreibt, daß sie eine Vorbitte für diesen Menschen, der Meese heißt und aus meiner Vaterstadt Haynichen gebürtig ist, einlegt. Sein Vater mag nach Lichtenwalde mit einem Memoriale reisen; vielleicht kann er auf ein Jahr prolongation erhalten, wenn anders die Frau Gräfinn sich dieser Staatsangelegenheit annehmen kann. Wenn ich Geld hätte, so wollte ich lieber einen Tisch im convictorio stiften, als der gnädigen Mama diese Vorbitte zumuthen; aber aus Pflicht und um ein gutes Werk zu thun, muß ich die Regel der Bescheidenheit vergessen. Der Mensch verdienet die Gnade; das ist mein Trost und die einzige Entschuldigung in meinem Herzen.

G.

1766, da es nothwendig sei, ihn zu Verhütung künftig zu besorgender Unglücksfälle unter beständige Aufsicht zu stellen, ihn als Armen auf Lebenszeit in das Zucht- u. Waisenhaus zu Waldheim aufzunehmen, welchem Gesuche entsprochen wurde.

Noch auf dem Sterbebette verlieh Gellert die Sorge um diesen Unglücklichen nicht und die Bekümmerniß, daß er seine Freiheit weiter erlangen und Nutzen ausüben könne, weshalb er Anordnung traf, daß von seiner geringen Verlaßenschaft 100 Th. in das Armenhaus nach Waldheim gezahlt würden, damit Meese zeitlebens daselbst detinirt würde. Das Geld ward 1770 zur Hauptkasse eingezahlt; ob Gabriel zu Waldheim verblieben, ist zweifelhaft, denn es liegt und das Concept einer von derselben am 15. März 1770 an seines Vaters Bruder, den Advocaten Meese in Osbeck gerichteten Anfrage vor: ob er erbötig sei den Neffen, der sich seiner Freiheit wünsche und um seine Entlassung aus dem Krankenhause nachgesucht habe, zu sich zu nehmen, wie dieser auf Befragen angegeben hätte.

Den 2. Januar 1759. Dieser Brief, gnädiges Fräulein, ist aus Mangel der Gelegenheit liegen geblieben, und er kommt auch in jedem Jahre noch zu rechter Zeit. Heute wollte ich ihn, nebst dem Hrn. von Miltitz und meinem Bruder selber überbringen, aber der Schnee hat uns zurück gehalten und über dieses bin ich auch nicht wohl. — Weil Sie besser französisch verstehen als ich: so schicke ich Ihnen einige Uebersetzungen von dem Hrn. Obersten Gersdorf zur Critick. Auf diese Weise erlangen Sie einen Innhalt zu einem Briefe an mich, den ich aber dem Verfasser gar nicht mittheilen werde. Wegen der Bitte an die Frau Gräfinn von Watzdorf füge ich noch hinzu, daß wenn die gnädige Mama das geringste Bedenken dabey findet, sie diese Bitte gar nicht erfüllen soll. Die Freytische müssen itzt so gut bezahlen, als die churfürstlichen, und eine churfürstliche Stelle kann ich durch Dr. Ludwigen erlangen. Ich hätte der gnädigen Mama gern zum neuen Jahre Glück gewünschet; allein diese solennen Gratulationen sind mir zu verdächtig, und es gehört ein besseres Herz dazu, sie im stillen zu thun.

5.

Leipzig, den 22. Jan. 1759.

Gnädiges Fräulein,

Ihr letzter Brief ist so schön, daß ich mit aller critischen Bosheit nichts daran auszusetzen weiß; und wenn Sie bloß deswegen mit mir correspondiren wollen, um Ihre Schreibart zu verbessern: so sehe ich zu meinem Unglücke, daß unsere Correspondenz nicht lange dauern wird. Aber, gnädiges Fräulein, Sie spielen ja den Flügel auch sehr schön, und deswegen hören Sie doch nicht auf, fort zu spielen; ich dächte also, Sie hörten

auch nicht auf, an mich zu schreiben. Sie werden mir vielleicht antworten, daß Sie nichts zu schreiben wüßten; so schreiben Sie mir nur, daß Sie nichts zu schreiben wüßten, daß Sie mehr zu thun hätten, daß Ihnen das Schreiben beschwerlich fiele; so habe ich kaum Materie, Sie zu widerlegen. Oder darf ich Ihnen einen andern Vorschlag thun? Ich weiß, daß Sie lesen; könnten Sie nicht zuweilen mit mir von den Büchern reden, die Sie lesen, von dem was Ihnen darinne gefallen, oder nicht gefallen hat? Ich, zum Exempel, habe seitdem ich von Welkau zurücke bin, den ersten Theil von dem Magazin des Enfans zum zweytenmale gelesen, ein Buch, das die Frau von Beaumont in London [20]) geschrieben hat, und das ich herzlich gern geschrieben haben mögte; aber es ist so schön, daß es alle witzige Köpfe in Frankreich und Deutschland nicht schreiben können. Mit einem Worte, gnädiges Fräulein, es ist eins von den seltnen Büchern, das Kinder und erwachsne Leute mit gleichem Vergnügen lesen. Ich habe nur die deutsche Uebersetzung; allein ich kann Ihnen auch das franz. Original verschaffen, wenn Sie es lesen wollen. Wie viel Ehre ists für Ihr Geschlecht, daß die Welt dieses Buch einem Frauenzimmer zu danken hat, so wie man sagt, daß die besten Charactere und Beschreibungen im Grandison von der Tochter des Autors herrühren sollen. Wäre diese Tochter eine Deutsche und keine Engländerinn, ich hielte bey ihrem Vater um sie an, ohne sie gesehen zu haben. — Also lesen Sie nichts, Herr Pro-

20) Jeanne le Prince de Beaumont, geboren 1711, gestorben 1780, trat 1748 in dem Triomphe de la vérité als Schriftstellerin auf, gab in London die Magasins des enfants, des adolescents, und des pauvres, Anfangs als periodische Schriften heraus; in Form von Gesprächen enthalten sie eine vollständige Abhandlung über die Erziehung. Von ihr sind ferner: Lettres d'Emérance, Lettres de Madame du Moutier und Cida roi de Burgo, anonym 1751 erschienen.

fesser, als Magazine für die Kinder und Romane von sieben Bänden? Nein, gnädiges Fräulein, ich lese auch andere Bücher, ob ich gleich in diese beiden sehr verliebt bin. Einer meiner Freunde sagte zu mir, als er den Grandison durchgelesen: wenn ich dieses Buch geschrieben hätte, so wüßte ich gewiß, daß ich selig werden müßte; und ich mögte es gern auch sagen, wenn es keine Sünde wäre. Aber auf andere Bücher zu kommen. Ich gerieth vor ungefehr vierzehn Tagen über das Werk eines reformirten Geistlichen in Leyden, das schon 1714 gedruckt ist, und den Titel führet: Abhandlung von der Vortrefflichkeit der christl. Religion. Der Verfasser heißt Bernard.*) Ich hatte diese Schrift schon vor vielen Jahren im Französischen gelesen, und itzt las ich sie deutsch, und wer binnen dieser Zeit zu mir gekommen ist, den habe ich auch gefragt, ob er den Bernard gelesen hätte und ob es nicht ein vortreffliches Buch wäre? — Aber es scheint bey nahe als ob ich eine gelehrte Zeitung und nicht einen Brief an ein liebes Fräulein schreiben wollte. Vergeben Sie mir diese Ausschweifung, zu der mich die gnädige Mama auf gewisse Weise verleitet hat; denn da ich sie bey ihrer letzten Durchreise fragte, ob ich auch an die Fräulein Tochter indessen schreiben dürfte, so antwortete sie mir: ja, aber bringen sie ihr nur keine bösen Grundsätze bey. — Nun, ich rufe alle Länder zum Zeugen an, ob in diesem Briefe böse Grundsätze sind; trockne Grundsätze sehe ich wohl, aber keine bösen. Noch ein Wort im Vertraun, gnädiges Fräulein! Hat nicht die Frau Gräfinn einen Brief im Namen des Preußisch. Husarenlieutenants nebst einem russischen Becher an mich geschickt? So bald mir die Mama das Schreiben an Sie verbietet

---

21) De l'Excellence de la Religion. Par Jacques Bernard, Professeur en Philosophie et en Mathématiques dans l'université, et Pasteur de l'Eglise Wallonne à Leide. A Amsterdam chez R. et G. Wetstein. MDCCXIV. 2 Thle. 8.

so weis ich was ich thue. Ich stehe mit einer gewissen Fürstinn, die, wie die Zeitungen sagen, sich mit unserm Könige[22]) vermählen wird, in Correspondenz, da werde ich diesen Brief nehmen, in welchem Allerhand Verfängliches steht, und ihn der künftigen Königinn — — Ich habe keinen Platz mehr, alles herzuschreiben, was ich thun werde. Indessen will ich Ihnen doch einen wahren Brief von dem gedachten Husarenlieutenant hier beylegen. — Leben Sie wohl, sehr wohl, gnädiges Fräulein!

Glrt.

6.

Gnädiges Fräulein,

Ich hatte kurz vorher, als ich heute Ihren gütigen Brief erhielt, verschiedene Briefe und Uebersetzungen von jungen Herren durchgelesen und verbessert. Ach, rief ich, da ich den Ihrigen gelesen, warum schreiben doch die jungen Herren nicht so, wie dieses Fräulein! so dürftest Du nichts thun, als lesen und loben und Dich über ihre Geschicklichkeit erfreuen. Die bösen jungen Herrn! und das gute junge Fräulein! Warum hat doch Ihr Geschlecht in Ansehung der Briefe so viel Vorzüge vor dem unsrigen? Vermuthlich weil sie das Natürliche weniger durch die Kunst verdrängen. Meinen Ausspruch durch ein neues Exempel zu beweisen, so schicke ich Ihnen hier einen Brief, den die Gräfinn von Obergreiz[23]) an mich geschrieben. Er hat eine gewisse

22) Friedrich August II. war seit 17. November 1757 Wittwer.

23) Conradine Eleonore Isabella, Heinrichs XXIV. Grafen zu Reuß-Köstritz Tochter, geboren 22. December 1719, war seit 4. April 1743 mit Heinrich XI. Grafen Reuß in Ober-Greiz vermählt, der nach dem, am 17. März 1768 erfolgten Tode des letzten Grafen von Unter-Greiz beide Linien vereinigte und am 15. Mai 1778 in den Reichsfürsten-Stand erhoben wurde. Die hier Genannte, die am 2. Februar 1770 mit Hinterlassung von vier Söhnen und drei Töchtern starb, ist somit die Stammmutter des fürstlich Reuß-Greizischen Hauses.

ungekünstelte Schönheit, die nicht in das Auge fällt, und doch dem ganzen Briefe den Werth ertheilet. Schicken Sie mir ihn, wenn ich bitten darf, nebst dem Briefe von meinem Maecenaten, dem Husarenlieutenant, wieder zurück, oder Sie stehen in Gefahr, daß ich diese Briefe zum Vorwand nehme und ehstens nach Wellau reise. In der That ist es mir im Herzen lieb, daß ich dem Herrn Generale, bey seiner letzten Anwesenheit in Leipzig, nicht habe meinen Respect bezeugen können; denn nun erforderte die Pflicht, daß ich ihm bald in seiner Bibliotheck aufwarte. Der verlangte Bernard, gnädiges Fräulein und unermüdete Correspondentinn, folgt, aber nur deutsch; denn französisch habe ich ihn nicht. Gefällt er Ihnen indessen im Deutschen schon, so will ich sorgen, daß Sie ihn ehstens Französisch erhalten. Ueberhaupt, gnädiges Fräulein, bin ich Ihr großer Schuldner und ich streite noch mit mir, wie ich Ihre schönen Briefe belohnen soll. Bücher habe ich, so wie die großen Herren Tabattieren und goldne Uhren haben, um Praesente zu machen; und ich habe es ausgerechnet, daß ich ungefehr zweyhundert Ihrer Briefe belohnen kann, wenn das Buch der Belohnung nicht über einen Louisdor kömmt. Aber auf mehr als zweyhundert Briefe, gnädige Correspondentinn, lasse ich mich nicht ein; und diese dürfen Sie auch nicht in einem Jahre schreiben; denn was wollte ich im Jahre 1760 anfangen, wenn meine Bibliotheck in dem itzigen schon verschenket wäre? In Ihrem letzten Briefe an die gnädige Mama haben Sie mich, ich weiß es sehr wohl, erstaunend gelobt. Ich will nicht sagen, daß ich den Brief gelesen; denn ich war zu bescheiden dazu; aber bey aller meiner Bescheidenheit fühlte ich doch eine gewisse Eitelkeit, die ich mir nie vergeben haben würde, wenn es nicht ein Lobspruch von Ihnen und ein so gutherziger Lobspruch gewesen wäre. — Ich habe diese Woche einen großen Verlust erlitten, den größten

der mir übrig gewesen ist. Wollen Sie den beygelegten Brief an einen Freyherrn von Crausen[24]), der seine Güter im Fränkischen hat, lesen: so werden Sie mich zum Theile beklagen, zum Theile sich freuen. Mein Famulus hat ihn abgeschrieben und ich bitte mir diesen Brief wieder aus, den ich als eine Beylage zu meinen Memoiren gebrauchen will.

Dieser Brief folgt ihr nicht, die Sache ist auch nicht so merkwürdig.

Ich küsse der gn. Mama mit der größten Ehrerbietung die Hand, empfehle mich Ihrer Excellenz dem Herrn Generale zu beharrlichen Gnaden und habe die Ehre Zeitlebens zu seyn

Ihr gehorsamster Diener

C. F. Gellert.

Leipzig, den 25sten Januar 1759.

Ich bin so einfältig, daß ich mir keine Feder bessern kann; darum schreibe ich diesesmal so unleserlich. Vergeben Sie mirs. — Ich schicke Ihnen auch den Anfang von einem Wochenblatte, das der Oberhofprediger Cramer[25]) in Copenhagen

---

24) Carl Wilhelm Christian Freiherr von Crausen auf Schönwald und Sechskiefer, im Oels-Bernstädtischen geboren 1714, seit 1745 Oberhofmeister der verwittweten Herzogin Charlotte Philippine von Würtemberg-Oels, geborner Gräfin Redern, ward 1757 Sachsen-Coburg-Meiningischer Geheimer Rath und starb 1772.

25) Joh. Andreas Cramer, geb. zu Jöhstadt bei Annaberg 20. Januar 1723, studirte seit 1742 zu Leipzig Theologie und schloß sich dem Kreise der Ebert, Joh. Elias Schlegel, Gärtner, Gellert, Klopstock u. Rabener an, welche eine Umbildung des deutschen Geschmackes bewirkten. Er begann 1745 Vorlesungen zu halten, ward 1749 Prediger zu Kröllwitz bei Magdeburg, 1750 Hofprediger zu Quedlinburg, 1754 durch Klopstocks Einfluß Oberhofprediger und Consistorialrath zu Copenhagen und 1765 Professor der Theologie. Die Revolution, durch welche Graf Struensee und die

schreibt. Es hat es Niemand noch, als ich; aber ich habe wegen der Entfernung und des theuren Porto auch nicht mehr als 15 Stücke.

7.

Gnädiges Fräulein,

Also sind Sie schon wieder krank gewesen? Das ist betrübt! Warum muß doch das arme Kind immer krank seyn, sagte die Herzoginn letztens zu mir? und ich antwortete sehr zuversichtlich und vielleicht auch sehr wahr, weil sie künftig länger gesund seyn soll, als andere. Bey Gelegenheit der Herzoginn muß ich eine kleine Ausschweifung machen. Er steht ja gar mit dem Fräulein in Correspondenz, fuhr sie fort, und wie ich höre in einer feinen Correspondenz. Er hetzet gar die Tochter wider die Mutter auf. — — Ich, Ihre Durchlaucht? Das ist schrecklich! — — Ja freylich ist es schrecklich; aber gleichwohl soll er ihr böse Grundsätze beybringen und ihr allerhand gefährliche Bücher, Romane und Contes des Fées empfehlen, auch wohl zuschicken? — — Darf ich fragen, Ihre Durchlaucht, wer Ihnen alle diese Nachrichten gegeben hat? — Die Mutter selber, rief sie; und ich rief: o die böse Mutter! ich hatte mir doch schon seit einigen Jahren vorgenommen, mich vor allen Gräfinnen zu hüten; aber es hat mir nicht so gut werden sollen. Wenn es Ew. Durchlaucht befehlen, so will ich Ihnen so gleich einige von

---

Königin Caroline Mathilde seyn, hatte auch für Cramer viele Kränkungen zur Folge und bewog ihn, 1771 einen Ruf als Superintendent nach Lübeck anzunehmen; 1774 ward er jedoch wieder nach Kiel als Professor und erster Professor der Theologie berufen und zehn Jahre später zum Kanzler und Curator der Universität ernannt. Er starb zu Kiel am 12. Juni 1798.

den Briefen der Fräulein hohlen, damit sie selbst sehen, was wir für eine gefährliche Correspondenz führen. Die Fräulein schreibt, wie sie denkt und redt, unschuldig und natürlich schön; u. ich schreibe, wie ich auf dem Catheder rede, offenherzig u. decentenmäßig. Nun, sagte sie, bleibe er nur da. Ich will ihm dasmal mehr glauben, als der Gräfinn. Aber wenn ich ihm rathen soll, so reise er nicht mehr nach Welle. Die Gräfinn und der Graf haben etwas wider ihn, was es auch seyn mag. Es kam mir vor, [illegible] glaubten sie, er hätte die Mademoiselle Baret unter der Zeit entführen wollen, da sie im Stürmenthal gewesen. Bleibe er bey mir; ich will ihn wider die Gräfinn in Schutz nehmen; aber räche er sich nicht selber. Nein sagte ich, Ihre Durchlaucht, die Rache ist mein Fehler nicht; aber der Fräulein will ich mein Schicksal klagen. Dieses habe ich gethan, gnädiges Fräulein, und nunmehr komme ich wieder zu Ihrer Krankheit oder vielmehr zu Ihrer Gesundheit, zu der ich Ihnen von Herzen Glück wünsche und um die ich bete. — (Dann auch um die Gesundheit meiner Mama?) Ja, gnädiges Fräulein, aber seit dem ich bey der Herzoginn gewesen, wird mir diese Pflicht etwas sauer; doch was wäre die Tugend, wenn sie keine Ueberwindung kostete. Endlich kann ich nicht läugnen, daß sie mir durch Dr. Ludwigen Ihre Gesundheit hat entsündigen lassen; und dieses ist doch viel Gnade von ihr, so wie es für mich viel Freude war. Dr. Ludwig kam gestern Abend in das Concert und kaum sah er mich, so rief er mit aller seiner guthergigen Hitze: Herr Professor, sie ist wieder besser, die Fräulein; ich soll es Ihnen sagen, die Fr. Gräfinn hat mirs ausdrücklich befohlen, weil Sie die Fräulein sehr lieb hätten. Das hörten nun wohl mehr als zwanzig junge Herren, von denen mir einige ziemlich finstre Gesichter machten, insonderheit der ältesse Herr von Schulenburg und der Herr von Bittich und

der Graf Werther; aber Doctor Ernesti[26]), der auch zugegen war, lobte meinen Verstand und meinen Geschmack. So geht es in der Welt, was einer lebt, das tadeln zehne. — Aber gnädiges Fräulein, damit Ihnen meine Correspondenz nicht zur Last werde: so antworten Sie mir, ich mag nun noch so oft schreiben, doch nicht öfter, als monatlich einmal und kehren Sie sich nicht an die Länge meiner Briefe; sie ist kein Verdienst. Wenn ich mehr Zeit hätte, sagt ein witziger Franzose, so würden meine Briefe nicht so lang werden. Ich will es auch gesagt haben, und mich Ihnen zugleich zu Gnaden empfehlen ꝛc.

Gellert.

Leipzig, den 1. Februar. 1750.

8.

Gnädiges Fräulein,

Nein, das kann ich nicht ausstehen! Lieber will ich den Zorn aller Königinnen dulden, als die Ungnade der Gräfinn von Vitzthum. In dieses Unglück bringt mich die Herzeginn, daß sie mir Unwahrheiten erzählet, und Sie, gn. Fräulein, daß Sie diese Unwahrheiten der Mama lesen lassen. Warum habe ich doch Schreiben gelernet, wenn ich nur zu meinem Unglücke schreibe? Ach, liebstes Fräulein, werfen Sie sich doch den Augenblick der gnädigen Mama zu Füßen und wenden Sie alle Beredsamkeit der Mine, der Stimme und der Thränen an, um für

26) Joh. August Ernesti, geb. zu Tennstädt in Thüringen 1707, ward 1734 Rector der Thomasschule zu Leipzig, später Professor der alten Litteratur, der Beredsamkeit und der Theologie an der dortigen Universität, in welcher Stellung er 1781 gestorben ist. In der Theologie vertrat er, im Gegensatze zu Gellert, eine etwas freisinnige Richtung.

mich Vergebung zu erhalten. „Theuerste Mama, ich bitte für meinen unglücklichen Correspondenten, den armen Professor; ich bitte Sie bey der Liebe, die Sie gegen Ihre gehorsame und kranke Tochter, bey der Liebe, die Sie für Ihre Söhne, meine Brüder und noch mehr, bey der Liebe, die Sie für den gnädigen Papa haben, bey dieser Liebe bitte ich Sie, vergeben Sie Gellerten. Hat er jemals das Glück gehabt, Ihnen durch seine Schriften und durch sein gutherziges Wesen zu gefallen; o so vergeben Sie ihm! Er ist durch seine Reue bestrafet genug, warum wollen Sie ihn noch durch Ihre Ungnade bestrafen, und seine Krankheiten durch Kummer vermehren? Ich stehe nicht eher von Ihren Füßen auf, bis ich die Erfüllung meiner Bitte von Ihnen erhalte."

Sind Sie glücklich mit dieser Rede, gn. Fräulein; nun so schicken Sie mir diese freudige Nachricht durch Friedrichen zu Pferde. Erhalten Sie aber keine Vergebung, nun so melden Sie mir wenigstens den Tag, wenn die Frau Gräfinn nach Leipzig kommen wird, damit ich mich entferne. Es ist mir nicht möglich, eine Dame auf mich böse zu sehen, für die ich, wie alle Menschen wissen, die meiste Hochachtung auf der ganzen Welt habe. Die gute Herzoginn! Es wird ihr auch nicht viel Seegen bringen, daß sie sich so an mir versündiget. — Der Herr General, das ist wirklich der gnädigste Herr in Sachsen, der läßt mich doch noch grüßen, ungeachtet er weis, daß seine Gemahlinn nichts mehr von mir hören und sehen will. Wenn ich wüßte, daß ich ihn auf der Jagd allein sprechen könnte; ich glaube, ich gienge zu Fuße nach Wellau, um ihm demüthig zu danken.

Ich kann nicht mehr schreiben, gnädiges Fräulein und auch keine Collegia mehr lesen, so satt bin ich des Lebens, seit dem ich Ihren letzten Brief erhalten. Lernen Sie an meinem

Fehler vorsichtig und an meinem Unglücke gelassen seyn! Ich gebe Ihnen diese Regel mit Fleiß, damit Sie mir nicht mehr verwerfen, daß ich Ihnen lauter Lobsprüche schriebe. Ich bin

Ihr ergebenster und unglücklicher Correspondent

Gleri.

Leipzig, den 6. Februar 1750.

P. S.

Ich habe das seltne Glück gehabt, bey meinem Leben zu erfahren, was die Leute nach meinem Tode von mir sagen werden. Man hat nämlich der Fürstinn von Zerbst[27]) in Paris die Nachricht hinterbracht, daß ich todt wäre; darauf schreibt sie an den jungen Herrn von Bosen[28]), bezeugt ihm ihr Mitleiden und hält mir eine kleine Lobrede, die ich Ihnen

27) Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp, geboren 24. October 1712, vermählt 8. November 1727 mit Christian August, Fürsten zu Anhalt Zerbst, preußischem Generalfeldmarschall und Gouverneur von Stettin. Wittwe seit 16. März 1747 und Landesregentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes bis 1752. Kurz vor dem hier erwähnten Zeitpunkte hatte sie sich in Paris niedergelassen, wo sie am 30. Mai 1760 gestorben ist. Sie war die Mutter der Kaiserin Katharina II. und selbst eine Fürstin von ausgezeichneten Geistesgaben. Dies und der Umstand, daß ihr Gemahl in preußischen Diensten stand, war bei der vom Berliner Hofe durchgesetzten Vermählung des Großfürsten, späteren Kaisers Peter III., mit der Prinzessin von Zerbst, von Einfluß.

28) Friedrich Carl Bose, geboren am 31. December 1727 zu Weißenfels, wo sein Vater herzoglicher Vice-Canzler war. Er begann seine Laufbahn als Page bei der Fürstin von Zerbst (s. die vorige Note), die ihn, bei seiner Inscription in Leipzig, den 22. December 1755 an Gellert empfahl, und dieser gewann den jungen Mann sehr lieb. Im Jahre 1760 ward Bose als fürstlich sächsischer Regierungsrath und Kammerjunker nach Coburg berufen und in demselben Jahre erwarb er durch Kauf die Major-Präbende im Domstifte Naumburg. Er starb zu Rom am 28. April 1764 in Folge eines Blutsturzes und ward auf dem dortigen protestantischen Kirchhof beerdigt.

auszeichnen will, weil Sie die Hand nicht werden lesen können. Es ist freylich ein großes Lob; aber wird mich deswegen eine Gräfinn von Bitzthum nach meinem Tode auch loben? Bey den itzigen Umständen nimmermehr; und gleichwohl würde ich ihren Beyfall gern mit dem Lobe einer Prinzessinn vertauschen. O wie eitel ist alles Glück der Welt! Vor wenig Wochen besaß ich noch ihre Gnade und heute trage ich ihre Ungnade.

Ihr letzter Brief, gn. Fräulein ist recht sehr schön geschrieben; das muß ich sagen. — Die genannte Stelle aus dem franz. Briefe habe ich nicht ausgezeichnet; es war mir zu eitel. Die Madem. Varet mag sehen, ob sie dieselbe lesen oder errathen kann. Den fremden Brief schicken Sie mir ohne alle Antwort wieder zurück, weil er nicht mein ist.

V.

Gnädiges Fräulein,

Haben Sie die Gnade und sagen Sie dem Herrn General, daß ich Herr Hezeln als Bitzthumischen Bibliothecarium in Pflicht genommen habe und daß er nur den Befehl zu seinem Aufbruche erwartet. Es ist ein sonderbares aber gutes Geschöpf und ungefehr seit zwölf Jahren mein Zuhörer. Sie können ihn in Wellau zu allem machen, nur zu keinem Hofmanne. Er kennt Bücher, viel Bücher, und wenig Menschen. Soll er die Jugend in Wellau im französischen unterrichten? o das kann er. Im Italienischen? o das kann er auch. Im Lateinischen, im Griechischen? Warum das nicht? In der Mathematick? Auch darinne ist er nicht fremd. In der Poesie? Er macht bessere Gelegenheitsgedichte, als ich. In der Musick? das dächte ich; er spielt, ich weis nicht wieviel Instrumente

und singt auch. Kann er nicht auch tanzen? Nein, gnädiges Fräulein, das kann er nicht, und das werden Sie auch bald an seinem Gange sehen. Einen Tanzmeister kann er also nicht abgeben. Ein gut Herz, ja das hat er auch, ein furchtsames, hypochondrisches, eigensinniges gutes Herz, und wenig äußerliche Lebensart, das hat er. Er ist uninteressirt, wie ein Poet, und in seiner Art gutthätig, wie die Gräfinn Vitzthum in ihrer Art. Ist das nicht ein sonderbarer Mensch? Ja wohl, gnädiges Fräulein, ein Original. Er schreibt auch keine schlechte Hand und er wird troz aller seiner Furchtsamkeit für den Hrn. General durchs Feuer gehen, so ehrlich ist er. — Aber, sagte er, da ich ihn in Bestallung nahm, die Frau Gräfinn wird mich nicht leiden können. Nichts weniger, Herr Hetzel, die Frau Gräfinn ist die Gutheit und Herablassung selbst; sie kann mich leiden und ich bin doch eben der angenehmste Mann im Umgange nicht; und wenn sie Ihnen auch einmal eine Satyre sagt, so denken sie daran, daß sie mir auch welche sagt. — Dieser Herr Hetzel will also wissen, welchen Tag er kommen darf, und ich wollte, daß er bald fortgienge, ehe er Nein sagt. Wäre es gut Wetter, so schickte ich ihn auf den Montag zu Fusse fort; denn er geht gern; er kann aber auch ein frommes Pferd reiten, so wie ichs reiten kann. — Das war von Herr Hezeln gerecht. Nun will ich von mir reden. Die Kayserl. Franzisean Academie der Künste in Augspurg[29]) hat mich zu ihrem Rathe ernannt, wie Sie aus dem Postscripte des beyzelegten Briefs, den Niemand lesen kann, sehen werden. Also bin ich Rath

(Ich habe den Brief weggelassen, er ist nicht zu lesen und zu verstehen.)

29) Die Errichtung einer Kunstschule zu Augsburg fällt in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Kaiser Franz I. verlieh ihr große Freiheiten, so daß sich aus ihr allmählig eine Academie mit einem Director und auswärtigen Mitgliedern bildete.

und wenn ich Praesident werde, so bin ich auf lebenslang geadelt, aber nach dem Tode nicht; denn es erbt nicht auf die Nachkommen. Wenn Sie also ein Fräulein kennen, die mir an Jahren gleich ist, ich bin drey und vierzig, und am Character, ich bin eigensinnig und ziemlich mürrisch und rede den ganzen Tag nicht viel: so fragen Sie solche: ob sie einen Mann, der Rath in Augspurg, wo sie die feine Silberarbeit machen, geworden ist und der wohl mit der Zeit noch Geheimberath bey der Augspurgisch Kayserlich Franciscus Academie der freyen Künste werden könnte, zu ihrem Gemahle wählen wollte. Für diesen kleinen Dienst, gnädiges Fräulein, will ich Ihnen nächstens eine kleine deutsche Bibliothek im Manuscripte schicken, weil sie doch einmal unserer Muttersprache durch Ihre Briefe so viel Ehre machen. Bleiben Sie nur gesund, denn ich versorge Sie auf vierzig bis fünfzig Jahre mit Büchern.

Ihr gehorsamster Diener.

Girt.

Leipzig, den 24. Februar 1759.

Heißen Sie mich im Briefe nicht mehr Hochedelgeb. Hr. Professor, sondern Rath. — Lassen Sie doch das beschwerliche Hochedelgeb. künftig in der Titulatur aus und schreiben Sie bloß: Hochgeehrter Herr Professor. — Könnte nicht Herr Hetzel Montags mit Herteis Pferde nach Wellau kommen? Den Augenblick erfahre ich, daß der Prinz Heinrich hier ankommen und sich etliche Tage hier aufhalten wird, da möchte ich nun lieber drey Stunden von Leipzig, das ist, nicht weit von Wellau sein.

10.

Gnädiges Fräulein,

Sie erhalten nunmehr die kleine deutsche Bibliotheck, die ich Ihnen in dem letzten Briefe versprochen habe. Es fehlen uns, wie Sie sehen werden, noch gute deutsche Briefe und zwar Briefe von einem Frauenzimmer, solche wie die Sevigné geschrieben hat; und diese Lücke, gnädiges Fräulein, können Sie künftig ausfüllen. Erschrecken Sie nicht über diese gelehrte Zumuthung; ich habe vor zwanzig Jahren auch nicht gedacht ein Autor zu werden, und ich bin es doch geworden. Sie haben vor sechs Jahren auch nicht gedacht, daß Sie so stark auf dem Clavecin werden würden und Sie sind es doch geworden. Aber was soll ich denn mit Ihrer deutschen Bibliotheck anfangen, sorgfältiger Herr Professor? Das will ich Ihnen sagen. Sie sollen das Verzeichniß behalten, und wenn Sie Lust haben, ein deutsches Buch zu lesen, sich eins daraus auszeichnen und mir den Titel zuschicken, weil ich alle diese Bücher habe. Wenn Sie endlich itzt oder künftig, für sich oder für Ihre Nachkommen und Freunde eine deutsche Landbibliotheck anlegen wollen: so kann Ihnen mein Verzeichniß die Wahl leichter machen. Fürchten Sie nicht, daß ich Sie zum gelehrten Frauenzimmer verführen will; nein, die deutsche Sprache ist keine gelehrte Sprache, und wie ich die Gelehrsamkeit überhaupt nicht so gar sehr liebe, so dulde ich sie am wenigsten an einem Frauenzimmer. Aber man kann gute Bücher haben und lesen, ohne eine Dacier zu seyn. So bald ich das Glück habe, in Wellau zu seyn, so will ich Ihnen das, was noch dunkel in meinem Verzeichnisse ist, mündlich erklären; aber lassen Sie es wegen der kleinen Criticken, die dabey stehen, nicht in fremde Hände kommen. Wer weis setze ich Ihnen nicht auch eine

kleine französische Handbibliothek auf, ob Sie gleich die guten Bücher in dieser Sprache ohne mich kennen. Meine List läßt sich leicht errathen. Ich erhalte auf diese Weise Materie zu Briefen, welche die Mine haben, als stünde etwas wichtiges darinne. — Du armes Mutchen, wird die gnädige Mama sagen, der Professor wird Dich noch mit seinen Briefen verderben, das will ich wohl erleben. Ueber lang oder kurz schickt er Dir noch einen Buchdrucker mit ein Paar Pressen heraus, damit Du Deine und meine Werke gleich kannst drucken lassen. Es ist doch ein sonderbarer Mann. Ja wohl, gnädige Gräfinn!

Leipzig, den 26. Februar 1759.

Gert.

Herr Hetzel soll auf den Freytag mit Herr Hertein kommen; denn allein werde ich ihn wohl nicht fortbringen. Auf vierzehn Tage bis drey Wochen kann er abkommen, und der Herr General kann ihm geben, was ihm gefällt; er wird mit allem, er wird mit sehr wenigem, mit ein Paar Ducaten zufrieden seyn, und wenn es nur einige Tage währet, mit ein Paar Thalern.

P. S.

Ich lasse der gnädigen Gräfinn die Hand tausendmal für die unverdiente Vorsorge, die sie für meinen Vetter gehabt. Er mag an dem erlangten Freytische auf ihre Gesundheit essen und für das lange Leben seiner Wohlthäterinnen beten. — Herr Hertel hat mir gesaget, daß die Revision der Bibliothek nur einige Tage werden dürfte (er ist diesen Augenblick erst bey mir gewesen) und wenn es nicht länger währet, so wird Hetzel nichts versäumen, und also kann er auf den Freytag mit Hertein ohne alle Umstände hinauskommen. Er ist Hertels Land-

mann; aber zeichnen, wie ich höre, kann er nicht. Sein Kummer besteht itzt darinne, daß er kein andres als ein Preussisch-blaues Kleid hat; ich habe ihn aber schon wegen dieses Kummers, der für ihn ein kleines Verdienst ist, getröstet. — Zu Ihrem Schnupfen wünsche ich Ihnen viel Glück und dispensire Sie auf vier Wochen von allem Briefschreiben; zugleich melde ich Ihnen, daß seit Ihrer Abreise drey bis vier junge Herren krank worden sind, der eine klagt über Schlaflosigkeit, der andre über Herzensangst und der dritte über Eckel am Studiren. Wenn ich bitten darf, so besuchen Sie unsere Academie nicht so bald wieder. Der Herr von Miltitz geht zwar noch aus; aber er grüßt doch Niemanden mehr auf der Gasse. Die beiden Schulenburge sind plötzlich verreiset. Der Graf Heinrich weinet seit drey Tagen, wo er steht und geht. Der Graf Werther klagt über heftige Schmerzen in den Augen und der kleine Bodenhausen[30]) hat mit dem Baron Hohmann[31]) auf der Stube duelliret.

---

30) Hanns Friedrich von Bodenhausen auf Burgchemnitz und Nieder-Trebra, geboren 24. Mai 1745, war, zeitig verwaist, von seinem Vormund bei seiner am 15. October 1757 erfolgten Inscription auf der Universität Leipzig, unter die spezielle Aufsicht Gellerts gestellt worden. Später diente er einige Zeit in der Chursächsischen Kavallerie, verheirathete sich 1765 mit Fräulein Eleonore von Bölzig aus Klosterlausnitz und lebte darauf zu Burgchemnitz, bis ihn 1812 die Kriegsunruhen bewogen, die Güter seinen Söhnen zu übergeben und sich nach Leipzig zurückzuziehn, wo er am 12. September 1814 starb. Von seinen zwei Söhnen, Fritz und Adolph, war letzterer der Vater der Frau von Planitz, deren Güte wir nächst der gegenwärtigen Notiz auch noch die Briefe Gellerts an die Gräfin Brühl (s. den Anhang) zu verdanken haben.

31) Ein junges Paar auf der Mensur: Bodenhausen noch nicht vierzehn Jahre alt und sein Gegner wahrscheinlich nicht viel älter. Von welchem Enkel des Stifters der Gräflich Hohenthalschen Familie übrigens hier die Rede ist, haben wir nicht ermitteln können; in Leipzig studirte damals, wie es scheint, keiner von ihnen, und erst 1759 wurden Peter Friedrich Hohmann, Freiherr von Hohenthal aus Leipzig (11. April), ferner Frid.

Kleine deutsche Bibliothek für das Fräulein v. Schönfeld.

Poetische Schriften.

1) Opitzens Gedichte.

2) v. Canitz — Gedichte. Dresden 1734.

v. Haller. — —

3) v. Hagedorn — — drey Theile 1757.

Schlegels theatralische Werke nebst den Beyträgen dazu.

Uhz Oden und Lieder.

Zachariae scherzhafte Heldengedichte. Zachariae ist Professor am Carolino zu Braunschweig.

Gesners Idyllen. (Schäfergedichte. 1756.) Gesner ist ein junger Schweizer und lebt als Buchhändler in Zürich; ein trefflich Genie. —

v. Creuz Oden und Erzählungen. Hr. von Creuz ist Geheimderrath bey der Fürstinn — —. Er hatte vor einiger Zeit das Unglück, aus Eifer für seine Fürstinn einen harten Arrest zu erdulden. Einige von seinen Oden sind recht schön. Die gn. Mama wird diesen Hrn. v. Creuz wohl in Berlin gekannt haben.

Cramers Uebersetzung der Psalmen.

Gellerts Fabeln und Erzählungen. Lehrgedichte und Fabeln, geistliche Oden und Lieder.

Guilielmus und Georg Guilielmus ab Hohenthal (19. October) inscribirt. Der erstere mag der spätere Chursächsische Comitial-Gesandte zu Regensburg gewesen sein, der am 10. November 1819 zu Dresden als Conferenz-Minister starb, der zweite war der am 21. August 1810 zu Groß-Städeln verstorbene Geheime Rath Graf von Hohenthal, der dritte wahrscheinlich der 1776 zu Straßburg gebohrene einzige Sohn des Landkammerraths George Wilhelm Freiherrn von Hohenthal auf Hohenpriesnitz.

1) Martin Opitz. Der Erste, der der deutschen Poesie im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine gute Gestalt gegeben; ein Mann von Genie und Gelehrsamkeit. Er starb als Königl. Pohln. Historiographus 1639 zu Danzig an der Pest. Der Kayser Ferdinand II. hat diesen Dichter wenig Jahre vor seinem Tode geadelt. Es gefällt uns natürlicher Weise vieles im Opitz nicht, weil sich die Sprache seit anderthalb hundert Jahren sehr geändert, vielleicht auch gebessert hat. — Man hat von seinen Werken eine Amsterdamer alte Edition von 1646 — und eine neue zu Frankfurt 1743 in 4 Th. in 8 von Professor Trillern.

2) Canitz. Der Freyherr von Canitz, ein liebenswürdiger Mann, der für seine Zeit viel Geschmack gehabt, wenn er gleich nicht der stärkste Poet ist; denn in der That hat er in seinen Versen viel Mattes und Prosaisches und ist mehr in einzelnen Stellen als im Ganzen schön. Er ist 1654 in Berlin gebohren und 1699 als Geheimderrath daselbst gestorben (an der Wassersucht). Sein Character ist vortrefflich gewesen und sein Tod, wie sein Leben, christlich groß. An seinem Sterbetage ließ er sich, um frische Luft zu schöpfen, mit anbrechendem Tage an das Fenster führen und sah der aufgehenden Sonne mit unverwandten und freudigen Augen zu. „O, rief er, wenn das Anschaun dieses irdischen Geschöpfs so schön und erquickend ist, wie vielmehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er von einem Stickflusse befallen wurde und einem ihn haltenden alten Fräulein todt in die Arme sank. — Der verstorbene Hofpoet König hat seine Gedichte in Dresden herausgegeben und sein Leben weitläuftig beschrieben.

3) Haller. Sie wissen es ohne mich, daß dieser Mann

ein eben so großer Poet, als großer Medicus und überhaupt ein Wunder der Gelehrsamkeit ist. Er lebt itzt in Bern als Glied des hohen Raths.

v. Hagedorn. Er starb 1754 in Hamburg als Sekretair bey dem Englischen Contoir. Der gute Geschmack in der Poesie hat diesem Manne sehr viel zu danken und mit seinen Werken geht der gute Period in unserer Dichtkunst an. Wir haben Fabeln und Erzählungen, Oden und Lieder und Lehrgedichte von ihm. Unter den Erzählungen stehen einige freye, das ich sehr bedaure. Er ist in England mit einem Pferde ehedem gestürzt und hat sich nachher müssen trepaniren lassen.

Schlegel war ein vortrefflicher Mann. Ich habe mit ihm studiret und er würde, wenn er gelebt hätte und in Deutschland geblieben wäre, unser Corneille geworden seyn. Alles war groß an ihm, sein Herz, sein Verstand, seine Gelehrsamkeit. Er ging als sächsischer Legationssekretair nach Dänemark, ward daselbst Professor in Soröe und starb in seinem dreissigsten Jahre 1749.

Utz ist Sekretair in Anspach. Seine Oden und Lieder sind schön; doch hat er hin und wieder freye Stellen.

Prosaische Schriften.

Geistliche Reden und Schriften.

v. Mosheims Reden. — 7 Theile.

Jerusalems Reden. — 2 Theile.

v. Acken Reden — 3 Theile. Der Herr von Acken ist königl. Oberhofprediger in Stockholm, ein Mann von sehr großer Beredsamkeit, der Wunder thun würde, wenn er Cramers Sprache hätte: allein er ist sehr oft undeutsch, nicht bloß in Worten, sondern auch in Tonen. Er mag vermuthlich viel fremde Sprachen können.

Cramers Reden 7 Theile und ein Theil Passionspredigten.
Schlegels Reden. — 2 Theile.

Mosheims Sittenlehre 5 Theile in 4. Mosheims Sittenlehre ist eins von meinen Leibbüchern und ich habe eine Schwester, die es vielmal gelesen hat, ob es gleich 5 Quartbände ausmacht. Die junge Gräfinn Hoym hat mir auch gesagt, daß sie es ganz durchgelesen hätte.

Der Christ in der Einsamkeit. Der Christ in der Einsamkeit enthält Morgen- und Abendbetrachtungen in einer sehr lebhaften und zuweilen poetischen Sprache. Es ist ein Werk von wenig Bogen, das Rabener sehr hoch hält.

Michaelis Paraphrase (Umschreibung) der kleinen Episteln Pauli.

Aus dem Englischen

übersetzte geistliche Schriften.

Tillotsons Reden — 8 Theile.
Delany Reden 1 Th.
Die ganze Pflicht des Menschen.
Dobridgens Paraphrase des N. Testamentes.
Dobridgens Anfang und Fortgang wahrer Gottseeligkeit. 1750.
Law Ermunterungen an alle Christen.
Wests Betrachtung über die Auferstehung Jesu.

Delany Reden sind die christliche Moral in 17 Reden vorgetragen; ein Buch für die Welt.

Die ganze Pflicht des Menschen — Dieses Buch, das die Pflichten der Religion gegen Gott, den Nächsten und sich, nebst den Mitteln, die ihre Ausübung erleichtern, vorträgt, ist in 17 Capitel eingetheilet, daß es der gemeine Mann, für den es eigentlich geschrieben ist, wenn er alle Sonntage ein Capitel liest, im Jahre dreymal durchlesen kann. Ich habe es vor zehn Jahren und auch itzt wieder gelesen; ich mag nun zum gemeinen Manne gehören oder nicht; und Sie, gnädiges Fräulein, können künftig, wenn Sie ein Haus zu regieren haben, dieses Buch Ihren Domestiken zum heil. Christe schenken. Es ist in England ehedem mit unglaublichem Beyfalle aufgenommen worden. Der Verfasser hatte sich nicht genannt; allein ein gewisser Lord setzte, ich denke, dreissigtausend Thaler, für den Verfasser aus, wenn er sich zu erkennen geben wollte. Er that es und nahm das Geld an, aber unter der Bedingung, daß es unter die Armen ausgetheilet würde. Wenn ich Geld hätte, so hätte ich der Frau von Beaumont in London für ihr Magazin für Kinder gewiß schon zehntausend Thaler geschickt. Doddridgens Anfang und Fortgang wahrer Gottseligkeit liest sich im Französischen noch besser, als im Deutschen. Es ist ein sehr erbauliches Handbuch; sowie des Law Ermunterungen an alle Christen. Ich schätze dieses Buch wegen einer glücklichen Methode sehr hoch, deren sich der Verfasser häufig bedienet hat, die christliche Sittenlehre durch Charactere aufzuklären und für das Leben brauchbar zu machen. Es ist wahr, er prediget die strenge Eingezogenheit zu sehr; aber er hat diesen Fehler durch viele Verdienste seines Werkes vergütet.

Wests Betrachtungen über die Auferstehung Jesu — ein schönes Buch, aber etwas tiefsinnig geschrieben. Der Verfasser ist ein Englischer Edelmann.

Doddridgens Paraphrase des N. Testamentes ist freylich ein Werk von drey starken Quartbänden, aber für einen fergfältigen Leser der Schrift ein schätzbares Buch.

Moralische und witzige Schriften.

Cramers kleine prosaische Schriften. Es sind gute moralische Abhandlungen, achtzehn oder zwanzig.

v. Hallers kleine Schriften — sind meistens Vorreden und critische Nachrichten, die aber auch ein Frauenzimmer lesen kann, so schön sind sie.

Bestimmung des Menschen — ist die Moral der Vernunft im Kleinen, in einem einfältigen und doch vortrefflichen Lichte gezeigt. Der Verfasser dieser wenigen Bogen heißt Spalding und ist ein Landgeistlicher. Sie sind auch ins Französische übersetzet.

Wielands Sammlung prosaischer Schriften 3 Theile. Alle wird sie ein Frauenzimmer nicht lesen. Der Verfasser, der noch ein junger Mann ist, hat sehr viel Genie; allein er lebt seit einigen Jahren in der Schweiz und nimmt die schweizerische Schreibart vielleicht zu sehr an.

Millers historisch moralische Schilderungen. 3 Theile. Der dritte Theil verdient vorzüglich gelesen zu werden, die ersten beiden Theile sind mehr für Kinder.

Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes. 4 Theile. Bremen und Leipzig.

Vermischte Schriften von dem Verfasser der Bremischen Beyträge. 3 Theile. Die Beiträge und Vermischten Schriften hat die gnädige Mama. Das Erste insonderheit ist ein sehr rühmliches Werk für eine deutsche Bibliothek, in dem andern sind auch sehr schöne Stücken.

Rabeners Satyren. 4 Th.

Gellerts vermischte Schriften.

— — Trostgründe.

— — Leben der Schwedischen Gräfinn.

Erfahrungen von Prof. Sucro. 2 Thl.

Basedow Practische Philosophie für alle Stände. Copenhagen, 1757. 2 Th. Ein Buch für den Verstand und das Herz zugleich, keine ängstliche und auch keine schwatzhafte Philosophie. Der Verfasser ist Professor an der dänischen Ritteracademie in Soroe.

Stockhausens Entwurf einer critischen Bibliotheck für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften 1758. Der Einfall ist gut, aber die Ausführung leidet viele Verbesserungen. Seine Bücher sind nicht stets die besten und oft nicht richtig genug characterisiret, indessen kann dieses Werk von gewissen Lesern sehr gut genützet werden.

Lessings Theatralische Bibliotheck.

Kernhistorie aller freyen Künste und Wissenschaften. L. 1748 — 1752 ist eine kurze und doch keine seichte Geschichte der Zeichenkunst und Malerey, der Kupferstecher- und Bildhauerkunst, der Schiffs- und Kriegsbaukunst, der Ritterspiele und Thurnierkunst, der Wapenkunst — in unserer Sprache das beste Werk von dieser Art.

Bossuets Einleitung in die Geschichte der Welt und Religion fortgesetzet von Cramern. 4 Th. Leipzig. Cramer hat dieses Werk des Bossuet mit dem Geiste eines Bossuet fortgesetzet. Es gehört nothwendig in eine deutsche Bibliothek. Einen Band beträgt die Uebersetzung des Originals und drey Bände sind Fortsetzung; aber die Fortsetzung ist noch nicht geendiget.

Stockhausens Sammlung vermischter Briefe. 2 Theile 1759. Es sind Briefe aus den alten und neuern Sprachen übersetzet.

Gellerts Briefe.

Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst von Winkelmann. Dresden 1756. Ein schönes Werk zum Geschmacke in der Malerey.

Sulzers moralische Betrachtungen über die Werke der Natur und Unterredungen über die Schönheiten der Natur. Berlin 1750. Ein kleines schönes Werk.

ein kleines liebes Buch.

Wochenblätter.

Der Maler der Sitten, ein schweizerisches Volksblatt von Prof. Bodmer schon vor vielen Jahren geschrieben.

Der Fremde, ist vom sel. Prof. Schlegel in Copenhagen geschrieben.

Der Jüngling. Vor zehn Jahren von Cramern und einem andern Mann der Gisecke heißt und itzt Oberhofprediger in Quedlinburg ist, geschrieben.

Der Druyde, ein gutes Wochenblatt von dem verstorbenen Professor Sukro in Coburg.

Das Reich der Natur und Sitten ist wegen der physikalischen Anmerkungen, die eben nicht für Gelehrte geschrieben sind, nützlich und angenehm zu lesen.

Der Freund. Anspach. 3 Theile. Dieses Buch liebe ich wegen vieler schönen Stücke, die der selige Baron von Creuck, einer meiner jungen Freunde und ehedem mein Zuhörer, hinein gearbeitet hat. Creuck, lassen Sie mich immer

von ihm reden, Creneck war ein vortreffliches Geschöpf, groß vom Genie, noch größer durch sein Herz. Heiterkeit, Leutseligkeit und Religion waren die Hauptlineamenten seines Characters. Er las und schrieb fast alle lebende Sprachen und wußte die besten Schriftsteller auswendig. Man hat ihn auf seinen Reisen in Frankreich und Italien bewundert, und die jungen Herren in Paris haben sich vor dem Theater zu ihm gedränget, um von ihm zu lernen. Nichts als die Reise und die Zeit mangelte seinen Talenten, so wäre er einer der größten Scribenten in Deutschland geworden. Er starb im vorigen Jahre als Hofrath und Kammerjunker in Anspach an den Blattern, im 25. Jahre. Nicht dieses, daß er schön geschrieben, ist sein Hauptverdienst; nein, daß er schön gelebt. Er starb, wie er gelebt, christlich groß und seine letzten Worte, die er auf seinem Sterbebette in einem Briefe an seinen Freund geschrieben, waren diese: „ich sehe die Vorboten des Todes und ich habe itzt eine harte Stunde gehabt; aber ich erschrecke nicht vor dem Grabe. Tod, wo ist Dein Stachel? Hölle, wo ist Dein Sieg? Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christ." — Ich habe tausend Thränen der Liebe über seinen Tod vergossen. Auf seinem Todbette hat er mir den Ring vom Finger und sein Portrait, den Armen seine Bibliothek, in der allein fünfzehnhundert Spanische Bücher gewesen, seinen beiden ehmaligen Hofmeistern sein Münz- und Naturaliencabinet, und seinem Bedienten sein baares Geld vermacht; denn Herr von seinen Gütern ist er nicht gewesen, weil sein Vater noch lebt. So einen Gemahl wünschte ich Ihnen künftig, gnädiges Fräulein; und o warum giebt es doch nicht viel solche junge Herren? Er hat mich außerordentlich geliebt und da er von Reisen kam, mir zu Gefallen eine Reise von dreyßig Meilen gethan. Das gute selige Kind! Seine Schrif-

ten werden bald herauskommen; freylich sind sie noch nicht vollkommen, da er so früh starb.

Der Nordische Aufseher.

Wochenblätter aus dem Englischen.

Der Zuschauer, 9 Theile. Aus diesem Buche habe ich zuerst mit denken lernen; Addison, einer der größten Staatsmänner seiner Zeit, hat bey nahe die schönsten Stücken dieses Werks gemacht. Es kam 1712 und 1713 zu London täglich heraus. Man hat es unter dem Titel: le Spectateur ou le Socrate moderne ins Französische mit französischer Freyheit übersetzet.

Der Aufseher. 2 Theile, ist auch ein Wochenblatt, das Steele unter dem Titel: Guardian 1713 herausgegeben. Es ist ins Französische übersetzt und heißt da: Le Mentor moderne. Die deutsche Uebersetzung hat die Frau Gottschedinn gemacht.

Ich könnte das Wochenblatt der Taller, im Deutschen der Schwätzer, nach der franz. Uebersetzung le Babillard ou le Nouvelliste philosophe an die Seite dieser beiden Werke setzen; allein es ist nicht so intressant, als jene, ob es gleich auch von Steelen und älter als der Zuschauer und der Aufseher ist.

11.

Gnädiges Fräulein.

Sorgen Sie weiter nicht für eine Braut. Ich habe den Rath großmüthig ausgeschlagen und will ohne Titel und ohne Frau sterben. Was ist es auch mit aller Ehre? Ich sollte Rector in Hahnichen und der Welt unbekannt seyn, vielleicht lebte ich weit ruhiger. Also brauche ich für mich kein Fräulein, aber ich brauche ein Gesellschaftsfräulein für eine sehr

würdige Dame in Dänemark, die an mich geschrieben und mir die Wahl aufgetragen hat. Hier ist der Brief der Frau von Plessen[32]) im Originale und in Abschrift, wenn Sie ihn lesen wollen. Ihr Gemahl ist Oberceremonienmeister gewesen und der Hofprediger Cramer, ein wahrhafter Correspondent, hat mir oft von ihm und ihr den vortheilhaftesten Character gemacht. Ihre meisten Güter liegen bei Hamburg. Kurz, sie verlanget eine adliche Witwe oder ein Fräulein aus meiner

32) In Kopenhagen war unter der Regierung König Friedrichs V. (1746–1766) und dem pflegenden Einfluße des älteren Bernstorff wie des Grafen Adam Gottlieb Moltke durch Johann Elias Schlegel, Klopstock (welcher seinen Messias dem Könige, und der Oden erstes Buch seinem großen Minister gewidmet hat), Basedow, den Oberhofprediger Cramer und andere, deutsches Wesen und deutsche Sprache in hohem Ansehn. Bernstorff schickte die jungen Leute meist auf die Universität Leipzig: so die beiden Söhne des Feldmarschalls Grafen Werner von der Schulenburg, von denen der ältere, Wolfgang Dietrich, d. 30. October 1749, der jüngere, Werner, (nachmals bis 1768 bevollmächtigter Minister am Chursächsischen Hofe) den 21. Mai 1755 inscribirt wurden, so die Grafen Moltke, Raben, Reventlow, Schulin, Scheel, Knuth, Bernstorff u. a. m.

Gellerts Persönlichkeit mochte viel dazu beitragen; er stand in größter Achtung bei Bernstorff, der ihm gegen Anfang 1757 den Antrag machen ließ, er möchte zur Erziehung des Kronprinzen nach Kopenhagen kommen (s. Gellerts sämmtliche Schriften, Leipzig 1810. Briefe 121 und 126) der ihm 1763 schrieb (s. Br. 309) Dänemark sei ihm Dank schuldig.

Welchen Werth Bernstorff auf Gellerts Aussprüche legte, davon finden wir einen Beweis im 429. Briefe der eben erwähnten Werke. Gellert giebt darin, auf den Wunsch des Ministers den ihm Cramer ausgesprochen, ein „Gutachten" über die Frage: ob es zu tadeln sei, daß ersterer bei den Abendgesellschaften in seinem Hause das Spiel zulasse? Die Antwort fällt verneinend aus und ist sehr eingehend mit Gründen unterstützt, die ebenso viel klare Menschenkenntniß als Milde der Gesinnung zeigen. Auch später noch finden wir Spuren von Gellerts Einfluß, denn ein Bericht über die letzten Lebensjahre der unglücklichen Königin Caroline Mathilde sagt uns, daß sie seine geistlichen Lieder größtentheils auswendig wußte, und im Pränumerantenverzeichniß auf die vom Pfarrer Leuchte 1819 zu Freiberg herausgegebenen Familienbriefe Gellerts nimmt der Buchhändler Brummer in Kopenhagen mit 20 Exempl. die bedeutendste Stelle ein.

Hand, welche die Stille und das Vergnügen des Landlebens durch einen weisen und vertrauten Umgang mit ihr theilen könnte. Eine Witwe kenne ich nicht, aber wohl ein Fräulein, die sich in die Gesellschaft der Frau von Plessen schickte; allein was würde die Mutter sagen? Sie ließ mich wenigstens auf den Bau setzen und alle meine Schriften auf öffentlichem Hofe verbrennen. Nein, das will ich auch nicht thun; ich will Niemanden verführen, ich will nur Sie, meine gnädige Correspondentin fragen, ob Sie mir etwa eine Person, die Ihnen nicht unähnlich ist, vorschlagen können. Wenn die Frau von Plessen die Witwe eines dänischen Professors wäre: so wüßte ich wohl, was ich thäte. Ich kann nicht mehr schreiben, nicht mehr dociren, mein Vaterland kann mich entbehren — ja ich wüßte wohl, was ich thäte; aber nun das geht nicht an, selber darf ich nicht kommen, ich muß eine Person Ihres Geschlechts schicken, die noch ein besser Herz hat, als ich, und auch mehr Einsicht; denn mein Bruder hat mich noch heute versichert, daß es mit meinem Verstande, gegen den seinigen gehalten, nicht viel zu bedeuten hätte, und daß der Unterschied eben so groß wäre, als der zwischen dem Schlosse in Welle und dem schwarzen Brete in Leipzig.

Ihre letzte Antwort, gnädiges Fräulein, muß ich leben, und wenn mirs auch der König in Preußen verböte. Ich wollte, daß Sie meine Grammatick wüßten, Sie schrieben besser als ich und meine Herren Collegen. Ich verliere wieder einen, nämlich den Professor und Pastor Schlegel[33]) in Zerbst, der nach

33) Johann Adolph Schlegel, geboren zu Meißen am 18. September 1721, war der dritte von den fünf Söhnen des Appellationsrathes und Stiftssyndicus zu Meißen Johann Friedrich Schlegel, welche sämmtlich mit Gellert befreundet waren und von denen sich drei in Wissenschaft und Literatur geachtete Namen erworben haben. Zu noch größerer Berühmtheit

Hannover berufen worden ist, damit er ja recht weit von Sachsen entfernt wird. Ich höre die gnädige Mama hier schmehlen und küsse ihr die Hand dafür und bin nicht der Herr Rath von Augspurg sondern bloß

Leipzig, den 8. März 1759.

C. F. Gert.

Noch ein Brief.

den 9. März.

Gnädiges Fräulein,

Der größte Vortheil, den Sie von dem Briefwechsel mit mir haben, ist unstreitig die Uebung der Geduld. Diese Ihre Tugend versuche ich sehr oft und heute schon wieder. Ich schicke Ihnen nämlich über den Brief der Frau von Plessen noch einen von dem Hofprediger Cramer in Copenhagen, den ich heute erhalten. Er verlanget eine Französinn von mir und vielleicht kann mir die Mademoiselle Baret einen guten Rath ertheilen. An dem Cramerischen Ausdrucke, daß die Person nicht kostbar seyn dürfe, darf sie sich nicht ärgern. Cramer muß thun, was ich haben will; und ich will, daß er seiner künftigen Französinn so viel geben soll, als sie verlanget. Er thut es auch, denn er ist der beste Vater, und seine Frau eine sehr gute Mutter; und ein Mann, dem der König für seinen nordischen Aufseher ein Geschenk von dreyhundert Thalern giebt, mag gegen seine Französinn auch königlich handeln. Aber, gnädiges Fräulein, unsrer Angelegenheiten werden so viel, daß sie sich nicht wohl mehr schriftlich ausmachen lassen; ich

---

gelangten zwei von den Söhnen Johann Adolphs, welcher am 16. September 1793 zu Hannover als Consistorialrath und Generalsuperintendent gestorben ist; diese waren August Wilhelm und Friedrich von Schlegel.

werde also eine Reise in Geschäften (affaires) nach Welkau vornehmen müssen; und wenn die gnädige Mama Herr Hetzeln ganze Wochen ertragen kann: so wird sie mich auch vier und zwanzig Stunden ertragen können. — Ob ich sonst keine Commissionen mehr habe? Ach ja, gnädiges Fräulein! Ich soll zwey Hofmeister, einen für junge Herren, und einen nach Bonau zur Wirthschaft verschaffen, auch einen Professor nach Zerbst, und der General Dohna verlanget einen Feldprediger, einen Sekretair und einen jungen Herrn zum Adjutanten von mir. Sollte sich Ihr Charles[34]) in Welkau nicht zum Sekretaire schicken? Der Herr von Miltitz will Adjutant werden, und mein Bruder Feldprediger. Doch das wollen wir mündlich überlegen. — Der Herr Sekretair in Lichtewalde hat sich nicht weiter geirret. Er hat an meinen Schwager geschrieben und ihm die Assignation auf den Freytisch auf zwey Jahre zugeschickt, eine Gnade, die ich der gn. Mama zu danken habe und ihr doch schwerlich verdanken kann. Seit acht Tagen habe ich wohl zwanzig Briefe geschrieben und wohl etliche Thaler Postgeld ausgegeben. Könnte ich nichts besseres thun? Leider! Aber ich zähle auch schon die Tage bis zu Ostern, da will ich aus der Stadt in die Einsamkeit fliehen und aus der Eitelkeit des Lebens mich wenigstens etliche Wochen losdenken.

G.

Ich habe nachgerechnet, es sind nur noch vier Wochen.

34) Ein Pflegling des Fräuleins von Schönfeld, für welchen sie fortwährend sorgte, ihn 1767 bei dem Hofgärtner in Sedlitz in die Lehre gab und bis an seinen im Juni 1776 erfolgten Tod unterstützte. Diese Notizen sind einem noch vorhandenen Ausgabebuch der späteren Gräfin Bünau entnommen, aus welchem ihre unermüdete und eingehende Wohlthätigkeit hervorgeht. Daß sie bei dem oft wiederkehrenden Ankauf von Büchern die Richtung behielt, die Gellert ihr gegeben, und auch seine geistlichen Lieder mehrfach verschenkte, ersehn wir ebenfalls aus jenen uns aufbewahrten Blättern.

Beilage.

Abschrift des Briefs der Frau von Plessen, weil das Original schwer zu lesen ist.

„Die vielen Briefe, die Ihnen Ihre Schriften, besonders aber der Geist und das Herz, so überall darinnen hervorleuchtet, auch von Unbekannten zu Wege bringen, würden den meinigen rechtfertigen, wenn der gute Herr Cramer mich Ihnen nicht schon einigermaßen bekannt gemacht hätte, und zwar wohl vortheilhafter für mich, als wenn Sie mich persönlich kenneten. Wer ist so unpartheyisch Wahrheit liebend, daß er nicht damit zufrieden seyn sollte! Unser gemeinschaftlicher Freund wird Ihnen gesagt haben, daß ich in der Einsamkeit an einem sehr angenehmen Orte lebe; kein Vergnügen einem weisen und vertrauten Umgange vorziehe; selbigen in allem möglichen Reize genossen: durch den Tod eines Gemahls und Vaters aber verloren habe. Wie sehr würden Sie mich verbinden, wenn Sie mir eine Gesellschafterinn anweisen könnten, die mir auf einige Art diesen Verlust ersetzte. Die unglücklichen Folgen des Kriegs in Sachsen bewegen vielleicht eine adelige Wittwe oder Fräul. die Reise zu unternehmen. Und da ich gerne bis Michael. warten will, hat man auf beyden Seiten Zeit, sich vorhero zu bedenken und zu wählen. Eine Frau Damen oder ein Carolinchen wäre just, was ich wünschte; und deren muß es in einem Lande geben, wo es so viele schöne Geister und Schriftsteller giebt. Ich lese eben die Beyträge und vermischten Schriften, die allein viel zur Ausbildung eines artigen Frauenzimmers beytragen können. Ich bin mit vieler Hochachtung ꝛc."

12.

Dritter Brief.

Den 9. März.

Gnädiges Fräulein,

Indem ich meine Briefe zusiegeln will, erhalte ich von Basel aus der Schweiz eine Schachtel mit Pfefferkuchen, die mir eine gewisse Frau von Falkner mit eignen Händen bäckt und auf der Post zuschicket. Es ist wahr, der Ruhm hat seine Last, aber er hat doch auch seine Vortheile; und hätte ich keine Bücher geschrieben, wer würde mir Gebackenes, Holz, getrocknetes Obst und dergleichen von entlegenen Orten her zuschicken? Ist es sauer, gute Bücher zu schreiben, nun so schmecken auch die Belohnungen des Fleißes süße. Damit ich aber diese Belohnungen nicht allein geniesse, so schicke ich Ihnen, als meiner würdigen Correspondentinn, einen kleinen Antheil. Es waren vier und zwanzig Packetchen in der Schachtel. Sechse davon will ich für mich behalten und die übrigen meinen Gönnern und gelehrten Freunden austheilen. Auf den drehen, die Sie erhalten, steht pour Mr. le Comte, pour Mad. la Comtesse, pour la Fraelen. Dieses ist eine Nachahmung des Rabelais, denke ich. Er war irgendwo in der Provinz, wollte gern nach Paris und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, sicher und ohne große Kosten hinzukommen. Er machte also drey Packetchen mit Pulver, schrieb auf das eine pour le Roi, auf das andere pour la Reine und auf das dritte pour le Dauphin und ließ sie in seiner Stube im Wirthshause liegen. Die Wirthinn kam, argwohnete, daß es Gift wäre, gab es bey der Obrigkeit an und Rabelais kam durch diese Methode nach Paris. Die Anwendung werden Sie leicht machen können.

Ich schicke Ihnen auch den Brief von meiner Schweizerischen Correspondentinn, und — wenn Sie ihr in meinem Namen antworten wollen, so will ich Ihnen die ganze Schachtel zur Belohnung versprechen. Ich weis nicht, wenn ich einen Sohn hätte, ob ich ihn das Schreiben so leicht würde lernen lassen; es giebt doch zu vielem Bösen Gelegenheit. Ich bringe, z. E. Sie und mich schon wieder durch diesen Brief um eine Viertelstunde.

Mein Bruder, der Fechtmeister, ist, wie er mir gesaget, etwas geworden. Er thut sehr wichtig, und nach seiner Mine zu urtheilen, müßte es ein vornehmes Amt seyn. Aber ich denke, es wird ihm gehen, wie dem jungen Drescher in meinen Fabeln:

O wäre mirs nur keine Stande.
Ich griff nach meinem ersten Stande
Und stürb' als Drescher auf dem Lande!

Ihre Herren Brüder leben noch wohl und helfen unsere Academie täglich mehr in Aufnahme bringen. Die letzten Krankheiten der jungen Herren sind glücklich überstanden, einen ausgenommen, der wird wohl sterben. Nun, dafür können Sie nichts, gnädige Fräulein; und ich habe auch keine Schuld, denn ich habs diesen Herren voraus gesaget. Die gnädige Gräfinn hat es mehr zu verantworten; das sage ich aber nur so für mich, oder ad spectatores, wie es in der Comödie heißt.

13.

Gnädiges Fräulein,

Sie sind die beste Correspondentinn von der Welt; mehr kann ich Ihnen heute nicht sagen: und wenn die Fr. Gräfinn v. Vitzthum und ihre Tochter für die Frau von Plessinn sorgen wollen, wie gut wird sie nicht versorget werden. Was der Herr v. Plessen im Aufseher dieser Dame angehet, ja, gnädiges

Fräulein, das kann ich Ihnen nicht sagen. Mir ist ein gewisses Fräulein von Zweemer, die in Naumburg, ohne Vater und Mutter, entblößt von allen Mitteln lebt, eingefallen, ein Kind, das ihre Armuth sehr edel und fromm erträgt, so viel ich weis. Ich habe sie vor sechs Jahren in Lauchstädt kennen lernen. Die Mutter war eine liebe fromme Frau, eine sorgfältige Mutter, die mit ihren drey Töchtern arbeitete und las, und eine mußte stets laut lesen, wenn die andern nähten. Zwey von diesen Kindern sind in dem Stifte Langendorf[35]), und die, die ich meyne, die gefälligste, lebt noch in Naumburg. Kennt etwan die gn. Mama dieses Fräulein? Denn wo wird eine unglückliche und verdiente Person seyn, die sie nicht kennet? Die Frau von Zetwitz kennet sie gewiß und an diese will ich schreiben, um nähere Nachricht von ihrem Character einzuziehn. — Also darf ich auf Ostern nach Welkau kommen? Wie herzlich gern käme ich! Aber es ist der Wille der Pflicht, ich muß, wenn ich gesund bin, nach Bonau. Ich habe es seit einem ganzen Jahre versprochen und habe es nicht gehalten; länger zu lügen, das wäre ein Verbrechen. Die Frau Gräfinn wird eher über meine Tugend wachen, als mich darinne wankend machen. Ich habe heute vier Collegia, und das ist Entschuldigung genug, daß ich so lakonisch schreibe. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich der Frau Gräfinn und dem Herrn Generale zu Gnaden, insonderheit der Frau Gräfinn; denn der Herr General, ach der wird nicht so leicht ungnädig auf mich werden!

Leipzig, den 14. März 1759.

Ihr gehorsamster Diener
Gellert.

35) Langendorf bei Weißenfels, dem Geh. Rathe Tellemann zu Naumburg gehörig. Das Stift ist eingegangen.

14.

Leipzig, den 28. März 1750.

Gnädiges Fräulein,

Es ist nicht lange, so saß ich mit vielem poetischen Stolze auf meinem Phaeton[36]) und stellte mir vor, als ob ich, gleich der Juno, von Pfauen und Schwänen gezogen, nach Welkau führe, um der Frau Gräfinn v. Vitzthum und ihrer Tochter die Hand zu küssen. Ueber diesen meinen Phaeton bin ich gestern nicht wenig erschrocken. Was, dachte ich, kömmst Du in ein bezaubertes Schloß? aber nach der ersten Bestürzung sahe ich bald, daß es Welkauische Zauberey und ein verbindlicher Einfall einer gar zu gnädigen Gräfinn war. Denken Sie an mich, gnädiges Fräulein, sie wird mich noch durch ihre Güte verderben, durch ihren Beyfall eitel und durch ihre Vorsorge beqvem machen. Einen Phaeton, so wie ihn die Gräfinn Löser[37]) und die Gräfinn Vitzthum hat, das ist wohl zu viel für mich; allein in der Woche will ich mich auch nicht darauf setzen, sondern nur des Sonntags, oder wenn ich den fremden Gelehrten, die sich bey mir melden lassen, Audienz gebe. Im Collegio hingegen soll allezeit der fleißigste und frömmste Zuhörer auf meinem poetischen Throne, dem Phaeton, sitzen; es

36) Phaeton scheint in damaliger Zeit der Name einer Art Lehnsessel gewesen zu sein.

37) Caroline Sophie, des Freiherrn von Berneburg, Königl. Schwedischen und landgräfl. hessischen Generalleutnants und Oberjägermeisters Tochter, geb. 31. December 1712, vermählt 3. November 1730 mit dem 1745 in den Reichsgrafenstand erhobenen Kön. Polnischen und Chursächsischen Conferenzminister, der Chur Sachsen Erbmarschall, Hanns Grafen von Löser auf Reinharz, geb. 17. April 1701, gest. 16. Juli 1762. Die Güter Reinharz und Welkau sind nicht weit von einander entfernt und die Familien der Besitzer beider scheinen befreundet gewesen zu sein. Daß auch Gellert in Reinharz verkehrte, geht aus Br. 175 f. Werke hervor.

versteht sich aber, wenn er reine Schue hat. Den Augenblick lassen sich einige junge Herren melden; ich muß also einen kleinen Stillstand machen. —

Nun ist mein Besuch wieder fort; und o wie wahr ists, daß jedes Glück auch seine Last hat! Fünf junge Herren, gnädiges Fräulein, und etliche Hofmeister und ein Zeichenmeister, was dächten Sie wohl, daß alle diese gewollt hätten? Meinen Phaeton sehen. Die unverschämten Geschöpfe! Das hätte mir noch gefehlet. Auf die letzt ließe sich die ganze Academie bey mir auf den Phaeton melden. Nein, daraus wird nichts. Das aber will ich thun, ich will eine Stunde alle Wochen aussetzen, wo ich nicht zu Hause bin, da mag ihn mein Famulus gegen ein Gratial sehen lassen; so habe ich den Ueberlauf nicht und er hat eine kleine Einnahme und kann mit der Zeit die Merkwürdigkeiten des Gellertischen Phaetons schreiben. Wenn sich nur nicht die Herzoginn auch melden läßt, denn da müßte ich doch wohl selbst zugegen seyn. Aber, gnädiges Fräulein, die Mama überhäuft mich mit so vielen Praesenten und Zeichen ihrer Gnade; wie wird das am Ende werden? Man wird mich beneiden, und mein Bruder sagt es ungescheut, daß ich das alles nicht verdiente, daß ich mehr Glück als Recht, und mehr die Mine des Verdienstes als das Verdienst selber hätte. Ich dächte also, Sie ersuchten die gnädige Mama, daß sie ihre Güte gegen mich einschränkte, damit sie mich nicht aus großer Gnade unglücklich macht. Wohlthaten erweisen ist freylich ihre Tugend; aber auf mein Gewissen zu reden, ich weis nicht ob ich ein großes Recht dazu habe, sie wollte denn im Namen aller meiner Gönner gegen mich freygebig seyn.

Das Magazin folgt französisch, und ich denke, ich denke, ich werde in den Feyertagen auch folgen. Die Frau von Zetwitz hat mir geschrieben, daß sie das Fräulein von Zwer-

mer, die sich itzt in dem Stifte Langendorf aufhielte, auf ein paar Tage wollte zu sich kommen lassen und ich wollte, sie thäte es nicht, wenn anders das Fräulein v. Beeskow geneigt seyn sollte, den Vorschlag anzunehmen.

Aber wie befindet sich die gn. Mama mit ihrem Zahne? Und wie viel Blumen sind seit Dienstags aus der Leinewand hervorgewachsen? Und Sie, gnädiges Fräulein, sind Sie noch ganz Gesundheit, und curiren Sie immer noch das ganze Schloß? An der Madem. Barel können Sie sich viel Ruhm erwerben. Für den kleinen Jungen, der bey Knepp-Sabinen in Pension ist, will ich meine Schriften binden lassen; denn wenn er kein Schlösser wird, so kann er vielleicht ein Poet werden. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr gehorsamster Correspondent
Gert.

15.

Gnädiges Fräulein,

Ich habe Ihnen zwar heute Vormittage das Magazin geschicket, aber ich habe Ihnen den Preis zu melden vergessen. Es kostet achtzehn Groschen und das Heften zwey Groschen. Ich könnte für meinen Gang (denn ich habe das Buch selbst aus dem Weidemannischen Laden geholet) mit gutem Gewissen auch zwey Groschen ansetzen; allein ich will es nicht thun. „Aber könnte denn ein Mann, der so viel vom guten Geschmacke redt und schreibt, nicht so galant seyn und einem Frauenzimmer ein Praesent mit einem Buche machen?" Es ist wahr, gnädiges Fräulein; allein leider stimmen die Schriften und das Leben nicht immer überein. So hat ein berühmter

König auch viel von Recht und Billigkeit geschrieben, und dennoch hat er mir die Contribution nicht erlassen, ob ich ihm gleich keine schuldig war. Ich habe also zwanzig Groschen von Ihnen zu fordern und Sie stehen in meinem Schuldbuche, so unhöflich es nun auch seyn mag. Der Krieg macht auch den besten Menschen und selbst die Poeten unverschämt. Endlich, gnädiges Fräulein, sind ja zwanzig Groschen nicht zu viel für ein Buch, das noch die Enkel und Urenkel der Gräfinn Vitzthum lesen und nützen können; und wie sollte diese Summa für ein Fräulein zu viel seyn können, die alle Tage einen Gemahl mit zehn Rittergütern bekommen kann. Es bleibt also dabey, daß das Magazin kein Praesent ist, sondern Sie werden so gnädig seyn und mir die ausgelegten zwanzig Groschen in Stürmenthal wieder ersetzen.

Ich verharre mit der ersinnlichsten Ehrerbietung.

Leipzig, den 29. März 1759.

Ihr gehorsamster Diener.
Gellert.

P. S.

Ich schicke Ihnen die Fabeln und Erzählungen des Herrn von Riveri mit, die Sie vielleicht noch nicht gelesen haben. Er hat viele von den meinigen übersetzet und Sie sollen den Ausspruch thun, welche besser sind, die französischen oder die deutschen. Sie dürfen nur das Register aufschlagen, wenn Sie die Parallel anstellen wollen. In der Vorrede hat mich der Mann gelobet, daß ich mich vor mir selber schäme. Das beste Lob, gnädiges Fräulein, stehet niemals in Büchern, steht bloß in unserm Herzen.

Den Nortischen Aufseher werde ich wohl selbst überbringen, hoffe ich.

16.

Gnädiges Fräulein,

Churfürst Johann George der Erste hat gesaget, wenn man Glück und Friede haben wollte: so sollte man es mit den Geistlichen und Poeten nicht verderben; und dieser Herr, ob er gleich gern ein Glas Wein getrunken hat, ist ein weiser Herr gewesen. Wer weis, gnädiges Fräulein, ob es Ihnen viel Seegen bringen wird, daß Sie mir mein ausgelegtes Geld für eines der besten Bücher vorenthalten! Wenn ich nach Stürmenthal komme, wollen Sie mirs geben; aber es ist ja möglich, daß ich nicht kommen kann, wie soll es denn da werden? Wie es werden soll, Herr Professor; ich will alsdenn die zwanzig Groschen einem armen Manne geben, so haben Sie nichts mehr zu fordern, denn Sie werden doch so viel an das Armuth anwenden können. Das ist wohl wahr, gnädiges Fräulein, aber warum wollen Sie durch mich gutthätig seyn? Ich denke, das Sprichwort wird auch bey uns eintreffen: wenn man borgt, macht man sich Feinde. Bedenken Sie es nur, meine Werke kommen auf die Nachwelt, und in meinen Werken wird es stehen, daß mir die Tochter der Gräfinn Bitzthum Unrecht gethan hat, und sonst kein einziges Frauenzimmer auf dem Erdboden. — Ob ihre Werke auf die Nachwelt kommen, Herr Professor, das weis ich nicht; aber das weis ich, daß man den Poeten nicht viel glaubt, sie mögen mit Reimen oder ohne Reime reden. — Gnädiges Fräulein, Sie kehren sich also nicht an den Ausspruch eines weisen Churfürsten? Ich will also auch den Augenblick meinen Brief schließen und nicht eher wieder schreiben, bis ich mir Recht geschafft habe. Leben Sie indessen recht sehr wohl.

Girt.

17.

Bonau, den 22. May 1759.

Gnädiges Fräulein,

Sie würden es vielleicht sehr zufrieden seyn, wenn ich unseren Briefwechsel gar einschlafen ließe; aber so gutwillig bin ich nicht, so gut ich auch sonst nach dem Geständnisse der gn. Großmama*) bin; und diese sagt doch die Wahrheit ohne Ansehen der Person. Nein, auch von Bonau aus verfolge ich Sie mit meinen Briefen, und Sie werden im Bade, wo man sonst die Sterblichen am meisten schonet, nicht sicher vor denselben seyn; Ihre Durchlaucht, die Herzoginn, mag nun von mir sagen, was sie will; denn das sagt sie, daß ich ein gefährlicher Mensch wäre. Aber das sind wir im gewissen Verstande alle; und ein gewisser junger Herr, den ich nicht nennen will, hat mir in der Messe so gar von Ihnen gestanden, daß Sie ein gefährliches Frauenzimmer wären, vor dem man sich nicht genug hüten könnte. Ich sagte weder ja noch nein, sondern zuckte die Achseln. Freylich habe ich, gnädiges Fräulein, die vier Wochen und zwey Tage über, die ich in Stürmenthal zugebracht, nichts als Gutes und Frommes von Ihnen gesehen, und das rühme ich auch; aber auch die besten Seelen haben eine gefährliche Seite, das bleibt ewig wahr, und darüber wollen wir nicht länger streiten. Eben so wenig will ich es Ihnen vorwerfen, daß Sie bey meiner letzten Vorlesung in Stürmenthal zur Madem. Varet gesagt haben, ob ich auch wohl selbst so genau nach meiner Moral lebte, da ich ganze Tage und Wochen müßig gehen und in meinen Schriften über

*) Die seit 17. October 1751 verwittwete Frau von Fullen, welche nachmals zu Stürmthal am 23. October 1764 starb.

die Fehler meines Nächsten, insonderheit der Frauenzimmer, spotten könnte. Ich habe es vergessen und vergeben; und so denke ich auch nicht mit einer Sylbe mehr an die Beaumont. Ein Buch ist ja kein Königreich. Das habe ich wohl in meiner Jugend gehört, daß eine verhaltene Geschwulst am Herzen meistens davon herrührte, daß man sich mit seinem Herzen an seinen Freunden versündiget hätte. Ich denke, die Betschwester sagt es so gar, und diese richtet doch Niemanden. Mit dem...*) gnädiges Fräulein, das ich in meiner Tasche gefunden habe, kömmt mirs sehr verdächtig vor. Da ich nun nicht weis, von wem es ist, so wird es am sichersten seyn, wenn ich Ihnen ein Praesent damit mache; denn das würde eine Verachtung seyn, wenn Sie es nicht annehmen wollten.**) Ich werde Sie also damit beschenken, so bald Sie aus dem Bade zurück kommen. Vielleicht besuche ich auch unter der Zeit die gnädige Großmama, da will ichs in Ihre Studierstube legen. Aber wozu soll der ewige Krieg? Lassen Sie uns friedlich leben, gnädiges Fräulein. Sie sind die Tochter einer sehr gütigen und liebreichen Mutter und die Großmama ist ja auch friedfertig, und der Herr General beleidiget auch kein Kind.' Im Vertraun also und in Friede: wie steht es mit dem Herrn von Karsten? Ich meyne nicht mit seinem Herzen, das er Ihnen angeboten, sondern mit seinem Rittergute, das er der gn. Mama angeboten hat. Sind sie des Handels noch nicht eins geworden? Dieß geht ebenfalls auf die gn. Mama: Der Kammerherr Schönberg***) hat zwey Güter, die er verkaufen will, Meineweh und

*) Hier hat Gellert eine leere Stelle gelassen.

39) In seiner Tasche hatte Gellert ein Etui gefunden, welches er drei Jahre später der Lucius schenkte. (s. Br. 268 f. Werke).

40) Carl August von Schönberg auf Schleunitz und Meineweh bei Zeitz, Chursächsischer Kammerherr und Obersteuerdirector, der zwischen 1717 und 1723 geborene älteste Sohn des Chursächs. wirkl. Geh. Rathes und

Schleunitz; und ich sähe es gern, wenn Sie, gn. Fräulein, eins davon kauften, weil sie beyde nicht weit von Bonau liegen. Ich glaube, für achtzig bis hundert tausend Thaler wollen wir sie beyde haben. Es würde doch sehr hübsch für mich seyn, wenn ich von Störmenthal nach Meineweh, von Meineweh nach Bonau, und von Bonau nach Wellau in grader Linie herum reisen könnte, und endlich nach Burgscheidungen, denn dieses liegt auch hier in der Nähe. Ich will den Augenblick meinen Brief schließen, gn. Fräulein, denn ich dachte, ich wollte mich gesund daran schreiben, aber ich werde immer hypochendrischer. Wirklich habe ich die beste Wirthinn, und lauter Blumen und Alleen um mich herum und dennoch seufze ich nach Leipzig und fühle, daß ich mir bey allem Vergnügen des Frühlings doch selber fehle. Ich esse zweymal weniger als in Störmthal und rede auch weniger, ich müßte denn von Störmthal reden. Kurz, es ist mir ungefehr so, wie der Madem. Baret vor einigen Wochen gewesen ist. Die Frau von Zetwitz spricht, es wäre nichts als Sehnsucht nach Störmthal; ich weis es nicht und ich kann es auch nicht untersuchen. Wäre ich doch halb so vergnügt, wie unser Gärtner in Störmthal, da wäre ich ein guter Mensch. Es ist gleich noch so viel Platz übrig, daß ich meine Complimente hersetzen kann. Seyn Sie also so gnädig, ich fange von unten an und grüßen Sie den Gärtner (seine Frau nicht sehr) und der Großmama ihre Magd, die so gut bleichen und kochen kann, den Herrn Verwalter, der so gern Störmthalisch Bier trinkt, den Herrn Pastor, der so finster aussieht, wie

---

vorstehenden Obersteuereinnehmers Adam Friedrich von Schönberg auf Bernichen, Meineweh und Schleunitz und der Wilhelmine Ernestine geborenen von Einsiedel aus dem Hause Wellenburg.

Meineweh besitzt jetzt Hr. v. Bedenhausen, dessen Großvater im 106ten Briefe erwähnt ist.

ich; Herr Keppen, bey dem man Geld gebergt bekommen kann; die Frau Steubeln, die sehr gute Chocolade kochen kann, die Madem. Baret, die ich sehr lieb habe, die Fräulein Obernitz, die keinen Wein trinkt, und Herr Borschen, der meine Schriften einbindet. Endlich küssen Sie, wenn ich bitten darf, der zu. Mama und Großmama die Hand in meinem Namen. — Die Wiesen und der Klee stehn sehr schön hier herum. Ich bin rc.

Glrt.

P. S.

Gestern ist der Graf Werther zu mir gekommen, mit einem Briefe von seinem Vater, ihm die collegia einzurichten und eine Frau zu schaffen. Desgl. ist mein Bruder, der Fechtmeister, nebst dem Hrn. v. Miltitz heute hier angekommen, um mir aufzuwarten; alles sehr vornehm; aber ich wollte, sie wären alle wieder fort; die letzten beiden gehen auch nach Meineweh, zum Kammerherr Schömberg.

18.

Gnädiges Fräulein,

Ich bin Ihnen eine Antwort auf einen sehr lieben Brief und eine Danksagung für ein sehr schönes Praesent schuldig; mögte ich doch gesund genug seyn, um Ihnen heiter zu antworten und freudig zu danken! Aber ich bin es nicht, und ich leide seit dem andern Feyertage mehr von einer gewissen Seite, als ich vielleicht iemals gelitten habe. Doch Glück genug, daß ich nicht liege und noch einige Stunden halten kann. Nichts mehr von meiner Krankheit. Lassen Sie uns von der Gesundheit reden. Sie befinden sich doch wohl, gnädiges Fräulein,

wohl in Lauchstädt, dem traurigen Orte? Ja, das hoffe ich, und ich wünsche, daß es der Ort Ihrer völligen und dauerhaften Gesundheit werden mag, ich wünsche es mit dem besten Herzen; und welch Gutes ist in der Welt, das ich Ihnen und der gnädigen Mama nicht vorzüglich wünsche? Aber die Dankbarkeit ist auch eine sehr leichte Tugend.

Es ist mir, als ob ich Ihnen noch viel zu sagen hätte; aber meine Gedanken sind krank, wie ich, und weigern sich des Dienstes. Noch eine kleine traurige Anekdote muß ich Ihnen doch erzählen. Der Brief mit der Geschichte von dem Husarenrittmeister, den ich ehedem an Sie geschrieben, läuft in dem ganzen Gebirge, bey nahe in allen Städten und Dörfern, dieses ist den Werten nach wahr, in Abschrift, und vermuthlich ziemlich verstümmelt, herum. Wie muß er in fremde Hände, vielleicht in die Hände einer Ihrer Domesticken, gekommen seyn? denn ich habe ihn, wie es stets mein Gebrauch ist, ohne Concept geschrieben. Ich zittere, gnädiges Fräulein, wenn ich denke, daß er einem gewinnsüchtigen Buchführer in die Hände fallen kann; denn mein Name, so klein er mir selber ist, ist doch in den Buchläden groß. Nun, was denke ich lange vorher daran? Leben Sie wohl, bestes Fräulein. Ich küsse der gn. Mama die Hand, empfehle mich dem Hrn. General zu Gnaden und bin

L., den 13. Juni 1759. Ihr größter Freund und Verehrer
Glrt.

19.

Gnädiges Fräulein,

Sie erhalten auf einmahl zwey Briefe von mir. Der erste ist schon in voriger Woche geschrieben, allein eben da ich

ihn fortschicken wollte, erfuhr ich von Dr. Ludwigen, daß Sie kränker wären, als daß Sie Briefe und Zeitungen lesen könnten. Ich behielt ihn also traurig zurück; aber heute schicke ich ihn freudig nach Welke, weil mich der Leibmedicus der Herzoginn versichert hat, daß Sie kein Fieber mehr hätten; denn ich frage alle Doctores, die mir begegnen, ob sie nicht wissen, wie sich die Fräulein von Schönfeld in Welke befindet. Indem ich dieses schreibe, so fällt mir erst ein, daß die Thore geschlossen sind; und wie werde ich also meinen Brief aus der Stadt bringen? Das ist ein trauriger Umstand! Doch die Frau Generalinn[41]) ist meine große Gönnerinn. Sie liest meine Schriften und ihr kleiner Sohn hat mich unlängst besucht und durch ihn hat sie mich sehr gnädig grüssen und mir ihren Schutz versprechen lassen. Ich werde also nach Tische zu ihr gehen und folgende kleine Rede an sie halten:

Gnädige Frau,

Der Mann, dessen Fabeln sie so gern lesen, wagt es, eine demüthige Bitte an Sie zu thun. Wollten Sie wohl die besondere Gnade für mich haben und mir bey Ihrem Herrn Gemahle die Freyheit auswirken, daß ich diesen Nachmittag einen Bothen mit einem Briefe nach Welke fortschicken dürfte? Es ist keine verdächtige Correspondenz; denn ich gehöre nicht zum Kriege und liebe den Frieden natürlicher Weise. Nein, gnädige Frau, es ist ein Brief an ein sehr liebes und krankes Fräulein, die Tochter einer vortrefflichen Mutter. Diesem kranken Fräulein bezeuge ich mein Mitleiden und bitte sie, um eine kleine Nachricht von ihren Umständen.

---

41) Wahrscheinlich Generalin Hausen, deren Gemahl (s. Note 3) damals preußischer Commandant von Leipzig war.

„Wer ist dieses Fräulein? Herr Professor!" Es ist das Fräulein von Schönfeld, ein junges Frauenzimmer von vielen Verdiensten, sorgfältig erzogen, angenehm und leutselig im Umgange und bey allen ihren Vorzügen sehr bescheiden. Sie liest gern, und in mehr als in einer Sprache, Bücher für den Verstand und für das Herz; denn sie selbst hat ein sehr gutes Herz und so viel Verstand, als ich habe. Sie spielt sehr schön auf dem Flügel und schreibt bessre Briefe als ich. Sie ist der Liebling ihres gnädigen Papas und der Wunsch und die Sorgfalt der besten Mutter. Erlauben Sie mir also, gnädige Frau Generalinn, daß ich etliche Zeilen an ein so gutes Frauenzimmer fortschicken darf, oder, wenn dieses nicht angeht, daß ich mich selbst nach Welke begeben darf; denn was bin ich dem Herrn General oder der Stadt nütze? Ich kann nicht schanzen, kaum daß ichnoch schreiben kann, und warum soll ich erschrocken zusehen, wie sich die Menschen unter einander das Leben nehmen?

Ich werde sehen, gn. Fräulein, was diese Rede bey der gn. Fr. Generalinn ausrichten wird. Indessen will ich immer den Brief zusiegeln und den Bothen bestellen; denn ich hoffe viel von meiner Beredsamkeit. Ich würde gern an einen von Ihren Herren Brüdern mitschreiben; aber ich müßte die ganze Rede ändern. Also grüße ich sie nur ergebenst und bitte sie, lieber zu wenig als zu viel zu studiren. Der große Fleiß macht elende Leute. Ich habe die Ehre, mit besonderer Hochachtung zu seyn

Meiner gnädigen Fräulein gehorsamster Diener
Gellert.

Leipzig, den 16. Novbr. 1759.

20.

Gnädiges Fräulein,

Heute vor acht Tagen fieng ich einen Condolenzbrief an Sie an; aber es blieb bey einem ängstlichen Anfange. Jetzt fange ich einen Glückwünschungsbrief an und bin bange, daß ich das Ende nicht werde finden können. Aber erschrecken Sie nicht, er kann doch nicht länger, als Einen Bogen werden; denn ich habe kein Papier mehr in meiner Gewalt, weil mein Famulus schon seit Sonntags krank ist. Sie sind also wieder gesund, so gesund wie die Großmama und so munter wie Rabener[42]) und so bey Kräften wie der Herr Rittmeister. Diese Beschreibung von Ihrem Wohlbefinden hat mir der gute Adolph[43]) diesen Mittag bey Tische, mit sehr freundlichen Verzückungen in seinem erfrorenen Gesichte, gemacht und eben diese Nachricht hat ihm in meinen Augen ein neues großes Verdienst gegeben. Aber, gnädiges Fräulein, sagen Sie es auch allen Menschen in Wellau, daß sich niemand bey mir verhaßter machen kann, als wer mir die gegenseitige Nachricht bringt. Sie sollen nunmehr auf lange Jahre gesund seyn und das werden Sie, allen Medicis zum Trotze, auch seyn; ich wünsche es gar zu sehr. Keine Bewegung und kein Essen

---

42) Gottlieb Wilhelm Rabener, „der Therseit Hasser, aber auch Menschenfreund, allzeit gerecht" (Klopstock im Wingolf), war damals 45 Jahre alt und Obersteuersecretair in Dresden. Seine freundschaftlichen Beziehungen zur Familie in Wellau mögen schon in früher Jugend ihren Anfang genommen haben, denn sein Vater besaß das in der Nähe von Stärmthal gelegene Gut Wachau; ein scherzhafter Brief von ihm an Fräulein von Schönfeld, der uns vorliegt, bestätigt dieselben. Es findet sich darin die Aeußerung: „Sagen Sie Gellert nichts davon, denn der Mensch bringt Alles in Verse."

43) Der ältere Schönfeld.

soll Ihnen mehr schaden; denn Sie werden sich nie zu sehr bewegen und nie etwas ungesundes essen. Doch man kann auch von giftigen Reden krank und todtkrank werden. Hüten Sie sich also sorgfältig vor den Gesprächen mit satyrischen Personen. Vornehmlich hören Sie gewisse Leute nicht an, die sich ein boshaftes Vergnügen daraus machen, Böses von andern zu reden, zum Exempel von mir. Sie haben solche Geschöpfe unseres Geschlechts um sich. Ich meyne gar nicht den Rittmeister, das ist ein wackrer frommer Mann, der es sehr gut mit mir meynt. Allein es giebt andere Leute[44]), Leute, die sich aus einem Orte in den andern retiriren müssen, und wer kann wissen, warum? Leute, die, weil sie nichts Böses mehr schreiben dürfen, desto mehr Böses von ihren Freunden reden, ob sie gleich schon die Strafe an der Migraine leiden und höhern Ortes nicht mehr geduldet werden. Vor solchen Männern hüten Sie sich, gnädiges Fräulein, so wird Ihrer Gesundheit nichts so leicht schaden und ich werde mich auch weniger fürchten, Sie zu besuchen. O wie froh wird die gnädige Mama seyn und wie freundlich die gute Madmoiselle Baret! Ich habe Niemanden zu meiner Bedienung, sonst hätte ich schon einem armen alten frommen Manne, dem ich zuweilen etwas zu gute thue, eine Bouteille Wein geschickt. Vielleicht bringe ich sie ihm auf den Abend selbst. Ihr erster Hofprediger Buschmann[45]), o der hat mich Tag und Nacht gefragt, wie sich die

44) Dieser Scherz bezieht sich ohne Zweifel auf Rabenern.

45) Ernst August Buschmann, geboren zu Waldheim den 3. August 1725, in Folge von Gellerts Empfehlung zum Pfarrer auf den Schönfeldischen Gütern Löbnitz und Döbern ernannt, hielt Ende 1759 die Probepredigt und Dom. II. post Epiph. 1760 seine Anzugspredigt zu Löbnitz. Er bekleidete das dortige Pfarramt bis an seinen, am 15. Januar 1775 erfolgten Tod. Caroline Lucius urtheilt in einem Briefe vom 7. April

gnädige Fräulein befindet; und Ihr zweyter Hofprediger Heyer*), der will vor Freuden über Ihre Besserung nunmehr zweymal predigen. Die gn. Mama hat sich entschuldigen lassen, daß Sie mir nicht geantwortet. Aber ich habe sie ja ersucht, mir nicht mehr selbst zu antworten, sondern durch die Hand ihrer Fräulein Tochter. Diese hat weniger Geschäfte, ist eine sehr gehorsame und beredte Tochter und kann also die mütterlichen Angelegenheiten vortrefflich besorgen. Eben so wenig soll die gn. Mama Mag. Heyern antworten. Er erwartet dieses Glück nicht und wird die Antwort schon auf Weihnachten hören, wenn er vor ihr prediget. Buschmann hofft das Praesentationsschreiben von seinem Superintend alle Tage zurück und will sich alsdann im Consistorio examiniren lassen. Ich aber hoffe auf die Feyertage, weil ich alsdann keine Collegia lesen darf. Wie lange wird Herr Rabener bey Ihnen bleiben? Vermuthlich hat er nicht länger Urlaub, als bis die Woche

---

1763 sehr günstig über Buschmanns poetische Leistungen: „von ihm haben wir die Texte zu unsern besten Passions- und Festmusiken, auch den zum Friedens-Dankfeste."

46) Gottlieb Leberecht Heyer, geboren zu Penig 1725, war Pfarrer zu Wölkau, wo er am 11. April 1796 starb. Er stand der Familie seines Kirchenpatrons sehr nahe, blieb auch nach der Verheirathung der Gräfin Büran der Beichtvater derselben und besuchte sie in den 1770er Jahren in Dahlen. Ihm wurden auch einige Briefe aus unserer Sammlung anvertraut, um sie in seinen 1774 mit Joh. Ad. Schlegel herausgegebenen Briefen Gellerts erscheinen zu lassen, wo sie mit Hinweglassung der Namen und alles rein Persönlichen abgedruckt wurden. Ferner hat Heyer, ebenfalls in Gemeinschaft mit Schlegel in Hannover, Gellerts moralische Vorlesungen herausgegeben und zwar nach der von Gellert selbst auf seinem Sterbebett getroffenen Bestimmung. Auch besitzt man von Heyer eine geschätzte Uebersetzung der Schriften des holländischen Theologen Saurin.

Der Sohn Heyers starb als Geheimer Finanzdirecter in Dresden 1839, seine Tochter war an den Pastor Schreckenberger in Meuselwitz bei Altenburg verheirathet.

vor dem Feste. O, wenn er doch morgen von neun bis zehn Uhr und von eilf bis zwölf Uhr und von drey bis vier Uhr und von fünf bis sechs Uhr auf meinem Catheder stehen und also vier Stunden von Sachen reden müßte, die nicht viel zu bedeuten haben — Das hätte er vielleicht eher verdient als ich.

Ihr größter Verehrer und ergebenster Diener
Gellert.

Leipzig, den 27. November 1750.

21.

Gnädiges Fräulein,

Ein Buch, dessen Materie Geld ist, das ist eine ganz neue Erfindung, die ich Porschen freylich nicht zugetraut hätte. Aber weil doch die gn. Mama diese glückliche Erfindung gern wird sehen wollen: so ist es billig, daß ich sie ihr selbst überbringe; und wer vertraut auch den Marktleuten gern papierne Bücher an, geschweige silberne? Ich werde also Morgen (Freytags) das Glück haben, der Frau Gräfinn aufzuwarten. Doch unter uns geredt, gnädiges Fräulein, was muß die gn. Mama wohl für Absichten haben, daß sie mich mit Gewalt reich und unter allen ihren Schuldnern zum größten machen will? Sie wird mich verderben, wenn sie auch noch so gnädige Absichten hat; denn wie viel Leute verderben nicht durch den Ueberfluß? Hätte Herr Rabener, zum Exempel, mehr Noth, weniger Einkünfte und keine so gute Tafel, o ich wette, er würde viel besser seyn, und ich würde mich nicht vor ihm fürchten dürfen. Doch von dieser moralischen Betrachtung wieder auf meine Reise zu kommen: so erwarte ich Morgen den

Wagen, der mich und mein Buch in Ihre Residenz bringen wird. Ob ich nicht meinen Bruder, oder den Commissionsrath, oder seine Frau mitbringen werde? Nein, gn. Fräulein, alle drey glauben, daß sie kränker und beschäftigter sind, als ich, ob ich es gleich nicht glaube. Der Lieutenant, der den Herrn Grafen arretirte, mögte gern mit; aber den mag ich nicht haben. Solche Leute sind mir verdächtig; und wenn er eine Ordre hat, die fremden und verdächtigen Personen in Weikau aufzuheben: so braucht er doch nicht in meiner Gesellschaft dahin zu reisen. Ich werde also wohl mit Herr Herteln allein kommen. Aber das Vornehmste, gnädiges Fräulein, ist, daß ich Sie gesund finden muß. Wenn Sie mir diese Bedingung nicht versprechen können, so mag Andreas wegbleiben.

Gestern war bey dem Commissionrath Wagner[47]) große Galla. Wir speisten an einer Tafel von 15 Couverts in Form eines Cathebers; denn es waren Alles meine Zuhörer. Ich will Ihnen wenigstens erzählen, wie wir gesessen haben. Ich, oben an der Rundung der Tafel; zur Rechten saß mir der Graf Brühl, Schulenburg, der älteste Schönfeld, Senf, der Sohn, Doctor Plattner, Lehninger,[48]) der

47) Andreas Wagner, geboren 1727, damals Kreisamtmann zu Leipzig, ward später in den Adelstand erhoben, kam 1761 als geheimer Kammer- und Bergrath nach Dresden, wo er als geheimer Finanz-Rath und Chef der Armen-Versorgungs-Commission am 3. März 1805 gestorben ist. Wie nahe er unter Gellerts Freunden diesem gestanden, geht aus einem Briefe an die Lucius hervor, wo Gellert von Wagner sagt: „Dieser Mann ist fast noch der Einzige gewesen, zu dem ich oft mit allem meinem Kummer geeilet bin."

48) Johann August Lehninger, geboren zu Görlitz 1730, scheint Führer der beiden Schönfeld bei ihren Studien gewesen zu sein. Er starb im

Große;[49]) mir gegenüber die Frau Commissionräthinn, zur Linken der kleine Schönfeld, der Herr von Teuber,[50]) der Commissionrath, der Herr von Bose und der Hauptmann Senf. Vor der Tafel ward gespielt und Fritze[51]) verlor an den Hauptmann Senf drey Groschen. Ich kam um 8 Uhr und sah essen und hörte den albernen Reden meines Bruders zu und gieng um neun Uhr wieder in das schwarze Bret. Die Gesellschaft hat sich noch bis halb zwölf Uhr mit einem hieroglyphischen Balle, den der Graf Heinrich erfunden, belustiget. Das Uebrige erzähle ich Ihnen mündlich. — Ihr Hofprediger Buschmann wird heute examiniret. — Ich bin Ihr gehorsamster

Leipzig, den 29. November 1759. Gellert.

Juni 1756 als Secretair bei der Churſächſischen General-Stabs-Canzlei zu Dresden. Es sind von ihm folgende Werke erschienen:

Antonini's Italienisches und deutsches Wörterbuch und Grammatik neu edirt. Amsterdam und Leipzig 1760. 4.

Watteleets Gedichte von der Malerkunst aus dem Französischen. Leipzig 1762. 8.

Pernetty Hauslexicon der bildenden Künste aus dem Französischen. Berlin 1764. 8.

Bianconi Sendschreiben über den Gelsus, aus dem Italienischen. Dresden 1781. 8.

Description de la ville et des curiosités de Dresde. A Dresde 1781. 8.

Eben dieselbe von ihm selbst übersetzt, ebendas. 1781. 8.

Beschreibung des Planischen Grundes bey Dresden. 1781. 4. Mit Kupfern.

49) Gellerts älterer Bruder.

50) Hans Ernst von Teubern, geboren zu Dresden 1738, starb daselbst 1801 als Hofrath und Geheimer Referendar. Er hat in den Jahren 1766—1776 mehrere belletristische Arbeiten geliefert.

51) Der jüngere Schönfeld.

22.

Gnädiges Fräulein,

Ich habe mich sehr geärgert, daß mein Brief an Sie, den ich Donnerstags zu Mittage um zwölf Uhr den Bedienten Ihrer Herren Brüder zugeschickt, nicht richtiger bestellet worden ist. Sie können leicht denken, daß ich viel feyerliche Anstalten zu meiner Reise nach Weilau gemacht hatte. Ich hatte es an das schwarze Bret anschlagen lassen, daß ich den Sonnabend nicht lesen könnte. Ich hatte, denn mein Famulus ist krank, mit eigner Hand mein Reisegeräthe eingepackt. Ich hatte mir heute früh noch ein medicinisches Gutachten auf meiner Stube geben lassen, ob ich reisen sollte, oder nicht, weil ich in der vorigen Nacht einen bösen Hals bekommen. Erst ließ ich Gabelbachen rufen; dieser sagte ich könnte reisen, wenn ich einen bedeckten Wagen hätte. Dann ließ ich meinen Balbier rufen; dieser sagte, ich könnte reisen, weil die Luft rein und stärkend wäre. Endlich ließ sich sogar der arme kranke Heine um eilf Uhr zu mir tragen; er sagte, ich könnte reisen, weil es nach Weilau und nicht nach Warschau wäre. Also gieng ich zu Tische, aß und wartete bis halb zwey Uhr auf meinen Wagen. Ich schickte in den Essigkrug[32]); es war niemand zu Hause. Ich schickte in den Birnbaum[33]); es war kein Wagen da. Nunmehr schlug mir das Herz; ich errieth es, daß mein Brief an Sie nicht würde bestellt worden seyn; und was ich nicht gewiß hatte errathen wollen, das bestätigte nunmehr Ihr ältester Herr Bruder, der zu mir in per Stube trat. — Also bin ich nach so vielen Anstalten, nach so viel schmeichelhaften

32) Gasthof auf der Nicolaistraße.

33) Jetzt Hotel de Pologne.

Vorstellungen von der Reise nach meinem lieben Welkau, und nach einem gehaltenen consilio medico, doch noch in meinem finstern schwarzen Brete? Nun, Geduld, Herr Professor; wer weis, wozu es gut ist, daß Ihre Reise verhindert worden? Sie ermuntern ja andere zur Gelassenheit; also üben sie heute diese Tugend auch hübsch selber aus und seyn sie nicht so verdrießlich.

Daß sie morgen nicht lesen können, davon wird die Academie nicht zu Grunde gehen. Ein andermal bestellen sie ihre Briefe nach Welkau mit eigner Hand: so wissen sie kaum, daß sie nicht liegen bleiben. Das Letzte, gn. Fräulein, will ich auch in der That thun; und ich bitte Sie gehorsamst, daß Sie die Marktbothen und auch die anderen Couriere künftig an mich selbst schicken. Ich will diese Leute bald auf meine Seite ziehen; denn die Bedienten Ihrer Herren Brüder sind mir zu meinen Agenten zu beqvem; laut der Schachtel mit den Vögeln, die auch eine Nacht gestanden hat. Genug, ich habe das Vergnügen, in Welkau zu seyn, nicht eher haben sollen, als zu Weihnachten; und damit will ich mich beruhigen, und indessen um Gesundheit für Sie und mich beten. —

Der junge Schlegel[54]) hat mir geantwortet. Es scheint nicht, daß wir ihn nach Otterwisch[55]) bringen werden, weil er

54) Johann Friedrich, der jüngste von den fünf Söhnen des Stiftssyndicus zu Meißen (s. Note 33), geboren daselbst 3. Mai 1730. Gellert hatte ihn schon 1755 in einem Briefe an Sulzer (Nr. 97. der sämmtl. Werke) warm empfohlen und nennt ihn in einem spätern, von Cramer in seiner Biographie mitgetheilten Aufsatze einen eifrigen und beredten Lehrer der Religion.

55) Der Bruder des Generals Grafen Vitzthum, Ludwig Siegfried, hat Otterwisch besessen, und ist jedenfalls der hier „der Geheime Rath“ Genannte. Graf Ludwig Siegfried Vitzthum hatte die Gesandschaftsposten zu Turin, Petersburg, München, Paris und Wien bekleidet, ward an

bereits um das Diaconat an der Fürstenschule zu Meißen, in Dresden angehalten hat. Der Herr Geheimderrath ist böse? Das habe ich leider gefürchtet. Allein so lange die Frau Gräfinn in Welkau gnädig ist: so werde ich mich nicht sehr ängstigen. Empfehlen Sie mich ihr und der Fr. Großmama zu Gnaden. Gellert.

Leipzig, den 30. Novbr. 1759.

23.

Leipzig, den 10. December 1759.

Gnädiges Fräulein,

So sehr mich Ihr letzter so gesunder Brief beruhigt hatte; so sehr erschreckte mich Friedrich wieder durch seine böse Nachricht. Aber genug diese Nachricht ist durch bessere Nachrichten widerlegt und soll nach meinem Wunsche auf immer widerlegt bleiben. Nur getrost, gnädiges Fräulein. Die Gesundheit ist ein Geschenke der Vorsehung, das wir oft erst durch den Dienst der Krankheit erhalten; und die besten Herzen werden nicht selten schon früh mit gewissen Leiden geübt, weil sie dadurch zu großen Tugenden in den folgenden Altern vorbereitet werden sollen. Es ist wahr, die Gesundheit ist ein großes Gut, aber lange nicht das größte. Eine anhaltende Krankheit ist ein großes Uebel; aber der Gedanke, daß wir sie nicht selbst verschuldet haben und daß uns Gott die Gesundheit bald wieder

---

des den 21. Juni 1767 gestorbenen Grafen Friedrich Carl von Bose Stelle zum Oberkammerherrn ernannt und starb als solcher 1777. Ebert hat ihm in seiner Geschichte der Dresdener Bibliothek ein rühmliches Denkmal gesetzt.

geben kann, erleichtert die schwerste Krankheit. Seyn Sie also, wie Sie schon ohne meine Ermunterung sind, getrosten Muthes, gnädiges Fräulein, wenn auch neue Anfälle kommen. Was kann mir widerfahren, wenn Gott mich will bewahren? Ich habe in meinem Leben viel kranke und schwere Tage gehabt, und dennoch sind es vielleicht eben diejenigen, für welche ich am dankbarsten seyn sollte. Wer weis, wie bald Sie ohne Medicin Ihre vollkommene Gesundheit wieder erlangen! Es beten viel Menschen für Sie.

Aber lassen Sie uns nunmehr von den Gesunden reden. Sind Sie noch mit der Aufführung des Herrn Rabeners zufrieden? — Ziemlich. Glücken dem Herrn Rittmeister die Abdrücke der Medaillen noch gut? — So ziemlich? Hat die gn. Großmama bald mein Glück gemacht? — Noch nicht ganz. Nun, sie braucht auch nicht zu eilen; ich kann warten. Wird die gn. Mama nicht nach Reinharz reisen, den Herrn General zu sprechen? Ich dächte es. Aber die Liebe für ihre Fräulein wird sie wohl zurückhalten, das fürchte ich. Von Schlegeln habe ich aus Dresden noch keine Nachricht bekommen; das macht wohl der Krieg. Ob ich Sie, gn. Fräulein, noch auf die Feyertage sehen werde; daran zweifle ich; denn unter uns gesagt, ich bin ziemlich krank. Gestern bekam der Graf Werther einen Brief aus Warschau, darinne man sich nach der Fräulein von Schönfeld erkundigte, mit welcher der Professor Gellert in Correspondenz stünde; denn sein Brief, so hieß es weiter, sein Brief an Sie, der von dem Husarenofficier handelt, ist hier in der Antichambre mit vielem Beyfalle abgelesen worden und endlich auch vor dem Könige, und die Sekretaire der fremden Minister bitten sich Abschriften davon aus. Also werden wir nunmehr beide, gn. Fräulein, bald an den auswärtigen Höfen bekannt werden; das ist recht gut. Der sächsische Ge-

sandte an dem Dänischen Hofe, Hr. v. Völkersam[56]), hat den Brief schon vor langer Zeit von Dresden aus erhalten. Ich dächte, es müßte eine Zauberey mit diesem Briefe vorgegangen seyn. — Diese Nacht hat mir geträumt, daß mein Gesicht über und über voller Blattern wäre; ich sah im Traume in den Spiegel und fand es also; setzte mir vor, den Traum zu merken und Ihnen solchen zu erzählen. Dieses habe ich nunmehr gethan und will erwarten, was er bedeuten wird. Empfehlen Sie mich der gn. Mama und Großmama unterthänigst, der Mademoiselle Baret bestens, dem Hrn. Rittmeister sehr und Herr Rabnern gar nicht. Gellert.

P. S.

Ich wette, dieser Brief wird nicht von fremden Höfen gelesen.

Die Erzählung aus des Grafen Werthers Briefe hat ihre gute Richtigkeit.

---

56) George Gustav von Völkersahm, gebürtig aus Riga, Churfsächs. Kammerherr und außerordentlicher Gesandter in Kopenhagen (Ritter vom Danebrog seit 27. Mai 1768) bis zum Jahre 1769, wo ihm in diesem Posten der Graf Gallenberg folgte, während er selbst, unter Ernennung zum Geheimen Rathe, den Grafen Ludwig Siegfried Vitzthum als bevollmächtigten Minister am Römisch-Kaiserlichen Hofe ersetzte. Den letztern Posten erhielt 1776 Graf Gotthelf Adolph von Hoym auf Thallwitz und Völkersahm blieb mit dem Prädicate eines wirklichen Geheimen Rathes ohne Verwendung bis z. J. 1791, wo er als bevollmächtigter Minister am Kais. Russischen Hofe dem Generallieutnant der Kavallerie, Baron Johann Gustav von Sacken, folgte. Diesen letzten Posten bekleidete Völkersahm bis 1800, wo der bisherige Sächsische Gesandte in Kopenhagen, Graf Albrecht von der Schulenburg auf Closter-Reda, an seine Stelle ernannt wurde.

Völkersahm, früher Zuhörer Gellerts, war der Sohn jener Frau von Gampenhausen die im Br. 154 der sämtl. Werke erwähnt wird.

Wir besitzen Briefe von Zeitgenossen, die seine Unterhaltung als ziemlich langweilig schildern; etwas Aehnliches läßt sich wohl auch im Briefe 42, wo Gellert ein Heirathsprojekt halb scherzhaft bespricht, zwischen den Zeilen lesen.

24.

Gnädiges Fräulein,

Gestern habe ich an Sie geschrieben und heute schreibe ich schon wieder und beklage Sie von Herzen, daß Ihr Zufall so oft kömmt. Das ist hart, ich gestehe es; aber die Fräulein Schönfeld, denke ich bey mir selber, die Fräulein mit ihrem gelaßnen und frommen Herzen kann mehr dulden, als andere, und hat den Trost der Religion, den tausend Menschen nicht haben, und hat auch die Liebe und die Hülfe der besten Mutter. Aber ach, gn. Fräulein, ich bin auch mehr für diese Mutter, als für die Tochter bange. Sie leidet zu viel mit Ihnen; aber vielleicht ist das neue Jahr glücklicher für Sie beide; das gebe Gott!

Ich habe Ihnen oft gesagt, daß die Frauenzimmer beßre Briefe schreiben, als die Mannspersonen; und dieses gilt nicht allein von Frauenzimmern vom Stande, die eine gute Erziehung genossen, sondern auch von andern Personen Ihres Geschlechts. Den ersten Fall beweiset die Sevigné, die Frau Gräfinn und Sie, gn. Fräulein; den andern Fall will ich Ihnen durch etliche Briefe beweisen, die eine niedrige Mutter[57]) an ihre beiden Söhne in Leipzig schreibt. Es sind Kinder von zehn und eilf Jahren, die hier auf der Thomasschule studiren. Der Vater ist Cantor in Zschopau, etliche Meilen von

57) Johanna Dorothea Viebig, Gattin des Cantors und zweiten Schullehrers zu Zschopau, Christian Gruß Viebig, der von 1736—1776 sein Amt sorgfältig verwaltete und am 30. Juli d. J. zu Zschopau starb. Die zwei hier erwähnten Söhne waren: Christian Gottlob Viebig, geboren zu Zschopau d. 25. December 1746, und Christian Gottheilf Viebig, geboren zu Zschopau den 4. Juli 1749. Wir vermuthen, daß der älteste Advocat in seiner Vaterstadt, der zweite Amtmann im Meißnischen gewesen ist.

Lichtewalde. Ich finde in den Briefen dieser Mutter, bey allem Mangel der Kunst, so viel einnehmendes, daß ich zweifle, ob sie ein gelehrter Vater iemals so gut schreiben würde. Sie hat eine Beredsamkeit, die nichts als gesunder Verstand und große fromme Liebe ist. Freylich redt sie nicht so munter, wie die Sevigné; aber sie redt auch mit zwey Söhnen, die noch nicht gar zu klug sind; und ich wollte mit sehr geringen Verbesserungen die drey Briefe, die ich Ihnen schicke, zu ganz schönen Briefen machen; oder thun Sie es selbst. Sie gehören nicht mein; also bitte ich mir sie bald wieder aus. Ich will die beiden Kinder zu mir kommen lassen, so gut bin ich der Mutter geworden. Also sind doch in Sachsen drey Frauenzimmer die gut schreiben, die Frau Gräfinn, die Frl. Schönfeld und die Mutter in Zschopau; und unter den Mannspersonen, da kenne ich nur einen. Sie wissen schon, wen ich meyne; denn der Lieutenant Hausen, der gestern Abend bey mir war, und sich zeither in Dresden aufgehalten, hat mich versichert, daß die Copisten bey dem Kriegsdirectorio ganze Monate nichts gethan hätten, als den berufnen Brief eines gewissen Professors an die Fräulein Schönfeld abgeschrieben. Man hiesse ihn den Krieg im schwarzen Brete. Schicken Sie mir nur eine Abschrift von diesem Briefe, damit ich die Leute widerlegen kann, welche Umstände dazu lügen.

Ich bin Ihr gehorsamster Correspondent

Gellert.

Leipzig, den 11. Decbr. 1750.

Rabenern schicke ich den verlangten ersten Theil vom Plutarch. Er soll mir den Band nicht ruiniren, denn das ist seine Gewohnheit. Er soll auch keine Antwort von mir er-

warten; denn wenn ich Zeit zum Schreiben habe, so schreibe ich an die Fräulein und nicht an ihn. Daß Ebert todt wäre, davon weiß ich kein Wort. Ob ich krank bin oder nicht, das will er wissen; allein es wird ihn nicht viel angehn. Ich bin für mich krank. Daß er in seinem Briefe an Cramern so viel von der Gnade schreibt, welche die Fr. Gräfinn für ihn hätte, dieses habe ich gemäßiget und dazu gesetzet: Lieber Cramer, die Frau Gräfinn ist gegen alle Menschen gnädig, oft auch gegen die, die es nicht verdienen. — Ich denke, dieses ist Antwort genug auf seinen vierzeiligten Brief.

Ich schicke der gn. Gräfinn die Schriften der Klopstockinn. Der Hofprediger Gräfe [58]) ist in Dresden gestorben. Ich habe Ihnen die mütterlichen Briefe abschreiben lassen, weil ich die Originale wieder weggeben mußte.

25.

Gnädiges Fräulein,

Ich weiß es leider, daß Ihre Gesundheit noch nicht die beste ist; aber wenn Sie gleich zu krank sind, Briefe zu beantworten: so sind Sie doch, wie mir der Herr General noch gestern Abend gesaget hat, nicht zu krank, Briefe zu lesen und zumal Briefe von Ihrem besten Correspondenten; hier meyne ich mich selbst und bitte, daß Sie mir diese kleine Eitelkeit vergeben und sich von Rabenern nicht das Gegentheil einreden lassen. Der Herr General hat mir im Vertraun gesagt, daß

58) M. Johann Jacob Gräfe aus Oberstorf bei Chemnitz, geboren 1708, seit 1735 Feldprediger bei der Garde du Corps zu Warschau, 1742 Hofprediger in Weißenfels, 1746 Garnisonprediger in Dresden, seit 1747 Pfarrer an der Neustädter Kirche daselbst, war nur erst zum Hofprediger designirt, als sein Tod erfolgte.

dieser Rabener sehr auf meine Briefe schimpfte; sie ein leeres Gewäsch und witzige Lügen nennte; aber das mag er thun. Ich höre darum nicht auf an Sie, gn. Fräulein, zu schreiben, und der gute Rabener würde ganz anders reden, wenn ich ihm die Ehre anthäte, alle Posttage an ihn zu schreiben. Doch ich kann meine Zeit besser anwenden. Ich habe viel zu thun und er ist müssig; ich lese Collegia und er plaudert den Tag über der gn. Großmama die Ohren voll. Kurz, er bekommt keine Zeile von mir, er mag lästern, oder bitten; denn mich rührt eins so wenig, als das andere. Aber an Sie zu schreiben, gnädiges und krankes Fräulein, da habe ich Zeit und Beruf und Lust genug; und wenn ich auch Munterkeit und Geschicklichkeit genug hätte: so würde es ziemlich wahr sein, daß ich Ihr bester Correspondent wäre, so wie ich Ihr größter Verehrer und Freund bin. Auf diesen beiden Seiten steht, wie ich sehe, viel Unnützes; allein warum habe ich auch von Rabenern geredt? Ich will den Fehler verbessern. — Wie haben Ihnen die drey Briefe einer Mutter gefallen? Soll ich Ihnen noch mehrere von ihr schicken? — Ja! — Aber itzt habe ich keine mehr. Indessen will ich Ihnen einen sehr merckwürdigen Brief von einem sehr frommen Officier zu lesen geben, der in Preußischen Diensten und von Geburt halb ein Sachse, halb ein Preuße ist, nicht studiret und schon seit seinem sechzehnten Jahre (er ist itzt dreißig) gedienet, und lange als Gemeiner und Unterofficier gedienet hat. Er ist, wie Sie aus dem Briefe sehen werden, der gewissenhafteste Soldat und vielleicht der erste, der aus wahrer Liebe zur Religion und aus Andacht im Gottesdienste zu einem Duelle Gelegenheit gegeben hat. Dieser Lieutenant hat also duelliren müssen, hat das Unglück gehabt, auf eine schreckliche Art blessiret zu werden, und diese Begebenheit und seine Reue, und seine Dankbarkeit gegen Gott

machen den Inhalt seines theologischen Briefs aus. Wenn es möglich wäre daß man zu fromm seyn könnte, so würde mein Officier diesen sonderbaren Ruhm verdienen. Ich habe ihn vor ungefehr fünf Jahren auf folgende Weise kennen lernen. Er gieng durch Leipzig, ließ sich bey mir melden, sagte daß er mir wegen meiner Schriften unendlichen Dank schuldig wäre und bat mich um Gotteswillen, ich sollte von ihm ein kleines Geschenk zu einem Buche in meine Bibliotheck annehmen. Ich konnte mich seiner Freygebigkeit nicht erwähren, weil er auf die herzlichste Art bat. Dieses Geschenk, das er eingewickelt auf meinen Tisch legte, waren hundert Thaler an Louisdor. Seit dieser Begebenheit stehe ich mit ihm in Correspondenz. Meine Antwort an ihn habe ich abschreiben lassen, um sie Ihnen auch zu schicken. Auf diese Weise unterhalte ich unsern Briefwechsel wenigstens auf fremde Kosten und kann ihn noch lange unterhalten; und weil ich fürchte, daß ich meine Feyertage nicht in Welkau werde zubringen können: so will ich mich durch das Vergnügen, oft an Sie zu schreiben, dafür schadlos halten. Indessen hoffe ich, der Fr. Gräfinn und ihrer Tochter nach den Feyertagen aufzuwarten; das versteht sich. —

Buschmann wird ziemlich frieren bey seiner Probe; aber die armen Soldaten müssen noch mehr frieren und kriegen deswegen doch kein Amt. An der Mittwoche habe ich wieder einen Informator für die beiden jungen Grafen Löser[59]) nach

59) Die beiden jüngeren Söhne des Conferenzministers Grafen Löser:

1) Carl August, geboren 16. August 1748, war 1774 churfächsischer Major beim Prinz Dessauischen Kavallerieregimente, 1782 Oberstleutnant bei Prinz Albrecht Chevauxlegers, und nach seines Bruders Christian Friedrich am 18. Januar 1783 erfolgten Tode Herr auf Reinharz und Meure, quittirte 1785 als Oberster des Reg. Geldacker, ward Geheimer Rath, erster Landschafts-Obersteuer-Einnehmer und der Chur-Sachsen Erb-

Reinhartz geschickt; ich denke, einen guten Menschen. Wenn sie nicht mit ihm zufrieden sind, so habe ich Rabenern vorgeschlagen; und so lange der Krieg währet, kann er mit Ehren informiren.

Leben Sie wohl, gn. Fräulein, und wenn es möglich ist, gesünder als iemals. Die gn. Mama hat mir nicht gesagt, was ich mit den mir letzthin überschickten vierzig Thalern anfangen soll; ich vermuthe also, daß ich sie von Zeit zu Zeit zu Büchern für die Fräulein Tochter anwenden soll; das lasse ich mir gefallen. Empfehlen Sie mich ihr und der gn. Großmama und der Frl. Obernitz zu Gnaden.

Leipzig, den 11. Decbr. 1759.

Gellert.

Beilage.

L. den 13. Decbr. 1759.

Liebster Herr Lieutenant,

Auch wenn Sie fehlen, fehlen Sie noch fromm; und so wenig ich die Größe Ihres Fehltritts verringern will; so ist doch die Größe der Reue die Sie empfinden, eben so gewiß ein untrüglicher Beweis eines guten Herzens, als die That ein Beweis Ihrer Schwachheit ist. Ja liebster Freund, ein bewilligter Duell ist eine Empörung wider Gott und der Ihrige ist es nicht weniger, allein er hat doch in Ansehung seines Ursprungs etwas, das ihn vielleicht von allen Duellen in der

---

marschall. Er vermählte sich am 11. April 1795 mit Friederike Auguste Henriette, des Gen.-Maj. v. Ner Tochter, geb. 29. Januar 1767.

2) Hanns, geb. 26. October 1749, Churfsächs. Kammerherr, quittirte als Hauptmann 1783.

Obwohl der Conferenzminister Graf Löser vier Söhne hinterließ, starb die Familie mit dieser Generation aus.

Welt unterscheidet. Sie geriethen in eine gewisse Heftigkeit, weil man Sie in dem Gottesdienste ohne dringende Noth störte; und dieser Eifer, der im Grunde nichts, als rühmliche Tugend ist, verleitete Sie, hitziger zu reden, als Sie gegen einen Vorgesetzten hätten reden sollen; eine Uebereilung, deren nur die besten Menschen fähig sind. Hätte der Major, wer er auch seinem Character nach ist, die Quelle Ihrer Hitze sehen können: so würde er Sie bewundert und heimlich geliebt, nicht aber beschimpft und bis zum Duelle gehaßt haben. Diese Ursache Ihres bezeugten Unwillens und des daraus entstandenen Duelles macht mir Sie mitten auf dem mörderischen Kampf-Platze, den das Gewissen und die Religion verabscheut, bald bedauernswürdig, bald ehrwürdig. Genug, ich preise Gott mit Ihnen, daß er Sie so barmherzig bewahret und Ihnen das Leben zum zweytenmale und selbst in dem Augenblicke, da Sie es verachteten, geschenket hat. So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten, auch in der Stunde, wenn sie fallen. Erfreuen Sie sich nunmehr Ihres neuen Lebens, mein frommer Freund, und stehen Sie von Ihrem Falle mit neuer Stärcke und größerer Wachsamkeit auf, und dancken Sie Gott durch Demuth und Liebe. Ich weiß es gewiß, Sie werden nie an Ihr verscherztes Leben dencken, ohne zu wünschen, daß Sie sich seiner durch immer neue und größere Tugenden mögten würdig machen können; und wenn Sie es dereinst für die Ehre Gottes und das Vaterland aufopfern sollen, so erinnern Sie sich, daß es Ihnen der Herr des Lebens zu diesem rühmlichen Opfer gefristet hat. Im Duelle sterben — Gott welcher schreckliche Gedanke! Aber in seiner Pflicht christlich sterben, o das ist Ehre und Leben und Seligkeit.

Bitten Sie nicht von Neuem um meine Liebe und Freund-

schaft; ich liebe Sie noch eben so sehr als ehedem, ja ich liebe Sie nur desto mehr, ie mehr ich bey der so schrecklichen Begebenheit die Aufrichtigkeit Ihres Herzens und die Empfindlichkeit Ihres Gewissens habe kennen lernen. Du und viele andere, so dachte ich bey mir selbst, als ich an das Ende Ihres Briefs kam, du und viele andere, die nie duelliret haben, noch duelliren werden, seyd dennoch nicht so fromm, als dieser Soldat. Ihr Brief, mein guter, ist so vortrefflich, daß ich ihn größtentheils meinen Zuhörern in dem Collegio, wo ich von den Briefen rede, vorgelesen habe. Erschrecken Sie nicht über diese Nachricht, sondern lassen Sie sich dieselbe vielmehr lieb seyn. Sie sind durch Ihren Brief und durch Ihr Beyspiel vielleicht vielen jungen Herrn ein unvergeßlicher Lehrer geworden, und vielleicht sollte Ihre böse Sache diesen glücklichen Erfolg nach sich ziehen. Sie können mirs leicht zutraun, daß ich Ihren Namen und den Ort Ihres Aufenthalts verschwiegen habe.

Nun sollte ich nach Ihrem Verlangen noch von mir selber reden; aber ich will es in diesem Briefe nicht thun. Es soll der Innhalt des künftigen seyn. Genug, ich bin nicht so krank, daß ich nicht meine gewöhnlichen Arbeiten verrichten könnte; aber auch nicht so gesund, daß ich sie glücklich und willig genug verrichten könnte: allein wie auch meine Umstände beschaffen seyn mögen; so habe ich doch Ursache vor tausend andern zufrieden und dankbar zu seyn; denn wie viele Unglückliche macht nicht der Krieg allein, dessen Last ich doch nur wenig fühle! Leben Sie wohl, liebster Freund, und treten Sie vollkommen hergestellt in das neue Jahr und durchleben Sie es ruhig und, wie Sie vor andern thun, fromm. Ich umarme Sie freundschaftlich und bin zeitlebens der Ihrige

Glrt.

26.

Leipzig den 17. December.

Der Commissionrath hat mir erzählet, daß Sie fünf Zähne bekämen. Fünf Zähne, gnädiges Fräulein, auf einmal? O das ist nicht auszustehen. Jeder Zahn in Ihrem Alter bedeutet eine Weisheit, und also bedeuten fünf Zähne eine fünffache Weisheit, und vorher hatten Sie auch schon so viel Weisheit, wie soll das werden? Ich und die Mademoiselle Baret werden in dem neuen Jahre mit aller unserer Weisheit gar nichts gegen Sie seyn; das ist sehr demüthigend für mich. Aber wenn ich nun einmal diesen Vorzug dulden muß: so gönne ich ihn doch Niemanden lieber, als Ihnen. Nur bitte ich, lassen Sie es bey den fünf Zähnen bewenden und wünschen Sie dafür Rabenern etliche Dutzend, oder lassen Sie ihm, wenn es angeht, welche inoculiren. Der Mann hat mir durch den Herrn General das Compliment machen lassen, daß er mir die Fenster bey erster Gelegenheit einwerfen wollte. Das heiße ich Mangel an Backzähnen. —

Die Krammetsvögel, gnädiges Fräulein, sollen sehr gut für die Zähne seyn, zumal wenn sie schon etwas feste stehen. Weil mich nun einer meiner Zuhörer, der mir das Collegium nicht bezahlen konnte, mit etlichen beschenket hat: so schicke ich sie Ihnen zum Besten Ihrer Zähne, aber der Koch muß sie mit Verstande braten und in Papier, in gelehrt Papier, in rechte schöne Verse einschlagen und sie nicht spicken. Er wirds schon zu machen wissen. So viel von meinem Geschenke. Nunmehr von meiner Reise nach Weikau. Diese kann ich nicht eher, als nach den Feyertagen anstellen. Um diese Zeit will ich die gnädige Mama schriftlich um die Erlaubniß ersuchen. Es schlägt eilf Uhr und weder Hertel, noch Buschmann läßt

sich sehen. Also weis ich noch nicht, wie es mit der Probe abgelaufen ist; und das mögte ich doch sehr gern wissen. Ich hoffe das Beste, weil Niemand das Schlimme hofft. Den frommen Brief des Officiers schicken Sie mir bey Gelegenheit nebst den Briefen der Mutter wieder, damit sie der Herr von Senf nicht einer gewissen Fräulein in Dresden zustellt. Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein. Diese Woche über, denke ich, sollen Sie sicher vor meinen Briefen seyn; aber nicht auf die künftige Woche; da werde ich Ihnen zum neuen Jahre gratuliren und recht solenn sagen, daß ich vor tausend andern bin

Ihr großer Verehrer und ergebenster Freund und Diener
Gellert.

27.

Leipzig, den 18. Decbr. 1758.

Gnädiges Fräulein,

Wie sich doch alles in der Welt plötzlich ändern kann! Vor ungefehr sechs Wochen bot mir die gnädige Großmama gegen ein billiges Procent Geld an; und seit gestern bin ich im Stande, eben dieser gnädigen Mutter Geld ohne Procent anzubieten. — Wie nach denn das, lieber Herr Professor? Haben sie eine Erbschaft gethan? — Nichts weniger, ich habe in meinem ganzen Leben keinen Heller geerbet. — Haben sie Geld in der Lotterie gewonnen? — Auch nicht. Vor einigen Jahren gewann ich in der Lotterie zu Haynichen achtzehn Groschen; mehr habe ich niemals gewonnen. — Sind sie vielleicht im Spiele glücklich gewesen? — Eben so wenig. Ich spiele nichts als Kauflabet und Eilfern; davon wird niemand

reich. — So haben sie wohl gar eine reiche Parthie gethan? — Behüte der Himmel; dafür lasse ich die Großmama sorgen. — Nun, so weis ichs nicht, wo ihr großer Reichthum herkömmt; haben sie denn gar einen Schatz gefunden? — Auch keinen Schatz. Als ein Knabe fand ich einmal nach meinen Gedanken ein Geldstück; aber da es dazu kam, war es ein vergoldeter Schreckenberger. Kurz ich will Sie, weil Sie noch krank sind, nicht länger rathen lassen. Ich habe gestern eine Anweisung ohne Namen zu einer jährlichen Pension von dreyhundert Thalern, die ich gegen Qvittung hier in Leipzig heben soll, erhalten, und zwar aus Warschau; ohne Brief dazu, ohne Alles. — Aus Warschau, werden Sie denken; ohne Namen? Das ist eine sehr unwahrscheinliche Freygebigkeit. — Dennoch ist sie wahr, gn. Fräulein; und nunmehr will ich ganz anders in Wellau erscheinen; nicht mehr in dem Perpetuellkleide; nein, ich lasse mir eins zu dem neuen Jahre in Dresden und eins in Berlin sticken. Beutelperücken trage ich künftig auch nicht mehr; sondern große ansehnliche Perücken, wie der selige Graf Bitzthum auf dem Bilde in Wellau trägt. Meinen Catheder lasse ich lackiren und die Minerva, die darauf steht, vergulden, und Ihren kleinen Läufer will ich in meine Dienste nehmen, damit ich die Briefe nach Wellau und Bonau recht eilig bestellen kann. Meinem Herrn Famulo lasse ich ein schwarz Sammetkleid und mir einen Reisewagen, wie des Kammerherr Schömbergs seiner ist, machen. O das wird alles ganz anders werden, mein gnädiges Fräulein, ganz anders, als es sonst war. Nicht wahr, das hätten Sie sich nicht versehen. Nunmehr will ich Rabenern recht demüthigen.

Aber im Ernste, gn. Fräulein, ich habe gestern eine Anweisung zu einer Pension von hundert und funfzig Thalern aus Warschau erhalten, ohne zu wissen, von wem. Vermuth-

lich ist die Ministerinn*) mein Mäcen; denn die Damen haben sich überhaupt mehr um mich verdient gemacht, als die Männer; dieses beweist die Gräfinn Bitzthum und ihre Tochter, die Frau von Zetwitz und viele andere Gräfinnen, Frauen und Fräuleins. — Ob ich eine große Freude über meine Pension habe? Mit Gewissen kann ichs nicht sagen, daß ich sehr froh darüber bin. Die Freygebigkeit ist mir etwas verdächtig, so großmüthig sie auch aussieht; und wenn eins seyn sollte, so sähe ichs lieber, daß mich eine Freundinn in Pension setzte, als eine Ministerinn. Und wer kann es in Warschau sonst seyn? — Nun, das ist auf diese Woche der letzte Brief; ich würde ihn nicht geschrieben haben, wenn mirs möglich wäre, Ihnen etwas zu verschweigen. — Den Tag nach den Feyertagen werde ich die Ehre haben, der gn. Mama aufzuwarten, wenn ich gesund bin. Wirt.

---

60) Die Gemahlin des Premier-Ministers Grafen Brühl, Francisca Maria Anna, Tochter des Grafen Max Norbert von Kolowrat, geboren 2. April 1717, vermählt 29. April 1731, gestorben zu Warschau am 10. Mai 1762. Sie war eine vielfach ausgezeichnete Frau und hat ihre Kinder trefflich erzogen. Vier Söhne hatten schon vor dieser Zeit in Leipzig studirt: Friedrich (nachmals Polnischer Kron-Generalfeldzeugmeister) inscribirt den 26. Februar 1752, Carl und Heinrich, inscribirt den 10. Mai 1754, und Moritz, inscribirt den 18. October 1756. Der älteste ward ein außerordentlich gebildeter Mann, die drei jüngeren haben mit Auszeichnung in Preußen gedient. Für das Andenken ihrer Tochter, Maria Amalia, die, kaum vierzehn Jahre alt, dem Polnischen Kron-Hofmarschall, Grafen Georg Vandalin Mniszech vermählt wurde und im 36sten Lebensjahre am 30. April 1772 gestorben ist, hat Winkelmann gesorgt, indem er auf die Nachricht, daß die Gräfin nicht nach Rom kommen würde (Brief an Muzell-Stosch vom 18. August 1759) sein Bedauern ausdrückt, daß er nicht das Glück haben würde, eine so vollkommene Frau zu sprechen — eine Auszeichnung, deren, unseres Wissens, keine zweite sich rühmen kann.

28.

Gnädiges Fräulein,

Ich war freylich entschlossen, diese Woche nicht mehr an Sie zu schreiben, allein Ihr gestriger Brief, der zehn Antworten verdienet, ändert meinen Entschluß. Beantworten kann ich ihn heute zwar nicht; aber ich kann Ihnen doch von ganzem Herzen dafür danken. Ja, gnädiges Fräulein, ich sehe es aus Ihrem Briefe, um recht gut zu schreiben, braucht man nur ein gut Herz, wie das Ihrige, zu haben. Ich weis es, daß Ihnen Ihre deutschen Briefe viel Mühe kosten, und dennoch schreiben Sie so natürlich schön, als ob Sie ohne alle Mühe schrieben; das können Sie mir sicher glauben. — Aber meine Briefträgerinn will ja fort. Also nur noch ein paar Worte. Die Briefe der Zschopauer Mutter können Sie copiren lassen, auch meinen an den Lieutenant, wenn Sie so wollen; und alsdenn werden Sie so gnädig seyn und mir alle diese Briefe nebst den an den Herrn von Lüttichau*) wieder zu schicken und dieses Pensiongeheimniß nicht zu laut werden lassen. Ich küsse der Frau Gräfinn demüthigst die Hand.

Glrt.

Leipzig den 19. Decbr. 1759.

61) Vielleicht derselbe, bei welchem Gellert 1739 während eines Jahres Hauslehrer auf einem Gute in der Nähe Dresdens gewesen.

29.

Leipzig, den 20. Decbr. 1759.

Gnädiges Fräulein,

Ich las gestern zu meiner Erbauung in dem Young und als ich auf die folgende Stelle kam:

> Es ist in der ganzen Natur keine herrlichere Scene, als diese, wenn man zufälliger Weise eine vornehme junge und schöne Dame in ihrer Bettkammer sieht —

so fielen Sie mir dabey ein; und weil ich schon lange darauf gesonnen hatte, was ich Ihnen wohl für ein Praesent zum heiligen Christe machen könnte: so gieng ich in meinem theologischen Bücherschrank und las die beiden Bücher für Sie aus, die ich Ihnen mit diesem Briefe überschicke. Dieses Geschenk, das für mich die größte Freude ist, ist für Sie ein seltener Lobspruch; denn welchem jungen Frauenzimmer dürfte man so leicht, ohne ihr wenigstens heimlich zu mißfallen, ein Geschenk mit ein paar Büchern machen, die zum Unterrichte in der Gottseligkeit und zur Erweckung der Andacht geschrieben sind? Aber der liebenswürdigen Tochter der besten Mutter, Ihnen, theuerstes Fräulein, darf ich nicht allein ein so frommes Geschenke machen, sondern auch zugleich hoffen, daß es Ihnen angenehmer ist, als irgend ein Schmuck, den Ihr Geschlechte zu schätzen pflegt. Wie glücklich ist ein Frauenzimmer, das mit den Gaben des Verstandes und der Anmuth schon in der Blüthe ihrer ersten Jahre den Schmuck des Herzens, Tugend und aufrichtige Frömmigkeit verbindet. Wenn ich bitten darf, so lesen Sie in dem zweiten Bande der Uebersetzungen einiger poetischen und prosaischen Werke aus den besten englischen Schriftstellern auf der 79sten Seite die Dedication an die

Gräfinn von Salisbury. Ich habe die angeführte Stelle des Joung aus dieser Schrift genommen und alle junge und fromme Frauenzimmer sollten sie zu ihrer Belohnung lesen. Ich weiß nicht anders, als daß die gnädige Mama dieses Werk unter ihren Büchern hat. Von meinen beiden Büchern selbst zu reden: so ist der Dodridge[62]), den ich Ihnen in der französischen Uebersetzung schicke, eins von den deutlichen und erbaulichen Büchern, darinne ich, wo nicht täglich, doch wöchentlich eins von den Capiteln lese, die sich für mein Herz am besten schicken. Ich würde Ihnen die deutsche Uebersetzung, deren ich mich bediene, zugeschickt haben, wenn sie so gut als die französische wäre.

Das andere Buch von Koken hat in meinen Augen auch einen vorzüglichen Werth. Es ist unter der großen Menge von Communionbüchern das Beste, das ich iemals gesehen habe und doch nicht sehr bekannt. Die Striche am Rande, die ich gern im Lesen zu machen pflege, werden Ihnen sagen, daß ich dieses Buch selbst zu der Absicht gebraucht habe, zu der es geschrieben ist. Nicht so wohl die Gebete und Gesänge, als die kleinen Abhandlungen von der Buße und die Anleileitungen zur Prüfung und Bildung seines Herzens sind das Vornehmste in diesem Buche; und Sie können vielleicht Ihren Pflegesöhnen und Domesticken Geschenke damit machen. Auf

62) Philipp Doddridge, geboren 26. Juni 1702, als zwanzigstes Kind eines Nonconformistischen Geistlichen und der Tochter eines böhmischen, nach der Schlacht am weißen Berge nach England ausgewanderten Theologen Baumann.

Doddridge hat die meisten seiner Schriften in ländlicher Abgeschiedenheit zu Kitworth in Leicestershire verfaßt und dieselben, unter denen sich zahlreiche Predigten befinden, in den Jahren 1730 bis 1750 herausgegeben. Er hielt theologische Vorlesungen zu Harborough und bekleidete von 1730 bis an seinen, 1752 zu Lissabon erfolgten Tod, das Amt eines Predigers zu Northampton.

den andern Feyertag werden Sie eine sehr gute Predigt von den Empfindungen eines Christen bey der Feyer der Geburt unseres Erlösers hören. Heyer hat mir sie an der Mittwoche Abends vorgelesen und sie hat nicht nur meinem Verstande gefallen, sondern auch mein Herz gerührt. Indessen ist sie freylich mehr eine Predigt für den Hof Wellau, als für das Dorf Wellau. Dieses sey also mein letzter Brief an Sie in diesem Jahre, den ich mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihre dauerhafte Gesundheit und die beständige Wohlfarth Ihres ganzen Hauses auf viele künftige Jahre schliesse. Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr Freund und Verehrer
Gellert.

Der Frau Gräfinn danke ich unterthänig für ihren gnädigen lieben Brief und hoffe, ihr den Tag nach den Feyertagen mündlich danken zu können. Buschmann geht morgen (Freytags) mit der Post nach Nassau.

P. S.

Die Lieder gehören Friedrichen, er hat sich solche von mir ausgebeten.

30.

Gnädiges Fräulein,

Der erste Brief in dem 1760sten Jahre! O wie werden Sie sich freuen, wenn ich Ihnen sage, daß ich dieses Jahr mit vollkommener Gesundheit angefangen habe, daß ich zufriedner lebe, als iemals, daß ich mit Lust und Glücke arbeite,

keine Stunde ungenützt verbeylasse, nichts so sehr wünsche, als Gutes zu thun und zu veranstalten, mich wenig über die Fehler andrer Menschen ärgre, die meinigen gelassen verbessere — — Entsetzliche Lügen! Gnädiges Fräulein, die Sie mir wohl nicht zugetraut hätten. Ich will zur Strafe den Brief anders anfangen:

Gnädiges Fräulein,

Wie leicht werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich in dem neuen Jahre nichts gesünder, nichts zufriedner und nichts besser bin, als in dem alten Jahre; daß ich wenig nützliches arbeiten kann, wenig Gutes thue und weit mehr Böses, und daß ich heute, als den siebenten Tag im neuen Jahre wirklich noch schlechter bin, als den letzten im alten. Ich habe zum Exempel, alle Tage an Sie schreiben und Ihnen einen Glückwunsch in Versen schicken wollen; aber so weit habe ichs nicht mit mir bringen können. Ich bin zum Briefe so ungeschickt, als zum Gedichte, und zum Gedichte so geschickt als zum Briefe; und wenn es so fort geht, so muß ich mir ehstens einen Substituten setzen lassen. O das traurige Wetter! Aber nein, das Wetter ist nicht Schuld; ich bin bey gutem Wetter oft eben so träge in meiner Seele, als bey dem schlaffen Wetter. Ich habe nach Bonau reisen wollen, das werden Sie wissen; und ich bin noch hier, das wissen alle Leute; und ich hätte wohl gethan, wenn ich auch nicht nach Wellau gereiset wäre; denn ich war gesünder, da ich hingieng, als da ich fortgieng. Vielleicht habe ich mich bey den Ritterspielen zu sehr erhitzt. — Die Officiere von der Garde beehren mich mit Ihrem Besuche und freuen sich auf die Ankunft des Königs. Das ist nun wohl ganz gut; aber weil ich doch die Frau von Zetwitz, die noch unpaß ist, besuchen muß, (dieses ist Pflicht):

so werde ich die Ankunft des Königs nicht erwarten und ihn also auch nicht einholen können. Sie verstehen mich schon. —

Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein, gesünder, als im vorigen Jahre. Der Herr von Schulenburg ist noch nicht wieder da, auch die Herren von Schönfeld nicht. Küssen Sie der gn. Mama die Hand in meinem und aller Gelehrten Namen, empfehlen Sie mich ferner dem Herrn General und der Fr. Kammerherrinn zu Gnaden und Herr Rabnern zu beständiger Gleichgültigkeit.

Gert.

Leipzig, den 7. Januar 1760.

31.

Gnädiges Fräulein,

Die Briefe, die von Krankheiten handeln, machen mich gemeiniglich auch krank; allein der Ihrige, ob er gleich die Geschichte eines fünffachen Krankenbettes enthält, hat mich wenigstens so lange gesund gemacht, als ich ihn las, und ich habe ihn seit acht Tagen oft mit Nutzen gelesen. Allein, wie es mit allen vortrefflichen Medicinen geht, daß sie die Natur nach und nach gewohnet wird: so will auch ihr trefflicher Brief nicht mehr die vorige Wirkung an meinem Herzen thun; ich ersuche Sie also, gnädiges Fräulein, um eine neue Medicin. Sie sind auf gewisse Weise dazu verbunden, weil mich die gnädige Mama am vorigen Freytage durch ihren plötzlichen Besuch um alle meine Gesundheit gebracht hat. Ich saß mit dem Grafen Werther und studirte sehr tiefsinnig über einem Briefe, den er seiner Mama zum Geburtstage geschrieben. Indem

ruft der Graf, der hart neben mir saß, mit einer schmetternden Stimme: Die Gräfinn kömmt! Ich verstehe in der Angst: Die Gräfinn Bentink[63]) kömmt; und es fehlte nicht viel, daß ich vor Schrecken in Ohnmacht sank. Ich sahe Ihre beiden Herren Brüder, die hielt ich für den Herrn von Donop und Weißbrodt, und die gnädige Mama, denn ich sah nur halb, war die leibhafte Gräfinn der Länge nach, und die Andrienne*) war mir auch ein sichrer Beweis, daß es meine vornehme Peinigerinn wäre. Es ist wahr, die gn. Mama redte mich so gleich in meiner Bestürzung mit ihrem gütigen Tone an; aber das half nichts. Ich brauchte Zeit und ich zitterte wie ein Mensch, dem man am Chavotte die Nachricht bringt, daß er nicht soll gerichtet werden, und der sich doch von seinem Glücke nicht überzeugen kann. Vielleicht hätte ich mich zu einer andern Zeit eher gefaßt; aber ich hatte in der Stunde

---

63) Charlotte Sophie, letzte Erbtochter der Grafen von Aldenburg, eines illegitimen Zweiges des Hauses Oldenburg, geboren 5. August 1715, vermählt 1. Juni 1733 mit Wilhelm Grafen von Bentink, welcher sich von ihr getrennt hatte, da ihre Verbindung mit Albrecht Wolfgang regierendem Grafen von Schaumburg-Lippe, viel Scandal gegeben. Sie hatte diesen vermocht seine Gemahlin zu entfernen und sich der Leitung aller Angelegenheiten der Grafschaft bemächtigt. Der Sohn und Nachfolger des Grafen, der berühmte portugiesische Feldmarschall (Friedrich Wilhelm, geboren 1725) hatte sie nach dem 1748 erfolgten Tode seines Vaters aus jener Stellung entfernt, und sie lebte seitdem theils in Holland theils in Leipzig, zuletzt in Hamburg, wo sie in hohem Alter gestorben ist.

Sie hatte auf einer Reise durch Italien, Deutschland und in den Niederlanden alte Münzen und Bronzen gesammelt und gab in ihrem 62sten Jahre das Verzeichniß derselben unter dem Titel: Catalogue d' une collection de médailles antiques faite par la Comte. Douairière de Bentink, née Comte. d'Aldenburg, Dame de Varel, Kniephausen et Doorwerth. Amsterdam 1787 heraus. Nach dem Tode der Gräfin sollte dieser Schatz nun zusammen verkauft werden, doch fand sich kein Käufer und die Sammlung ging daher an den Erben der Gräfin, Herrn von Donop (ein Name, der in obigem Briefe ebenfalls vorkommt) zu Meiningen, über.

*) Ein Toilettenstück der Damen zu jener Zeit.

vorher mit Ihren Herren Brüdern die Lehre vom Denken abgehandelt und ihnen die Kraft zu denken so deutlich beschrieben, daß ich ganz erschöpft und selbst ohne Gedanken war. Ach, gn. Fräulein, schreiben Sie mir ja bald: das Schrecken mit der Mama, die Vernunftlehre mit ihren Herren Brüdern, und die Anweisung zum Briefeschreiben, über die öffentlich lese, haben mich so schwach an den Kräften zu denken gemacht, daß ich in der Gefahr stehe, es ganz zu verlernen; und ich fühle in eben diesem Augenblicke, daß ich mir weiter keiner deutlichen Vorstellung (idea seu notio distincta) bewußt bin, als daß ich bin

Ihr gehorsamster Verehrer und Freund
Gert.

Leipzig, den 23. Januar 1760.

32.

Gnädiges Fräulein,

Heute Vormittage unterhielt ich Sie mit dem Schrecken, das mir die gn. Mama verursacht hatte, und diesen Nachmittag habe ich ein neues Schrecken gehabt, aber von einer ganz andern Art. Lassen Sie sichs auch erzählen.

Der junge Graf Dohna hat mir aus Berlin geschrieben, daß ihm ein guter Freund den Weltbekannten Husarenbrief gewiesen hätte — so weit las ich geduldig — und das er gedruckt werden würde — hier warf ich den Brief aus der Hand, setzte mich voller Verdruß in meinen großen Stuhl, wollte eine Viertelstunde schlafen und den Brief und mich vergessen; aber ich schlief nicht und vergaß auch den Brief nicht, sondern war

bitter und böse auf den Hauptmann und auf mich. Ergeben Sie sich also geduldig darein, wenn der unglückliche Brief künftig mit Ihrem Namen gedruckt in der Welt herum geht; ich will mich auch darein ergeben, wenn mir der Lieutenant ehstens ein Danksagungsschreiben schicket, oder bey Gelegenheit mir persönlich ein Husarencompliment macht. Das schlimmste ist noch, daß der Brief durch das hundertfältige Abschreiben sich selbst nicht mehr ähnlich sieht. Hier haben Sie den Brief des jungen Grafen selbst. Wenn Sie sich über die erste Hälfte ärgern, so wird Sie doch die andre erbauen. Es ist ein sehr frommer Soldat. Leben Sie wohl, gn. Fräulein.

Gert.

Leipzig, den 23. Januar 1760.

33.

Gnädiges Fräulein,

Unser Schicksal hat sehr viel ähnliches. Sie sind oft krank, ich auch. Sie haben Ihre Noth mit dem Briefschreiben, ich nicht weniger; ihre Noth mit den Medicis, mit Rabnern, mit dem Claviere; und ich mit den Officieren, Zuhörern und auch mit Rabnern. Nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie uns unser Schicksal in Geduld tragen; aber da denke ich eben, daß ich Ihnen nicht sehr ähnlich, daß ich lange nicht so gelassen und geduldig bin, als Sie. Zum Exempel, ich sollte mich itzt bey meinen hypochondrischen Beschwerungen und meinen vielen Collegiis und der traurigen Witterung damit trösten, daß es bald Frühling werden wird, daß ich alsdann nach Störmthal und in das Carlsbad reisen und froh und vielleicht auch gesund

werden kann; aber ach, damit tröste ich mich eben nicht und mag mich vor großer Aengstlichkeit nicht trösten. Ich habe von der Briefnoth geredt. Gestern erhalte ich einen Brief, gnädiges Fräulein, daß einer mein Leben beschreiben will. Aber wer hat ihm das geheißen? Er soll es nicht beschreiben; mein Leben ist mein, er kann warten bis ich sterbe, und was merkwürdig an mir ist, das werde ich ihm und der Welt doch nicht sagen, nämlich meine Fehler. — Heute früh erhalte ich wieder einen Brief mit Noth. Buschmann schreibt mir, daß er seine große weitläufige Wirthschaft selbst übernommen hätte, die er doch nicht verstünde. Das glaube ich; aber er ist nicht zum Feldbaue, sondern zur Kirche berufen. Wer heißt ihm die Wirthschaft übernehmen? — Er sähe, daß er eine Wirthinn brauchte. Hätte er verpachtet, so brauchte er itzt keine. Er wüßte kaum, wie er die vielen Predigten und Amtsarbeiten verrichten sollte. Wenn er sie nicht verrichten kann, nun so muß er das Amt niederlegen, oder sich einen Substituten setzen lassen. Ich weis auch nicht, wie ich meine Zuhörer gelehrt machen soll, und daher werde ich meine Profession auch niederlegen. Indem ich noch schmehle, erhalte ich wieder einen Brief und zwar von einem Vetter. Nun was wird in diesem stehn? Meine Vettern haben mir leider immer viel Noth gemacht! — Was dächten Sie wohl, gnädiges Fräulein? — Ich soll dem Menschen vier hundert Thaler Geld leyhn! Der Asse! Es ist eine Frage, ob ich so viel Hundert Groschen habe. — Er wüßte, ich hätte viel Menschenliebe. — Alle Leute machen mir die Schmeicheley mit der Menschenliebe, wenn sie etwas bey mir suchen. — Ich hätte immer als ein Vater an ihm gehandelt. — Das will ich auch itzt thun, und als Vater ihm sagen, daß er nicht klug ist und daß er zu Hohmannen gehn soll, wenn er Geld braucht. — Noch ein Brief mit Mann-

scripten, die ich durchlesen und critisiren und zum Drucke befördern soll. Das hat mir noch gefehlet. Ich habe Manuscripte genug von meinen Zuhörern zu lesen. Die seinigen, davon ich nur vier Zeilen, es sind Verse, gelesen habe, kann ich mit Gewissen zum Feuer befördern. Das will ich auch thun, und mich nicht weiter auf heute ärgern, sondern an Ihre Gelassenheit denken, gnädiges Fräulein, und Ihnen Gesundheit und Friede vor Rabnern wünschen. Leben Sie also wohl.

Glrt.

Leipzig, den 1. Februar 1760.

34.

Gnädiges Fräulein,

Sie sind wieder krank gewesen und ich will also suchen, durch diesen Brief etwas zu Ihrer Erholung beyzutragen. Vorgestern ließ sich ein Hessischer Geheimberath nebst einem andern Rathe[64]) bey mir melden. Sie kamen von Berlin und wollten zum Könige. Wir hatten nicht lange complimentiret, so fiel das Gespräch auf Rabners Satyren. Ja, fieng der Rath an, dieser vortreffliche Scribent hätte auch länger leben sollen. — Er lebt noch, Herr Rath, und zwar in Wölkau bey der Frau Gräfinn von Bitzthum und ist so gesund und munter, daß ich glaube, er kann noch funfzig Jahre leben, wenn es anders ein Glück für die Welt ist. — Ist das möglich? Ist er also nicht todt? fuhr der Rath fort. Man erzählte mir in Gießen, daß er einen seiner Freunde auf dem Krankenbette besucht hätte und im Weggehen die Treppe herunter gefallen

64) Es ist zu vermuthen, daß diese Bevollmächtigten, deren Namen wir nicht zu ermitteln vermochten, den am 31. Jannar 1760 erfolgten Regierungsantritt des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel zu notificiren hatten.

wäre und sich den Kopf eingestürzet hätte. — Da sey Gott vor, rief ich aus Leibeskräften! Er hat mir zwar viel Böses in seinem Leben gesagt; aber ich hoffe gewiß, er wird eines späten und sehr natürlichen Todes sterben. Der Mann hat bey seinen Fehlern sehr große Tugenden; und hier fieng ich an, ihn erstaunend zu loben; denn es ist mein Fehler, daß ich gern lobe. — Ist er denn glücklich verheirathet? fragte der Rath vom neuen? — Er ist gar nicht verheirathet, mein Herr, und wird auch nicht heirathen, und er verdiente doch die beste Frau, und es ist eine Ungerechtigkeit, daß er nicht geheirathet hat. — Das ist schrecklich, Herr Professor, wie man mich hintergangen hat. Es wurde mir in Frankfurt erzählet, er hätte eine alte Frau des Geldes wegen genommen, die ihn abscheulich qvälte. Ich habe es aber nicht glauben können. — Das sind böse Leute, Herr Rath, die Ihnen so was erzählet haben. Rabner ist kein witziger Kopf im engen Verstande; er ist witzig und bemittelt zugleich und kann andern witzigen Köpfen zur Noth Pensiones geben. — Nun so sagen Sie mir nur, wie ich diesen Mann kann zu sehn bekommen. — Da weis ich Ihnen keinen andern Rath, als daß Sie nach Wölkau reisen und sich im Garten und Schlosse umsehen. Wenn Sie einen jungen blühenden Mann, mittler Statur, sehr corpulent, mit einer heitern und sehr muthwilligen Mine gewahr werden, der ungefehr vierzig Jahr alt ist und einem Hofmanne ähnlicher sieht, als einem Autor: so haben Sie Rabnern gesehen. Hier sprang er voller Zorn vom Stuhle auf, mein Rath. Ach, rief er, in Lübeck hat man mir ihn schrecklich beschrieben. O wie froh bin ich, daß der Mann so wohl gebildet ist. Er sollte klein, hager, ausgewachsen seyn, krumme, zweyfach krumme Füße haben, kurz ein Esop seyn. Ich bitte Sie um alles, helfen Sie mir, daß ich diesen vortrefflichen Mann kennen

lerne. Nun, sagte der Geheimderath, habe ichs Ihnen nicht gesagt, daß sie falsch berichtet wären; man weis es so gar in Paris, daß er ein schöner Mann ist; so wie man es in Paris weis, daß Herr Prof. Gellert nez aquilin hat. — Aber, liebster Herr Professor, fuhr der Geheimderath fort, wer ist denn das vortreffliche Fräulein, an die Sie den berühmten Brief vom Husarenofficier geschrieben haben? Ich habe ihn in Berlin bey Hofe gelesen. — Vorher hatte ich, ungeachtet mir nicht wohl war, mich doch des Lachens bey den Rabenerischen Anecdoten nicht enthalten können; aber nun ward ich lauter Ernst und Hypochondrie. — Wer dieses Fräulein ist? Ich kann Ew. Excellenz versichern (er hatte einen Stern), daß es ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer ist. Sie müssen Sie selbst sehen, wenn Sie mehr wissen wollen. Rabner ist bey ihr; und Sie sähen also zwo merkwürdige Personen auf einmal. Aber der Brief — ach Ihre Excellenz, ich wünschte er wäre in arabischer Sprache geschrieben — Schon merkte mirs der Geheimderath an, was ich sagen wollte, stund auf, besah meine chaise longue und dachte nicht mehr an den Brief. — Werden die chaisen hier in Leipzig verfertiget? Nein, Ihre Excellenz, in Wellau. O, rief der Rath, das wird ein Praesent von der Fräulein seyn. — Ja, Herr Rath, ich kann es nicht läugnen. —

Genug von meinem Besuche; denn ich erhalte einen Brief von Ihnen, gn. Fräulein. — Ich habe ihn hurtig gelesen, will ihn bey Tische noch einmal lesen und Ihnen indessen unendlich danken, daß er so lang ist. — Auch einen von Rabnern? — Den armen Mann beklage ich nunmehr herzlich; aber ich kann ihm heute nicht antworten. Die Commissionräthinn ist auch mit nach Dresden gereiset. Ich will mich sorgfältig erkundigen, ob ich einen Reisegefährten ausfindig machen kann. — Den Grandison schicke ich Ihnen mit tausend Freuden und alle

meine Bücher, so viel Sie ihrer haben wollen. — Hier ist auch die Carte, worauf die Namen der beiden fremden Herren stehen. Der Geheimderath war ein sehr geschickter, belesner und gefälliger Herr. Er hat mich schon zum andernmale besucht und ich muß ihn sehr loben. Der Rath ist auch ein guter Mann; aber er ist doch der Geheimderath nicht. — Empfehlen Sie mich der gn. Mama und dem Hrn. Generale unterthänigst. —

Glrt.

Leipzig den 4. Febr. 1760.

35.

Gnädiges Fräulein,

Ihren letzten langen und schönen Brief lasse ich schon seit acht Tagen auf dem Tische liegen, in der Hoffnung, daß ihn meine Zuhörer abschreiben und zu dem Ansehen bringen sollen, zu welchem der Husarenbrief gelanget ist. Vorige Woche ließ sich ein Hannöverischer Lieutenant bey mir melden. Was dächten Sie, daß er bey mir wollte? Er bat sehr demüthig um eine Abschrift von dem berühmten Briefe. Ich schlug sie ihm trutzig ab.

„Nun so wird mein General, mit dem ich hier durchgehe, selbst zu Ihnen kommen und sie darum bitten. — Ich werde dem Hrn. General mit allem in der Welt dienen, aber nicht mit dem Brief. Kurz, der Lieutenant gieng nicht von der Stube, bis ich ihm den Brief verlas. Das hat noch gefehlet, gnädiges Fräulein, daß sich die Leute Abschriften von mir ausbitten. Sehen Sie sich wohl vor, daß nicht die Fremden über lang

oder kurz nach Wellau kommen und sich Ihre Briefe an mich vorlesen lassen. Ich werde alles thun, um es so weit zu bringen.

Die Stunde, in der ich dieses schreibe, gehört Ihren Herren Brüdern, und diesen muß ichs so verdanken, daß ich heute an Sie schreiben kann. Vermuthlich ist der Herr Lieutenant verreiset, um nicht Magister werden zu dürfen; denn Dr. Ernesti, wie ich höre, hat ihn mit Gewalt dazu machen wollen. Ein seltner Fall!

Heute bekomme ich einen Brief von Dr. Weikmann aus Wittenberg[65], daß Mag. Heyer so trefflich im Examine bestanden hat; und weil dieses dem Herrn General, als dem Beförderer lieb seyn muß: so schicke ich Ihnen diesen Brief und bitte mir ihn nebst dem fürstlichen wieder bey Gelegenheit aus. Warum ich Ihnen den letzten zugeschickt habe? Weil Sie daraus sehen können, daß meine Schriften in Paris gelesen werden, welches mir im Grunde so gleichgültig ist, als wenn ich erfahre, daß sie in Taucha gelesen werden; denn man versteht sie doch in Paris noch weniger als in Taucha. Endlich kosten mich die beiden Exemplare, die ich habe überschicken müssen, sieben Thaler und das Porto bis Frankfurt beträgt auch einen Thaler; das ist zu viel Geld für den Ruhm.

Ein Pr. Lieutenant, der die Gicht hat, hier in der Cur ist und abdanken will, hat mir beygelegtes Billet zugeschickt, und mich gestern selbst besucht. Er will, weil er erst 26 Jahre

65) Dr. Johann Samuel Weickhmann, geboren 1. Mai 1714, bildete sich zu Danzig, studirte seit 1735 zu Wittenberg, wurde hier erst Lehrer in der philosophischen Facultät, 1744 ordentl. Professor der Theologie und 1748 Probst an der Schloßkirche. Er starb 18. October 1771 zu Wittenberg.

alt ist, studieren und auf diese Art sein Glück suchen, nachdem er vom vierzehnten Jahre an gedienet hat. Ich soll ihn gelehrt machen; aber so weit, gn. Fräulein, geht doch wohl die Menschenliebe nicht, daß man auch seine Feinde gelehrt machen müßte. Unterdessen muß ichs doch zufrieden seyn, daß er meine Collegia besucht. Machen Sie ihn in Welkau zum Schloßhauptmanne: so habe ich eine Noth weniger. Im Grunde ists ein guter ehrlicher Mann, der auch Sie sehr hoch schätzt; denn er kennt Sie, wie Sie leicht denken können, aus dem Husarenbriefe.

Ich küsse der gn. Mama die Hand.

Glrt.

Leipzig, den 18. Februar 1766.

36.

Gnädiges Fräulein,

Der Mangel des Schlafs seit fünf Nächten wird die Kürze meiner Antwort zur Gnüge entschuldigen. Ich danke Ihnen also nur flüchtig für Ihren gütigen Brief und für die Mittheilung des Rabenerischen. Der gute Mann weis es schon, daß mir an seinen Complimenten nicht viel liegt. Zur Vergeltung für seinen Brief, schicke ich Ihnen einen von einer Dame, den ich nicht verstehe, und den mein Bruder für eine mystische Liebeserklärung hält. Warum schreiben nicht alle Damen so gut, wie die Gräfinn Vitzthum und ihre Tochter? Ferner sende ich Ihnen einen halben Brief aus Freyberg und

dann noch einen ganzen aus Dresden, an dem die gn. Mama Antheil nehmen wird. Endlich wünsche ich Ihnen zu dem künftigen feyerlichen Sonntage von Herzen Glück und gehe itzt eine alte Jungfer, die unter mir wohnt, sterben zu sehen. Empfehlen Sie mich der gn. Mama, deren Söhne ich liebe, und leben Sie wohl.

Gert.

Leipzig, den 29. Februar 1760.

36.

Gnädiges Fräulein,

Gestern ist Magister Heyer bei mir gewesen und hat mir seine Probepredigt vorgelesen. Sie ist nicht nur schön, sondern sehr erbaulich, und ich wünschte, daß er sie vor seinem Herrn, dem Grafen, möchte halten können, nämlich in Störmthal und zwar den Sonntag Palmarum, weil er alsdann immer noch seine Reise thun könnte. Reden Sie mit der gnädigen Mama darüber. Wenn sie es für gut befindet, so will ich in Heyern dringen, daß er sie den Sonntag vor Ostern hält. Es ist wahr, der Herr Graf könnte die Predigt geschrieben lesen und beurtheilen; allein der Werth einer guten Rede besteht nicht bloß auf dem Papiere.

Ein Hauptmann bey der Pr. Armee hat den Einfall gehabt, einige von meinen Fabeln zu übersetzen und verlanget meine Critick. Aber, lieber Himmel, soll ich denn für alle Menschen, denen mein Name einfällt, Verstand haben? Ich

habe kaum genug für meine eigenen Unternehmungen. Seyn Sie also so gütig, gnädiges Fräulein, und sprechen Sie dem Herrn Hauptmann sein Urtheil. Ich wills ihm getreu überschicken. Noch ein andrer Officier, der in Siebeneichen steht, hat auch an mich geschrieben und mir ein deutsches Gedichte zur Beurtheilung geschickt. Das geht weit. Bald möchte ich wünschen, daß die Campagne ihren Anfang nehmen möchte. Kurz, ich kann dieses Gedichte auch nicht beurtheilen und ich ersuche Herr Kloppen, es an meiner Stelle zu thun. Im Grunde ist das Gedicht nicht schlecht und für einen Officier fromm genug, wenn es nur nicht ohne Reime wäre.

Die dritte Commission! Die gnädige Mama hat mich auf Ostern nach Störmthal gebeten. Ich habe es demüthig depreciret und mich auf ein Versprechen berufen, das ich der Frau von Zetwitz schon vor langer Zeit gethan. Dieses zu beweisen, sende ich Ihnen den letzten Brief von dieser Dame. Die Stelle ist roth bezeichnet; allein Sie, gnädiges Fräulein, können den ganzen Brief lesen. Es ist kein schöner aber ein guter Brief. Leben Sie wohl. Ich bin diese Nacht krank gewesen und habe aus Mangel des Athems bis um 2 Uhr im Bette sitzen müssen. Aber, Gott lob, ich lebe ja noch.

Gert.

Leipzig, den 14. März 1760.

8.

Gnädiges Fräulein,

Sie haben mir wieder einen Brief geschickt, der bis zum Drucke schön ist. Nehmen Sie dieses Geständniß statt des

Dankes an. Die arme fromme Contessinn Mariane[66]); ja sie dauert mich auch unendlich; aber lassen Sie das gute Kind mit getrostem Herzen sterben. Sie stirbt gern und sie stirbt selig. Wollte Gott, ich wäre so bereit zum Tode, als ich weis, daß sie ist; und selig sterben heißt das etwas anders als unendlich glücklich werden? In der That können Sie bey dem Verluste dieser Freundinn nicht unempfindlich seyn, das leidet Ihr Herz und die Freundschaft nicht. Nein; beten Sie für ihre Erhaltung, so lange sie lebt, mit Liebe und Wehmuth; und wenn sie stirbt; so weinen Sie zu Marianens Ehre, und alsdann suchen Sie Ihre Traurigkeit durch die Gründe der Vernunft und Religion zu besiegen. Es hat ein gewisser Officier[67]), der nunmehr auch todt ist, auf meinen vermeinten Tod ehedem eine Grabschrift gemacht, die sich also schließt:

Die Erde weinete, der Himmel freute sich.

Mein Gewissen sagt mirs, daß dieser Lobspruch für mich unendlich zu groß ist; aber die Contessinn Mariane verdienet ihn; diese Sächsische Clarissa, dem Herzen und der Geduld im Leiden nach, und auch der Freudigkeit im Tode nach. Sie lesen itzt den Grandison, gnädiges Fräulein, und ich habe schon oft in der Versuchung gestanden, Sie in meinen Briefen Fräulein Byron zu nennen. Einer von meinen Freunden hat einmal gesagt: Wenn ich den Grandison geschrieben hätte: so wüßte ich gewiß, daß ich müßte selig werden. In der That, wenn wir den Himmel verdienen könnten: so hätte ihn Richardson durch

---

66) Marianne Clemore, des Grafen Löser zweite Tochter, geboren 24. October 1735, gestorben zu Reinharz 3. April 1760.

67) Ewald Christian von Kleists Gedicht auf Gellert, als man ihn todt sagte, in seinen sämmtlichen von Körte herausgegebenen Werken, Berlin 1803. Th. II S. 39.

dieses Buch verdienet, und zwar ganz allein; denn es ist das einzige und erste in seiner Art.

Rabener hat mir geschrieben, und ich schicke Ihnen seinen Brief, weil Wellau etlichemal darinne steht; auch schicke ich Ihnen einen von Krebeln zum Beweise*), daß alle meine guten Absichten für den Grafen Heinrich nichts ausrichten werden, als daß ich darunter leide. Aber genug, ich habe als ein ehrlicher Mann gehandelt. Den Urheber meiner Warschauischen Pension kenne ich noch nicht; dieses wird der dritte beygelegte Brief aussagen. Den vierten sende ich Ihnen wegen des Sonderbaren. Eine Husarenfrau schreibt mir, daß ihr Mann, als mein Bruder, unlängst an seinen Wunden gestorben wäre. Das ist viel, daß ich noch einen Bruder haben soll. Der fünfte Brief vom Rittmeister Bützingslöwen ist wegen seiner unangenehmen Nachricht merkwürdig.

So bald Mag. Heyer aus Wittenberg zurück kömmt, soll er mir sein Wort geben müssen. Der gnädigen und kranken Mama küsse ich die Hand tausendmal und wünsche ihr Gesundheit; und was ist wohl für ein Glück, das ich ihr nicht oft wünsche? Wenn es in meinem Vermögen steht, so warte ich ihr gewiß vor Ostern noch auf; denn ich brauche viel Freude. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich zugleich der gn. Großmama und dem Herrn General gehorsamst.

Glrt.

Leipzig, den 17. März 1760.

---

68) Welcher Art Gellerts Bemühungen gewesen, ergiebt sich aus dem im Anhange befindlichen Briefe an die Gräfin Brühl. In dem letzten Briefe an Hrn. v. Miltitz (s. Anhang) ist die Rede von einem Hofrath Krebel; ob dieses der früher in den Familien Miltitz und Brühl thätig gewesene Erzieher ist, vermögen wir nicht festzustellen.

39.

Gnädiges Fräulein,

Da ich an dem morgenden feyerlichen Tage nicht persönlich in Störmthal sein kann: so weis ich meinen Glückwunsch in keine bessern Hände zu übergeben, als in die Ihrigen. Wünschen Sie also der gnädigen Mama in meinem Namen zu ihrem Geburtstage Gesundheit, Leben und Zufriedenheit, das Leben ihres Gemahls, das Leben und Glück ihrer Kinder, und alles dieses mit Ihrer Beredsamkeit, das heißt, mit meiner Aufrichtigkeit und Ehrerbietung. Aber warum kommen Sie nicht selbst? Das kann ich Ihnen leicht sagen, gnädiges Fräulein. Erstlich habe ich seit einigen Tagen Zahnweh und fürchte mich vor der Luft. Zum andern will ich gern in dieser Woche meine Collegia schließen, und wenn ich einen Tag nach Störmthal reiste: so würde ich den andern und dritten und vierten Tag gewiß auch da bleiben. Also ist es weise gehandelt, daß ich gar nicht reise. Zum dritten soll ich in Leipzig bleiben und meinem Schwager in Haynichen eine Forderung an die hiesige Garnison von 750 Thlrn., für gelieferte Flanelle, eintreiben. Dieses Gelds wegen könnte ich nun ganz sicher verreisen; denn der Mann, der mit dem Herrn v. Thieren gegen baare Bezahlung gehandelt hat, bekömmt doch nichts, und ich schicke mich auch nicht gut zum Exequier, am wenigsten bey dem Feinde; aber damit ich meinen Schwager befriedige, so will ich zugegen bleiben. Er ist ein Tuchmacher und Rathsherr in meiner Vaterstadt, die sich von Flanellen nähret, und die nebst ihm durch diese 750 Thlr. vielleicht auf einmal um ihren ganzen Reichthum kömmt. Ich habe gedacht, mein Name soll dieser Stadt etwas helfen. Allein es muß nicht viel mit

meinem Namen seyn; denn der General Hülsen[69], der mich gern liest, schicket die Execution ebenso gut nach Haynichen, als nach Waldheim. Der Graf Heinrich hat Krebeln doch noch zum Hofmeister erhalten, wie Sie aus seinem und des Hrn. von Miltitz Briefe sehen werden, den ich Ihnen schicke, weil er gut geschrieben ist. — Magister Heyer wird also künftigen Sonntag bey Ihnen predigen? Das höre ich sehr gern. In eben diesem Augenblicke schicket mir ein hiesiger Officier den Philosophe de Sans-Souci[70]) zum Lesen; aber er wird wohl von mir ungelesen bleiben. Ich kenne diese Philosophie schon, und ich lese lieber Ihren letzten Brief noch einmal; in demselben ist gewiß mehr Weisheit für mich als in dem ganzen Buche.

Leipzig, den 24. März 1760.

Glrt.

---

69) Johann Dietrich von Hülsen, k. preuß. Generalleutnant von der Infanterie, Ritter des schwarzen Adler-Ordens, Chef eines Regiments zu Fuß, Domdechant zu Minden und nachmals 1763 Gouverneur von Berlin, starb daselbst am 29. Mai 1767, 74 Jahre alt.

70) Das unberufene Erscheinen dieser Schrift hatte der König mit großem Verdruß aufgenommen, hauptsächlich weil sich darin Ausfälle gegen England befanden, dessen Beistand er grade nöthig hatte. Bei der spätern Herausgabe seiner Schriften ersetzte er diese Stellen durch Angriffe auf Frankreich. Es ist bekannt, welche Behandlung die Nichte Voltaires in Frankfurt wegen dieser Angelegenheit auf Befehl des Königs zu erdulden hatte. Später scheint Friedrich II. den Verdacht, daß Voltaire ihm jenes Manuscript entwendet habe, aufgegeben und denselben auf einen Franzosen Namens Bonneville gelenkt zu haben, welcher, da er unvorsichtig genug war, nach Preußen zurück zu kommen, lebenslängliche Haft in Spandau erhielt.

40.

Gnädiges Fräulein,

Ich habe der gn. Mama die Verse des sel. Major Kleist's auf meinen vermeynten Tod versprechen müssen; allein mein Herz widersteht mir, indem ich sie niederschreiben will und ich fürchte mich, die Sünde des Stolzes zu begehen; oder ich schäme mich doch vor mir selber. Genug, ich will sie nicht aufschreiben, sondern hier einen Brief beylegen, in welchem ich sie zuerst gelesen habe. Sie stehen auf der letzten Seite des Briefs mit einem Striche bemerket. Ferner habe ich der gn. Mama ein Paar Verse auf Hallers Ursprung[71]) des Bösen versprochen. Diese will ich so gut hersetzen, als ich sie in meinem Gedächtnisse finden kann:

Ich las des Bösen Quell in Hallers seinen Werken,
Und nahm mir vor, mit einem Strich
Die schönsten Stellen zu bemerken.
Ich las, las immer fort, strich an und freute mich,
Und da ich fertig war, sieh, da war alles Strich.

Endlich kömmt noch eine poëtische Schuld, mit der ich der gn. Mama verhaftet bin; ich meyne die Verse unter Richardsons Portrait vor dem Grandison. Hier sind sie.

Dieß ist der schöpferische Geist,
Der uns durch lehrende Gedichte
Den Reiz der Tugend fühlen heißt,
Der durch den Grandison selbst einem Bösewichte
Den ersten Wunsch, auch fromm zu seyn, entreißt.
Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
Sie sind Natur, Geschmack, Religion,
Unsterblich ist Homer, unsterblicher bey Christen
Der Britte, Richardson.

Damit ich aber die Freude habe, noch mehr zu thun, als ich versprochen: so will ich Ihnen zwey andere kleine Stücken,

71) Des großen Haller herrliches Lehrgedicht: „Ueber den Ursprung des Uebels" in drei Büchern war 1734 erschienen.

die ich auf Richardsons Romane ehedem gemacht, hier einrücken.

Wie lange war für dich, o Jugend,
Die Liebe des Romans ein Gift!
Und sieh, ein Richardson, der Freund der wahren Tugend,
Macht den Roman für dich, o Jugend,
Zum Werke des Geschmacks, der Weisheit und der Tugend,
Zum frömmsten Werke nach der Schrift.

Oder:

Nicht selten war, empfindungsvolle Jugend,
Sonst der Roman für dich ein Gift;
Doch Richardson macht ihn zur weisheitsvollen Schrift,
Und zu der Wollust Gegengift,
Zur Schule des Geschmacks, der Sitten und der Tugend.
Nun ist es ein Verdienst, o Jugend,
Ein Leser der Clarissa seyn;
Und eines Grandison sich nicht im Lesen freun,
Ist schon ein Kaltsinn in der Tugend.

Es kann kommen, gnädiges Fräulein, daß Ihnen keins von meinen kleinen Gedichten gefällt; aber deswegen hat Richardson nichts verloren. Er bleibt immer ein vortrefflicher Autor, man mag ihn glücklich oder unglücklich loben. In dem letzten Briefe habe ich Ihnen geschrieben, daß mein Name bey dem Könige in Preußen nichts gälte, und ich sehe, ich habe mich übereilet. Diesen Fehler zu verbessern, schicke ich Ihnen den Brief einer Schlesischen Mutter, die durch meinen Namen ihrem Sohne die Erlaubniß ausgewirket hat, in Leipzig zu studiren, wo sonst keine Preußischen Landskinder studiren dürfen. Und hiermit, Gnädiges Fräulein, werde ich meine Correspondenz bis nach den Feyertagen schließen; denn warum sollten Sie nicht gleiche Rechte mit meinen Zuhörern genießen? Diese dürfen mich von künftiger Woche an vierzehn Tage nicht hören; so sollen Sie mich auch vierzehn Tage nicht lesen dürfen. Ein Wort muß ich Ihnen doch noch sagen. Der junge Graf

Dohna hat mir geschrieben, daß er endlich seinen gesuchten Abschied erhalten, daß er nach erfolgtem Frieden nach Sachsen kommen und bey unserm Hofe eine Bedienung suchen, und sich um Leipzig herum ankaufen würde. Was mag das zu bedeuten haben? Sein Vater ist auf den Tod krank. Nun will ich auch keine Sylbe mehr schreiben, sondern warten bis ich Ihnen mündlich mein Herz ausschütten kann. Und wer weis, geschieht dieses nicht eher, als Sie denken? Durch Mag. Heyern lassen Sie mir ja sagen, daß sich die gn. Mama wieder vollkommen wohl befindet, wenn es auch nicht ganz wahr ist. Ich bin mit der vollkommensten Verehrung

Leipzig, den 28. März 1760.

Gert.

41.

Leipzig, den 4. April 1760.

Gnädiges Fräulein,

Immer weinen Sie, denn ich weis doch, daß Sie über den Verlust Ihrer Mariane weinen müssen; aber freuen Sie sich auch mitten unter Ihren Thränen über die Seligkeit Ihrer Freundinn, und vergessen Sie Ihren eignen Verlust über dem Gewinn Ihrer vollendeten Contessinn. So wie ich den Character der seligen Mariane kenne, ist sie eine der verehrungswürdigsten Damen gewesen, die iemals gelebet haben; und so ungerühmt Ihre Verdienste bey der Nachwelt seyn werden; so groß werden sie itzt in dem Angesichte des ganzen Himmels seyn, und ihr Beyspiel wird ihren Freunden, so früh sie auch starb, dennoch ein langes und beständiges Glück bleiben. Ich will mich desselben oft zu erinnern suchen und von ihr lernen.

Ich lege Ihnen hier einen Brief von dem jungen Herrn von Häseler[72]) bey, dessen Innhalt sich mit dem Innhalte dieses Briefs sehr wohl vertragen wird. Dieses gute Kind, der an einer Auszehrung, gleich der seligen Mariane, tödtlich in Halle darniederliegt, nimmt Abschied von mir, seinem ehemaligen Lehrer und itzt seinem großen Verehrer. Auch dieser junge Grandison hat gelebet, um ruhig und selig zu sterben. O es giebt noch viel edle Menschen auf der Welt, wenn sie gleich unbekannt sind! Der alte Mann, an den er eigentlich den Brief geschrieben und dessen Wohlthäter er war, ist vor vier Wochen vor ihm hin in die Ewigkeit gegangen. Ich würde Ihnen meine Antwort auf den Häselerischen Brief gern mit schicken; aber ich befürchte, ich möchte Ihre Traurigkeit durch die meinige vergrößern. Ich schrieb ihm am grünen Donnerstage gegen Abend, und ich hielt meinen Brief*) für ein Werk, das sich zu dem Werke der Religion, welches ich an demselben Tage verrichtet, sehr wohl schickte. Ich war überaus traurig, wie ichs denn bey nahe die ganze Woche ungewöhnlich gewesen bin. Aber heute, Gott sey Dank, ist mir das Herz leichter und ich schreibe diesen Trauerbrief mit einer geheimen Ruhe. Möchten Sie ihn, Gnädiges Fräulein, doch auch so lesen! Ja, Sie werden es thun. Die Traurigkeit über den Verlust unserer Freunde, wenn sie durch die Religion geheiliget wird, belebt unser Herz endlich mit einer stillen Freude und mit einer getrosten Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse, die nichts als

72) August Wilhelm von Häseler, der am 9. September 1734 geborne Sohn des 1736 in den preußischen Adelstand erhobenen Magdeburger Handelsherrn, nachmaligen K. Preußischen Geheimen Raths August Häseler (geb. 1692, gest. 1769), starb am 15. April 1760 zu Halle an der Lungenschwindsucht.

*) S. diesen Brief in Gellert's sämmtl. Schriften, Bd. 5. S. 314.

Weisheit, Liebe und Heil sind. Wer einen Gott zum Erlöser hat, den muß der Tod nicht erschrecken, sondern beruhigen. Der Engländer, Addison, der mit an dem Zuschauer gearbeitet, hat durch sein Beyspiel, das ich noch vor wenig Tagen gelesen, diesen Satz vortrefflich bestärket. Als er die Aerzte aufgegeben und sich dem Troste der Religion einzig überlassen, ließ er einen seiner jungen Anverwandten vor sein Sterbebette rufen. Dieser kam und Addison lag stille und schwieg. Darauf fragt der junge Neven, was er ihm noch für Befehle zu geben hätte; er würde sie heilig beobachten. Keine Befehle, versetzte Addison. Ich habe Sie rufen lassen, daß Sie sehen sollen, wie ruhig sichs stirbt, wenn man christlich stirbt. Und bald darauf starb er sanft. Ach Gott, möchte ich doch dereinst auch so sterben können! Was ist alle Herrlichkeit der Erde gegen die Hoheit eines solchen Todes?

Ihr Brief von Mag. Heyers Predigt ist wieder ein vortrefflicher Brief, und ich weis nicht, welcher schöner ist, ob der Mutter oder der Tochter ihrer. Ich will ihn mündlich beantworten und zwar auf den dritten Feyertag Nachmittage, so Gott will. Seyn Sie also so gnädig und bitten Sie den Herrn General um eine Chaise mit ein Paar Pferden für mich; denn ich fürchte, in den Feyertagen keine ohne große Mühe in Leipzig zu finden. Nach der Kirche um vier Uhr will ich hier wegfahren und in Störmthal etliche Tage mich meines Lebens zu erfreun suchen. Ob Sie es der gn. Mama sagen wollen, daß ich komme, dieses überlasse ich Ihnen.

Girt.

Beilage.

Bey dem Ende, der Hochseel. Comtesse Mariane. Gellert.

Mel. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende rc.

So hört der schwere Kampf der Leiden,
Den Gott mir gab, mit Gott nun auf.
Ich schmecke schon des Himmels Freuden
Und so vollend ich meinen Lauf.
Was ist das Leiden dieser Zeit
Doch gegen jene Herrlichkeit!

Der Tod erscheint, und ist mein Leben,
Und Sterben, das ist mein Gewinn,
Denn alle Schuld ist mir vergeben,
Weil ich in Jesu Christo bin.
Mich schreckt kein Tod, und kein Gericht,
Gott, Gott ist meine Zuversicht.

Erheb ihn ewig meine Seele,
Und bet ihn jetzt frohlockend an,
Erheb ihn dankend, und erzehle,
Wie viel er dir hat Gutes gethan.
Denn seine Güt, und seine Treu,
War dir mit jedem Morgen neu.

Dank ihm für jede deiner Freuden,
Womit er dich so oft erquickt,
Dank ihm für jedes deiner Leiden,
Die seine Hand dir zugeschickt.
Dank ihm jetzt hier, und ewig dort,
Für deinen Glauben an sein Wort.

Ich bin nun selig, Preiß und Ehre
Sey dir Gott Vater, Sohn, und Geist.
Ich bin nun selig und ich höre,
Wie dich der ganze Himmel preißt.
Ich bins durch Christi Blut allein,
Wer an ihn glaubt, soll selig seyn.

Beweinet nicht mein frühes Ende
Ihr, die das Leben mir verliehn;
Gott ruft mich, hebet Eure Hände
Zu ihm hinauf, und preiset ihn,
Der mich Euch gab, nimmt mich von Euch,
Mich von der Erden in sein Reich.

Euch dank ich kindlich für die Güte,
Die Ihr mir zu genießen gabt.
Euch dank ich, daß ihr mein Gemüthe
Zur Tugend früh gebildet habt.
Auch mitten in dem letzten Schmerz,
Dankt Euch noch Marianens Herz.

Und Ihr, Gefährten meiner Jugend,
Geschwister, die mein Tod jetzt beugt,
Lebt wohl und geht den Weg der Tugend,
Sie machet uns das Ende leicht.
Ich sterbe! kommt, und sehts mit an,
Wie frey ein Christe sterben kann.

mort. den 3. April 1760 zu Reinharz.

42.

L., den 2. May 1760.

Gnädiges Fräulein,

Daß Sie gesund sind, dieses saget mir mein Herz: und daß ich nicht in Bonau, sondern noch in Leipzig bin, dieses saget Ihnen dieser mein Brief. Es fehlet wenig, so wäre ich heute mit Herteln nach Welkau gekommen; denn ob es gleich in Welkau lange nicht so schön ist, als in Störmthal: so ist es doch genug, daß Sie daselbst sind. Dieses Compliment klingt nun freylich für einen Professor sehr süsse; aber ich

schäme mich doch nicht, daß ichs Ihnen gemacht habe. Und wenn die Madem. Paret nicht damit zufrieden ist: so sagen Sie ihr nur, ich hätte das Sie in einem ungewöhnlichen Verstande genommen, und es hieße so viel, als daß Sie alle, nämlich die Fräulein, die gn. Mama, der Herr General und die Madem. Paret da wären. In der That ist die Auslegung etwas gezwungen; aber genug, die Sache ist so wohl in dem ersten als in dem andern Verstande wahr. Was wollen wir also lange darüber disputiren? Warum ich noch in Leipzig bin, dieses will ich Ihnen mit zwey Worten sagen. Die Fr. v. Zetwitz, welche mir zu schreiben versprochen, hat mir noch nicht geschrieben, und daraus schließe ich, daß sie mich nicht haben will, und daß sie statt meiner wohl Execution haben mag. Execution aber und ein hypochondrischer Gast, das wäre freylich zu viel auf einmal. Indessen ist mir doch nicht wohl dabey zu Muthe. Die gute Zeit verstreicht und die Messe ist meine Sache nicht und ist doch die Zeit meiner Freyheit. Ich werde also wohl auf den Montag, ohne weitere Briefe abzuwarten, mich mit meinem Herrn Famulo auf den Wagen setzen und nach Bonau fahren. Nehmen mich die Husaren weg, so wird mich der Herr General, wenn er es für gut befindet, schon wieder frey zu machen wissen.

In den beiden Commissionen, die mir die gn. Mama wegen der jungen Herren aufgetragen, bin ich noch nicht sehr glücklich gewesen. Ich will ihr ehstens Rechenschaft davon geben. Herr Du-mas kann kein Wort deutsch. Dieses ist leider ein böser Umstand.

Gestern bin ich mit der Fr. v. Dieskau[73]) und der Frän-

73) Christiane Magdalena Dorothea von Penikau aus Baalsdorf, seit 3. September 1742 Wittwe Johann Adolphs von Dieskau auf Trebsen und Merchau, k. großbritannischen und herzogl. Braunschweigischen Geheimen

lein spazieren gefahren. Dieses gute Kind ist sehr niedergeschlagen. Seufzer, Thränen, Ja und Nein, dieses sind ihre ganzen Gespräche. Sie machet sich ein Gewissen über ihre vorhergegangne Munterkeit und fürchtet diese Munterkeit schon zum Voraus wieder. Und leider hat sie Recht. Denn ihre große Munterkeit, die sie für eine Ausschweifung hält, ist eben so wohl ein Zustand der Krankheit, als es ihre Traurigkeit ist, und also ist sie in ihren bösen und guten Tagen krank. Ein schweres Schicksal! Indessen trägt es die gute fromme Mutter mit vieler Gelassenheit und spricht ihrer Tochter mehr Trost zu, als ein Buch. Noch ein böser Umstand. Die vorige Madmoiselle ist fort und die itzige, so gut sie ist, ist doch ein Frauenzimmer von neunzehn Jahren, die für ihre Fräulein zu wenig Erfahrung hat. Wie glücklich sind Sie, Gnädiges Fräulein, wenn ich Sie mit der Fräulein Dieskau vergleiche, glücklich bey allen Ihren beschwerlichen Zufällen! So viel besser die Seele ist, als der Körper; so viel leichter ist Ihr Uebel, als das Uebel der traurigen Dieskau. Beten Sie für diese

Rathes. Eine Tochter aus dieser Ehe, Christiane Charlotte Sophie, geboren zu Trebsen d. 20. November 1733, war am 7. October 1754 zu Thallwitz bei Wurzen mit dem nachmaligen Churſächs. Wirkl. Geh. Rathe, Julius Gebhard Grafen von Hoym auf Dreyßig, vermählt worden. Nach dem am 14. Februar 1769 erfolgten Tode ihres ersten Gemahles heirathete sie am 10. November 1771 den Churſächsischen Cabinetsminister und Staatssecretair des Etranger-Departements, Grafen Carl von der Osten genannt Sacken. Ihre jüngere Schwester, Henriette Erdmuthe, geboren zu Trebsen 3. September 1737, heirathete am 29. Mai 1767 den Oberconsistorialpräsidenten Hanns Gottlieb von Glebig auf Gießenstein, Wittwer einer Tochter des Oberstallmeisters Grafen von Brühl auf Zehista. Frau von Glebig, geborne von Dieskau, blieb mit Gellert in freundschaftlicher Verbindung; die Lucius schreibt ihm 1769: „Ihre liebe Frau Geheimderäthin Glebig hat ihren Sohn verlieren müssen. Aber diese Dame soll sich sehr groß, sehr gelassen bei ihrem schmerzlichen Verluste erwiesen haben u. s. w.“ Eine dritte Tochter der Frau von Dieskau, Johanna Christiana, geb. 4. October 1738 zu Trebsen, scheint unverheirathet geblieben zu sein.

Ihre Freundinn, seyn Sie getrost und achten Sie den Schmerz in Ihrer Seite nicht hoch. Der Schmerz im Herzen, das ist der größte auf Erden. In dem Augenblicke läßt mir die Frau von Dieslau sagen, daß ihre Tochter noch leidlich geschlafen hätte; denn sie hat fast keinen Schlaf.

Ich werde Ihnen das neue Magazin der Fr. von Beaumont entweder heute oder mit der nächsten Gelegenheit schicken. Friedrich hat meinen biesamirten Brief des Hrn. Gesandten von Völkersam noch bey sich und ich hoffe, er wird mir ihn wieder zustellen; denn ich weis noch nicht, was darinne steht. Wenn Ihnen der Graf Dohna nicht anstünde, so bin ich auf diesen Völkersam gefallen. Er ist mein Zuhörer gewesen und wenn Sie ihn so leiden könnten, wie ich ihn habe leiden können: so hätte ich gute Hoffnung. Ich bin mit seiner Mutter ehedem im Carlsbade gewesen und sie trug mir auf, daß ich für ihren Sohn sorgen sollte, und wie könnte ich besser für ihn sorgen, als ich itzt thue? Er hat einen sehr guten Character des Herzens und seine Person ist auch nicht unangenehm; und er ist Gesandter und die Fräulein von Schönfeld mögte gern die große Welt sehen. — O schicken Sie mir ja seinen Brief, ich will an ihn schreiben, ehe ichs wieder vergesse. — Aber wer hat ihnen dergleichen Commissionen aufgetragen? — Kein Mensch, Gnädiges Fräulein; ich thue es aus eignem Antriebe, um was Gutes zu thun. Dieses können Sie mir nicht verwehren. Der Baron Gleichen [74]), der

74) Carl Heinrich von Gleichen, geboren 1733 zu Remersdorf im Markgrafthum Bayreuth, studirte 1750—1752 in Leipzig. Zuerst am Hofe seines Markgrafen, des Schwagers Friedrichs II., angestellt, eine kurze Zeit dessen Gesandter zu Paris, trat er 1759 in dänische Dienste und vertrat diesen Hof erst zu Madrid und von 1763 an zu Paris, wo er nahe Beziehungen zu jenem Kreise der Encyclopädisten anknüpfte, dessen Mittelpunkt das Haus Choiseul war. Seine letzten Lebensjahre brachte er in Regens-

den Brief aus Copenhagen mitgebracht, ist zwar auch mein Zuhörer gewesen und ist nun Abgesandter in Spanien; aber bey diesem gebe ich meine Einwilligung nicht, so lange ich lebe.

Leben Sie wohl, Gn. Fräulein, und empfehlen Sie mich der Mama zu Gnaden und grüßen Sie die Madem. Paret von Ihrem ergebensten Correspondenten.

Glrt.

P. S.

Der unselige Brief soll gedruckt seyn; so sagt mir der Buchhändler Nicolai aus Berlin. Aber ich habe keine weiter, Anzeige.

43.

Gnädiges Fräulein,

Ich bin in Bonau und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne ein Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. May ging ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Herrn Famuli und noch eines

---

burg zu, wo er 1807 starb. S. die vom Conferenz-Minister Grafen v. d. Schulenburg-Closter-Reda herausgegebenen Denkwürdigkeiten des Barons von Gleichen, Leipzig 1847, in welchem Werke sich auch (S. 6) ein Brief Gellerts an Gleichen findet.

Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr nublicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drey Pferde, ein weißes, schwarzes und braunes, schliefen im Gehen, und der Postillon versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sey. Ich trug alles dieses mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte und kam endlich in Markraustädt an, wo die Pferde getränket und ein Schmidt und ein Wagner herbey gerufen wurden, um eine Visitation an meinem Wagen, der dem Grafen Heinrich gehörte, anzustellen. Der Postillon behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen; und der Schmidt sagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er sagte, der Mann der diesen Wagen gebaut hätte, müßte gar keinen Menschenverstand gehabt haben, und der ihn gekauft hätte, müßte viel Geld übrig und nicht viel Verstand mehr als der Meister gehabt haben; kurz, gnäd. Fräulein, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neue machte und sie ansetzte, und mich einmal über das andere anfuhr, daß ich mit einer solchen Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte. Indem ich also hielt, kam die Fr. v. Hopfgarten[75]) aus

75) Ernestine Louise geborne von Knigge, seit 1734 die Gemahlin des damaligen Oberaufsehers der Grafschaft Mansfeld, Herrn Friedrich Abraham von Hopfgarten, mit Familie und Dienerschaft auf der Rückreise nach Eisleben begriffen. Später wohnte sie mit ihrem Gemahl zu Naumburg, wo er Domprobst war, und als sie zu Ordnung einiger Angelegenheiten im

Eisleben, nebst ihren Fräulein und dem Sohne, mit einem Worte, nebst sieben Personen in Einem Wagen an und ich mußte aus dem meinigen steigen und sie becomplimentiren. Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor? — nach Bonau, Gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bey Weißenfels, Naumburg und Zeiz. — Es kann doch nicht bey allen drey Orten zugleich liegen. — Ach ja, es liegt bey allen; ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, Gnädige Frau. — Ich schickte gestern nach Ihnen, Herr Professor, da ließ man mir sagen, Sie wären in Welkau bei der Gräfinn Bitzthum. Sie reisen ja recht herum. — Leider, reise ich im Lande herum, und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht auch nach Eisleben komme, wenn der Krieg länger dauert. — Herr Professor, fieng die älteste Fräulein an, Sie stehn ja mit der Fräulein Schönfeld in Correspondenz. — Wer hat Ihnen das gesagt? — Sehn Sie, hier

---

Mai 1768 sich von dort auf wenige Tage nach dem Familiengute Mülverstedt begeben hatte, erkrankte und starb sie daselbst. Ihr Gemahl folgte ihr am 24. April 1774, zwei und siebenzig Jahre alt.

Der einzige Sohn aus dieser Ehe, Georg Wilhelm, geboren 17. Februar 1740, ward 1790 in den Grafenstand erhoben und starb am 8. März 1813 als Domprobst zu Meißen und kön. sächs. Cabinetsminister und Staatssecretair der inneren Angelegenheiten.

Die ältere Tochter des Oberaufsehers von Hopfgarten, Ernestine Friederike, geboren 23. October 1736, heirathete 1760 den am 20. November 1809 im 78. Lebensjahre verstorbenen Präsidenten der Kriegs- und Domainenkammer des Fürstenthums Minden, Carl Friedrich von Dachröden auf Burgörner; Caroline von Dachröden, eine Tochter aus dieser Ehe, ward die Gemahlin Wilhelms von Humboldt, der über seines Schwiegervaters Neigung Actenstücke anzulegen scherzend einst behauptete, es fänden sich unter dessen Papieren: Acta, mein zukünftiges Ableben betreffend. Die jüngere Hopfgarten, Caroline Louise, geb. 23. Februar 1739, heirathete den Domherrn zu Naumburg und Consistorialpräsidenten zu Zeitz Carl August von Uffel und starb den 7. August 1777.

habe ich einen charmanten Brief vom Husarenbesuche, ich habe ihn gestern von Magdeburg bekommen. — Dieses Compliment und das Hämmern des Schmidts brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte nichts auf alle Fragen der gn. Frau mehr antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillon fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Ich kam auch so ziemlich glücklich nach und erreichte Rippach um zwölf Uhr, und erblickte mich zu meinem Schrecken unter lauter Freyhusaren und Freybeutern. Ich bat den Postmeister inständig, daß er mich bald fortschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. Kommen Sie, sagte er, in meine Schlafkammer, sonst ist kein Winkel mehr leer. Ich gieng hinein, beseufzte mein Schicksal, weinte, daß ich nichts zu essen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier saß ich also und nun traten sechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. — Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor, fieng der erste an. Dies hier ist der Rittmeister Kowatzsch, ein großer Verehrer ihrer Schriften und ich bin der General Salomon.*) Wo gedenken Sie hin? — nach Bonau,

*) Constantin Nathanael von Salomon, geboren zu Danzig 11. Juni 1710, trat im siebzehnten Jahre in polnische Dienste unter das Regiment Flemming, nahm von 1745 bis 1750 in französischen Diensten, zuletzt als Capitain im Nassau-Saarbrückischen Regimente, an den Feldzügen in den Niederlanden Theil und begab sich nach erhaltenem Abschiede nach Sachsen, wo er die Wittwe eines Majors von Reibnitz, eine geborene von Reibeld aus dem Hause Rehnsdorf, heirathete. Beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges übernahm er im October 1756 eine Compagnie in dem von dem preußischen Major von Kalben errichteten Freibataillone, ward, als dieser in der Schlacht von Breslau geblieben, Oberstlieutenant und Bataillons-Commandant und den 5. März 1760 Generalmajor. Nach dem Frieden ward er Commandant der Festung Wesel, welchen Posten er bis zum Jahre 1787, seit dem 1. Juli 1774 als General-Lieutenant bekleidete. (S. den Berlinisch Genealogisch-militairischen Taschenkalender auf 1785.

Herr General. Komme ich Ihnen etwa verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau seyn? — Um Vergebung; wie hat ihnen das bekannt werden können? — ebenso, Herr Professor, wie mirs bekannt ist, daß sie oft in Wölkau sind und oft Besuch von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister Kowatzsch ist. — Nunmehr trat dieser Rittmeister näher auf mich zu, mit einem sehr freundlichen Gesichte und vielen Ungarischen Verbeugungen und sagte mir, daß er mich sehr lieb hätte, mich gern läse und mir heute seine Compagnie praesentiren wollte. Ich sehe, fuhr er fort, doch nicht so schrecklich aus, wie der Husaren-Lieutenant. — Nein, Herr Rittmeister, Sie haben ein ganz freundliches Gesicht, aber Ihre Leute nicht, und ich deprecire die Ehre, Ihre Compagnie zu sehen. —

(Der General) Herr Professor, ich bitte Sie, daß Sie diesen Mittag mit mir speisen; alsdenn will ich sie ruhig nach Bonau reisen lassen. — Nun, dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden. Aber was hilfts? Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, ich saß auch oben an, und Kowatzsch und der General redten mir freundlich zu; aber das Herz schlug mir so sehr, daß ich nicht essen konnte. Das, dachte ich, hast Du an dem armen Husarenlieutenant verschuldet. Leide, was dir begegnen wird, und laß dieses Deine letzte Reise seyn. Wärst Du in Wölkau geblieben, so wäre Dir alles dieses nicht begegnet. Siehe nur, wie Du da sitzest! Du mußt doch etwas Wildes an Dir haben, weil Dich Kowatzsch immer so ansieht. Zu meinem Glücke bließ in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillon. Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr General, fieng ich an, der Postillon ruft mich; und sogleich stund ich auf und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, Gn. Fräulein, der

General ließ mich sehr höflich von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehöret habe. Kowatzsch bot mir einen Windhund und auch ein Tartarisches Pferd an. Ich schlug beides aus, schämte mich, lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen und sagte zum Postillon: Fahrt zu, ich gebe euch doppelt Trin'geld. Also fuhr ich schrecklich schnell. Alle Vorposten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Professor Gellert? — Ja wohl. — Nun, so fahren Sie ruhig, wir sollen Sie nicht aufhalten und es wird Sie auch Niemand plündern. Wir sind so gute Husaren, Herr Professor, als Peter in Ihrem Briefe. Schreiben Sie doch mehr solche schnackische Briefe. — Ich schlug die Augen nieder und rief: Fahrt zu, Postillon! Fahrt zu. Der Postillon that es redlich und hörte gar nicht mehr, die Vorposten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau. Hier fand ich die gn. Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den achten May zwey Husaren vom Kowatzsch gemacht hatten. Einer hatte sie erschießen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von allen ihren Leuten, weil die Husaren diese geprügelt hatten, verlassen worden, die Kammerjungfer ausgenommen.

Ich erzählte dieser armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntschaften und sie sah es für ein Glück an, daß ich kam. Kurz, ich nützte mein Ansehn und schrieb, (an wen dächten Sie?) an den Rittmeister Kowatzsch einen höflichen Brief, schickte ihm eine Schachtel Bonauischen Spargel und bat, daß er keine solchen tyrannischen Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe, dieser Brief soll eine gute Wirkung thun und ich kann, als Autor, vielleicht

eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können.. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größten Theils erholet und sie hat mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie zeither bey nahe seit vier Wochen gewesen. Also muß ich nach Wellau kommen, wenn die Husaren der Frau Gräfinn den Gemahl fortführen, und nach Venau, wenn die Husaren die gn. Frau umbringen wollen? Wenn mir Kowatzsch antwortet, will ich Ihnen den Brief zuschicken. Jtzt aber will ich spazieren gehen und beten, daß keine Husaren wiederkommen, und daß ich gesund bleibe und daß Sie gesund bleiben und auf Ihre Ader noch gesünder und in Ihrem Wellau (Stärmthal ist auch ganz hübsch) vollkommen zufrieden werden mögen. Empfehlen Sie mich der gn. Mama aufs nachdrücklichste und der Madem. Paret aufs beste.

Venau, den 12. May 1760.

Glrt.

Die Frau v. Zetwitz, das versteht sich, macht der gn. Mama und Ihnen ihr gehorsamst Compliment.

Den 13. May. Es läßt sich kein Husar mehr sehen, seit dem ich in Venau bin. Ich bin also doch zu etwas gut. Morgen ist Mittwoche, da werden Sie zur Ader lassen, und da werde ich mit der gn. Frau Ihre Gesundheit trinken, und da werden wir auch die Schaafe scheren und ein öffentliches Dorffestin anstellen. Diese Nacht habe ich eben nicht so wohl geschlafen und vielleicht fähre ich heute wieder nach Leipzig, wenn es gleich anginge.

44.

Bonau, den 20. May 1760.

Gnädiges Fräulein,

Ich liege noch immer zur Verdeckung in Bonau, und in der That ist zwischen mir und einem Husaren itzt eben kein großer Unterschied. Erst hatte ich meinen Quartierstand in Störmthal, alsdenn in Wöllau und nun stehe ich in Bonau; und alles, dessen ich mich bey meiner Freybeuterey rühmen kann, ist, daß ich den Leuten nichts mit Gewalt nehme. Gleichwohl zehre ich auf Kosten meiner Wirthe und bringe sie über dieses um die Zeit, ja ich bin in einer gewissen Betrachtung noch schlechter als ein Husar; denn an statt daß dieser Tag und Nacht in Bewegung seyn muß, so bin ich Tag und Nacht im Müssiggange. Bey dieser Lebensart kann unmöglich viel Seegen seyn, und daher mag auch wohl die heimliche Unruhe kommen, die ich auf meiner Stube, im Garten und in der Kirche fühle. Ich sehe die Baumblüthe vor mir und sie lacht mich nicht an. Ich höre die Nachtigallen und bleibe immer kaltsinnig. Ich gehe nach Meinewch in das Fasanenholz und es ist, als ob mir jeder Baum etwas vorzuwerfen hätte. Aber, werden Sie sagen, wenn sie alles das fühlen und einsehen, warum gehen Sie nicht zurück nach Leipzig, wo Sie hingehören? Warum ich nicht zurückgehe, Gnädiges Fräulein? Die Frau von Zetwitz will mich nicht fortlassen. Sie spricht, ich würde vor den Feyertagen nichts in Leipzig thun. Ich wollte bloß fort, um nach Wellck zur Fräulein Schönfeld und zur Madem. Paret zu kommen. Dort, sie wäßte es wohl, hätte ich mehr Zeitvertreib. In Bonau wäre mirs zu einsam. Hier

hörte ich kein Clavecin und hätte auch keinen prächtigen Garten, und kein fürstliches Schloß, und keine französischen Pflaumen. Solche und tausend andre Dinge sagt sie mir vor, wenn ich nach den Pferden schicken will; denn ich bin so treuherzig gewesen und habe ihr alles erzählet, wie gut ichs in Wellau gehabt. Wie lange, fieng sie gestern an, waren sie in Störmthal? Drey Wochen; gnädige Frau! Gut, und in Bonau sind Sie erst zehen Tage. Warum können Sie denn bey der Gräfinn so lange seyn, und nicht auch bey mir? Darauf, gnädiges Fräulein, läßt sichs nun nicht gut antworten, und ich habe auch bis diese Stunde noch nichts darauf geantwortet. Heute früh wagte ichs und sagte, ich hätte versprochen, diese Pfingstfeyertage in Wellau zu feyern. Ja, Herr Professor, versetzte die gn. Frau, wer hat Ihnen denn das geheißen? Sie werden in Wellau sehr entbehrlich seyn. Denken Sie denn, daß die Fräulein nicht ohne Sie leben kann? Ob Sie die Aufsicht über ihre Tauben führen oder nicht, daran wird nicht viel liegen. Ich habe einen ganzen Hof voll Tauben, die will ich der Fräulein alle schicken, wenn ihr damit gedienet ist. — Nein, gnädige Frau, es sind nicht die Tauben allein. Ich lese der gn. Fräulein die Moral. — O das gute Kind wird ohne ihre Moral fromm bleiben und glücklich verheirathet werden. — Eben das Letzte, gn. Frau, dieses ists, was ich verhabe. Ich habe ihr einen Obersten, zwey Gesandten und einen Herrn auf dem Lande vorgeschlagen. Unter diesen soll sie wählen, und sie hat mir versprochen, diese Feyertage ihren Entschluß von sich zu geben. — Herr Professor, diesen Entschluß will ich ihnen im Namen der Fräulein sagen. Sie wird von allen den Herren keinen nehmen und zu rechter Zeit den wählen, den ihr Herz wählet, ohne Sie lange darum zu fragen. Also bleiben Sie ruhig in Bonau; die Fräulein verliert gewiß nichts.

— Aber, gn. Frau, die Söhne der Gräfinn sind in Wellau, und ihr Hofmeister ist verreist und ich soll indessen die Aufsicht über sie führen. — Warum ist ihnen dieses nicht eher eingefallen? Sie sind zum Hofmeister zu verdrießlich, glauben Sie mirs auf mein Wort, und die jungen Herren von Schönfeld sind zu wohlgezogen, als daß sie nicht etliche Tage ihre eignen Hofmeister sein könnten. Man hat mir insonderheit von dem jüngsten gesagt, daß er sehr stille und einsam wäre. — Da hat man ihnen etwas gesagt, das eben nicht so ganz richtig ist, gnädige Frau. Der älteste ist gesetzt und bey nahe zu stille. Er ist fleißig und wird viel lernen. Der jüngste ist lebhaft und bey nahe, sagt man, zu munter. Er ist ein fähiger Kopf und kann viel lernen, wenn er will, und ich hoffe, er soll noch ein gelehrter Soldat werden. — So scheinen ja die Söhne der Frau Gräfinn mit den Characteren meiner eignen Söhne viel ähnliches zu haben? — Ziemlich viel, gnädige Frau. Ihr jüngster Sohn heißt Fritze und so heißt der junge Schönfeld auch, und Ihr Fritze ist der lebendige Fritze aus dem Hause Störmthal. — O wenn das ist, so bleiben Sie die Feyertage hier und führen Sie die Aufsicht über meine Söhne. Diese brauchen Sie nöthiger, weil sie jünger sind, und weil ihr Vater nicht zugegen ist.

So weit sind wir, gnädiges Fräulein. Ich will fort, und die gn. Frau will das Gegentheil. Welcher Wille wird gelten? Heute ist Dienstag; nun muß sichs bald ausweisen. — Hier schicke ich Ihnen die Antwort des Herrn Rittmeisters von Kowatsch. So lange ich hier bin, haben wir Ruhe gehabt. Am Sonntage hatten wir einen Besuch von dem Herrn Obersten von Gersdorf und s. Frau Gemahlinn. Sie gehn ins Carlsbad. Die Frau Obristinn ist eine recht gute und beleene Dame, belesen bis auf den Husarenbrief. Ich mäßte mich zu Tode

über diesen Brief schämen, wenn ich mich nicht schon unempfindlich geschämt hätte. Ich küsse der Frau Gräfinn demüthig die Hand und empfehle mich dem Herrn Generale zu Gnaden.

Girt.

Ob Sie diesen Brief werden lesen können, daran zweifle ich. Ich habe nur eine Feder bey mir und mit dieser habe ich schon das ganze Jahr geschrieben.

Die gn. Frau macht ihre gehorsamste Empfehlung.

45.

Gnädiges Fräulein,

Was soll das bedeuten? Heute, Mittwochs, vor acht Tagen erhielt ich mit der Preußischen Post hundert Thaler und eben itzt erhalte ich wieder hundert Thaler unter eben dem Siegel und von eben der Hand. Ich bin erschrocken, daß ich zittre; und ich erschrecke noch mehr darüber, daß ich weder Freude noch Dankbarkeit bey meinem Geschenke empfinde. Wer will mich wider mein Wünschen reich machen? Und wie werde ich die Wohlthaten anwenden, die mich Gott so unverdient durch unbekannte Hände erhalten läßt! Ich seufze um Gesundheit und Geduld, um Lust und Kraft zur Arbeit, und ich bekomme einmal über das andere Geld. Ich gäbe, wie Gott weis, alles was ich habe, darum, wenn ich das Uebel, das mich diesen Frühling wieder und weit heftiger befallen hat, von mir entfernen könnte. Soll ich lernen, daß alles in der Welt ohne Gesundheit keinen Werth für das Herz des Menschen hat;

und daß die Gelassenheit und Geduld unendlich größre Güter sind, als Reichthum und Ehre? Ach, gnädiges Fräulein, die erhaltenen Wohlthaten sind wohl Prüfungen für mich; aber auch, wenn es diese sind, muß ich sie mit Dank annehmen und nicht murren. Ich will gegen andre gutthätig zu seyn suchen, wie es andre gegen mich sind, ohne Geräusche und wo es nöthig ist, unerkannt, und stets aus Religion und Dankbarkeit gegen Gott, unsern höchsten Wohlthäter. Dieses will ich thun und nicht weiter forschen, woher und warum ich so viel Geld erhalte. Ich schicke Ihnen das Billet wieder zu, das bey den hundert Thalern lag; vielleicht lesen sie es lieber, als diesen meinen Brief.

Leipzig, den 11. Juny 1760.

Gert.

Den 13. Juny. Ich wollte Ihnen heute, gn. Fräulein, gern etwas besseres schreiben, als dieses, daß ich über mein ordentliches Uebel gestern Abends auch Zahnschmerzen bekommen und diesen Morgen schon nach Dretzern geschickt habe.

46.

Gnädiges Fräulein,

Sie haben mir durch einen vortrefflichen Brief schon in der vorigen Woche Glück zu meinem Geburtstage gewünschet;

und ich nehme diesen Ihren Glückwunsch, ob er gleich erst den vierten Julius gültig ist, doch herzlich gern im Voraus von Ihnen an und danke Ihnen mehr dafür, als ich einer Prinzessinn danken würde. Das Gute, das Sie mir gönnen und wünschen, treffe Sie, Theuerstes Fräulein, in einem langen gesunden und ruhigen Leben, Sie und Ihre beste Mutter Möchte es doch Gott geben!

Daß ich Ihren Brief nicht eher beantwortet habe, daran ist die unglückliche Woche vom ersten bis siebenten Junius Schuld, eine der elendesten Wochen meines Lebens, vor der ich zittre, wenn ich sie denke; so viel habe ich darinne erduldet, insonderheit den 4. zur Nacht, die ganze Nacht, und den fünften und sechsten. Es ist der Zufall, der mich voriges Jahr in Bonau betroffen; aber er war noch schrecklicher. Er ist auch noch nicht ganz vorbey. Indessen danke ich Gott, daß ich einige Lindrung habe, und bete um Muth und Geduld, und hoffe das Beste.

Weil ich Ihnen immer meine Geheimnisse entdecke: so will ich Ihnen auch dieses mal einen Brief beylegen, den ich an voriger Mittwoche von der Preußischen Post über Ziesar oder Ziegeser erhalten. Von wem er ist, das weis Gott, ich weis es nicht. Das Geschenk hätte mich erfreuen sollen, und ach, es betrübt mich, und die französischen Zeilen demüthigen mich bis zum Thränen.

Oefer hat mich gequälet, daß ich gestern und heute einige Stunden gesessen habe. Für mich sitze ich nicht, vielleicht mehr Oefern zum Besten, oder meinen Freunden. Ihr Portrait möchte ich freylich gern sehen. Wollte Gott, der Doctor hieße mich auf das Land, oder in ein Bad reisen; o wie gern gienge ich! Aber er sagt nichts, und ich halte es für Sünde, immer herum zu reisen. Empfehlen Sie mich der Fr. Gräfinn und

dem Hr. Generale zu Gnaden und grüßen Sie die Madem. Paret ergebenst von mir.

Leipzig, den 20. Jun. 1760.

Gert.

47.

Gnädiges Fräulein,

Unsere Correspondenz schläft sehr ein, und leider durch meine Schuld. Aber was soll ich Ihnen auch schreiben? Ich bin so lange in Störmthal gewesen, daß Sie meine Weisheit und Albernheit auswendig wissen; und Klagen, neue Klagen über meine alten Beschwerungen, kann ich Ihnen aus Bescheidenheit nicht überschreiben; ob es gleich die Beredsamkeit ist, zu der ich am meisten Neigung und Genie besitze. Ich will Sie also, Gütiges Fräulein, mit fremden Briefen unterhalten. In dieser Absicht schicke ich Ihnen einen von einem Frauenzimmer aus Dresden[77]), der über alle Husarenbriefe

---

77) Hier ist ohne allen Zweifel Christiane Caroline Lucius gemeint, deren erster Brief an Gellert (201. d. sämmtl. Werke) das Datum des 21. October 1760 trägt. Ihr Briefwechsel mit Gellert, von Gert vollständig herausgegeben, ergänzt gewissermaßen den gegenwärtigen und ist reich an Einzelheiten über Wellau und seine Bewohner. Sie war die Tochter des Cabinetsregistrators und Geheimen Secretairs Lucius und der Johanne Sophie, geborner Franz, Tochter des Cabinetsarchivsecretairs Franz, und ward am 7. December 1739 zu Dresden geboren. Der Mutter war, bei des Vaters öfteren Berufsreisen nach Polen, die Erziehung der zwei Töchter und eines Sohnes (der noch vor den Eltern starb) überlassen, und sie erfüllte diese Aufgabe in so ausgezeichneter Weise, daß Caroline eine für ihre Zeit ganz ungewöhnliche Geistesbildung erhielt, ohne den häuslichen

geht, und so aufgeweckt und naif ist, daß ich wirklich im Lesen und nach dem Lesen habe lachen müssen; und das ist viel. Ich möchte die gnädige Mama sehen, wenn sie den Brief des witzi-

---

Beruf der Frauen darüber zu vernachlässigen. Sie erlangte eine gründliche Kenntniß der französischen Sprache, deren sie sich gern bei ihrer Correspondenz bediente, und verstand auch Englisch und Italienisch. Den größten Antheil aber nahm sie an allen Erscheinungen der deutschen Literatur und dabei ist ihr schriftlicher Verkehr mit Gellert, den sie 1761 begann und bis an seinen Tod fortsetzte, von großem Einflusse gewesen. Nur einmal haben sich die beiden Correspondenten gesehen; es war im Mai 1765, wo Caroline Lucius eine Reise nach Leipzig unternahm. Nachdem ein früheres Verlöbniß mit einem jungen Seydel, der Führer eines Hr. v. Kessel gewesen zu sein scheint, wieder aufgelöst worden, verheirathete sich Caroline am 6. October 1771 mit dem Pastor Schlegel zu Burgwerben bei Weißenfels, einem nahen Verwandten der mit Gellert so befreundeten Brüder Schlegel. Ihre Ehe war, obwohl kinderlos, äußerst glücklich, und als ihr Vater 1778 seine Stelle niedergelegt hatte, ward ihre Zufriedenheit noch durch die Nähe ihrer Eltern erhöht, welche beide ihre Tage bei ihr beschlossen. Pastor Schlegel starb am 21. Januar 1813, ein und achtzig Jahre alt, und hatte kurz zuvor ein geschätztes Werk über das Kirchenrecht in den k. sächs. Landen herausgegeben. Carolinens jüngere Schwester, Friderike Auguste, hatte den Dr. Gülde in Gottbus, den Wittwer der Kirchhof (s. Note 136) geheirathet, starb aber schon im ersten Jahre dieser Ehe. Die nunmehr verwittwete Schlegel zog 1814 nach Dresden, wo sie in vollkommener Geistesfrische das 91ste Lebensjahr erreicht hat. Wenn es im Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1833, von ihr heißt: „Sie hatte das eigenthümliche Talent, klar, leicht und gewandt das auszusprechen, was sie innig und wahr empfunden" so wird jeder Leser ihrer Briefe diesem Urtheile beistimmen. Sie starb am 21. August 1833. Folgende ihrer schriftlichen Arbeiten sind in die Oeffentlichkeit gelangt:

Dürval und Charmille, ein bürgerliches Trauerspiel, von einem Frauenzimmer. Leipz. 1778. (Veranlaßt durch eine in Dresden am 3. Weihnachtsfeiertag 1777 verübte Mordthat.)

Uebersetzung von Dr. Harwood's Delights of a religious life: Frohe Gedanken über die Glückseligkeit eines religiösen Lebens. Leipz. 1781.

Der empfindsame Träumer, von P. Manchard; a. d. Franz. übers. 2 Thle. Zeitz 1799.

Der dritte und vierte Theil der von A. C. Klausing herausgegebenen Uebersetzung von Abr. Trembley's Unterricht eines Vaters für seine Kinder über Natur und Religion, 5 Bde. Leipzig 1776—1780.

gen Mädchens liest; und ich möchte das Mädchen selbst sehen, ja ich möchte bey nahe wünschen, daß sie nicht schön und hoch in dreißig und etwas reicher als ich wäre. Ich habe ihr die Beaumont zum Praesente geschickt, in meinen Augen ein großes Praesent. Wenn ich ein Portrait von mir hätte, ich glaube, ich schickte es ihr auch; aber wir wollen die Galanterie nicht zu hoch treiben. Morgen ist Sonnabend, da habe ich drey Collegia, und itzt schlägt es sechs Uhr, da muß ich nicht mehr arbeiten und auch nicht mehr Briefe schreiben. Also leben Sie wohl, gn. Fräulein und küssen Sie der gn. Mama und Großmama die Hand im Namen

Ihres gehorsamsten Correspondenten.

Leipzig, den 21. October 1760.

Die Herren Bräder habe ich vorgestern besucht: sie sind wohl, und Fritze redt von nichts als Batallien und Bombardirungen und dergleichen; Adolph hingegen von den Institutionen und Pandecten, und Lehninger von dem Elende des Vaterlands und seinem Lexico. — Den Brief schicken Sie mir durch Herr Hertein wieder.

45.

Gnädiges Fräulein,

Wenn Ihnen heute hundert Personen Glück wünschen und diese Personen würden nach der Aufrichtigkeit und dem Eife-

ihrer Wünsche in eine gewisse Rangordnung gestellet: so bin ich so sicher, daß ich in die erste Classe kommen müßte, als ich gewiß weis, daß ich diesen Sommer ein Vierteljahr in Störmthal gelebet habe. Ja, Theuerstes Fräulein, unter allen den Vielen, die Ihnen heute aus Hochachtung und Freundschaft, laut und im Stillen, tausendfaches Gute wünschen, bin ich gewiß einer der eifrigsten; und wie wenig müßte ich Weisheit und Tugend lieben, wenn ich Ihnen nicht vor vielen Andern Leben, Gesundheit und Zufriedenheit wünschen wollte, da ich die Güte ihres Characters vor vielen andern zu kennen so glücklich bin? Gott, ich weiß es gewiß, wird es Ihnen wohl gehen lassen und Ihr Leben zur Freude und zum Seegen Ihres Hauses und vieler Menschen machen. Ihr Beyspiel wird andre lehren, wie man ruhig und glücklich in einer Welt leben kann, wo unsre Wünsche nicht alle erfüllt werden können. Vornehmlich wünsche ich Ihnen, daß der feyerliche und wichtige Schritt, den Sie in Ihrem freien Stande nach dem Willen der Vorsehung noch zu thun haben, für Sie der sicherste und glücklichste werden mag, und daß Ihr Herz den Mann finde, der Ihrer durch Verstand, Tugend und Liebe werth ist. Ich weis den Namen der Fräulein in der Beaumont nicht, die von dieser Angelegenheit so vortrefflich und christlich klug urtheilet; aber das weis ich, daß ich im Lesen bey diesem Fräulein allemal an Sie gedacht habe.

So weit war ich, Gnädiges Fräulein, als Ihr lieber Adolph bestürzt herein trat, und mich im Namen des Herrn Generals fragte, ob ich, den neuen Unruhen zu entfliehn, Nachmittage mit nach Störmthal reisen wollte. Ich bin erschrocken, daß ich nicht weis, ob ich Ja oder Nein sagen, bleiben oder fortgehen soll. Ueber dieses habe ich einige Tage fieberhafte Anfälle gehabt, und muß erst Dr. Heinen fragen, ob ich reisen

darf. Nun getrost! — Ich bringe Ihnen also diesen Brief entweder heute selbst: so will ich Ihnen den Schluß mündlich sagen; oder wenn ich hier bleiben muß: so wünsche und erbitte ich Ihnen im Herzen, das was Sie an diesem Festtage Ihres Lebens sich von Gott bitten.

Gert.

Leipzig, den 20. October 1760.

49

L., den 3. Novbr. 1760.

Gnädiges Fräulein,

Ich habe nicht bey Ihrem Geburtstage seyn sollen; und wie traurig sind die Ursachen, die mich um dieses Vergnügen gebracht! Damit ichs aber auf gewisse Weise nachhole, so will ich heute an Sie schreiben und mich zuerst mit Ihnen erfreuen, daß Sie das neue Jahr Ihres Lebens so gesund angetreten haben. Ja, freuen Sie sich, Gnädiges Fräulein, unbesorgt um die Zukunft; denn ist nicht unser Schicksal in den besten Händen? Ich habe heute viel Muth, und danke Gott dafür, und kränke mich, daß ich so klein bin und ihn nicht immer habe, oder, wenn er matt wird, ihn nicht wieder stärke. Traurig seyn, ohne die höchste Noth, ist Sünde. Seyd fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal! So lehret uns die Religion, die uns allein die wahre Beruhigung lehren kann, und uns versichert, daß alle Dinge, so traurig, beschwerlich und schrecklich

sie auch seyn mögen, dennoch zu unserm Besten dienen sollen. Ich habe heute eine unglückliche Dame gesehen, die ihr Elend, in dem sie ohne ihre Schuld lebt, so gelassen erträgt, daß ich sie mitten unter ihren Thränen beneidet habe. Lesen Sie nur den beygelegten Brief, wenn Sie diese Person näher kennen wollen. Um ihr bey ihrem äußersten Mangel zu Hülfe zu kommen (sie ist hochschwanger und hat bey dem Brande zu Wittenberg nicht mehr, als funfzehn Groschen gerettet), habe ich über Tische eine Collecte gesammelt und ihre Herren Brüder haben sie durch einen Beitrag von fünf Thalern vermehret. Sie ward durch diese Vorsorge ganz außer sich gesetzet und will nunmehr mit diesem Gelde nach Dresden reisen, wo sie eine gute Freundinn hat, die sie weiter nach Prag bringen wird. Sie lebt schon seit einigen Tagen hier im schwarzen Brete und hat ihren Unterhalt, ohne ihren Stand zu erkennen zu geben, durch Nähen bey der Frau, bey der sie wohnet, und zu der sie der Wittenbergische Bote geführet, gewonnen. Kurz, ich bin dieser Person vermuthlich das Glück schuldig, daß ich heute mehr Muth habe, und also habe ich ihr weit mehr zu verdanken, als sie mir. Sie wird mich heute Abend besuchen, da will ich mich genauer nach ihren Umständen erkundigen. Vielleicht hat sie bey ihrer Heirath einen Fehler begangen, aber der Fehler des Unglücklichen hebt unser Mitleiden nicht auf.

Der zweyte Brief, den ich Ihnen mit überschicke, ist von der Frau von K — — Diese Dame treibt ihre Freundschaft gegen mich so hoch, daß sie mir ihr Portrait sendet, und dafür das meinige verlanget. In der That meynt sie es besser mit mir, als ich verdiene, und gleichwohl erfreut mich ihre Correspondenz sehr wenig. O warum bin ich doch so berühmt! und warum denken die Menschen, insonderheit die Frauenzim-

mer, so viel Gutes von mir? Unsere beiden Prinzen[78]) lobten mich vorige Wochen, so oft sie mich ansahen, insonderheit that es der Prinz*)

Schreiben Sie denn nichts mehr, Herr Professor, sagte er auf der Gasse zu mir, und ich antwortete ihm: Nein, Ihre Hoheit! Aber warum nicht, lieber Herr Professor? Das kann ich Ihnen wohl sagen:

Pour bien écrire encore j'ai trop long temps écrit,
Et les rides du front passent jusqu' à l'esprit.

So antwortete Cornellie Ludwig dem 14ten, und so muß ich Ihrer Hoheit auch antworten. Nicht rides du front, rief er, nicht rides du front! Aber Niemand ehrte mich so, als der Duc de Braganza[79]). Sie können es nicht glauben wie sehr

---

*) Den Namen hat Gellert leer gelassen.

78) Prinz Albert, geboren zu Moritzburg 11. Juli 1738, der 1766 die Erzherzogin Marie Christine heirathete und als Herzog zu Sachsen-Teschen und kaiserl. Feldmarschall zu Wien den 10. Februar 1822 gestorben ist, und Prinz Clemens Wenceslaus, geboren zu Hubertusburg 28. September 1739, der 1761 in den geistlichen Stand trat, von 1763–1769 Fürstbischof zu Freising und Regensburg war, den 10. Februar 1769 zum Erzbischof und Kurfürsten von Trier erwählt wurde und zu Ehrenbreitstein im Allgau den 27. Juli 1812 gestorben ist.

79) Johann Carl von Braganza Sousa und Ligne, einer der Söhne von König Peters II. von Portugal natürlichem, im Tajo ertrunkenen Sohne Michael und der im Juli 1718 zur Herzogin von Lafoens erhobenen Prinzessin Louise Antoinette Casimira von Ligne. Er war geboren den 6. März 1719, verließ, mißvergnügt mit dem Ministerium des Marquis von Pombal, Portugal 1757 und ging über Holland und England nach Wien, um Kriegsdienste zu nehmen, wohnte bis 1762 als Volontair den Feldzügen der kaiserlichen Armee bei, knüpfte auf Reisen mit den ausgezeichnetsten Männern Beziehungen an und kehrte nach dem Tode des Königs José 1779 in sein Vaterland zurück, wo ihm die vorenthaltenen Einkünfte ersetzt wurden. Den früheren Titel eines Herzogs von Braganza hatte er seit dem 13. Mai 1777 gegen den eines Herzogs von Lafoens vertauscht. Generallieutenant und Mitglied des Kriegsrathes seit 1. October 1790, war er ein Freund

mich dieser Mann liebet. Er küßte mich bei dem Abschiednehmen in Hohmannshofe recht brüderlich und bat, ich sollte ihn nicht vergessen. — Ja, Gnädiges Fräulein, warum sind mir doch die Menschen so gewogen? Ich verdiene es nicht. Ach; sage ich oft zu mir selbst, damit du bey dem Beyfalle der Welt nicht eitel wirst, so denke fleißig an deine Fehler, Schwachheiten und Thorheiten, die andre Leute nicht wissen; denn wenn sie solche wüßten, wie du, so würden sie dich weit weniger schätzen, ja vielleicht verachten. Sey also nicht stolz, sondern siehe die Gewogenheit der Menschen als eine ganz unverdiente Wohlthat von Gott an.

Der dritte Brief ist von der Mademoiselle aus Dresden. Weil er gut geschrieben ist, so verdienet er, daß Sie ihn lesen. Ich wollte, Sie könnten dieses Frauenzimmer um sich haben. Nach ihren Briefen zu urtheilen, muß sie viel Munterkeit und einen guten Gemüthscharacter haben. Beide Briefe schicken Sie mir ohne Antwort zurück; denn Sie sollen mir diese Woche nicht antworten. Wenn ein schöner Tag kommen sollte, so

---

und Beschützer der Gelehrten, ein eifriger Beförderer wissenschaftlicher Bestrebungen und Anstalten und vermuthlich des Herzogs von Laforns Schöpfung ist die am 17. Januar 1779 ins Leben gerufene Academia Real das Sciencias zu Lissabon.

Fast 70jährig vermählte er sich mit der kaum den Kinderjahren entwachsenen ältesten Schwester des von seiner Botschaft in Paris unter der Restauration bekannten Marquis von Marialva, Henriette von Menezes, deren große Schönheit und Frömmigkeit die Herzogin von Abrantes in den Souvenirs d'une ambassade en Espagne et en Portugal weitläufig beschreibt.

Dem Herzoge von Lafoens selbst sagt diese: „il eût été un homme supérieur dans tous les pays; dans le sien il grandissait au milieu des pygmées qui l'entouraient und nennt ihn zwar l'homme le plus aimable de la cour de Lisbonne, aber auch méchant, haineux et passablement philosophe à la mauvaise façon de ceux qui n'y entendent rien.

Gegen den eindringenden Friedensfürsten (1801) befehligte der Herzog noch in hohem Alter das portugiesische Heer.

hätte ich wohl Lust nach Störmthal zu fahren. Ich brauche frische Luft und Störmthalische Freude. Der gn. Mama und Großmama küsse ich die Hand und bin ꝛc.

Glrt.

50.

Leipzig, den 4. Novbr. 1760.

Gnädiges Fräulein,

Eben da ich meinen gestrigen Brief an Sie zusiegeln will, erhalte ich einen von Ihnen, der mich außerordentlich gerührt hat, und ich weis in der ersten Empfindung kaum, was ich Ihnen antworten soll. Ich beklage Sie, Theuerstes Fräulein, ich beklage Ihren neuen und dritten Verlust in diesem Jahre, mit Thränen. Kaum kann ich die Freundinn ausnennen, die Ihnen wieder durch einen frühen Tod entzogen worden und die ich vor wenig Wochen noch gesund und froh an Ihrer Seite gesehen. — Nunmehr habe ich Ihren Brief zum andernmale gelesen, und so wie er mich anfangs beunruhiget hat, so hat er mich nun wieder zufrieden gestellet. Lieber Gott, dachte ich, was beklagst du die Fräulein? Wer mit dem Geiste der Religion leidet und denket, mit dem sie spricht, ist der nicht in allen Unfällen glücklich? Ja, Gnädiges Fräulein, Ihr Brief ist die Copie Ihres Herzens und mitten in Ihren Klagen reden Sie eine ganz unnachahmliche Sprache der Gelassenheit, der Ergebung in die göttlichen Rathschlüsse und eines hohen Trostes, der mich ganz durchdrungen und wieder gestärket hat. O danken Sie Gott, gutes Fräulein, für den Schatz der Weisheit und Glückseligkeit, den Sie besitzen. Betrüben Sie sich über den Verlust, den Sie erleiden, und freuen Sie sich über den

Trost, der Sie über alle Unfälle des Lebens erhebt und immerdar stärken wird. Laß Erd und Welt, so kann der Fromme sprechen, laß unter mir den Bau der Erde brechen! Gott ist es, dessen Hand mich hält. — Ich bin doch glücklich, doch unendlich glücklich, was mir auch in meinem kurzen Leben nach dem Willen der Vorsehung begegnet, so kann der Christ mitten in den Stunden des Elends mit einer göttlichen Ueberzeugung sagen. Wollte ich wohl den Trost meines Glaubens für alle Herrlichkeit der Erde hingeben? Nein! nun so habe ich ja, was mehr ist, als alles Glück der Welt, das Glück der Seelen, das Glück von Gott geliebt, begnadiget und beschützet zu seyn. Es scheine noch so hart, was er über mich verhängt oder noch verhängen wird, es ist doch nichts als was zu meinem Glücke und zur Uebung meines Vertrauns und meiner Tugend dienet. Viele tausend der besten Menschen haben unter den größten Unglücksfällen noch bekannt, daß sie nicht unglücklich wären, sondern durch die Ruhe des Gewissens nach den schwersten Stunden aufgerichtet würden. Sie, Gnädiges Fräulein, werden zeitlebens unter diese Anzahl gehören, und Ihre künftigen frohen Tage (denn kein Leben hat lauter traurige) werden Ihnen durch die überstandenen traurigen noch angenehmer und eine desto reichere Materie zur Dankbarkeit werden. Ermuntern Sie nur stets Ihre gn. Mama, die doppelt leidet, theils für ihre eigne Person und noch mehr für eine Tochter, die sie so zärtlich liebt, und deren Kummer sie gern allein auf sich nehmen würde. Der unglückliche Fall, der Sie mit der Contessin Augusta*)

*) Wahrscheinlich Auguste Amalie, Tochter des Conferenzministers Grafen Löser auf Reinhartz. Sie war den 8. Januar 1743 geboren, vermählte sich den 17. März 1767 mit dem späteren sächs. Cabinetsminister Grafen Johann Adolph vom Loß auf Hirschstein und war die Mutter des 1852 verstorbenen Hofmarschalls Grafen Loß.

die Treppe herabgestürzet, o wie schreckensvoll hätte der nicht werden können; und, Dank sey Gott! er ist es nicht geworden; ein Beweis, daß eine besondere Versehung über die Erhaltung Ihres Lebens und des Lebens Ihrer Freundinn wacht, und daß Gott seinem Engel da über uns befiehlt, wo keine menschliche Hand uns aus der Gefahr retten könnte. Lassen Sie sich diesen Tag der Errettung zeitlebens einen Festtag seyn. Ihre gn. Mama wird das harte Schicksal des Kriegs, das sie itzt allenthalben trifft, doch gegen die göttliche Wohlthat, die vor wenigen Tagen ihrer Tochter und derselben Freundinn widerfahren, gern für eine geringe Last ansehen, so groß sie auch an und für sich ist; denn was sind alle Güter gegen das Leben der Kinder? Ich empfehle mich ihr zu Gnaden und bin ꝛc.

Girt.

P. S.

Ich habe die beiden Briefe, von welchen ich in dem gestrigen Briefe rede, zurück behalten, weil ich fürchte, daß ihr Innhalt Sie bey Ihrer itzigen traurigen Verfassung zu wenig interessiren wird. Den von der Frau von L. — — hingegen schicke ich Ihnen. Ich habe ausführlich mit ihr gesprochen. Sie ist bei der Obristinn von Pflug in Dresden erzogen, hat den Oesterr. Officier vor vier Jahren daselbst, vermuthlich aus übereilter Liebe, geheirathet und ist wohl mit diesem ihrem Manne zufrieden. Sie geht mit dem zweyten Kinde schwanger, will auf den Montag nach Dresden reisen, und ich habe ihr zu dieser Reise zehn Thaler verschafft, deren fünfe eine Wohlthat Ihrer Herren Brüder sind. Ihr Verlust in Wittenberg beläuft sich ungefehr auf zwey hundert Thaler. Sie redt sehr

verständig und christlich, trägt ihr Elend gelassen und schämt sich der Arbeit nicht. Ich glaube daher, daß ich mich versündigen würde, wenn ich einen übeln Gedanken von ihr haben wollte. Sie mag wohl an die dreißig seyn. Ihre Bildung ist nicht übel, von Person aber ist sie klein. Kurz, ich glaube, sie verdienet die Hülfe sehr wohl, die ich ihr geleistet habe; und ihre Tante in Dresden mag weiter für sie sorgen. Daß sie sich schämet, ihre Familie anzusprechen, ist kein böses Kennzeichen. Sie sagt, es gehörte viel Ueberwindung dazu, sich im Unglücke vor Glücklichen sehen zu lassen. — Sie brauchen ihr nichts zu schicken; Ihre Herren Brüder haben ihr genug gegeben. — Der gn. Mama will ich morgen antworten.

51.

L., den 26. Novbr. 1760.

Gnädiges Fräulein,

Es ist heute Mittwoche, du bist krank von deinen Collegiis, schreibe an die Fräulein nach Welkau, vielleicht schreibst du dich gesund; so sagte ich zu mir und schon hatte ich auch die Feder in der Hand, und diese will ich nicht weglegen, bis ich mich erholet habe. — Eben itzt kam Herr Reich*) und erzählte mir, daß Ihre Majestät wohl zu uns kommen dürften. Das ist nicht gut für mich, gab ich ihm zur Antwort; denn

*) Compagnon der Weidmann'schen Buchhandlung, Gellerts Verleger und Freund.

ich muß ehstens nach Wellau reisen; das Fräulein S —— befindet sich nicht wohl und die Frau Gräfinn erwartet mich alle Tage, und Krankenbesuche leiden keinen Aufschub. — Ich weiß nicht, wie es ist, Herr Reich hat mich mit seinem Besuche um meinen ganzen Brief gebracht. Vorhin hatte ich Ihnen hundert Dinge zu sagen und itzt ist es, als wenn ich schon schließen sollte. Aber das geht doch auch nicht auf der ersten Seite an. Ich will Ihnen also erzählen, daß ich wieder eine neue Correspondentinn habe. Wer dächten Sie wohl? — Vermuthlich ists eine Fräulein. — Ja, Sie haben glücklich gerathen. Ein Fräulein am Dänischen Hofe fängt durch die Unterhandlung der Frau von Pleß einen Briefwechsel mit mir an. — Darüber werden Sie wohl eine große Freude haben? — Ich kanns nicht sagen, gnädiges Fräulein. Es ist freylich viel Ehre für mich, daß die Damen in Dännemark, Liefland und Brandenburg an mich schreiben und mich wechselsweise loben; aber wenn ich antworten soll, so wäre ich auch mit weniger Ehre zufrieden. Sie, gnädiges Fräulein, könnten mir eine große Wohlthat erweisen, wenn Sie die Briefe der Damen in meinem Namen künftig beantworteten; und Ihnen würde es wenig Mühe machen, monatlich ein Dutzend Briefe mehr zu schreiben. Wollen Sie es versuchen, so schicke ich Ihnen auf allen Fall den Brief der Frau von Pleß, in dem ohnedieß ein Compliment an Sie steht, und den Brief der Fräulein Schack, der sehr kurz ist. Oeser[62], ist gestern bey mir gewesen und ich habe wieder eine

---

62) Adam Friedrich Oeser, geboren 1717 zu Preßburg, widmete sich zuerst in Wien der Bildhauerkunst, entschied sich jedoch später für Malerei und kam 1739 nach Dresden, wo er sich der Schule Ludwig Silvestre's anschloß und hauptsächlich auf Frescomalerei legte. Mit Winckelmann stand er in einem nahen Freundschaftsverhältniße und verbrachte die Zeit des

Stunde gesessen. Welche Dame wird mir doch dieses Portrait abfordern! Das will ich gern sehen; und welche wird mir wieder zuerst das ihrige schicken? Das will ich auch gern sehen. Wenn ich die Gräfinn Vitzthum und die Fräulein Schönfeld und die Frau von Zetwitz wäre und des Professors Sinn so gut kennte und ihm einmal eine Freude machen wollte: so wüßte ich schon, was ich thäte. Alsdenn hätte ich die Portraits meiner größten Gönnerinnen und Freundinnen und der besten Frauenzimmer aus unserm Jahrhunderte beysammen. Die jungen Herren, die diese Bilder bei mir sähen, würden glauben, es wären Beweise meiner Verdienste und würden sich auch um Verdienste bemühen und am Ende doch gewiß nicht die Portraits von vier so guten Damen aufzuweisen haben; das weiß ich sehr sicher. Endlich ist es auch gewiß, daß ich das Bild der Frau von K—— nicht allein aufstellen kann. Es würde lassen, als ob sie allein meine beste Freundinn wäre, welches falsch ist, oder als ob ich in sie verliebt wäre, welches doch auch falsch ist.

Donnerstags, den 27. Novbr. Gestern Abend bin ich bey Ihren Herren Brüdern zu Gaste gewesen. Es gieng sehr vornehm und gelehrt zu. Zween Grafen, drey Professores, ein Doctor, etliche Hofmeister, alles Leute von großer Einsicht, feinem Geschmacke und gutem Appetite! Nichts war gelehrter, als daß Dr. Ernesti die Stelle des Medici bey dem alten

siebenjährigen Krieges weilt in Dahlen beim Grafen Bünau (s. Note 148) indem er sich bei der innern Ausschmückung des eben dort neu erbauten Schlosses betheiligte. Nachdem Oeser schon den Titel eines Professors an der Dresdner Kunstacademie und Chursächsischen Hofmalers erhalten hatte, ward er nunmehr Director der in Leipzig neu errichteten Zeichen-, Malerei- und Architecturacademie und erwarb sich als solcher großes Verdienst durch die Bildung vieler Zöglinge (zu welchen auch Goethe einige Zeit gehörte der mit höchster Achtung von Oeser spricht); er setzte diese Thätigkeit bis an seinen am 18. März 1799 erfolgten Tod ununterbrochen fort.

Dr. Müller[83]) vertrat, ihm vorlegte, wie viel oder wenig er essen sollte, und ihm einschenkte, wie viel er trinken durfte. Ein Glas über viere, sagte der alte Mann, das wird wohl nicht viel zu bedeuten haben; man muß sich auch nicht zu wenig zutrauen: Nummer fünfe, es lebe das Vitzthumische Haus! Dr. Ludwig mag sagen was er will; der Wein erfreut des Kranken Herz; nach dem jure naturae darf man die Gläser nicht zählen. Daß Herr Professor Gellert nicht trinkt, ist albern; er wird doch auch sterben müssen und gewiß nicht so alt werden, als ich, auch nicht so zufrieden. Geben Sie mir noch ein Stückchen Mandelkuchen, Herr Dr. Ernesti, und seyn Sie munter! Mir, ich rede nunmehr in eignem Namen, mir und dem Grafen Moltke[84]) hat nichts besser geschmeckt, als die Welkauische Pastete; und ich hoffe, wenn Ihre Herren Brüder so fort tractiren, daß es ihrer Gelehrsamkeit sehr zuträglich seyn wird. —

Aber im Ernste, gn. Fräulein, ich habe hohe Ursachen, aus Leipzig zu gehen, und habe doch wenig Lust dazu; und habe auch keinen Ort, als Welkau; und Welkau ist ziemlich drey Meilen, und der Weg mehr als ziemlich schlecht. Wie soll das werden? Ueberlegen hilft hier nicht viel; denn die Gefahr ist nahe; und wer weis, ob ich diesen Brief nicht gar selbst überbringe. Leben Sie indessen wohl und empfehlen Sie mich der gnädigen Mama und dem Herrn Grafen gehorsamst.

Glrt.

---

83) Ordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, gestorben zu Anfang des Jahres 1761.

84) Graf Friedrich Ludwig Moltke, geboren 27. März 1745, der vierte von zehn Söhnen, welche dem k. dänischen Oberhofmarschall, Grafen Adam Gottlob Moltke (Klopstocks Gönner) aus zwei Ehen geboren wurden. Graf Friedrich Ludwig, Sohn der ersten Gemahlin, Christiane Friderike von Brügmann, ward später k. dänischer Kammerherr und Domherr zu Lübeck.

Hier lege ich noch einige Briefe des Hauptmanns Grabowsky; denn ob ich gleich mit der Preußischen Armee vom Officiere bis zum Feldjäger correspondiren muß: so bin ich doch nicht vom Lazarethe frey. Der englische Gesandte Mitschel[85]) kömmt auch her, und der König wird morgen erwartet.

---

85) Sir Andrew Mitchell, geboren zu Edinburg 15. April 1708, ward im Mai 1756 von dem älteren Pitt als Gesandter an den Hof Friedrichs II. geschickt und blieb bis zu seinem am 29. Januar 1771 zu Berlin erfolgten Tode in dieser Stellung. Er wird von Thiébault in dessen bekanntem Werke über den preußischen Hof als ein geistreicher, wissenschaftlich gebildeter Mann geschildert, der mit Montesquieu eng befreundet war und sich in den Berliner Kreisen hohe Achtung erwarb. Als ihm einst sein Ministerium den Vorwurf machte, er habe die mündlichen Ausfälle des Königs von Preußen gegen England nicht berichtet, gab er zur Antwort, daß er es als seine Aufgabe betrachte, den Frieden und nicht die Zwietracht zu befördern; des Königs beißende Aeußerungen, in vertrauten Kreisen gethan, würden ihm zwar alle hinterbracht, doch werde er fortfahren, darüber zu schweigen.

Mr. Andrew Bisett hat 1850 Mitchells Memoiren zu London in zwei Bänden herausgegeben, aus denen ersichtlich ist, daß er im Gefolge des Königs (in dessen Hauptquartier er sich während des siebenjährigen Krieges meist befand) einen zweimaligen Aufenthalt zu Leipzig nahm. Der erste, während der letzten Monate des Jahres 1757, fällt in die Zeit, wo Gellert durch Krankheit in Bonau zurückgehalten war, so daß Sir Andrew in seinem Tagebuche von Bekanntschaften, die er in Leipzig gemacht, nur die verwittwete Herzogin von Curland, Prof. Gottsched, der ihm deutschen Unterricht gegeben, und Prof. Mascov erwähnt. Er nennt übrigens Leipzig eine der schönsten Städte, die er jemals gesehn. Von seinem zweiten Aufenthalte in den ersten vier Monaten des Jahres 1761 ist hier die Rede. Er spricht sich an mehreren Stellen seiner Memoiren mit Entrüstung über die gegen Sachsen verübten Gewaltthätigkeiten aus. So schreibt er am 31. Juli 1760 aus Meißen:

I cannot think of the bombardment of Dresden without horror, nor of many other things I have seen;

aus Leipzig, 3. Januar 1761:

The very harsh manner in which the country of Saxony is treated, fills me with horror;

ebendaher d. 5. Februar 1761:

Dieses schreibe ich Donnerstags Abends um sechs Uhr. Wenn Hertel statt der Reitpferde eine Chaise morgen bekäme: so wüßte ich, was ich thäte, ob ich gleich einen Anfang zu Zahnschmerzen habe.

Lieber Himmel, ich habe mich noch nicht für die Poredorferäpfel bedanket, und gleichwohl sind sie bald gegessen; aber es versteht sich, daß meine Zuhörer auch mit essen; denn die Speise der Seelen und des Körpers vertragen sich in privatissimo.

52.

Gnädiges Fräulein,

Nun bin ich vollkommen gedecket. Ich habe Infantrie und Reiterey, die Grenadier, die Garde, ich habe alles; denn ich habe vier Lazarete, so nahe als man sie haben kann, und mein ganzer Hof ist mit Soldaten angefüllt, von denen viele kränker und auch gesünder sind, als ich bin. Man kocht und bratet und wäscht um mich herum. Man lacht, man weint, man singt, man flucht und betet, alles durcheinander. Man löset hier einen Arm ab und setzet dort einen Fuß an. Der Eine redt von der Schlacht bei Torgau und hält sie für die

---

The premeditated and deliberate plundering of Hubertsburg has been attended with circumstances of meanness that I am really ashamed to narrate them.

Seine oben erwähnte milde Gesinnung hinderte ihn nicht, dem Könige oft sehr starke Wahrheiten zu sagen; er besaß einen beißenden Witz, den er zuweilen zu wenig im Zaume hielt, wovon Thiébault sowohl wie Kalckreuth pikante Beispiele geben.

blutigste, der Andere zieht die von Collin noch vor. Der Eine redt von seinem Fleiße auf der Universität Halle und Jena, und der Andere versichert, daß er weder schreiben noch lesen könne. Der Eine lobt meine Schriften und weiset auf mein Kammerfenster und der Andre lacht mich aus. Kurz, gnädiges Fräulein, die Scene wird zu ernsthaft und die Nachbarschaft zu groß und zu gefährlich. Ich muß fliehn, so sauer mirs auch ankömmt, mein sonst einsames schwarze Bret zu verlassen. In der Stadt ist vielleicht kein Haus sicher, und das sicher ist, nimmt mich darum nicht auf. Also muß ich aus der Stadt. Und wohin? Nach Wellau? Das wünschte ich wohl; aber Hertel hat mir Wellau sehr traurig beschrieben. Nach Bonau? Aber Bonau ist fünf Meilen; und was will ich ohne Beschäftigung in Bonau anfangen? Der Müßiggang ist so gut als ein Lazarrt, und vielleicht noch schlimmer. Doch genug, daß Sie wissen, daß ich bald von hier gehen werde, wenn ich Ihnen auch heute nicht sagen kann, wohin. Leben Sie indessen vollkommen wohl und empfehlen Sie mich der gn. Mama gehorsamst und grüssen Sie die Madem. Paret ergebenst von mir.

Leipzig, den 3. Decbr. 1760.

Gert.

53.

Gnädiges Fräulein,

Gestern*) Nachmittag halb drey Uhr sitze ich mit ver-

---

86) Gellerts Unterredung mit Friedrich II. hat genach nicht, wie in seinen sämmtl. Werken (Bd. V., S. 368) und auch in Rödenbecks „Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben" (Bd. II., S. 65) angegeben ist, am 18., sondern schon am 11. Decbr. 1760 stattgefunden.

schloßner Thüre (aus Furcht vor den Jüden) und lese zu meiner Erbauung in den Psalmen. Kaum habe ich zu lesen angefangen, so pocht jemand sehr ungestüm an meine Thüre. In der Angst rufe ich herein! und öffne die Thüre und sehe zu meinem Schrecken einen Officier vor mir stehen. — Ich bin der Major Quintus.[87]) Der König läßt bitten, daß Sie ihn um drey Uhr besuchen möchten. — Herr Major, ich muß mich niedersetzen, ich bin erschrocken, daß ich zittre. Sie sehn, daß ich krank bin (ich war in vier Tagen nicht balbirt, hatte eine Nachtmütze auf und mochte blaß, wie der Tod, aussehn) und ich schicke mich nicht für den König. — Herr Professor, ich sehe, daß Sie krank sind und Sie sind nicht gezwungen, heute zum Könige zu gehen. Fürchten Sie nichts, ich bin Ihr Freund und ein großer Verehrer Ihrer Schriften, traun Sie mir, Sie haben nichts bey dem Könige zu fürchten; Sie gewinnen aber auch nichts, wenn Sie heute zu Hause bleiben; denn ich komme Morgen und Uebermorgen wieder und immer so fort. Jetzt will ich Ihnen drey Viertelstunden Zeit geben, wenn Sie sich anziehn wollen und um halb vier Uhr wieder bey Ihnen seyn. Leben Sie wohl; der König will Sie ohne Ausnahme sehn. — Nun war er fort; Goericke war nicht da, ich hatte keinen Balbier, keine Perrücke, nichts, keinen Menschen um mich; aber

87) Sein wahrer Name war Guichard und er stammte aus einer Refugiéefamilie zu Magdeburg. Als Professor in Leyden schrieb er ein strategisches Werk, welches die Aufmerksamkeit Friedrichs II auf ihn lenkte. Er trat in preußische Militärdienste, und, einst vom Könige befragt, wer der beste Adjutant Cäsars gewesen, gab er zur Antwort: Quintus Icilius, worauf ihm dieser Name officiell beigelegt ward. Von seinen Waffenthaten ist, außer den Plünderungen von Hubertusburg und Pförten, wenig in der Geschichte aufgezeichnet. Er verlor zuletzt die Gunst des Königs und starb vor demselben mit Hinterlassung einer bedeutenden Bibliothek, die Friedrich II. von den Erben kaufte.

kurz zu reden, ich ward um halb vier Uhr mit meinem Anzuge fertig und der Major kam mit Reichen, und um vier Uhr waren wir schon bey dem Könige. NB. Ehe ich gieng, betete ich, daß ich nichts wider mein Gewissen reden möchte.

Der König: Ist er Professor Gellert? Ich habe ihn gern sprechen wollen. Der Englische Gesandte hat mir seine Schriften noch heute' sehr gelobt. Sind sie denn wirklich schön? Gelehrt mögen die Deutschen wohl schreiben; aber sie schreiben nicht mit Geschmack.

Ich: Ob meine Schriften schön sind: das kann ich selbst nicht sagen, Sire; aber ganz Deutschland sagt es, und ist mit mir zufrieden; ich selbst bin es nicht.

Der König: Er ist sehr bescheiden.

Ich: Diese Tugend, Ihre Majestät, ist mir natürlich, und ein guter Autor kann niemals glauben, daß er schön genug geschrieben habe.

Der König: Aber warum nöthigen uns die deutschen Scribenten nicht, daß wir ihre Schriften lesen müssen, so wie es die Franzosen mit ihren Werken thun?

Ich: Das kann ich nicht beantworten, Sire; da die Griechen schön schrieben, führten die Römer noch Krieg; da die Römer gut schrieben, hatten die Griechen aufgehört zu schreiben.

Der König: Er hat Recht. Er mag wohl ein guter Mann seyn. Aber weis er, was ihm fehlet? Er sollte reisen und die große Welt kennen lernen; dieses hilft schreiben.

Ich: Ich glaube es sehr wohl, Ihre Majestät. Aber ich bin zu alt und zu krank zum Reisen, und auch nicht reich genug dazu.

Der König: Ja, die deutschen Dichter mögen wohl selten unterstützt werden. Es ist nicht gut.

Ich: Vielleicht fehlen uns noch Auguste und Ludwigs quatorze.

Der König: Aber Lafontaine hatte keine Pension von Ludwig XIV.; war auch nicht in der Academie.

Ich: Vergeben Sie mir, Sire; gegen das Ende seines Lebens war er in der Academie; und wenn ihm der König keine Pension gab, so hat ihm doch die La Sablière sechzehn Jahre Pension genug in ihrem Hause gegeben.

Der König: Er hat Recht. Aber Sachsen hat ja schon zween Auguste gehabt.

Ich: Und wir haben auch in Sachsen schon einen sehr guten Anfang in den schönen Wissenschaften gemacht. Ich rede nicht von Sachsen allein; ich rede von ganz Deutschland.

Der König: Will er denn, daß Ein August ganz Deutschland haben soll?

Ich: Das will ich eben nicht. Aber ich wünsche nur, daß die großen Könige in Deutschland die Künste aufmuntern sollen, und uns beßre Zeiten geben.

Der König: Sind itzt böse Zeiten?

Ich: Das werden Ew. Majestät besser bestimmen können, als ich. Ich wünsche ruhige Zeiten. Geben Sie uns nur Frieden, Sire.

Der König: Kann ich denn, wenn Dreye gegen Einen sind?

Ich: Das weis ich nicht zu beantworten. Wenn ich König wäre, so hätten die Deutschen bald Frieden.

Der König: Hat er den Lafontaine nachgeahmet?

Ich: Nein, Sire, ich bin ein Original; das kann ich ohne Eitelkeit sagen; aber darum sage ich noch nicht, daß ich ein gutes Original bin.

Der Major: Ja, Ihre Majestät. Man hat in Paris

die Gellertschen Fabeln übersetzet und ihn für den deutschen Lafontaine erklärt.

Der König: Das ist viel. Aber warum ist er krank? Er scheint mir die Hypochondrie zu haben.

Ich: Leider, seit zwanzig Jahren.

Der König: Ich habe sie auch gehabt und ich will ihn curiren.

Ich: So werde ich in mein Journal setzen können, daß mich der König von Preußen curirt hat. Dieß wird mir viel Ehre bey der Nachwelt machen.

Der König: Erstlich muß er alle Tage eine Stunde reiten und zwar traben.

Ich: Wenn das Pferd gesund ist, so kann ich nicht fort; und wenn es so krank ist, wie ich, so kommen wir alle beide nicht fort. (Nunmehr schlug er mir noch eine Menge Beerhavischer Mittel vor.)

Der König: Will er das thun?

Ich: Ihre Regeln, Sire, wie man gut schreiben soll, die werde ich in Acht nehmen und habe sie auch schon in Acht genommen; aber Ihren medicinischen Vorschriften werde ich nicht gehorchen, sie scheinen mir eine zweyte Krankheit zu seyn. Ich lebe schon sehr diät und ich bin zufrieden, wenn ich ruhig sterbe, gesetzt, daß ich auch nicht gesund werde.

Der König: Wie alt ist er?

Ich: Fünf und Vierzig Jahre.

Der König: Das ist kein Alter. Er muß noch schreiben, für die Welt leben.

Ich: Ich habe es gethan, und ich habe schon zu viel geschrieben. Es ist eine große Geschicklichkeit zu rechter Zeit aufzuhören; und endlich liegt mir an der Unsterblichkeit wenig, wenn ich nur genützet habe.

Der König: Weiß er keine von seinen Fabeln auswendig?

Ich: Nein.

Der König: Besinne er sich. Ich will etliche mal im Zimmer auf und abgehen.

Ich: Nunmehr kann ich Ihrer Majestät eine sagen. Ich sagte ihm die Fabel vom Maler in Athen. Als ich bis auf die Moral war, sagte er: Nun die Moral? Ich sagte die Moral.

Der König: Das ist gut; das ist sehr gut! Ich muß ihn loben. Das habe ich nicht gedacht; nein, das ist sehr schön, natürlich, gut und kurz. Wo hat er so schreiben lernen? Es klingt fein; sonst hasse ich die deutsche Sprache.

Ich: Das ist ein Unglück für uns, wenn Sie die Deutschen Schriften hassen.

Der König: Nein, ihn lobe ich.

Ich: Das Lob eines Kenners und Königs ist eine große Belohnung.

Der König: Der König wird wohl nicht viel dazu beytragen.

Ich: Ja, wenn der König ein Kenner ist: so wird das Lob vollwichtig.

Der König: Wenn ich hier bleibe, so besuche er mich wieder und stecke er seine Fabeln zu sich und lese er mir welche vor.

Dieses, Gnädiges Fräulein, ist der kurze Auszug eines Gesprächs, das bey nahe zwo Stunden gedauert hat. So lange ich auf meiner Stube war, zitterte ich. So bald ich auf die Gasse kam, fassete ich mich und ward beherzt. Und eben weil ich unbesorgt war, Beyfall zu erlangen, habe ich ihn erhalten. Gott sey Dank, daß ichs überstanden habe! Läßt er mich wie-

der rufen, so bin ich vor nichts bange, als vor die Religion. Aber Gott wird mir Muth und Klugheit geben, wenn es die Pflicht befiehlt, die Ehre der christlichen Religion auch gegen alle Könige zu bekennen, und wo ich kann, zu retten. Er mag wohl schon wissen, daß ich geistliche Lieder gemacht habe; und das ist mir sehr lieb. Wenn er spotten will, so werde ich ihm sagen: Sire, diese Lieder werden bey Ihren Armeen gesungen und gebetet und die christlichen Gedichte machen gute Bürger und treue Soldaten. Wenn er mich fragt, ob ich seine medicinischen Regeln in Acht genommen hätte: so werde ich ihm antworten, daß mich seine Mittel nicht gesund machen würden, so lange ich vier Lazarete um und neben mir hätte. Beten Sie, daß er ein Christ wird.

Eine Nachricht muß ich Ihnen noch melden, die mich ungemein erfreut hat. Meine Schwester in Haynichen hat mir Folgendes geschrieben:

Unser Städtchen ist mit ganz leichter Einqvartierung belegt worden, und der General Hülsen hat dem Rathe sagen lassen, dieses geschähe aus Wohlwollen gegen den Herrn Professor Gellert und seine Schriften — —

Ja, diese Nachricht hat mich mehr vergnügt als das: es ist schön, es ist sehr gut, es ist natürlich!

Noch Ein Wort! Eben itzt erhalte ich einen Brief aus Hamburg mit dem Antrage einer Profession daselbst. Sie können leicht glauben, daß ich alle Professionen in der Welt ausschlage.

Ich küsse der gn. Mama demüthigst die Hand und bin ꝛc.

Glrt.

Leipzig, den 12. December 1760.

Gn. Fräulein, Schicken Sie mir doch diesen Brief mit Herteln wieder zurück.

54.

Gnädiges Fräulein,

Hier haben Sie Ihren Königsbrief wieder; ich weis es, daß die Fräulein Schönfeld ihr Wort heilig hält. Der König hat mich noch nicht wieder rufen lassen; (nec sic male!) er hat aber den andern Tag nach unserer Bekanntschaft zum Obristlieutenant Marbitz*) und dem Major Quintus bey der Tafel gesagt: Gellert est le plus raisonable de tous les Professeurs Allemands, que j'ai vus encore. Viel Lob, das auch wahr seyn kann und das mich für meine Person doch wenig rührt. Wenn die Gräfinn Vitzthum spricht: Gellert ist ein guter ehrlicher Mann! so hat sie mich mehr gelobt, als der König, und ich

---

*) Johann Friedrich Adolph von der Marwitz auf Friedersdorf, geboren 1723, führte als Oberstleutnant fast während des ganzen siebenjährigen Krieges das Regiment Gensdarmes, dessen Oberst, Schwerin, in Gefangenschaft war und zeichnete sich dabei so aus, daß er in hoher Gunst beim Könige stand. Noch ehrenwerther ist aber für ihn die Veranlassung, wodurch er diese Gunst verlor. Friedrich II. hatte ihm die Plünderung von Hubertsburg anbefohlen und ihm alle darin enthaltenen Kostbarkeiten geschenkt; Marwitz weigerte sich nicht nur, sondern sprach sich dem König gegenüber mit Freimuth über diese Gewaltthat aus. Man weiß, daß Quintus Icilius dem Wunsche des Königs darauf vollständig entsprach, während Marwitz in gänzliche Ungnade fiel, bei dem Avancement mehrmals übergangen ward und endlich, auf wiederholtes Ansuchen, 1769 den Abschied erhielt. Er lebte von nun an in Berlin. Von jeher ein Freund der Literatur und Kunst, hatte er eine schöne Bibliothek, deren größten Theil er in den Winterquartieren zu Leipzig dem Quintus Icilius im Spiel abgenommen. Er starb unverheirathet im Jahre 1789.

muß ihr auch mehr dafür danken. Argens[89]) ist angekommen; nunmehr werden ich und Dr. Ernesti wohl Ruhe haben. Den Lord Mitchel möchte ich gern sprechen, und der schickt nicht zu mir. Das ist doch sonderbar. Er mag wohl so stolz seyn, als sein Autor. Der Lector, le Cat[90]), will mich besuchen; dieser Besuch wird mir sauer werden; denn ich muß Französisch oder Lateinisch mit ihm reden, weil er so albern ist und kein Deutsch versteht; und ich bin so albern und spreche ohne Angst kein Französisch und ohne Stolz nie Latein. Seit dem ich bey dem Könige gewesen bin, nehmen die Officiere unter dem Thore allezeit den Hut vor mir ab und ich hoffe, sie sollen noch ins Gewehr rufen, wenn ich wieder bey ihm gewesen bin. Als ich

89) Jean Baptiste Boyer, Marquis d'Argens, geboren 1704 zu Aix in der Provence, wo sein Vater Generalprocurator des Parlamentes war. Nach einer, namentlich von Liebesabenteuern sehr bewegten Jugend ging er, von seinem Vater enterbt, 1737 nach Holland, und gab dort einige Schriften politischen Inhaltes von stark atheistischer Färbung heraus. Sie wurden Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, bekannt und veranlaßten ihn, den Verfasser nach Berlin einzuladen, eine Aufforderung, welche d'Argens unter dem Vorwande, der König von Preußen würde ihn, seiner ansehnlichen Statur wegen, unfehlbar zum Soldaten anwerben, entschieden ablehnte. Erst 1740 kam er nach Potsdam, ward in des nunmehrigen Königs vertrauten Cirkel aufgenommen und blieb am preußischen Hofe, der ihm aber durch die oft sehr weit getriebenen Scherze Friedrichs II. so verleidet wurde, daß er mehrfache vergebliche Versuche machte, seine Freiheit zu erlangen. Er hatte die Tänzerin Cochois geheirathet, was ihm der König schwer vergab. Endlich erlangte er 1768 einen Urlaub und reiste in seine Heimath ab. Als ihn unterwegs Krankheit befiel, glaubte Friedrich es sei Verstellung, um nicht wieder zurück zu kehren, und ließ ihm sofort seine Pension streichen. D'Argens erfuhr dieses und beschloß darauf, in Aix zu bleiben, wo er 1771, mit der Kirche ausgesöhnt, gestorben ist und von Friedrich II. ein Denkmal erhalten hat.

90) Le Cat, ein Schweizer von Geburt, Lector des Königs, wird von Thiébault als ein gemessener, vorsichtiger Mann geschildert, der sich von weiterem Einflusse fern hielt. Weniger günstig beurtheilt ihn Kalckreuth, der über seinen Servilismus spottet. Er legte, da ihm der König seine Gunst entzogen, seine Stelle nieder und erblindete bald darauf.

herausgieng, sagte der König zum Quintus: C'est tout autre chose que Gotsched. Die Studenten sind ganz närrisch vor Ehrfurcht gegen den König, seit dem er mir so gnädig begegnet hat, und die Preußen triumphiren über diese Begebenheit. Aber nicht immer von dieser Materie; sie kann noch tragisch werden, so lachend sie auch itzt ist.

Heyer, gnädiges Fräulein, (o wie bedaure ich die gute Frau Gräfinn!) wird zum zweytenmale als Senior[91]) nach Lauchstädt verlangt werden, weil der neue den Tag gestorben ist, da er seine Abschiedspredigt halten wollen. Ich weine, wenn sie ihn verliert; und gleichwohl wird sie ihn doch über lang oder kurz gewiß verlieren. Dieß ist die traurige Folge, wenn man sehr gute Geistliche hat! Aber vielleicht schlägt Heyer dieses Amt zum zweytenmale aus. Die Frau von Bring[92]) in Groß-

91) Im Hochstift Merseburg heißen seit alten Zeiten die Pfarrer: zu Merseburg an der Maximikirche, zu Lützen, Schkeuditz und Lauchstädt Senioren, weil sie in der sehr umfangreichen Ephorie den Superintendenten, besonders in der Beaufsichtigung der Schulen ihres Amtsbezirkes, zu vertreten hatten.

92) Hedwig Wilhelmine, des Amtshauptmanns Geißler von Dieskau auf Zscherplin Tochter, geboren 27. Juli 1697, vermählte sich den 2. Juli 1718 auf dem Schlosse Zscherplin mit Anton Ulrich von Imhoff auf Hohenriesnitz, Ober- und Niederglaucha, kaiserl. königl. Hauptmann bei dem Graf Traunschen Regiment zu Fuß. Der Vater desselben, Anton Albrecht von Imhoff, geboren 17. December 1653, war zuerst Kammerpräsident des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, dann, in polnische Dienste übergegangen, daselbst zum wirklichen Geheimen Rathe, Kammerpräsidenten und 1704 zum Oberberghauptmann ernannt worden. Als Plenipotentiarius schloß er (November 1706) im Namen seines Herrn den Frieden zu Altranstädt, da aber der König von Polen glaubte, daß er seine Instruction überschritten, so fiel er in Ungnade, und von 1707 bis 1714 blieb er in Haft auf der Festung Königstein. Am 11. December 1715 erfolgte sein Tod zu Dresden, von wo die Leiche zur Beisetzung auf das von ihm erkaufte Rittergut Hohenriesnitz gebracht worden ist. Aus der Ehe seines Sohnes

treben ist eben so zufrieden über Mag. Schlesiern", als die Fr. Gräfinn über Heyern. Er hat unlängst seine Probepredigt gethan und sie hat mir tausendfachen Dank sagen und mir ihr Gut und ihre Freundschaft anbieten lassen. Und so ein verbindliches und vortreffliches Compliment als der Herr General Heyern auf meiner Stube machte, als er ihm das

---

stammten drei Söhne, von denen einer in zartem Alter starb. Um 1724 ward Hedwig von Imhoff Wittwe und vermählte sich zum zweitenmale mit dem Kreishauptmann Otto Wilhelm von den Brinken, einem geborenen Kurländer, der schon 1745 das Gut Greßtreben bei Prettin besaß. Dort starb Frau von Brinken am 12. Juni 1760 und sicherte sich ein bleibendes Andenken, indem sie ein Capital von 625 Thlr. zu dem Zwecke bestimmte, daß die Zinsen desselben unter dem Namen der Hedwigsstiftung alljährlich am Tage Hedwig dem Pfarrer, Schulmeister, und der Armencasse ausgezahlt werden sollten. Der damalige Pfarrer bemerkt im Kirchenbuche: „Das Andenken dieser frommen Dame bleibt dero hinterlassenem Gemahl und Treben, besonders auch mir, heilig und unvergeßlich." Bei dem, zu am 8. December 1800, im 89sten Jahre erfolgten Tode des Wittwers, der seine Kinder hinterließ, ist in demselben Kirchenbuche Folgendes zu lesen:

„Dieser edle Herr war 1) ein stiller Weiser, 2) ein Beförderer der Religion, 3) ein unbekannter großer Wohlthäter, 4) ein geprüfter Christ, 5) ein ruhmveller Greis.

Eine weitere Notiz sagt uns, daß der Kreishauptmann von den Brinken seine ansehnliche Bibliothek der Universität Wittenberg vermacht hat.

93) Moritz Wilhelm Schlesier, geboren zu Fienstädt im Mansfeldischen am 23. November 1732, besuchte die Schule zu Meßleben, studirte seit 1752 in Leipzig, ward 1760 Katechet an der Peterskirche daselbst und erhielt noch in demselben Jahre das Pfarramt in Greßtreben. Von dort berief ihn 1762 die Gräfin Vitzthum nach Liebertwolkwitz, und fand die Pfarrprobe daselbst am 19. September 1762 in Gegenwart des Leipziger Superintendenten Dr Semler statt. Bis 1781 blieb Schlesier in Liebertwolkwitz und kam dann als Superintendent nach Zwickau, wo er, nachdem er am 20. März 1782 die Würde eines Doctors der Theologie erlangt hatte, im Jahre 1812, mit Hinterlassung zahlreicher Nachkommenschaft aus drei Ehen, gestorben ist. Ein Sohn von ihm lebte bis 1848 als Advocat in Zwickau, dann in Dresden, wo er 1856 starb. Wir haben Grund zu der Annahme, daß der Schriftsteller Gustav Schlesier ein Enkel des Superintendenten ist.

Amt übergab; so verbindlich hat der Herr von Bring Schlesiern geantwortet, als dieser bey der Installation ihm für den Ruf gedanket. Und ich danke Ihnen, hat er gesagt, daß Sie meinen freywilligen Ruf angenommen haben und wünsche meiner Gemeine Glück; aber man wird Sie uns nicht lange gönnen; das ist meine ganze Sorge. Nun, spricht Sie bey der Tafel: Bleiben Sie nur so lange hier, Herr Pastor, bis ich sterbe, alsdenn gehn Sie an alle andre Orte. Sie können leicht denken, gn. Fräulein, daß mich herzlich erfreut, guten Herrschaften gute Geistliche zu empfehlen; und ich danke Gott für diese Freude. Aber sie wird bald erschöpft seyn. Ich habe Niemanden mehr, der schön predigt und lebt, ich meyne von Candidaten, die ich durch einen langen Umgang kenne. Aber ich werde den jungen Schlegel aus Hannover bezeiten, ohne ein Amt für ihn zu wissen; genug wenn ich ihn hier habe. Ich gebe ihm dreißig Thaler Wartegeld. Dieses ist mir so etwas leichtes, daß ich vielleicht schon Morgen an ihn schreibe. Er hat auch besondere Talente und ein ganz vortreffliches Herz. Hier will ich Ihnen etwas von seiner Arbeit beylegen, die er mir unlängst zugeschickt hat. Es ist der hundert und dritte Psalm, in ein Lied verwandelt. Aber was wirds seyn, der Mann wird auch noch ein Superintend, das ist gewiß. Doctor Weikmann aus Wittenberg hat mir sagen lassen, ich sollte ihm doch mehr Heyer und Schlesier zuschicken; sie hätten lange Zeit keinen so trefflichen Candidaten examinirt, als Schlesiern. Er hat bey ihm wohnen und essen müssen. Ich hoffe, wenn ich mehr Candidaten nach Wittenberg schicke: so wird man sie annehmen, ohne sie zu examiniren. Nunmehr, denke ich, habe ich Ihnen einen sehr langen Brief geschrieben; und anfangs wollte ich nur etliche Zeilen schreiben und Ihnen für Ihren sehr schönen und gar zu guten Brief bloß danken.

Also hat der Prinz von Hollstein[94]) den Husarenbrief auch gelesen? Möchte doch der König nur die letzte Seite lesen, ohne daß ich zugegen wäre, und mich hernach fragen, wer das Fräulein wäre! Doch ich mache es zu lang. Leben Sie wohl und legen Sie das alte Jahr recht gesund zurück. Das wolle Gott!

Girt.

Leipzig, den 15. Decbr. 1760.

Der Fr. Gräfinn und dem Hrn. General danke ich demüthig für den gnädigen Antheil, den Sie an meiner Ehre und Schande nehmen. Die Mademoiselle Paret kann ich nun nicht mehr grüßen lassen, seitdem die Könige zu mir schicken; aber vielleicht ändern sich die Zeiten wieder. Es kann leicht kommen, daß ich meine Feyertage bey Heyern zubringe, oder gar mit Schlesiern nach Großtreben reise. Ich gienge nach Bonau; allein da ist Alles fort; auch in Meineweh. Die gn. Frau ist auf ihr Haus nach Erfurt mit den Kindern gegangen. — In Reinharz ist gestern noch Niemand gewesen; Mag. Schlesier ist da durchgegangen.

---

94) Georg Ludwig Herzog von Holstein-Gottorp, geboren 16. März 1719, damals k. preuß. Generalleutnant, trat 1761 in russische Dienste, wo er, als Oheim der Kaiserin Katharina (die Fürstin von Zerbst war seine Schwester), Generalfeldmarschall wurde.

55.

Gnädiges Fräulein,

Ihre Einladung, der Wille der Frau Gräfinn, Herters Predigt und mein eigner Wunsch sind Bewegungsgründe genug, eine Reise auch im garstigen Wetter nach Weilau zu thun; und es ist blos die Frage, ob ich Morgen mit Ihren Herren Brüdern reisen kann, oder ob mich meine Umstände nöthigen werden, bis gegen die Feyertage zu warten. — Jetzt kömmt ein Zuhörer von mir; also eine Stunde Stillestand.

Der Zuhörer ist fort; aber was hilft das? Es hat sich ein Hofrath aus Schwerin melden lassen, und der wird mich wieder um die Stunde bringen, die ich verschreiben wollte; denn so geht es itzt bey mir. Bald ein Officier, bald ein bleßirter Soldat, bald ein Kammermusikus, bald ein Legationsrath, bald ein bloßer Secretair, bald der Lector des Königs; einer nach dem andern wollen die Ehre haben, mich zu sehen, das heißt, mich zu stören. — Kurz, der Mann kömmt, und ich weis Ihnen weiter nichts zu sagen, als daß ich, so Gott will, gewiß künftige Woche, wo nicht Morgen, bey Ihnen bin.

Gellert.

Leipzig, den 19. Decbr., um 11. Uhr.

Der Hofrath war vom Prinzen von Hollstein; sein Herr will mich gern sehen. Wirklich bin ich itzt der lebendige grüne Esel in meinen Fabeln.

56.

Gnädiges Fräulein,

Um Leipzig zu entfliehn, gehe ich nach Wellau, und um Wellau zu entfliehn, den andern Tag wieder nach Leipzig; das ist sonderbar und zugleich traurig für mich. Hier sitze ich nun, trage meine eigne Last, die nicht klein ist, und die Last der Besuche, die mir fast unerträglich wird. O Ruhm, was bist du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen sich, und die dich haben, beseufzen dich. Ein Brief über den andern wünschet mir Glück zu der Gnade des Königs, und wenn mich ein frommer Mann lobt, hat Niemand darauf Acht. Ja, gnädiges Fräulein, es ist nicht zu glauben und doch wahr, ich komme tausend Leuten erst ehrwürdig vor, seit dem der König mit mir gesprochen und mich gelobt hat; und ist denn sein Lob vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens mehr, als der Beyfall eines andern Menschen? Aber, sprechen die Preussen, er ist doch ein großer König. Ja!

Der Ruhm, den Du im Staat, im Feld, am Hof,
Als König, Held, Poet und Philosoph
Erlangt, ist groß; dieß muß die Welt bekennen.
Allein so groß Du, Friedrich, bist:
So will ich Dir doch eine Größe nennen,
Die mehr als Deine Hoheit ist:
Sey klein vor Gott und werd' ein Christ.

Ja, dann wird mir sein Lob schätzbar werden. — Diesen Augenblick besuchte mich ein junger Graf Wartensleben[*]) von

---

[*]) Leopold Alexander, Graf von Wartensleben, geboren 1745, nachmals k. preuß. Generaladjutant, Ritter des Johanniter-Ordens, Amtshauptmann zu Ziesar und Belgard, vermählte sich 29. October 1771 mit Caroline Louise Dorothee Freiin von der Reck, geboren 6. August 1754.

funfzehn Jahren, der gestern von Berlin gekommen ist. Er hat keine Neigung zum Soldaten und gleichwohl hat er Befehl erhalten, Adjutant bey dem Markgrafen Carl[96]) zu seyn. Er verlangt einen Mann von mir, der ihn die Kriegsbaukunst lehren soll, und ich, nach dem Willen seiner Eltern[97]), sollte sein

---

Daß Graf Wartensleben, wie Gellert schreibt, „keine Neigung zum Soldaten" hatte, scheint nicht ohne Einfluß auf seine späteren Schicksale geblieben zu sein. König Friedrich Wilhelm II., dessen Vertrauter er vor dem Regierungsantritte gewesen, stellte ihn zwar 1790 an die Spitze des Regimentes Heinrich, und Wartensleben nahm 1793 mit Auszeichnung an der Einnahme der Festung Bietsch in den Vogesen Theil. Allein schon 1802, wo er als Generalmajor in Liegnitz war, suchte er vergeblich um seinen Abschied nach, und obwohl er 1803 den Posten eines Gouverneurs von Erfurt erhielt, scheint ihm doch König Friedrich Wilhelm III. nicht gewogen gewesen zu sein. Nach der verlornen Schlacht von Jena hatte sich Wartensleben nach Magdeburg begeben, und betheiligte sich an der Capitulation dieser Festung. Aus diesem Grunde ward er 1807 vor ein Kriegsgericht gestellt, das am 25. September 1809 die Cassation mit lebenslänglichem Festungsarreste über ihn aussprach. Er ward jedoch 1814 aus seiner Haft zu Neisse entlassen und starb zu Breslau am 24. October 1822.

96) Friedrich Carl Albrecht, Markgraf von Brandenburg, geboren 10. Juni 1705, war k. preuß. General der Infanterie und seit 1631 Heermeister des Johanniter-Ordens zu Sonnenburg. Er starb unvermählt am 22. Juni 1762 zu Breslau.

97) Leopold Alexander Graf von Wartensleben, geboren 1. October 1710, k. preuß. Generallieutenant der Infanterie, war Senior des Johanniter-Ordens und residirender Comenthur zu Schievelbein. Er starb am 21. September 1775. Seine Gemahlin war Anna Friederike, Paul Antons Grafen von Kamecke, k. preuß. Grandmaitres der Garderobe Tochter, geboren 24. März 1737, gestorben 22. October 1790.

Friedrich II. hatte den Grafen Wartensleben schon als Kronprinz in seinen vertrauten Kreis gezogen, und es gelang dem ehrenwerthen Betragen Wartenslebens, gleichzeitig auch die Achtung des Königs Friedrich Wilhelm I. zu erwerben, was die Zeitgenossen als alleinige Ausnahme

Herz bilden. Das gute Kind! Ich werde ihm wenig nützen und er wird mir auch wenig nützen können. Der älteste Bruder[98]), der Hauptmann ist, soll noch weniger wissen, als der jüngste. O wie wird sich Fritze heimlich Glück wünschen, daß er Gelegenheit hat, so viel zu lernen, ehe er Soldat wird.

Ich lege Ihnen einen Brief hier bey, den ich von Herr Weisen[99]) erhalten habe. So viel den 30sten Decbr.

Den 31. Decbr. Der letzte Tag im Jahre und also auch der letzte Brief dieses Jahres, den ich an Sie, gnädiges Fräulein, schreibe! Und diese dreyhundert und fünf und sechzig

---

hervorgehoben haben. Nach der Thronbesteigung Friedrichs ward er dessen Generaladjutant, aber schon am 25. Juni 1756 (also erst 46 Jahre alt), „erhielt er den wegen Invalidität nachgesuchten Abschied mit dem Character „als Generalleutnant der Infanterie. Die nächste Veranlassung zu diesem „Schritte ist nicht bekannt." So schreibt Gr. J. Wartensleben in seinen Nachrichten von dem Geschlechte der Gr. v. W. Berlin 1868. Bd. II., S. 122.

98) Wilhelm Friedrich Heinrich, Graf von Wartensleben, geboren 24. April 1740, damals Hauptmann in dem Markgraf Carl'schen Infanterie-Regiment, hatte sich, nach dem eben angezogenen Werke, schon siebzehnjährig in der Schlacht bei Leuthen durch große Tapferkeit hervorgethan. Dessen ungeachtet quittirte er sehr jung und ward Hofmarschall des Prinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedr. Wilh. II. Er vermählte sich am 3. December 1762 mit Elisabeth Louise Sophie, des Geheimen Kriegsraths von Prinzen Erbtochter, welche ihm die Herrschaft Carow zubrachte, und nach seinem, am 29. December 1776 erfolgten Tode, eine zweite Ehe mit dem preuß. Staatsminister von Werder schloß.

99) Christian Felix Weiße, geboren zu Annaberg d. 8. Februar 1726, seit 1775 Herausgeber des Kinderfreundes, starb als Kreissteuereinnehmer zu Leipzig am 16. Decbr. 1804. Aus seiner Ehe mit Platners Schwester stammte der am 6. September 1832 verstorbene Professor des Criminalrechts zu Leipzig, Christian Ernst Weiße.

Tage, merkwürdige Tage für Sie und mehr für mich, sind also vorbey?

Ja! Wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
O schau, mein Geist, in dieses Jahr zurücke
Denk an Dein tausendfaches Glücke,
An jeden frohen Tag, an jede sanfte Nacht,
Und danke Du, bey jedem Blicke
Auf Dein und Deiner Freunde Glücke,
Dem Gott, der Deines Glücks gedacht.
Dann schau auf Deine bösen Tage,
Und zähle sie, und freue dich;
Sie sind vorbey. O sieh wie manche Plage,
Die Dich so lange drückte, wich,
Und die noch blieb, verminderte doch sich!
Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
So danke Gott auch für die bösen Tage!
Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
Für das Vertrauen, in dem es Dich bewährt,
Für das Gebet, für jede fromme Klage,
Die Schmerz und Elend Dich gelehrt.
So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
Empfiehl Dich Gott und seiner Gnade;
Was er verhängt ist alles gut.
Aus Liebe hat er Dir verborgen,
Was künftig ist, Glück oder Leid.
Drum sorg nicht für den andern Morgen.
Sey fromm und froh! Dieß sind die ganzen Sorgen
Des Lebens und der Seligkeit.

Diese Verse, gnädiges Fräulein, die ersten und letzten im Jahre 1760, mögen die Stelle eines Briefs vertreten, wenigstens sind sie die natürlichsten Gedanken bey dem Schlusse eines Jahres. Sie werden sich freun, ich weis es, daß meine Gedanken die Ihrigen sind; und es ist kein besser Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernsthaft beschließt. In der That ist mein Herz so unartig, daß es heute lieber klagen, als danken möchte; aber so gut oder vielmehr so schlimm soll es ihm nicht werden. Es ist wahr, dieses Jahr

ist eins der traurigsten meines Lebens gewesen, ja ich kann noch mehr sagen, seine Last ist mir größer gewesen, als die ganze Last aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherley Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieses Jahr ist überstanden und wer hat es mir überstehen helfen? Könnte ich alles übersehen so würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieses bittre Jahr die größte Wohlthat sey, für die ich Gott am meisten zu danken hätte. Wir kennen uns so wenig, und das was uns wahrhaftig gut ist, auch so wenig, daß wir oft unser Glück für Unglück ansehen, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus diesem Schmerze für uns geboren wird. Dank und Preis sey also Gott auch für dieses traurige und schmerzhafte Jahr und für alle Demüthigungen seiner Hand und für allen Trost der bösen Stunden! Um froh zu sterben, will ich leben; gesetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünsche, die ich für Sie, die gnädige Mama und Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich hersetzen. Ich will diese Pflicht, die ich dem Bißthumischen Hause vor tausend andern schuldig bin, im Stillen ausüben und mich im voraus freuen, daß es Ihnen, theuerstes Fräulein, und Ihrer ganzen Familie nicht nur auf dieses Jahr, sondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieses gebe Gott! Und so leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung; denn Sie sind allemal glücklich!

[illegible].

57.

Königs Fräulein,

Außer der Danksagung, die ich Ihnen für Ihre herzlich schöne Antwort schuldig bin, habe ich Ihnen wenig oder nichts zu schreiben; und ich kann Ihnen doch nicht genug danken, wenn ich Ihnen auch noch so sehr danke. Wollen Sie aber einige kleine Nachrichten als eine Art der Dankbarkeit annehmen: so will ich Ihnen gern etliche hersetzen. Am vergangnen Sonnabend habe ich auf Ordre des Königs nebst Dr. Ernesti bey dem Marquis d'Argens zumittage speisen müssen. Ob wir auf Silber aßen; so habe ich doch nicht mehr als eine halbe gerupfte Semmel gegessen. Ich habe also eine Suppe mit etwas Kalbfleisch, ein gehacktes Bergerichte, nach Art einer gehackten Leber zugerichtet, einen schneeweißen Kälberbraten und einen Kuchen mit Rosinen zugerüstet essen sehen; denn ich war krank und ohne allen Appetit. Ernesti aß und trank auch sein Glas Ungrischen Wein. Ich wollte mich an dem Wasser des Marquis erholen, das vom Gesundbrunnen herein gebracht wird; allein es war so warm wie Thee, und also trank ich auch nicht, sondern redte mit der Frau Marquisin, der ehemaligen Mademoiselle Cochois, mein gutes Französisch und küßte ihr, wenn ich ihre Lobsprüche nicht zu beantworten wußte, die Hand. In der That ist er ein höflicher und bescheidner Mann, und sie ahmet ihm nach. Das Uebrige mündlich. Ferner bin ich vor etlichen Tagen zwo ganze Stunden bei dem englischen Gesandten gewesen; und dieser ist mein sehr großer Verehrer, das muß ich sagen. Er meynte, ich sollte so oft mit ihm essen, als ich wollte; und ich meynte heimlich, es würde nicht oft geschehn. Als ich ihm danke, daß er als ein Engländer mich zuerst

einem Deutschen Könige bekannt gemacht hätte: so versicherte er mich, er wäre reichlich belohnet worden, weil ihm der König den Tag nach unsrer Zusammenkunft sehr große Lobsprüche auf mich gesagt hätte. Wirklich möchte ich oft bey diesem Herrn seyn, wenn ich nicht mit essen sollte. Er liebt die Sachsen, wie es scheint, und läßt sich gern in gelehrte Gespräche ein, ohne zu entscheiden. — Wenigstens kömmt itzt täglich ein Mann, der mich bittet, ihn vor den König zu bringen, oder ihm die Bittschrift selbst zu überreichen, oder ihm doch einen Canal anzugeben; und alle gehn unzufrieden und böse von mir wieder fort. Heute war der Pfarrer aus Klein-Ranstädt mit einem poetischen Memoriale bey mir, das er dem König durch meine Vermittelung überreichen wollte, und das schrecklich schlecht und wirklich abenteuerlich war. Itzt ist Mag. Heyer bey mir gewesen. Ja, das ist ein ganz anderer Mann. Er kann die Gnade seiner Herrschaft nicht genug rühmen. „Ja, lieber Herr „Professor, die Frau Gräfinn hat eine Beredsamkeit, der man „gar nichts abschlagen kann: sie überzeugt schon durch die Mine; „und die Fräulein auch. Ich bin sehr glücklich, daß ich ein „Vitzthumischer Geistlicher geworden bin."

Die Besuche gehn an. (Es ist Donnerst. Nachm. um 5 Uhr) Leben Sie also wohl, gn. Fräulein, wünschen Sie der gn. Mama in meinem Namen vollkommne Gesundheit, stehn Sie dem Herrn General in seinen Haus- und Landsorgen bey und grüßen Sie die gute Madem. Perret.

Leipzig, den 8. Jannar 1761.

58.

Gnädiges Fräulein,

Wenn ich kurze Briefe an Sie schreibe, so bin ich gewiß nicht gesund. Hier ist le Caffée[100]) — das Couvert finde sich nicht mehr, ich denke aber, das Siegel war das beygelegte. Granzes Compositionen meiner Lieder hat Herr Doles[101]). Goedicke hat sie schon gestern holen sollen, und sie sind leider, wie viele andre Dinge, vergessen worden. Goedick soll Rector in einer kleinen Stadtschule werden. So weh mir's thut, so heiße ichs ihm doch selber. — Die Memoriale bringen mich um alle Geduld. Lesen Sie nur den beygelegten Brief. — Morgen will ich wieder anfangen öffentlich zu lesen, und ich bin doch wirklich krank. Gott erhalte Sie und Ihr würdiges Haus gesund und zufrieden.

Leipzig, den 3. Februar 1761.

Gllrt.

59.

Gnädiges Fräulein,

Das traurige Privilegium, das die Krankheiten ertheilen,

---

100) Wir finden in einem Briefe Gellerts an Caroline Luise (299. der sämmtl. Werke) eine Schrift erwähnt, die ein Geheimer Rath von Kreßerling unter dem Titel: „Versuch, die bisherige Zubereitung des Kaffee zu verbessern und zu anderweitigen Verbesserungen Gelegenheit zu geben", verfaßt und einigen Brunnengästen zu Carlsbad mitgetheilt hat. Vielleicht ist hier hier gemeint.

101) Johann Friedrich Doles, ein Schüler Sebastian Bachs, geboren 1715 zu Steinbach bei Schmalkalden, ward 1741 Cantor zu Freiberg, 30.

rechtfertiget meinen unterlassenen Briefwechsel nur allzusehr; und wer kennte die Last der Krankheit besser, als Sie? Auch heute, gnädiges Fräulein, wage ich nur den Versuch, wieder an Sie zu schreiben; denn ich bin noch nicht gesund genug, Sie durch einen Brief zu unterhalten, ob ich wohl, Dank sey es Gott, besser bin, als ich in Wellau war. Damals war ich sehr hinfällig, aber auch wenn es am schlimmsten zu seyn scheint, sollen wir unser Vertrauen nicht wegwerfen, sondern in Geduld und Ergebung hoffen, wo nichts zu hoffen scheint. Auch der Frühling, der mir schon zwey Jahre nach einander so schrecklich gewesen ist, erschreckt mich heute nicht. Sorget nicht für den andern Morgen!

Und Sie, Theuerstes Fräulein, ja Sie sind gesund, und werden es nach meinem Wunsche lange seyn; und gesetzt, Sie wären es nicht immer, so werden Sie doch gelassen leiden. Das können nur die guten Menschen und sind eben deswegen glücklich, wenn Sie unglücklich zu seyn scheinen. Vielleicht werden die Tage meines Lebens, die mir die bittersten gewesen sind, in der Rechnung auf meinem Todbette die nützlichsten und herrlichsten seyn. An die gnädige Mama und Ihre Sorgen denke ich oft. Aber die Sorgen der Mütter werden durch Liebe versüßt, oft durch das Glück der Kinder reichlich vergütet und von Gott auf eine unsichtbare Weise gesegnet. Dieses muß sie trösten und das Beste hoffen lassen. Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich wandeln? fragt David, ein großer König und Held, der von den ersten Jahren an ein

---

Jenner 1756 Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen in Leipzig. Er ward 1789 in den Ruhestand versetzt und starb am 9. October 1797. Er ist durch eine große Menge trefflicher Kirchenmusikstücke bekannt.

Soldat gewesen war — und antwortet: Wenn er sich hält, Herr, nach deinem Worte. Es muß also angehn, daß man den Weg des Kriegs auch unsträflich, und auch jung unsträflich wandeln kann, wenn man nach den Vorschriften der Religion zu leben, sich aufrichtig befleißigt. Dieses kann Fritze mit Gott, durch Gebet und Wachsamkeit, auch thun; und ich hoffe, er wird es thun, und den guten Saamen der Weisheit in seinem Herzen wurzeln und Früchte bringen lassen. Ich höre, die gn. Mama setzt ihm Lebensregeln auf. Das ist ein vortrefflicher Segen, den Sie ihm mit ins Feld giebt. Sie soll doch in diese Lebensregeln auch die mit einrücken, daß er das zweyte und dritte Capitel der Sprüchwörter oft und mit Andacht liest. Sie enthalten den Weg, wie man zur wahren Weisheit, oder zur lebendigen Erkenntniß und Ausübung der Religion und Furcht Gottes gelangen kann. Empfehlen Sie mich derselben und dem Herrn General und der gn. Großmama unterthänigst und leben Sie wohl.

Leipzig, den 24. Februar 1761.

Gärt.

Ich mache Ihnen ein Praesent mit einer Italienischen Poëtinn, deren Namen ich nicht mehr weiß. Sie lebt in Berlin und hat mir unlängst durch ihren Mann diese Possen überreichen lassen, die ich nicht gelesen habe. Ich lese kaum deutsche. Auch schicke ich Ihnen einige Briefe, die Sie aber nicht sehr erbaun werden. Daß Herr Friedrich in Augspurg[102]) meine Fabeln in Kupfer stechen will, kann ich mir gefallen lassen, ob

102) J. A. Friedrich, Kupferstecher in Augsburg, hat die Kupfertafeln zu G. Eichlers Abbildung und Beschreibung aller hohen Ritterorden in Europa, Augsburg 1750, gestochen.

mirs gleich ziemlich gleichgültig ist. Die beygelegte Zeichnung ist steif, deucht mich.

Ich las (es ist itzt um 10 Uhr Abends) in Dodridge Paraphrase des Neuen Testaments und fand eine Anmerkung von diesem gelehrten und frommen Manne, die ich Ihnen mittheilen will, weil sie Ihrem Geschlechte sehr rühmlich ist. — Er rühmet die muthige und treue Standhaftigkeit, die einige fromme Weiber sonderlich unserm Erlöser auf dem letzten traurigen Schauplatze seines Lebens bewiesen, beschämt dadurch den Stolz der Männer, und setzet hinzu — ein Geschlecht, das vielleicht nach Gottes Urtheil die beste Hälfte des menschlichen Geschlechts ausmacht, und deren Sorgfalt und Zärtlichkeit die klügsten und besten Männer alle Vortheile ihres Lebens zuzuschreiben haben.

Freuen Sie sich, gn. Fräulein, daß Sie zu dieser besten Hälfte mit Recht gehören.

68.

Gnädiges Fräulein,

Ich sollte wohl bey der Abreise Ihres Herrn Bruders zugegen seyn, weil ich doch auf gewisse Weise zur Familie gehöre; allein meine traurigen Collegia und die vornehmen Aufwartungen lassen mich zu dieser Pflicht nicht kommen. Gestern wollte ich mich frey machen. Ich gieng zum Markgrafen Carl, zum Gesandten u. s. w., um Abschied zu nehmen, und alle

diese Besuche, mit welchen ich den ganzen Tag zubrachte, hatten keine andre Wirkung, als daß man mich bat, ich sollte ja noch einmal und zweymal wiederkommen. Wirklich ist der Markgraf ein lieber Prinz. Alles, was er sagt, hat das Gepräge eines richtigen wahren Verstandes und eines leutseligen frommen Herzens. Ich wollte, daß Fritze sein Gespräch hätte hören können, ja ich wollte so gar, daß er Adjutant bey ihm seyn könnte, wenn dieser Herr in unsern Diensten wäre. Wir redten unter andern von dem heurigen Feldzuge, zu dem ich ihm Glück wünschte. Nun, sagte er, Gott hat mich viel tausendmal sichtbarlich behütet, wo mich weder Muth noch Weisheit hätte schützen können, und mit diesem Schutze gehe ich wieder ins Feld, es sey zum Leben oder Tode. Glauben Sie sicherlich, Herr Professor, der gesetzte Heldenmuth, wenn die Batallie angeht, kömmt nicht aus dem Verstande, sondern aus dem Herzen, und die Zaghaftigkeit kömmt nicht so wohl von der Furcht des Todes, als von der Furcht nach dem Tode her. Ein Soldat, der recht gut fechten will, muß entweder ein guter Christ[103]), oder ein Thier seyn. Es ist wahr, die Ehre thut viel, oder vielmehr die Furcht vor der Schande, aber den wahren und ruhigen Muth giebt weder Ehre noch Schande. Das glauben Sie mir; denn ich bin in vielen Treffen, in schrecklichen Treffen und in entsetzlichen Gefahren gewesen. Des Exempels wegen habe ich mich oft dahin gewagt, wo ich eben

---

103) Hiermit stimmt die Bemerkung des Feldmarschalls Keidrenth: Dans les campagnes que j'ai faites, j'ai toujours trouvé que le soldat qui a son livre de prières près de lui, et en fait usage dans ces momens de loisir, est ordinairement le plus brave et le meilleur.

Auf das Bild, welches uns Gellert hier von dem Markgrafen giebt, reicht die Zerstörung und Plünderung des Brühl'schen Schlosses Pförten, die er, allerdings auf Befehl des Königs, ausführen ließ, einen Schatten.

nicht nothwendig hätte seyn müssen; allein in gewissen Fällen ist auch das verwegene Exempel des Generals eine Pflicht, die man äußerlich leisten muß. — Ich sagte ihm unter andern, daß er hier ein so vortreffliches Exempel in der Beobachtung des äußerlichen Gottesdienstes gegeben hätte. Lieber Gott, sprach er, wer sich der Religion schämt, der schämt sich, daß er ein Geschöpfe Gottes ist. Unsere jungen Leute fangen an, unsinnig zu werden, um sich über den Glauben hinweg zu setzen; man muß sie durch ein gutes Beyspiel widerlegen. Wenn ich Zollikoffern[104]) immer hören könnte, ich wollte ihn alle Tage hören. Wollen Sie mir eine Freundschaft erweisen, Herr Professor, so besuchen Sie mich noch einmal. Ich liebe Sie sehr, und bin böse, daß ich Sie nicht eher und öfter gesehen habe. Der König hält viel auf Sie. — Ihro Hoheit, ich bin glücklich genug, daß ich Ihren Beyfall habe, und wenn ich alles sagen sollte und was ich am meisten wünsche — Als ich gieng, so küßte er mich.

Mit dem Gesandten habe ich gestern vor Tische spazieren fahren und aller Weigerungen ungeachtet mit ihm essen müssen, weil er nicht wohl war. Er hat, wie Sie aus dem beygelegten Briefe sehn werden, ohne mein Wissen und ohne mich mehr als einmal gesprochen zu haben, an den Lord Stormund[105])

---

104) Georg Joachim Zollikofer, geboren zu St. Gallen d. 5. August 1730, seit 1758 Prediger bei der reformirten Gemeinde zu Leipzig, wo er am 25. Januar 1788 gestorben ist.

105) David Murray Viscount Stormont, Pair von Schottland, damals englischer Gesandter am polnischen Hofe, darauf Botschafter am kaiserlichen Hofe zu Wien, zuletzt bis zum Ausbruche des amerikanischen Freiheitskrieges am Versailler Hofe. Geboren 1727 vermählte er sich 1759 zu Warschau mit Henriette Friederike geborner Gräfin Bünau aus dem Hause Pöchau, Wittwe des dänischen Gesandten am polnischen Hofe F. von Berregard. Sie war 1737 geboren und starb 1766. Lord Stormont erwarb

nach Warschau geschrieben und ihn gebeten, daß er mich unserm Hofe nachdrücklich empfehlen mögte. Wie viel Gunst läßt mich Gott bey Hohen und Niedrigen finden, die ich in der That nicht verdiene und die mich deswegen oft demüthiget.

Gleich itzt war Ihr Herr Bruder bey mir, gnädiges Fräulein, und der Tag ist freylich schön genug, um eine Reise nach Wellau zu wünschen; aber ich fürchte, ich würde die gn. Mama sehr unruhig und das ganze Haus in Bewegung finden. Hier ist ein Brief an den jungen Officier. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause zu Gnaden.

Glrt.

L., den 13. März 1761.

61.

Gnädiges Fräulein,

Wenn ich und mein Bruder nicht schon vor drey Tagen auf heute zum Englischen Gesandten versprochen wären: so würde ich itzt, da ich dieses schreibe, in Wellau seyn. Wünschen Sie also in meinem Namen der gnädigen Mama tausendfaches Glück zu ihrem Geburtstage. Ja, Gott wolle es ihr und ihrem Hause vorzüglich wohlgehn lassen! Ich bin gestern gegen sechs Uhr eine Stunde bey dem General Saldern[106])

1793 durch seine zweite Gemahlin, Louisa Cathcart, den Titel eines Grafen von Mansfeld, den seine Nachkommen aus der zweiten Ehe noch führen, während eine Tochter aus der ersten dem Grafen von Winchilsea vermählt ward.

106) Friedrich Christoph von Saldern, geboren den 2. Juni 1719, seit 12. December 1766 General-Leutnant, General-Inspector der im

gewesen. Das ist ein vortrefflicher Mann und der Compagnon zum Character des Markgrafen. Ich gieng krank zu ihm und gesünder zurück; denn im Vertraun gesagt, gnädiges Fräulein, ich bin die meiste Zeit krank und will doch andre nicht gern mit meinen Beschwerungen drücken, darum verberge ich sie. Auch habe ich nicht das Herz an eine Reise auf etliche Wochen, nämlich nach Wellau zu denken. Der General ist ganz voll von Hochachtung und Freundschaft gegen die Frau Gräfinn; und ich wünschte ihm wohl das Glück, wieder eine gute Frau zu finden. Dieses würde die beste Cur seines Kummers seyn. Allein er glaubt, mehr verloren zu haben, als er wieder finden kann; und das kann auch sehr wahr seyn." — Hier ist eine französische Uebersetzung meiner Briefe von einem Preußischen Grenadier. Schicken Sie mir sie bald wieder, wenn ich bitten darf. Sie scheint mir mehr treu als schön zu seyn.

Die Madem. Paret würde ich gern besucht haben, wenn meine Feyertage heitrer gewesen wären. Vielleicht komme ich mit dem General Saldern noch einmal nach Wellau. Wie leer ist mein Kopf! Ich kann nicht einmal den Innhalt zu einem kleinen Briefe an Sie darinne finden! Aber ich will auch schließen und spazieren gehn. Fremde Briefe könnte ich Ihnen schicken, wenn ich sie alle bey der Hand hätte. Em-

---

Magdeburgischen, Halberstädtischen und in der Altmark befindlichen Infanterieregimenter, Chef des früher Herzog Ferdinand von Braunschweigschen Regiments zu Fuß, Gouverneur der Festung Magdeburg, Ritter des schwarzen Adler-Ordens; vermählt 1) im J. 1749 mit Fräulein von Wellau, 2) 1763 mit Antoinette Charlotte Leopoldine, der zweiten Tochter des Staatsministers von Derck, 3) 1767 mit derselben dritter Tochter Wilhelmine. Er starb kinderlos am 14. März 1785 zu Magdeburg. Kaldenbach schreibt ihm vorzüglich den Gewinn der Schlacht bei Torgau zu.

pfehlen Sie mich der gn. Mama und Großmama bestens und grüßen Sie Ihren Herrn Bruder und Hrn. Lehningern von mir.

Gert.

Leipzig, den 25. März 1781.

Den 27. März. Der Gesandte hat sehr geschmehlet. „Sie hätten mir nur ein Wort sagen dürfen, so wäre ich mitgefahren, eben weil es der Geburtstag der Frau Gräfinn war. Sie müssen mich gar nicht kennen, Herr Professor."

62.

Gnädiges Fräulein,

Ihre Einladungen sind sehr beredt und viel Gnade für mich; aber ich fürchte, ich werde sie nicht annehmen können. Und was hindert sie denn? Arbeit und häusliche Geschäfte? Nein, Gnädiges Fräulein! Der Frühling selbst hindert mich an den Vergnügungen des Frühlings. Diese dunkle Sprache werden Sie wohl ohne Auslegung verstehen. Doch tragen ist besser als klagen. Fritze ist also in seinem neuen Stande eingeweiht und zufrieden? Gott beschütze ihn, sein Leben und sein Herz!

Hier sind ein Paar Briefe, von denen einer eine Commission des Herrn Generals betrifft; und schon denke ich an den Schluß, damit ich nicht zu lange an Welfen und das denke, was ich entbehre und doch heimlich wünsche. Ich bin wieder bey dem General Saldern gewesen. In Wahrheit, es ist ein außerordentlich guter Mann, ein Mann vom Range

dem Character nach. Ich habe ihm versprochen, einmal mit ihm zu speisen. Wenn es viel solche Soldaten gäbe, so würde ich meine Söhne mit Freuden unter die Soldaten thun; und wenn der Mann funfzehn Jahre jünger wäre und böte sich Ihnen an: so spräche ich laut, laut: Nehmen Sie ihn, Gnädiges Fräulein, es wird Sie nie gereuen. Genug! Ich küsse der gn. Mama und Großmama die Hand, empfehle mich der Madem. Paret und bin ꝛc.

Leipzig, den 9. April 1761. G.

Die gnädige Mama hat mir im vorigen Jahre ein Anerbieten wegen des jungen Grah gethan, an das ich Sie demüthig erinnern werde. Vielleicht komme ich selbst auf einen Tag nach Wetkau.

Lesen Sie doch unter den beygelegten Briefen zuerst den Brief der Jgfr.-Lucius vom 7. April. Er enthält eine beschwerliche Nachricht für mich, und ich kann die Unvorsichtigkeit eines Mannes, wie Rabener ist, gar nicht begreifen.[107])

---

107) Der sogenannte Husarenbrief Gellerts an Fräulein von Schönfeld und Rabeners Brief an Ferber über das Dresdner Bombardement waren damals ohne Verwissen Gellerts im Drucke erschienen. S. die Einleitung.

63.

Gnädiges Fräulein,

Hier schicke ich Ihnen einige gedruckte Briefe, über die Sie sich so wenig freuen werden, als ich mich darüber gefreut habe. O was ist der Ruhm des Autors für eine schreckliche Sache! und was für ein Geist des Schwindels muß Rabenern anfechten, daß er Briefe von sich und mir zur Abschrift herum giebt. Er soll nicht so bald wieder welche bekommen, die ihm Gelegenheit zu diesem Fehler geben. Wenn ich Briefe schreibe, schreibe ich für meine Freunde, daß sie mich gern lesen, und nicht für die Welt und Nachwelt, daß sie mich verehren, bewundern und nur von der guten Seite sehen sollen. Doch ich schmehle, wie ich sehe; und ich habe mir gleichwohl vorgenommen, meine Geduld bey dieser Begebenheit zu üben und nicht zu murren.

Auch schicke ich Ihnen ein französisch Billiet, das ich mit der Post erhalten, ohne zu wissen, von wem, und das mich deswegen beunruhiget, weil ich fühle, daß michs nicht erfreut. Getrost! Es ist ein köstlich Ding, geduldig seyn. Küssen Sie der gn. Mama die Hand und leben Sie wohl. Ehstens werden mehr gedruckte Briefe kommen.

Den 23. April 1761. Gert.

64.

Gnädiges Fräulein,

Ich würde heute gewiß nach Störmthal gekommen seyn und dem Herrn Grafen meinen gehorsamsten Glückwunsch zu seinem Geburtstage abgestattet haben; allein ich habe keinen Wagen, ich trage die Last des Brunnens und ich bin auch

noch nicht in der Kirche gewesen. Der Herr Graf wird so gnädig seyn und den Glückwunsch Morgen noch von mir annehmen. Ich schicke indessen Herr Goedicken, der den Festtag will feyern helfen. Ich küsse der gn. Mama und Großmama die Hand, grüße die Madem. Paret und bin

Ihr gehorsamster Freund und Verehrer
Gärt.

Den 24. Juni 1761.

65.

Gnädiges Fräulein,

Es ist billig, daß ich Ihnen an eben dem Tage danke, zu dem Sie mir so viel Gutes gewünschet haben; und o wie glücklich würde ich seyn, wenn ich auch nur zur Hälfte so glücklich wäre, als Sie mir nach Ihrem guten Herzen gönnen. Auch dieß ist schon Glück, daß Sie für meine Wohlfahrt beten; und die Hoffnung, daß Gott die Wünsche, die mir nützen, erfüllen werde, muß die größte Freude meines Geburtstages seyn. Mit dieser Hoffnung will ich mich heute und immerdar ermuntern, und auf das Tausendfache Gute dankbar zurück sehn, das mir Gott bis in mein sieben und vierzigstes Jahr so gnädig erwiesen hat. Klagen an meinem Geburtstage, das wäre die größte Undankbarkeit. Auch die Leiden sind Glück, und sie mit Demuth und Geduld tragen lernen, ist eine hohe Stuffe der Tugend und ein großes Gut eines Lebens, das nie ohne Unvollkommenheit seyn kann. Ihr Geschenke zu meinem Geburtstage, mit Ihrer eignen Hand verfertiget, habe ich freundlich angelacht; es muß mir also sehr gefallen haben; so wie

ich denn auch Ihren gütigen und schätzbaren Brief zuerst darinne verwahret habe. Der gnädigen Mama, der ich tausendmal die Hand küsse, will ich künftige Woche persönlich meine Danksagung abstatten, wenn mirs möglich ist. Adolph hat mich mit einem sehr beredten Wunsche überfallen, und ich wußte kaum, wie ich ihm antworten sollte, so erschrocken war ich. Wie ich meinen Geburtstag begangen habe? Ich erwachte schon ein Viertel auf fünf Uhr, stand mit schwerem Kopfe bald auf, betete, trank bis acht Uhr den Brunnen und gieng hundertmal meinen Saal auf und ab. Um neun Uhr hatte ich vier Thomasschüler bestellt. Diese mußten mir drey Lieder singen, das Geburtstagslied — Du bist's dem Ruhm und Ehre gebühret, — und Befiehl du deine Wege. Um zehn Uhr nahm ich Besuch an. Um eilf Uhr nahm ich mir vor, auf mein ganzes Leben froh, oder doch gelassen zu seyn; welches Gott gebe! und um 12 Uhr aß ich eine Taube mit Schoten und Möhren. Um zwey Uhr schlief ich eine Viertelstunde; bis drey Uhr las ich alsdenn und darauf schrieb ich diesen Brief, den ich den Augenblick schließen will.

Gert.

Leipzig, den 4. Juli 1761.

66.

Gnädiges Fräulein,

Ich ertheile Ihnen eine Nachricht, an der Sie nach Ihrer Güte gegen mich gewiß Antheil nehmen werden. Man hat

nämlich die Ablehnung meiner Profession[108]) nicht allein nicht ungnädig in Warschau aufgenommen, sondern mir statt der Profession, die ich nie gewünschet und die ich nur kümmerlich würde verwaltet haben, die Pension des seligen Hofrath Mascovs[109]) ertheilet. Man hat mir also mehr gegeben, als ich hoffen konnte, indem man mir genommen, was ich nicht tragen konnte. Ich weiß nicht gewiß, wie viel die Pension beträgt; aber sie beträgt doch sicher etliche hundert Thaler. Der Graf Moritz[110]) hat gestern diese Nachricht nicht an mich, sondern an den Bruder überschrieben. Ich will sehn, daß ich

108) Es ist hier die Rede von der durch den Tod des Dr. Müller erledigten Professur. S. Br. 241 der sämmtlichen Werke.

109) Johann Jacob Mascov, einer der bedeutendsten deutschen Staatsrechtslehrer und Geschichtschreiber damaliger Zeit, geboren zu Danzig am 26. November 1689, gestorben 1761 zu Leipzig als ordentlicher Professor des Rechts und der Geschichte, Chursächsischer Hofrath, Proconsul der Stadt Leipzig und Dechant des Stiftes Zeitz. Sir Andrew Mitchell schreibt, daß er ihn (a very worthy, honest, learned man) kennen gelernt, und seine „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie" in der englischen Uebersetzung von Lediard während seines ersten Leipziger Aufenthaltes gelesen habe.

110) Hanns Moritz Graf von Brühl auf Martinskirchen, geboren 20. December 1736, zuerst Landeshauptmann in Thüringen, ward vom Administrator Prinz Xaver 1764 zum Gesandten in Paris, später in gleicher Eigenschaft nach London ernannt, wo er sich 1767 mit Alicia Maria der Wittwe des Grafen von Egremont und Tochter des Lords Carpenter vermählte. Sie starb 1794, ihr Gemahl am 9. Januar 1809, mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, Georg, welcher in England lebte und unverheirathet dort starb.

Seit seinem Abgange von Leipzig blieb Graf Moritz Brühl in ununterbrochenem Briefwechsel mit Gellert, wie sich aus den Briefen der Lucius ergiebt, deren Vater die Correspondenz besorgte. Bereits in der Briefsammlung von 1774 ward ein Theil dieses Briefwechsels, jedoch verändert und verkürzt, dem Publicum übergeben. In den 1810 erschienenen sämmtlichen Werken sind sie vollständiger enthalten und diese Ergänzung stammt aus dem Heyerschen Nachlasse.

Ihnen diesen Brief schicken kann. Sie werden erstaunen, daß sich die Ministerinn so sehr für mich interessiret hat. Wie viel Gutes bin ich den Damen schuldig!

Genug, ich danke Gott, daß sich die Sache für mich so vortheilhaft geendiget hat. Möchte ich doch nichts als Dank und Gelassenheit seyn.

Empfehlen Sie mich der gn. Mama und dem Herrn General unterthänigst und grüßen die Madem. Parrt.

Gert.

Leipzig, den 15. Jul. 1761.

67.

Gnädiges Fräulein,

Ich will es Ihnen nicht laut sagen, wie viel Gutes ich Ihnen zu Ihrem morgenden Geburtstage wünsche; und wie könnte ich Ihnen alles sagen, was ich Ihnen im Herzen gönne und wünsche, und was Sie nach meinen Gedanken vor andern Frauenzimmern verdienen, wenn anders die Güter des Lebens stets eine Belohnung der Tugend seyn sollten! Aber genug, daß ich Ihnen, Theuerstes Fräulein, alles das im Stillen und vom Herzen erbitten werde, was uns hier im Leben zufrieden und auf eine ganze Ewigkeit glücklich macht. Diese Pflicht ist für mich mit so vielem Vergnügen verbunden, daß Sie mir gar keinen Dank dafür schuldig sind, wenn ich Ihnen auch täglich Glück über Glück wünschte. Denn ich weis ja, welch gutes ja bestes Frauenzimmer Sie sind, wie sehr Sie meine Freundinn sind, wie viel Sie mir Gutes von Gott wünschen

und daß Ihr Glück zugleich das Glück der würdigsten Mutter ist, die ich zeitlebens verehren werde. Gott gebe Ihnen Beiden, was Ihr Herz wünschet!

Ihr verbundenster Freund und Verehrer
Gellert.

Leipzig, den 30. October 1761.

68.

Gnädiges Fräulein,

Ich will es versuchen, ob ich noch an Sie schreiben kann; denn leider ist es in diesem Jahre so selten geschehn, als wäre es gewiß, daß ich nicht ohne große Mühe an Sie schreiben könnte. Vielleicht verdiene ich deswegen Ihre Vorwürfe, vielleicht auch Ihr Mitleiden, am sichersten Beides zugleich. Doch wir wollen es nicht so genau untersuchen, sondern lieber von gleichgültigern Materien reden. Ich schicke Ihnen, gutes und gnädiges Fräulein, das Leben eines jungen Prinzen[111]) von neunzehn Jahren, das durch sich merkwürdig und durch die Schreibart eines Jerusalems noch merkwürdiger und lehr-

111) Albrecht Heinrich, der am 26. Februar 1742 geborene, dritte Sohn des Herzogs Carl von Braunschweig und der Herzogin Philippine Charlotte, einer Schwester Friedrichs II. Im Feldzuge von 1761, wo sein Onkel, Prinz Ferdinand von Braunschweig, an der Spitze einer preußischen Armee die Franzosen bei Cassel besiegt hatte, wo auch sein ältester Bruder (der 1806 an seiner bei Auerstädt erhaltenen Wunde gestorbene Herzog Carl Wilhelm Ferdinand) ein preußisches Corps befehligte, erhielt dieser junge, eben erst bei dem Heere angelangte Prinz in einem unbedeutenden Scharmützel die Wunden, die ihn am 9. August 1761 hinraffte.

reicher ist. Wenn Sie voraussetzen, daß dieser unser Geschichtschreiber die Wahrheit gesagt hat, (und dieses traue ich ihm sicher zu) daß er nicht hat schmeicheln und die Tugenden seines Prinzen auf Kosten der Beredsamkeit vergrößern wollen (und dieses kann ich schwerlich von einem gewissenhaften Geistlichen denken): so ist der Prinz Albrecht Heinrich, als ein junger Prinz betrachtet, einer der besten, nicht Prinzen allein, sondern Menschen gewesen, die seit vielen Jahrhunderten gelebt haben. Es ist möglich, daß die Liebe unsers Geschichtschreibers für diesen Prinzen und sein Haus, ihn unvermerkt begeistert hat, die Tugenden desselben in einem zu hellen Lichte zu zeigen; aber ihm aus seiner Einbildungskraft gewisse Verdienste, die er nicht besessen, zu erschaffen, in diesen Fehler kann ihn die Liebe zur Wahrheit in dem Angesichte der Welt unmöglich haben fallen lassen. Der Graf Moltke hat mir den Plan dieser Lebensbeschreibung ausziehn und die schönen Stellen derselben anmerken und mit einigen Anmerkungen begleiten müssen. Dieses hat er auf eine so gute Art gethan, daß ich dem Abt Jerusalem seinen Aufsatz schicken will.

Das zweyte kleine Werk zur Beförderung der Religion und Tugend, vornehmlich bey der Erziehung junger Standspersonen, das ich Ihnen zu dem ersten lege, ist auch eine sehr gute Schrift, mit der Sie Fritzen, wenn er aus der Campagne kömmt, beschenken können. Es kostet acht Groschen. Das Leben des Prinzen aber bitte ich mir wieder aus. Ihr Buchbinder Porsch wird Ihnen die Kirchmannische Schrift geschwinder heften, als es die Leipziger Buchbinder vor den Feyertagen nicht thun. Die Gebete, die darinne vorkommen, sind außerordentlich erbaulich und lehrreich, zumal für die vornehme Jugend. Vielleicht lege ich auch noch einige Briefe von meinen Correspondenten bey.

So beschließen Sie denn das alte Jahr nach meinem Wunsche höchst zufrieden und empfehlen Sie mich der gn. Mama und dem Herrn General zu Gnaden. Ich grüße die Madem. Paret ergebenst. Die Briefe der Du-Moutier sind von der Fr. von Beaumont, desgleichen der Roman Ciran, ou de l'Education des Princes. Ich schreibe Ihnen diese kleinen Anecdoten, weil sie mir gleich beyfallen, und weil ich weis, daß Sie die Beaumont gern lesen. Die Nachrichten selbst habe ich aus einem Briefe, den diese Frau unlängst an Herr Reichen geschrieben, worinne sie ihm eine Fortsetzung des Magazins ankündiget, die für junge verheirathete Damen geschrieben seyn soll.

Gert.

Leipzig, den 14. Decbr. 1761.

69.

Gnädiges Fräulein,

Die gute Frau Gräfinn hat mich durch Magister Heyern an Wellau erinnern lassen; und o wie gern käme ich zu Ihnen, wenn ich nur könnte; lieber heute, als Morgen! Aber meine Gesundheit, die sehr wandelbar ist, das schlimme Wetter, das ich vor andern fühle, und einige Arbeiten, die mir mein Beruf auflegt, haben mich zurückgehalten und halten mich noch zurück. Dennoch, wenn Gott will, komme ich bald, um mich in der besten Familie noch einmal wohl zu befinden, wenn ich mich anders noch wohl befinden kann. Besonders wünschte ich auch, meinen ehemaligen lieben Zuhörer und nunmehrigen Be-

schützer unsers Vaterlands, den kleinen Lieutenant zu sehen und zu sprechen; und mit Ihnen, gnädiges Fräulein, habe ich nach meinen Gedanken auch viel zu reden. Weil ich Ihnen lange keine Briefe zu lesen geschickt habe: so will ich Ihnen hier etliche beylegen, von denen Ihnen wenigstens ein Paar angenehm seyn können. Antworten Sie mir nicht, wenn Sie nicht sehr gesund sind; sondern geben Sie die Briefe der Mademoiselle Paret, die ich freundschaftlich grüße, daß sie ein Couvert darum macht und mir solche auf den Freytag mit der Hertelischen Gelegenheit herein schickt. Leben Sie vollkommen wohl, bestes Fräulein, und küssen Sie der gn. Mama in meinem Namen die Hand

Glrt.

Leipzig, den 15. Februar 1762.

70.

Gnädiges Fräulein,

Weil Ihnen Ihre Reise nach Dresden so wohl bekommen ist, so will ich mir Ihr Beyspiel auch hierin zur Regel machen, und bald eine Reise, nicht nach Dresden, sondern nach Wellau anstellen, um auch gesünder und muntrer zu werden, als ich diesen Winter über gewesen bin. Indessen schicke ich Ihnen einige Briefe, bis ich selber komme und Ihnen meine Schicksale erzähle. Die ungenannte Fräulein, wer sie auch ist, dauert mich. Sie muß ein sehr gutes Herz haben und wohl

*) Wahrscheinlich die Verfasserin des Briefes 261 in den sämmtl. Werken.

erzogen seyn. Die Fabel des Königs[112]) gefällt mir, weil sie eine Satyre auf ihn selbst ist. Ich schicke Ihnen das Concept von meiner Antwort an den Herrn le Catt. Ich habe im Abschreiben nichts geändert, sondern nur in einem deutschen Postscripte von ein Paar Zeilen gesagt, daß ich mich im Französischen nicht so ausdrücken könnte, wie ich wollte, und daß wir armen Sachsen geplagte Leute wären. Lassen Sie nichts von diesen Manuscripten in fremde Hände kommen. Sie kennen das Schicksal unserer Briefe; denn der Husarenbrief steht nun-

---

112) Les deux chiens et l'homme.
Fable.

Deux gros mâtins acharnés à leur perte,
Rivaux de bâfre, irrités par la faim,
Se déchiraient pour saisir la desserte
Que certain gars jeta sur leur chemin.
Le sang coulait de leur gueule entr' ouverte,
Leurs cris aigus, leurs fiers aboyements
Frappaient au loin l'oreille des passants.
Certain quidam d'humeur dure et brutale
Voit leur combat, se saisit d'un bâton,
Tout en fureur, sans rime ni raison,
A double tour de son tricot régale
Nos deux champions tout meurtris de ses coups,
Toujours criant: Canaille quadrupède,
Roquets maudits, qu'on s'enfuie et qu'on cede.
L'un des mâtins, bouillonnant de courroux,
Tout en fuyant lui dit: Seigneur féroce,
Médiateur impertinent qui rosse
Deux vrais héros, souviens-toi qu' ici bas
Comme on l'entend chacun fait son négoce:
Nous autres chiens, nous livrons des combats
Pour quelques os, et vous, pour des Etats.

De vrais besoins entre chiens font les guerres,
Entre nous c'est l'orgueil et cent chimères.

(Breslau, février 1762.)

Oeuvres de Frédéric le Grand tome XII. p. 205.

mehr im Journal étranger auch französisch. Hertel soll mir die Briefe auf den Montag wieder mit zurückbringen. Ich küsse der gnädigen Mama und Großmama die Hand mit der größten Ehrerbietung Glrt.

Leipzig, den 26. März 1762.

71.

Gnädiges Fräulein,

Immer behalten Sie die genommene Abschrift. In Ihren Händen sind alle meine Briefe sicher; und Ihnen einen neuen Beweis dieses Vertrauns zu geben, so schicke ich Ihnen wiederum ein Paar, die Hertel auf den Montag zurückbringt. Das Journal étranger hat Herr Weise noch auf dem Gute des Herrn von Schulenburgs. Le Catt ist heute bey mir gewesen, und hat mich seiner Freundschaft und der Gnade seines Königs versichert, geht übermorgen wieder von hier nach Breslau und scheint bloß in seinen eigenen Angelegenheiten hier zu seyn. Vor den Feyertagen, gnädiges Fräulein, denke ich an keine Reise; vielleicht nach dem Feste, wenn Gott will, denn krank bin ich täglich. Mag. Heyer, ja das ist für Ihr Haus in diesem Kriege ein offenbarer Seegen. Ich küsse der Frau Gräfinn die Hand ehrerbietigst. Leben Sie wohl.

Glrt.

L., den 31. März 1762.

72.

Gnädiges Fräulein,

Ihr guter kranker Professor danket Ihnen tausendmal für alle das Gute, das Sie ihm gönnen, wünschen und erbeten, und freut sich, daß die Fräulein Schönfeld seine Freundinn ist. Ferner schicket er Ihnen Sulzers Betrachtungen und das Journal étranger, worinne der Brief von dem Husaren steht. Nach Wellau, gnädiges Fräulein, würde ich morgen mit Herteln kommen, wenn ich mir trauen dürfte; aber, ich kenne und fühle mich. Leben Sie stets wohl, gesund und höchst zufrieden. Dieses wünsche ich Ihnen und der gn. Mama und Großmama und dem Hrn. Grafen, auch wenn ich nicht schreibe.

Glrt.

Leipzig, den 8. Jul. 1762.

73.

Gnädiges Fräulein,

Die Frau Gräfinn soll wegen ihres Heyers ruhig seyn. Der Rath in Annaberg verlanget, daß er eine Gastpredigt thun soll, weil der eine Rathsherr behauptet hat, daß Heyer mit seiner Stimme die sehr große Kirche in Annaberg nicht ausfüllen würde. Diese Predigt, ob sie ihm gleich die Reisekosten anbieten, wird er gewiß nicht übernehmen, und also behält die gnädige Mama ihren Hofprediger, und jene werden schon einen rechtschaffnen Geistlichen, wenn gleich keinen Heyer und Seifert und Schlesier finden. Ich sollte gestern mit den Commissien-

rath nach Störmthal reiten, allein der kalte Wind und mein leidender Kopf verwehrten mir diese Reise; und auf den Montag gehn die Collegia wieder an. Also werde ich wohl Störmthal in diesem Jahre nicht genießen. — Hier schicke ich Ihnen einen Brief von der Gräfinn....*), den Sie mir durch Geedicken wieder zurück schicken werden. Leben Sie wohl, gn. Fräulein und empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause zu Gnaden.

Gllrt."[113])

74.

Gnädiges Fräulein,

Wenn mein Glückwunsch gleich spät kömmt, so ist er Ihnen doch nicht unangenehm, das weis ich; denn wer kann Ihnen alles, was wir Glück nennen, Leben, Gesundheit, Zufriedenheit der Seelen, aufrichtiger und eifriger und in einem größeren Maaße gönnen und wünschen, als ich Ihr Verehrer und Freund, der ich ein so vieljähriger Zeuge aller der Tugenden und stillen Verdienste bin, die selbst viele von denen, die Ihnen um derselben willen itzt Gutes wünschen, erst durch mich haben genauer kennen lernen? Doch warum wünsche ich Ihnen gleichwohl so spät Glück zu Ihrem Geburtstage? Das kann ich Ihnen leicht sagen. An dem Tage, da er war, hatte ich meine Andacht, und die übrigen Tage der vergangenen

---

*) Der Name ist unleserlich.

113) Dieser Brief ist ohne Datum; wir haben geglaubt, denselben an der Stelle einrücken zu müssen, wo er in den Originalbriefen, die mit Nummern versehn sind, lag, und werden mit den wenigen andern Schreiben welche Gellert nicht datirt hat, eben so verfahren.

Woche bin ich meistens so hinfällig gewesen, daß ich in meinen Freystunden auch nicht Einen Brief geschrieben habe. Sie wissen es mehr als andere, gnädiges Fräulein, was ein kränklicher Zustand auch bey dem besten Willen für Gewalt über uns hat, und wie er uns oft selbst eine sonst angenehme Pflicht zu Mühe und Beschwerlichkeit macht. Ja, leider habe ich erfahren, daß Sie das Schicksal, krank zu seyn, selbst an Ihrem Geburtstage erlebt. Aber, Dank sey Gott, daß Sie es wieder überstanden haben. Getrost, theuerstes Fräulein, wenn uns Gott das Uebel, um dessen Abwendung wir seufzen, nicht entnimmt: so giebt er uns doch gewiß Kraft, es gelassen zu tragen, und einen Trost der Seelen, der uns die Bitterkeiten des Lebens versüßen hilft. Es wird Ihnen wohlgehn, vor andern wohlgehn, das weis ich zuversichtlich und darum bitte ich Gott demüthig. Leben Sie also wohl und empfehlen Sie mich der Gnade Ihrer vortrefflichen Mutter und Ihres ganzen Hauses.

Leipzig, den 8. Novbr. 1762.

Gtrt.

75.

Gnädiges Fräulein,

Ich mögte gern ein gutes Werk thun. Hören Sie mich also einige Augenblicke mit Geduld an.

Es ist seit Michaelis ein Mann hier, der Meynard[114]

---

114) Johann Nicolaus Meinhard, geboren zu Erlangen 11. September 1727, begleitete 1763 den Grafen Ludwig Melfie auf seinen Reisen.

heißt, aus Erlangen gebürtig, viele Jahre Hofmeister und las Hofmeister in Frankreich, Italien, Dänemark und Rußland gewesen ist; ein guter, stiller und sehr geschickter Mann, der, außer den gelehrten Sprachen, Französisch, Italienisch, Englisch, Spanisch und Portugiesisch versteht und die drey ersten Sprachen schreibt und spricht; der viel gelesen und gesehen und gelitten hat; ein Mann von Lebensart, der mir von dem Abt Jerusalem und dem Professor Gärtner empfohlen worden der sich bis Ostern hier in Leipzig aufhalten und alsdenn, wie er hofft, mit einem jungen Herrn von Campenhausen, der sich in Riga aufhält, wieder auf Reisen gehen will — —

Wäre dieses nicht ein Mann, der sich diesen Winter über für meine gute Gräfinn, meine liebe Fräulein von Schönfeld und auch wohl für den Herrn General schickte? Ich dächte es. Er kann vortrefflich Italienisch und schreibt itzt an einem Werke von Italienischen alten Dichtern, davon der erste Theil schon die vergangene Messe in Braunschweig heraus-

---

Seine „Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italiänischen Dichter" hat Lessing in den Litteraturbriefen gerühmt; sie wurden von Jagemann fortgesetzt und sind noch jetzt als ein Hauptwerk über diesen Gegenstand zu betrachten. Sie erschienen zuerst in Braunschweig 1763, fol. und in zweiter Auflage nach dem Tode des Verfassers 1774, 8. 2 Bde. mit einer Vorrede des Prof. Zachariä zu Braunschweig, welcher wir entnehmen, daß Meinhard, arm und kränklich, durch seine Schriften sein Leben fristen mußte, daher genöthigt ward, manchen größern Plan, wie z. B. eine Uebersetzung des befreiten Jerusalems, aufzugeben. Diese traurigen Verhältnisse erklären Gellerts Fürsorge, dem armen Meinhard eine temperäre Versorgung im Pitzthumschen Hause zu verschaffen. Seine Eigenschaft als Weiberfeind, die Zachariä hervorhebt, muß weniger bekannt gewesen sein, da man ihn zum Vorleser für Damen verschlug. Er wohnte später einige Jahre in Erfurt, wo er das Leben wohlfeil und die Luft zuträglich fand, starb aber schon im vierzigsten Lebensjahre zu Berlin am 15. Juni 1767. Außer andern Uebersetzungen hat man von ihm auch Hermes Grundsätze der Kritik. 2 Thl. Leipzig 1763.

gekommen ist. Wenn Sie ihm die Freyheit lassen, daß er Vormittage an diesem Buche arbeiten darf: so können Sie ihn Nachmittage als Ihren Lector oder auch als Lehrmeister im Italienischen gebrauchen. Er wird Sie nichts weiter kosten, als was ich koste, wenn ich in Welkau bin. Er ist mit Kleidern, Wäsche und guten Büchern, auch mit Gelde versehn. Er ist stille, wie ich, hat Geschmack, und was mehr als alles dieses ist, er hat viel Religion. Seine Person hat nichts Unangenehmes und sein Alter mag sich wohl auf sechs bis acht und dreißig Jahre erstrecken. Es ist wahr, daß er sich hier schon bis Ostern ein Logis gemiethet hat, und daß er auch dem Grafen Scheel[115]) auf mein Verlangen eine Stunde im Englischen giebt; allein wenn ich ihn versichere, daß er in Welkau gern gesehn ist (und Sie können leicht denken, daß er Welkau durch mich sehr gut kennt), so wird er den Aufenthalt auf dem Lande dem Aufenthalt in der Stadt und den Umgang mit den Vitzthumischen Hause dem Umgange mit der Academie vorziehn. Wirklich verliere ich ihn ungern; aber für Sie, gnädiges Fräulein, will ich ihn ohne ein Wort zu sagen, verlieren. Wenn er endlich in seiner Art das wäre, was Heyer und Schlesier in ihrer Art sind: so hätte ich doch drey kleine Verdienste um ein Haus, das viel große um mich hat. Lesen Sie diesen Brief der gn. Mama vor, und melden Sie mir bey Gelegenheit, was sie

---

115) Christian Graf Scheel, geboren 15. Juli 1743. (Sohn des Grafen Georg Scheel auf Gjerup, k. dänischen Geheimen Rathes und Hofmeisters des Erbprinzen Friedrich, und seiner ersten Gemahlin Lucia von Thienen) studirte seit 1761 in Leipzig, vermählte sich 1765 mit Caroline Agnes von Raben, welche, wie Gellert der Lucius schreibt, von der Stiefmutter des Grafen (Charlotte Louise von Plessen, geb. 1720, verm. 1745), während seiner Universitätsjahre für ihn erzogen worden war. Graf Scheel ward nochmals dänischer Gesandter am russischen Hofe

gesagt hat. Wenigstens will ich diesen Mann einmal mitnehmen, wenn ich nach Wellau reise. Aber ach, wenn wird das einmal kommen?

Leben Sie vollkommen wohl.

Gleim.

Leipzig, den 14. Novbr. 1762.

76.

Gnädiges Fräulein,

Ich erschrecke, daß der Herr General zu einer Zeit, da er den Feinden so viel geben muß, auch noch gegen seine Clienten freygebig bleibt. Er hat mir einen Wagen Holz vor meine Thüre fahren lassen, Holz aus Störmthal, Birkenholz, so gut als man sichs in der Stube wünschen kann; das ist wohl zu viel Güte. Statten Sie ihm und der gn. Mama in meinem Namen den verbindlichsten Dank ab. Ich fühle es sehr, daß ich diese Vorsorge zu wenig verdiene; allein desto erkenntlicher muß ich sie annehmen und das thun, was sie mir befiehlt, mich daran erfreuen. Ich weis es, gnädiges Fräulein, daß die Frau Gräfinn nicht mit nach Dresden geht und also hätte ich eine Pflicht mehr, sie in der Einsamkeit zu besuchen. Gebe es doch Gott, daß ichs bald und freudig thun kann. Von den Pr. hat mich noch keine Seele besucht. Welche unerwartete Wohlthat, zu einer Zeit, da ich sie am meisten bedarf. Die Fräulein Dieskau, die ich unlängst im Garten gesprochen, ist so gesund und munter, als sie iemals gewesen

ist; aber die Mama scheint sehr von Kräften zu kommen, so bald, wie ich. Hier lege ich Ihnen ein avertissement bey, mit dem mich Professor Zachariae plagt, gleich als ob ich müßig genug wäre, seine Unterangelegenheiten zu besorgen. Auch folgt noch ein Brief um ein Bittschreiben. Ich habe der gn. Mama letztens erzählet, daß ein junger Herr von Luck, der krank aus Braunschweig kam und nach Pobien zu seinen Eltern wollte, und den ich habe müssen begraben lassen, so ein gutes Kind gewesen wäre; geben Sie ihr also den beyliegenden

kam aus Braunschweig kam und nach Pobien zu seinen Eltern wollte, und den ich habe müssen begraben lassen, so ein gutes Kind gewesen wäre; geben Sie ihr also den beyliegenden

Brief zu lesen, den der Abt Jerusalem an den Vormund des Versterbnen unlängst geschrieben. Er wird das beweisen, was ich gesagt habe. Leben Sie wohl und küssen Sie der gn. Mama die Hand. Grüßen Sie auch die Madem. Parrt und Mag. Heyern.

Leipzig, den 13. Decbr. 1762. Gert.

77.

Gnädiges und bestes Fräulein,

Meine in der That großen Beschwerungen verwehren mir aus aller Macht die Freude, nach Welkau, dem einzigen Orte in der Welt, wo ich noch gern seyn mögte, zu reisen. Ja, auf mein Gewissen, ich käme zu Niemanden lieber, als zu der Frau Gräfinn und ihrer Tochter, wenn ich nicht so viel litte. Aber ich soll leiden und Geduld und Demuth lernen und üben, und nicht klagen, sondern gelassen harren und getrost in allen Fällen seyn. Vielleicht giebt mir Gott, wenn es mir

gut ist, in dem künftigen neuen Jahre mehr Tage der Freude, und das Glück, in Bellau ihm dafür danken zu können.

Gestern Abend von fünf bis sechs Uhr bin ich auf Verlangen bey dem Prinzen Heinrich gewesen. In der That bin ich gern zu ihm gegangen und ungern wieder von ihm. Ich habe alle die Verdienste bey ihm gefunden, die man von ihm rühmet, und habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedanket, mit der er uns in seinem Commando die Last des Kriegs erleichtert, und ihm

ihm rühmet, und habe ihm mit vieler Empfindung im Namen meines Vaterlandes für die Gnade gedanket, mit der er uns in seinem Commando die Last des Kriegs erleichtert, und ihm

die Belohnung für seine Großmuth von Gott reichlich gewünschet[116]). Dieser mein Dank gefiel ihm, und ich hoffe, unserm Lande einen wirklichen Dienst dadurch geleistet zu haben. Hat er nichts für sich zu wünschen? sprach er, ich möchte ihm gern dienen. — Mein gnädigster Prinz, ich bitte um nichts als um die Fortsetzung Ihrer unverdienten Gnade. — Kann ich nicht seinen Freunden, oder denen, die er liebt, dienen? — Sie haben mir und meinen Freunden die ganzen sechs Jahre des Kriegs beständig Wohlthaten erwiesen. — Wende er sich an mich, Herr Professor, ohne Bedenken an mich; und besuche er mich, wenn ich von Berlin zurück komme; es solls Niemand erfahren.

Sein Adjutant, der Major Kalkreuter[117]), den man

---

116) Diese menschlichen Gesinnungen des Prinzen Heinrich werden von Kalckreuth, der ihn außerdem nicht schont, mehrfach bestätigt. Er giebt an, daß der König die zu Anfang des Jahres 1763 begonnenen Friedensunterhandlungen absichtlich in die Länge zog, um das unglückliche Sachsen noch mehr auszusaugen. Die Grausamkeiten, welche an verschiedenen Orten verübt wurden, um die Geldcontributionen zu erzwingen, empörten den Prinzen so sehr, daß er sich weigerte, länger in Leipzig zu bleiben, und sich auf lange Zeit die Ungnade seines Bruders zuzog.

117) Friedrich Adolph von Kalckreuth, damals 27jähriger Major und einflußreicher Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen, dem er nament-

sehr rühmt, und der vorher bey mir war, ehe ich zum Prinzen gieng, sagte mir, daß er sehr gern nach Welkau möchte, daß

---

lich in der Schlacht bei Freiberg, deren Ruhm der Prinz erhielt, während jenem das Verdienst gebührte, wesentliche Dienste geleistet hatte. Er war geboren in dem damals Chursächsischen Orte Setterhausen bei Sangerhausen am 21. Februar 1737, ward nachmals Feldmarschall, Ritter des schwarzen Adler-Ordens, und am 15. October 1786 in den Grafenstand erhoben. Gellerts Schreibart: „Kalkreuter" scheint damals üblich gewesen zu sein, denn wir finden sie auch in den Briefen des Prinzen Heinrich und anderer Zeitgenossen. Feldmarschall Kalkreuth erwarb sich 1793 als Er-

erhoben. Gellerts Schreibart: „Kalkreuter" scheint damals üblich gewesen zu sein, denn wir finden sie auch in den Briefen des Prinzen Heinrich und anderer Zeitgenossen. Feldmarschall Kalkreuth erwarb sich 1793 als Er-

oberer von Mainz, 1807 als Vertheidiger von Danzig neuen Kriegsruhm, erhielt später den Posten eines Gouverneurs von Berlin, wo er am 10. Juni 1818 verstorben ist. Im Jahre 1841 ließ sein Sohn unter dem Titel:

„Paroles du feld-maréchal Kalckreuth, monument de piété filiale."

eine nur für einen kleinen Kreis bestimmte Schrift drucken. Wir haben dieselbe, da sie vielfach der in Gellerts Briefen vorkommenden Personen erwähnt, schon mehrmals in diesen Noten angezogen. Es sind Aufzeichnungen der mündlichen Erzählungen des Feldmarschalls an seinen Sohn, in denen aber, in Folge einer an sich lobenswerthen Gewissenhaftigkeit, so viele Wiederholungen und ein solcher Mangel an Zusammenhang hervortreten, daß dieses Werkchen für viele Leser ungenießbar bleibt. Dennoch ist es von großem Interesse, indem es eine begabte, energische und dabei sehr ehrenhafte Persönlichkeit abspiegelt. Ein Zug tiefer Abneigung gegen Friedrich II. zieht sich durch das Ganze, ohne daß in den gegebenen Mittheilungen irgend ein persönliches Motiv dafür aufzufinden wäre. Möglich, daß Kalckreuth, dessen Natur den Stempel der Aechtheit an sich trägt, sich nur von dem unwahren Element im Wesen des Königs abgestoßen fühlte; dem Prinzen Heinrich rühmt er an mehreren Stellen nach, er habe wenigstens gewußt, was Worthalten sei. Uebrigens kann der Tadel, welchen er sich über Friedrich II. als Feldherrn erlaubt, sowohl den factischen Erfolgen als dem Ausspruche der Geschichte gegenüber nur als ungerecht betrachtet werden.

Mitten in seiner kriegerischen Laufbahn bewahrte der Feldmarschall ein reges Interesse für Literatur; dieses bezeugen die nahen Beziehungen, die er mit Gellert anknüpfte, von welchem sechs freundschaftliche Briefe an ihn jenen Paroles als Beilage angeschlossen sind. Ferner hatten ihn die Briefe der Lucius an Gellert, welche 1774 zuerst erschienen waren, so entzückt, daß er mit der Schreiberin (damals verehelichten Pastor Schlegel in Burgwerben bei Weißenfels) in Briefwechsel zu treten beschloß, was ihm auch 1778 durch Vermittelung des Buchhändlers Reich gelang. In Dorows „Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur. Berlin 1839" finden wir sieben Briefe Kalckreuths an die Schlegel. Sie

ihn der Herr General dahin gebeten hätte, daß er aber, wenn ich nicht mit reiste, es nicht wagen könnte, in der Abwesenheit des Herrn Grafen, der Frau Gräfinn, die ihn nicht kennte, aufzuwarten. Länger als etliche Stunden wird er sich nicht aufhalten können. Doch ich denke, der Prinz geht schon auf itzigen Dienstag von hier nach Berlin und Magdeburg ab. Leben Sie wohl, bestes Fräulein. Gott lasse es der Gräfinn und Ihnen in dem neuen Jahre tausendfach wohl ergehn! Ich grüße den guten Pastor Heyer freundschaftlichst und auch

und Ihnen in dem neuen Jahre tausendfach wohl ergehn! Ich grüße den guten Pastor Heyer freundschaftlichst und auch
die gute Paret.

Gärt.

Leipzig, den 18. Decbr. 1762.

78.

Gnädiges Fräulein,

Mein Husten und also auch mein Hüftweh ist gestern wieder gekommen, und ich leide große Schmerzen. Aber, Dank

---

sind zur Zeit des einjährigen Krieges, größtentheils während eines einsamen Wintercantonnements in der Oberlausitz und in französischer Sprache geschrieben, mit einer stark sentimentalen Färbung. Dorow giebt dazu die Notiz, daß die erste persönliche Bekanntschaft beider Correspondenten 1811 erfolgte, wo der Feldmarschall die Glückwünsche seines Hofes zur Vermählung Napoleons nach Paris überbracht und auf der Rückreise eine Zusammenkunft mit der Schlegel in Weißenfels veranstaltet hatte. Beide standen damals im siebenten Decennium ihres Lebens; was wir von den gegenseitigen Eindrücken erfahren, ist, daß Kalckreuth sehr zufrieden mit der Persönlichkeit der Schlegel war, diese aber ihn zu jugendlich in seinem Benehmen fand.

sey Gott, ich bemühe mich geduldig zu leiden, und schon ist wieder eine böse Nacht überstanden. Betreft also zum neuen Jahre, das Gott für Sie, theuerstes Fräulein, und Ihr ganzes Haus wolle gesegnet und höchst glücklich seyn lassen!

Leipzig, den 1. Jenner 1763. Gert.

79.

Gnädiges Fräulein,

Der Graf Solms und der Herr von Hopfgarten, gute Kinder, die mich itzt eben besuchten und gern nach Welkau verführet hätten, sollen zwar mich nicht mitbringen, aber doch ein paar Briefe, die ich in dem Augenblick von der Jfr. Lucius erhalten, weil ich doch einmal weis, daß Sie unsere Correspondenz schon in Dresden gelesen haben. Mein letzter Brief an dieses Frauenzimmer folgt auch mit; denn sie schickt mir allemal auf mein Begehren eine Abschrift zurück, damit ich sie aufheben kann. Schicken Sie mir beides bey Gelegenheit zurück, bestes Fräulein, und geben Sie wohl Achtung, was der Herr Hofrath Hopfgarten in Welkau eigentlich will. Meine Schüler finden sich immer alle nach Welkau; ich weis nicht, wie es zugeht.

Gert.

L., den 20. April 1763.

50.

Gnädiges Fräulein,

Ich bin freylich nicht mehr in Weissau bey der Gräfinn und ihrer Tochter, sondern im schwarzen Brete bey Gödicken und Sauern. Aber das Erste war Wohlthat, die muß man nicht immer begehren; das andere ist Pflicht, die muß man sich immer gefallen lassen. Ueberzeugen Sie doch

that, die muß man nicht immer begehren; das andere ist Pflicht, die muß man sich immer gefallen lassen. Ueberzeugen Sie doch

Ihrem Hrn. Bruder Wiltbrands Reiseanmerkungen. Ich mache ihm ein Praesent zu seiner Reise mit diesem Buche. Sie aber, gn. Fräulein, können ihm eins mit Kirchmanns kleinen Schriften machen, die ihm wegen der voranstehenden Maximen ein herrliches Geschenke seyn müssen. Wenn er diese Maximen der Weisheit und Religion oft lieset und täglich auszuüben sucht: so wird er mit Gott ein sicheres Mittel haben, seinen Verstand und sein Herz in der großen Welt unverderbt und unbefleckt zu bewahren. Ihnen, gutes Fräulein, wollte ich gern auch ein Praesent machen, wenn ich eins wüßte und hätte, aber ich habe nichts; der gn. Mama hingegen schicke ich eine Boutellie Merseburger; dieses wird mich wohl nicht arm machen.

Wie mirs auf meiner Heimreise gegangen ist? das können Sie leicht errathen. Denken Sie nur an den Calendervers:

Maymonat kalt, Brachmonat heiß:
Bringt eins gern Frost, das andre gern Schweiß.

Im Ernste, es war so rauh, daß ichs als eine große Wohlthat ansehe, nicht krank geworden zu seyn. Diesen Nachmittag (es ist itzt Abends acht Uhr, Sonntags) habe ich zwar leider einige Hüftbeschwerungen, Früchte, gewöhnliche Früchte des rauhen Windes, gefühlet; aber ich bin getrost, ich reiste ja in meinem Berufe, und da ich abreiste,

war es nicht rauh. Besuche, seit vier Uhrn — hier sind sie — Der junge Hr. v. Gersdorf nebst seinem Hofmstr. Köhler, gute Leute; der junge Herrmann von Dresden nebst s. Hofmeister Krebel, gute Leute: Herr Rosselet, der viel von Bellau redte und deswegen gut redte; der Kreisfinanzeinnehmer Weise, der von seiner Braut sprach und also beredt sprach; Magister Ernesti, der mir vom Generalsuperintendent Gisecke[118]) den er nebst dem Doctor hatte predigen hören,

Gisecke[118]) den er nebst dem Doctor hatte predigen hören,

viel Gutes erzählte; ein Liefländer, der mich fragte, was ich für Collegia lesen würde, und dem ich antwortete: das steht am schwarzen Brete geschrieben, der Rath und Professor Rabe, ehemaliger Hofmeister des sel. Cronecks, itziger Oberhofmeister des Grafen von — ich weis nicht wie er heißt; er hat einen Orden und wohnt bey Hehmanns; dieser Rabe hat mir nicht so wohl durch das Reden, als durch das Küssen und an sich drücken (er hat mich in zehn Jahren nicht gesehen) viel Kräfte weggenommen. Er fragte, worüber ich die Moral läse, und ich sagte, das könnte er morgen und die folgenden Tage hören; ich wüßte es selbst nicht, wem sie angehörte. Die Besuche sind noch nicht alle. Herr Weikmann[119]) aus Danzig — er brachte mir von Schlesiern ein Compliment, mit dem war ich also zufrieden — Döring, er soll Hofmeister bey den jungen Zetwitzen werden und fragte, was er sich für ein Kleid sollte machen lassen. Das, lieber Herr Döring, wird mein Schneider am besten wissen. Ich will ihn morgen

118) Ein Freund Gellerts, Rabeners und Kleystecks, welcher letztere eine seiner Oden an ihn gerichtet hat. Gisecke verließ Leipzig 1748 und erhielt 1760 die Stelle eines Superintendenten und Consistorialassessors in Sondershausen, wo er 1765, im 61sten Lebensjahre, gestorben ist.

119) Wahrscheinlich Gabriel Joachim Weickhmann (geboren 1734 gestorben 1792), Rathsherr und Kirchenvorsteher zu Danzig.

rufen lassen und Ihnen das Geld verstreien. Seyn Sie nur ruhig und fleißig! Endlich ein Besuch im Großen, die beiden Moltke[120], die beiden Raben[121], der junge Ferber, auf einmal. Wir redten meistens vom Garten in Wellau, der Lieutenant aber redte meistens von der Fräulein. — Wen ich heute habe predigen hören? Nicht Mag. Heyern, sondern früh Prof. Dathen, und Nachmittags Mag. Thalemannen.[122] Sie predigen lange nicht so gut, als Ihr Heyer,

nen.[122] Sie predigen lange nicht so gut, als Ihr Heyer,

aber darum soll ers doch nicht wissen. Er hat mir eine Dose Taback geliehn, diese schicke ich ihm wieder, denn der verlohrne Stock hat mich behutsam gemacht.

Ich wollte eigentlich nur ein Paar Zeilen schreiben, und ich sehe, es sind über ein Paar geworden. Nun will ich geschwind zu Tische gehn. Leben Sie wohl und küssen Sie der gn. Mama die Hand in meinem Namen. Auch grüßen Sie Ihren Hrn. Bruder, die Madem. Paret, Mag. Heyern, Lehningern ergebenst von mir, wenn ich bitten darf.

Gert.

Leipzig, den 29. May 1763.

---

120) Ueber den ältern Moltke s. Note 83.

Der jüngere, Joachim Gottsche, geb. 25. Juli 1746, studirte von 1762 bis 1765 zu Leipzig, ward nachmals dänischer Kammerherr und Deputirter im See-Etats-Generalcommissariat.

121) Die Brüder Carl Adolph, geboren 27. October 1744, und Friedrich, geboren 20. December 1745. Beide wurden am 26. Mai 1762 zu Leipzig inscribirt; sie waren die jüngsten Söhne des dänischen Geheimen Conferenz-Rathes Friedrich von Raben und seiner Gemahlin Bertha, geborner von Plessen.

122) Christian Wilhelm Thalemann, geboren 1727 zu Weberstädt bei Langensalza, gestorben 1778 als Professor der Theologie zu Leipzig.

61.

Gnädiges Fräulein

Ich soll, o welche traurige und schwere Reise für mich! ich soll nach der Verordnung der Aerzte ins Carlsbad gehn;
ich soll nach der Verordnung der Aerzte ins Carlsbad gehn;
und diese Reise, wenn Gott will, trete ich schon den fünften Julius an. So geht der Soldat ins Treffen, nicht weil er will, sondern weil er soll. In der That nähme ich gern von der gn. Mama und Ihnen, gern von Störmthal Abschied; aber aufrichtig zu reden, ich fürchte mich vor diesem Abschiede und vor meinem eigenen ängstlichen Herzen. Also will ich mich schriftlich Ihrem gnädigen Andenken empfehlen. Ich weis, Sie wünschen mir Glück und Seegen von Gott zur Reise und zur Cur; und ich verlasse Sie und das ganze Bitzthumische Haus mit allen guten Wünschen für Ihre Gesundheit und Wohlfarth, mit allen Wünschen, die mir Pflicht und Hochschätzung eingeben! Leben Sie wohl, theuerstes Fräulein (o Gott gebe es Ihnen doch dieses Glück! denn ich höre eben itzt, daß Sie wieder krank gewesen sind). Leben Sie wohl und antworten Sie mir nicht. Ich bin bis an mein Ende mit der vollkommensten Ehrerbietung und Freundschaft

Ihr verbundenster

L., den 1. Jul. 1763. Gellert.

P. S.

Der Stadtschreiber aus Wittenberg war vorgestern bey mir, fragte, ob er wohl bey Mag. Heyern, oder auch Schlesiern, ein Wort wegen des Archidiaconats in Wittenberg

anbringen dürfte. Ich sagte ihm treuherzig: Nein! beide werden es aus guten Gründen ausschlagen.

82.

Dank sey es Gott, gnädiges und gutes Fräulein, ich bin [illegible] gestern nach einer Abwesenheit von sieben Wochen glücklich wieder aus dem Bade in Leipzig angekommen, und der erste Brief, den ich in dieser neuen Zeitrechnung meines Lebens schreibe, ist der gegenwärtige, durch den ich Ihnen und Ihrer theuersten würdigsten Mutter meine Ehrerbietung und Dankbarkeit bezeuge und alles Gute auf Erden und im Himmel wünsche. Ob ich gesünder zurück gekommen bin? Gesünder, nein, das kann ich mit Gewissen nicht sagen; ich leide eher mehr an meinem Kopfe. Aber genug, ich bin keine Stunde bettlägerig gewesen, habe keine Nacht schlaflos zugebracht, oft kaum eine Stunde, habe acht und zwanzig Tage an der Quelle den Neubrunnen ohne auszusetzen getrunken und neun Tage den Buchsäuerling, einen Sauerbrunnen, auf meiner Stube. Daß ich alles dieses gekonnt habe, daß ich die harte Hin- und Herreise habe überstehen können, daß ich viel Freunde und Gönner, insonderheit bey den Catholicken, gefunden habe, daß ich endlich wieder hier an meinem Orte bin: o das sind ja Wohlthaten genug, welche mich zur Dankbarkeit und zur Ergebung in alle künftigen Fälle ermuntern können. Ich bin nicht in der Hoffnung, gesund zu werden, abgereiset, und Gott giebt uns ja unendlich mehr, als wir verdienen; ja oft ist das, was uns das Härteste zu seyn dünket, das Beste für uns. So will ich denken, auch wenn mein Uebel sich nicht mindern sollte.

Meine besten Bekanntschaften, die ich im Carlsbade ge-

macht, sind der General Loudon[123]), der mir sehr viel Liebe erwiesen, mit dem ich oft allein gegessen, viel und gern geredet, kurz von dem ich Ihnen mündlich viel Gutes zu erzählen habe — der Graf Uhlefeld[124]), Oberhofmeister der Kaiserinn, auch ein sehr verdienstvoller Mann, und der mir viel Ehre erzeigt hat — sein Schwiegersohn, der junge Graf Thun, der mich mit Liebe und Freundschaft täglich beschämet [illegible] hat — eine Gräfinn von Schlaitz[125]), eine gute Dame —

---

123) Gideon Ernst Freiherr von Laudon, kaiserlicher Feldmarschall seit 1758, war damals 47 Jahre alt. Im Parke zu Hadersdorf, der niederösterreichischen Herrschaft, die Maria Theresia ihrem Feldherrn geschenkt, ließ er, in der Nähe seiner eigenen Grabstätte, ein Denkmal für Gellert errichten. So finden wir mehrfach aufgezeichnet, es ist uns jedoch, bei einem Besuche dieses schönen Parkes im September 1861, nicht möglich gewesen, eine Spur jenes Denkmales aufzufinden, und es mag wohl das Schicksal mehrerer darin befindlicher Monumente getheilt haben, die, wie man uns dort sagte, im Jahre 1848 zerstört wurden. Uebrigens ist Hadersdorf noch heute Eigenthum der Familie Laudon.

124) Corfitz Anton Graf von Uhlefeld, der letzte Sprosse einer aus Dänemark stammenden Familie, war am 15. Juni 1699 geboren. Er hatte den röm. kais. Hof im Haag und in Constantinopel vertreten, ward dann Conferenzminister und als solcher ein eifriger Anhänger der alten antifranzösischen Politik, deren Hauptstütze damals Bartenstein war. Die unerwartete Wendung, welche der Fürst Kaunitz dieser Politik gab, indem er eine Annäherung an Frankreich bewirkte, hatte den Austritt Bartensteins und Uhlefelds aus dem Ministerium zur Folge. Letzterer erhielt die Stelle eines ersten Oberhofmeisters und starb als solcher den 31. December 1769. Aus seiner am 15. April 1743 mit Maria Elisabeth, Tochter des Fürsten Philipp Lobkowitz, geschlossenen Ehe hatte er zwei Töchter, von denen die ältere, Wilhelmine, seit 30. Juli 1761 mit Franz Joseph Grafen Thun, dem ersten Majoratsherrn zu Klösterle, vermählt war. Die jüngere, Elisabeth, geboren 19. September 1747, damals unverheirathet, vermählte sich am 29. August 1767 mit Georg Christian Grafen Waldstein-Leutomischl und ist die Stammmutter des jetzigen Hauses Waldstein-Dux.

125) Christine, geborne Gräfin von Erbach-Schönberg, geboren 5. Mai 1721, vermählt seit 2. October 1742 mit Heinrich XII., Grafen Reuß-Schleitz. Sie starb am 14. November 1769 und ist die Großmutter des jetzt regierenden Fürsten von Schleitz.

doch die Gabe, schriftlich zu erzählen, ist nicht mehr mein Werk; genug also. Ich soll den Herrn v. Miltitz auf seinem Gute besuchen. Wenn ich dieses thue, so besuche ich Sie vielleicht auch auf einen Tag incognito. Die Gräfinn Watzdorf in Lichtewalde, o das ist auch eine ganz vortreffliche Frau; welche Ehre macht uns das Bizthumische Haus! Leben Sie wohl.

Leipzig, den 20. August 1763.

P. S.

Erzählen Sie doch der Madem. Lucius den Innhalt dieses Briefs, oder lassen Sie ihr ihn lesen. Ich kann dem guten Kinde heute nicht schreiben, ob ich gleich einen sehr langen und lieben Brief von ihr bey meiner Ankunft gefunden habe. Sie will gern wissen, wo und wie ich mich befinde, und sie verdient, es vor andern zu wissen.

83.

Gnädiges Fräulein,

Die Mademoiselle Lucius will gern einen Auftrag an Sie haben, um Ihnen aufzuwarten, und ich weis keinen, der Ihnen weniger unerwartet, mir angenehmer, und der Ueberbringerinn beqvemer seyn könnte, als ein Brief. Sie soll über dieses auch eine andere Commission bey Ihnen ausrichten, nämlich Ihnen einen Brief vorlesen, den ich ihr geschrieben habe, der einige Anekdoten aus dem Carlsbade enthält, der für das Fräu-

lein von Schönfeld zugleich geschrieben ist, und von dem sie sich, wenn es ihr gefällt, eine Abschrift von der Lucius ausbitten kann. Ich habe ein Pfund trefflichen Thee für die gn. Mama; und Sie sollen mir sagen, ob ich ihn nach Dresden, oder nach Störmthal, oder wohin, schicken soll. Die Gräfinn Schulin[126]) in Copenhagen, die mir vor wenig Tagen ihren Sohn zugeschickt, hat mir ein Geschenk damit gemacht, und ich brauche in ganzen Jahren kein Pfund. Ich dächte, ich gäbe ihn gleich morgen auf die gelbe Kutsche[127]); so brauchte ich nicht lange zu fragen, wo er hin sollte. Leben Sie wohl, theuerstes Fräulein, und küssen Sie der Frau Gräfinn die Hand in meinem Namen und empfehlen Sie mich dem Herrn General zu Gnaden und der Madem. Paret zum beständigen Andenken.

Leipzig, den 26. August 1763.

Gert.

---

126) Katharina Maria von Mösting, geboren 1714, des Obersthofmeisters der dänischen Prinzessin Charlotte Amalie, Alexander Friedrich von Mösting Tochter, seit 1750 Wittwe des Grafen Johann Ludwig Schulin Obersecretairs der deutschen Kanzlei zu Copenhagen. Ihr einziger Sohn Friedrich Ludwig, geboren 4. Juli 1747, kam mit einer Empfehlung des Ministers Bernstorff an Gellert nach Leipzig, wo er am 2. September 1763 inscribirt wurde. Es ist uns nicht gelungen, von seinen weitern Schicksalen etwas aufzufinden; Krebel erwähnt ihn zuletzt in seinem Genealogischen Handbuch von 1770 als dänischen Kammerjunker und Mitglied der deutschen Kanzlei, mit der Bemerkung, er habe nach Vollendung seiner Studien die Europ. Länder bis 1767 durchreiset.

127) Dieses, in Sachsens Vergangenheit so wichtige Verbindungsmittel zwischen beiden Städten beförderte nebst der reitenden Post die Briefe,

84.

Gnädiges Fräulein,

Was macht seine Correspondenz mit der Fräulein Schönfeld? — Wer hätte denken sollen, daß eine Prinzessin, die aus Frankreich kam, diese Frage an mich thun würde? Und gleichwohl war es die Frage, welche die Prinzessinn Christina[126]), da sie mich kaum gesehn hatte, an mich that. — Was ich antwortete, gnädiges Fräulein? Ich erschrack. — „Also wissen „Ihro Hoheit alle meine Geheimnisse, auch meinen geheimen „Briefwechsel mit der Fräulein Schönfeld? Ja, wir schrei„ben noch an einander. Die Fräulein ist ein gutes Kind. Sie „schreibt besser als ich, und ist überhaupt besser, als ich; und „die Gräfinn, ihre Mutter, läßt es geschehn, daß ich an die „Tochter schreiben darf, weil sies nicht ändern kann." — Haben ihn keine Pr. Husaren mehr besucht? — „Auch diesen bösen Brief haben Ihro Hoheit gelesen?" — Ja wohl; er ist in allen Theilen der Welt; und er muß nicht böse seyn, weil ihn alle Leute lesen mögen. Er ist es auch nicht. — „Aber er hat mir doch manche unruhige Stunde gemacht." — Nun, tröste er sich, daß er den Lesern manche ruhige Stunde gemacht hat, und schreib er immer fleißig an das Fräulein. Also, gutes Fräulein, habe ich einen neuen Bewegungsgrund, an Sie zu schreiben; die Prinzessinn Christina verlangt es, eine

126) Maria Christina Anna Theresia Salome Eulalia Xaveria, die zweite lebende Tochter des Königs August III. von Polen, geboren zu Warschau den 12. Februar 1734, ward 1765 Coadjutorin der fürstlichen Abtei Remiremont in Lothringen, eines weltlichen Stiftes, 1773 Aebtissin daselbst und starb am 19. November 1782 zu Brumath.

der gütigsten und besten Prinzessinnen, die vielleicht auf Erden sind. Alles was sie mir auf ihrem Zimmer, auf der Rathsbibliothek, auf der Universitätsbibliothek, in Auerbachs Hofe, im Richterischen[129]) Cabinet gesagt hat, war Güte und Verstand und Witz. Sie redt besser, und mit mehr Geschmack, als ich; das ist nun freylich nicht viel gesagt. Aber gleichwohl sollte man doch erwarten, daß ein Autor, den alle Menschen loben, besser sprechen sollte, als eine Prinzessinn, die so bescheiden ist, daß sie nur von andern lernen will. Ich will Ihnen den Hauptinnhalt unseres Gesprächs nicht wiederholen, weil Sie ihn schon in dem Briefe der Madem. Lucius werden gelesen haben; denn ich habe ihr ausdrücklich befohlen, daß sie mit meiner Relation auf frischer That zu Ihnen gehn, sie Ihnen und der Mama vorlesen und beiden die Hand in meinem Namen küssen sollte. Dieses wird sie wohl um desto fertiger gethan haben, weil sie sich eine Gelegenheit gewünscht hat, Ihnen aufzuwarten; allein wenn ich gewußt hätte, gnädiges Fräulein, daß die Erzählung so umständlich werden würde: so hätte ich sie in die Schönfeldische und nicht in die Luciussische Correspondenz gebracht; denn sonst wird in der Ihrigen eine Lücke in Ansehung meiner neuern Anekdoten werden. Doch ich lerne so unleserlich schreiben, daß ich Ihnen kaum mehr zumuthen kann, Briefe von meiner Hand zu lesen.

129) Leipzig besaß damals zwei Richter'sche Sammlungen. Das Naturaliencabinet sammelte der Kammerrath und Baumeister Johann Christoph Richter, gestorben 1751. Es erbte durch mehrere Familienglieder fort, bis es 1780 von den Richter'schen Erben zugleich mit einer trefflichen naturhistorischen Bibliothek verkauft ward. Das von Zacharias Richter um 1730 angelegte Kunstcabinet erlebte ein ähnliches Schicksal. Durch Thomas Richter namentlich mit einer Mineraliensammlung und mit aus Elfenbein geschnitzten Kunstwerken bereichert, wurde es 1784 als Erbverlassenschaft zugleich mit der Gemälde- und Kupferstichsammlung versteigert.

Wo werden Sie hingehn, wenn Sie Dresden verlassen? Nach Störmthal oder Welkau? Es sey wohin es wolle, so stehn Sie allemal in Gefahr, mich bey sich zu sehn; denn ich soll noch eine Nachcur brauchen, das heißt doch wohl, zur Gräfinn Vitzthum aufs Land gehn. Die Prinzessinn hat mich, denke ich, zwar nach Dresden eingeladen; aber dahin komme ich doch nicht, und zu dem Herrn v. Miltitz werde ich wohl auch nicht kommen. — — Eben itzt kömmt der junge Weigmann und bringt mir die traurige Nachricht, daß die gute Schlesierinn[130]) in Wolkwitz mit dem Tode ringt. Sie ist am Sonnabend mit einem todten Kinde entbunden, nachdem sie vorher sehr viel ausgestanden. Der arme Mann! daß er sie verliert; und die glückliche Frau! daß sie fromm gelebt hat und sterben kann.

Leipzig, den 5. September 1763. Gert.

Grüssen Sie mir doch ja auch meinen ehemaligen lieben Schüler, den Major Schönfeld. Ich habe dem General Laudon eine kleine Bibliotheck aufsetzen müssen. Wenn also die Generale noch lesen dürfen: so wird es wohl den jungen Majoren auch noch erlaubt seyn.

85.

Gnädiges Fräulein,

Ich würde der Gräfinn Vitzthum und ihrer guten Tochter, die ich so lange nicht gesehn, bey nahe ein ganzes hal-

130) Christiane Sophie, die erste Frau des Pastors Schlesier zu Liebertwolkwitz, war am 3. September 1763 von einem todtgebornen Kinde entbunden worden, und starb am 6. dess. Monats im zwei und zwanzigsten Lebensjahre mit Hinterlassung eines Kindes.

des Jahr nicht gesehn habe, schon vorige Woche mit großer Freude aufgewartet haben, wenn mich nicht das wichtigste Werk zurückgehalten hätte. Heute nun ist ein trauriger nasser Himmel, sonst käme ich wohl heute nach Wellau; und morgen ist vielleicht der Himmel nicht besser; und noch später, da würden Sie auf die Messe gehn, wenn ich käme. Also werde ich wohl geduldig warten müssen, bis mir Friedrich meldet, daß die Gräfinn in Leipzig ist. Indessen muß ich Ihnen, gnädiges Fräulein, doch für Ihren nur gar zu gütigen Brief aus Wellau, ich mag Sie nun früher oder später sehn, danken, so wie man für eine unverdiente Freude gern danket. Er erinnert mich freylich durch den erzählten Traum an meinen Tod; aber die Erinnerung an den Tod ist ja für den guten und schlimmen Menschen die größte Wohlthat; und wollte Gott, ich könnte ihn immerdar lebhaft denken und zu meinem Lehrer und Tröster machen. Ich habe es nöthiger, als tausend andere Menschen. Damit ich Sie aber, wenn ich nicht nach Wellau komme, einigermassen indessen unterhalte: so schicke ich Ihnen, gutes Fräulein, einige Briefe, wie ich sie vor mir liegen habe, alte und neue, gute und alberne, von Männern und Frauenzimmern. Lassen Sie Mag. Heyern in seiner Lesestunde diese Briefe vorlesen, damit Ihnen die schlechten Hände nicht so viel Mühe machen, und leben Sie wohl, vor tausend andern, wenn mein Wunsch gut ist.

Leipzig, den 3. October 1763. Gert.

86.

Gnädiges Fräulein,

Hier schicke ich Ihnen ein paar Briefe zu lesen. Aber das ist nicht die Hauptsache; nein, sondern daß mich die Leute,

die Sie gern sehn wollen, bald todt martern. Kurz, der junge Graf Schulin, ein Däne, mit seinem Hofmeister, will daß ich sie Ihnen präsentiren soll und der gn. Mama. Lassen Sie mir also sagen, ob Sie auf den Abend, ehe Sie zu Gaste gehn, einen Augenblick zu sprechen sind. Ich komme vor Besuchen gar nicht mehr zu mir selbst.

Den 13. Oktober 1763. Abt.

87.

Gnädiges Fräulein,

„Weis er denn, daß morgen der Fräulein ihr Geburtstag ist?" So sagte heute bey Tische mein Bruder zu mir. Ich erschrack herzlich, schämte mich, daß ichs nicht gewußt hatte, und kränkte mich, daß ich mir durch meine Unwissenheit den Weg nach Welkau selbst verschlossen hatte. Denn in der That, gnädiges und liebstes Fräulein, ich wäre mit dem Herrn Hofrath am Sonnabende gereiset, wenn ich mich auf diesen Festtag besonnen hätte, ob es gleich gewiß ist, daß ich Mittwochs und Sonnabends noch ein Collegium von drey bis vier Uhr habe, das ich wegen der Menge der Zuhörer nicht wohl aussetzen kann. Noch mehr, ich hatte heute einen Candidaten zu hören versprochen, von dem ich hoffte, er sollte für die Gräfinn Vitzthum; und auch diesen würde ich aufgegeben haben, wenn ich an den Geburtstag in Welkau gedacht hätte. Vergeben Sie mirs, bestes Fräulein, vergeben Sies meinen Zerstreuungen, Arbeiten und täglichen Kopfschmerzen, und nehmen Sie von mir den aufrichtigsten Glückwunsch zu einem langen, gesunden,

ruhigen und freudigen Leben schriftlich an. Gott erhalte Sie und segne Sie mit allen Freuden einer tugendhaften Seele, mit allen Belohnungen einer guten Tochter und, wenn es sein Wille ist, mit einem dem Glücke Ihrer theuersten Mutter ähnlichen Glücke! Also leben Sie heute und immerdar wohl und freun Sie sich Ihres Lebens und aller Wohlthaten, für die Sie [illegible] Ich verehre und liebe Sie.

Leipzig, am Reformationsfeste 1763.

Glrt.

Der gn. Mama küsse ich die Hand und danke ihr gehorsamst für das Bayerische Bier; aber das andere Geschenk, gutes Fräulein, das habe ich nicht gesehn. Wer muß mich darum gebracht haben? Empfehlen Sie mich der Madem. Paret und dem Herrn Obristlieutenant Schönfeld auf das freundschaftlichste. Der Candidat ist nicht für eine Herrschaft, die einen Heyer und Schlesier hat. Auch Mag. Heyern und s. Frau grüsse ich herzlichst. — Hier ist ein Brief der Jfr. Lucius, den Sie wohl lesen werden.

88.

Gnädiges Fräulein,

Als ich mich heute, am letzten Tage des Jahres, fragte, wo ich, bey aller meiner Unempfindlichkeit gegen die Freuden der Gesellschaft, doch noch das meiste Vergnügen empfunden hätte: so antwortete mir mein Herz geschwind: im Vitzthumischen Hause. Nun so wäre ich ja ein sehr böser Mensch, wenn ich dieses Jahr könnte vorbeygehn lassen, ohne diesem wohlthätigen Hause, so krank ich auch bin, herzlichst zu danken. Bringen Sie also, gnädiges Fräulein, meine ehrer-

dietigste Danksagung zuerst der besten Mutter und Frau für alles das Gute, das ich in diesem Jahre von ihr gesehn, gelernet und in ihrem Hause genossen habe, und wünschen Sie ihr in meinem Namen das glückseligste neue Jahr. Alsdenn küssen Sie auch dem Herrn General die Hand und danken Sie ihm mit aller Beredsamkeit Ihres Herzens für die Gnade, die er für mich Ihren Freund und Correspondenten auch in diesem Jahre gehabt hätte. Endlich, theuerstes Fräulein, nehmen Sie auch für sich selbst den verbindlichsten Dank von mir für alle die Freuden und Wohlthaten an, die Sie mir im Jahre 1663 sowohl durch Ihren Briefwechsel, als durch Ihre mündlichen Unterredungen, erwiesen haben, für das Beyspiel der Gelassenheit und Güte, das Sie mir gegeben, und für die tausendfachen guten Wünsche, die Sie für meine Wohlfahrt gethan haben. Auch in diesem Jahre wolle Sie Gott täglich und vorzüglich beglücken! Nun habe ich das Meiste, was ein Dankbarer und Kranker thun kann, gethan, und ich will schließen. Leben Sie also wohl! Doch ich dächte, da ich Ihnen die Danksagung an die Beste der Gräfinnen aufgetragen, ich dürfte Ihnen auch die Danksagung an die Beste der Prinzessinnen auftragen. Danken Sie also der Prinzessinn Christina in meinem Namen und mit der vollkommensten Ehrfurcht für die Gnade, die Sie mir in dem verflossenen Jahre persönlich erwiesen hat; ein Glück, das mir zeitlebens merkwürdig seyn muß. Ist sie auch wieder gesund? Ich wünsche es vor tausend andern Menschen.

Grüssen Sie die Madem. Paret und Madem. Lucius, der ich schon lange eine Antwort schuldig bin, auf das ergebenste von mir und leben Sie noch einmal wohl.

Leipzig, den 31. December 1763.

Gellert.

87.

Gnädiges Fräulein,

Alle Tage habe ich an Sie schreiben wollen; aber ich erliege bald unter Collegiis, Besuchen und meinen eignen Beschwerungen, die mit mir wachen und schlafen. Und eben da ich diesen Brief anfange und ihm die Stunde des Reitens gewidmet habe, kömmt Magister Hübler von Dresden und will mich nothwendig sprechen. Ich habe gesagt, er sollte bey Gödicken warten, bis ich mit meinem Briefe fertig wäre. Das war aber nur der erste Zorn; denn ich kann ihn doch nicht so lange warten lassen, bis ich Ihnen Alles gesagt habe, was ich Ihnen nach meinen Gedanken sagen wollte. Erst danke ich Ihnen, gütiges Fräulein, für Ihren letzten Brief vom Januar, der mich außerordentlich interessirt hat und so geistreich war, als der Gräfinn Vitzthum ihre sind. Aber ich habe neuere Nachrichten von Ihnen. Die Madem. Lucius hat mir mit vielen Freuden gemeldet, sie hätte Sie gesünder, muntrer und beredter gefunden, als iemals. Das ist vortrefflich! Sie lernten die Pandore[131]), auch das ist gut. Sie hätten sehr gütig und viel von mir gesprochen — ebenfalls gut und nur zu gut. Doch warum hat sie mir nichts geschrieben, wenn Sie wieder nach Welkau kommen? und nichts, daß die Fräulein Schönfeld eine Braut ist, davon doch alle Welt redet. Möchte es doch wahr seyn, liebstes Fräulein, aber die Braut des besten, gütigsten, tugendhaftesten Mannes, sonst nicht, mit meinem Willen ewig nicht! Der Herr v. Schulen-

(131) Pandore ist gleichbedeutend mit Mandeline.

burg soll die Contesse Auguste gesucht und nicht erhalten haben. Das könnte mich wundern, wenn ich nicht wüßte, daß die Liebe nach besondern Regeln handelte, die sich nicht allemal erklären lassen. Die Madem. Lucius ist nunmehr ganz von Ihnen eingenommen — Mutter und Tochter sind ihr unschätzbar. Sie hat ein Anliegen, das sie der Frau Gräfinn zu entdecken sich schämt. Der Herr von Charpentier[132]), ehedem mein Zuhörer, der schön malet und itzt in Dresden ist, hat ihr versprochen, mein Portrait gut zu copiren, wenn sie es von den Händen der Gräfinn auf einige Tage bekommen könnte. Ich dächte, die gn. Mama könnte sich durch diesen Weg einer kleinen Noth überheben, die ihr die versprochene Copie sonst immer machen wird. Vermuthlich werden die Herren von Raben und mein Bruder schon ihre Aufwartung bey Ihnen gemacht haben. Warum ich nicht mitgekommen bin? Ja, wenn ich so gern reiste, wie mein Bruder, und so gesund wäre, daß ich reisen könnte: so hätte ich keine wichtigere Reise gewußt, als nach Dresden. Aber, mein gutes Fräulein, ich werde fast täglich hinfälliger und sterbe allen Freuden, und bey nahe auch den Arbeiten des Lebens ab. Ich zähle alle Tage bis zu Ostern, so satt bin ich des Cathebers, und antworte oft nur zwo Zeilen, wo ich sonst zwo Seiten würde geantwortet haben. Mein armer Kopf ist meine größte Krankheit. Doch nicht geklagt. Die Vorsehung macht alles wohl und besser, als wir verdie-

---

132) Der nachmalige verdiente Berghauptmann in Freiberg, geboren 1738, gestorben 1805. Er zeichnete unter andern auch den damaligen Bürgermeister von Freiberg, Horn, nach welcher Zeichnung Bause seinen Stich gefertigt hat. Der Sohn des Berghauptmanns, der Polizeipräsident Georg von Charpentier, besaß das Talent seines Vaters; von ihm befindet sich in der Dresdner Hofkirche ein Portrait seines Schwagers, des Oberhofpredigers Reinhardt, welches von Stölzel gestochen worden ist.

nen. — Das ist ein langer Brief, dächte ich; wenigstens ist er enge geschrieben, wenn gleich nicht viel darinne steht. Küssen Sie der Frau Gräfinn die Hand in meinem Namen und empfehlen Sie mich dem Herrn General ehrerbietigst und grüssen Sie den Herrn Major und die Madem. Paret und Lucius freundschaftlichst von mir.

Leipzig, den 1. März 1761.

Ihr Verehrer
Gert.

Wenn Sie etwan den Herren v. Raben eine Adresse in Dresden verschaffen können: so thun Sies doch. Es sind gute Kinder, die sich hier sehr wohl aufgeführet haben.

Haben Sie den Kammerrath Wagner und den Hofrath Krebel unlängst gesehn? Ich vermisse sie beide. Aber so hat es seyn sollen.

90.

Gnädiges Fräulein,

O wo sind Sie denn mit Ihrer guten Mutter? Ich lebe in einem Lande, wo ich nichts von Ihnen höre und sehe; und gleichwohl sehne ich mich so herzlich nach Nachrichten von Ihren Umständen, nach der Geschichte Ihres Lebens in Töplitz, nach der Geschichte Ihrer Reise und Ihres gegenwärtigen Befindens. Können Sie nicht schreiben, liebstes Fräulein, nun so lassen Sie die Madem. Paret schreiben; und wenn diese auch nicht könnte (wie viel setze ich voraus!), so bitten Sie die

Mama, daß sie so gnädig ist, und meine Wißbegierde nur mit zehn Zeilen befriediget. Wo ich lebe? ach, das können Sie leicht denken. Seit heute vierzehn Tagen (es ist Dienstags, den 14. August) bin ich wieder in Bonau und meistens leider krank und höchst entkräftet, so sehr, daß ich fast alle Vormittage schlafen muß. Aber darum will ich das Gute nicht vergessen, das mir Gott im Bade und auf der schweren Reise und auch, bey allen meinen Beschwerungen, wieder hier in Bonau erwiesen hat. Ich kann ja noch fort und habe viel Vortheile, die andre Kranke nicht geniessen, und die ich keinen Augenblick verdiene.

Lassen Sie uns also gutes Muthes seyn, bestes Fräulein, es wird künftig und stets uns so gehn, wie es gut ist; aber nicht immer so, wie wir wünschen; denn wir wünschen zu menschlich. Geduld, Vertraun zu Gott und Ergebung sind mehr, als Gesundheit, sind die Gesundheit der Seele, und diese ist ja wohl wichtiger, als die Gesundheit, die wir im Carlsbade und Töplitz suchen dürfen. — Ob ich noch länger in Bonau bleiben werde? — das weis ich selbst nicht. An alle Orte, die ich auch wählen mögte, geht doch das mit, dem ich vielleicht zu entgehen gedenke. Leipzig ist der Ort meines Berufs, da sollte ich also am liebsten und da müßte ich auch am sichersten seyn, wenn ich recht gut dächte — aber ich werde nicht lesen, nicht mehr im Freien mich aufhalten, auch weniger gut zubereitete Nahrung haben können. — Ihr Herr Bruder, das gute Kind, hat aus Metz an mich geschrieben und mir zu meinem Geburtstage Glück gewünscht. — Die Contessinnen Uhlefeld und Trautmannsdorf[133]) haben Sie, so oft sie

133) Aloysia, geboren 7. Januar 1748, vierte Tochter des Grafen Weickard Trautmannsdorf aus dessen erster Ehe mit Charlotte Gräfin von

mich sahen, zum Gespräche gemacht und mir tausend Verbindlichkeiten an Sie aufgetragen. Ihnen aber trage ich itzt meine ehrerbietige Empfehlungen an die gn. Mama und den Herrn General und mein freundschaftl. Compliment an die Madem. Paret auf und schließe meinen Brief mit dem herzlichsten Wunsche für Ihre Gesundheit und Zufriedenheit.

Bonn, den 14. August 1761.

Glrt.

Dem Apotheker in Wiesenthal habe ich für Ihren kranken Friseur 2 Thlr. 5 Gr. — bezahlet; nämlich 1 Thlr. 5 Gr. — für Arzney — und 1 Thlr. gab ich ihm für Wartung und Pflege. Dieses Geld, wenn Sie anders so viel noch aus dem Bade gebracht haben, dürfen Sie nur Herr Gödicken zuschicken, wenn Sie in Welkau oder Störmthal sind. Er will so immer viel Geld von mir haben, und im Carlsbade ist, deucht mich, kein großer Verdienst. — Findet Sie aber dieser Brief in Dresden, nun so lassen Sie die Jfr. Lucius rufen, wenn Sie Lust haben, die selbst erlebte Geschichte des Carlsbades, in so fern sie uns angeht, zu lesen, und bitten Sie meine Correspondentinn (denn der Brief ist höchst unleserlich), daß sie Ihnen denselben vorliest.[134]) — Dem Kammerrath Wagner, er wird

---

Wagensperg, gestorben 1750. In zweiter Ehe war Graf Trautmannsdorf (k. k. wirkl. Geh. Rath, geb. 19. Mai 1771, gest. 11. Mai 1788, seit 21. Febr. 1751 mit Maria Anna Gräfin von Wurmbrand, geboren 8. Juli 1733, vermählt, einer Frau, von welcher Gellert in den Briefen an Caroline Lucius oft und mit hoher Achtung spricht. Gräfin Vitzthum war mit ihrer Tochter gleichzeitig mit Gellert im Carlsbade gewesen, hatte dasselbe aber früher verlassen.

134) Der hier erwähnte Brief füllt im 6. Bande von Gellerts Schriften die Seiten 99 bis 113 aus.

Sie doch besuchen, und dem Präsident Lindemann[135], der es wohl auch thun wird, empfehle ich mich durch Sie auf das verbindlichste; desgleichen Herr Zeisen[136], der vermuthlich auch kommen wird. — Die Frau v. Zetwitz und ihr Herr thun es durch mich bey der gn. Mama, Ihnen und der Madem. Paret. — Lassen Sie doch bey Walthern in Dresden fragen, ob er etwan eine Italienische Uebersetzung der Schwedischen Gräfinn von Retini hat; sie muß schon, wie ich sehe, einige Zeit oder gar Jahre heraus seyn. Sie könnten mir wohl ein Praesent damit machen. — Der arme Bucher soll ja, wie ich höre, sehr krank aus Töplitz gekommen seyn. Möchte doch dieser gute Mann noch lange leben. — Die Fräulein Dieskau und ihre Mutter sind in Dreyssig bey der Gräfinn. Ich bin noch nicht da gewesen, ob es gleich nur eine Stunde von Bonau liegt.

Den 15. Seit gestern Mittags habe ich eine meiner heftigsten Beschwerungen nun schon zum drittenmale erlitten, seit ich aus dem Carlsbade bin. O wie verbittert mir dieser Gedanke alle Brunnen und Arzneyen! Leben Sie recht wohl!

Glrt.

---

135) Carl Ferdinand von Lindemann, Vicepräsident des Churfächs. Kammer-Collegii und Berg-Gemachs-Director, geboren 1715, Gellert von St. Afra her befreundet (nachmals den 8. Februar 1792 verstorben), war seit 28. Januar 1761 mit Charlotte Elisabeth, Tochter des Churfächs. Hofraths und Cabinetssecretairs Friedrich Traugott Ferber, verheirathet.

136) Consistorialregistrator Zeis gehörte nebst seiner Frau zum vertrauten Kreise der Familie Lucius, bewohnte gleich dieser die Breitegasse und beschäftigte sich daselbst in seinen Mußestunden mit astronomischen Studien. Er muß ein Mann von vieler literarischer Bildung gewesen sein: Caroline Lucius (die er übrigens durch die Vermittelung des Kriegsraths von Penikau bei der Gräfin Vitzthum eingeführt hatte) erwähnt häufig seines Urtheils über ihre Lectüre, und erzählt einmal, Zeis habe sie nach Rhötnitz gebracht, um ihr die Bünau'sche Bibliothek zu zeigen.

Tit. à Mr. de Boaselet,
Docteur en Droits très célèbre
à
ich denke Bern oder auch Zürich.
Der Graf Moltke wird es wissen.

Vergeben Sie mir, gnädiges Fräulein, dieser Titel sollte in Gödicke Brief.

Den 16. August. Gutes Fräulein, ich bin sehr krank, ohne zu Bette zu liegen, und vergehe wie ein Schatten.

91.

Gnädiges Fräulein,

Ich habe schon sehr viel schöne Briefe von Ihnen gelesen, aber noch keinen, der mich so gerührt hätte, als Ihr letzter. Ich erhielt ihn in Bonau, als wir an einem Abende bey Tische saßen, und las ihn begierig für mich durch. Allein ich sah es der Frau von Zetwitz an, daß sie gern mehr als das ausgerichtete Compliment an sie, hören wollte, gab meinen Teller mit Spinat weg und las ihr die drey ersten Seiten des Briefs vor. Als ich auf die andere Seite kam, wo Sie von Ihren Krankheiten und den Vortheilen derselben reden, ließ der Kammerherr Gabel und Messer ganz langsam niederfallen, sah bald seine Frau, bald mich an und unterbrach mich durch sein Erstaunen, wie ein junges Frauenzimmer so weise denken und mit solcher Ergebung leiden könnte. Nein, sagte er, das habe ich der Fräulein Schönfeld nicht zugetraut. — Ich las

darauf noch einen Brief von dem jüngsten Grafen Moltke, der fast eben den Innhalt hätte und auch vortrefflich geschrieben war. — Wenn doch das unsere Kinder wären, sagte der Kammerherr! Nein, fieng sie an, so viel begehre ich nicht: wenn nur beide für einander geboren wären, das wünschte ich. —

Für diesen Ihren lieben Brief also, gutes Fräulein, danke ich Ihnen heute und freue mich, daß Sie ihn geschrieben haben. Danken Sie Gott für das Herz, aus dem er geflossen ist und unterrichten und erbaun Sie ferner Ihre Freunde durch das Beyspiel Ihrer Gelassenheit. — Meine ganze Stube wird mit Besuchen angefüllt und ich muß also schliessen, ich mag wollen oder nicht; denn Herr Hertel möchte mir fortreiten. — Vielleicht komme ich, wenn mir Gott leidliche Tage giebt, bald zu Ihnen. Ja, ich sollte eben itzt kommen, da die gn. Mama Unterhaltung braucht, wenn ich sonst gesund genug dazu wäre. Ich empfehle mich ihr und der gn. Großmama gehorsamst und wünsche beiden vollkommene Besserung.

Leipzig, den 31. August 1764.

Gert.

92.

Gnädiges Fräulein,

Hier schicke ich Ihnen ein sehr gutes Buch, dafür Sie mir gewiß danken werden, küsse der gn. Mama die Hand und wünsche Ihnen tausend Gutes.

Den 18. October.

Gert.

93.

Gnädiges Fräulein,

Ein fremder Käsehändler hat mich wegen meiner Schriften mit einem Stücke Parmesankäse beschenket, davon schicke ich Ihnen hier die Hälfte. Es kömmt bloß auf Sie an, ob Sie irgend jemanden wollen lassen mitessen. Ich grüsse die Madem. Paret ergebenst und bin

Den 20. October.

Ihr gehorsamster Diener
Gellert.

94.

Theuerstes Fräulein,

Also haben wir sie auch verloren? Die gute Großmama! Gott habe sie selig und lehre uns bey Ihrem Grabe bedenken, daß wir sterben müssen und aus keiner andern Absicht hier leben, als um selig sterben zu können. Wäre ich nicht so kränklich und mit Stunden beschweret: so würde ich vielleicht schon in Störmthal seyn und der gn. Mama mein Mitleiden mündlich bezeugt haben. Thun Sie es in meinem Namen, gn. Fräulein, ehren Sie durch Ihre Thränen das Grab der Seligen und befriedigen die Pflicht der Liebe; aber mäßigen Sie auch Ihre Wehmuth durch Gründe der Religion.

Gott erhalte Sie, Ihre gn. Mama, den Herrn Grafen

und sein ganzes Haus nach meinem Wunsche und zum Besten vieler Menschen, noch lange Zeit!

Leipzig, den 25. October 1764.

Gert.

95.

Gnädiges Fräulein,

Ihren Geburtstag vorbeygehen zu lassen, ohne Ihnen Glück zu wünschen, ist viel; aber wenn man krank ist, wie ichs damals war, so ist man nicht strafbar, sondern beklagenswerth, daß man eine seiner liebsten Pflichten nicht beobachten kann. Indessen habe ich sie doch im Herzen beobachtet und Ihnen, theuerstes Fräulein, alles das Gute gewünschet, das man den besten Seelen zu wünschen pfleget. — Ich höre, Sie sind in Störmthal, und ich will alles wagen, um der gn. Mama und Ihnen noch vor Ihrer Abreise aufwarten zu können; denn Gott weis, ob ich da noch lebe, wenn Sie zurückkommen. Wenigstens werden meine Zufälle seit vier bis fünf Wochen gefährlicher. — Hier ist eine Anekdote in einem Briefe der Jgfr. Kirchhofinn[137]), die ich mit rother Dinte angestrichen habe, damit Sie nicht das ganze Geschwätz lesen dürfen. Leben Sie

---

137) Caroline Juliane Helene Kirchhof, ein sehr gebildetes junges Mädchen in Gottbus, hatte, nach dem Vorgange der Caroline Lucius, einen schriftlichen Verkehr mit Gellert anknüpfen wollen, den dieser aber der Lucius über-

wohl und empfehlen Sie mich der gn. Mama und dem Herrn General ehrerbietigst.

Leipzig, den 30. November 1764.

Gärt.

Beilage.

Eine Stelle aus einem Briefe der Jungfer Kirchhoffinn. Cottbus, den 21. October 1764.

Ich sehe, daß ich in meinem Briefe schon ziemlich geschwätzig gewesen bin, und dennoch werde ich Sie noch um eine kleine Aufmerksamkeit bitten, denn ich habe große Lust, Ihnen eine kleine Begebenheit zu erzählen, die mich sehr erfreuet hat, und die Sie, bester Herr Professor, ebenfalls erfreuen wird. Ein Russischer Fürst, dessen Namen aber der hiesige Postmeister (der diese Begebenheit in einer Gesellschaft, worinnen ich mich befand, erzählte) vergessen hatte, reisete vor einigen Monaten hier durch. Er war nicht so freigebig, als es einem Prinzen anständig ist; und er machte sogar Schwierigkeit, das Gesetzte für die Postpferde zu bezahlen. Der Postmeister, der nicht gerne unhöflich gegen den Fürsten seyn wollte, war deswegen in Verlegenheit; denn mit Höflichkeit konnte er es auf keine Weise dahin bringen, daß der Fürst bezahlte. Endlich gelang es ihm auf eine unvermuthete Art, den Fürsten zur Freigebigkeit zu bewegen. Der Fürst fing an von guten Büchern mit dem Postmeister zu sprechen und fragte ihn um die besten deutschen Schriftsteller; der Postmeister nannte ihm einige, vor-

---

trug, indem er derselben am 22. April 1763 schrieb: „Ihnen ist das vielleicht eine Erholung, was mir eine Arbeit ist."

Sie verheirathete sich 1766 mit einem jungen Arzt Dr. Gülde, der zugleich Bürgermeister in Cottbus war, und starb bald darauf.

nehmlich aber nannte er Sie, bester Herr Professor, und rühmte Ihre Schriften. Der Fürst bezeigte ein Verlangen, sie zu lesen; und der Postmeister ergriff diese Gelegenheit den Fürsten von seinem Geiz zu bessern. Er gab ihm Ihre Fabeln und Erzählungen und richtete es so ein, daß der Fürst die Erzählung von dem jungen Prinzen, dem sein Oheim die weise Lehre gab, daß ein Prinz nur deswegen viel Geld in Händen hätte, damit er vielen dienen könnte, lesen mußte. Der Fürst las sie, und legte das Buch ganz beschämt weg. Nun war er nicht mehr geizig. Er sagte zum Postmeister: er könnte so viel Pferde anspannen, als er wollte; er wollte alles bezahlen. Eine Weile darnach schloß er seine Chatoulle auf und zeigte dem Postmeister unterschiedene Russische Münzen und unter andern ein Goldstück von Peter dem Dritten. Der Postmeister bat, daß er ihm dieses Goldstück verwechseln möchte. Nein, sagte der Fürst, ich kann es Ihnen nicht geben; es sind in ganz Rußland nicht mehr als fünf dergleichen Goldstücke: aber ich will Ihnen eben diese Medaille von Silber geben. Er gab ihm die Medaille, und noch ein klein Goldstück, das unter Peter des Dritten Regierung war geschlagen worden. Der Postmeister schloß darauf einen Schrank auf, um dem Prinzen ander Geld dafür zu geben. „Was wollen Sie machen, sagte der Fürst, ein Prinz wird kein Geld verwechseln, zumal wenn er einen Gellert gelesen hat; aber das will ich Sie bitten, daß Sie es zu meinem Andenken aufheben.“ War das nicht hübsch von dem Fürsten, und wäre es nicht auch hübsch von dem Postmeister gewesen, wenn er dem Prinzen mit dem Buche ein Geschenk gemacht hätte? Wie viele Dienste hätte es ihm nicht noch leisten können! Denn es scheint, daß dieser Prinz nur eine Aufmunterung nöthig hat, groß und seinem Range anständig zu handeln. Leben Sie wohl ꝛc.

Weil die Jafr. Kirchhoffinn sehr unleserlich schreibt: so habe ich die Anekdote durch Göricken abschreiben lassen.

G.

96.

Bestes Fräulein,

Nunmehr sind Sie Ihre Carlsbader Noth auf immer los. Hier ist der Beweis davon. Wünschen Sie dem guten Manne Glück, ob er Sie gleich sehr geplagt hat. Er meynte es ehrlich; und die Liebe ist oft beschwerlich und albern. Auch Ihr zweyter Verehrer M — — ist versprochen, wie er mir gemeldet hat. — Warum ich Sie nicht in Störmthal noch besucht habe? O das wissen Sie wohl. Meine weiteste Reise ist bis Schönfeld und auch diese wird mir sauer. Indessen preise ich die Güte Gottes, daß ich doch noch etwas thun und immer täglich drey Stunden lesen kann, wenns gleich schwer geht. Ihr lieber Curator[139]), der war sehr gesund und munter, und erzählte mir, daß die Gräfinn und Sie auch beides wären. Möchten Sie es doch, wenns möglich wäre, stets seyn! Genug, es ist keine Art von wahrer Zufriedenheit, die ich Ihrer besten Mutter, Ihnen und den Ihrigen nicht von Herzen und oft wünsche. Also leben Sie wohl, gutes Fräulein, und lieben Sie stets Ihren Freund

und Verehrer

Leipzig, den 22. Januar 1765.

Gert.

---

139) Andreas Wagner war Curator des Fräuleins von Schönfeld, und hat in dieser Eigenschaft am 22. März 1766 zu Dresden ihre Ehe-Pacta unterzeichnet.

97.

Bestes Fräulein,

Ich schicke Ihnen schon wieder einen fremden Brief, theils, weil er manierlich geschrieben ist, theils weil er die Frau Steidelinn intressiret, theils, weil der Verfasser desselben haben will, daß ich ihn dem Herrn General zu Gnaden empfehlen soll. Das Letzte kann ich nun nicht so gerade zu thun, weil der Herr General mich fragen möchte, was ich für ein Recht dazu hätte; aber durch Sie, gnädiges Fräulein, läßt sich die Sache vortrefflich thun. — Es ist itzt ein junger Graf von Kuefstein[139], aus Wien hier, der sich umsieht, und von hier bald auf einige Tage nach Dresden gehn wird. Ich kann Ihnen nicht sagen, was es für ein manierliches, bescheidnes und wißbegieriges Kind ist. Ich will ihm sagen, daß er dem Herrn General aufwarten, und von ihm lernen soll. Der gn. Mama küsse ich die Hand mit tausend guten Wünschen und der größten Ehrerbietung.

Leipzig, den 28. Januar 1765.

Ihr Verehrer und Freund
Gert.

139) Joseph Graf Kuefstein, geboren 2. März 1751, Ältester Sohn des Grafen Johann Ferdinand, Majoratsherrn zu Greillenstein, und der Maria Anna geborenen Gräfin von Dietrichstein-Hollenburg, hat in Leipzig studirt und ist unvermählt vor seinem Vater gestorben. Durch den 1789 erfolgten Tod des letzteren kam der zweite Sohn, Graf Ferdinand, in den Besitz des Majorates und dieser ist der Vater des gegenwärtigen k. k. Oberhofmarschalls, welcher von 1843 bis 1856 den kaiserlichen Hof in Dresden vertreten hat.

98.

Gnädiges Fräulein,

Wieder ein Brief, ein fremder Brief, mit dem ich Sie quäle! Das geht weit. Aber lassen Sie sich meine Noth kurz klagen. Ein Pr. Lieutnant, den ich nicht kenne, verlangt aus großem Vertraun zu mir einen Rath, den ich ihm aus großer Unmöglichkeit nicht zu geben weis. Aber ein einsichts, voller und leutseliger General wird doch einem bedrängten Lieutnant besser zu rathen wissen, als ein unschlüssiger kränklicher Professor. Seyn Sie also so gnädig, liebstes Fräulein, und lesen Sie dem Herrn General den beygelegten Brief vor und melden Sie mir, was er sagen wird, vermuthlich daß wir beide, ich und der Lieutnant, ein paar alberne Leute sind. Den Brief von ihm und von Steideln bitte ich mir wieder zur Beantwortung aus.

Zu Ende der verwichenen Messe schrieb ein kathol. Professor aus Cölln am Rhein fast in gleichen Angelegenheiten an mich und fragte, ob ich ihm nicht zu einem Stipendio oder einer Information in Leipzig verhelfen könnte, er wollte gern noch ein Jahr studiren. Diesen Brief wies ich dem Präsident Lindemann. Er nahm ihn mit nach Dresden und wollte sehen, ob er etwas zum Vortheile des Verfassers ausrichten könnte. — Vor eben nicht gar langer Zeit schrieb auch eine Dame aus Abo in Finnland an mich und fragte, ob ich ihr nicht nebst ihrem Gemahle und etlichen Kindern in Sachsen ein nothdürftiges Auskommen verschaffen könnte. — Der gute Kammerherr Gersdorff[140]) Gott habe ihn selig. Es war ein gutes Kind und sein

140) Adolph Erasmus von Gersdorff, den 26. Juni 1762 zum Kammerherrn ernannt, zu Dresden am 29. Januar 1765 verstorben. Seine

Tod hat mich sehr gerührt und an den meinigen erinnert. Haben Sie die letzten Stunden des Fürsten von Waldeck[141]) gelesen? Sie sind schön geschrieben.

Leipzig, den 9. Februar 1765.

Gärt.

Ich küsse der Frau Gräfinn die Hand ehrerbietigst.

99.

Gnädiges Fräulein,

Wäre die Witterung nicht so außerordentlich stürmisch, so würde ich ungeachtet aller meiner Kränklichkeit doch schon in Welkau seyn; so groß ist mein Verlangen, die Gräfinn Vitzthum, ihre Tochter und ihren Gemahl zu sehen. Sie hat mich gestern durch Herrleln ermuntern lassen, die Vorlesung vor dem jungen Churfürsten ja nicht auszuschlagen; und o wie gern will ich ihr und dem von Dresden erhaltenen Befehle gehorchen, wenn es auf meinen Willen ankömmt! Aber die ganze Moral in

---

Eltern waren Erasmus Freyherr von Gersdorff, dem 1756 als Kanzler Hieronymus Friedrich von Stammer folgte, und Johanne Charlotte geborne von Seydlitz, des Churfürstl. Generallieutenants Casper von Seydlitz Tochter.

141) Carl August Friedrich Fürst zu Waldeck, geboren 24. September 1704., succedirte seinem älteren Bruder, Christian Philipp, 18. Mai 1728, war kais. kgl. Generalfeldmarschall und die 1747 Holländischer General von der Infanterie und starb am 29. August 1763. Er war seit 19. August 1741 mit Christiane, Pfalzgräfin von Zweibrücken-Birkenfeld, vermählt, welche nach seinem Tode für ihren Sohn Friedrich bis 1766 die Regentschaft führte. Das jetzige Fürstenhaus stammt vom dritten Sohne Carl August Friedrichs ab.

Einer Vorlesung, die nur Eine halbe Stunde dauern soll, vorzutragen, das ist für einen Menschen, wie ich bin, einen kränklichen und ängstlichen Menschen, ein harter Befehl. Indessen muß ich sehn, was sich aus meinen Vorlesungen zu dieser Absicht wird einrichten lassen. Ja, wenn ich nach Dresden kommen und dem jungen Churfürsten die Moral vier oder sechs Wochen lesen sollte, dieses, so sauer mirs werden würde, würde ich doch aus Pflicht willig und getrost übernehmen; aber eine moralische Vorlesung an meine Zuhörer im Beysein des Churfürsten bey einer Gelegenheit, die für den Herrn mehr ein Schauspiel als ein Unterricht ist, zu halten, zur Parade gleichsam zu halten, das gefällt mir nicht. Doch ich will nicht murren; ich will, wenn ich kann, gehorchen, und hoffen, daß ich noch vor dieser Solennität die Frau Gräfinn und Sie, theuerstes Fräulein, sprechen werde. Itzt küsse ich Ihnen beiden in Gedanken die Hand und lege Ihnen den letzten Brief von der Jfr. Lucius bey.

Leipzig, den 12. April 1765.

Gllrt.

Empfehlen Sie mich dem Herrn General zu Gnaden und der Madem. Paret und M. Heyer zur Freundschaft.

100.

Leipzig, den 2. August 1765.

Gnädiges und bestes Fräulein,

Ich las gestern in Dr. Luthers Leben, daß er in seinem letzten Jahre, im Jahre 1545, (im Monat Julie), sehr un-

ruhig gewesen wäre, Wittenberg heimlich verlassen und sich zu einem seiner Freunde, einem Herrn von Schönfeld*) nach Löbnitz begeben hätte.'[142]) Nun, dachte ich bey mir selbst, du bist auch unruhig, wie Luther, und vielleicht auch in deinem letzten Jahre; könntest du nicht auch Leipzig verlassen und nach Löbnitz zu dem Hrn. v. Schönfeld gehn, der auch dein Freund ist? Es würde in der gelehrten Historie Aufsehens genug machen, daß du mit Luthern ein ähnliches Schicksal gehabt. So dachte ich und las fort und fand, daß der gute Luther keine Ruhe in Löbnitz gefunden, daß er von da bald nach Leipzig, und von Leipzig bald an diesen, bald an jenen Ort geflüchtet, bis ihn endlich sein gnädiger Churfürst mit seinem eignen Gespann wieder nach Wittenberg fahren lassen. Da ich dieses gelesen, so vergieng mir die Lust, nach Löbnitz zu gehn, und ich beschloß, es lieber in Welkau zu versuchen.

In der That, gutes Fräulein, ich würde Morgen nach Welkau kommen, um einige Kräfte oder Ruhe da zu suchen;

---

*) Er hieß Gruß von Schönfeld. (Anmerkung von Gellert.)

142) Luther hatte im Monat Juli 1545, tief verbittert über den Streit mit den Reformirten, Wittenberg verlassen, und sich zunächst zu Gruß von Schönfeld auf Löbnitz, hierauf zu dem Kaufmann Heinrich Scherl in Leipzig begeben, welche ihn beide sehr freundlich aufnahmen. Fürst Georg von Anhalt, der Coadjutor von Merseburg, ließ ihn hierauf bitten, ihn zu seinem Amte zu weihn. Dies that er in den ersten Tagen des August und ging dann nach Zeitz zu Nicolaus von Amsdorf, dem der neuen Lehre zugethanen Bischofe von Naumburg. Seiner Gattin hatte er während dieser Zeit geschrieben, sie möge Wittenberg verlassen und sich auf ihr Gut (Zeulsdorf bei Borna) zurückziehn, „weil die vier Elemente sie nach seinem Tode in Wittenberg nicht dulden würden." Die Universität wendete sich nun unter dem 1. August 1545, an den Churfürsten, um die Rückkehr Luthers zu erlangen. Johann Friedrich schickte darauf seinen Leibarzt, zugleich aber auch ein sehr ernstes Schreiben, an Luther nach Zeitz und bewog ihn dadurch, zuerst nach Torgau zu kommen, wo sich der Churfürst damals aufhielt, von dort aber nach Wittenberg zurück zu kehren.

aber ich habe bis vier Uhr Collegia, und alsdenn ists zu spät. Sagen Sie also der gnädigen Mama wenigstens so viel, daß ich Wellau gar nicht vergessen hätte, daß mich der Husten und die Hüftschmerzen nicht hätten reisen lassen, und daß ich ihr so bald aufwarten würde, als ich mit Ehren und Gewissen meine Collegia, besonders die Moral, auf einige Tage aussetzen könnte. Bey der Moral fällt mir eine Stelle aus einem neulichen Briefe von dem G. Kammerrath Wagner ein, die ich Ihnen durch Gödicken will abschreiben lassen. Der General Saldern, der vorgestern nebst dem Gen. Crousemark[143] aus dem Carlsbade zurück über Leipzig gegangen, empfiehlt sich der gn. Mama, Ihnen und dem Herrn General auf das Nachdrücklichste. Er wäre herzlich gern nach Wellau gegangen, wenn es bey ihm gestanden hätte. Leben Sie wohl mit Ihrem ganzen Hause, und grüssen Sie die Madem. Paret und Mag. Heyern und seine Frau[144] ergebenst von mir,

Ihrem Freunde und Verehrer
Gärt.

---

143) Hanns Friedrich von Krusemark, Erbherr auf Hehnberg, Krusemark und Ellingen, seit 5. Februar 1760 Generalmajor, im Juni 1768 Chef des Gendarmenregimentes, den 20. Mai 1771 Generallieutnant, im Januar 1773 Ritter des schwarzen Adlerordens, General-Inspecter der in der Mark, in Magdeburg und Halberstadt liegenden Cavallerie, Domherr zu Havelberg, Amtshauptmann zu Jessen und Steinz, gestorben 1775. Er hatte sich im December 1765 mit Christiane Johanne Wilhelmine, Aelteste Tochter des Generalmajors Johann Ludwig von Ingersleben (nachmals Oberhofmeisterin der Prinzessin Friederike), verheirathet. Von den zwei Kindern aus dieser Ehe starb der Sohn als preußischer Gesandter zu Wien 1822, die Tochter, Gräfin von Kerte-Sinkel, als Oberhofmeisterin der jetzt verwittweten Königin von Preußen.

144) Rahel Eleonore, geborene Förster.

101.

Gnädiges Fräulein,

Ich bin Ihrentwegen in großer Verlegenheit. Der Graf Moltke hat mir von seinem mütterlichen Vermögen zehntausend Thaler, und von seinem Hofe den Elephantenorden versprochen, wenn ich ihm Ihr Ja verschaffe! Ueberlegen Sie doch die Sache noch einmal mit der gnädigen Mama; denn die Jugend des Grafen als die Hauptthinderniß ist doch kein Fehler, der nicht durch sein gesetztes und verständiges Wesen, und durch seine Tugend und Geschicklichkeit reichlich vergütet würde. Freylich würde dieses partheiisch klingen, wenn ich es erst itzt, da er mir die zehntausend Thaler und den Orden versprochen hat, sagte; aber Sie wissen sehr wohl, was ich von ieher, ehe der Graf noch an Ihr Herz und Ihre Hand gedacht, von diesem in der That liebenswürdigen jungen Herrn gerühmet habe. Endlich sollten auch, dächte ich, das Geld und der Orden, in meinen itzigen Umständen eines sehr kränklichen Lebens, eben keinen so großen Einfluß auf mein Herz haben, daß ich bloß aus Eigennutz für den Grafen reden könnte. Kurz, gnädiges Fräulein, Sie können einen sehr guten Mann, und ich kann auf meine alten Tage noch Vermögen und Rang bekommen; das ist itzt die Sache, die Sie reiflich in Erwägung ziehen müssen. Wenn Sie es verlangen, so will ich auf vier und zwanzig Stunden nach Weilau kommen.

Aber im Ernste, was macht der Herr General? Nach des guten Major Schönfelds Erzählung hat ihn das Fieber früher verlassen, als ich wünschte; denn acht bis zehn harte Paroxismi gehören für einen gesunden Mann, der noch gesünder werden soll. Dieses letzte wünsche ich dem Herrn

General von ganzem Herzen, küsse der gn. Mama die Hand, danke ihr für alle die letzten Wohlthaten in Welkau, grüsse den fleißigen, lieben und folgsamen Grafen Flemming[145]) nebst seinem Hofmeister und der Madem. Paret, und bin

Ihr Freund und Verehrer

Leipzig, den 23. Aug. 1765. Gert.

102.

Gnädiges Fräulein,

Es scheint nicht, daß meine Gesundheit, die üble Witterung und Herr Wieler, (aber dieser Mann, gn. Fräulein, ist incognito hier, und ich muß seinet- und meinetwegen bitten, daß Sie durchaus nicht öffentlich davon reden, auch Herteln nichts wissen lassen. Es würden sonst allerhand beschwerliche Folgen

145) Johann Heinrich Joseph Georg Graf von Flemming, geboren 9. März 1752, gestorben 1830, kam 1765 auf die Universität Wittenberg, ward später Kron-Groß-Schwertträger von Polen, welche Charge er 1775 verkaufte. Seine Eltern waren der Cabinetsminister Carl Georg Friedrich Graf von Flemming und Henriette Charlotte, geborne Fürstin Lubomirska, deren Mutter eine Schwester des Generals Grafen Bizthum war. Graf Flemming erbte 1777 Gressen im Stifte Zeitz, auch Pesterstein und Weimersdorf im Altenburgischen, 1779 von seines Vaters Bruder Jorn nebst Zubehör in Pommern und besaß außerdem die Herrschaft Blazer in Galizien. Vermählt hat er sich 1) am 25. December 1782 mit Christiane Marie Charlotte, des königl. Großbritannischen und Chur-Braunschweigischen Generalfeldmarschalls von Hardenberg Tochter, aus welcher Ehe das heutige gräfliche Haus Flemming abstammt, und 2) mit Johanne Christiane Louise (der am 30. November 1765 zu Merseburg gebornen ältesten Tochter des Stift Merseburgischen Kammerraths, Grafen Johann Jakob von Hohenthal und seiner Gemahlin Johanna Christiana Louise von Wuthenau), Witwe des Chursächsischen Generals Friedrich August von Pelenz, den sie zu Hohenpriesnitz am 27. December 1783 gehirathet hatte.

unvermeidlich seyn) mir meine Reise nach Welkau erlauben werden. Dieser Mann, erschrecken Sie nicht, ist vorige Woche aus America hier angekommen, meinetwegen, wie er sagt, hieher gekommen, um Hülfe und Religion bey mir zu suchen. Ich elender Mensch! Wenn er seine Hülfe nicht bey Gott suchet und findet: so hat er seinen Weg umsonst gethan und wird die ganze Welt vergebens durchreisen. Aber ich glaube doch, daß es eine göttliche Schickung ist, daß er sich zu dieser Reise entschlossen hat. Die Hand Gottes, die ihn drücket, leitet ihn unstreitig. Er will den Winter über hier bleiben und seinen Auffenthalt in Leipzig und seine Rückreise auf das künftige Jahr nach Westindien, mit fünfhundert Thalern bestreiten. Es ist ein eigner, wohlgebildeter, gut und verständig redender Mann, der sich selbst haßt und verabscheut, der die Wahrheit sucht und doch die Mühe scheut, den das geringste Vorurtheil irre macht u. s. w. Indessen hoffe ich zu Gott, er wird diesen Mann zur Erkenntniß kommen und ihn ein Beispiel seiner Macht und Gnade durch die Bekehrung zum Besten vieler andern rohen Menschen werden lassen.

So viel für itzt. Auch ist, gnädiges Fräulein, noch ein sonderbarer aber achtungswerther Mann hier, der auch, und zwar mir zu gefallen, so sagt er, bloß nach Leipzig gekommen ist, nämlich der durch seine zehnjährige barbarische Gefangenschaft in Magdeburg berühmt gewordene Baron Trenk.'[146]) Heute geht er wieder nach Böhmen und wird diesen Vormittag

146) Friedrich Freiherr von der Trenk, geboren zu Königsberg 16. Februar 1726, der nachmals am 25. Juli 1794 mit philosophischer Ruhe unter der Guillotine ein vielfach bewegtes Leben endete, war seit dem Monat December 1763 aus seiner zehnthalbjährigen Haft zu Magdeburg entlassen.

— er ist wohl zehnmal schon ganze Stunden bey mir gewesen — Abschied nehmen.

Von diesem Manne, der sein ausgestandenes Unglück für eine große Wohlthat Gottes ansieht, kann ich Sie ganze Tage unterhalten. Jtzt aber leben Sie wohl und küssen Sie der gn. Mama die Hand in meinem Namen und auch dem Hrn. General, wenn er es erlaubt. Ich grüße den lieben Hetzer und die gute Madem. Paret.

Gert.

Leipzig, den 1. October 1765.

103.

Gnädiges und liebstes Fräulein,

Seit Michaelis habe ich Sie nicht mit einem Auge gesehn, nicht mit einem Worte gesprochen, und vor Ostern werde ich Sie auch weder sehen noch sprechen; ich dächte also, es wäre Pflicht und Glück für mich zum neuen Jahre, wenn ich einmal an Sie schriebe; gesetzt, daß ich Ihnen auch nichts zu sagen hätte, als was Sie schon lange wissen und ohne Wiederholung glauben, nämlich, daß ich Ihr eifrigster Freund und Verehrer bin, und es, so lange ich lebe, seyn und bleiben werde. So oft ich denen, welche mich am nächsten angehn, im Stillen Gutes wünsche (und dieses thue ich fast täglich) so denke ich auch an das Bißthumische Haus und namentlich an die gute Mutter und Tochter desselben. Dieses Zeugniß giebt mir mein Herz; und damit tröste ich mich, wenn ich mir den Vorwurf machen muß, daß ich so selten an eine Person schreibe, die doch meine Briefe

lieber liest, als andere Leute. Ich war eben im Begriffe, Ihnen die Briefe der Emerentia zum neuen Jahre zu schicken; aber Herr Reich läßt mir zu meiner Beschämung sagen, daß er mir schon um etliche Wochen zuvor gekommen wäre. Und wie gefallen Ihnen denn diese Briefe, liebstes Fräulein? — Gut, bis auf die heroischen guten Werke der Frau Beaumont, die sie uns, nach dem Sinne ihrer Religion, wohl zu eifrig und unbefugt aufdringt. In der That habe ich diese Briefe nicht ganz gelesen, und ich glaube auch nicht, daß ich sie ganz lesen werde; aber den Geist und das gute Herz und die Kenntniß der Welt einer Beaumont, habe ich doch überall, wo ich sie nur, wenn gleich flüchtig, gelesen, so sehr als in ihren andern Werken erkannt. Diese Briefe sollten auf einige Zeit meine Lektüre Abends nach Tische werden; aber es geht mir mit den meisten witzigen Schriften, wie es mir itzt mit meinen ehemaligen Leibgerichten geht: ich esse und bin den Augenblick satt, und kann doch nicht sagen, daß sie mir schlecht schmecken. Hingegen habe ich zeither Abends zween Octav-Bände von Dr. Luthers Briefen, die ich in meiner Jugend nicht ganz würde gelesen haben, mit der Begierde gelesen, mit der andre Leute einen Roman lesen, und bin mir gegen Luthers Geist mit meinem Geiste, wie ein kleines Kind vorgekommen. Selbst die rauhe Schreibart seines Jahrhunderts hat mir nicht selten gefallen; und ich wünschte, daß die Frau Gräfinn diese Briefe, die nur sechzehn Groschen kosten, und gewählte Briefe sind, in ihre Bibliothek aufnehmen möchte. Man findet sie nicht in den Buchläden; ich aber kann sie schaffen.

Vielleicht erwarten Sie, gutes Fräulein, daß ich Ihnen die Geschichte des unglücklichen Wielers, der mich aufgesucht hat, erzählen soll. Aber wenn wollte ich fertig werden? Er hat die Ruhe, die zu finden, er von America nach Leipzig

gereiset, und die ich ihm für mein Leben gern gewähret hätte, bey mir nicht gefunden; denn Gott kann sie ihm nur geben, und von dem muß er sie suchen und erwarten; erharren, aber nicht erzwingen; erbeten, aber nicht erreisen. In der That ist sein Elend unbeschreiblich groß; aber ich weis sicher, Gott wird ihn nicht fallen und verzweifeln, sondern noch einen frommen und ruhigen Christen werden lassen. Jtzt ist er wieder in Amsterdam, wo er einige Bekannte hat, und wo er mit dem ersten Schiffe, so bald die See schiffbar ist, zurück nach America gehn, daselbst sein Haus und Gut verkaufen und sich nach Europa wenden will. Er hatte fünf hundert Thaler an Gelde und Waaren auf drey nach Copenhagen abgehen sollende Schiffe gegeben (von diesem Gelde wollte er den Winter über in Leipzig leben) aber keins ist angekommen, und ich habe ihm selbst noch Geld bis Amsterdam vorstrecken müssen. Von diesem Orte hat er mir schon einigemal die kläglichsten Briefe, die noch ein Mensch geschrieben hat, zugeschickt. Gott wolle ihn bald erretten; und Sie, mein Fräulein, und Ihr ganzes Haus wolle er segnen und beglücken immerdar!

Ihr ergebenster

Glrt.

Leipzig, den 4. Jan. 1706.

Ich grüße die gn. Mama und den Herrn General ehrerbietigst, und die Madem. Paret freundlichst.

104.

Theuerstes Fräulein,

Erstlich danke ich Ihnen für Ihren letzten langen gütigen

Brief, so wie ein gutartiges Kind für ein unerwartetes Geschenke danket, mit einem freudigen und erstaunten Gesichte; und dann überreiche ich Ihnen ein Exemplar von meiner gedruckten Vorlesung, mit einer Mine, mit der ein unwilliges Kind etwas hingiebt, das es lieber behalten und in seinen Schrank eingeschlossen hätte. Kurz, gnädiges Fräulein, Sie werden das Schicksal meiner Vorlesung[147]) wohl schon durch Ihren Herrn Curator, Wagner, oder sonst durch einen Freund erfahren haben; ich will Sie also mit keiner Geschichte davon aufhalten. Aber das will ich Ihnen im Vertraun sagen, daß ich auf unsern Hof böse bin, daß mich der Abdruck dieser Vorlesung einen erstaunenden Kampf und manche bittere und schlaflose Stunde gekostet hat, und daß es eben in diesem Monate zehn Jahre sind, daß ich kein Blatt habe drucken lassen. Warum glaubt man nicht, daß eine Schrift zum Privatgebrauche gut seyn kann, die es darum nicht für die Welt ist? Sollte dieses der Autor nicht am besten wissen können? Wenn nun das Publicum mit dieser Schrift nicht zufrieden ist, wer muß den Tadel tragen und verantworten, ich, oder der Churfürst von Bayern? Aber nicht geschmält! nein, sondern gewünschet, daß diese Schrift vielen Lesern nützlich und mir nicht nachtheilig seyn möge! Dieß ists, was ich nunmehr zu thun habe, da das Werk, es sey auch noch so unvollkommen, einmal gedruckt ist. — Nun habe ich noch einen Kummer, liebste Freundinn. Der Verwalter aus Störmthal hat mir vor ein Paar Wochen ein großes erschreckliches Fuder Holz, ich denke

147) Vorlesung von der Beschaffenheit und dem Nutzen der Moral, Leipzig 1766 (Thl. 3 S. 487 der sämmtl. Werke). Vorher in den „Bayerischen Sammlungen und Auszügen zum Nutzen und Vergnügen" abgedruckt.

mit sechs Pferden bespannt, vor die Thüre gebracht. Ich las gleich ein Collegium, habe also nicht selbst mit ihm reden können. Aber Gödicke hat mich versichert, es wäre eine Wohlthat von der gnädigen Mama, und Sauer behauptet, es wäre ein Geschenk von dem Herrn General und beruft sich auf den Verwalter. Wem soll ich nun glauben, liebes Fräulein? und bey wem soll ich mich zuerst bedanken? Das will ich Ihnen überlassen. Machen Sie also das Danksagungscompliment so verbindlich, beredt und ehrerbietig, als Sie nur können und als es Ihnen eigen ist. Besonders setzen Sie in Ihrem eignen Namen hinzu, Sie sähen dieses Geschenk als eine Gnade an, die Ihnen selbst widerfahren wäre; dieser Gedanke wird bey dem Herrn General, und ich denke auch bey der gnädigen Mama, vielen Eindruck machen. Nun noch ein einzig wichtiges Wort! Wenn werden Sie wieder zurück nach Welkau kommen? Doch noch vor Ostern? Ich küsse der gn. Gräfinn und Tochter die Hand und bin beider

Ihr größter Verehrer und Freund,

Leipzig, den 18. Febr. 1768. Gert.

P. S.

Es läuft gleich noch ein Brief ein, den ich Ihnen mittheilen kann. Dafür werden Sie auch so gnädig seyn, und die beygelegten Exemplare übergeben.

Das unbeschriebene Exemplar könnte die gn. Frau Gräfinn, wenn sie es für gut befindet, dem Herrn Cab. Minister von Einsiedel[148]) mit Bezeugung meiner Ehrfurcht übergeben.

---

148) Johann George Friedrich Graf von Einsiedel, Standesherr zu Seidenberg, geboren 18. December 1730, erhielt vom Churfürsten Friedrich

Beilage von Gödickes Hand:

„Der Churfürst von Bayern hat alle Vorlesungen derer L. Herren Professoren erhalten, und doch ist er von der Ihrigen allein so gerührt worden, daß er sich solche zu wiederholten malen hat Abends vorlesen lassen. Nur darum, um des Eindrucks willen, den diese Lecture auf sein Herz gemacht hat, sind Sie, glaube ich, verbunden, es mit Dank gegen Gott und mit Gleichgültigkeit gegen alle Urtheile der Welt anzuhören, daß der Churfürst von Bayern Ihre Vorlesung an seine Academie der Wissenschaften gegeben hat, mit dem Befehle, sie durch den Druck gemeinnützig zu machen."

105.

Leipzig, den 29. März 1766.

Theuerstes Fräulein Braut,

Welcher frohe Name, auf den ich so lange gewartet habe, und den ich Ihnen nunmehro, durch Ihre eigene gütige Ver-

---

Christian, als derselbe bei seinem Regierungsantritte 1763 die bisherige Form des Ministeriums, unter Abschaffung der Stelle eines Premierministers, gänzlich erneuerte, das Departement des Krieges und der innern Angelegenheiten, während der zweite Cabinetsminister, Graf Flemming, dem Etrangerdepartement vorstand. Nach des Churfürsten Tode auf dem Landtage von 1766 soll der Administrator Prinz Xaver die hohe Bewilligung, die er für das Militair verlangte, haben erzwingen wollen und in seinem gewaltsamen Auftreten dabei, wofür kein früheres Beispiel vorhanden, lag der ehrenwerthe Grund von Einsiedels Rücktritt.

Graf Einsiedel starb 1811. Er hatte sich am 16. September 1766 mit Eleonoren Henrietten, verwittweten Gräfin von Gersdorf, gebornen von Penisau auf Milkel (geb. 1733) vermählt und ist der Großvater des jetzigen Standesherrn.

sicherung berechtiget, getrost, zum ersten Male, mit freudigem Herzen und mit Wünschen über Wünschen geben kann! Theuerste Braut, glückliche und beste Braut! ja, Dank sey es Gott, daß Sie es sind, nach seiner weisen Regierung, nach dem Wunsche Ihrer würdigsten Mutter, nach der Aussage Ihres eigenen Herzens und nach dem Geständnisse aller Rechtschaffenen und warum kann ich nicht sagen, des ganzen Vaterlandes? Ihr Graf Bünau, liebste Braut, hat den Beyfall der Hohen und Niedrigen; wer ihn nennt, lobt ihn als einen verdienstvollen und rechtschaffenen und liebenswürdigen Mann. Er ist ein würdiger Sohn eines der größten und durch wahre Verdienste auch unsern Nachkommen noch schätzbaren und verehrungswürdigen Mannes'[149]); er verdient also Ihre Liebe und Sie verdienen, das weis ich zuversichtlich, die seinige. Ihr Bünau ist der Mann, den Ihre beste fromme Mutter, Ihnen vor tausend andern, wenn ihr Herz wünschen durfte, gewünschet hat; welche Freude für diese Mutter, ihre Tochter, die sie so unendlich zärtlich liebt, an der Hand dieses Mannes zu wissen und in einem langen Leben glücklich mit ihm zu denken! Und eben dieser Mann ist auch

---

149) Heinrich Graf von Bünau aus dem Hause Seußlitz, des Churſächsischen Kanzlers, Rudolf von Bünau und seiner Gemahlin, Juliane Dorothea von Geißmar, ältester Sohn, geboren zu Weißenfels den 2. Juni 1697, gestorben auf seinem Gute Osmanstädt bei Weimar den 7. April 1762. Nach langjährigen Churſächsischen Diensten mehrfach in diplomatischen Missionen von Kaiser Karl VII. verwendet war er activ zuletzt als Weimarischer Premierminister. Mit Recht pflegte ihn allein Gottlob Friedrich Krebel in seinem europäischen genealogischen Handbuche durch den Beisatz: „ein gelehrter Herr" auszuzeichnen. Den Verfasser der „Reichshistorie" und Gründer der herrlichen, nachmals sammt dem Bibliothekar Johann Michael Franke und dessen unbenutztem Catalogus, von Nöthnitz ins Japanische Palais gebergenen Bunaviana — durch die er, nach Winckelmanns dankbarem Ausspruche, für diesen der Stifter seines „ihm genugsamen Glückes" geworden, — diesen Mann bezeichnet noch

der, den Ihr zweyter Vater, den der General Bitzthum billiget, liebet und ehret? Nun so seyn Sie froh, theuerste Freundinn, über das günstige Schicksal Ihres Lebens, das Ihnen nach der gnädigen Vorsehung Gottes bestimmt war. Ein tugendsam Weib, sagt Sirach, ist eine edle Gabe und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. So wird denn auch, frommes Fräulein, ein tugendsamer Mann eine edle Gabe seyn, und der gegeben werden, die Gott fürchtet. Wohl dem, sagt eben dieser Sirach, der ein tugendsam Weib hat, des lebet er noch eins so lange. Nun wohl Ihnen, Braut, die Sie einen solchen Gemahl gewählt haben, des werden Sie noch eins so lange, noch eins so zufrieden und nach dem Wunsche Ihres Herzens und nach meinem Wunsche noch eins so nützlich für die Welt, noch eins so glückselig leben. — Das ist nur ein Anfang von alle dem Guten, das ich Ihnen bald mündlich zu sagen hoffe, ich, Ihr aufrichtigster Verehrer und Freund,

Gellert.

100.

Gnädiges Fräulein,

Ich schmeichelte mir gestern mit der gewissen Hoffnung,

---

heute die Dahlner Tradition als „den gelehrten Grafen." Er hat neben Mascov das große Verdienst, die alte deutsche Geschichte zuerst gründlich nach den Quellen und geistvoll dargestellt zu haben. Seine Forschungen auf diesem früher sehr vernachlässigten Gebiete stehn noch heute in hohen Ehren.

Graf Günther Dönau, der Bräutigam des Fräuleins von Schönfeld, war der jüngste von drei Söhnen aus seiner den 5. Juni 1721 geschlossenen, ersten Ehe mit Auguste Helene, des Hans August von Döring auf Dahlen und der Eva Helene, gebornen Westromirska von Rekitnik, einziger, zu Dahlen am 15. November 1706 gebornen Tochter, welche am 4. November 1728 zu Dresden starb.

Sie heute als Braut zu sehen, und freute mich herzlich, dieses Glück noch erlebt zu haben. Aber eben Nachmittags als mein Bruder zu mir schickte und mich fragen ließ, ob er die Pferde nach Welkau auf heute bestellen sollte, kam Mag. Schlesier zu mir und sagte unter andern, daß er Befehl hätte, künftigen Sonntag in dem Kirchengebete Frau Tochter zu lesen. Was? rief ich, so könnte ja wohl gar die Vermählung morgen seyn, und du kämst der Braut zur feyerlichsten Stunde ihres Lebens ungemeldet in den Weg? Kurz, ich ließ dem Bruder sagen, er sollte die Pferde nicht bestellen. Nun, dieser Tag sey heute oder morgen, so sey er von mir gesegnet; und wenn bleibt ein aufrichtiger Wunsch ohne Seegen? Ja, gute und glückliche Braut, es beten in diesen Tagen gewiß viele Herzen, die Sie kennen und verehren, für Ihre und Ihres Grafen Wohlfahrt; und ich weis es, der Stand, in den Sie, geschmückt mit Unschuld und Tugend, treten, wird für Sie, für Ihre Familie und für die Welt, Glück und Freude werden. Getrost also, theuerstes Fräulein: es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat versehen und was mir selig ist. Sehen Sie itzt oft auf Ihre gnädige Mutter und sagen Sie zu sich: so glücklich sie nach ihrem eignen Geständnisse an der Hand meines Vaters, des Grafen, ist; so ruhig und zufrieden werde auch ich an der Hand meines Gemahles leben; und welche unaussprechliche Freude wird dies für meine beste Mutter seyn!

Also leben Sie wohl und auf Ihr ganzes langes Leben! Sachsen mag viel gute Fräulein haben; aber ich kenne keine, die so viel Verdienste des Herzens hat, und die ich so sehr verehre und liebe, als Sie.

Ihr Verehrer und Freund,

Leipzig, den 8. April 1788. Gert.

107.

Theuerste Frau Gräfinn,

Antworten Sie mir nicht auf meine flüchtigen Briefe, ich bitte Sie demüthig; sondern denken Sie bloß nebst Ihrer gn. Mama dabey an mich und an meine Hochschätzung und Liebe für Ihr Haus; dieses ist es alles, was ich wünsche. Ich denke, so Gott will, noch vor den Feyertagen, oder doch in der Osterwoche Ihnen einen Tag lang aufzuwarten. Itzt schicke ich Ihnen die Ruhe auf dem Lande, das Werk eines Landgeistlichen[150]), welches ein sehr lieber und original-guter Mann seyn muß. Sie sollen nicht alles lesen, ach nein, sondern sich nur von Mag. Heyern, oder Ihrem Herrn Gemahle den gründlichen Unterricht in der Religion für Kinder von p. 102 bis 117 und in der Aesthetik der Blumen den Eingang von p. 118 bis 126 vorlesen lassen, allenfalls auch die Vorrede, welche beide letzte Stücke insonderheit das gute und zufriedne Herz des Mannes verrathen. Freylich fällt er dann und wann in der Schreibart aus dem Tone, aber doch nur auf einen Augenblick, und aus Betrug des Geschmacks. Auch wird er in seinen Eingängen gern weitschweifig. Aber

---

150) Ludwig Christoph Schmahling, Prediger zu Wülfingerode, dann zu Trebra und Grazungen in der Grafschaft Hohenstein, und seit 1775 Kirchen-Inspector und Oberprediger zu Osterwieck, ordentliches Mitglied der königlichen deutschen Gesellschaft zu Göttingen und der Gesellschaft der freien Künste zu Leipzig, hat außer der „Ruhe auf dem Lande" noch folgende Schriften veröffentlicht:

Der Haus-Lehrer, od. Anweisung vor Eltern und Lehrmeister, kleine Kinder in der Naturlehre und Religion zu unterrichten, benebst einer Anleitung zum Gebet aus dem Herzen und Gebetsformeln vor Schulen

genug, Sie werden mirs Dank wissen, gute Gräfinn, daß ich Ihnen den Unterricht für ganz kleine Kinder, den Sie nun bald bey Ihrem lieben Sohne[151]), den Gott erhalten und segnen wolle, brauchen können, an einem Sonntage bekannt gemacht habe. Aber das Buch selbst möchte ich gern wenigstens auf die Mittwoche wieder haben.

Wenn der gute liebe Heyer einen Prediger diese Feyertage braucht: so habe ich mit Mag. Iden, der recht gut prediget, schon dreißig Jahre und von Geburt ein Leipziger ist, auch in Leipzig bleiben will, gesprochen, daß er ihn subleviren soll; und er will es gern thun; zumal wenn etwan eine bequeme Gelegenheit um dieselbe Zeit aus Welkau käme. Ich küsse Ihnen und der gn. Mama ehrerbietigst die Hand.

Ihr Verehrer und Freund,
Glrt.

Leipzig, den 13. März 1768.

108.

Ob ich nicht bald mein Versprechen halten, und zu Ihnen nach Welkau kommen werde? Ich denke es, gnädige Gräfinn,

---

Leipzig, bei Christian Gottlieb Hilschern, 1775. Nachrichten aus dem Blumenreiche, Leipzig 1784–1785. Vier Stücke. Die in den fünf Bänden der Ruhe auf dem Lande (Leipzig, Hilscher, 1772–1774) zerstreuten Abhandlungen über die Blumen und das ästhetisch Sinnliche derselben, erschienen als: Aesthetik der Blumen, Leipzig 1786, im Philanthropischen Verlage.

151) Heinrich, geboren zu Störemthal 17. Juni 1767, gestorben zu Leipzig 31. März 1777.

so Gott will, und wünsche es sehr. Aber heimlich fürchte ich mich doch vor Ihrem köstlichen Koche, dessen wohlschmeckende Weisheit und Kunst für meinen schwachen Magen höchst gefährlich ist. Die grausamen Köche mit allen ihren Kastrolen!

Itzt folgen die beiden Bücher, nämlich Jerusalems Betrachtung und die Unterredung eines Hofmannes und Geistlichen. Gödick soll die Rechnung dazu legen. Aber, gnädige liebe Gräfinn, der Pastor Schmahling hat einen zweyten Band von der Ruhe auf dem Lande heraus gegeben, und es steht eine Abhandlung unter dem Titel darinne: Leichte und sichere Art sich von der Wahrheit der christl. Religion zu überzeugen — die ganz vortrefflich ist: wollen Sie also diesen Band auch haben, desgleichen den zweyten Band von Cramers Andachten? Ich küsse Ihnen und der gn. Mama ehrerbietigst die Hand und danke Ihnen für alle Gnade und Freundschaft, deren Sie mich würdigen.

Gert.

Leipzig, den 19. May 1769.

109.

Gnädige Frau Gräfinn,

Itzt heiße ich Sie nur schriftlich in Wellau willkommen; bald aber denke ich auch persönlich dieses Glück zu haben. Indessen soll mein Portrait, das die gnädige Mama gern hat sehn wollen, und das ihre Tochter gewiß auch freundlich ansehn wird, meine Stelle vertreten und Ihnen, wenns möglich wäre, meine Ehrerbietung bezeugen. Dem gnädigen Herrn

Gemahle schicke ich den neuen Emil.[152]) Wenn er ihn noch nicht gelesen hat, so wird er sich leicht dazu von mir bewegen lassen. Für wen das Avertissement des Hrn. Fraporta soll? Für alle Stände und Geschlechter, insonderheit für die Schule in Welkau, wenn etwan die Kinder über das Französische nunmehr auch Italienisch lernen sollen. — Daß meine Schecke[153]) vorigen Donnerstag gestorben ist; darf ich Ihnen das sagen,

---

152) Der neue Emil oder von der Erziehung nach bewährten Grundsätzen. Der erste Band dieses Werkes war 1768 zu Coburg erschienen; ein zweiter folgte 1774 zu Göttingen, wo der Verfasser, Johann Georg Heinrich Feder (geboren 15. Mai 1740 zu Schernweißbach im Bayreuthischen, gestorben 22. Mai 1821 zu Hannover als Director des dortigen Pageninstituts) von 1768 bis 1797 als Professor der Philosophie an der Universität wirkte. Seine Absicht bei dieser Schrift war, das Gute des Rousseauschen Emile durch Entfernung des allzu Idealischen anwendbarer zu machen und vor den Fehlern zu warnen, die er selbst in seiner pädagogischen Laufbahn begangen zu haben glaubte. Er war, erst zwanzigjährig, Erzieher zweier Söhne des Freiherrn von Wöllwarth zu Pelsingen gewesen.

153) Das Nationale von Gellerts Stall herzustellen ist mit Schwierigkeiten verbunden. Wofern No. 56 der vom Pfarrer Leuchte herausgegebenen Familienbriefe richtig datirt ist, hat Gellert bereits im Sommer 1762 ein Pferd besessen und ist fast täglich ausgeritten. Hiermit stimmt nicht des Feldmarschalls Kalckreuth Angabe, daß die Schecke Gellerts erstes Pferd gewesen, denn diese, die übrigens nicht des Prinzen Heinrich, sondern Kalckreuth's Geschenk war, ist erst nach dem Kriege 1763 in Gellerts Stall gekommen, wo sie am 19. December 1768 ihre Laufbahn endete, um dem Lichtbraunen des Kurfürsten Platz zu machen. Wir tragen kein Bedenken, Kalckreuth's Angaben, daß er die Schecke vom General Seydlitz für den Prinzen Heinrich erkauft, der sie in der Schlacht bei Freiberg geritten und einem seiner Adjutanten geschenkt, von dem sie Kalckreuth für neun Friedrichsdor erwarb, um sie an Gellert zu geben, vollen Glauben beizumessen. In dergleichen pflegt eines Cavalleristen Gedächtniß nicht zu trügen und eine Seydlitzische Schecke, die für den Stall des Prinzen gekauft wurde, war jedenfalls ein renommirtes Pferd. Die Thätigkeit der Schecke bei Freiberg wird übrigens sowohl von Gellert in einem Briefe an Herrn von Rochow vom Jan. 1764, als auch von Cramer in Gellerts Leben bestätigt. Dieser selbst schreibt an Caroline Lucius aus Wölkau d. 20. April 1763: er wisse nicht, von wem er die Schecke habe, ob von dem Prinzen oder von Kalck-

beste Frau Gräfinn? Ach ja; denn es ist für mich ein sehr wichtiger Verlust, den ich schwerlich werde ersetzen können. Das sonderbare dabey war, daß die Mittwoche vorher mein Churfürstlich Pferd ankam. Wie dieses aussieht, wollen Sie wissen? Lichtbraun mit schwarzen Extremitäten und schwarzem Stricme über das Kreuz — ferner sieht es still und freundlich aus, und auch nicht ganz still und freundlich. Kurz, es läßt sich besser sehen, als beschreiben. Ich werde es also mit seinem goldnen Zaume, mit seinem blausammtnen Sattel und der nur gar zu geputzten Chabrake (silberne Hufeisen, wie der Ruf gieng, ehe es ankam, hat es nicht) kurz, so, wie mirs der Churfürstl. Stallknecht vorige Mittwoche Nachmittage in meinen Hof, unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten, brachte, so werde ichs Ihnen, sage ich, in den Hof nach Wellau schicken, damit es die gnädige Mama sehen, und Ihr ältester Graf, der Graf Heinrich, ein wenig reiten kann. Ich habe es noch nicht geritten; denn ach, so sorgfältig der gute, gnädige und vortreffliche Churfürst auch bey der Wahl dieses Geschenkes gewesen seyn mag: so fürchte ich mich doch vor dieser Wohlthat; denn ein kranker alter Professor und ein

---

reuth. Daß das Gerücht entstanden, Ersterer sei der Geber, erklärt Kalckreuth durch die Livree des Reitknechtes, der das Pferd zu Gellert brachte.

Nun will aber ein Baron Stensch aus Schlesien (Br. Gellerts an Caroline Lucius vom 7. August 1764) in Carlsbad die Schecke als ein Pferd wieder erkennen, das er zugeritten und an Kalckreuth für den Prinzen verkauft habe. Ohne die Wahrheitsliebe des schlesischen Barons verdächtigen zu wollen, können wir nicht umhin, die nahe liegende Vermuthung auszusprechen, daß er die Gelegenheit zur Bekanntschaft mit Gellert gesucht. Damals wollte ein Jeder dazu gelangen, mit Gellert zu sprechen und so gut Graf Thun mit einem fingirten Complimente Josephs von Sonnenfels sich Bahn zu Gellert brach, so gut kann auch Baron Stensch die Schecke, deren Geschichte keinenfalls ein Geheimniß war, zum Vorwande genommen haben, ein Gespräch mit Gellert anzuknüpfen.

gesundes junges Pferd schicken sich nicht recht zusammen. Die Chabrake ist mir zu hofmäßig schön. Wenn Sie, gnädige Gräfinn, Ihrem Herrn eine schlechte ohne Sünde heimlich entwenden und sie mir zuschicken könnten, so würden Sie, hoffe ich, etwas Gutes thun. Wie vielmal der liebe Churfürst das Pferd auf dem Schloßplatze hat probiren lassen; wie er selber aus dem Fenster herunter gerufen, daß man sich in einer weißen Wildschur darauf setzen sollte, um zu wissen, ob es sich etwan davor scheute; wie das Pferd etliche Tage in Sattel und Zeug im Stalle öffentlich gezeigt worden — alles dieses brachte der Stallknecht, ein Mann mit Eisgrauen Haaren, mit in das Compliment des Hrn. Oberstallmeisters[154], hinein; aber dafür bekam er auch einen Louisdor. So viel von der Geschichte des Pferdes!

Ich küsse der gn. Gräfinn Mutter und Tochter ehrerbietigst die Hand und empfehle mich Ihren Herren Gemahlen zu Gnaden. — Noch ein Wort. Daß die Gräfinn Brühl von Bedra mit einem Sohne entbunden worden, daß ich wieder Gevatter gewesen bin[155], daß meines Bruders Frau auch in

154) Diese Stelle bekleidete damals am Dresdner Hofe Heinrich Gottlieb von Lindenau, durch kaiserliches Diplom vom 8. August 1764 in den Grafenstand erhoben. Sein Vorgänger, Julius Ferdinand von Trützschler war am 16. November 1763 von Kurfürst Friedrich Christian pensionirt worden. Graf Lindenau war am 9. Juli 1723 geboren, vermählte sich am 1. Mai 1754 mit Auguste Charlotte von Seydewitz, des Amtshauptmanns von Kühlewein auf Slassa Wittwe, und starb auf seinem Gute Machern bei Wurzen am 11. October 1789. Sein einziger Sohn, Carl Heinrich August, ward preußischer General und verkaufte Machern 1802, nachdem er daselbst 1795 den durch Winckells Handbuch für Jäger berühmt gewordenen Wildgarten angelegt hatte.

155) Hierauf bezieht sich der zweite Br. im Anhange. Der Täufling war Heinrich Ludwig Graf Brühl (s. seiner Eltern Note 8), geboren 7. December 1768. Er ward Stiftskammerrath in Merseburg und

guter Hoffnung" ist; das werden Sie wohl noch nicht wissen.

Ihr Verehrer und ergebenster Freund,
Gert.

Leipzig, den 22. Decbr. 1768.

Das Portrait bringt Mag. Mangelsdorf[156]) wieder zurück: und den Emil erwarte ich binnen acht Tagen, weil er nicht mein ist.

Meinen Wunsch zum neuen Jahre für Ihre und Ihres ganzen Hauses Wohlfahrt will ich gewiß, will ich im Stillen thun.

---

starb zu Plauen 1833. Seine Nachkommen aus der Ehe mit einer gebornen von Götz bilden den älteren Ast der Familie Brühl.

156) Johann Traugott Mangelsdorf, geboren zu Dresden 12. Januar 1740, besuchte die dasige Kreuzschule, studirte in Leipzig Theologie, ward dort 1763 Magister der Philosophie, darauf Privatlehrer und 1769 auf Gellerts Empfehlung, Pfarrer in Störmthal, ersetzte 1774 den Past. Buschmann (s. Note 45) in Löbnitz und starb daselbst 12. Januar 1795.

Er hat 1782 „Etwas zur Beruhigung und Verwahrung wider die dreiste Anpreisung einer fälschlich so genannten Glückseligkeitslehre des Christenthumes, in welcher die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung Christi fehlt," zu Leipzig erscheinen lassen, und in demselben Jahre eine Predigt: „Von der schuldigen Theilnehmung der Christen an den Schicksalen ihrer Nebenmenschen."

Anhang.

Briefe Gellerts

an die Gräfin Brühl, geborne von Thümen,
den Grafen Heinrich Brühl auf Pedra
und Herrn Ernst Haubold von Miltitz auf Siebeneichen.

I.

An die Gräfin Brühl.

Hochgeborne Reichsgräfinn,
Gnädigste Gräfinn,

Die Liebe, die ich dem Grafen Heinrich schuldig bin, wird die Freyheit dieses Briefs, wie ich hoffe, vollkommen entschuldigen. Er hat mir gestern erzählet, daß Herr Hiller ihn verlassen würde, und daß er künftig ohne Hofmeister leben sollte. Dieser letzte Umstand, Gnädigste Gräfinn, beunruhiget mich nicht wenig. Es ist wahr, der Graf Heinrich hat das beste Herz und viel Verstand; aber er ist doch noch zu jung und unvorsichtig, als daß er sich ohne Führer sollte regieren und den vielen Gefahren entgehen können, in die ein junger Herr auf Academieen täglich gerathen kann. Es ist ferner wahr, daß der Graf Heinrich sehr viel Fleiß und Geschicklichkeit besitzet, mehr als die meisten jungen Herren; aber er braucht doch einen Anführer, um nicht unordentlich und um desto glücklicher zu studiren, eben weil er so viel Geschmack an dem Studiren findet. Es ist endlich wahr, daß der Graf Heinrich sich einer guten Lebensart befleißiget und kein übler Wirth ist; aber dennoch kann ihm ein guter Hofmeister in beiden Fällen noch

vortreffliche Dienste thun; und ich wünschte aus allen diesen Ursachen, daß es Ihnen, gnädigste Gräfinn, und Ihrer Excellenz, Dero Herrn Gemahle, gefallen möchte, den Herrn Sohn wieder mit einem Hofmeister zu versorgen. Er selbst wünschet sich einen und ich bin nach meinem Gewissen verbunden, ihm anzurathen, daß er sich einen von Ihnen erbitten soll. Gott weis es, daß ich keine Absicht habe, als das Beste des Herrn Sohnes, von dem ich weis, daß er alle natürliche Anlage zu einem großen und tugendhaften Manne hat. Ueber dieses ereignet sich der glückliche Umstand, daß der gute Graf Heinrich eben itzt einen der besten Hofmeister bekommen kann, der zeither bey dem jungen Herrn von Miltitz gewesen, dem jungen Graf Heinrich selbst bekannt und lieb ist, und den ich endlich seit acht bis zehn Jahren genau kenne, und für dessen Geschicklichkeit, Lebensart, Fleiß, Treue und gute Oeconomie ich zuversichtlich reden kann. Er hat so viel gute Eigenschaften, daß, wenn der Graf Heinrich mein Sohn wäre, ich ihm denselben mit der größten Sicherheit anvertrauen und mich glücklich schätzen würde, einen so geschickten liebreichen und wirthschaftlichen Hofmeister gefunden zu haben. Diesen Mann, der Krebel heißt, wünschet sich der Graf Heinrich, und er selbst hat eine besondere Liebe und Hochachtung für den Grafen; wieder ein sehr günstiger Umstand. Ich sage nicht zu viel, gnädige Gräfinn, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß dieser Krebel unter allen Hofmeistern, die ich gekannt, und ich habe ihrer viel gekannt, einer der Besten und für den Grafen Heinrich der Nützlichste sey. Damit Sie aber nicht meiner Empfehlung allein trauen dürfen, so wahr und unpartheiisch sie auch ist: so berufe ich mich in Ansehung dieses Mannes auf die Frau von Miltitz auf Oberau, auf ihren Sohn, den er sechs Jahre geführet hat, und auf das ganze Miltitzische Haus.

Die Frau von Miltitz wird Krebeln ein Zeugniß ertheilen, das man selten höret und das ihm die größte Ehre macht. Sie wird Ihnen sagen, daß er der gewissenhafteste Hofmeister ist, und durch seine genaue Wirthschaft bey ihrem Sohne ihr das, was ein Hofmeister kostet, wieder erspäret hat. Der Major Miltitz[1]), ihr ältester Sohn, ein gelehrter und sehr strenger Mann, hält Krebeln sehr hoch und liebt ihn, und sein ehmaliger junger Herr nicht weniger; ja die ganze Miltitzische Familie ist ihm so gewogen, daß sie auf alle Art sein Glück zu machen sucht. Er hat einen gesetzten und doch sanften Character, viel Religion, viel Gelehrsamkeit, viel Erfahrung, eine sehr gute Gesichtsbildung und eine gefällige Lebensart. Er ist vier bis sechs und dreissig Jahre alt, hat ehedem schon einen jungen Herrn von Oertel unter seiner Aufsicht gehabt und mit ihm zwey Jahre in meinem Hause gelebt. Diesen Mann, wenn es Ew. Excellenz befehlen, will ich unter **eben den Bedingungen**, die Herr Hiller gehabt, dem Grafen Heinrich und zwar bald nach dem neuen Jahre, aus dem Miltitzischen Hause verschaffen. Sie können sich auf seine Genauigkeit und Treue in Geldsachen sicher verlassen und ihm also das für den Herrn Sohn jährlich ausgesetzte Quantum zur Berechnung ohne alles Bedenken anvertrauen; ich will für ihn und seine Redlichkeit Bürge seyn. Allein wenn er unter andern Befehlen stehen und nicht bloß und allein von Ew. Excellenz und dem Herrn Gemahle in Ansehung der Oeconomie dependiren und also die Rechnungen nicht selbst führen, sondern von einem

1) Dietrich Alexander von Miltitz, der am 28. April 1726 geborene ältere Bruder Ernst Haubolds, war damals Major in kaiserlichen Diensten und ist am 3. Juli 1792 zu Baden bei Wien, als Feldmarschalllieutenant und Obersthofmeister des Herzogs Albrecht zu Sachsen-Teschen gestorben. Er war Besitzer von Scharfenberg und niemals vermählt.

andern abhängen soll: so wird er die Hofmeisterstelle nicht übernehmen.

Vergeben Sie mir diese Weitläufigkeit, gnädigste Gräfinn, mit der ich Sie nicht beschweret haben würde, wenn ich weniger Liebe für den Grafen Heinrich und sein Bestes hätte. Lassen Sie ihn auch nur ein Vierteljahr ohne einen guten Hofmeister, so steht er, ungeachtet seiner vortrefflichen Eigenschaften, in der Gefahr zu verderben; dieses sagt mein Bruder auch, und der liebe Heinrich fühlt es zum Theile. Sie können mir sicher trauen; und ich will lieber die Gnade des Brühlischen Hauses verlieren, als gelassen zusehen, daß der Graf Heinrich auf unglückliche Wege gerathen sollte. Er hat eine unersättliche Begierde, Bücher zu kaufen; diese muß ein Hofmeister mäßigen, sonst wird der Graf ein Verschwender in Büchern werden und in Schulden gerathen. Auch kann Niemand, als der, der immer um den Grafen ist, das ist der Hofmeister, die kleinen Ausgaben sorgfältig genug reguliren. Hier muß der Hofmeister zu rechter Zeit zu sparen wissen, das kann ein Fremder nicht thun. Ich habe dieses zum Theile dem Grafen Moritz nach Warschau geschrieben und werde es ihm noch mehr schreiben, ja ich habe ihn gebeten, wenn Krebel oder ein anderer sehr geschickter Mann nicht Hofmeister bey Heinrichen würde: so sollte ers bey seinen gnädigen Eltern und der Ministerinn dahin zu bringen suchen, daß der Graf Heinrich von Leipzig wieder weggenommen würde. Ich fahre heute mit diesem Ihren lieben Sohne nach Welkau zur Frau Generalinn Vitzthum, die sich seinen Besuch ausgebeten hat. Daß Herr Hiller bey seinen kränklichen Umständen um seine Dimission gebeten hat, daran hat er rühmlich gehandelt, und daß ihm sein Graf bis zur Erhaltung eines Amtes eine jährliche Pension ausgewirkt hat, dieses ist eine sehr großmüthige Handlung und

die ihm auch vor der Welt Ehre macht. Ich verharre mit der vollkommensten Ehrfurcht

Ew. Hochgräfl. Excellenz
unterthänigster Diener
C. F. Gellert. P.

Leipzig den 28. December 1759.

2.

An Graf Brühl auf Pedra.

Theuerster Graf,

Also ist Ihre beste Gemahlinn abermals glücklich entbunden, und mit einem Sohne entbunden? Welche Freude für einen wartenden Vater, für eine zärtliche Mutter; und welche Freude für mich Ihren Freund, und Verehrer! Gott sey gepreiset für diese Wohlthat! so dachte ich, indem ich Ihren Brief las; und so rief ich, als ich ihn gelesen hatte; und mit diesem frohen Danke will ich den für Sie und mein Herz so merkwürdigen Tag beschließen. Aber daß Sie und Ihre theuerste Gemahlinn mich wieder zum Pathen dieses Ihres lieben Sohnes erwählet haben, wie verdiene ich diese Wohlthat, diesen Beweis des größten Zutrauns und der gewissesten Liebe? Durch nichts, als durch mein Ihnen ergebnes Herz. Gott lasse doch diesen Sohn, wenn es möglich ist, leben, und ihn immerdar die Freude und den Trost für Sie beide seyn, den iemals Eltern an ihren Kindern, die sie der Erde und dem Himmel in Weisheit und Frömmigkeit erzogen, erlebet haben. Ich will die

frommen Pflichten des Pathen von ganzem Herzen zu erfüllen suchen; der ich, theuerster Graf und Gräfinn, zeitlebens bin

Ihr
ganz ergebenster Gellert.

Leipzig, den 9. Decbr. 1768.

3.

An Herrn von Miltitz.

Liebster Herr von Miltitz,

Es ist freylich ein Fehler, daß ich Ihren gütigen Brief so lange unbeantwortet gelassen; allein es ist doch kein ganz freiwilliger Fehler. Halb entschuldigen ihn meine Umstände und halb wird ihn Ihre Liebe gegen mich entschuldigen. Genug, ich bin Ihr großer Freund und sehr oft Ihr Lobredner, und es kann Ihnen unmöglich gleichgültig seyn, wenn ich Sie unter meine besten Zuhörer und unter die würdigsten jungen Herrn setze, die ich seit dreißig Jahren habe kennen lernen. Selbst eine von Ihren größten Tugenden, Ihre Bescheidenheit, hält mich zurück, daß ich diesen Lobspruch, den ich doch gern fortsetzte, nicht weiter fortsetze. Wenn Sie, lieber Herr von Miltitz, künftig mit eben der Sorgfalt, dem Eifer und der Rechtschaffenheit ein Soldat sind, womit Sie zeither ein junger Gelehrter gewesen sind: so kann es Ihnen niemals an Glücke fehlen und Sie werden sich eben so wohl um das Beste der Welt, als um Ihr eignes, verdient machen. Wer das thut, mit Gewissen und Treue, und es immer mehr zu thun sich

durch die Religion bestrebt, der ist der Weiseste und Glücklichste, unsere Einbildung mag nun noch so oft etwas dawider einzuwenden haben. Mein Herz sagt mirs, daß Sie ein vortrefflicher Soldat seyn werden, und mein Herz trifft die Sache immer besser, als mein Verstand. Wenn ich diesem glauben wollte, so hätten Sie freylich ein Gelehrter von Profession werden müssen. Aber eben deswegen, weil Sie so viel Geschicklichkeit besitzen, so viel Geschmack an guten Schriften und so viel Liebe zur Tugend haben, eben deswegen werden Sie vorzüglich ein guter Soldat werden, Ihren Muth durch Klugheit regieren, Ihr ganzes Verhalten genauer durch die Pflicht einschränken, als andre, im Umgange einnehmender und nützlicher, in der Ausrichtung Ihrer Geschäfte glücklicher und unermüdeter, und ohne Geschäfte immer noch nicht müssig, immer mit dem Vergnügen eines guten Buchs und der Betrachtung über sich selbst belohnet seyn. Ach, lieber Herr von Miltitz, was sind Sie nicht alles nach diesem Plane meines Herzens. Gott gebe, daß Sie dies Alles seyn und beständig mehr werden mögen und daß Sie die Nachwelt eben so sehr von der Seite des Gelehrten und Christen, als von der Seite des Soldaten bewundern müsse!

Für Ihren Krebel zu sorgen, das ist leicht. Wer sorgt nicht gern für einen gelehrten, arbeitsamen, gewissenhaften, gesitteten und angenehmen, und also auch sehr brauchbaren Mann? Dieses klingt nun wieder gelobt, und doch ist es, auf mein Gewissen zu reden, nur trockne Wahrheit. Wirklich hätten Sie keinen besseren Hofmeister haben können, als Sie gehabt haben, wenigstens keinen bessern für Ihren Character, und es gehört unter die Glückseligkeiten Ihres Lebens, ihn so viele Jahre gehabt zu haben. Ich warte täglich seinetwegen auf Briefe von Warschau; denn wenn ich nicht wollte, daß er

den Grafen Heinrich bilden sollte: so wäre dieser Ihr Krebel vielleicht durch mich schon Amtmann. Dieses klingt wieder vornehm und ich sage es doch mit vieler Demuth. Eben itzt kömmt der Graf Werther in seine Stunde, und also will ich immer schließen. Leben Sie wohl, liebster Miltitz, wo Sie auch itzt und künftig leben mögen und bleiben Sie stets mein Freund, so wie ich der Ihrige bin,

C. F. Gellert.

Leipzig, den 29. Jan. 1760.

Ihrer gn. Mama und dem ganzen Miltitzischen Hause empfehle ich mich gehorsamst. — Auch empfiehlt sich der Herr Graf Werther Ihnen auf das Beste.

4.

An denselben.

Liebster und theuerster Herr von Miltitz.

Gödick[2]) liegt mir sehr an, daß ich an Sie schreiben soll. Er ist wegen des Amtes, das Sie ihm angetragen ha-

2) Gellerts Famulus. Leider vermochten wir über ihn auch nicht die mindeste Nachricht aufzufinden. In Gellerts Leben im zehnten Bande seiner Schriften nach der Reutlinger Ausgabe von 1776 finden wir die Stelle: „Gellert wählte aus den Studirenten einige zu seiner beständigen Gesellschaft, unter denen besonders ein geschickter und rechtschaffener Landprediger

ben, in tausend Aengsten, glaubt, je mehr er sich untersucht, daß er ohne Vorbereitung von einem halben Jahre nicht dazu geschickt sey und es nicht mit gutem und getrostem Herzen annehmen könne. Da ich gewiß weis, daß er aus Gewissenhaftigkeit ansteht, weil es ein Amt der Religion und also das Wichtigste ist; da ich ferner weis, daß er sich seit einigen Jahren mehr zu einem Cantorate geschickt gemacht hat und es auch mit Ehren und Nutzen würde verwalten können, so bald es erfordert würde: so kann und mag ich seine Bedenklichkeiten nicht widerlegen, sondern ich will thun, was er wünschet, und Sie, theuerster Freund, bitten, daß Sie ihm die Vocation nicht zuschicken und ihm doch auch Ihre Gnade, wegen seines Widerrufs, nicht entziehn. Er ist wirklich mehr beklagenswerth, als strafbar. So bald er sich das System der Theologie und das Hebräische wieder geläufig gemacht und sich im Predigen geübt hat: so will ich ihn keine Stunde länger bey mir dulden. Denn das weis ich, daß er ein gewissenhafter und erbaulicher Geistlicher werden wird, und daß vielleicht viele ins Amt treten, die seine Geschicklichkeit nicht besitzen. Schicken Sie ihm also die Vocation nicht, und vergeben Sie ihm die Uebereilung auch aus dem Grunde desto williger, weil er Sie nicht würde begangen haben, wenn er Sie nicht so sehr verehrte und liebte und nicht wüßte, wie sehr auch ich einen Miltitz liebe und ehre. Magister Nestler, wenn er nicht zu jung wäre, würde ein sehr guter Candidat seyn, und das Amt mit Freuden annehmen.

Leben Sie wohl, liebster Miltitz, und beschließen Sie das

Göreke sich seines vieljährigen lehrreichen und zärtlichen Umgangs mit eben dem feurigen Daule rühmt, mit dem er die treue Gefälligkeit desselben zu erheben pflegte." Hiernach scheint es, daß der Romulus seine Zaghaftigkeit überwunden und später ein Pfarramt angenommen hat.

alte Jahr glücklich und treten Sie, gesegnet von Gott, in das neue. Ich bin, so lange ich lebe,

Ihr Freund und Verehrer,
Gellert.

Leipzig, den 17. Decbr. 1763.

5.

An denselben.

Liebster und bester Herr von Miltitz,

Mit freudigem Herzen wünsche ich Ihnen zu Ihrer getroffenen Verbindung tausendfaches Glück. Gott lasse sie an der Seite Ihrer Schönberginn ein langes, zufriedenes und dem Vaterlande nützliches Leben, ich hoffe es sicher, leben! Alle Rechtschaffene billigen nicht nur Ihre Wahl, sondern ehren Ihre Braut mit lautem Beyfalle. O wie sehr erfreut mich's, daß der beste Mann wieder durch eine ihm gleiche Gattinn belohnet wird, und daß die Nachwelt wieder mehr gute Menschen von so guten Eltern zu hoffen hat. Ich umarme Sie in dieser meiner Freude und bin zeitlebens

Der Ihrige,
Gellert.

Leipzig, den 2. Januar 1765.

6.

An denselben.

Liebster Herr von Miltitz,

So ungern ich sonst iemanden für neue Bekanntschaften danke, weil ich die alten kaum unterhalten, tragen oder genug nützen kann; so gern und freudig danke ich Ihnen heute, mein Freund, (und wie vielmal habe ich Ihnen nicht schon im Herzen gedanket!) für die Bekanntschaft mit dem Herrn Landshauptmann von Schönberg*) und seiner Gemahlinn, die ich Ihnen schuldig bin und wirklich als eine Wohlthat ansehe. O das sind ein Paar vortreffliche Menschen! und es würde meinem Herzen schwer fallen, wenn es entscheiden sollte, wen ich höher schätzte, ob ihn oder sie? Ich fragte einmal den Abt Jerusalem, welches von seinen Kindern ihm das liebste wäre. Das weis ich selbst nicht, fieng er treuherzig an; das Nächste ist mir jedesmal das Liebste. — Ja, liebster Miltitz, es giebt doch immer noch viel gute Menschen in der Welt, mehrere als wir denken, und weit beßre, als wir sind oder iemals seyn werden. Dieß soll uns nun freylich demüthigen, aber doch noch

*) Wolf Christian von Schönberg auf Weicha, geb. 2. März 1727 zu Budissin, zuerst Lieutenant beim Reg. Prinz Xaver, 1753 Kriegsrath, 1756 Geheimer Kriegsrath und Kriegs-Commissar in der Oberlausitz, 1757 Deputirter der Lausitz bei der kaiserlichen Armee (wo er bei Daun in Ansehn stand), 1760 Kammerherr, und endlich im September 1763 Landeshauptmann der Oberlausitz. Seine Gemahlin war Wilhelmine Sophie Christiane, einzige Tochter Ulrich Conrads von Breizem auf Oberoßbach, k. poln. und chursächs. General-Accis-Rathes. Sie ward am 4. Mai 1756 zu Dresden dem Landeshauptmanne vermählt, welcher am 26. Oct. 1786 in Zittau gestorben ist.

mehr erfreun und zur edlen Nacheifrung mit Gott ermuntern. Auch habe ich zu Ende der Messe durch den Dienst des theuern Kammerherrn von Burgsdorf eine gewisse Baronessinn von Gersdorf kennen lernen, nach meiner Empfindung (und diese ist mir selten untreu) eine Dame von großen Verdiensten sowohl des Verstandes als des Herzens. Wäre ich gesünder und zum Umgange geschickter, so würde ich vielleicht diese Pfingstfeyertage zu Ihnen nach Oberau kommen und mit Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn, deren Bekanntschaft Sie mir nur gar zu lange vorenthalten, in die Lausnitz auf das Schönbergische Gut reisen. Doch so wie ich itzt und schon lange bin, ist dieses nur ein schimmernder Gedanke, der mehr schön als wahr ist. Möchte Ihnen doch Gott den Verlust Ihrer Tochter durch das Geschenke eines Sohnes ersetzen! Ich wünsche es herzlich und bin zeitlebens

Der Ihrige,
Gellert.

Leipzig, den 1. Jun. 1767.

7.

An denselben.

Leipzig, den 25. März 1769.

Theuerster Herr von Miltitz,

Die beiden lieben Grafen Reventlau[4], Ihre Freunde und Verehrer, verlassen mit Ihrem trefflichen Hofmeister unsere Academie, und hoffen und suchen bey ihrer Durchreise durch

---

4) Der älteste und der dritte Sohn des Geheimen Conferenzrathes Grafen Christian Detlev von Reventlow zu Christianssäde in Laaland von

Meißen das Vergnügen, sich einem Miltitz nochmals und auf immer empfehlen zu können. Mit diesen guten Kindern schicke ich Ihnen auch ein gutes Buch, wenn es Ihnen, liebster und bester Mann, etwan noch nicht bekannt seyn sollte; ich meyne, Senfs Unterricht für den gemeinen Mann auf dem Lande. Mag. Heyer und Schlesier, denen ichs zugeschickt habe, wollen von ihren Schulmeistern zuweilen des Sonntags Nachmittage einige Stücke in der Kirche vorlesen lassen. Vielleicht gefällt es Ihnen zu dieser löblichen Absicht auch; und welche rühmliche Absicht helfen Sie nicht befördern? Der Graf Bünau von Dahlen hat es dreymal verschrieben. Das Exemplar kostet, gebunden, zwölf, und ungebunden, neun Groschen. Ich umarme Sie mit einem Herzen voll Hochachtung und Liebe und bin zeitlebens

Der Ihrige,
Gellert.

---

seiner Gemahlin Johanna Sophie von Bothmer. Der ältere, Christian Detlev Friedrich, war geboren am 11. März 1748, ward zugleich mit seinem Bruder am 15. October 1768 zu Leipzig inscribirt, bekleidete von 1790 bis 1813 die Stelle eines Präsidenten der dänischen Rentkammer und war zugleich seit 1797 Staatsminister. Bei seinem 1827 erfolgten Tode hinterließ er den Nachruhm eines hochverdienten Staatsmannes, der namentlich auf die Verbesserung des Schulunterrichtes und der bäuerlichen Verhältnisse seine Thätigkeit gerichtet hatte. Seit 21. Juni 1774 mit des dänischen Geheimen Conferenz-Rathes Christian Ernst von Beulwitz Tochter (Friederike Louise Sophie, geb. 1. Juni 1747) vermählt, ist er der Großvater des jetzigen Fideicommiß-Inhabers der Grafschaften Reventlow und Christiansfäde.

Der jüngere Bruder, Johann Ludwig, geb. 28. April 1751, gestorben 1801, war Besitzer der Baronie Brahe Trolleburg auf Fühnen, wo er größtentheils lebte und sich mit Gründung einer Erziehungsanstalt so wie mit Aufhebung der Frohndienste beschäftigt hat. Seine Gemahlin war Sibylla, des dänischen Oberstlieutenants von Schubarth Tochter, geb. 16. September 1752, vermählt 16. Mai 1778. Es lebt noch eine Tochter aus dieser Ehe, die verwittwete Gräfin Wilhelmine von Holstein.

Der Fr. Gemahlinn empfehle ich mich zu Gnaden. — Vielleicht komme ich, wenn Gott will, gegen Pfingsten auf ein Paar Tage nach Meißen, und wohne bey Dr. Pörnern, meinem guten Freunde, und gewiß auch dem Ihrigen.

8.

An denselben.

Wohl an, theuerster Miltitz!

Ich will es in Gottes Namen wagen und meine Pfingstfeyertage in Oberau, in einem so guten und frommen Hause zubringen, und der Freuden des Umgangs, der Freundschaft und des Frühlings nicht so wohl genießen, als kosten. In der That bekommen Sie und Ihre würdige Gemahlinn einen elenden Gast; aber was ich verderbe, das wird Wagner und seine Frau, das wird der Hofrath Arebel wieder gut machen. Mein Getränke früh und bey Tische bringe ich mit. Ein Paar Hauptgerichte, bester Hr. v. Miltitz, die ich alle Tage, die ich Winter und Sommer, die ich wie Arzney esse, sind Spinat, in nicht fetter Fleischbrühe, ohne Würze und alles, gekocht. Diesen esse ich als Grünkraut Abends, ehe ich Fleisch esse. Das andere Gerichte ist gebacknes oder getrocknetes Obst, nämlich Pflaumen und Aepfel; diese esse ich ohne Zucker alle Mahlzeiten, etwan eine Mandel zusammen. — Finde ich in meiner Kammer ein leichtes leichtes Deckbette, und einen Großvaterstuhl; nun so dürfen Sie weiter für nichts sorgen.

Freytags, so Gott will, gehe ich bis Kreppendorf[5]) bey Hubertsburg zu dem Herrn von Zobel, bleibe die Nacht daselbst und denke Nachmittags bey guter Zeit bey Ihnen in Oberau einzutreffen, und etwan um drey Uhr in Meißen zu seyn; Gott gebe glücklich!

Ihrer Frau Gemahlinn und Fräulein Schwestern[6]) empfehle ich mich schriftlich zu Gnaden, bis ichs bald persönlich zu thun das Glück haben werde.

Der Ihrige,
Gellert.

Leipzig, den 6. May 1769.

Sollte ein unüberwindliches Hinderniß verfallen; nun so schreibe ich morgen Abend mit der reutenden Post. — In meine Stube bitte ich mir aus eine Bibel, und etliche historische Schriften.

---

5) Kreppendorf, ein nach Mahlis eingepfarrtes Rittergut.

6) Friderike Sybille und Sophie Henriette von Miltitz, jene am 27. April 1727, diese am 12. April 1729 geboren, blieben unvermählt und siedelten sich in Herrnhut nieder, woselbst die ältere am 5. August 1779, die jüngere am 7. August 1787 gestorben ist.

Druckfehler.

S. 5. Z. 11. v. u. lies: 117 statt 110
Ebendas. Z. 4. v. u. lies: quatre st. quartre
S. 11. Z. 19. v. u. lies: 85 st. 89
S. 27. Z. 5. v. u. lies: Tennstädt st. Dennstädt
S. 121. Z. 11. v. o. lies: weitere Anzeige st. weiter. Anzeige
S. 135. Z. 18. v. u. lies: 137 st. 136
S. 147. Z. 9. v. u. lies: 149 st. 148
S. 166. Z. 13. v. u. lies: 1731 st. 1631
Ebendas. Z. 5. v. u. lies: 4. März 1715 st. 31. März 1737
S. 172. Z. 3. v. o. lies: ich st. sich
S. 185. Z. 12. v. u. lies: Marie, der st. Marie der
S. 190. Z. 3. v. u. lies: Fräulein"; st. Fräulein
S. 193. Z. 1. v. u. lies: dem st. den
S. 196. Z. 2. v. o. lies: als st. las
Ebendas. Z. 8. v. o. lies: werden, st. werden
S. 197. Z. 16. v. u. lies: dem Bigthumischen st. den Bigthumischen
S. 202. Z. 12. v. u. lies: ich st. sich
S. 206. Z. 11. v. u. lies: 84 st. 93
S. 211. Z. 1. v. u. lies: Briefe st. Briefe.
S. 219. Z. 11. v. o. lies: 1763 st. 1869
S. 222. Z. 8. v. u. lies: 1711 st. 1771
Ebendaselbst lies: 1786) st. 1790.
S. 224. Z. 1. v. u. lies: Möthnitz st. Mötnitz
S. 247. Z. 13. v. u. lies: Kanzlers Rudolf st. Kanzlers. Rudolf
S. 251. Z. 4. v. u. lies: Aesthetik st. Aesthetik
S. 256. Z. 2. v. u. lies: seine st. seiner
S. 269. Z. 14. v. u. lies: treuherzig st. treuherzig.